Der Kunstwart
und Kulturwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Sechsundzwanzigster Jahrgang, drittes Viertel
April bis Juni 1913

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze", der Sprechsaal und die „Rundschauaufsätze" sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter", „Vollbilder" und „Noten" nach dem Alphabet geordnet.

Allgemeineres

Größere Aufsätze

Der Künstler als Vorkämpfer der Menschheit (Michel) 15 168
Stein und die Erhebung von 1813 (Meinecke) 15 185
Wagner und das Altdeutsche 16 275
„Der praktische Psychologe" — ein neuer Beruf (Fischer) 17 305
Organisation der Bildung (Avenarius) 18 377

Sprechsaal: Waffen an den Feind (Fick) 17 335

Rundschau

Nach Jathos Tode 13 47
Wahrheit wagen 14 129
Zur religiösen Krisis 15 209
Die Großen 16 279
Fünfzehnjährig und fünfzigjährig 17 350
Zum Gedenktage des Kaisers 18 421

Vom Ausland

Rundschau

Unsre Majestät, das Volk! 13 74

Bildung und Schule

Größere Aufsätze

Harmonische Bildung (Ernst Weber) 13 26
Landerziehungsheime. Was sie sind und was sie werden könnten (v. Greyerz) 14 84 15 176
Obligatorische Mädchenfortbildungsschule. (Reichel) 17 330
Vom guten Schulbuch (Corray) 18 398

Rundschau

Wünsche bei neuen Lesebüchern 13 77
In Wandervogelsachen 14 156
Die Verdächtigungen gegen die Lehrer 14 157
Der erste deutsche Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung 15 232
Für die Begabten 16 296
Zu Ostwalds Vielseitigkeit 16 297
Brauchen wir noch theologische Fakultäten? 17 370
Generalspezialuniversalbildung 18 447

Gesellschaft

Größere Aufsätze

Parlamentarische Einstimmigkeit (Stapel) 13 21
„Die Gesellschaft" (Frhr. von Miltitz) 15 161
Vom Entarten der Wohltätigkeit (Stapel) 17 327

Rundschau

Kirchenkonferenz und Enthaltsamkeit 13 65
Scheniert 13 67
Anzeigen als Anzeichen 14 13 69
Noble Stiftungen 14 149
Diplomatenstil 14 152
„Großmannssucht der Massen" 16 291
Vom dritten Geruch 17 365
Gesellschaftliche Formen 18 442

279241

Digitized by Google

Handel und Gewerbe

Größere Aufsätze

Köpenickiaden im modernen Erwerbsleben (Corbach) 18 391

Rundschau

Psychologie als Sklavengeißel 13 63

Braucht die Industrie Außenreklame? 13 64

„Städtische Glückshafen" und Dürerbundbuden 14 149

Unternehmungsgeist und Volksvermehrung 15 230

Die Reklamewirtschaft der „Illustrierten Zeitung" 16 290

Heer und Flotte

Rundschau

Kontrollversammlung und Alkoholverbot 17 369

Heimatpflege

Rundschau

Alt-Erfurt 13 61

Heimatschutz und Schülerherbergen 14 146

Vorsicht beim Freilegen! 15 229

Anzeigen als Anzeichen 15 15 230

Klagen gegen den „Heimatschutz" 17 360

Vom Straubinger Petersfriedhof 17 362

Landschaft und Landwirtschaft 18 440

Von der katholischen Seite

Rundschau

Beuroner Gedanken 13 69

Körperpflege

Größere Aufsätze

„Künstlerische Gymnastik" (Möller) 13 16

Angewandte Kunst

Größere Aufsätze

Zu den „Volkskunstausstellungen" (Müller) 14 92

Der Unternehmer und das Qualitätsprinzip im Kunstgewerbe (Buschmann) 15 183

Rundschau

Schlichtere Warenhäuser! 13 60

Theodor Fischers Stuttgarter Kunstgebäude 15 227

Die Anbetung der Mannequins 15 228

Warenhaus-Stil u. Wohnhaus-Stil 16 288

Naturformgärten 17 359

Kindliche Meinung über Kirchen 18 439

Bildende Kunst

Rundschau

Emil Preetorius 13 56

Die neuen Erinnerungsmünzen 14 145

Otto March † 15 222

Jubiläumsausstellung der Akademie in Berlin 15 223

Staatsgalerien und Kunsthändler 15 225

Der Fall Anton Werner 16 287

Gabriel Seidl † 17 357

Der Sezessionskonflikt 17 358

Anton Graff 18 428

Berliner Sezession 1913 18 428

Literatur

Größere Aufsätze

Jean Paul. Zum 21. März 1763 (Walzel) 13 7

Dichtungen als Predigtvorlagen. Eine gelegentliche literarische Prinzipienfrage (Nidden) 14 88

Digitized by Google

Gilgamesch (Bonus) 15 170
Kotzde — und ein Ende (Avenarius) 15 233
Schweizerische Romane. Grundsätzliches und Gelegentliches (Wolfgang Schumann) 17 313
Friedrich Huch (Wolfgang Schumann) 18 381

Rundschau

Fünfzigste Geburtstage 13 48
Johann Hinrich Fehrs 13 49
Für Arno Holz 14 113
Hebbel und Schlenther 14 132
Ein erotischer Roman (Flake) 15 210
Wer weiß, wie's trefft? 15 212
Die innere Form der Lyrik Stefan Georges 16 280
Offener Brief an den Kunstwart in Sachen der Ehrenspende für Arno Holz 16 283
Friedrich Huch 17 351
„Fortgeschrittene Lyrik" 17 351
Ein Engländer über deutsches Schrifttum 18 424

Mann und Weib

Größere Aufsätze

Zur abolitionistischen Bewegung (von Düring) 17 322
Die wirtschaftsästhetische Erziehung der Frau (Wolff) 18 393

Rundschau

Jahrbuch der Frauenbewegung 1913 13 75
Unsre Frauen und die Suffragettes 14 155
Frauenstimmrecht und Rassenhygiene 16 294

Musik

Größere Aufsätze

Wesentliches und Unwesentliches im Musikleben (Gürtler) 13 12
Um Richard Wagner 16 241
Zur Psychologie des Leitmotivs (Wolfgang Schumann) 16 269
Aufruf zur Gründung einer Gluck-Gemeinde (Arend) 18 386

Rundschau

Sang und Klang und anderes 13 55
Duncan und Dalcroze 14 137
Neue Bücher über Richard Wagner (Max Koch, Gerhard Schjelderup, Julius Kapp, Emil Ludwig, Erich von Schrenck, Sebastian Röckl und Richard Batka) 14 138
Mario Tarenghi 15 220
Parsifal in Zürich 16 286
Ein Buch über Richard Strauß (Steinitzer) 17 354
Ein neuer Weg zu Bach 17 356
Flötenspiel als Hausmusik 18 426

Naturschutz

Größere Aufsätze

Fremdbäume im deutschen Wald? (Weiß) 14 96

Rundschau

Rettet die Schönheit des Hegaus! 16 289
Das Hönnetal 17 362
Die Schußprämien der Brieftaubenvereine 17 363

Vom Recht

Größere Aufsätze

Friedensrichter (Bamberger) 14 99
Ein Justizmord? (Malzan) 14 105
Rechtsanwälte und Schuldnernot 18 389

Rundschau

Strafgesetznovelle und Alkohol 16 293

Digitized by Google

Von der Sprache

Rundschau

„An mein Volk“ als sprachliche Leistung 14 130

In den Tagesereignissen

Größere Aufsätze

Zu der einmaligen Vermögensabgabe 13 23

Rundschau

Vom Klassenkampf 14 152

Politik 17 365

Vom neuen Kronprinzenbuch 17 368

Kleine Erlebnisse eines preußischen Landtagswählers 18 444

Berliner Begeisterungen 18 446

Theater

Größere Aufsätze

Die Kino-Ballade (Rauscher) 13 1

Wagner und das deutsche Theater (Gregori) 16 266

Rundschau

Berliner Theater:

I: Komödien von Sternheim („Bürger Schippel“) und Ganghofer („Tod und Leben“) 13 51

II: Lothar Schmidts Komödie „Das Buch einer Frau“ 14 135

III: Tim Kleins „Veit Stoß“, sowie Sacha Guitrys „Einnahme von Berg op Zoom“ und andere Schwankkomödien (Impekoven und Bredschneider, „Hochherrschaftliche Wohnungen“) 15 213

IV: „Der Schleier der Pierette“ von Artur Schnitzler 16 284

Dresdner Theater:

Hebbels „Genoveva“ 15 216

Münchner Theater:

I: Ludwig Thomas „Säuglingsheim“ 13 54

II: Friedrich Bartels' „Burg Weibertreu“ 18 425

Stuttgarter Theater:

Wilhelm von Scholzens „Gefährliche Liebe“ 16 285

Studenten gegen die Werningerei 13 55

Dante im Kino 15 218

Zum Thema: Kino-Ballade 17 353

Unter uns

Größere Aufsätze

Mittelstelle für Volksschriften, gegründet vom Dürerbunde (Avenarius) 14 81

Rundschau

Keine Losen Blätter? 16 301

Schwindel gegen den Kunstwart; 18 450

„Dürer-Kalender“ und „Dürer-Verlag“ 18 452

Zumsteegs „Heiß mich nicht reden“ im 14. Kunstwartheft 18 452

Von Gerhart Hauptmanns Festspiel 18 453

Unser Reiseheft 18 453

Lebende Worte

Störenfriede 13 78

Vom Erziehen der Gesinnung; 14 157

Adel einst und jetzt 15 233

Was ist deutsch? 16 301

Vom Meister Eckehart 17 373

König und Vaterland 18 453

Lose Blätter

Böhme, Otto: Drei Gedichte 13 45

Dehmel, Richard: Die Hafenfeier 13 28

Frey, Adolf: Aus der „Jungfer von Wattenwil“ 17 339

Holz, Arno: Aus den „Sozialaristokraten“ 14 109

Holz, Arno: Aus dem „Phantasus“ 14 125

Von Stein und über ihn 15 190

Huch, Friedrich: Aus einer nachgelassenen Dichtung 18 401

Aus der Weisheit Jean Pauls 13 32

Digitized by Google

Bilder

Vollbilder: Heft

Ende, Hans am: Einsame Fahrt 14
Graf, O.: Gewitterlandschaft 17
Graff, Anton: Bildnis Jeanne Chodowieckas 18
— Bildnis Joseph Anton Christs 18
— Bildnis der Johanna Erdmuth Gräfin Schönfeld 18
— Selbstbildnis 18
— Bildnis Hans Ulrich Hegners 18
— Bildnis Johann Jakob Bodmers 18
Heroux, Bruno: Anbetung 15
Hofelich, Ludwig: Landschaftsstudie 17
Huch-Bildnis 18
Johnson, Artur: Und der Herr sprach 15
Kietz, Ernst Benedikt: Zwei Gelegenheitsblätter aus Wagners Jugend 16
Lenbach, Franz von: Bildnis Richard Wagners 16
— Bildnis Richard Wagners 16
Liebmann, Alexander: Blick ins Isartal 13
Meyer, Friedrich: Bildnis Jean Pauls 13
Neuhaus, Cläre: Alte Gasse 18
Neumann jr., Hans: Buchenwald 15
Pelikan, Emilie: Alpenrosenfeld 17
Preetorius, Emil: Sechzehn Zeichnungen 13
Pury, Edmond de: Bildnis Richard Wagners 16
Putz, Ludwig: Artilleriekampf 14
Reifferscheid, Heinrich: Gewitterlandschaft 17
Schnorr von Carolsfeld, J.: Bildnis des Frhrn. vom Stein 15

Heft

Thoma, Karl: St. Karin in Wisby 14
— Apotheke in Wisby 14
Wagner-Bildnis (Phot. von Elliot und Fry) 16
— (Phot. von A. von Groß) 16
Wagners Mutter (Bildnis von unbekannter Hand) 16
Weisgerber, Albert: Bildnis meiner Mutter 13

Illustrationsbeilagen:

Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: „Städtische Glückshafen“ und Dürerbundbuden 14
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Heimatschutz und Schülerherbergen 14
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Theodor Fischers Stuttgarter Kunstgebäude 15
Lange, Artur: Röhrsdorfer Schulmädchenbrunnen 15
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Vorsicht beim Freilegen! 15
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Straubinger Petersfriedhof 17

Textbilder:

Preetorius, Emil: Zwei Zeichnungen 13
Sieben Handschriftproben Jean Pauls 13
Maaß, Harry: Zwei Gartenzeichnungen 14
Ein Brief Richard Wagners 16
Eine Seite aus der Originalpartitur der Walküre (Akt II, Vorspiel) 16
Vier Bilder aus der ersten Ausgabe von Hebbels Schatzkästlein 18

Noten

Heft

Bach, Joh. Seb.: Fuge in F-Moll 17
Bruckner, Anton: Scherzo aus der „Neunten Symphonie“ 13
Gluck, Chr. W. v.: Ode an den Tod 18
— Andante 18

Heft

Mayer, Eduard: Serenade 14
Tarenghi, Mario: Fantasticando 15
Wagner, Richard: Aus „Tristan und Isolde“ 16
Zumsteeg, Johann Rudolf: „Heiß mich nicht reden“ 14

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Nach einer farbigen Radierung

Alexander Liebmann

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Aprilheft 1913 Heft 13

Die Kino-Ballade

„Was heutzutage zu dumm ist, um gesagt zu werden, das wird gesungen!“ Eine Wahrheit, die, wie der ganze Figaro, im Jahre 1784 so gut galt, wie im Jahre 1913. Unsre Libretti haben an Dummheit nichts eingebüßt, nur an Grazie und Einfällen. Das Wort „Kuß“ ist immer noch eine Pointe und eine gewisse schnoddrige Sentimentalität immer noch Trumpf. Und nicht nur Operetten-Libritti, auch die „Dichtungen“ der Musikdramen hätte, meiner ketzerischen Ansicht nach, Figaro in seine kleine Wahrheit miteinbezogen, wenn er nicht in der glücklichen Zeit gelebt hätte, wo Rameau und die Italiener sich rein musikalisch und nicht philosophisch bekämpften.

Aber wir sind die Enkel und haben die schöne Pflicht, unsre Vorfahren in den Schatten zu stellen. Figaros Wort genügt uns nicht mehr, wir sind stolz darauf, es weiterzubilden und damit der Wüste der Dummheit einige weitere Kilometer anzugliedern. Sagen wir mannhaft: „Was heutzutage sogar zu dumm ist, um gesungen zu werden, das wird lichtgebildert!“ Und wir stehen mitten in der aufblühenden Kino-Industrie, die im Monat durchschnittlich 150 000 solcher Meter speit und in Deutschland allein fast 3000 Tempel hat. Wenn man hört, daß in diesen Tempeln an Samstag- und Sonntagabenden in dem einzigen Berlin 350 000 Menschen ihre atemlose Andacht verrichten, so wird eine eingehende Betrachtung dieses neuesten Flagellantentums der Mühe wert erscheinen.

Vorerst noch einige Ablehnungen: Ich werde nicht volkswirtschaftlich; Zahlen beweisen für das, was ich zeigen will, nichts. Probleme der Volksbildung — oder Verbildung interessieren mich in diesem Zusammenhang nur insoweit, als sie Folge oder Ursache der Verderbnis einer fabelhaften Erfindung sind, also mit den Erscheinungen des Kinos mitbehandelt werden müssen. Ich glaube nicht, daß eine Gewalt wie Großberlin noch des Kinos bedurft hat, um seine Gassenkinder zu verderben. Ich glaube vielmehr, daß die Friedrichstraße oder gar die Ackerstraße viel überredender verderben, als der Film. Ich glaube schließlich, daß die jugendlichen Bösewichter, die vor Gericht etwas vom Gesehen-Haben im Kino murmeln, oft in der Zeitung gelesen haben, daß man heute als Jugendlicher vor Gericht so sagt. Ich glaube, daß der Kino eine ungeheure Macht ist, aber vom Leben übertroffen wird. (Das Wort „Kino“ will ich der Kürze halber beibehalten.)

Der Kino von heute ist schlecht. Er steht unter jeder anderen öffentlichen Vergnügungsveranstaltung. Selbst das ödeste Varieté bietet zwischen dem Blech seiner Chansonetten irgendeinen Trapez- oder Akrobatenakt, der dank einiger wohlausgebildeter, körperlicher Fähigkeiten mit Schönheit und disziplinierter Kraft zusammenhängt. Das Volkstheater mag mit Rührstücken oder lächerlichen Possen noch so sehr wider Natur und Geschmack sündigen: irgendein Darsteller

Digitized by Google

oder eine Szene knüpft sich doch ans Menschliche an, irgendwo klafft der Schwulst und der Himmel schimmert durch. Anders im Kino. Seine Naturaufnahmen sind nicht das Entscheidende. Die hat man in populären Belehrungsinstituten, wie vor allem in der Urania, auch. Im Kino sind sie nur Beilagen, sie füllen das Programm, von dessen Länge (zwei Stunden für 10 Pfennige) der Kassenerfolg abhängt, sie gruppieren sich mit andern Kleinigkeiten um das Kino-Drama. Wenn man sagt, der Kino von heute sei schlecht, so heißt das, das Kino-Drama sei schlecht.

Entwicklungen kann man nicht ändern, man muß sie hinnehmen — und auf sie wirken. Das Kino-Drama, oder wie ich es aus später darzulegenden Gründen nennen will: die Kino-Ballade ist zum Mittelpunkt der Kino-Industrie geworden. Von ihrer Zugkraft hängt der Erfolg des jeweiligen Programms ab, gegen ihren Wert und Nicht-Wert geht der Kampf der Reformer und Feinde. Diejenigen, denen Jugendfürsorge und Schutz einer moralischen Volksgesundheit in erster Linie stehen, wollen die Kino-Ballade einfach ausrotten. Das ist natürlich Torheit. Die Kino-Theater sind private, lediglich dem Geldverdienst gewidmete Unternehmungen, deren Besitzer in der Mehrzahl aus früheren Schaustellern oder Jahrmarktsbudenverkäufern, manchmal auch aus kleinen Varietéleitern sich ergänzen. Sie haben weder Lust noch Vorbildung, Volkserzieher zu werden, und das Recht, all das zu bringen, was mit dem Gesetz und der Zensur sich verträgt. Die Kino-Ballade ist ihr Verdienst, die Lust ihres Publikums, das hauptsächlichste Erzeugnis ihrer Fabrikanten. Zudem ist sie, wie ich hier gleich bemerken möchte, *im Prinzip* eine künstlerische Ausdrucksmöglichkeit.

Bleibt also die Aufgabe, die Kino-Ballade, mag man sie als notwendiges Übel oder als wünschenswerte Bereicherung ansehen, zu *verbessern*, ihren höheren Zielen zuzuführen und ihr ihre eingeborenen Mittel und Gebiete zuzuweisen. Dabei ist es unerläßlich, sich einfach rein theoretisch über ihre innere Natur klar zu werden. All die Versager, als welche sich bis heute gehobene, literarisch posierende Films herausgestellt haben, *mußten* versagen, weil ihre Hersteller sich nie einen Gedanken über die Naturnotwendigkeiten des Films erlaubt hatten. Eine falsche Analogie, wie sie schon aus den Worten „Kino-Theater“ und „Kino-Drama“ spricht, hat die Besseren dieser Film-Erfinder immer an eine Abart der *Bühne* denken lassen, während doch das Kino mit dem Theater lediglich eine *Äußerlichkeit* gemeinsam hat, das Ausdrucksmittel des menschlichen Körpers.

Die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen Kino und Bühne zeigt sich am besten, wenn ein gedankenloser Fabrikant ein Theaterstück oder eine Oper auf den Film überträgt. Das Drama entlädt sich in einigen wenigen Situationen, die vor und rückwärts weisen, der Film reißt rasch eine Situation an, läßt drei andere, flüchtig angedeutete folgen, greift auf ein längst vergangenes Bild erinnernd zurück, bringt zwischendurch eine die Stimmung unterstreichende Landschaft. Kurz er hat alle Möglichkeiten und alle Überraschungen zu Gebote, wie sie — der Roman hat. Die Bühne folgt den dramati-

Digitized by Google

schen, der Film unbedingt epischen Grundsätzen. Nur daß er vor dem Roman wiederum die glückliche Eigenschaft voraus hat, daß er schon so gesichtet ist, wie ihn der stoffliche, gedankenfaule Leser wünscht: nur das unbedingt Nötige wird gezeigt, und dabei muß man es nicht erst aus einer mehr oder weniger schwierigen Sprachrüstung herauslesen, sondern man sieht es; das, was beim Leser die Phantasie leisten muß, hat für den Kino-Besucher bereits der Fabrikant besorgt.

Eine weitere grundsätzliche Verschiedenheit liegt in dem Unvermögen des Films, als Ensemble zu wirken. Das breite Ausspinnen der Situationen im Drama bedingt eine breite Darstellung. Abgesehen von einigen wenigen Momenten muß das ganze Bühnenbild, die Gemeinschaft der Spielenden auf den Zuschauer wirken. Durch das lange Verharren der Bilder wird diese Wirkung des Ensembles noch nachdrücklicher, man empfindet alles im Rahmen der Bühne als ein Ganzes, hat jeden Einzelnen im Auge, und jeder Einzelne ist in der Lage, durch ein Wort wieder die besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Im Film wechseln die Bilder vor allem viel zu schnell, als daß man mehrere Personen stark empfinden könnte. Die Aufmerksamkeit sammelt sich auf den gerade Handelnden, der sofort in den Hintergrund gedrängt wird, wenn ein anderer den Faden der Geschehnisse aufnimmt. Dazu kommt noch ein zweites, in der Eigenart des Lichtbildes liegendes Moment: nur der im Vordergrund Stehende wirkt plastisch, schon die Person, die einen Schritt weiter hinten steht, wirkt flächenhaft, unlebendig, im besten Fall als bewegliches Fresko! So kommt es, daß, genau wie im Roman, nur vielleicht noch entschiedener, immer nur eine Person wirklich lebendig ist, während die andern nur in der Erinnerung leben. Man ahnt sie im Gedächtnis, während man liest, wirklich da für den Leser sind sie erst dann wieder, wenn sie handelnd eingreifen. Der Wegfall der Sprache wäre kein Beweis gegen die Möglichkeit eines Kino-Dramas. Das „stumme Spiel" könnte vielmehr die Verwandtschaft von Film und Drama bestätigen. Aber die durchaus erzählerische Tendenz der sprunghaften Situationenkette und die Wirkungslosigkeit des Ensembles im Kino machen es unmöglich, den Film als ein „Drama ohne Worte" zu bezeichnen, sondern lassen ihn unwiderleglich als eine lebendig gewordene Erzählung erscheinen.

Ist aber der Film epischer Natur, so entziehen sich ihm erstens alle drei dramatischen Stoffe. Um ein Beispiel zu sagen: „Der Barbier von Sevilla" (von Beaumarchais). Ich sage Stoff. Denn Beaumarchais' Meisterwerk legt zwar großes Gewicht auf die Handlung, doch selbstverständlich steckt das Unvergleichliche in der Behandlung, im Wort, in der Dichtung. Aber auch Stoff und Handlung entziehen sich dem Film. Der braucht eine Exposition wie eine Erzählung, in der rasch und schlagend die paar tatsächlichen Angaben enthalten sind, die man zum Verständnis braucht. Im Barbier, wie in jedem vollendeten Drama, liegt die wahre, die innerliche Exposition nicht lange vor dem letzten Wort erst vollendet da. Die paar erzählenden Worte Figaros bei der ersten Begegnung mit Almaviva sagen gar nichts und dienen lediglich den satirischen Absichten des Dichters.

Digitized by Google

Aber auch weiterhin würde im Barbier für den Film einfach zu wenig „passieren", die Situationen gleichen sich zu sehr, wenn man den blitzenden Dialog wegnimmt, der Barbier wäre im Kino in zehn Minuten gespielt. Zweitens aber fällt für den Film trotz seiner epischen Natur fast alles weg, was besonders dem modernen Roman seine Stärke gibt: das Psychologische, die Romane der inneren Vorgänge. Gegen dieses Grundprinzip hat zum Beispiel Paul Lindau gesündigt, als er den Film „Der Andere" herstellte. Es ist die Geschichte des Staatsanwalts, der durch einen Sturz vom Pferd sich eine Gehirnverletzung zuzieht, der nun nachts, seines eigentlichen Daseins unbewußt, in Verbrecherhöhlen schleicht, mit Gesindel sich verbündet und in die eigene Wohnung einsteigt. Der Stoff ist ein vorzügliches Schulbeispiel. Ich kann mir ihn als Drama denken (Lindau hat ihn ja zunächst auch als solches bearbeitet), wo dem Schauspieler das Wort und die Tonfärbung zu Hilfe käme, um die Umwandlung des Staatsanwalts in den „Andern" glaubhaft zu machen. Aber es wäre ein „Reißer", keine Dichtung. Ich kann mir ihn weit besser als Roman denken, weil hier der Dichter vollständig Zeit und Gelegenheit hätte, die inneren Vorgänge dieses kranken Gehirns zu zeigen, weil in diesem Stoff zwar ein sehr augenfälliger Vorgang enthalten ist, aber nur dem psychologisch Aufbauenden es gegeben ist, den Einen und den Andern zu verbinden. Im Kino ist der Stoff aber ganz unmöglich. Man bedenke: Wir sehen den Staatsanwalt vom Gaul fallen. Am Schreibtisch sitzen. Nervös und etwas gequält, wie ein Mensch, der sich nicht wohl fühlt. Und plötzlich steckt dieser Mensch eine Verbrechermaske auf und entwandelt in die Nacht. Man sieht drei, vier sich folgende Vorgänge, aber der innere Zusammenhang, das geheimnisvolle, geistige Band hält sie nicht umschlungen. Wir sehen: aha, der „Andere"! Aber wir glauben's nicht.

Man kann diese fast mathematisch genaue Formel aufstellen: Für den Film eignet sich alles, was sich für die Ballade eignen würde! Das Tempo der Ballade, ihre scheinbare Zusammenhangslosigkeit, die sich im Verlauf als eine höhere, folgerichtige Ordnung der Vorgänge erweist, ihre rasche Andeutung, ihr Vor- und Zurückgreifen: all das hat auch der Film. Danach nun wären die Stoffe für den Kino auszusuchen und zwar, meiner festen Überzeugung nach, vom Dichter, vom Literaten auszusuchen. Das Kino-Stück von heute krankt daran, daß es von Literaten stammt, die nicht denken wollen, oder in weitaus größrem Umfang von Kino-Regisseuren, die nicht denken können. Die Films sind unlogisch, ohne geschlossene Handlung, meist so toll geschmacklos, wie nicht einmal mehr unsre schlimmsten Rührstücke. Nun aber kommt der logische Unsinn der Gegner des „Kino-Dramas": Weil es so schlecht ist, dürfen sich ernste Schriftsteller nicht zu ihm erniedrigen! Welche Verkennung, die Ursache und Zweck verwechselt. Weil es so schlecht ist, und weil der Film die künstlerischen Möglichkeiten um eine neue bereichert, sollen sie sich seiner annehmen und ihn seiner Bestimmung, seiner Vollendung entgegenführen. Man muß von ihm nur nicht Dinge verlangen, die er nicht geben kann. Ein Psychiater sagte und glaubte dem Kino-Epos damit das Todesurteil zu sprechen: „Eine Psychologie ohne Sprache

Digitized by Google

ist für den hoch kultivierten Menschen nur in beschränktem Sinne möglich. Will also der Kinomatograph seelische Vorgänge im Menschen zum Ausdruck bringen, so muß er, um verständlich zu sein, sich auf die elementaren Ausdrucksformen im Mienenspiel, Gesten und Bewegungen beschränken, er muß vergröbern, übertreiben." Das ließe sich durch den Hinweis auf die klassische Pantomime oder auf den Tanz der Pawlowna widerlegen. Der Stil ist hier das Ausschlaggebende, das Verständigungsmittel, ohne zu vergröbern. Aber er sagt weiter: „Sollen Menschen jeder Art und Kultur am humoristischen und dramatischen Film Genuß und Vergnügen haben, so können bei der relativen Dürftigkeit der Ausdrucksmittel auch nur relativ elementare Vorgänge des menschlichen Lebens zum Ausdruck kommen." Übersetzt man die „relative Dürftigkeit der Ausdrucksmittel" sinngemäß mit „die dem Film eigentümlichen Ausdrucksmittel", so ist das alles sehr richtig und trifft auf den Film genau so zu, wie auf die Ballade, die sich immer mit relativ elementaren Vorgängen des menschlichen Lebens abgegeben hat.

Hier liegt der Irrtum dieser Kino-Reformer: daß sie den Film vergewaltigen wollen. Er gibt psychologisch nicht das, was das Drama bietet, also ist er minderwertig. Er kann im Gegenteil ein Retter aus der Not werden. Er kann, mit den rechten Leuten, die alte, schöne Fabulierkunst neu und eigenartig aufleben lassen, die wir, dank einer Überschätzung des Psychologischen, fast verloren haben. Ein Dumas des Films fehlt uns, einer mit der glücklichen Gabe, das Tatsächliche glühend zu verehren, der erzählen kann, spannend, unterhaltend, phantasievoll, und der diese schöne Erde mit Abenteuern belebt, statt die Menschen nach den Würmern ihres Unbehagens schon bei lebendigem Leib zu durchwühlen. Die Verachtung, die unsre Literaten für den frischen, unterhaltsamen Erzähler haben, hat sich auf den Film übertragen, der nur diese Gabe hat. Unsre Gebildeten fürchten sich, bei einer heitern oder ernsten spannenden, geschickt verschlungenen Vorgangsreihe Behagen zu empfinden, und so schelten auch sie snobistisch den Kino, nicht nur ihn, wie er heute ist, sondern auch wie er sein könnte! Sie wissen nicht, daß Talente wie Dumas, Dickens (mit einigen Einschränkungen), Hauff, Hackländer, im Kino ein Instrument finden könnten, das reine, erfreuliche Wirkungen verbürgte. Ja, daß die besseren unserer heutigen Unterhaltungsschriftsteller anständigere Dinge auf der Projektionsleinwand, als auf dem Papier hervorzubringen vermöchten, weil sie da ihrer saloppen Sprache, ihren mißglückten psychologischen Versuchen, ihrer guillotinenartig wirkenden Charakterisierungskunst entrückt und nur auf Phantasie, auf Erfindung von Vorgängen hingewiesen wären.

Nur fürchte ich vom Kino für das Publikum einen Nachteil: weil er so bequem erzählt, weil er die Versinnlichung der Vorgänge selber übernimmt, wird er, der unsern Literaten die Phantasie stärken könnte, beim Publikum eine allgemeine Phantasiefaulheit hervorrufen. Das wäre dann ein unvermeidlicher Parallelvorgang zu der Denkfaulheit, die eine ähnliche Macht, wie der Kino, bereits gezüchtet hat: die Zeitung.

Digitized by Google

Nun ist aber der Kino heute noch so, wie man schon bei dem Wort „Kino“ empfindet: spottschlecht. Bis unsre Schriftsteller gelernt haben werden, für ihn zu schreiben, ringt die Staatsautorität die Hände über dem Kino und die Kinoleute ringen ihre über die Staatsautorität, die Zensur. Ein Gesetzentwurf ist in Vorbereitung, der die Leitung eines Kino-Theaters von staatlicher Konzessionierung abhängig machen will, um so die Reihen der Herren Lichtspieltheaterdirektoren zu säubern und die Minderjährigen bis zum 16. Jahre von allzu gewagten Darbietungen fernzuhalten. Außerdem ist die Zensur mit einer wahrhaft großstädtischen Reklame an der Arbeit, um die schlimmsten Dinge zu verhindern und sich bei Verantwortungsvollen populär zu machen. Für Konzessionierung bin ich durchaus. Schon aus wirtschaftlichen Gründen, um verkrachte Existenzen fernzuhalten, die allzuoft bis jetzt den Kino als letzten Hafen erreicht haben, meist um darin noch zu scheitern. Auch das Verbot für die Minderjährigen ist vollauf am Platze, aber dann wende man auf die Programme für Erwachsene nur die Grundsätze des Strafgesetzbuchs und der allgemeinen Polizeivorschriften an. Nach einem Schema verbieten, etwa alle entfernt an ein Verbrechen oder Vergehen erinnernden Vorgänge zu verbieten, taugt nichts. Die Berliner Zensur hat diesen Weg auch schon verlassen, als sie für ein „vornehmes“ Kino-Theater (für sonst keines) den Lindau-Film „Der Andere“ freigab. Daß die Vorstadt vieles in Aufreizung und Rebellion verzerrt, was der Berliner Westen ohne Gefahr für seine etwaige Seele ruhig betrachten kann, habe ich mit eigenen Augen gesehen. In „Kintöppen“, die vom letzten Nickel jedes einzelnen Besuchers leben, wo der Fraß der Augen den des Magens ersetzen muß, wo alle Zuschauer zwischen der windkalten Straße ihrer Nacht und den Herrlichkeiten eines lichtgebilderten Bankierhauses sitzen, sieht man alles anders, hört die Stimme des Erklärers wie die eines Apostels und dampft im Gefühl des sozialen Unrechts. Aber was ist da zu machen? Man müßte Elend und Unglück abschaffen, damit diese Kino-Besucher nicht alles mit den Augen der Elenden und Unglücklichen ansehen, vor denen sich die Welt ins Blutige wandelt. Man müßte die Auto-Rennbahn am Tiergarten abschaffen und die schwarzen, lackglänzenden Gefährte mit ihrem bunten, blitzenden Inhalt. Die großen Hotels, deren Vestibüle wie Thronsäle auf das Pflaster hinausschimmern.

Der Kino ist die hellere, wärmere Welt für alle Enterbten; so schlecht er heute ist, er strahlt doch wie ein Kulturwerk in den grauen Straßen der ärmsten Viertel. Es wird an den Dichtern liegen, ihre Balladen so bunt, so freudig, so beseeligend auf seine weiße Wand zu werfen, daß die geistig und leiblich Hungernden auch vor ihnen satt werden.

Ulrich Rauscher

Digitized by Google

Jean Paul

Zum 21. März 1763

Ein eignes Phänomen ist es; ein Autor, der die Anfangsgründe der Kunst nicht in der Gewalt hat, nicht ein Bonmot rein ausdrücken, nicht eine Geschichte gut erzählen kann, nur was man gewöhnlich gut erzählen nennt, und dem man doch schon um eines solchen humoristischen Dithyrambus willen, wie der Adamsbrief des trotzigen, kernigen, prallen, herrlichen Leibgeber, den Namen eines großen Dichters nicht ohne Ungerechtigkeit absprechen dürfte." Dieses Urteil über den jungen Jean Paul steht in der schärfsten, feinsinnigsten, treffendsten und verständnisvollsten Charakteristik, die jemals auf ein paar Seiten über den Abgott des großen Lesepublikums um 1800 und den Liebling einiger weniger Auserlesener um 1900 niedergeschrieben worden ist: das Athenäumfragment 421 von 1798 ist gemeinsame Arbeit Friedrich Schlegels und seiner Schwägerin Karoline. Es vereint die epigrammatische Schärfe von Friedrichs Geist mit Karolinens künstlerischem Feingefühl und ihrem unbeirrbar sicherem Urteil über menschliches Tun und Treiben; ein Wortpräger von schlagender Charakterisierungskunst und eine Frau, die den Mittelpunkt einer Persönlichkeit zu erschauen und zu treffen wußte, arbeiten sich wechselseitig in die Hand.

Leibgebers Adamsbrief ist echtester Jean Paul. Er steht im vierten Kapitel des Buches „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel". Im „Siebenkäs", der 1796/97 erschienen war, hatte Jean Paul sein Wesen klarer noch ausgesprochen als in seinem ersten großen Roman „Hesperus, oder 45 Hundspostage" von 1795. Beide Richtungen seiner Erzählungsart sind hier vereinigt: die Neigung zur kleinbürgerlichen Idylle und der Anspruch, in Erziehungsromanen mit „Wilhelm Meisters Lehrjahren" zu wetteifern und in die Seelen der eigenwilligen und fortgeschrittenen Vertreter der Kultur des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts hineinzuleuchten. Gerade in Leibgeber hatte Jean Paul einen der Übergangsmenschen jener Tage erfaßt und in ihm eine Gestalt von ursprünglicher Sonderlichkeit und doch auch wieder von typischer Bedeutung verlebendigt, einen Menschen von solcher Kraft der Persönlichkeit, daß Jean Paul ihn noch in späteren Schriften zu benützen wagte. Leibgebers Adamsbrief ist vollends ein Muster- und Meisterstück Jean Paulschen Witzes.

Leibgeber schreibt ihn an seinen jungverheirateten Herzensfreund Siebenkäs. Er versetzt sich in die Seele Adams und hält in Adams Namen, am Hochzeitsabend mit Eva außen am Spaliere des Paradieses in grünen Tändelschürzen und in Pelzen auf und ab spazierend, eine Hochzeitsrede an die Mutter aller Menschen; er entwickelt, was für und was gegen die Erzeugung eines künftigen Menschengeschlechts spreche. Voraussetzung ist, daß Adam vor seinem Falle das Vorzüglichste von seiner Allwissenheit aufnotiert hat. Denn im Stande der Unschuld hatte er alle Wissenschaften innegehabt, die Universal- wie die Gelehrtenhistorie, die verschiedenen peinlichen und anderen Rechte und die

Digitized by Google

alten toten Sprachen wie die lebendigen; er war gleichsam ein lebendiger Pindus und Pegasus gewesen, eine tragbare Loge zum hohen Licht und gelehrte Gesellschaft und ein Taschenmusensitz und ein kurzes goldnes siècle de Louis XIV. Er beginnt seine Rede: „Jungfer, wir sind zwar die ersten Eltern und gesonnen, die andern Eltern zu zeugen, aber du denkst an nichts, wenn du nur mit deinem Löffel in einen verbotenen Apfelmus fahren kannst. Ich als Mann und Protoplast sinne nach.“ Und so entwickelt er ihr die bösen und die guten Seiten der künftigen Menschheit, läßt dort Borgia, Pizarro, den heiligen Dominikus und Potemkin, hier Sokrates, Kato, Epiktet, Antonin, dann Aristoteles, Plato, Shakespere, Newton, Rousseau, Goethe, Kant, Leibniz aufrücken und macht sie zu Zeugen eines angewandten Pessimismus und Optimismus. Pessimistisch sieht er den Vorwurf voraus, er hätte gescheiter sein und lieber gar nichts zeugen sollen als solches Gesindel, wie die meisten Räuber sind — „gekrönte Imperatoren auf dem römischen Thron und Statthalter auf dem römischen Stuhl, wovon jene sich nach Antonin und Cäsar und diese nach Christus und Petrus nennen werden, und unter welchen Leute sind, deren Thronstuhl ein Lüneburgischer Torturstuhl der Menschheit und ein Steinischer Geburtsstuhl des Gottseibeiuns ist, wenn er nicht gar ein umgekehrter Grève-Platz wird, der zugleich zu Hinrichtungen des Ganzen und zu Freudenfesten des Einzelnen dient.“ Optimistisch ruft dieser Adam: „Eva, wirklich angesehenes Mitglied der gegenwärtigen fruchtbringenden Gesellschaft oder produzierenden Klasse im Staat, . . . ich schwöre dir, ich werde eine Stunde voll einiger seligen Ewigkeiten haben, wenn ich auf dem Nebenplaneten den Kreis von Klassikern und von Wiedergebornen flüchtig durchlaufen und endlich vor Wonne auf den Satelliten niederknien und sagen werde: guten Morgen, meine Kinder!“

Der ganze Jean Paul steckt in diesen Scherzen, die einen tiefernsten Kern umhüllen. Er schüttelt seine Schellenkappe, um die Menschen zu freiem und frohem Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Ziele zu erwecken. Ein Schalk mit der lachenden Träne im Wappen neckt und spottet; und doch liegt in dem Neck- und Spottwort ein tiefer Sinn versteckt, und unvergessen bleiben die großen Gedanken, die sich an das Wort „Mensch“ knüpfen. Humanität im Sinn des achtzehnten Jahrhunderts, im Sinn vor allem des Humanitätsapostels Herder ist das Glaubensbekenntnis Jean Pauls. Als rechter Sohn des Zeitalters der Aufklärung betätigt und erweist er sich. Mochte die Aufklärung auch schon längst, und zwar besonders durch Herder, überwunden sein, etwas von ihrem Hochgefühl, ihrem Stolz, daß der Mensch es so herrlich weit gebracht habe, bleibt doch in Herder und in Jean Paul bestehen. Gedacht ist dabei ausschließlich an die großen geistigen Gewinne der Menschheit. Mit rührender Andacht huldigt Jean Paul den Vorkämpfern des aufwärtsstrebenden Menschengeistes, sie machen ihn zum Optimisten und vertreiben pessimistische Anwandlungen, die ihn beschleichen, wenn er das Böse und Schlimme erwägt, das von Menschen in Gottes schöne Schöpfung hineingetragen worden ist. Genau so läßt Herder zu gleicher Zeit in den „Briefen zur Beförderung der Humanität“ die Pfadfinder und

Digitized by Google

Träger der Kultur an sich vorüberziehen und bucht, was sie für die Menschheit und für deren Höherentwicklung getan haben. Zu einer Zeit, da alles ins Ästhetische übersetzt wurde, da die Gebildetsten und Berufensten unter den Kulturbringern Deutschlands sich von den Tagesvorgängen einer aufgewühlten Welt abwandten, richtete Jean Paul mit Herder und einigen wenigen anderen die Blicke auf das Leben des Tages. Goethe und Schiller hatten sich allmählich gewöhnt, dieses ereignisreiche Tagesleben weit von sich zu rücken und nur aus betrachtender Ferne zu beschauen, nicht aber die Rolle des Rufers im Streit zu spielen. Sie erhoben in das verklärende Licht künstlerischer Gestaltung, was sie ganz so wie Jean Paul beengte und bedrängte. Innerlich waren sie um nichts minder frei und freiheitlich gesinnt als Jean Paul. Doch längst hatten sie aufgegeben, den Inhabern des römischen Throns und des römischen Stuhls so kühne Worte zuzurufen, wie Adam-Leibgeber sie wagt. Nicht minder kühn als in Leibgebers Brief verfolgte Jean Paul bis an sein Lebensende die öffentlichen Vorgänge mit ermunterndem, anspornendem oder auch mit abwehrendem und warnendem Wort. Gleich Arndt rief er später zum Befreiungskampf auf; und als dann die Reaktion kam, entfaltete er wie nur irgendeiner der jungen Freiheitskämpfer als alter Mann das Banner der Volksrechte.

Leibgebers Brief ist auch ein vortreffliches Beispiel für die „grotesken Porzellanfiguren“ des „wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes“ von Jean Paul. Haarscharf umschreiben diese Worte des Athenäumfragments die seltsame Bildlichkeit Jean Pauls; er selbst vergleicht seinen Bilderwitz mit einem Pfarrer, der zwei entfernte Vorstellungen kopuliert, am liebsten solche, gegen deren Vereinigung alle Verwandten sind. Da kommen überschwängliche Geschmacklosigkeiten mitunter heraus: bei der Schilderung eines Kirchhofs voll Blüten und Blättern kann er vom Knochenbau des Todes reden, der in Jugendfleisch gekleidet ist. Oder ein Beglückter ist bei Jean Paul von den grünenden Welten voll Auen umflogen, die die Sonnenkugel seines Kopfes in den Äther geworfen hat; daß der Vergleich des Kopfes mit einer Sonnenkugel (statt mit der Sonne) unangenehme Vorstellungen wachruft, bemerkt Jean Paul augenscheinlich nicht. Überhaupt wirkt dieser groteske Bilderwitz immer erkältend, wenn er an ernsten oder gefühlvollen Stellen erscheint. Und auch da gilt die Bemerkung des Athenäumfragments: „Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem bessern; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher.“ Komische Wirkung zu erzielen, bedient sich Jean Paul der altbewährten Mittel, etwa der Häufung verwandter Begriffe, die durch ihn den Brentano und Börne lieb geworden ist. Wieder ist Leibgebers Brief eine ganze Sammlung von Beispielen. Wenn Adam von Kain redet, so nennt er ihn „unsern ersten Fechser und Ranken, unsern Prinzen von Wallis, Kalabrien, Asturien und Brasilien“. Und der Begriff der Menschheit, die von Adam abstammen soll, löst sich ihm auf in Stockböhmen, Pariser, Wiener, Leipziger, Bayreuther, Höfer, Dubliner, Kuhschnappler und ihre Weiber und Töchter dazu.

Digitized by Google

Pikante Geschmacklosigkeit! So nennt es das Athenäumfragment. Kein größerer Gegensatz als das Streben Goethes und Schillers nach den großen und schlichten Linien antiker Kunst, nach edler Einfalt und stiller Größe, und dies bewußte Zusammentragen eines uneinheitlichen, aber drolligen und fesselnden Trödelkrams! Freilich wirkt der Wille des künstlerischen Gestalters weit weniger mit als eine gewisse Lässigkeit und ein fühlbarer Mangel an kräftiger Selbstzucht. Er bastelt am Einzelnen gern herum und wartet dann zögernd auf den Augenblick, in dem von selbst die Einzelheiten ein Ganzes werden sollen. Längst ist er am Werk, und noch hofft er auf die glückliche Stunde, die ihm die Charaktere und die Fabel der ganzen Dichtung schenken soll. Darum gelangt er fast nie zu einer übersichtlichen Architektonik. Die „Flegeljahre" mußten überhaupt Fragment bleiben, weil Jean Paul auch diesmal ganze Bände auf die Möglichkeit hin gewagt hatte, für eine unauflösliche Schwierigkeit eines Tages die Lösung zu finden, und weil dann ausblieb, was noch nie ausgeblieben war.

Solch lässige Kunst hindert ihn nicht, jedem seiner Werke etwas einheitlich Zusammenhaltendes zu schenken. Es ist die Lebensstimmung, die in den dichterischen Gestalten waltet und dem Stil wie der Naturschilderung einen einheitlichen Ton leiht; in gleichem Sinne hatte Herder von dem „Lokalgeist" einer Dichtung gesprochen, und ihn an Shakesperes Tragödien nachgewiesen. Diese starke vereinheitlichende Kraft der Stimmung lockte die Romantik. Schon das Athenäumfragment bezeugt, daß der Romantiker Friedrich Schlegel in Jean Paul, mochte auch manches gegen ihn einzuwenden sein, einen Geistesverwandten empfand. Die Romantik griff denn auch gern zu Jean Pauls Büchern, lernte von ihm, sah ihm seine Witze ab, die den romantischen Neigungen vielfach entgegenkommen. Gleich ihm liebt sie, in andächtige Stimmung zu versenken und dann mit einem Ruck in die Prosa des Daseins hineinzuversetzen. Brentano und Heine bedienen sich zu diesem Zweck genau derselben Mittel wie Jean Paul. Er aber trat früh genug mit der Romantik in Fühlung, um trotz aller Eigenwilligkeit seines Geistes auch von ihr sich anregen zu lassen. Ja es gibt Strecken in seinem Entwicklungsgang, auf denen er sich beinah wie ein Anhänger des romantischen Kreises fühlte. Zuletzt freilich zog er sich von den Romantikern zurück und schränkte manches Wort des Lobes, das er einst über sie ausgesprochen hatte, wieder ein. Doch wie sein Verhältnis zur Romantik von anfänglicher Fremdheit zu inniger Berührung und zu neuer Entfernung weiterschreitet, so ist Jean Paul auch nichts weniger als ein dauernder Gegner von Goethes und Schillers Klassizismus. Diesem grundsätzlich ungriechischen Geist ging doch vor den Antiken Dresdens die Größe griechischer Kunst auf und er fand Stunden, in denen ihm die letzten Gesänge der „Ilias" und des Sophokles „Ödipus auf Kolonos" zu höchsten dichterischen Werten wurden.

Die Romantiker fanden in Jean Pauls Menschen manche Seelenverwandte wieder. Ganz gewiß war Jean Paul, mindestens in seinen Anfängen, kein begnadeter Menschenformer. „Seine Frauen haben rote Augen und sind Exempel, Gliederfrauen zu psychologisch-morali-

Digitized by Google

schen Reflexionen über die Weiblichkeit oder über die Schwärmerei." So urteilt Karolinens urgesunde Kenntnis der weiblichen Seele im Athenäumfragment. Und weiter heißt es: „Überhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen; genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt." Aber gerade diese „treffenden Bemerkungen", diese plötzlich eröffneten Einblicke in eine Menschenseele, Einblicke, die bei wachsender Lebenskenntnis dem Dichter mehr und mehr glückten, wo Frauen zu zeichnen waren, machen seine Dichtungen zu Fundgruben feingeschauter seelischer Abschattungen. Wurde doch Jean Paul von Frauen genug umschwärmt, um mindestens die Seelenvorgänge verstiegener und überspannter Weiblichkeit aus nächster Nähe beobachten zu können. Indes gelingt ihm auch ein Leibgeber, der aus derberem Holz geschnitzt ist. Und das Höchste, was er an seelischer Erfassung von Charaktereigentümlichkeiten des Mannes geleistet hat, ist sein Roquairol in dem Roman „Titan", der nächste Nachbar von Tiecks William Lovell und mit ihm der Vorläufer aller Blasierten, Zerrissenen und Lebenskomödianten, die auf Jahrzehnte hinaus den deutschen Roman bevölkern, der deutschen Weltschmerzlyrik ihren Eigengeschmack geben und noch im Grafen Bertram von Hebbels „Julia" einen dramatischen Nachfahren finden sollten. Das ist Byronismus vor Byron. Als die Deutschen um 1820 sich mit wenig Witz und noch weniger Behagen in die Pose Byrons warfen, war ihnen entschwunden, daß Jean Paul diese Pose schon längst und zwar aus der Beobachtung deutschen Lebens dichterisch festgelegt hatte.

Je älter Jean Paul wurde, desto lieber verzichtete er auf das Weiche und Sentimentalische. Sein Humor zielte nicht weiter auf Rührung. In kräftigeren und derberen Strichen zeichnete er krause Originale; Holzschnitte mit starken Linien und einer unverkennbaren Neigung zur Karikatur verdrängten alles Zarthingetuschte seiner Jugenddichtungen. Der zynische Doktor Katzenberger (1809) ist mit der unverkennbaren Neigung zum Ekelhaften geformt, die auch dem alternden Gottfried Keller etwa nach einigen Stellen der „Legenden" nicht fremd gewesen sein mag. Schon Katzenbergers Vorliebe für Mißgeburten dient seinem Wunsch, der Welt möglichst unangenehm zu werden. Wie freut er sich, ein Werk der Liebe vor fremden Augen leisten zu können, wenn er einen mit Branntwein getränkten Pfefferkuchen, den er bisher als Magenschild zum besseren Verdauen auf der Herzgrube getragen hat, munteren Kindern als Nähr- und Stärkungsmittel stiften kann; sie sollen sich aber redlich darein teilen! Gern huldigt er vor Zuschauern auch seinem Lieblingsvergnügen, einen feinen Iltispinsel in den rechten Gehörgang bis nahe ans Paukenfell zu stecken und ihn darin umherzuwirbeln. Von den Chinesen will er die schöne Sitte entlehnt haben, und wie sie hält er diesen Ohrenkitzel und Ohrenschmaus für den Himmel auf Erden.

Gleichwohl bringt Jean Paul auch solche Menschen seinem Leser nah. Humor braucht es allerdings, um da mitzukommen. Merkwürdig wenig Humor aber bewies Börne, als er wenige Wochen nach Jean Pauls Tod anfangs Dezember 1825 seine Denkrede auf ihn hielt. In Börnes Augen wurde der Dichter zum Jeremias sei-

Digitized by Google

nes gefangenen Volkes. Er feierte den Dichter der Liebe, der caritas, den Priester des Rechts, den sittlichen Sänger; noch mehr den Richter der Menschheit, der wie Blitz und Sturm eine Erde voll Dunst und Moder zu reinigen vermochte, der, wenn er zürnte, ein Donnergott, wenn er strafte, eine blutige Geißel war und einen guten Zahn hatte, wenn er verhöhnte. Börne machte Jean Paul zum Inbegriff aller Gegensätze von Goethes Wesen. Jedes Wort, das er zu Jean Pauls Gunsten sagt, hat eine Spitze, die sich gegen Goethe richtet. Was Jean Paul vom Klassizismus und von der Romantik trennt, wurde von Börne und seinen Gesinnungsgenossen geflissentlich in den Vordergrund geschoben: seine herderisch gefärbte Humanität, sein Interesse für die öffentlichen Vorgänge, seine politisch freiheitliche Gesinnung. Von seiner pikanten Geschmacklosigkeit redete man nicht, aber man eiferte ihr nach. Börnes Stil und Sprache sind besonders in seiner Jugend durchaus von Jean Paul bedingt. Die Widersprüche der Stimmung, in denen sich Jean Paul gefiel, die groteske Bildlichkeit, in der er diese Widersprüche vortrug, kurz der Poet, dem — nach Vischers Worten — „unter Narrheit, unter Witzen der Sehnsucht Zähren an den Wimpern blitzen", wurde vom jungen Deutschland getreulich nachgeahmt; es überließ aber späterer Zeit, sich ohne scheele Blicke auf Goethe solcher ganz ungoethischen Kunst zu freuen. Den menschlichen und künstlerischen Reiz dieser Widersprüche und Gegensätze sprach Vischer in seinen Dreizeilern von 1879 mit unvergleichlicher Frische der Charakteristik aus:

„O du, dem hart am überschwellten Busen
Ein Spötter wohnt, ein Plagegeist der Musen,
Der Todfeind des Erhabnen, der Verstand!

Grabdichter, Jenseitsmensch, Schwindsuchtbesinger!
Herz voll von Liebe, selger Freuden Bringer
In arme Hüttchen an des Lebens Strand!

Du Kind, du Greis, du Kauz, Hanswurst und Engel,
Durchsichtger Seraph, breiter Erdenbengel,
Im Himmel Bürger und im Bayerland!

Komm, laß an deine reiche Brust mich sinken,
Komm, laß uns weinen, laß uns lachen, trinken,
In Bier und Tränen mächtiger Kneipant!"

Oskar Walzel

Wesentliches und Unwesentliches im Musikleben

Seit kurzer Zeit tritt Eugen d'Albert wieder als Pianist auf. Und der große Erfolg ist ihm treu geblieben, wie man fast allerorten bestätigt findet. Ein Erfolg, der im wesentlichen durch die magische Kraft der Persönlichkeit verbürgt wird, nicht durch die technische Meisterschaft. Dies ist bemerkenswert genug. Es gab eine Zeit, da d'Albert auch technisch die meisten seiner Konzertrivalen schlug; sie ist längst vorüber, — was heute von manchen Jüngeren an Brillanz und Spielakrobatik geleistet wird, geht weit hinaus über

Digitized by Google

das, was d'Albert für gewöhnlich an Technik aufwendet. Aber die Persönlichkeit! Immer wieder hört man es: das prachtvoll urkräftige Temperament, das herrschgewaltige Auftürmen der einzelnen Tonsätze, die freibewegliche Leidenschaft der Einfühlung, die Absicht auf das Eigentliche und Innerlichste. Für mein Teil möchte ich mich weigern, mit der Anspruchslosigkeit mitzugehen, die unsere Anforderungen an das Musikleben heute so oft bestimmt. Ich gebe zu, daß jene Absicht in d'Alberts Spiel jederzeit fühlbar wird, mir persönlich bleibt noch zweifelhaft, ob er auf dem besten Wege zu den letzten Offenbarungen ist. Es ist eine hinreichend oft bemerkte Tatsache, daß sein Spiel häufig „fehlerhaft" ist. Daß er gelegentlich ohne inneren Grund das Tempo wechselt, oft das Tempo überhetzt, Ungleichmäßigkeiten und Maßlosigkeiten verschiedenster Art merken läßt. Man pflegt das als die Kehrseite seiner Vorzüge zu entschuldigen, nein: fast schon nicht mehr zu „entschuldigen", sondern zu rühmen. Das großzügige Temperament müsse eben die vielen Schranken überspringen, die dem Anfänger gezogen sind. Nach meiner Meinung birgt sich hinter solchen Äußerungen ein seltsamer Irrtum. Die „letzten Offenbarungen", welche ein Konzertspieler uns zu geben hat, stammen doch wohl gar nicht aus *seinem* Innern. Ich gehe nicht ins Konzert, um mit Kreißler, mit Wüllner, mit d'Albert innerlich zusammenzustoßen, sondern um der Erhabenheit *Beethoven*schen Innenlebens, der Herrlichkeit *Mozart*scher Visionen, der Leidenschaft *Schubert*schen Gesanges inne zu werden, wobei mir dann jenes „Zusammenstoßen" höchstens störend sein könnte. Nun sind Leidenschaften und Temperament jederzeit höchst individuell gefärbt; man kann wohl begreifen, daß Tolstoi gerade die für unser Empfinden großartigsten Werke eines Beethoven ablehnte, da er einmal als Kunst nur gelten ließ, was *allgemein* verständlich schien. Jedenfalls aber wollen wir Leidenschaft und Temperament, Erhabenheit und überhaupt Kunst möglichst in jener Darbietung, die dem Wesen des jeweiligen schöpferischen Individuums am feinsten angepaßt ist. Individualismus wohl, aber den des Schaffenden; der des Reproduzierenden wird ungezügelt leicht in die Gefahr kommen, den des Schaffenden zu vergewaltigen. Also nicht Angst vor dem Ausbruch eines letzten Innerlichen läßt uns eines d'Albert „Fehler" bemerken, sondern die Liebe zu einem Innerlichen höherer Ordnung, zu den Schöpfern selbst. Und wenn ein Beethovensches Adagio keine Tempowechsel enthält, ein Schlußsatz Allegro und nicht Prestissimo überschrieben ist, so entschädigt schließlich kein Temperament der Wiedergabe für die Entstellung des Wesens, das der Schöpfer seinem Werk verliehen wissen wollte. Damit rede ich nicht einer langweilig schulmäßigen Wiedergabe das Wort. Raum für die notwendige Eigenbewegung des nachschaffenden Temperamentes läßt auch ein minder zügelloses Spiel noch. Und die höchste Tugend eines Nachschaffenden wird immer sein, der *vollkommnen Beseelung* die *vollkommene Unterordnung* unter das eingeborene Gesetz eines Werkes zu verbinden.

Es ist aber bezeichnend für unsere Zeit, daß wir dem „Persönlichen" gegenüber so nachgiebig sind. Nicht etwa, weil wir an Subjektivismen Mangel litten, tun wir dies. Das ist gar nicht der Fall. Wer die

Digitized by Google

hervorragenden Dirigenten- und Virtuosennamen kennt, weiß, daß jeder fast eine subjektive „Auffassung", eine „persönliche Note" bezeichnet. Daß jemand einfach ohne große Persönlichkeitentfaltung hingebungsvoll musiziert, sichert ihm ja heute kaum noch Aufmerksamkeit.

Wir beobachten in jener Nachgiebigkeit vielmehr eine allgemeine Neigung der Heutigen, das Nicht-Eigentliche aufmerksam zu verfolgen, eine Richtung der Teilnahme auf das Außersachliche. Ähnlich Denkende haben es beklagt, wie oft in gewissen Theatern die Aufmerksamkeit für die Rollenbesetzung der Teilnahme für ein Werk selbst den inneren Raum streitig macht. Das Überwuchern des konzertmäßigen Musizierens über die häusliche Musikpflege ist ja selbst ein Anzeichen davon. Denn nicht allein die Unfähigkeit, daheim einen tieferen Genuß sich zu schaffen, treibt so viele in den öffentlichen Saal, sondern in zahllosen Fällen jene geheimnisvolle Lust am Sensationellen, das sich für sie dem „Auftreten" eines Virtuosen verbindet. Es ist nur natürlich, daß wir nun, nachdem die Richtung einmal so genommen ist, das Heil auch immer weiter dort suchen, wo es nimmer zu finden sein kann. Man empfindet ja schließlich am virtuosischen Konzert etwas Anspruchvolles. Und flugs fordert man zwar auch die Einschränkung des öffentlichen Musizierens, aber öfter und lauter neue Hilfsmittel — etwa die Verdunkelung des Saales. Indessen: das ist inkonsequent. Geht einmal die Masse der Besucher um des Virtuosen willen hin, so heißt es nur, ihre Augen überanstrengen, wenn man den Helden des Abends in Halbdunkel hüllt.

Die tägliche Kritik in den Zeitungen tut dem Zug der Zeit fast nie Einhalt. Wie selten ist es geworden, was Unbefangnen fast das einzige Natürliche scheinen müßte: daß der Kritiker sich mit den vorgetragenen *Werken* und ihrer *Auffassung* durch den Vortragenden auseinandersetzt, so daß dem Leser die inneren Werte des betreffenden Abends ins Gedächtnis gerufen und geklärt würden. Man sagt, der Kritiker würde sich gegenüber den ständigen Wiederholungen des Gleichen im Konzertsaal allzu rasch ausgesprochen haben. Dagegen kann nicht scharf genug gesagt werden: wer so meint, möge von der Beschäftigung mit Kunst lassen! Der unendliche Reichtum eines wirklichen Kunstwerkes gibt jedem Erlebnisfähigen hundertfach Möglichkeiten, einmal dies, einmal jenes daran mit besonderer Aufmerksamkeit zu erfassen, jedenfalls aber weit mehr als die durchschnittliche Kritik an den Stimmen und Virtuosenarten wahrnimmt, welche heute so liebevoll berücksichtigt und notwendig oft so oberflächlich beurteilt werden.

Die Richtung auf das Außersachliche hat noch so manche Früchte gezeigt. Ein Teil der Programmpoetiken geht wohl auch auf sie zurück, mit denen immer wieder das Konzertwesen reformiert werden soll. Gutes soll das Programm bringen, insofern waren die Programmreformen sicherlich am Platz. Für ausruhende *Pausen* soll man sorgen, denn die innere „Umstellung" von einem Werk auf das andere will oft gerade beim Empfänglichen ihre reichliche Zeit. Gewiß ist es auch nicht erwünscht, nach der Ouvertüre des Eremitenglöckchens eine Tragische Symphonie zu hören, nicht einheitlich, wenn

Digitized by Google

auf einen Trauermarsch Beethovens ein Ivanovicischer Walzer folgt. Aber die Einheitlichkeit und Komposition des Programms hat in einem Konzert, das größere Werke bringt, und genügende Pausen zwischen sie einfügt, einfach deswegen keine ausschlaggebende Bedeutung, weil für den wahrhaft Hingegebenen und Genießenden die Vertiefung in ein Werk jeden Gedanken, jede Erinnerung an das Vorhergehende oder Folgende sehr schnell ausschließt. Beginnt ein Konzert mit Beethovens appassionata, so stört es keinen Empfänglichen, während sie erklingt, daß danach Mendelssohnsche Lieder ohne Worte folgen werden: er weiß es nicht, selbst wenn er das Programm kennt, denn während der Sonate kann er nichts „wissen" als diese selbst.

Kürzlich kam ein Aufruf in meine Hände für ein „Symphoniehaus". Die deutschen Konzertsäle, so etwa hieß es da, genügten nicht den höheren Ansprüchen der Genießenden, ein eignes, dem Alltaglärm entrücktes, mit besonderer Technik und besonderem Kunstsinn gebautes Haus müsse für die Andacht der Musikgläubigen errichtet werden. Ich bezweifle nicht die allerbeste Absicht der hervorragenden Unterzeichner jenes Aufrufs, aber ich verstehe sie nicht recht. Wie — wenn nur von gutem Orchester, gut dirigiert, die großen Werke der Meister vorgespielt werden, das übe noch nicht so viel Bann auf uns aus, daß wir der kleinen Alltäglichkeiten darüber vergäßen und ein geschmackloses Saalornament darüber übersähen? Mir scheint: wenn wir die äußerliche Empfindsamkeit immer mehr pflegen und übertreiben, so kann es darin keine Grenze geben. Auch ein noch so neuartiges Symphoniehaus wird dann wieder noch feinere Mängel haben, man wird den Besuchern Gummisohlen vorschreiben müssen, um das Wandeln von irdischen Schuhen durch den Raum unsterblicher Klangwerke noch mehr verstummen zu machen, seidne Kleider werden uns stören und sowohl das gebrochne Tages- wie das Lampenlicht wird uns beleidigen. Und sitzen wir erst laut- und bewegungslos im Dunkeln, so wird man die Wohngelegenheiten am Ort des Symphoniehauses in Angriff nehmen. Keine Hotelzimmer! Nur Genießerzimmer! Statt der Kellner Konservatoristen, die uns verständnisinnig ein Beefsteak à la Rossini oder eine Truffe à la Meyerbeer vorlegen . . .

Eine nationale Aufgabe vermag ich in alledem nicht zu erblicken. Nicht einmal die Versenkung des Orchesters erscheint mir das Wesentliche. Denn Mozarts, Bachs und Beethovens *Geist* steckt nicht in der mehr oder minder hellen oder dunkeln Klangfärbung oder jener geringen Vereinheitlichung des Klangkörpers, die man so erzielt. Dagegen hat es für den Genießenden oft Bedeutung, daß er den Dirigenten oder einzelne Instrumentalisten sehen kann. Was würde man sagen, wenn zur Hebung der Religion jetzt für den Bau einer besonders großen, schönen und praktischen Kirche gesammelt würde? Es würde uns das Wort kommen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!" und wir würden wissen, daß es zahlreiche Wege gibt, tiefer und nachhaltiger religiös zu wirken. Mit der Kunst steht es nicht wesentlich anders. Alle verfügbare Kraft aufwenden, um die Aufmerksamkeit von dem Wesentlichen der Reproduktion ab- und auf das Wesentliche der schöpferischen Werke hinzulenken, in Konservatorien und im Musikunterricht alles einstellen auf Vertiefung und

Digitized by Google

Klärung des musikalisch-künstlerischen Sinnes, damit davon auch wieder belebende Ströme in die häusliche Musikpflege ausgehen können, eine Reform der Tageskritik, eine Anspannung der psychologischen Musikwissenschaft im Dienste vernünftigen Unterrichts ... wer die Augen auftut, wird allenthalben sehn, wie im Dienste der Kunst selbst nur allzuviel zu tun übrig bleibt, während wir unsere Kräfte im Unwesentlichen zersplittern. Franz Gürtler

„Künstlerische Gymnastik"

Was das sei, erfahren wir aus einem Buche mit folgendem Titel: „Künstlerische Gymnastik. Harmonische Körperkultur nach dem amerikanischen System Stebbins-Kallmeyer von Frau Hade Kallmeyer. In Amerika und England diplomierte Lehrerin der ästhetischen Gymnastik. — Kulturverlag, Schlachtensee-Berlin." Also: „künstlerisch" — „harmonisch" — „amerikanisch" — „diplomiert" — „ästhetisch" — „Kulturverlag" —, wenn das alles nicht gespannt macht, dann weiß ich nicht, was den heutigen bildungsbeflissenen Deutschen noch mehr anlocken könnte.

Schüchtern stolz ist der Name Kallmeyer durch Bindestriche mit dem Namen „Stebbins" verknüpft. Wer ist das? Das ist die Lehrerin dieser neuen Lehrerin: Miß Genevieve Stebbins. Das ist eine Dame, von der die Verfasserin ganz wunderbare Dinge zu erzählen weiß. In Paris hat sie — man höre! — mit Regnier zusammen studiert, „einem der bedeutendsten dramatischen Lehrer, aus dessen Schule u. a. Bernhardt und Coquelin hervorgingen". Sie ist die Erfinderin dieses Systems. Sie gründete in New York die „Schule des Ausdrucks" und „arbeitete mit den größten Erfolgen". (Man denke: Mrs. Pierrepont Morgan, Miß Vanderbilt, Mrs. John D. Rockefeller waren ihre Schüler!) Aber sie selbst war eigentlich die Schülerin eines andern, des Amerikaners Steele Mac Kaye. Und der war wiederum ein Schüler — und zwar der beste! — des Franzosen Delsarte. Und das war jener geniale Mann — man glaube: die Rachel, Sontag, Pasca, Monsabre „und andere" waren seine Schüler! —, dem „die Wiederentdeckung und Formulierung der Gesetze der Ausdruckswissenschaft" gelang. So verbinden jene unscheinbaren Bindestriche den Namen Hade Kallmeyer über zwei verflossene Generationen hinweg mit dem Genie Delsartes! Und von dem müssen wir lesen: „Ihm allein ist es zu danken, daß die Ausdruckswissenschaft heute die gleiche Gesetzmäßigkeit, die gleiche Präzision, die gleiche Unfehlbarkeit aufzuweisen hat wie etwa die Mathematik, so daß dem Studierenden der dramatischen Kunst Jahre zwecklosen Studiums erspart werden, da mit dieser von Delsarte begründeten Wissenschaft das Chaos zu einem gesetzmäßigen Ganzen umgewandelt wurde. Was Comte für die exakte Wissenschaft geleistet hat oder Ruscin (so!) für die Malerei, das leistete Delsarte für die Schauspielkunst und Skulptur durch seine Gesetze des Ausdrucks, die in ihrer Gesamtheit ein System darstellen von außerordentlicher Symmetrie und Schönheit. Erst die Wiederentdeckung dieser Gesetze befähigte die Darsteller der Bühne, sich aus dem Chaos ihrer bis dahin

Digitized by Google

geübten eigenwilligen, launenhaften Darstellungsart in das Reich der Gesetzmäßigkeit erheben zu können."

Da man das liest, steht einem nicht der Atem still? Man faßt sich an den Kopf und fragt sich: „Und von diesem Genie der Genies hattest du keine Ahnung?" Den muß man kennen lernen! Doch er ist schon 1871 gestorben und „der größere Teil seiner Aufzeichnungen ging verloren". Aber seine Gesetze der Ausdrückswissenschaft, die blieben uns durch die Tradition seiner Schüler, und die sehen nach Hade Kallmeyer folgendermaßen aus.

Es gibt drei Gesetze der künstlerischen Bewegung. Erstes: du stehst auf einem Bein (Standbein), und der Fuß des andern ist mit der Ferse vom Boden erhoben, das Knie leicht gebeugt. („Wir nennen es in der harmonischen Gymnastik das Spielbein.") „Der Körper neigt zum Spielbein, der Kopf zum Standbein." Dies ist das „Gesetz der harmonischen Stellung".

Zum zweiten: das „Gesetz der Gegenbewegung". „Darunter verstehen wir die Bewegung der einzelnen Gliedmaßen und Körperteile gegeneinander und voneinander, im Gegensatz zu parallelen Bewegungen, bei denen sich zwei Gliedmaßen in derselben Richtung bewegen." Wenn sich zum Beispiel der Rumpf nach links dreht, dreht sich der Kopf nach rechts. Oder jener bewegt sich nach vorn, dieser nach hinten.

Und endlich das dritte, das „Gesetz der Folge". „Wie schon der Name sagt, bedingt dasselbe eine richtige Folge innerhalb der Bewegung, die stets von den richtigen Punkten auszugehen hat, und zwar bei den Armen von den Schultern, bei den Beinen von den Hüften, bei der Körperbewegung vom Hüftgürtel aus." Wenn man also zum Beispiel den Arm hochhebt, soll das „von der Schulter aus" geschehen, zuerst hebt sich der Oberarm, alsdann folgt der Unterarm, dann erst folgt die Hand.

Da haben wir die ganze Weisheit! Das „Gesetz" der harmonischen Stellung kennt jeder Arbeiter, jeder Redner, der längere Zeit auf einer Stelle stehen muß; aber selbstverständlich ist es nicht immer zweckmäßig, so zu stehen, und auch nicht immer „schön". Das „Gesetz" der Gegenbewegung befolgt jegliche Kreatur, solange die Erhaltung des Gleichgewichts es fordert, zum Beispiel der Mensch beim Gehen und Laufen; aber auch ein Abweichen von solchen Gegenbewegungen ist oftmals nötig. Und das „Gesetz der Folge"? Es kann in vielen Fällen angebracht sein, in ebensovielen ist es das nicht. So kann zum Beispiel aus einem leichten Zucken der Hand, einem langsamen Heben des Unterarmes schließlich durch nachträgliches Heben des ganzen Armes eine große Gebärde der Abwehr werden. Also: bei Licht besehen sind diese sogenannten „Gesetze" gar keine Gesetze.

Und das ist nun alles, was diese wunderbare „Ausdrückswissenschaft" der Kallmeyer-Stebbins-Mac Kaye-Delsarte uns zu bieten hat? Das Genie des Herrn Delsarte soll diese Gesetze neuentdeckt haben, da sie mit dem Altertum untergingen? Ein einziger Blick in die Kunst irgendeiner Epoche, zum Beispiel auf die ruhenden Figuren Michelangelos für die Mediceerkapelle mit ihren kraftvollen Gegenbewegungen, straft diese unglaubliche Behauptung Lügen! Und mit

Digitized by Google

den in diesen „Gesetzen“ enthaltenen paar dürftigen Bewegungsformeln soll man ein großer Schauspieler werden? Ist nicht schon der bloße Gedanke, irgendeine Kunst mechanisieren zu wollen, ein Frevel an ihr, deren ureigenstes Wesen doch gerade darin liegt, daß sie aller Mechanisierung spottet? Wird man es einem Maler oder Bildhauer, einem Jünger der Bühnenkunst — und sei er noch so jung! — übelnehmen können, wenn er ein Buch voll solchen Unsinns mit einem Lachen oder Fluchen in die Ecke schleudert?

So weit sind wir freilich noch nicht. Denn es handelt sich darin ja auch um die „Gymnastik“. Und die müssen wir noch prüfen.

Diese Gymnastik hat drei „Grundelemente“: die Atmung, das Schlaffmachen, das Muskelanspannen.

Daß die Verfasserin „eine restlose Entleerung der Lunge“ beim Ausatmen fordert, habe ich schon in einem früheren Beitrag hier erwähnt. Aber noch andere Wunder bietet das Kapitel vom Atmen. Es ist die Rede vom „dynamischen Atmen“. Davon heißt es: „Wie die Maschine elektrische Kraft aufspeichert, so sammelt der Organismus auf dem Wege der Atmung die Spannkräfte der Atmosphäre.“ So soll das „psychische“ oder „kraftaufspeichernde“ Atmen entstehen. Lesen wir also einmal die erste Übung:

„Setze dich auf einen bequemen Stuhl und atme zunächst unter allseitiger Ausdehnung des Brustkorbs in rhythmischer Weise, — — und konzentriere dich auf folgende Gedanken: a) Denke dir den ein- und ausgehenden Atem durch die Füße gezogen, als ob die Beine hohl wären. b) Tue dasselbe mit den gleichen Gedanken durch Arme und Beine. c) Desgleichen durch die Kniee, d) durch die Ellbogen, e) durch Kniee und Ellbogen gleichzeitig, f) durch die Lippen, g) durch die Schultern, h) durch Bauch-, Becken- und Lendengegend, i) durch den oberen Teil der Brust, k) vervollständige zum Schluß die psychische Einbildung durch Atmung durch den Kopf und den ganzen Organismus, gleich einem großen schwellenden Einströmen psychischer Kräfte und organischen Lebens.“

Wer durch solche phantastischen Einbildungen dem Weltgeist näher zu kommen hofft, der möge doch einmal während dieses übersinnlich-sinnlichen Atemholens durch die Kniee, das Schädeldach oder das Becken beide Nasenlöcher und den Mund fest schließen. Dann wird er sehen, welche Bewandtnis es mit diesem „großen, schwellenden Einströmen psychischer Kräfte“ auf sich hat und wird bald genug die Luftröhre wieder in ihre alten Ehrenrechte einsetzen!

Wie dann weiterhin das Atmen mit dem Muskelanspannen verbunden werden soll, das halte ich teils für unrichtig, teils für sehr unklar. So erhebt die Verfasserin den Vorwurf: „In nervöser und aufgeregter Art rennen wir hin und her und versuchen mit leeren Lungen herkulische Arbeiten zu verrichten.“ Die Verfasserin muß merkwürdig organisierte Menschen kennen gelernt haben. Sie will nun zum Beispiel auf einem Bein stehen, dabei einatmen und währenddes „nach und nach jede Muskel“ im Standbein anspannen lassen, „die Waden-, Schenkel- und Gesäßmuskulatur, bis das Bein ganz steif ist“. Dazu kommt die Anweisung: „Halte Spannung und Atmung vier Zeiten aus.“ Das ist eine ganz künstliche Geschichte, nun willkürlich gewisse Muskeln anspannen zu wollen, ohne ihnen eine wirk-

Digitized by Google

liche Arbeitsaufgabe zu stellen. Jedenfalls sind die lebensvollen und natürlichen Übungen des Springens, Stützens und des Hanges bei weitem vorzuziehen zur Stärkung der Muskulatur. Wohl ist es richtig, Atemübungen von Gliederbewegungen begleitet sein zu lassen, aber diese dürfen dann nicht anstrengender Art sein. Geradezu falsch ist es, wenn die Verfasserin schreibt: „Mit der Einatmung spanne die Muskulatur der Brust und des Bauches an, so daß die gesamte Rumpfmuskulatur in Tätigkeit tritt." Hier wird der Akt der Anstrengung verlangt, eine athletische Unart bei der Einatmungsbewegung, von der wir gelegentlich noch einmal sprechen werden. Gerade eine Feinheit der schwedischen Gymnastik ist es, bei der anspannenden Muskelarbeit einer Turnübung das ruhige Ein- und Ausatmen fortzusetzen und den Atem nicht, wie es die Verfasserin fordert, zu verhalten.

Alle physiologischen Grundsätze einer vernünftigen Gymnastik werden von diesem System gründlichst verleugnet. Und weshalb? Es will ja etwas ganz Neues bieten, will „künstlerische" Gymnastik sein.

In dieser „Gymnastik" kommen nun die oben erwähnten drei „Gesetze" in allerlei Kombinationen zur Anwendung. So entstehen durch rein formale Gesichtspunkte Stellungen und Bewegungen, die sich hin und wieder an antike Darstellungen anzulehnen scheinen, ohne doch für diese ein tieferes Verständnis darzutun. Nichtssagend sind die Stab- und Hantelübungsstellungen, schlimm geradezu sind die der Keulenübungen. Ein antikes Relief stellt eine Tänzerin dar, „die in der einen Hand das Opfermesser, in der andern Hand die Keule des Opfertiers schwingt"; dieses muß als Vorbild herhalten: die Verfasserin ahmt jene Stellung nach, in jeder Hand eine der üblichen Holzkeulen! Wir sehen sie als Bogenspannerin in einer beängstigend ungeschickten Stellung. Uns werden „dramatische Übungsfolgen" geboten mit Stellungen von geradezu dilettantischer Steifheit, die alles echte dramatische Leben vermissen lassen. Aber noch höher wird das Ziel gesteckt! Die verschiedenen Stellungen werden miteinander zu Serien und Gruppen verbunden und mit Musikbegleitung geübt. So in den „orientalischen Gebetsübungen". Und aus der Verbindung von vorher sorgsam eingeübten Schrittarten und posierenden Stellungen glaubt man dann sogar, einen künstlerischen Tanz gestaltet zu haben. Einmal hat eine Frau einen solchen geschaffen und im hellen Bühnenlicht gezeigt, aber es war ein Unterschied dabei: alles kam aus innerem Temperament, aus lebendigstem Gefühl, und so ward es zum echten Kunstwerk. Hier aber entsteht aus allerlei pathetischen Gebärden und ästhetischen Attitüden ohne seelischen Inhalt ein buntes Allerlei, das nach etwas aussieht. Anbetende Gebärden ohne Anbetung, Kampfausfälle ohne Kampf! Die Verfasserin wird demgegenüber hinweisen auf das Kapitel „Ausdruck in der Gymnastik". Darin heißt es, ihre Gymnastik unterscheide sich von den anderen Systemen dadurch, daß sie beseelt sei und zum Ausdruck erziehen wolle. Das Wollen bestreite ich nicht, wohl aber das Können und die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Das „orientalische Gebet" ihres Systems ist mir dafür ein Beleg. Ich habe es eine ihrer Schülerinnen, die jetzt schon selbst „Hunderte von Schülerinnen" unterweist, ausführen sehen, und ich habe den Eindruck vom sogenannten

Digitized by Google

Müllern mit Klavierbegleitung gehabt. Es geht geradezu gegen den heiligen Geist aller guten Kunsterziehung, solche äußerlich vorgeschriebenen, schematisierten Bewegungen „beseelen“ zu wollen! Es kommt nichts anderes dabei heraus als eine leere, geistlose Schauspielerei im übeln Sinne des Worts. Ausdrucksbewegung? Wer die von sich geben will, der muß zunächst in sich, in seiner Seele etwas erleben, was zum Ausdruck drängt. Vertiefe dich in eine Dichtung, und wenn du dich ergriffen fühlst, lerne einen Monolog auswendig und lasse dann den Geist den Körper bauen. Wenn du nicht hingerissen wirst von der Seele, wenn dir die rechten Ausdrucksbewegungen nicht aus dem Innern kommen, dann wirst du's nie erjagen. Bist du ungeschickt, bist du schüchtern, bist du blutarm oder schwerfällig, gehe hin und bilde an den natürlichen Übungen des Laufens, Springens, Werfens und Kletterns deinen Körper aus — ganz allgemein: Gelenke und Muskeln, Lunge und Herz und Nerven — vielleicht rettet es dich. Und dann studiere wieder und wieder, immer aber mit innerem Antrieb und innerer Vertiefung, und du wirst endlich siegen. Aber hast du eine matte Seele und ein stumpfes Hirn, so bist du rettungslos verloren! Wohl kann ich mir denken, daß ein echter Künstler die technischen Kunstgriffe durch äußerliche Wiederholung und Übung immer mehr in seine Gewalt bringen kann, und ihm mag solche Übung heilsam, vielleicht nötig sein; einem andern, einem Kaltherzigen, wird sie nur zur Routine, niemals zur Kunst gedeihen. Unsern Kindern aber „Ausdruck“ beizubringen durch den Drill der Posenstellerei, das ist ein ganz unseliges Verfahren! Gebt ihnen ein Lied, dessen Inhalt sie innerlich erleben können, gebt ihnen eine fröhliche Weise, die Freude und Jubel in lustigem Hüpfen und Springen auslöst, und beides wird ihnen zum Reigen. Aber aus eingelernten Schrittgefügen, und sähen sie äußerlich auch noch so sehr nach Tanz aus, wird ihnen nie ein freies Gebilde, das Natur und Kunst vereint, entstehen. Freiheit und Freude des jugendlichen Zusammenlebens in der Natur, nur das kann ihnen echtes Ausdrucksvermögen erhalten. Und ein langsames, sorgsames Einführen in alles Edle und Gute und Schöne in Natur und Kunst, in Literatur, Religion und Menschenleben!

Die „künstlerische“ Schönheitsabrichterei soll also unsre Kinder nicht verdrillen! Aber leider: die Vielzuvielen fallen immer wieder darauf herein, und wenn bei Vorführungen die liebliche Unschuld weißgekleideter Kinder für so etwas mißbraucht wird, dann schwirren die Ausrufe „Entzückend!“ und „Reizend!“ nur so durch die Luft. Und alle die, denen das einfache Turnen und Spielen nicht vornehm genug ist, die sich dabei die zarten Hände und den blassen Teint zu verderben fürchten, denen vor dem schwedischen Turnen wegen seiner angeblichen robusten Kraftentwicklung — das Gegenteil wäre wahr! — gruseln gemacht wird, die sehen schon im Geiste mit verzückten Blicken ihre eigenen Töchter in dieser harmonischen Ausdruckskultur paradieren und wähnen sich am ewigen Quell der Schönheit!

Hier haben wir ein klassisches Beispiel dafür, was man sich auf diesem Gebiete herausnehmen darf, wenn man sich nur mit buntfarbigem, schillernden Stoff zu drapieren versteht. Daß es nur

Digitized by Google

Kattun ist, wird ja doch kaum einer merken! Oder wer es merkt, der pflegt zumeist stillächelnd beiseitezugehen und läßt die Menschen sein, wie sie nun einmal sind. Wir aber meinen mit Goethe: Uns will das kranke Zeug nicht munden. Autoren müssen erst gesunden!

Karl Möller

Parlamentarische Einstimmigkeit

Wie kommt es, daß wir uns ein Parlament unwillkürlich als einen Kampfplatz vorstellen? Die große Posaune der politischen Agitation, die mit ihrem schmetternden Getön zum „Kampf" und „Sturm" und „Niederzwingen der Gegner" ruft, die Riesenlettern, mit denen manche Zeitungen selbst kleine parlamentarische Balgereien als wichtige Aktionen dem Staatsbürger in sein friedliches Gemüt schieben, und ähnliches dergleichen mag zur Entstehung dieser Zwangsvorstellung beigetragen haben. In der Idee des Parlaments liegt es ursprünglich nicht, daß es ein Schlachtfeld sein solle, auf dem sich die einzelnen Interessen in Beleidigungen, Hohngelächter und Zornesrufen austoben können: man lese darüber nach, wie die Männer, die jene Idee formten und in die Wirklichkeit überführen halfen, sich die Tätigkeit eines Parlaments vorstellten. Und was die praktische parlamentarische Arbeit betrifft, so gilt, daß stets mehr Friedenswille als Kampfeswille vorhanden sein muß, wenn es zu einer für die Gesamtheit ersprießlichen Arbeit kommen soll. Die gesetzgeberische Arbeit beruht ja im Grunde nicht auf Kampf, sondern auf Einigung. Das Parlament soll nicht eine Fortsetzung des Widerstreites der Interessen draußen im Leben sein, sondern seine Überwindung. Je größer der Teil des Parlaments ist, der einem Gesetz zustimmt, um so größer die Wahrscheinlichkeit, daß das Gesetz wirklich gut ist. Darum: die sicherste menschenmögliche Bürgschaft für die Güte eines Gesetzes ist seine einstimmige Annahme im Parlament. Da die Parlamente als Bürgschaft für die bestmögliche Gesetzgebung eingerichtet wurden, so muß notwendig die Einstimmigkeit das höchste parlamentarische Ideal sein. Nur das kann vollkommenes Recht sein, was sich die freie Unterordnung oder wenigstens Anerkennung aller errungen hat. Eine Volksvertretung, die den Grundsatz, möglichst viel Einstimmigkeit zu erzielen, aufgibt, verläßt den Weg, der ihr von ihren letzten Zwecken vorgeschrieben ist.

Gewiß kann man praktisch auch so Politik machen, daß eine Mehrheit die Gesetze nach ihrem Gutdünken gestaltet, ohne die Empfindungen und Wünsche der Minderheit zu beachten. Es geht ja auch heut meist gar nicht anders. Aber wir wollen uns doch hüten, in diesem Nichtbeachten und Niederwerfen anderer Meinungen die ganze und eigentümliche Arbeit einer Volksvertretung zu erblicken. Ist das von der Mehrheit beschlossene Gesetz schädlich, freilich, dann wird sich das bald im Leben des Volkes bemerkbar machen, dann muß man das Gesetz ändern oder eine andersgeartete Mehrheit zieht in das Parlament ein und macht ein anderes Gesetz. Diese Möglichkeit der Selbstkorrektur bedeutet einen Fortschritt über den Absolutismus hinaus. Aber doch keinen allzu großen. Ist ein Selbstherrscher nicht völlig verblendet, so wird auch er die üblen Wirkungen eines Gesetzes durch Änderung oder Ergänzung zu beseitigen

Digitized by Google

suchen. Und schließlich: auch eine parlamentarische Mehrheit kann verblendet sein und durch mancherlei Mittel und Einflüsse die Selbstkorrektur verhindern. Das Prinzip der reinen parlamentarischen Mehrheitsherrschaft ist darum unter Umständen ein verkappter Absolutismus. Es ist kein Kunststück, Gesetze zu geben und die Mängel abzuwarten, wohl aber, Gesetze zu geben, die sich im Leben des Volkes bewähren. Der Parlamentarismus soll ja gerade die Einseitigkeiten in der Gesetzgebung und die daraus entspringenden Erschütterungen des Volkskörpers vermeiden. Schon im Parlament, nicht erst draußen im Volk soll sich nach Möglichkeit der Ausgleich der Interessen vollziehen.

Und endlich führt ein dritter Weg zu dem Grundsatz der Einstimmigkeit: vollkommene Autorität hat nur das einstimmig angenommene Gesetz. Was etwa mit einer oder mit zwei Stimmen Mehrheit beschlossen wird, kann immer nur als ein Ergebnis des Zufalls gelten. Seine Autorität ist lediglich formal begründet, eben durch den Mehrheitsbeschluß, nicht aber sachlich. Auf der sachlichen Autorität jedoch beruht das Vertrauen des Volkes zur Gesetzgebung. Wird ein Teil, vielleicht ein sehr großer Teil des Volkes inne, daß seine Interessen ohne jede Rücksicht übergangen wurden, so empfindet es das Gesetz als ungerecht und beugt sich ihm nur durch den Zwang des Gesetzes. Freies, freudiges Staatsbürgertum erwächst nicht aus Kampf, sondern aus Zusammenwirken, nicht aus einem „Sieg", sondern aus einer Einigung.

Der Grundsatz der parlamentarischen Einstimmigkeit ist seit mehreren Jahren in der Zweiten württembergischen Kammer bewußt angewendet worden. Der im vorigen Jahre geschlossene württembergische Landtag hat gerade bei besonders schwierigen und weittragenden Gesetzen Einstimmigkeit erstrebt und auch erzielt, er ist mit gesetzgeberischen Lösungen verwickelter Aufgaben geschlossen vor das Volk getreten. Dieses Vorgehen sollte für die andern deutschen Parlamente vorbildlich sein. Friedrich Payer, der bisherige Präsident jenes Landtags, hat in seiner großen Abschiedsrede die Bedeutung der Einstimmigkeit sowohl für die Arbeit im Landtag wie für die Wirkung der Beschlüsse im Lande hervorgehoben. Wir meinen, er hat damit das bezeichnet, was unserer politischen Kultur am meisten not tut: den Kampf von vornherein auf den Weg zur Einigung einzustellen. Anders gewendet: das staatsbürgerliche Verantwortlichkeitsgefühl nicht auf die Parteiangehörigkeit, sondern auf die allen gemeinsame Vaterlandsliebe zu begründen. Oder: die Stimmung herrschend werden zu lassen, daß man gemeinsam mit den „Gegnern" an einem Werke arbeite, das um so besser gerät, je mehr Zustimmung, um so schlechter, je mehr Verbitterung erzielt wird. Diese Art des „politischen Kampfes" setzt freilich viel persönliche Kultur und Lebensreife voraus. Daß sie möglich ist, haben uns die Schwaben gezeigt. Auch bei ihnen fehlte es ja nicht an auseinanderstrebenden Elementen. Aber die besonnenen Führer behielten stets die Oberhand. Ihr Friedenswille erzeugte jene geistige Luft von Ehrlichkeit, sachlicher Arbeit und gegenseitiger Achtung, die für das politische Leben so viel fruchtbarer ist als die Nichts-als-Kampf-Stimmung.

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, zu untersuchen, welche Umstände dieses Zusammenwirken sowohl in den Kommissionen wie im Plenum des württembergischen Landtags ermöglicht haben. Ich glaube, man wird

Digitized by Google

dabei auf folgendes kommen: Die Zusammensetzung der Kammer zeigte eine sehr glückliche Mischung: eine Mehrzahl von Männern mit praktischer Berufsklugheit und gesundem natürlichen Instinkt, dazu einige wenige Persönlichkeiten von umfassendem Geist und vollendeter Kultur. Daß ein Parlament nur aus der „Elite der Nation" bestehe, ist ja eines jener wertlosen Ideale, die sich in Köpfen fern vom werktätigen Leben des Volkes bilden. Ludwig Uhland hat gewußt, was eine Volksvertretung braucht, wenn er forderte: ein Duft bürgerlicher Hantierung solle sie durchwehen. Wer nicht bloß die Reden an den „großen Tagen" des Parlaments gehört, sondern einmal die wirkliche Gesetzesarbeit beobachtet hat, weiß, wie hilflos die „geistige Elite" ohne die nüchterne Sachkenntnis und Erfahrung der praktischen Arbeiter unsrer Gesellschaft ist. Womit nicht behauptet sein soll, daß geistig überragende Männer einer Volksvertretung fehlen dürften. Sie bringen den großen Zug einheitlicher Absichten und Anschauungen in das Gesetzgebungswerk. Nur aus einer glücklichen gegenseitigen Ergänzung beider Elemente ergeben sich Erfolge, wie sie der württembergische Landtag aufzuweisen hat. Ein Verdienst daran hat freilich auch die württembergische Regierung. Das Ministerium Weizsäcker wußte seine Würde zu wahren, ohne eine Verachtung des Gegners zur Schau zu stellen, oder mit Empörung, Abscheu, Gekränktheit und dergleichen Stimmungen zu arbeiten. Es galt ihm nicht als das Verdienst, unter allen Umständen mit „scharfen" Reden gegen die Opposition zu Felde zu ziehen, der „Kampf" gegen den „Feind der Regierung" galt ihm nicht als Maßstab staatsmännischer Leistung, sondern nur der wirkliche parlamentarische Erfolg. In einer solchen Atmosphäre entwickelte sich dann auch eine Sozialdemokratie, die mehr leistet als Deklamationen, und die die Durchführung schlechter Gewohnheiten aus einer ungenügenden Kinderstube nicht für Heldentaten ansieht. Endlich wäre zu erwähnen der Einfluß der Parteiführer, insbesondere des Präsidenten des Hauses. Wo an der Spitze der Parteien bloße Taktiker und nicht Männer von starkem ethischen Gehalt stehen, wird man über den üblichen „Kampf" nicht hinauskommen.

Sollte sich nun der Grundsatz der Einstimmigkeit nicht auch auf andere deutsche Parlamente, nicht auch auf den Reichstag übertragen lassen? Wenigstens für Kulturfragen müßte das möglich sein. Wo ist die Partei, die diesen Grundsatz in ihr Programm aufnimmt?

Wilhelm Stapel

Zu der einmaligen Vermögensabgabe

Zu den schlechtesten Eigenschaften der Parteipolitik gehört es, daß sie über die volkswirtschaftlichen Wirkungen neuer Steuern meist falsche Vorstellungen weckt. Einem Parteipolitiker erscheinen Steuern in dem Maße „ungerecht", wie sie Gruppen abgeschröpft werden, für die er mit seinen politischen Freunden eintritt, und soweit „gerecht", wie sie die Gegner aufbringen müssen. Der Tertius gaudens im Streite um „gerechte Steuern" ist immer die Regierung; denn die Volksvertreter vergessen dabei fast regelmäßig ihre wichtigste Aufgabe: für Sicherheiten zu sorgen, daß die neuen Steuerleistungen durch Gegenleistungen des Staates, die das Gemeinwohl wirklich fördern, mindestens aufgewogen werden.

Digitized by Google

Im klassischen Lande der Parteipolitik, in England, urteilte über das Parteiwesen schon Lord Halifax, der unter Karl II., Jakob II. und Wilhelm III. Staatsminister war, den Montesquieu als den „klarsten und originellsten politischen Denker seines Zeitalters" rühmte: „Die beste Partei ist nur eine Art von Verschwörung gegen den Rest der Nation. Ihre Anhänger nehmen jeden andern von ihrem Schutze aus; alle andern sind der Abschaum der Gesellschaft. Die Partei trennt die eine Hälfte der Welt von der andern . . ; die Partei ist fast eine Inquisition, die die Menschen einer Disziplin in der Behandlung allgemeiner Angelegenheiten unterwirft, welche keinerlei Freiheit persönlicher Denkweise erlaubt . . . sie ist die Torheit vieler zum Vorteil weniger."

Die Regierung des Deutschen Reiches fordert vom deutschen Volke Opfer für eine neue Heeresvermehrung. Keine Frage sollte da für wirkliche Volksfreunde zunächst wichtiger sein als die, ob und wie das Deutschtum durch die verstärkte Rüstung entsprechend mehr Geltung in der Welt erlangen könne. Aber die meisten Parteipolitiker halten sich gar nicht hierbei auf; sie kümmern sich nur darum, wer die Kosten tragen soll.

Die Regierung schlägt nun zunächst vor, die einmaligen Ausgaben für die Heeresverstärkung wie eine Versicherungszahlung auch durch eine nur ein einziges Mal erhobene Steuer zu decken, die ausschließlich von den Leistungsfähigen getragen würde. Etwa eine Milliarde Mark soll auf diese Weise beschafft werden. Die öffentliche Meinung hat die Anregung meist beifällig aufgenommen. Durch eine solche einmalige Abgabe würde man eine Anleihe vermeiden, die die Schuldenlast des Reiches mit einem Schlage um eine weitere Milliarde anschwellen ließe. Eine Anleihe in dieser Höhe mit einer Verzinsung von $3^3/_4$ v. H., bei einer Tilgung von $1^1/_4$ v. H. würde dem Staat rund 1,888 Milliarden Mark kosten; Zinsen und Tilgungsquoten würden demnach einen Aufwand von etwa $^7/_8$ des Anleihebetrages verursachen. Die Schuld wäre erst nach $37^2/_3$ Jahren zurückgezahlt, so daß der beinahe 200 Millionen Mark erfordernde Schuldendienst des Reiches für diese ganze Zeit um 50 Millionen Mark erhöht werden müßte. Trotzdem sollte man noch reiflich erwägen, ob nicht doch auf eine weniger gewaltsame Weise, etwa durch bewegliche Reichssteuern, derselbe Zweck ohne unmittelbare Belastung der breiteren Schichten mit geringeren Verlusten für die gesamte Volkswirtschaft zu erreichen wäre. Diese Steuern könnten für so lange und um so viel erhöht werden, wie eine kurzfristige Anleihe für einmalige Ausgaben zur Tilgung beanspruchen würde.

Das ist indessen nebensächlich. Die Absicht, die Leistungsfähigsten stark heranzuziehen, verdient gewiß alles Lob. Darum ist es aber nicht weniger gefährlich, wenn parteipolitisch Befangene im Volke die Vorstellung hervorrufen und erhalten, es dürfe den Leuten, die wenig oder nichts besitzen, gleichgültig sein, ob die Reichen für einen fruchtbaren oder einen unfruchtbaren Militarismus eine Milliarde opfern. Denn es spricht sich hierin eine völlig falsche Auffassung vom Wesen des Reichtums aus. Es kann eine weise Politik sein, die Möglichkeiten, große Reichtümer zu erwerben, zu verringern und dafür die, mäßigen Wohlstand zu erlangen, zu mehren; wo sich aber einmal große Vermögen gebildet haben, da gehören sie zu den empfindlichsten Stellen des gesellschaftlichen Wirtschaftsorganismus. Wer an ihnen zerrt, zerrt zugleich an den Lebens-

Digitized by Google

säden Tausender von abhängigen Menschen. Wer eine Million besitzt und davon ein Hundertstel als „Kriegssteuer“ hingibt, wird deswegen kaum einen Pfennig für sich und die Seinen weniger verbrauchen als bisher; er wird viel eher als Beteiligter an gemeinnützigen Unternehmungen seine Nachfrage nach Arbeitskräften um jene 10 000 Mark verringern. Daraus kann sich eine Stockung in der Herstellung von Gütern für den allgemeinen Verbrauch, eine Zunahme der Beschäftigungslosigkeit gerade in nützlichen Gewerben und eine Verteuerung der Preise gemeiner Verbrauchsgüter ergeben. Betriebseinstellungen, Arbeiterentlassungen, Absatzkrisen, Bankerotte, Teuerungen könnten sich also wohl als gemeinschädliche Folgen aus der einmaligen Abgabe ergeben. Ihre verschämten Gegner haben schüchtern eingewandt, sie bedeute den Anfang der „Expropriation der Expropriateure“, wie sie die Marxisten forderten. In Wirklichkeit würde es sich um Schlimmeres handeln, wenn es unsere auswärtige Politik nicht fertigbringen sollte, ihre eigene Wirksamkeit auf Grund der Heeresvermehrung erheblich zu steigern. Die marxistische Expropriation will die Produktionsmittel nur verstaatlichen, um die alte Produktion unter neuer Leitung fortzusetzen. Hier aber handelt es sich darum, daß eine bestimmte Menge von Produktionsmitteln in Gestalt von Tauschmitteln dem eigentlichen Wirtschaftsleben entzogen werden sollen, um künftig militärischen Zwecken zu dienen. Es wäre wieder etwas ganz anderes, wenn die Besitzenden dadurch plötzlich eine Milliarde einbüßten, daß die Löhne für die von ihnen beschäftigten Arbeiter erhöht würden. Diese Milliarde bliebe dann in der eigentlichen Wirtschaftssphäre; sie würde die Verbrauchskraft der Massen steigern, die Nachfrage nach Gebrauchsgütern mehren und dadurch die etwa ins Stocken geratene Produktion wieder anregen, vorausgesetzt, daß die Lohnsteigerung die Leistungsfähigkeit der Betriebe an und für sich nicht schwächte, daß sie also den Umständen nach gerechtfertigt wäre.

Es ist ferner ein Unfug, wenn man dem Volke vorzurechnen sucht, es handelte sich bei den neuen Opfern für das Heer nur um eine Kleinigkeit, weil doch das deutsche Volksvermögen auf 400 Milliarden geschätzt werde. Man hat diese ungeheure Summe errechnet, indem man die „Werte“ aller Güter zusammenzählte, die sich schätzungsweise im Besitz oder Gebrauche des Volkes befinden. Die Methode ist eine Erfindung des schottischen Nationalökonomen Colquhoun (1745—1820), der ein großes Werk über „Bevölkerung, Wohlstand, Macht und Hilfsquellen des britischen Reiches“ schrieb. „Dieser Mann“, sagte einmal William Cobbett, „bedachte nicht, daß man Häuser nötig hat, um darin zu leben, die Ländereien, damit sie Futter liefern, die Kleider, damit man seine Blöße bedecke, die Kühe, damit sie Milch geben, den Durst zu löschen, das Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel und Kaninchen, damit man sie esse. Also sind diese Dinge nicht dafür da: daß sie verkauft und die Nationalschulden damit bezahlt werden.“ Heute kann man dem englischen Volke mit solchem statistischen Unfug nicht mehr vorgaukeln, daß es unermeßlich reich sei; aber in Deutschland merken erst wenige, daß es sich bei solchen Schätzungen nicht um Wissenschaft, sondern um Schwindel handelt.

Eine gründliche Aufklärung über die volkswirtschaftlichen Wirkungen der Aufwendungen für eine Heeresvermehrung ist sehr wichtig. Jede Ver-

Digitized by Google

schleierung schwächt das Verantwortungsgefühl der Regierenden, deren Aufgabe es sein muß, von der verstärkten Wehrmacht künftig in der äußeren Politik einen solchen Gebrauch zu machen, daß sich die Zahl unsrer Feinde verringert, die unsrer Freunde vermehrt. Jede Machtpolitik, die nicht darauf aus ist, die Voraussetzungen für eine Betätigung friedfertiger, den Weltverkehr fördernder Zwecke zu schaffen, wirkt kulturhemmend. Die deutsche Diplomatie rechnete bisher fast immer nur mit gewordenen, selten mit werdenden Mächten, und irrte daher jedesmal in einer falschen Richtung, sobald eine innerlich morsche, alte, mit einer jungen, noch unbewährten, aber in aller Stille erstarkten Macht in Kampf geriet. Sie mißachtete Japan, solange es Rußland noch nicht besiegt hatte, sie hatte vom Jungtürkentum keine Ahnung, solange Abdul Hamid am Ruder war, sie verkannte die Kräfte der Balkanslawen vor dem jüngsten Kriege, und trotz all solcher Erfahrungen verwechselt sie heute noch den Zaren und seinen Hof mit Rußland, wie es ist und sein wird. Zum Teil haben erst die Folgen dieser Irrtümer eine neue Heeresvermehrung notwendig gemacht. Die Opfer, die dafür gebracht werden, werden vergeblich sein, wenn die Zukunft unsrer Diplomatie ihrer Vergangenheit gleichen wird.

Harmonische Bildung

Lange Jahre hindurch hatte sie starke Geltung behauptet, die Forderung nach harmonischer Bildung aller Menschenkräfte, aller körperlichen und geistigen Anlagen. Besonders seit der Philosoph unter den Pädagogen oder der Pädagoge unter den Philosophen, seit Joh. Friedrich Herbart im „gleichschwebenden Interesse“ ein Ideal erziehlicher Beeinflussung entdeckt hatte. Es galt fortan als das Beste und Erstrebenswerteste, die einzelnen Fähigkeiten des Menschen möglichst weit zu umspannen und möglichst gleichmäßig zu entwickeln und keine Seite der menschlichen Natur zu vernachlässigen. Man sah den wahrhaft Gebildeten und Erzogenen weder in dem kalten Verstandesnoch in dem überschwänglichen Gefühlsmenschen. Auch nicht in dem sein Ziel rücksichtslos verfolgenden Willensmenschen. Man forderte Harmonie. Man hielt es auch innerhalb der einzelnen Gebiete für falsch, eine Spezialität übermäßig zu pflegen. Man suchte den werdenden Menschen in die gesamte Kultur der Gegenwart, zum mindesten in die grundlegenden Fundamente dieser Kultur einzuführen, nicht nur in ein bestimmtes Teilgebiet.

Dieses Bestreben, allen alles zu bieten, alle für alles zu interessieren, zu möglichst vielem anzuleiten, keine Kraft und kein Kulturgebiet brach liegen zu lassen, führte jedoch zu einem gewissen Übermaß hinsichtlich der Stoffe. Gleichzeitig zu einer nervösen Hast in der Stoffvermittlung, wodurch ein ruhiges, „harmonisches“ Arbeiten unmöglich gemacht wurde.

Und gleichzeitig mußte man entdecken, daß von Natur aus gar nicht alle Kräfte des Menschen in harmonischer, in gleichmäßiger Fülle vorhanden, sondern daß die Anlagen und Talente bei jedem einzelnen verschiedenartig gemischt zu finden waren, daß Stärken und Schwächen auch bei ein und derselben Persönlichkeit vorkamen, kurz-

Digitized by Google

um: daß die Natur nur in Ausnahmefällen harmonische Grundlagen für eine harmonische Bildung bot.

Auch das Leben forderte trotz seiner Vielgestaltigkeit — oder eben darum — den Spezialmenschen, den Fachmann, verlangte für seine tausend Posten und Pöstchen Persönlichkeiten mit ganz bestimmten Sonderfähigkeiten und Sonderneigungen für irgendeine Sonderaufgabe.

Kein Wunder, wenn der ideale Grundsatz von der harmonischen Bildung aller menschlichen Kräfte und vom gleichschwebenden Interesse im Laufe der Jahre abgelöst wurde durch die Forderung nach Individualbildung oder gar nach besonderer Berufsbildung.

Das Verlangen ist jedoch leichter gestellt, als gestillt. Unsre Schulen müssen mit Massen rechnen. Massen setzen sich allerdings aus Einzelmenschen zusammen, und in Wirklichkeit wird immer nur das Individuum, nicht der Sammelbegriff „Masse" erzogen. Aber sobald die Forderung nach individueller Erziehung innerhalb der Masse auftritt, wird sie gleichzeitig zum Problem: Nach welcher Richtung soll individualisiert, welche Einzelkraft soll herausgegriffen und besonders gepflegt werden? Welche Anlage ist am ehesten geeignet, Hauptanlage, Anschlußstelle für alle übrigen zu werden? Bei allen Menschen dieselbe oder bei jedem einzelnen eine andre? — Die Eigenart soll berücksichtigt werden! Wohl — aber weil eben diese Eigenart bei jedem einzelnen Kinde eine anders geartete ist, sieht sich der Erzieher gezwungen, die mannigfachen Bildungsmöglichkeiten insgesamt in Rechnung zu setzen, also gewissermaßen auch eine Art harmonischer Ausbildung anzustreben.

Der grundlegende Unterschied zwischen dieser neuen und jener alten Bildungsweise liegt jedoch darin, daß nicht wie früher jeder Einzelmensch harmonisch erzogen werden soll, daß nicht bei jedem Individuum alle Kräfte gleichmäßig entwickelt werden sollen, sondern daß nur für jede Kraft Spielraum und Bildungsgelegenheit geschaffen wird, um eben allen die Möglichkeit zu bieten, gerade ihrer Eigenart entsprechend zu wachsen und zu werden. Jeder einzelne soll seine Stärke in dieser mannigfachen Betätigung entdecken können, und jeder einzelne soll seine natürliche Wesenskraft pflegen dürfen. Das ist der Sinn der neuen Harmonie.

Von dieser Hauptanlage aus hofft man die näher und ferner gelegenen Gebiete nach und nach erobern zu können. Wer in irgendeinem Spezialfach mit Gründlichkeit arbeitet, der wird bald entdecken, daß in der Welt nichts isoliert besteht, daß jede Kulturerscheinung ihre hundertfachen Beziehungen nach allen Seiten hin unterhält gleich einem einzelnen Baum, der seine Wurzelfasern auf Suche schickt, in die Tiefe wie in die Breite, wo immer er Nährstoffe für sein eignes starkes Wachstum vermutet. Jeder Suchende und Strebende wird finden, daß er auf seinem ureigenen Gebiete nur dann gedeihen kann, wenn er Grundlagen befestigt, wenn er Verwandtes mit einbezieht und in seinem Sinne zu gestalten sucht.

Es ist derselbe Entwicklungsgang, was den „Kunstwart" zum „Kulturwart" werden ließ. Ästhetische Kultur kann nicht isoliert bleiben, wenn sie in Wahrheit Kulturwerte zeitigen will. Ästhetische Kultur

Digitized by Google

entwächst der Gesamtkultur, und Gesamtkultur muß Pflege finden, wenn die Welt der Kunst kulturgestaltend wirken soll. So wird auch jeder Fachmensch nach Ausweitung seiner engen Sonderbildung streben und am Ende, sofern er sich sein Vollmenschentum wahren möchte, doch zu einer Art harmonischer Bildung gelangen.

Was früher zu Beginn der pädagogischen Maßnahmen angestrebt wurde, das winkt nun als Abschluß der Selbstbildung. Nicht der Bildungs*inhalt* ist demnach neu, sondern nur der Bildungs*weg*. Harmonische Bildung und individuelle Bildung sind nicht unvereinbare Gegensätze, die sich letzten Endes ausschließen müssen; individuelle Bildung und harmonische Bildung können sich vielmehr verschmelzen, wo immer eine starke Persönlichkeit nach geistiger Welteroberung strebt. Zwar wird aus der endlich erreichten Harmonie jene Zentralkraft immer als herrschende Dominante herausklingen, aber nicht als einzelnes dissonierendes Intervall, sondern als Träger der Vollakkorde im Liede echter, reicher Menschlichkeit.

München *Ernst Weber*

Lose Blätter

Die Hafenfeier
von Richard Dehmel

1

Vom stillen Hafen singt manch kleines Lied;
Hafen der Weltstadt, bist du jemals still?
O großer Braus der Unruhe, wenn schrill
werktags die Dampfbootschwärme, Fähren, Schlepper, Jollen
Signale kreischend durchs Sprühwasser tollen,
Rauchwolken durchs Gestarr der Maste rollen,
durchs Möwengetümmel um Schlot und Spriet.

Fremder, dann stehst du zuerst wie irr,
spürst nicht das Werk, das da wachsen mag,
nicht von den Werften herüber den Takt im Hammerschlag,
nur das Gekrach und Geraffel, Geklirr, Geschwirr,
und ziellos fragt dein Blick ins Gewirr:
wird je auf Erden noch Feiertag?

Bis du erschüttert vermeinst, daß eisenhart
die ganze Menschheit im Arbeitskleid
von allen Brückengeländern dir Antwort schreit;
und vor dem starken Schall der Gegenwart
verstummt dein Ruf nach ewiger Seligkeit.

2

Sieh dort: der schlichte Mann in der Barkasse,
die unscheinbar vom wimmelnden Kai abschwenkt,

Digitized by Google

der ordnet dir die lärmende Masse,
ihm dankt im stillen jede Speichergasse,
ein Schiffsherr ist's, der viele Schiffe lenkt.

Vorbei an Docks, Hellingen, Höften, Leichtern, Kranen,
deren Getriebe seinem Antrieb entsprang,
rechnet sein Kopf wohl grad an neuen Bahnen
für unsre Herrschaft auf den Ozeanen,
doch durch die Brust wogt ihm wie dir ein Ahnen,
ein Drang, ein Klang, ein Urgesang:

Unruhe braust, wo sich der Geist aufrafft,
wo flügelfrei sich Mut und Wille verschwören,
Herzen und Hirne zur Tat zu empören.
Unruhe ist's, was sich Beruhigung schafft,
was Freiheit und Gewalt zur Ordnung strafft,
um immer kühneren Flugs die Ruhe zu stören.
Unruhe heißt die Schöpferkraft.

3

Jetzt hüpft der emsige Herr von Bord; gewandt
schlüpft er durch festschmuckbunte Zuschauerhaufen.
Ein Riesenschiff soll heut von Stapel laufen.
Flaggen und Wimpel flirrn; girlandenumspannt
harren zehntausendköpfig die Tribünen.
Und über all das ragt der Rumpf des Hünen
wie vom exotischen Blick seines Gebieters gebannt.

Der grüßt sich höflich durch durch die Spaliere
der Würdenträger, Damen, Kavaliere,
Schutzleute, Kurtisanen p. p. — und dann:
ein Kaiser neigt sich vor dem jüdischen Mann,
der dieses Völkerfriedenswerk ersann,
es neigen sich die Herren Offiziere.

Der Fürst begibt sich an die Kanzelstufe,
besteigt sie, spricht: Ich taufe dich Imperator.
Willig rollt der Koloß von seiner Kufe,
und auf der Strombahn im Sturm der Jubelrufe
wiegt sich ein Echo: Triumphator.

4

Was aber tönt noch immerfort wie Klagen?
Was murrt und schluchzt, wenn die Anker tauchen?
Was stöhnt, wenn die Frachtspillketten aufstauchen,
während die Dampfersirenen wie brüllende Bestien fauchen,
die Baggermaschinen ihr Hundegeheul anschlagen.

Ist es der Grundton ewiger Grausamkeit,
der qualvoll selbst aus unsern Werkzeugen ächzt?

Digitized by Google

O Menschenkind, das nach Vergöttlichung lechzt,
hör nur, wie deine Machtgier teuflisch gen Himmel krächzt,
die dich und deinesgleichen im Namen der Menschlichkeit
gesetzlich peinigt und sittlich maledeit!

Dann starren die Häuserreihen rings um die Hafenbecken
dich an wie Folterkammern, wo Angst, Wut, Jammer, Schrecken
vom Keller bis zum Dachfirst gellt,
wo jeder den andern martert, Verbrecher zugleich und Richter,
höchstens daß mittendrunter einsam ein Denker, ein Dichter
sich selbst abquält mit Allbeglückungszwecken;
so büßt der Weltgeist seine Welt.

5

Ja, das erschüttert, das macht die Seelen hungern,
das läßt uns stets nach besserer Zukunft lungern;
was ist denn unser Arbeitsertrag?
Sieh nur, wie alle Augen, die finstern und die grellen,
Herren wie Knechte, Meister wie Gesellen,
sich die Verzweiflungsfrage stellen:
war je auf Erden schon Feiertag?

Was fördern all die Fäuste, die sich schinden
an Hämmern, Hebeln, Kolben, Kurbeln, Gewinden,
an Ketten, Drähten, Tauen, Trossen?
Hier diese Panzerfregatte, sie wird verrosten, verwittern,
dort der zementne Leuchtturm zerbersten und zersplittern,
rascher dann, als er hochgeschossen.

Was hemmt die abgehärteten Lohnsklavenscharen,
die ihren Blutschweiß täglich zu Markte fahren,
endlich zu meutern gegen die Zwingherrngilde?
Ist's, weil sie schärfer als andre Narren gewahren,
daß Wahn uns alle bannt? — Ihr Herrn, seid milde! —

6

Gern sieht das Volk Machthaber über sich:
herrliche Männer, liebliche Frauen.
Ein Labsal bleibt's dem Kärrner im Alltagsgrauen,
ein lichtes Vorbild anzuschauen,
sei's königlich, sei's bürgerlich.

Die plumpesten Burschen, begrüßt sie eine Yacht,
in der ein müßiges Mädchen wie eine Blume lacht,
sie grüßen lachend wieder, Mann für Mann;
sie fragen nicht, was solche Blumen nützen,
sie schwenken ihre schweißgetränkten Mützen,
sie freuen, freuen sich daran.

Digitized by Google

Oder am Abend, wenn sie verrußt, verstaubt
heimgehn vom Landungsplatz, wo rolandshoch
des Staatsmanns Standbild sein felskahl Kuppelhaupt
dem Strom zukehrt: jawohl, sie schaun dran hoch,
als ob sein Schatten ihnen den Frieden raubt,
ehrlich anknirschend gegen sein Kriegsrüstungsjoch,
aber stolz auf ihn, stolz sind sie doch.

7

Und keiner blickt mehr nach den Kirchturmspitzen,
die grünspanschimmrig hinter dem Mastenwald
vom Sonnenuntergang bestrahlt
über den rauchgeschwärzten Dächern sitzen,
und unter denen im Altarkerzenschein
menschenklein
der Gottessohn die Finger am Marterkreuz krallt.

Und wenn noch mancher, den Not und Kummer kränkt,
Ihm und der Mutter aller Schmerzen
ein paar Minuten echter Andacht schenkt,
so tut er's nur, indem er denkt,
daß er mit seinem abgehetzten Herzen
zeitlebens selber am Kreuzpfahl hängt.

Die Besten aber beklagen nicht ihr Los,
sie träumen auch kein künftiges Glücksland her;
sie wissen, Kraft ist Lust, die aufschluchzt vor Begehr,
opfergroß
sich hinzugeben, wie der Strom dem Meer.

8

Denn über allen Wassern, die hier stranden,
heller als alle Träume und Gesichte,
die durch erhitzte Hirne im Glühdrahtlichte
der schaukelnden Kajüten branden,
glänzt eine Träne aus der Weltgeschichte.

Die weinte Bismarck, als er, schon ein Greis,
das größte Überseeschiff aus jenem Zeitwendkreis
auf seinen Namen taufen sollte.
Er hatte noch kein solches Schiff gesehn,
nun sah er dies Gewaltwerk menschlicher Mühsal stehn,
sah, wie's auf seinen Wink ins schäumende Flutgrab rollte.

Und sah im Geist sein Deutschland hinaus aufs Weltmeer rollen,
sah Menschen, Helden, Sklaven, sturmschwalbenscharendicht,
hoch, niedrig, arm und reich, gleich sterblich, Schicht auf Schicht,
wieder und wieder ihre hoffnungsvollen

Digitized by Google

glückleeren Hände ruhlos nach neuem Schicksal strecken,
und all das sollte nun sein Name decken —
da rann die Träne über sein Gesicht.

9

Es wird noch manche Opferträne rinnen,
die leuchtender von Seele zu Seele brennt
als der erlauchteste Stern am Firmament;
doch immer wieder, wenn Sturm ein Wrack berennt,
wird Kapitän wie Trimmer erschüttert sinnen,
warum sie durch den quälenden Aufruhr treiben,
warum sie nicht im stillen Hafen bleiben.

Denn manchmal ist er still. Wenn mitternächtig
kein Hochbahnzug mehr über die Brücken fährt,
wenn sich, vom dunkeln Wasser kühl verklärt,
das Bordlaternenheer sternbilderprächtig
im Abgrund spiegelt, Funken tief bei Funken,
dann scheint das Himmelreich herabgesunken.

Dann winkt dir aus der todesstillen Flut
der Feiertag, seit jeher prophezeit:
da sinkt der Menschensohn vom Kreuz, da ruht
auf dem erstorbnen Erdball weit und breit
der Hauch der ewigen Seligkeit.

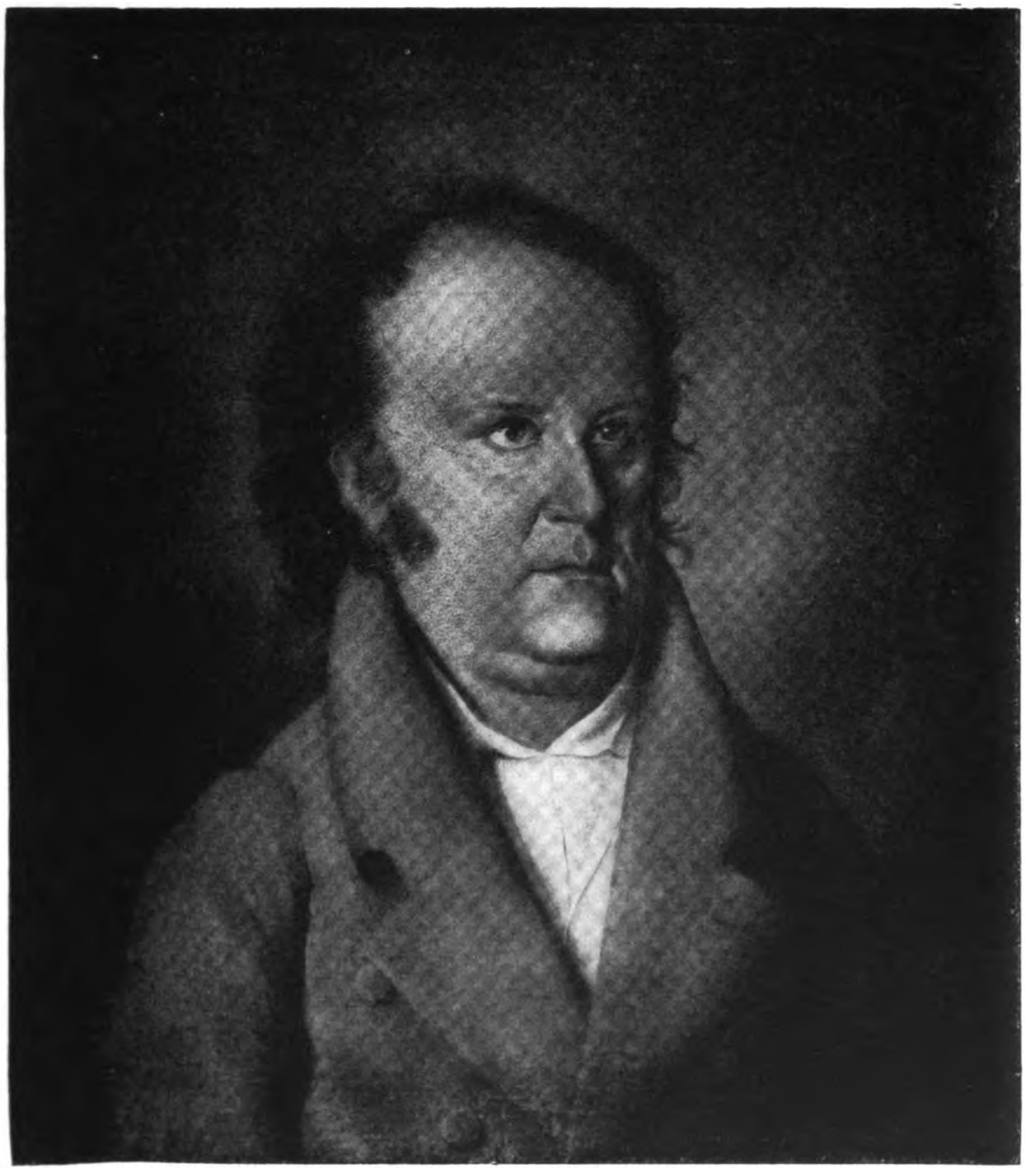
Aus der Weisheit Jean Pauls

[Die kleine Schatzsammlung haben wir aus zwei Werken Jean Pauls gehoben, die heut den allerwenigsten bekannt sind: „Levana oder Erziehlehre“ und „Vorschule der Ästhetik“. Beide trotz den Paragraphen keine systematischen Lehrbücher, sondern eine mehr oder weniger zusammenhängende Mitteilung von Beobachtungen, Erfahrungen, Ratschlägen. Die fröhlichen Augen des Dichters schauen über das bunte Leben hin, dieses oder jenes Bild, das seinem Gemüte, seiner Stimmung, seiner Art zusagt, ergreift er, er durchleuchtet es mit seinen Gedanken und bildet daraus, kraft seines persönlichen Reichtums, eine lebendige Weisheit, die mehr gibt als ein Wissen.]

Kinder

Einen traurigen Mann erdulde ich, aber kein trauriges Kind; denn jener kann, in welchen Sumpf er auch einsinke, die Augen entweder in das Reich der Vernunft oder in das der Hoffnung erheben; das kleine Kind aber wird von einem schwarzen Gifttropfen der Gegenwart ganz umzogen und erdrückt. Denkt euch ein Kind, das zum Blutgerüste geführet würde —, denkt euch Amor in einem deutschen Särglein —, oder seht einen Schmetterling nach dem Ausreißen seiner Vierflügel kriechen als Raupe: so fühlt ihr, was ich meine. Aber warum? Das Kind, wie das Tier, kennt nur reinsten Schmerz, obwohl kürzesten, nämlich einen ohne Vergangenheit und Zukunft; ferner einen, wie ihn der Kranke von außen und der Träumer von sich empfängt, ins asthenische

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

Jean Paul fr. Richter

FR. MEYER

Digitized by Google

glückleeren Hände ruhlos nach neuem Schicksal strecken,
und all das sollte nun sein Name decken —
da rann die Träne über sein Gesicht.

9

Es wird noch manche Opferträne rinnen,
die leuchtender von Seele zu Seele brennt
als der erlauchteste Stern am Firmament;
doch immer wieder, wenn Sturm ein Wrack berennt,
wird Kapitän wie Trimmer erschüttert sinnen,
warum sie durch den quälenden Aufruhr treiben,
warum sie nicht im stillen Hafen bleiben.

Denn manchmal ist er still. Wenn mitternächtig
kein Hochbahnzug mehr über die Brücken fährt,
wenn sich, vom dunkeln Wasser kühl verklärt,
das Bordlaternenheer sternbilderprächtig
im Abgrund spiegelt, Funken tief bei Funken,
dann scheint das Himmelreich herabgesunken.

Dann winkt dir aus der todesstillen Flut
der Feiertag, seit jeher prophezeit:
da sinkt der Menschensohn vom Kreuz, da ruht
auf dem erstorbnen Erdball weit und breit
der Hauch der ewigen Seligkeit.

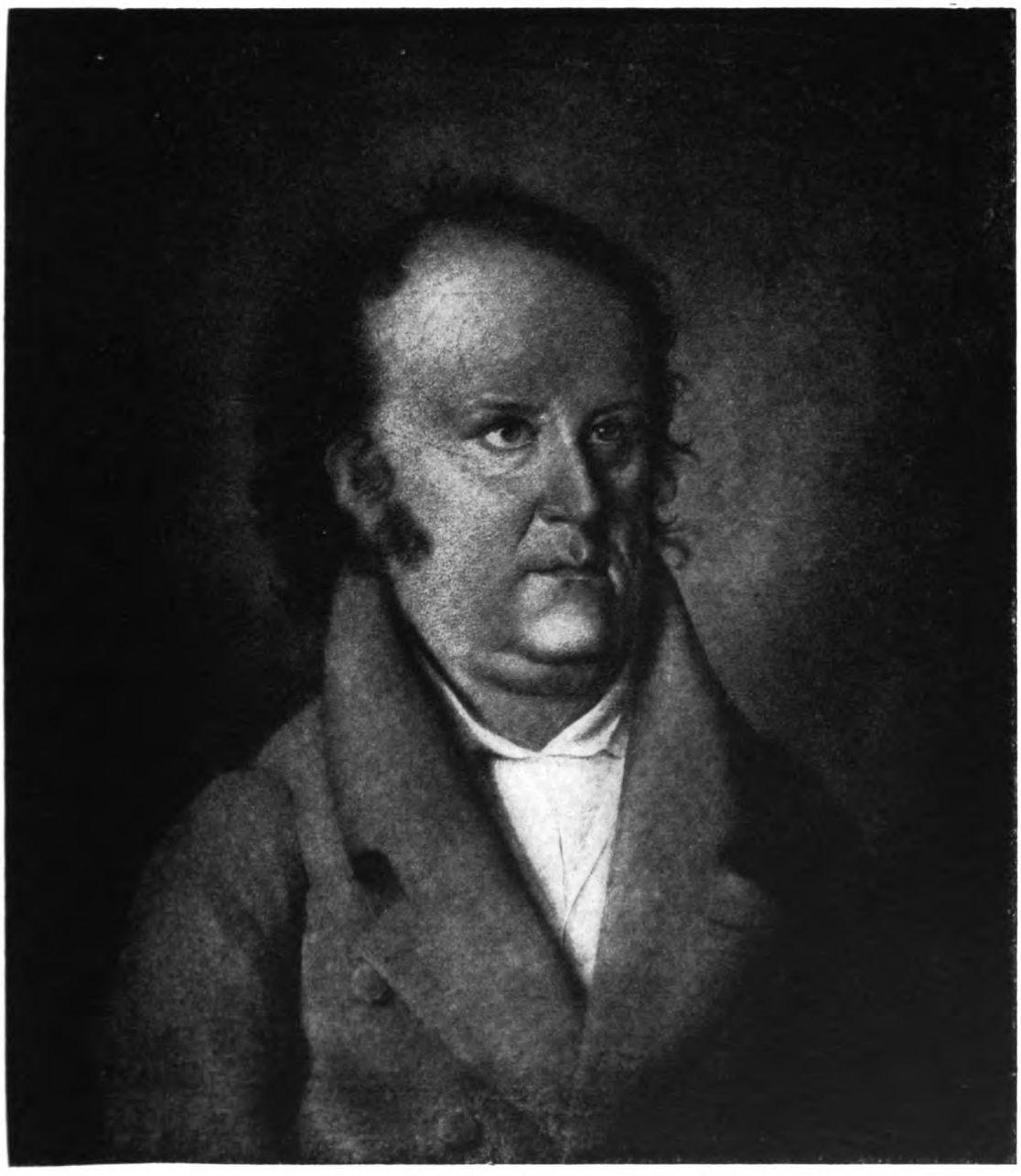
Aus der Weisheit Jean Pauls

[Die kleine Schatzsammlung haben wir aus zwei Werken Jean Pauls gehoben, die heut den allerwenigsten bekannt sind: „Levana oder Erziehlehre“ und „Vorschule der Ästhetik“. Beide trotz den Paragraphen keine systematischen Lehrbücher, sondern eine mehr oder weniger zusammenhängende Mitteilung von Beobachtungen, Erfahrungen, Ratschlägen. Die fröhlichen Augen des Dichters schauen über das bunte Leben hin, dieses oder jenes Bild, das seinem Gemüte, seiner Stimmung, seiner Art zusagt, ergreift er, er durchleuchtet es mit seinen Gedanken und bildet daraus, kraft seines persönlichen Reichtums, eine lebendige Weisheit, die mehr gibt als ein Wissen.]

Kinder

Einen traurigen Mann erdulde ich, aber kein trauriges Kind; denn jener kann, in welchen Sumpf er auch einsinke, die Augen entweder in das Reich der Vernunft oder in das der Hoffnung erheben; das kleine Kind aber wird von *einem* schwarzen Gifttropfen der Gegenwart ganz umzogen und erdrückt. Denkt euch ein Kind, das zum Blutgerüste geführet würde —, denkt euch Amor in einem deutschen Särglein —, oder seht einen Schmetterling nach dem Ausreißen seiner Vierflügel kriechen als Raupe: so fühlt ihr, was ich meine. Aber warum? Das Kind, wie das Tier, kennt nur reinsten Schmerz, obwohl kürzesten, nämlich einen ohne Vergangenheit und Zukunft; ferner einen, wie ihn der Kranke von außen und der Träumer von sich empfängt, ins asthenische

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

Jean Paul fr. Meyer

FR. MEYER

Digitized by Google

Digitized by Google

Gehirn hinein, endlich einen mit Bewußtsein nicht der Schuld, sondern der Unschuld. Freilich sind alle Schmerzen der Kinder nur kürzeste Nächte, wie ihre Freuden nur heißeste Tage; und zwar beides so sehr, daß in der späteren, oft wolken- und sternlosen Lebenszeit sich der aufgerichtete Mensch nur alter Kinderfreuden sehnsüchtig erinnert, indes er der Kinderschmerzen ganz vergessen zu haben scheint.

Ich weiß nicht, soll ich Kinderbälle mehr hassen, oder Kindertänze mehr loben? Jene — vor dem Tanzmeister — in Zuschauer- oder Mittänzer-Gesellschaft — im heißen Klima des Tanzsaals, unter dessen heißen Produkten — sind höchstens die Vorreihen und Hauptpas zum Totentanz. Hingegen Kindertänze will ich loben. Wie die erste Sprache lange der Grammatik, so sollte der Tanz lange der Tanzkunst vorgehen und vorarbeiten. Welcher Vater ein altes Klavier oder eine alte Geige oder Flöte hätte, oder eine improvisierende Singstimme: der sollte seine und fremde Kinder zusammenrufen und sie täglich stundenlange nach seinem Orchester hüpfen und wirbeln lassen — paarweise — in Ketten — in Ringen — recht oft einzeln — sie selber mitsingend, als Selbst-Drehorgeln — und wie sie nur wollten. Im Kinde tanzt noch die Freude, im Manne lächelt oder weint sie höchstens. Der reife Mensch darf durch den Tanz nur die Schönheit der Kunst, nicht sich und seine Empfindung ausdrücken; Liebe würde sich dadurch zu roh, Freude zu laut und zu keck vor der ernsten Nemesis gebärden. — Im Kinde leben noch Leib und Seele in den Flitterwochen einträchtig, und der freudigen Seele hüpfet noch der lustige Körper nach, bis später beide von Tisch und Bett sich scheiden und endlich ganz verlassen; der leise Zephir der Zufriedenheit dreht später die schwere metallne Fahne nicht mehr zu seinem Zeiger um.

Johannes von Müller bemerkt, daß wir aus der einfachen treuherzigen Schreibart der altdeutschen Chronikschreiber sehr unrichtig auf eine ähnliche Denkart schließen, indem jener Stil bloß den Charakter ihrer Zeit, nicht ihren eignen ausspricht. Auf dieselbe Irr-Weise legen wir nun dem kindlichen Ausdruck der Kinder unsre erwachsene Denkart und leihen ihm dadurch einen naiven Reiz der Treuherzigkeit, der ihm bei seiner kindlichen eigentlich fehlt. Aber wir dürfen nicht Verhältnisse des Alters für Verhältnisse der Gesinnung halten; und was für uns kunstlos vom Kinde gesprochen dünkt, ist von demselben vielleicht kunstreich gesagt und gemeint.

Das Spielen ist anfangs der verarbeitete Überschuß der geistigen und der körperlichen Kräfte zugleich; später, wenn der Schulzepter die geistigen alles Feuers bis zum Regnen entladen hat, leiten nur noch die Glieder durch Laufen, Werfen, Tragen die Lebensfülle ab. Das Spiel ist die erste Poesie des Menschen.

An reicher Wirklichkeit verwelkt und verarmt die Phantasie; mithin sei jede Spielpuppe und Spielwelt nur ein Flachsrocken, von welchem die Seele ein buntes Gewand abspinnt. Kinder haben — ausgenommen ein- und zweijährige, welche noch den Farbenstachel bedürfen — nur Zeichnungen, nicht Gemälde vonnöten; Farben erschöpfen durch Wirklich-

Digitized by Google

keit die Schöpfungkraft. Daher komme kein Spielzeug, schon durch Anschauen vollendet, an, sondern jedes tauge zu einem Arbeitszeuge.

Musik sollte man lieber, als die Poesie, die fröhliche Kunst heißen. Sie teilt Kindern nichts als Himmel aus, denn sie haben noch keinen verloren und setzen noch keine Erinnerungen als Dämpfer auf die hellen Töne. Wählt schmelzende Tongänge und weiche Tonarten: ihr heitert doch damit das Kind nur zu Sprüngen auf. Wilde, kräftige Völker und lustige, wie Griechen, Russen, Neapler, haben ihre Volkslieder in lauter Molltönen gesetzt. Einige Jahre kann das Kind weinen über Töne, wie der Vater, aber nur jenes vor Überlust; da doch nicht unsre Erinnerung den tönenden Hoffnungen die Rechnungen des Verlustes unterlegt.

Erziehungswerte

Eh der Körper des Menschen entwickelt ist, schadet ihm jede künstliche Entwickelung der Seele; philosophische Anstrengung des Verstandes, dichterische der Phantasie zerrütten die junge Kraft selber, und andere dazu. Bloß die Entwickelung des Witzes, an die man bei Kindern so selten denkt, ist die unschädlichste — weil er nur in leichten, flüchtigen Anstrengungen arbeitet; — die nützlichste — weil er das neue Ideenräderwerk immer schneller zu gehen zwingt — weil er durch Erfinden Liebe und Herrschaft über die Ideen gibt — weil fremder und eigner uns in diesen frühen Jahren am meisten mit seinem Glanze entzückt. Warum haben wir so wenige Erfinder, und dafür so viele Gelehrte, in deren Kopfe lauter unbewegliche Güter liegen, worin die Begriffe jeder Wissenschaft klubweise auseinander gesperrt in Kartausen wohnen, so daß, wenn der Mann über eine Wissenschaft schreibt, er sich auf nichts besinnt, was er in der andern weiß? — Warum? Darum bloß, weil man die Kinder mehr Ideen als die Handhabung der Ideen lehrt, und weil ihre Gedanken in der Schule so unbeweglich fixiert sein sollen als ihr Steiß.

Ihr beugt (oder knickt) die junge Seele, wenn ihr sie (vor dem Alter der Einsicht in politische Unebenheiten) vor jemand anders höflich sein laßt als vor dem bloßen Menschen und Alter; ungebunden von Ordenbändern, blind gegen Sterne und Gold, fasse und schaue sie den Diener und Gebieter des Vaters auf gleich ehrende Weise an. Von Natur ist ein Kind gegen jeden Alexander ein Diogenes, und gegen Diogenes ein sanfter Alexander; es bleibe dabei; und jene entnervende Blödigkeit gegen Stände bleibe weg.

Was ist aller Gewinn, den die junge Seele aus der Vermeidung einiger Fehltritte und Fehlblicke zieht, gegen den entsetzlichen Verlust, daß sie ohne das heilige Feuer der Jugend, ohne Flügel, ohne große Plane, kurz so nackt in das kalte enge Leben hineinkriecht, als die meisten aus demselben heraus? — Wie soll ohne die ideale Jugendglut das Leben reifen oder der Wein ohne August? — Das Schönste, was die Menschen taten, fiel es auch in ihre kältere Jahreszeit, war nur spät aufgehender Samen, den der Lebensbaum des kindlichen Paradieses getragen hatte; gleichsam realisierte Jugendträume. Oder saht ihr nie, wie ein Mensch

Digitized by Google

von einem einzigen Götterbilde seiner Frühzeit durch das ganze Leben regiert und geleitet wurde? Und wodurch wollt ihr dieses führende Wagengestirn ersetzen, als etwa durch den Brotwagen des klugen Eigennutzes? — Endlich: was tut denn dem Menschen eigentlich not? — Wahrlich nicht etwa die Kraft der Opfer für das Beste — denn es erscheine nur einmal in der Wirklichkeit ein Gott, oder wie im wagrechten Frankreich eine Göttin (die Freiheit), so entäußert der Mensch sich gern alles Menschlichen, wessen die Göttlichkeit nicht bedarf — sondern etwas anderes als Stärke hat er nötig, Glauben und Schauen einer Gottheit, die die Menschenopfer besserer Art verdient. Hinter einem voranziehenden Gott würden alle Menschen Götter. Tilgt ihr aber das Ideal aus der Brust, so verschwindet damit Tempel, Opferaltar und alles.

Moralstunden gebt ihr? Ich dächte lieber Moraljahre, und ihr hörtet nie auf. Keine Lehre hilft, als im lebendigen Falle, und jede ist nur eine aus einer Zufallfabel; das fortgehende Leben ist ein stehender Prediger, das Haus ein Hauskaplan, und statt der Morgen- und Abendandachten müssen Lebensandachten eingreifen. Wissenschaften könnt ihr lehren, folglich nach Stunden; Genie nur wecken, folglich mit Anlässen. Kann ein skelettiertes Herz Blut treiben? — Das Herz ist das Genie der Tugend; die Moral dessen Geschmacklehre. — Wollt ihr etwas vergessen, so schreibt's nur an die Innenseite der Stubentür; wollt ihr das Heilige verwüsten, so hängt eine Gebotentabelle euch vor das Auge. Lavater sagte: jeder Mensch habe seine Teufelsaugenblicke. Folglich werdet nicht irre, wenn das Kind auch seine Satans-Terzien hat so wie seine Engelminuten. Ja, ihr dürft leichter an Erwachsenen verzagen als an Kindern.

Kommt die Zeit der Versuchung, so gebt die großen Ideen. Nur das Große schützt gegen das Kleine; nur der Begriff oder die Idee gegen den Impuls. Die physische Natur ist weder verächtlich noch zerstörbar; aber ihr seid beides, wenn ihr die physische nicht mit eurer geistigen ins Gleichgewicht zu setzen vermöget. — Was gibt's denn gegen das Fleisch? Was es überall gibt gegen das Mächtigste, gegen das von Feuer und Schwert Verletzte, von Hunger und Kälte Gequälte: die Idee. Folglich wenn irgendwo die Idee, der Geist, das Fleisch überwindet, wieviel mehr bei den unentwickelten Verhältnissen der Erziehung!

Was überwand vom Fakir an bis zu den Märterinnen des Christentums und der Liebe und der Kinderpflicht und bis zu den Blutzeugen der Freiheit den Körper, die Meinung, den Wunsch, die Folter? Eine das Herz durchwurzelnde Idee. — Nun, so gebt dem Knaben irgendeine lebendige, und wär es die der Ehre: so ist er fähig, ein Mann zu werden. Durch Vorstellen derselben wird jede Furcht bezwinglich.

Wahrhaftigkeit — nämlich die absichtliche und die opfernde — ist weniger ein Zweig als eine Blüte der sittlichen Mann-Stärke. Schwächlinge müssen lügen, sie mögen es hassen wie sie wollen. Ein Drohblick treibt sie mitten ins Sündengarn.

Digitized by Google

Der Ungläubige an die Menschheit wird ebensooft betrogen als der Gläubige an die Menschen. Der schlimme und alleinherrische Günstling rät stets dem Fürsten an, recht selber zu herrschen, nie herrschen zu lassen, selber zu sehen und zu hören (wenigstens den Günstling); nicht etwa eine Repetieruhrglocke zu sein, auf welcher ein äußerer Hammer die Zeit ausspricht, sondern eine Kirchenglocke, die mit eigner Zunge (dem Klöppel) redet und welche der Günstling — läutet, es sei zu Sturm oder zur Hochzeit.

Frauen

Die Frau verliert — ihrer ungeteilten, anschauenden Natur zufolge — sich, und was sie hat von Herz und Glück, in den Gegenstand hinein, den sie liebt. Für sie gibt's nur Gegenwart, und diese Gegenwart ist nur wieder eine bestimmte, ein und ein Mensch. Wie Swift nicht die Menschheit, sondern nur Einzelwesen daraus liebte, so sind sie auch mit dem wärmsten Herzen keine Weltbürgerinnen, kaum Stadt- und Dorfbürgerinnen, sondern die Hausbürgerinnen; keine Frau kann zu gleicher Zeit ihr Kind und die vier Weltteile lieben, aber der Mann kann es. Er liebt den Begriff, das Weib die Erscheinung, das Einzige; wie Gott — wenn diese kühne Vergleichung nicht zu kühn ist — nur eine einzige Geliebte kennt, seine Welt. Noch auf andere Weise stellt sich diese Eigentümlichkeit dar. Die Männer lieben mehr Sachen, zum Beispiel Wahrheiten, Güter, Länder; die Weiber mehr Personen; jene machen sogar leicht Personen zu dem, was sie lieben; so wie, was Wissenschaft für einen Mann ist, wieder leicht für eine Frau ein Mann wird, der Wissenschaft hat. Schon als Kind liebt die Frau einen Veziermenschen, die Puppe, und arbeitet für diese; der Knabe hält sich ein Steckenpferd und eine Bleimiliz und arbeitet mit dieser. Aus jenem entspringt vielleicht, daß Mädchen und Knaben zugleich in die Schule gesandt, jene, obwohl diesen vorreifend, dennoch länger mit ihren Spielpuppen spielen als diese mit ihren Spielsachen.

Muß ein genialer Mann auch ein Mensch und ein Bürger, und soll er womöglich ein Vater sein: so kann eine Frau sich nicht durch Genialität über ihr noch bestimmteres Lebenstagwerk erhoben dünken. Wenn ein Jean Jacques über die Erziehung schreibt, so kann eine geistvolle Jeannette Jacqueline sich nicht des Geschäftes geistvoller Männer schämen; vielmehr müßte das so seltene Übermaß des weiblichen Talents mehr den Beruf zur Erziehung geben als einen Freibrief davon. Wenn sie aber sich der Taten schämen und doch der Ideen rühmen: so rächt sich ihre Bestimmung gerecht und strenge an ihnen. Erstlich gerecht. Denn die Frau ist zur Vesta oder Vestalin des Hauses, nicht zur Ozeanide des Weltmeers bestimmt; je voller des Ideals sie ist, desto mehr muß sie streben, sich in der Wirklichkeit, wie das Ideal der Ideale, Gott, sich in der Welt auszudrücken; und etwa eine Tochter, wie dieser ein Menschengeschlecht, zu erziehen. Kann ein Dichter ebenso gut in der Enge der niederländischen Schule als im Horizonte der italienischen sein Ideal aussprechen: warum sie nicht ihres in der Küche, Keller und Kinderstube? Aber strenge zweitens ist die Rüge des versäumten Verhältnisses. Nie kann eine Frau vergessen

Digitized by Google

zu lieben, sie möge dichten oder herrschen. Statt der Kinder suchen dann die genialen die Männer. Sie wollen von diesen geliebt sein wie Weiber, lieben aber selber wie Männer. So werden sie denn als fliegende Fische zwischen zwei Elementen, zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit, von beiden verwundet und in zwei Reichen verfolgt. Sie werden alsdann desto unglücklicher, je weiter ihr geistiger Umkreis sich auszieht; zum Beispiel eine Dichterin wird's mehr als eine Malerin. Vereinigen sie aber die weibliche Bestimmung mit der genialen: so kommt ein hohes seltenes Glück in ihr Herz; an ihrer Höhe schmelzen, wie an Bergen, alle die Wolken, welche in den Tälern regnen.

Lachende Heiterkeit wirft auf alle Lebensbahnen Tageslicht; der Mißmut weht seinen bösen Nebel in jede Ferne; der Schmerz macht zerstreuter und verworrener als der sogenannte Leichtsinn. Kann hingegen eine Frau diese Komödie aus dem Stegreif in die Ehe hineinspielen und zuweilen das starre Epos des Mannes oder Helden durch ihr komisches Heldengedicht anleuchten, oder gegen Unglücksfälle, wie Römer taten, ein lustiges Spiel anordnen; so hat sie Freude und Mann und Kinder bestochen und gewonnen. Man fürchte doch nie, daß weibliches Scherzen die Seelentiefe und das Gefühl ausschließe. Tut es denn das männliche? Und bauete nicht der Gesetzgeber Lykurg in seinem Hause dem Lachen einen Altar, und seine Sparter überall? Gerade unter dem äußeren Scherze wuchert die stille Kraft des Herzens fort, und es füllt sich selber an.

Der Soldat wird kriegerisch, der Dichter dichterisch, der Gottesgelehrte fromm erziehen — und nur die Mutter wird menschlich bilden. Denn nur das Weib bedarf an sich nichts zu entwickeln als den reinen Menschen, und wie an einer Aolsharfe, herrschet keine Saite über die andere, sondern die Melodie ihrer Töne geht vom Einklang aus und in ihn zurück.

Aber ihr Mütter, und besonders ihr in den höhern und freiern Ständen, denen das Geschick das Lasttragen der Haushaltung erspart, die es mit einem heiteren grünen Erziehgarten für eure Kinder umgibt, wie könnt ihr lieber die Langweile der Einsamkeit und der Geselligkeit erwählen, als den ewigen Reiz der Kinderliebe, das Schauspiel schöner Entfaltung, die Spiele geliebtester Wesen, das Verdienst schönster und längster Wirkung? Verächtlich ist eine Frau, die Langweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Nie, nie hat eines je seiner rein- und rechterziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der dunkeln Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinblicken, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden. Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder.

Digitized by Google

Humor

Der Humor, als das umgekehrte Erhabene, vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee. Es gibt für ihn keine einzelne Torheit, keine Toren, sondern nur Torheit und eine tolle Welt, er hebt — ungleich dem gemeinen Spaßmacher mit seinen Seitenhieben — keine einzelne Narrheit heraus, sondern er erniedrigt das Große, aber ungleich der Parodie — um ihm das Kleine, und erhöhet das Kleine, aber ungleich der Ironie —, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit alles gleich ist und nichts.

Wenn der Mensch, wie die alte Theologie tat, aus der überirdischen Welt auf die irdische herunterschauet; so zieht diese klein und eitel dahin; wenn er mit der kleinen, wie der Humor tut, die unendliche ausmisset und verknüpft: so entsteht jenes Lachen, worin noch ein Schmerz und eine Größe ist.

Nach jeder pathetischen Anspannung gelüstet der Mensch ordentlich nach humoristischer Abspannung; aber da keine Empfindung ihr Widerspiel, sondern nur ihre Abstufung begehren kann: so muß in dem Scherze, den das Pathos aufsucht, noch ein herabführender Ernst vorhanden sein. Und dieser wohnt im Humor.

Scherz billigen in unsern Zeiten viele, denn er hält eben den wenigen noch von Jahrhundert und Unglück nicht aufgeriebenen Ernst fest aufbewahrt; der biegsame geschmeidige Scherz ist der Ring von Gold, den man an den Finger ansteckt, damit der Ring mit Diamanten nicht abgleite.

Da es ohne Sinnlichkeit überhaupt kein Komisches gibt: so kann sie bei dem Humor als ein Exponent der angewandten Endlichkeit nie zu farbig werden. Die überfließende Darstellung, sowohl durch die Bilder und Kontraste des Witzes als der Phantasie, das heißt durch Gruppen und durch Farben, soll mit der Sinnlichkeit die Seele füllen und mit jenem Dithyrambus sie entflammen, welcher die im Hohlspiegel eckig und lang auseinandergehende Sinnenwelt gegen die Idee aufrichtet und sie ihr entgegenhält.

Wie an dem unbildlichen Witze der Verstand, so hat am bildlichen die Phantasie den überwiegenden Anteil; der Trug der Geschwindigkeit und Sprache stehet jenem bei, eine Zauberei von ganz anderer Art diesem. Dieselbe unbekannte Gewalt, welche mit Flammen zwei so spröde Wesen, wie Leib und Geist, in ein Leben verschmelzte, wiederholt in und außer uns dieses Veredeln und Vermischen; indem sie uns nötigt, ohne Schluß und Übergang aus der schweren Materie das leichte Feuer des Geistes zu entbinden, aus dem Laut den Gedanken, aus Teilen und Zügen des Gesichts Kräfte und Bewegungen eines Geistes und so überall aus äußerer Bewegung innere.

Die Engländer und die Deutschen haben ungleich mehr Bilder-Witz; die Franzosen mehr Reflexion-Witz; denn dieser ist geselliger; zu

Digitized by Google

jenem muß die Phantasie erst breite Segel spannen, was in einer Gaststube teils zu lang wird teils zu schwer. Welche einander spiegelnde Reihe von Ähnlichkeiten umschließet oft ein Gleichnis von Young oder Musäus! Was sind die französischen bleichen Perlen vom dritten Wasser gegen die englischen Juwelen vom ersten Feuer!

Dichtung

Wenn der Nihilist das Besondere in das Allgemeine durchsichtig zerlässet — und der Materialist das Allgemeine in das Besondere versteinert und verknöchert —: so muß die lebendige Poesie eine solche Vereinigung beider verstehen und erreichen, daß jedes Individuum sich in ihr wieder findet, und folglich, da Individuen sich einander ausschließen, jedes nur sein Besonderes in einem Allgemeinen, kurz, daß sie dem Monde ähnlich wird, welcher nachts dem einen Wanderer im Walde von Gipfel zu Gipfel nachfolgt, zu gleicher Zeit auch einem andern von Welle zu Welle, und so jedem, indes er bloß seinen großen Bogengang am Himmel zieht, aber doch am Ende wirklich um die Erde und um die Wanderer auch.

Das Mächtigste im Dichter, welches seinen Werken die gute und die böse Seele einbläset, ist gerade das Unbewußte. Daher wird ein großer wie Shakespere Schätze öffnen und geben, welche er, so wenig wie sein Körperherz selber, sehen konnte, da die göttliche Weisheit immer ihr All in der schlafenden Pflanze und im Tierinstinkt ausprägt und in der beweglichen Seele ausspricht. Überhaupt sieht die Besonnenheit nicht das Sehen, sondern nur das abgespiegelte oder zergliederte Auge; und das Spiegeln spiegelt sich nicht. Wären wir uns unsrer ganz bewußt, so wären wir unsre Schöpfer und schrankenlos. Ein unauslöschliches Gefühl stellet in uns etwas Dunkles, was nicht unser Geschöpf, sondern unser Schöpfer ist, über alle unsre Geschöpfe. So treten wir, wie es Gott auf Sinai befahl, vor ihn mit einer Decke über den Augen.

Wie wenig Dichtung ein Kopierbuch des Naturbuchs sei, ersieht man am besten an den Jünglingen, die gerade dann die Sprache der Gefühle am schlechtesten reden, wenn diese in ihnen regieren und schreien, und welchen das zu starke Wasser das poetische Mühlenwerk gerade hemmt und nicht treibt, indes sie nach der falschen Maxime der Naturaffen ja nichts brauchten als nachzuschreiben, was ihnen vorgesprochen wird. Keine Hand kann den poetischen, lyrischen Pinsel festhalten und führen, in welcher der Fieberpuls der Leidenschaft schlägt. Der bloße Unwille macht zwar Verse, aber nicht die besten; selber die Satire wird durch Milde schärfer als durch Zorn, so wie Essig durch süße Rosinenstiele stärker säuert, durch bittern Hopfen aber umschlägt.

Einem jungen Dichter ist nichts so nachteilig als ein gewaltiger Dichter, den er oft liefet; das beste Epos in diesem zerschmilzt zur Lyra in jenem. Ja, ich glaube, ein Amt ist in der Jugend gesünder als ein Buch, — obwohl in spätern Jahren das Umgekehrte gilt. — Das Ideal vermischt sich am leichtesten mit jedem Ideal, das heißt das Allgemeine

Digitized by Google

mit dem Allgemeinen. Dann holet der blühende junge Mensch die Natur aus dem Gedicht, anstatt das Gedicht aus der Natur. Die Folge davon und die Erscheinung ist die, welche jetzt aus allen Buchläden heraussieht: nämlich Farbenschatten statt der Leiber; nicht einmal nachsprechende, sondern nachklingende Bilder von Urbildern, — fremde, zerschnittene Gemälde werden zu musaischen Stiften neuer Bilder zusammengereiht — und man geht mit fremden poetischen Bildern um, wie im Mittelalter mit heiligen, von welchen man Farben loskratzte, um solche im Abendmahlwein zu nehmen.

Sprache

Unsre Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie bloß sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpfwerke nur in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeit und der sinnlichen Handwerkssprache.

Wenn man den Reichtum unsrer Sprache, gleichsam eines Spiegelzimmers, das nach allen Seiten wiedergibt und malt, am vollständigsten ausgelegt sehen will: so überzähle man den deutschen Schatz an sinnlichen Wurzel-Zeitwörtern. Der intransitiven der Bewegung nach einem Orte zum Beispiel sind über 80 (gehen, schreiten, rennen, stürzen usw.), der handelnden über 70 (legen, stehen, werfen usw.); jetzt diese unendlich fortgepflanzt durch: be, an, ein, auf, ver usw. usw. Für den Schall haben wir 100; vom allgemeinen an: rauschen, hallen usw. zum bestimmtern knallen, schmettern usw.; dann zum musikalischen: klingen, tönen usw.; dann zum menschlichen: flüstern, lallen, plärren usw.; dann zum reichen tierischen: schnattern, piepen, zirpen usw.

Kritik

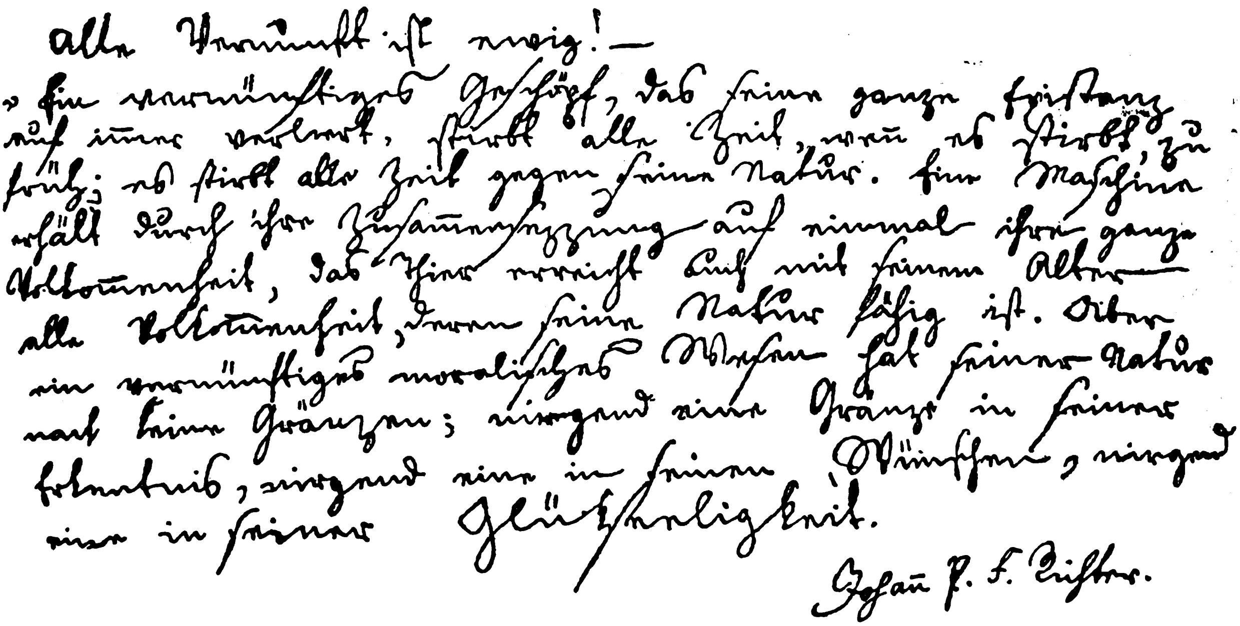
Soll eine Rezension etwas Besseres als eine Antwort sein, die man einer Teewirtin auf die Frage gibt, wie uns das Buch gefallen: so gehört so viel zu einer, daß sie selber zu einem Kunstwerk ausschlägt: erstlich ein schnelles Durchlesen, um die ungestörte Kraft des Ganzen aufzunehmen — zweitens ein langsames, um die flüchtig einwirkenden Teilchen dem Auge zu nähern — drittens ein genießend-klares, das beide vergleicht — viertens eine rein unparteiische Absonderung des Urteils über den Geist des Werks von dem Urteile über den Geist des Verfassers — fünftens eine Zurückführung des Urteils auf bekannte oder auf neue Grundsätze, daher eine Rezension leicht eine Ästhetik im kleinen wird — sechstens, siebentens, achtens usw. versteht sich von selber, nämlich Liebe für Wissenschaft und für Autor zugleich, für deutsche Sprache usw.

Über geniale Werke wünscht ich zwei ganz verschiedene Journale. Das eine müßte an einem Meisterwerke nichts als die Mängel rügen, jede falsche Mitteltinte, Falte, Linie bezeichnen und es ohne Scheu vorrücken, wenn ein Winkel des Rahmens um das Bild kein rechter wäre, oder die Vergoldung verschlissen. Denn alle Forderungen des Geschmacks und der Sprachlehre, kurz, der äußern Form, will ich doch lieber an großen als an kleinen Autoren lernen; und Sprachnachlässig-

Digitized by Google

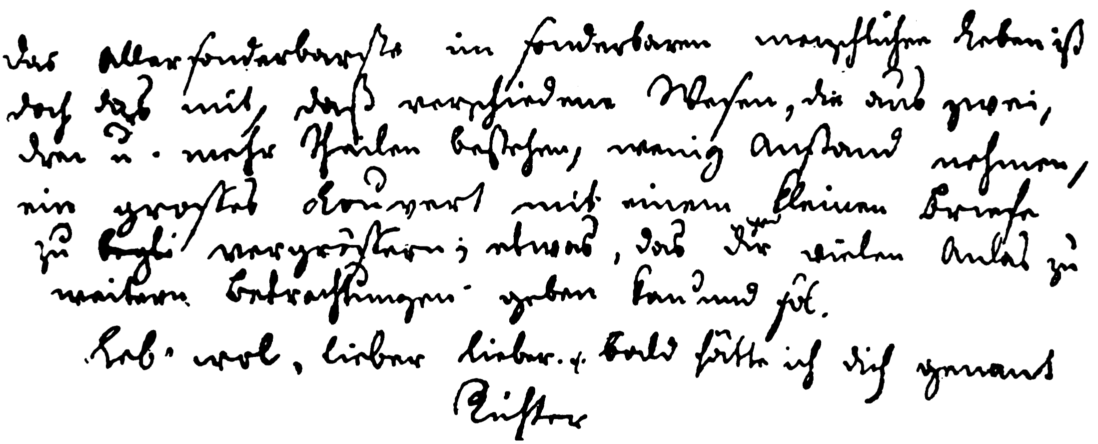
Die Handschrift Jean Pauls
von seinem 15. bis zu seinem 62. Lebensjahre

Aus Jerusalems Betrachtungen (1778):


Alle Vernunft ist ewig! —
„Ein vernünftiges Geschöpf, das seine ganze Existenz auf immer verliert, stirbt alle Zeit, wenn es stirbt, zu früh; es stirbt alle Zeit gegen seine Natur. Eine Maschine erhält durch ihre Zusammensezzung auf einmal ihre ganze Volkommenheit, das Thier erreicht auch mit seinem Alter alle Volkommenheit, deren seine Natur fähig ist. Aber ein vernünftiges moralisches Wesen hat seiner Natur nach keine Gränzen; nirgend eine Gränze in seinem Erkentnis, nirgend eine in seinen Wünschen, nirgend eine in seiner Glükseligkeit.

Johan P. F. Richter.

Aus einem Brief an A. v. Oertel (1785):


Das Allersonderbarste im sonderbaren menschlichen Leben ist doch das mit, daß verschiedene Wesen, die aus zwei, drei u. mehr Theilen bestehen, wenig Anstand nehmen, ein grosses Kompart mit einem kleinen Briefe zu [illegible] vergrössern; etwas, das dir vielen Anlas zu weiteren Betrachtungen geben kan und sol.

Leb' wol, lieber lieber. u. bald hätte ich dich genant

Richter

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

Aus einem Brief an Moritz (1793):

Der blaue Glanz über uns umzieht
sich mit den Silbernebelwolken,
dann nun auch die Göttin des
Heimlichts mit Grüßt — die bekannte auf
die Heimende Farbe weinet uns
ganz nur darum, daß sie nun an
Wolken mein ein Kranz der Liebe
und Schönheit liegt — und wir
stehen in unsern kurzen Augen
an dem Grabe unter dem dunklen,
mächtigen Heimlichkeit selbst und Ge-
nie weil und sich Stunden wissen.

Ihr treuer Verehrer
Jean Paul Richter

Aus dem Titan (1800):

Wie nun Ihnen großen Dank und Gruß
Ihrem innern Gedenken und allen
Bildern nobelsten
Bildwerk nobelsten nur wie
Ihr auf ~~ihrem~~ ernsten Bahn;

J. P. Richter

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

Aus Katzenbergers Badereise (1809):

An die Feinde der Freiheit.

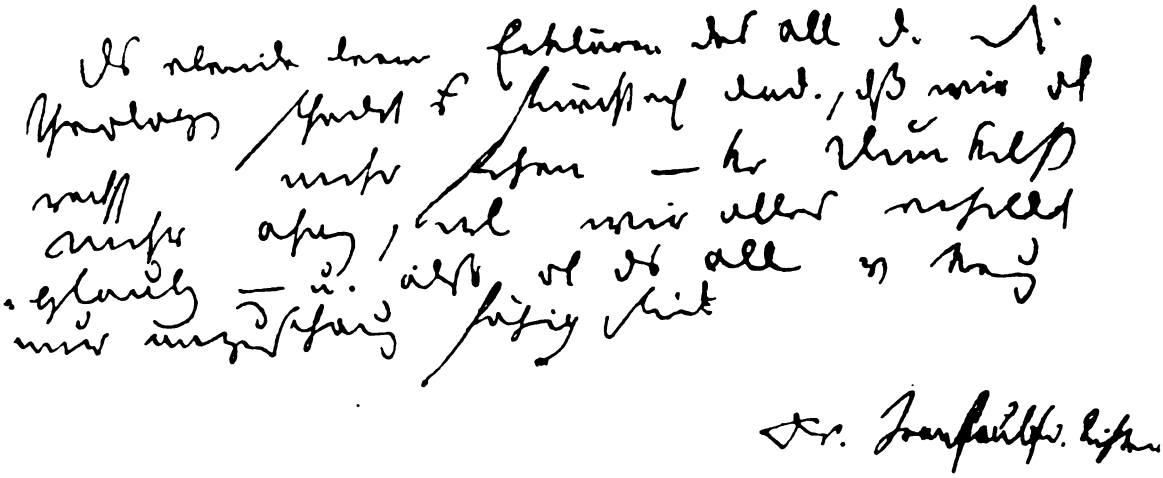
Zerschlagt nur ~~jeden~~ Bund ihrer Freunde, und ~~jede~~ zerstüllt ~~zertrümmert~~ jedes ~~jedes~~ Buch sogar mit dem, der es ~~schrieb~~ hinstellte, um darin die Geister-Söne, ~~der~~ auf ~~der~~ die Freiheit im Aufgange zu zeigen ~~[illegible]~~ – nun glänzt die Söne nicht mehr aus einem Spiegel, sondern aus jeder Scherbe des zertrümmerten. ~~Bringt~~ Die ruhige Meeresbene mit einer stillen Söne in Busen lodert aufgestürmt mit ~~[illegible]~~ zahllosen Sonnen auf den zahllosen Wogen.

Jean Paul Fr. Richter

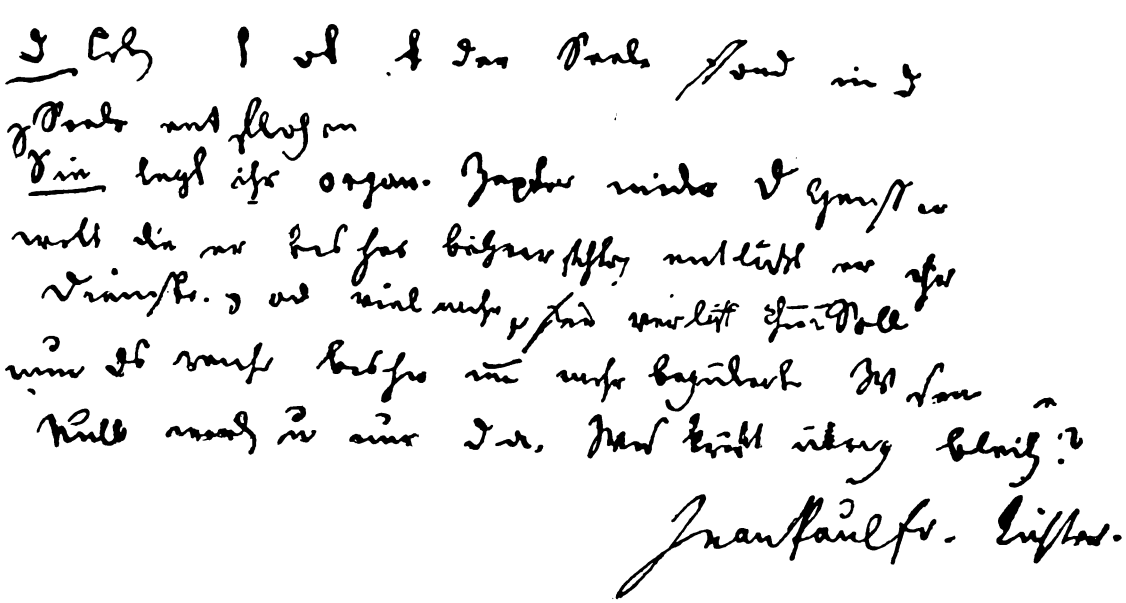
AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

Aus den Studien zum Überchristentum (1817):



Aus den Studien zur Selina (1825):



Digitized by Google

leiten werden wir zum Beispiel an Goethens neuester Prose im Anhange zu Cellini mit mehr Reiz finden und fliehen lernen als an einem matten Lang- und Breitschreiber. Solche fliegende Finsternisse der Genies würden, wie die der Sonne und des Saturns durch Trabanten, am schönsten dienen, die Landkarten der Erde zu machen und zu bessern. Auch wäre ein solches Journal für das Genie (besonders für dessen Nachahmer) der Nacht- und Richterstuhl, der einem Alexander sagte, er sei noch kein ganzer Gott. Diesem gelehrten schwarzen Buch müßte sich ein zweites (es mag das goldne Buch heißen) beigesellen, das mit heiliger Seele nichts im Kunstwerke und göttlichen Ebenbilde anschauete (wie ein Liebender an der Geliebten), als die Schönheit oder den Gott, dem es ähnlich ist. Auf der hohen himmlischen Stelle, wo der Mensch vor der Größe steht, verschwinden ihm an ihr die Ecken der Nähe und Tiefe, wie einem Sternbewohner die Berge an der Erde versinken und nur die strahlende Kugel erscheint. Schon der edle Winkelmann ermahnt, Schönheiten früher und brünstiger zu suchen als Flecken. Nur ist's das Schwierigere; im Finden der Schönheit gehen die Menschen weit mehr und uneiniger auseinander als im Finden des Häßlichen; gegen dieses rüstet die allgemeine Natur; für jene wird erst eine besondere ähnliche Seele erschaffen; so ahnet ja im Moralischen der Sinkende nur immer tiefere Versunkenheit und allein der Emporgehende nur immer höhere Himmel voraus. Das goldne Buch, das ich wünsche, stellet nun, so gut es ohne Darstellung möglich ist, erstlich den Geist des Kunstwerks dar, zweitens den Geist des Meisters.

Schlechte Werke sollte man bloß ironisch anzeigen, damit der Leser doch etwas hätte, da sonst den Tadel die gemeinen Verdammungsformeln erst an sich, und dann durch die Notwendigkeit ihrer unzähligen Wiederkehr sehr ins Langweilige spielen. Gelehrte Anzeigen bloß ungelehrter Werke, eine allgemeine deutsche Bibliothek voll lauter ihr ähnlicher Dichter und Philosophen, kurz, eine Zeitung des Schlechten, aber eine ironische und launige, welch ein Zuwachs der Ironie und Laune würde hier aufblühen! Ferner wünscht ich manche Werke mit wahrer Gewissenhaftigkeit und Liebe und so schnell als möglich angezeigt — nämlich die namenlosen und die von jungen Autoren mit namenlosen Namen; beiden wird es so schwer, sich ohne Hilfe auf den Rednerstuhl vor das Publikum hinaufzuarbeiten. Manches Leben, mancher Geist ist an einem ersten Werke gestorben; das harte Lager eines Jünglings auf Rosen—knospen sollte man bald weich aufblättern.

Drei Gedichte
von Otto Böhme

Vor Sonntag

Und als gen Abend die Glocken
Den Sonntag sagten an,
Versiegten die endlosen Flocken,
Und Dunst und Nebel zerrann.
Da schaute mit letztem Golden

Digitized by Google

Die Sonne ins Tal hinein,
Ob Bäume und Berge dem holden
Festtag gerüstet sei'n.
Sie sah mit lichten Geschmeiden
Zweig und Stein überschneit,
Und ging, ihren Tag zu bescheiden:
Komm, es ist alles bereit.

Die Fahrt mit dem Tod

Zum Nachbarschlosse im Automobil
Fährt die Komteß. Weit ist's noch zum Ziel,
Und die Zeit ist knapp. Sie will nichts versäumen
Vom heutigen Fest. — Verlangendes Träumen
Wacht in ihrem sinnenden Blick:
Heute vielleicht kommt das Glück.
Sie hebt das Auge zum Deckenlicht,
Da erblüht auf ihrem Mädchengesicht
Wie bräutlich Erwarten ein warmes Rot.
Aber im Rücken ihr sitzt der Tod.
Auf dem leeren Gepäckraff zusammengekauert
Hockt er als blinder Fahrgast und lauert
Und starrt und starrt und rührt sich nicht. —
Komteß im Wagen senkt das Gesicht.
Da löst sich aus ihrem hellseidenen Haar
Das dunkelglühende Rosenpaar,
Mit dem man zum heutigen Fest sie geschmückt.
Und als sie nach ihren Rosen sich bückt,
Durchschauert sie leises Unbehagen:
Solche Rosen hatte die Schwester getragen,
Als sie schlummern ging in ein frühes Grab . . .
Daß heute man solche Rosen ihr gab,
Heute hält ja das Glück um sie an:
„Wir kommen zu spät! Fahr zu, Johann!"
Der Tod schüttelt leise den Kopf. — Der Chauffeur
Läßt den Wagen fliegen wie Sturm übers Meer
Mit Flügeln, die keine Gewalten binden —
Die Bäume am Wegrand stehn und schwinden,
Als ob sie der Teufel mit Blitzen mäht —
„Schneller, Johann! Wir kommen zu spät!"
Da regt sich plötzlich der stumme Gast,
Die Achse mit ehernem Griff er faßt —
Ein Ruck, ein Klang,
Als wenn eine helle Glocke sprang.
Dann ein Bersten und Krachen —
Ein wimmerndes Stöhnen wie irres Lachen —
Die Böschung hinunter ein Tosen und Gellen —
Unten im Graben ein letztes Zerschellen
Und blutiges Nichts.

Digitized by Google

Der Tod steht ruhigen Gesichts
Und greift sich aus dem Graus
Die beiden dunklen Rosen heraus
Und spricht:
„Unnütze Sorge! Zu spät kamt ihr nicht.
Kein Weg ist zu weit, —
Alle kommen zu ihrer Zeit."

Wenn du einst alt sein wirst . . .

Wenn du einst alt sein wirst,
Wenn die Jahre dein Blond gebleicht,
Die Furche über dein Antlitz schleicht,
Wenn gehemmt dein jungfroher Tritt,
Als ginge jemand, der dich hielte, mit:
Schön wirst du noch immer sein.
Das Licht deiner Augen schläft nicht ein;
Immer wird hinter dem leisen Vergehn
Deine Schönheit stehn,
Wie hinter welkendem Glück der Zeit
Das stille Leuchten der Ewigkeit.

Vom Heute fürs Morgen

Nach Jathos Tode

Derer, die ihn gekannt haben, sind über seine Gemeinde hinaus nicht so gar viele gewesen, das große Deutschland „draußen" kannte ihn doch nur aus dem, was es von seinen Kämpfen hörte. Da liebten ihn mehr, als seines Glaubens waren, denn wer für seine Überzeugung bis zum Letzten ficht, der wirbt ja für sich bei den Herzen auch unter den Gegnern seines Kopfs. Jatho hat mächtig in Deutschland geworben für etwas, das hundertmal wichtiger ist, als die Glaubensverschiedenheiten von uns Menschen über göttliche Dinge — für den Gedanken der Glaubensfreiheit auch innerhalb der Kirche. Was in andern Ländern schon verwirklicht ist: selbständig sich einrichtende Gemeinden in einer Kirche ohne Bekenntniszwang, der Gedanke daran ist bei uns in Deutschland stark verbreitet worden durch Jathos Prozeß. Nun wird er wachsen, nicht entgegen den Positiven (von denen seine Durchführung in der Schweiz ja ausging), sondern nach einer Weile auch bei ihnen. Jatho hat nach allgemeinem Zeugnis in seiner Gemeinde segensreich gewirkt. Es mag dennoch sein, daß ihn die Staatskirche in ihrer heutigen Verfassung als Diener am Wort nicht ertragen konnte — man sollte aufgeben, mit ihr deshalb zu rechten. Aber fragen sollte man: ist eine Kirche recht verfaßt, die für Wirkende wie ihn keinen Raum hat? Und sollte, wenn man darauf antwortet, nicht nur nach dem hinhören, was die eigne Überzeugung als Bekenntnis spricht. Gott führt dich so und mich anders, die ihn aber von Herzen suchen, sollen Brüder sein, und so habe kein

Digitized by Google

Menschengeborener das Recht, zum andern zu sagen: „weg mit dir!“, wo er an dem tiefen Wunsche des andern nicht zweifeln darf, Gott neben ihm nach eignem Gewissen zu dienen. Das Bild der protestantischen Kirche ohne Bekenntniszwang steigt, wenn schon noch so fern, auch am deutschen Morgen herauf!

Fünfzigste Geburtstage —

sind sie eine „öffentliche Sache“, die man in Zeitungen usw. feiern soll, oder eine private, die außerhalb der vier heimischen Wände nur die persönlichen guten Freunde was angeht? Das ist eine Frage, über die sich schon seit längerer Zeit die Kritiker unterhalten, und angesichts der „Fünfzigsten“, von denen uns eine ganze Lieferung A. D. 1913 beglückt, fängt es an, eine brennende zu werden.

Zunächst hat sie eine sachlich-praktische Seite. Wir haben Gerhart Hauptmanns zu seinem „Abrahamstage“ gedacht, weil uns scheint, daß man die gesteigerte Empfänglichkeit, die durch einen besondern Anlaß nun einmal in weiten Kreisen entsteht, kunstpolitisch benutzen soll, und wie bekannt oder berühmt Hauptmann sein mag: es wird auf den Bühnen mit so viel Simili geglitzert, daß zur Echtheitsprobe *jede* Gelegenheit taugt. Ähnlich stand es mit Welti.

Dann aber: Männer wie Hauptmann oder Welti haben tatsächlich auch schon mit fünfzig Jahren ihre Bedeutung ganz klar ersichtlich gezeigt. Der eine wie der andre sind Künstler, die zu den kraftvollen Eigenen gehören, zu jenen, die nicht nur innerhalb einer kunstgeschichtlichen Entwicklung stehen, sondern in gewissem Sinne, als Persönlichkeiten, auch noch außerhalb ihrer. Bei derartigen Seltenen hat es gewiß einen Sinn, schon den fünfzigsten zu feiern, ihretwillen, die man damit erfreut, unsertwillen, die sich ihrer freuen, und um der andern willen, die sie noch nicht genug kennen; es ist nach Menschenermessen eine Gewißheit gegeben. Wie aber, wenn sich's um einen unter manchen handelt, um einen Künstler, der kann und tut, was andre auch können und tun, nur ein wenig mit anderen Noten? Behandeln wir jetzt seinen Fünfzigsten, bei dem ein Starker doch noch im *Werden* steht, schon wie eine allgemein wichtige Sache, so kann sehr leicht geschehn, daß die Aktenrevision der nächsten Jahrzehnte irgendwohin ins Dunkle tut, was wir heute mit Glühlichtkörpern umstecken. Die öffentliche Kritik entwertet sich selbst, wenn sie sich vorschnell gezeigt hat, und entwöhnt dadurch die Gebildeten des Hinhörens auf ihre Worte. Dem aber, den sie feierte, bereitet sie das trübseligste aller Künstlerlose: den Rückgang seines eignen Ruhmes mitanzusehen.

Die meisten aber werden die „praktische“ Frage, vor der wir eingangs standen, anders sehen, als wir: nicht kulturpolitisch, sondern geschäftlich. Deshalb dürften denn soundso viel gute Freunde und strebsame Verleger „rüsten“, um ihre Fünfzigjährigen mit gewaltigem Trara aufzublasen und ihre Ware dadurch noch „gangbarer“ zu machen. Uns grauset ein wenig vor dem, was bevorsteht. Und wenn Heinrich Steinhausen in unsern Blättern einmal ironisch eine „Jubiläohistorie“ vorgeschlagen hat, so werden wir uns überlegen müssen, ob nicht eine „Jubiläokritik“ am Platze sein wird. Wie über Gestorbene spricht keiner gern über Jubilare schlecht. Wird es aber in diesem Jahrgang fünfzigster Literaten- und Artistengeburtstage von den Geschäftsleuten

Digitized by Google

und ihren Assoziierten zu bunt getrieben, so kann eine Kulturpflicht daraus werden: zu den Berauschungsreden der Jubeltage Entnüchterungsreden zu halten. A

Johann Hinrich Fehrs

Zu seinem Fünfundsiebzigsten

Wenn sich in der Beschränkung der Meister zeigt, so verdient J. H. Fehrs diesen Namen mit Recht. Es ist bezeichnend für bedeutende Maler, daß sie Lieblingsmotive immer wieder aufnehmen, in neue Gruppierungen, neue Beleuchtungen rücken, und so durch fortwährend wiederholte künstlerische Arbeit an demselben Stoff ihr Können bis zum feinsten Korn ausschleifen. Dies Lieblings- und für den Erzähler Fehrs nahezu einzige Motiv ist das mittelholsteinische Geestdorf Mühlenbarbeck, das in seinen plattdeutschen Werken Ilenbeck heißt. Sieht man von dem Namen ab, so spielen sie im Grunde alle dort, wie auch dieselben Personen — die Lieblingsgestalt der durch fremde und eigene Schuld verkommenen Abel und viele andere — sich von der ersten 1878 erschienenen Geschichte „Lütt Hinnerk" durch die folgenden Bücher bis zu seinem letzten Werk, dem 1907 veröffentlichten Roman „Maren" in immer neuer Charakterisierung und Anordnung hinziehen. In dieser unermüdlich und restlos durchgeführten Modellierung der Menschengruppe eines einzigen Dorfes, deren Glieder in erster Reihe als fast körperlich greifbare Individuen vor uns dastehen, denen aber auch das in der Enge jeder Dorfgemeinschaft sich typisch Wiederholende nicht fehlt, liegt die Stärke und Besonderheit der Fehrsschen Begabung. Dörfliches Kleinleben mit seinen zahlreichen idyllischen, humorvollen, ernsten, ergreifenden und tragischen Zügen, mit seinen einfachen Schicksalsverschlingungen und ungebrochenen Farben hat von jeher den angemessensten künstlerischen Ausdruck in der Kleinepik — der Dorfgeschichte — gefunden. Diesen Weg beschritt auch Fehrs mit „Lütt Hinnerk" und baute seine Kunst in den beiden Sammlungen „Allerhand Slag Lüd" und dem darauffolgenden „Ettgrön" (1887, 1891, 1902) zu immer größerer Vollendung aus. Zwar schürft sie nicht bis in tiefste seelische Schächte hinab, wo die dichterische Flamme letzte Geheimnisse wie mit Blitzstrahlen durchleuchtet; sie gebraucht auch keine sich grimmig schneidenden naturalistischen Farben; ja, man kann Fehrs nicht einmal einen waschechten realistischen Dorfgeschichtler nennen, so echt niederdeutsch und wundervoll bodenständig seine Ilenbecker Menschen auch sind. Denn im letzten Grunde sind sie subjektiv aufgefaßt und hingestellt: mit einem freundlichen Lächeln mitfühlenden Humors, mit einer leisen Korrektur ins Edelmenschliche, mit einem winzigen Körnchen latenter Ethik, mit einer zwischen den Zeilen zu spürenden Zuversicht in den guten Kern des menschlichen Herzens, kurz, mit einem zwar nicht sichtbaren, aber fühlbaren, aus der optimistisch-vornehmen Natur ihres Schöpfers strömenden geheimen Fluidum. Trotzdem wirken sie in diesen fein durchgeschliffenen Erzählungen weder süßlich noch sentimental; der Dichter hat mit künstlerischem Feingefühl die eigene Persönlichkeit soweit hinter das Gesichtsfeld des Zuschauers gerückt, daß der genießende Leser sie kaum als solche empfindet.

In dem Roman „Maren" treten nun alte und neue Ilenbecker Figuren zu einem großen, breit aus-

Digitized by Google

gemalten Bilde zusammen. Sahen wir bisher einzelne Ausschnitte, so stehen wir jetzt, wie der spökenkiekerische Schäfer Dirk — neben der alten Dorfhexe Abel und dem humoristisch-philosophischen Schuster Kiwitt wohl die beste Gestalt des Buches — auf dem Geesthügel und sehen auf der einen Seite die in Fehrs' Lyrik so stimmungsvoll besungene holsteinische Heiloh, auf der anderen sein Dorf, von der kleinsten Kate bis zum größten Bauernhof, vor uns ausgebreitet. In diesem Rahmen entstehen, verdichten, durchdringen und entwirren sich die Stimmungen, Ereignisse, Schicksale, Arbeiten, Feste, Intrigen, Verbrechen, kurz: die gesamte innere und äußere Psychologie dieser mittelholsteinischen Dorfgemeinde zu einem bald hellbunklen, bald farbigbunten, wiederum mit bewundernswerter Kunst geschaffenen Netzwerk. Der in den Erzählungen sonst meistens lichte Hintergrund ist diesmal mit gewitterschwerem Blaugrau getönt, auf dem sich die eigentliche Handlung mit ihren eingestreuten Episoden in seltsam unalltäglicher Beleuchtung entfaltet. Das sind die Ereignisse um Idstedt. Die unglückliche achtundvierziger Erhebung wird zum Prüfstein auch für die Charaktere der Ylenbecker Menschen in ihrer Größe und Kleinheit, und in der Fülle solcher besonderen Verhältnisse wird auch die menschlich kaum völlig glaubwürdige Heldin Maren zu einer dichterisch wirksamen Figur. Das unerquicklich Konstruierte dieses aus härtestem und dabei feinfaserigstem Holz geschnittenen, dem Grundmotiv zuliebe auf einen ganz außergewöhnlichen seelischen Kothurn gestellten bäuerlichen Überweibes — bezeichnenderweise hat die Friesin Maren schwarze Augen — löst sich mit der fortschreitenden Handlung zu weicherer Menschlichkeit, bis es am Schluß wieder deutlicher hervordringt. Auch sonst hinterläßt der Roman keine völlig reine ästhetische Befriedigung. Schon das Verhältnis Marens zu ihrem waschlappigen Mann erinnert zum Nachteil des Werks an die Stromtid (Madame Nüßlern-Jochen), und dieser Eindruck erhöht sich noch durch die Nebenfabel einer sentimentalen Liebschaft zwischen den blassen Figuren eines adligen Offiziers und einer Bauerntochter, die hier keiner so saftvollen Gestalt wie einem Bräsig zur Folie dient.

Trotz dieser und anderer Unvollkommenheiten, vor allem einer mangelnden Ökonomie in der Dialog- und Episodenbehandlung, ist „Maren" ein durchaus kraftvolles und frisches Werk. Sein größter Vorzug ist seine Sprache. In den stark auf Antithese und Sentenz gestellten Gesprächen strömt eine solche Fülle sprichwörtlicher Redensarten und bildlich-plastischer Wendungen, wie ich sie außer bei Reuter und Brinckman in gleichem Reichtum nur in den beiden prächtigen Romanen „Rugge Wiäge" und „Hempelmanns Smiede" des siebzigjährigen Westfalen Ferdinand Krüger und den unvergleichlichen Kalendergeschichten des verstorbenen, fast gar nicht bekannt gewordenen Oldenburgers Theodor Dirks gefunden habe. Sie sind, zusammen mit Fehrs, als plattdeutsche Prosaepiker wohl die bedeutendsten Vertreter der Nachreuterschen Generation, und alle drei in ihrer Weise vorbildlich. Eine neue plattdeutsche Bewegung hat eingesetzt, hoffen wir mit dem jetzt fünfundsiebzigjährigen Johann Hinrich Fehrs, daß der plattdeutschen Dichtkunst aus ihr gleiche Nachfolger erwachsen.

Wilhelm Poeck

Digitized by Google

Komödien von Sternheim und Ganghofer

Berliner Theater

Nun die Kammerspiele des Deutschen Theaters nach der „Hose“ (oder dem „Riesen“) und der „Kassette“ auch den „Bürger Schippel“ von Karl Sternheim aufgeführt haben, läßt sich schon einigermaßen Gattung und Typus dieser Komödiendichtung erkennen, die zunächst durch ihre unverfrorene Keckheit so verblüffte, dann bald ihre Methode verriet und heute fast schon die Furcht erweckt, sie möchte sich durch allzu enge Selbsteinkreisung vorzeitig selber strangulieren. Denn im Grunde ist es immer dieselbe etwas spitze, etwas engbrüstige, etwas knarrende Melodie, die diese Spottdrossel pfeift: der Schmerbauch des Philisters, die Selbstgefälligkeit des Bourgeois, der Moraldünkel des Biedermanns, das sind so seine Lieblingsrefrains. Einen Satiriker darf man Sternheim kaum nennen; das verbietet schon die Portion Gutmütigkeit oder die lächelnde Verachtung all und jeder Pathetik, auf die er hält, vielleicht auch ein bescheidenes Erbteil jener humanen Vielseitigkeit und Gerechtigkeit des echten Humoristen, dessen Rechte die Backe streichelt, die seine Linke eben noch geohrfeigt hat, und der gar keinen Grund dafür sieht, weshalb er einen Kommerzienrat weniger gern haben soll als einen Gassenjungen, wenn er sie nicht alle beide verprügelt. Etwas spezifisch Berlinisches ist in dieser Art, sich über Welt und Menschen ohne Haß lustig zu machen, dem Zuckerwasser, das man jemandem reicht, zwischen Lipp und Kelchesrand schnell noch eine Prise Bittersalz beizusetzen und mit einer ganzen Galerie halb oder ganz literarischer Ahnen auch seine eigne Hochherrlichkeit ein wenig zum besten zu haben. Man möchte diesen Sternheim eine Mischung von Fontane und Simplizissimus nennen, wenn jener weniger Liebenswürdigkeit des Herzens, dieser weniger Bosheit des Verstandes und Witzes hätte. Auch hat man wohl noch nie erlebt, daß ein Humorist von Geblüt ein so kühler, wohlüberlegter Rechner ist wie dieser Berliner, der sich auf Kommando genau die Szene und Situation aufs Brett holt, nach der sein Esprit sich sehnt und sein Theaterkalkül verlangt. Öfter denkt man: jetzt wird er die Arme öffnen und einen von seinen Menschenkindern ans Herz nehmen, ihm die Bruderschaft anzubieten, aber Prosit Mahlzeit! er bohrt auch dem einen Esel, und wenn der Vorhang gefallen, geht er so allein nach Hause, wie er gekommen ist. Mit der Sparsamkeit seines Gefühls konkurriert die Sparsamkeit seines Wortes. Wo andre „Guten Tag, Herr Meier“ sagen würden, sagt er gerade nur „Tag“. Im Dialog wenigstens; wenn er die Leutchen so beisammen, so in Fasson und Räson hat, wie er sie braucht, um deutlich zu sein. Bei Monologen — man weiß nicht recht, liebt er sie um ihrer selbst willen, oder kann er sie nur nicht entbehren? — wird er auffallend gesprächig, manchmal sogar ölig. Dennoch hört man die Angeln der Handlung knirschen und kreischen, wie denn überhaupt eine gewisse halbwüchsige Eckigkeit zu den unfreiwilligen Tugenden seiner Technik zählt. Außerdem hab ich ihn in Verdacht, daß sich einmal die Romantik unglücklich in ihn verliebt hat — weit unglücklicher noch, als dereinst in den Berliner Tieck. Von daher schreibt sich, glaub ich, seine ironisierende Fopperei mit allerlei illustren oder obskuren Ge-

Digitized by Google

fühlsweisen und Literaturmoden, die er wiederum vielleicht nur deshalb so höhnisch parodiert, weil er ganz heimlich, ganz verschwiegen ein Tröpflein davon noch in seinem eignen Blute rumoren fühlt und es doch weder vor uns, noch vor sich selber wahrhaben möchte.

Da ist also — und nun sind wir endlich beim „Bürger Schippel" (Buchausgabe im Insel-Verlage) — dies trauernde Männerquartett, nein, nur noch Terzett, dieweil ihm plötzlich sein Tenor weggestorben. Und das in dem Augenblick, wo der neue Gesangswettstreit unmittelbar vor der Tür steht! Wo es gilt, den vom Fürsten eigenhändig gespendeten goldnen Lorbeerkranz gegen die schäbige Konkurrenz neidischer Kehlen zu verteidigen! Woher so schnell einen Ersatzmann nehmen? Gute Tenöre sind selten, auch in Greiz oder Waldeck oder wo sonst der Schauplatz dieser Komödie sein mag. Man weiß nur einen: Paul Schippel; aber pfui, nein! das ist ein Tunichtgut, Stadtvagabund und — Bankert dazu. Kaum auszudenken, daß sich seine Stimme mit den Organen von Tilmann Hicketier, Goldschmiedemeister und Stadtangesessenem seit dem Dreißigjährigen Kriege, von Heinrich Krey, fürstlichem Beamten, und Andreas Wolke, Buchdruckereibesitzer am Orte vermengen und vermählen soll. Aber dennoch, man muß in den sauren Apfel beißen. Schippel wird zitiert, Schippel kommt, Schippel fühlt sich, Schippel wird vertraulich, Schippel pocht auf seine Unentbehrlichkeit, Schippel — und in dieser Szene hat Sternheim eine äußerst sinnvolle und beredte Symbolik seiner Klassen- und Ständekomik gefunden — klopft im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit mit Fäusten auf den weißbewesteten Fettwanst der wohligen Bürgerlichkeit: Aufgetan! Paul Schippel will auch hinein in den sichern Tressor eurer Reputation!.. Wo haben wir doch schon ähnliches gelesen von dem ehr- und bildungshungrigen Proletarier, der nicht länger draußen stehen mag, wenn Herr Bourgeois und Madame Bürger ihre satten Feste feiern? Wo begegneten wir doch gleich weiter dem ehrenhaften, treuen Bruder, der seine tugendarme Schwester hütet, wie dieser Meister Hicketier seine „weißgewaschene, helle, fette Thekla"? Wo weinten wir doch die ersten Tränen über den Paria der Gesellschaft, dem das weißgewaschene Bürgermädchen auf der Gasse ins Gesicht spuckte und der seitdem, von Liebe und Haß grausam zerrissen, den Gedanken nicht los wird, glühende Küsse zu pflücken von demselben Munde, der einst Verachtung spie? War's bei der Marlitt, bei Elisabeth Werner oder bei Hermann Sudermann? Ja, wirklich, Paul Schippel ist imstande, als Preis für seinen Tenor die Hand Fräulein Thekla Hicketiers zu begehren, die ja doch auch mit dem früheren, nun verewigten Tenor halb und halb verlobt war; und Meister Hicketier, der stolze Patrizier und treue Bruder, der kurz zuvor dem frechen Pocher noch so entrüstet auf die roten Finger geklopft hat, ist bereit, sie ihm zu geben, als er zu seinem Entsetzen erfahren muß, daß Thekla dem hohen Romeo von Landesfürsten auf nächtlich angelegter Leiter von ihrem jungfräulichen Balkon — „eine Variante zu Shakespeare" — so weit entgegenkam, wie's irgend nur anging. Nun aber will Paul Schippel nicht. Kaum den Fuß auf der Schwelle bürgerlicher Ehrsamkeit, gebärdet er sich schon wie der vollendete Gentleman und wirft dem Standesgenossen den Ehrenkodex der Kaste ins Gesicht, auf den er eben

Digitized by Google

noch kraft der ungebundenen Herrlichkeit des vierten Standes glaubte pfeifen zu müssen. So hat der Komödiendichter sie nun glücklich beide, Bürger und Proletarier, beim Brustlatz, um sie gehörig beuteln zu können. Dann aber kommt die letzte Probe, die Feuerprobe gut bürgerlicher Würdigkeit. Schippel wird von Krey, dem fürstlichen Beamten, in dessen loyalem Herzen die Vorgängerschaft des hohen Landesherrn die Liebe zu dem Goldschmiedsschwesterlein nicht hat entwurzeln können, auf Betreiben des Buchdrukkereibesitzers Wolke — solche halben Literaturmenschen haben nun einmal ein Faible für derartige pathetische Romantik — zum Duell, zum Pistolenduell gefordert. Verdammt! Da sinkt ihm doch das Herz wieder in die ausgefransten Hosen. Aber Krey geht es nicht besser. Sie schießen beide in die blaue Luft, und Schippel in Frack und Zylinderhut, nun, nach dieser untrüglichen Approbation guter Sitten, wirklich und wahrhaftig Bürger Schippel, hat es leicht, mit Verbeugungen und Hutlüften cavalièrement die vollendete Zugehörigkeit zum dritten Stande unantastbar zu bekunden. Wer will, mag dabei nebenbei an das Duell zwischen Viola und Junker Christoph von Bleichenwang denken — wie denn dies Stück, ein Bastard des Kopfes und der Ironie, erzeugt, als Frau Seele nicht zu Hause war, so wenig von unsrer Herzenswärme und Gemütsteilnahme in Anspruch nimmt, daß immer reichliche Muße bleibt, an dies und jenes zu denken, was hinter, neben oder über den Menschen seiner fünf Akte steht und uns Zeichen macht, das bißchen „Schwindel", so sich vor unsern Augen abspielt, nur um Gottes willen nicht für eine Lebensangelegenheit zu nehmen.

Um Hartlebens „Erziehung zur Ehe" abendfüllend zu machen, vielleicht auch, um uns daran zu erinnern, daß ihm Brahm nun nichts mehr zu verbieten hat, führte das Lessingtheater Ludwig Ganghofers einaktige Dorfkomödie „Tod und Leben" auf. „Komödie" ist a bissel viel gesagt, denn eigentlich ist es nicht mehr als eine zur komischen Pointe zugespitzte Kontraststituation aus dem oberbayrischen Bauernleben. Eine Trauergesellschaft, die vom Begräbnis einer nicht gerade tugendsamen Ehefrau kommt, trifft im Wirtshaus mit einer Taufgesellschaft zusammen, die einem nicht ganz legitimen Sprößling das erste Geleit ins Leben gegeben hat. Annemierl heißen sie beide, und wie das nun mal so geht, wenn das Auge naß, die Kehle trocken und das Bier süffig ist, alsbald geraten die beiden Parteien so durcheinander, daß sie nicht mehr wissen, ob sie dem Täufling die ewige Ruh und der Seligen ein langes Leben wünschen sollen oder umgekehrt. Dabei lernt auch der Wittiber, der wohl ohnedies nicht arg traurig war, nun aber von der liebreichen Schwiegermutter der Verewigten vollends über den Verlust getröstet wird, das Tanzen, Singen und Springen wieder, und wenn er darauf die ganze Begasch hinauswirft, um mit der blitzsaubern Kellnerin allein zu sein, so würden wir wohl dran glauben, daß hier das Leben den Tod besiegt, auch ohne daß der hoch oben auf dem Ofen vergessene Säugling, ein Triumphator und Prophet, vernehmlich die Stimme der unverwüstlichen Daseinslust vernehmen ließe. . . . Das wird mit jenem immer etwas geschniegelten und gebügelten Holdrio vorgetragen, das man zur Genüge aus Ganghofers Romanen kennt und dessen gesund-

Digitized by Google

heitsprotzender Forschheit man schon deshalb nicht leichten Herzens Beifall zu klatschen sich getraut, weil man so das Gefühl hat, so gut wie dem Poeten selber kann's einem andern Sterblichen halt doch nicht gefallen. Friedrich Düsel

Ludwig Thomas „Säuglingsheim"

Münchner Theater

An der mehr und mehr um sich greifenden Neigung, das Theater zum Kampfplatz der Tagesparteien zu machen, nimmt auch der streitbare Ludwig Thoma mit allem Behagen Teil. Vom künstlerischen Standpunkt mag man die dienende Rolle beklagen, die der Bühnenkunst dabei zugewiesen wird: vom reinpraktischen aber läßt sich nicht leugnen, daß es kein wirksameres Kampfmittel gibt. Und noch nie hat Thoma es unverblümter angewandt als in seiner neuen einaktigen Burleske „Das Säuglingsheim", deren Uraufführung jetzt die Münchner Kammerspiele herausbrachten. Geißelt doch dieses Stück nicht allgemeinere Zeitschwächen, sondern die besonderen bayrischen Zustände der Gegenwart, ja in persönlichster Verulkung die betreffenden Würdenträger unserer ultramontanen Ära. Die Fabel, an der Thoma diesmal seine Satire entwickelt, ist folgende. Die Witwe eines jüdischen Rentiers hat in Verwirklichung des letzten Willens ihres menschenfreundlichen Gatten ein Heim für Säuglinge erbaut, und bietet es dem Staat zur Übernahme, mit dem Hinweis auf die Bestimmung des Stifters, daß bei der Aufnahme der Säuglinge die Konfession nicht in Betracht kommen solle. Der die klerikalen Interessen angstvoll wahrende Ministerpräsident ruft seine Räte zu einer Beratung zusammen und erklärt dann der Witwe, daß der Staat die Stiftung nur dann übernehme, wenn der Anspruch der drei Konfessionen auf das Heim nach deren statistischem Zahlenverhältnis im Lande normiert werde, so daß sich das Anrecht der katholischen Säuglinge zu dem der protestantischen und jüdischen zu verhalten habe wie 17 zu 2 zu 0,03; auch werde der Staat einen privaten Betrieb des Heims im Sinne des Stifters nicht dulden. Die verblüffte Witwe entschließt sich nach der ersten Empörung zur Gefügigkeit, damit nicht schuldlosen Kindern die Wohltat entzogen würde, doch verabschiedet sie sich in einer Weise, die ihre Gefühle deutlich genug zum Ausdruck bringt. Nun aber folgt für den Ministerpräsidenten ein schlimmes Nachspiel. Sein alter Bureaudiener hat die dringend nötige Verehelichung seiner Tochter mit einem Vorstadt-Rowdy dadurch gesichert, daß er diesen bei seinem Chef als Hausmeister des Säuglingsheims durchsetzte: und nun fördert die klerikale Kammer-Inquisition das schreckliche Faktum zutage, daß der Neubestallte wider alle arglose Annahme ein Protestant ist! In rasender Verzweiflung bringt der Kultusminister dem Ministerpräsidenten die Hiobspost, und ihm auf dem Fuße folgt gespensterhaft der Gewaltigste aller Gewaltigen, der allgefürchtete Kammerpräsident, vor dessen vernichtendem Zorn die beiden Minister im Staube winseln. Doch die Lösung des Konflikts ist leichter, als sie zu hoffen wagen, denn der schleunigst zitierte Rowdy, dem an der Hausmeisterstelle entschieden mehr gelegen ist als an der Konfession, erbietet sich zu sofortiger Konvertierung: und in Freude über die gewonnene Seele reicht man sich versöhnt die Hand.

Digitized by Google

— Abgesehen davon, daß dieser zweite Vorgang der Affäre mit der Witwe ohne hinreichende dramatische Vereinheitlichung angefügt ist und damit die Gesamtwirkung des Stückes beeinträchtigt, verstimmen die allzu billigen Possenmittel, deren sich Thoma diesmal bedient, auch da, wo die Wirklichkeit ihm feineres und charakteristischeres Material reichlich an die Hand gegeben hätte. Indessen, sein kräftiger Humor bricht auch hier durch, wenngleich seltener als sonst, und so kann das dankbare Vergnügen der Parteigenossen an der Verulkung des klerikalen Regimes keine wesentliche Trübung erfahren.

Hanns von Gumppenberg

Studenten gegen die Werningerei

Gegen den sogenannten „patriotischen" Unfug machen jetzt da und dort die Studenten mobil. So zogen 45 Darmstädter Studenten zu diesem Zwecke gen Bensheim, wo Barbarossa gerade auf Wernings Klingeln „erwachte". In der Pause nach dem ersten Teil hielt ihr Führer eine Ansprache. Die Darmstädter Studenten seien gekommen, um zu demonstrieren, nicht gegen den Eifer der Bensheimer Bürger zwar, aber dagegen: daß dem vaterländischen Gefühl und dem vaterländischen Gedanken also mitgespielt würde, daß die Königin Luise und all die edlen Gestalten aus großer Zeit in solcher Weise vor den Scheinwerfer gezerrt würden, um Phrasen zu reden usw. Wenn der sogenannte Bismarck hier der echte wäre, er würde diesen Herrn Werning da am liebsten aus Bensheim, aus Hessen, aus dem deutschen Vaterland ausweisen. . . .

Nunmehro erhob sich das erwartete Getöse, um die 45 hinauszutragen. Dieses hatten sie erwartet, ihre Seele war also gelassen, und zu Schlägereien kam's nicht. Man hatte seinen Zweck erreicht: das nötige Wort war öffentlich gesagt und wenn auch die Zeitungen nach wie vor lieber schweigen — die Werningerei wird jetzt dort herum doch in breiter Öffentlichkeit erörtert, und die Sache also ein wenig „geklärt". Geld machen freilich muß sie immer noch. Uns sind wieder schöne neue Anzeigen hochrentabler patriotischer Schlager vorgelegt, das Feinste im Patriotismus, was die Branche liefert. Die da nicht alle werden, dürfen sich auf neues Geschröpf einrichten.

Sang und Klang und anderes

„Sang und Klang des 19. Jahrhunderts", „Aus dem Reiche Frau Musikas", „Musikalische Edelsteine" und viele andere musikalische Sammelwerke mit ähnlichen nichtsoder vielsagenden Titeln überschwemmen den Musikalienmarkt. Mit Sang und Klang fing es an, und nun bringt jedes Jahr ein neues Ungeheuer und damit eine nicht abzusehende Reihe von Attentaten auf den guten Geschmack. Jeder von uns hat sich wohl schon darüber geärgert, im Kunstwart ist der Unfug auch schon wiederholt vorgenommen worden, so kürzlich erst (XXV, 3) als „Ramsch-Musik", er ist aber zu schlimm, als daß nicht nochmals darüber gesprochen werden müßte.

Ich greife die Sammlung „Sang und Klang des 19. Jahrhunderts" heraus, die schlimmste, weil die gefährlichste. Sie ist das Vorbild für eine Reihe ähnlicher Sammelwerke geworden, die, schlechte Variationen zu obengenannter, in ihrem „klassischen" Teil glänzen mit der zweiten Rhapsodie von Liszt (natürlich erleichterte Ausgabe!) und dann das

Digitized by Google

Hauptgewicht auf die neuesten Operettenschlager legen. Sie deckt dazu als Herausgeber ein Mann, dessen Name auch im Ausland einen guten Glanz besitzt. Wie's gemacht ward, ihn an diese Stelle zu bekommen, weiß ich nicht.

Man hat den klangvollen Haupttitel Sang und Klang gefunden und arbeitet nach diesem Vorbild weiter, teilt also ein in: 1. Klassische und Salonmusik, 2. Oper, 3. Operette und Tanz, 4. Lied. In jedem Teil folgen die Komponisten in alphabetischer Reihenfolge aufeinander. Zu dumm, daß da das böse Alphabet dem Herausgeber manch üblen Streich spielt. Klassische und Salonmusik: kommt freilich auf Beethovens „Adagio aus der Mondscheinsonate" Bendels „Auf der Barke", so mag der harmlose Kunstfreund, das heißt Besitzer des Prachtwerks je nach Geschmack Bendel zur klassischen und Beethoven zur Salonmusik rechnen. Endlich wissen wir's nun doch auch, daß Richard Strauß mit der Sinfonia domestica unter die Klassiker einzureihen ist, denn niemand, der jemals die domestica gehört hat, wird behaupten, das sei Salonmusik — also? — Überhaupt: Sang und Klang, klassische und Salonmusik, Operette und Tanz, Apfelkuchen und Schlagsahne ... warum nicht auch für den 4. Teil den schönen Titel: Lied und Gassenhauer? Wenn schon einmal Lohengrin mit der keuschen Susanne unter einer Prachteinbanddecke steckt, so darf man auch die Liederfolgen: Abt, Bohm (Was i hab), Brahms (Feldeinsamkeit) ... Kapeller (Ich hab amal a Räuscherl ghabt), Kienzl (Im Rosenduft), Koschat (Kärntergmüat) nicht weiter übelnehmen. Das liegt eben am deutschen Alphabet. Sollte übrigens ein harmloser Besitzer des sechsten Bandes daraus, wie oft ein Meister vertreten ist, Schlüsse ziehen wollen auf seine Bedeutung, so kämen als die drei hervorragendsten Komponisten in Frage: Engelbert Humperdinck, Richard Wagner und J. Gilbert (mit seiner „Polnischen Wirtschaft"). Der Buchhändler aber greift dies Machwerk an als Idealmusikalbum, das durch Wahl der Musikstücke einen andauernden, beispiellosen Erfolg erziele. Der Erfolg ist allerdings beispiellos: 700 000 Exemplare sollen bereits verkauft sein. Wenn's wahr ist: Welche „musikalische Erziehung" bedeutet das dann! Und als Herausgeber der drei letzten Bände zeichnet Engelbert Humperdinck. Derselbe Mann, der im Parsifalschutzbund eine führende Rolle spielt, für den die Aufführung des Parsifal an einer ernsten deutschen Bühne eine Entweihung ist, zeichnet dafür verantwortlich, daß Tristan und „Donnerwetter — tadellos" von Paul Ginke in einem Bande gebracht werden.

Gabriel Brügel

Emil Preetorius

Wenn ein Karikaturenzeichner auf die Welt kommt, so freu ich mich immer extra. Sie sind so unangenehm selten. Das Wesen der Karikatur hat sich erst im neunzehnten Jahrhundert entwickelt; von dem, was wir Heutigen dabei verstehn, ist beispielsweise noch in all den Zerrbildern auf Napoleon nichts, rein nichts, woraus sich Goethes Widerwillen gegen die ganze Gattung auf das Natürlichste erklärt. Bei Chodowiecki dämmerte etwas davon, dann schlief's wieder ein, und bis in die neueren Revolutionszeiten schlief es fest. Trotz Daumier und seinen Genossen und trotz den Zeichnern des Punch kommt ihm das rechte Wecken erst im Deutschland der Busch und Ober-

Digitized by Google

Jean Paul
Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch

Almanach für Matrosen
wie sie sein sollten

19·Inselverlag·12

AUS DEM KUNSTWART

EMIL PREETORIUS

Digitized by Google

Digitized by Google

länder. Hier wird der Humor der Linie und des Punktes entdeckt, der Humor des an merkbarem Aufwand kleinsten Kraftmaßes, der Scherz, der aus Beobachtungen immer wieder Auszug ausgezogen hat und ihn dann mit scheinbar spielender Leichtigkeit in einem einzigen Zickzack oder Tipftupf von oben herab hinspritzt. In unsre Zeit, die vor zeitersparenden Einrichtungen gar keine Zeit mehr hat, gehört die Blitzkunst der Scherzlinie als eine ihrer nützlichsten Töchter. Wir wollen zur Erholung Heiterkeit, und sie gibt sie prompt. Übrigens hat sie gerade durch ihren größten Meister, durch Gulbransson gezeigt, daß man sogar ein Behagen, also etwas „Verweilendes“ und „Gemütliches“ mit Fixigkeit vor andre hexen kann, wenn man's nur selber hat.

Bei Emil Preetorius wirkt auf die Karikaturlinie wesentlich ein seine Vorliebe zur Silhouette. Nicht etwa, daß er immer mit ihr arbeitete, aber wo das „Geschäfte“ verspricht, handelt er den Dingen ihren Schatten ab, wie der böse Mann dem Schlemihl seinen. Und auch diejenigen Gestalten, die keine Schattenbilder sind, stellt er gern nach Silhouettenbrauch vereinzelt auf. Silhouettenkunst ist Flächenkunst, der Schattenriß hat nur die eine Umrißlinie; es scheint, wie bei der Plastik, theoretisch betrachtet nicht wohlgetan, das Ruhende der Fläche sehr stark zu bewegen, es könnte dadurch ins Flattern kommen. Aber davor fürchtet sich Preetorius gar nicht, er mustert dann mit Silhouetten die Flächen voll und holt gerade aus den Flatterschatten Wirkungen. Künstlerisch steht ihm das auch aus zwei Gründen frei. Erstens, weil er gar nicht erstrebt, beim Genuß seiner Zeichnungen selbst zu beruhigen, sondern vielmehr mit ihnen die Stimmung irgendwo hinzuleiten, sei es als Illustrator, sei es als Glossierer oder als Inserierer und Plakatmann. Auch stehen ja bei weitem seine meisten Zeichnungen unterm Witz, sind also an sich Betonungen scheinbarer Widersprüche, so daß ein formaler Widerspruch bei ihnen nicht stillos wäre. Zweitens aber sind seine Zeichnungen auch äußerlich sehr selten Selbständiges, sie gehören in Bücher. Dem Charakter der Buchstaben ähneln sich die munter bewegten schwarzen Leiblein an, und wenn sie gar zu sehr auseinander wollen, so steckt ein Rahmen sie in den Käfig. Gerade als Buchkünstler ist Preetorius Meister.

Hat er aber in der Durchführung schon die höchsten Werte erreicht, die ihm erreichbar sind? Ich mag das nicht glauben, ich hoffe noch eine weitere Entwicklung seiner Beobachtung und damit seiner Fähigkeit abzuwandeln, zu individualisieren, zu schildern, zu kennzeichnen, zu vertiefen. Er ist nicht ganz frei von einem Manierismus mit Übertreibungsrezepten. Auf den Anspruchsvollen wirkt das zwar schnell, aber nicht dauernd — ein Lachen, dann ist's erschöpft, während bei den eigentlich großen Karikaturisten jede wiederholte Betrachtung eine neue Gastgabe nachschenkt. Es gibt auch immer noch zu viel Linien bei ihm, die nicht unentbehrlich, nicht „Ausdruck“ sind, die reden, ohne etwas Wesentliches zu sagen. Aber schon, daß sich Preetorius einen ganz eigenen formalen Stil herausgebildet hat, beweist seine Kraft. Und oft gibt er in ganz bescheidenen Kleinigkeiten Köstliches. Man sehe sich die drei Araberinnen daraufhin an, denen der beladene Tartarin mit seinem Hunde begegnet. Oder den nur halb sichtbaren gemütlichen Leuen in der Leiste

Digitized by Google

„Endlich!“ Welch phantasierender Humor in dem Blatt, da Tartarin sich mit seinem größeren Ich unterhält, hinter dem doch leider auch nichts steckt. Bei dem Blatt des Mützenjägers hinten die bewundernde Menge! Sogar unheimlich kann Preetorius sein, wie auf dem Schlemihl-Blättchen, da der Schattenkäufer den toten John aus seiner Tasche zieht. Und welch unübertreffliches Umschlagbild ist dieser Peter Schlemihl mit den Siebenmeilenstiefeln.

So ist sehr feine Kunst bei Preetorius. Übrigens auch farbige, die hier mit derbsten ungebrochenen Farben, dort wieder mit so zarten Tönen wie eine sanftest gestimmte seidene Damentoilette wirkt. Vielleicht bringen wir davon ein andermal eine Probe.* A

* Von den Büchern, die Preetorius ihren Buchschmuck verdanken, möchte ich einige hervorheben. Den köstlichen Daudetschen „Tartarin“ (Gelber Verlag), den Tillierschen „Onkel Benjamin“ (Hyperion-Verlag) und ganz besonders den „Peter Schlemihl“ (Hyperion-Verlag), ein sehr feines Liebhaberstück für Bücherfreunde. Die schöne, gleichfalls von Preetorius ausgestattete Ausgabe des „Hinkenden Teufels“ von Le Sage ist bei Georg Müller erschienen. Ebendort kamen auch Freksas „Phosphor“, Ewers „Groteskeu“ und ein paar kleine Witzsammlungen mit Bildern von Preetorius heraus: „Lorbeerkranz und Fixlefanz“, „Der gekitzelte Askulap“ und „Der tolle Koffer“. Aber auch im Insel-Verlage, bei Diederichs und anderswo gibt es gute Preetoriussche Sachen. So das feinschmeckerisch durchgeführte Luftschiffer-Seebuch von Jean Paul aus dem Insel-Verlag.

Schlichtere Warenhäuser!

Zwei Geschäftshäuser. Das eine ist eine Manufakturwarenhandlung alter Art, die hauptsächlich Stapelware führt, das andere ist ein modernes Warenhaus.

Schon das Äußere der Manufakturwarenhandlung mit den beiden Schaufenstern, die die Erdgeschosse von zwei ganz verschiedenen kleinen Häusern einnehmen, kommt uns merkwürdig vor. Treten wir ein, so erkennen wir zuerst in der Dämmerung nichts als ein paar Kleiderpuppen mit billigen Baumwollkleidern, die nahe bei der Eingangstüre stehn. Auch hier innen im Laden ist keine Spur von gewollter Schönheit zu finden. An den Wänden sind die notwendigen Gestelle für die bis zur Decke aufgestapelten Waren. Nur wenn hier oder dort ein dickes Stück Zeug herausgenommen wird, erkennt man den Hintergrund, eine verblichene Tapete von unbestimmter Farbe. In dem Raum ist alles zu eng. Die eine Gehilfin hinter dem Ladentisch, die gerade im Begriff ist, ein Stück Stoff abzumessen, muß die Arme sinken lassen, wenn ihre Kollegin vorbei will und das alte Mütterchen im Kopftuch, das vor dem Tisch sitzt, muß aufstehen, wenn eine andere Kundin zur Kasse geht. Die Schaufensterauslagen reichen bis tief in den Laden hinein und bis zur Decke hinauf. Die Luft ist schlecht, und wir bedauern die jungen Mädchen, die ihre Tage in dem engen, dunkeln, schlecht gelüfteten Raum verbringen.

Im Warenhaus dagegen ist Licht, Luft und Raum genug. Das ist das Beste, ist das Gute am Bau! Das Äußere ist auch oft vornehm einfach. Innen aber ist Pracht. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: den Reichtum des Warenhausbesitzers, der Millionen für den Bau

Digitized by Google

ausgegeben oder den Ideenreichtum des ausführenden Künstlers, der bis ins Kleinste alle Einzelheiten der Einrichtung überwacht hat. Ich glaube, unser erster Eindruck, wenn wir ein neues, modernes Warenhaus betreten, ist ein Gefühl des Stolzes über den Fortschritt deutscher Baukunst. Erst wenn wir uns an all der Pracht satt gesehen haben, betrachten wir, was der Raum enthält. In dieser Halle, die sich wohl auch einem Fürstenpalast oder einem Festspielgebäude eingliedern könnte, liegen auf Tischen gestapelt billige, halbwollene Knabenblusen in unbestimmter grau-grüner Farbe, jene dicken, steifen, hochgeschlossenen Blusen, die die Uniform der Kinder ärmerer Klassen bilden und sie in so fürchterlicher Weise entstellen. Daneben ist ein Tisch mit „Souvenirs“: Ansichtskarten aus gepreßtem Metall und andere Hausgreuel. Hoch oben in der Halle, zwischen Säulen aus rötlichem Marmor und in der Perspektive hinter einem handgetriebenen Bronzekronleuchter, stehen graue, grüne und feuerrote billige Wollblusen auf schwarzen Kleiderpuppen. Und nun kommt uns dieselbe Ware häßlicher und minderwertiger vor, als in dem altmodischen Kramladen, den wir vorher besucht hatten.

Architekt und Eigentümer dieses wunderschönen Hauses haben den Zweck, dem das Bauwerk dienen sollte, nicht beachtet. Sie haben billiger Stapelware einen zu kostbaren Rahmen gegeben. Und *beiden* damit *geschadet*: dem Rahmen und der Ware.

Das deutsche Warenhaus hat innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre seine Machtstellung erreicht. Es ist ein Emporkömmling und es ist dem Fehler der Parvenüs, dem Protzentume, verfallen. Selbst wenn alle Hausgreuel vom Erdboden verschwänden, selbst wenn für unsre Kinder — auch die Kinder des Volkes — eine kleidsamere, bequemere Tracht entstünde als die oben erwähnte grau-grüne halbwollene Bluse, auch dann noch wäre der moderne Warenhauspalast zu prunkvoll für die zum größten Teil bescheidene und billige Ware, die er zu enthalten, für die kleinen Leute, die er hauptsächlich zu empfangen hat. Die weiten, hellen, luftigen Hallen sind ein großer Fortschritt, aber *einfacher* sollten sie sein. Das Warenhaus sollte den unbemittelten Besucher nicht durch seinen Reichtum verletzen. Wir dürfen heute von unsrer Architektur und Innenkunst mehr verlangen als eine Art Schönheit, die nur in Verbindung mit Kostbarkeit entstehen kann.

Klara Sander

Alt-Erfurt

liegt eingeschmiegt in einen weiten Bogen der Gera. Eine Anzahl Brücken verbindet beide Flußufer. Dort, wo einige Inselchen die Verbindung erleichtern, beim Dämmchen, ist ein von allerlei Baumgrün durchwirktes Gewinkel von Stegen, Brücken, Treppen, Häusern mit hohen Spitzdächern, freundlichen Rokokohäusern usw. entstanden, wie es malerischer kein Künstler ersinnen könnte. Das ganze Viertel ist bisher vom Verkehr verschont geblieben, darin hat Erfurt Glück gehabt vor vielen andern Städten. Aber der *Verkehr* bestimmt heut den Wert der Grundstücke, nicht die *Schönheit*. Je länger das Dämmchen-Viertel abgeschieden bleibt von den großen Verkehrszügen, um so mehr wird es „entwertet“. Das bedeutet für die Besitzer Verlust, für die Gebäude Verfall und Herunterkommen. Kein Wunder, daß diese Besitzer den Plan, das Viertel dem Verkehr zu „erschließen“, nach Kräf-

Digitized by Google

ten fördern. Eine möglichst geradlinige und breite Verbindung vom Fischmarkt zur Gotthardtstraße würde zwar viele Schönheiten zerstören, aber sie würde den Grundstück- und Mietwert steigern. Hier stehen also zwei Interessen scharf gegeneinander, und beide werden wahrscheinlich, wie die Sachen zurzeit liegen, ein Kompromiß schließen müssen. Aber in diesem Falle handelt es sich, abgesehen von der Erhaltung eines bestimmten Stadtteiles auch um die grundsätzliche Frage, ob es denn überhaupt gut sei, den Verkehr aus neueren Stadtvierteln in eine Altstadt hinein- oder durch sie hindurchzuleiten. Cornelius Gurlitt hat bekanntlich diese Frage eingehend behandelt. Wir haben ihn deshalb gebeten, uns seine Ansicht über den Erfurter Plan mitzuteilen. Herr Geheimrat Gurlitt schreibt uns darauf:

Für den Fachmann, der sich über grundsätzliche Darlegungen hinaus mit der tatsächlichen Lösung einer städtebaulichen Frage beschäftigen soll, ist es nicht gut möglich, ohne ganz genaue Kenntnis der Angelegenheit, sich über eine solche zu äußern. Ich vertrete die Ansicht, daß die Versuche, Teile der Altstadt durch Durchbrüche zu „erschließen", meist zu Fehlschlägen führen, die viel kosten, viel zerstören und wenig Gutes bringen. In der Regel werden sie nachträglich stark bedauert. Jedoch ist eines nicht zu verkennen: daß in solchen Vierteln, wie dem in Erfurt in Frage gestellten, sonst das eintritt, was ich das „Herunterkommen" nenne. Ich weiß nicht, ob dies dort schon eingetreten ist. Es wird aber in den mir vorgelegten Aufsätzen behauptet.

Auch wenn dies erfolgt ist, d. h. wenn die betreffenden Häuser den berechtigten hygienischen Ansprüchen nicht mehr genügen, wenn daher in den Bürgerkreisen die Ansicht herrscht, daß man dort „nicht wohnen könne", mithin die Werte der Häuser sinken, der bessern Bevölkerung eine minderwertige nachfolgt, so ist wohl kein Zweifel, daß für das Stadtviertel von seiten der Stadtverwaltung etwas geschehen muß.

Ein Durchbruch schafft jedoch nur in beschränktem Maß Hilfe. Er räumt zwar unter den alten Häusern auf, schafft dem Viertel zwei neue Fassaden und errichtet hinter diesen neue, ziemlich einwandfreie Wohnungen. Aber er zerstört ein altes Stadtbild und läßt die vom Durchbruch nicht direkt berührten Teile, die früher einen hohen malerischen Reiz hatten, unverändert in ihren hygienischen Schäden, aber des malerischen Reizes entkleidet zurück. Er bessert somit wenig und zerstört viel mehr; es sei denn, ein Künstler von hohem Rang leitet die Sache, wie das zum Beispiel bei dem Umbau der Altstadt von Stuttgart der Fall war, ein Mann, der sich in die Reize des Alten einzuleben und diesen sich mit feinem Herzen unterzuordnen versteht. Ob das Erfurter Projekt von einem solchen Künstler geschaffen wurde, weiß ich nicht.

Zumeist ist das Einführen neuer Verkehrswege in den Kern alter Städte ein verkehrstechnischer Fehler. Sie wissen, daß ich mich hierüber auf dem Salzburger Denkmalspflegetage eingehend geäußert habe. Seither erhielt ich von Städteverwaltungen mancherlei Anfragen, die mir beweisen, daß die dort gegebenen Anregungen auf guten Boden fielen. Männer wie Stübben u. a. haben sich wiederholt auf meine Ausführungen berufen, Charles Buls, der berühmte Altbürgermeister von Brüssel, hat meinen Vortrag ins Französische übersetzt. Soweit ich die Sache aus dem mir

Digitized by Google

vorliegenden Material übersehen kann, scheint es mir wahrscheinlich, daß man sich auch in Erfurt über den Erfolg des Durchbruches täuscht. Er wird der Schönheit der Stadt eine Schmarre ins Gesicht schlagen, den Verkehr aber nicht dauernd verbessern.

Das, was für den Durchbruch vorgebracht wurde, ist mir auch von anderen Städten entgegengehalten worden. Ich habe mich darüber auf dem Internationalen Tag für Wohnungshygiene (Dresden 1912) geäußert, dessen Bericht ja unlängst erschienen ist, wenngleich ich wußte, daß solche Fragen sich wenig zu prinzipieller Behandlung eignen. Wohl aber scheint es mir möglich, üble Erscheinungen im Wohnungswesen zu beseitigen, ohne nach Rezept des Doktor Eisenbart vorzugehen, und zwar dadurch, daß die Stadtverwaltung die Sanierung der Häuser entweder selbst in die Hand nimmt oder die Besitzer bei dieser in einer Form unterstützt, die eine dauernde Gesundung sicherstellt. Wenn dies gleich Geld kostet, so wird es doch wahrscheinlich der bessere und auch billigere Weg sein. Freilich muß hier ein künstlerisch empfindender Techniker an der Spitze des Unternehmens stehen, nicht etwa ein Mann, dessen geistige Werkstätte lediglich am Reißbrett zu finden ist. Ich kenne die Persönlichkeiten nicht, die in Erfurt solche Aufgaben durchzuführen haben, bin daher auch wohl vor dem Vorwurf geschützt, ihnen durch diese Darlegungen zu nahe treten zu wollen. Daß sich Stimmen in Erfurt erheben, die für das „alte Gerümpel" eintreten, begrüße ich als einen großen Fortschritt in der Erkenntnis künstlerischer Werte. Man sollte sie unterstützen, damit rasche Entscheidungen und damit voreilige Zerstörungen unwiederbringlicher Schönheitswerte aufgehalten werden und ein besserer, allen Anforderungen tunlichst entsprechender Weg gefunden werde. Cornelius Gurlitt

Psychologie als Sklavengeißel

Ein geschichtlicher Treppenwitz — ein sehr vernünftiger Witz also, denn nachträglich fällt auch der Weltgeschichte immer etwas ein, was dem inneren Wesen nach geschichtlicher ist als die Begebnisse, die ihr in der Hitze der Realitäten zufällig entschlüpft sind, — ein geschichtlicher Treppenwitz weiß davon zu berichten, daß jener mitleidsvolle Doktor Guillotin, der ein Verfahren erfand, das den zu Tode Verurteilten die Qual kürzt, beim Ausbruch der großen Revolution als erster das „nationale Rasiermesser" ausprobieren mußte.

Auch eine Art dramatischer Gerechtigkeit! Wenn auch an der zynischen Dramaturgie eines teuflischen Welthirnes orientiert. Aber eine dramatische Gerechtigkeit, die sich nur da ins Blickfeld drängt, wo es sich um das Schicksal des einzelnen handelt. Sie sprengt den Rahmen der Anekdote, wenn es sich um Klassen, Generationen, Völker, Erdteile handelt. Man muß dann erst das verwirrende Statistenzeug von der Szene abtreten lassen, um auch im großen Maßstab die Tragödie des Doktor Guillotin erkennen zu können.

Der Humanismus des neunzehnten Jahrhunderts, der nebst verschiedenen Menschenrechten schließlich auch ihren Träger, das Individuum entdeckte, dieser Humanismus, der sich unendlich viel Mühe gab, alles zu verstehen, oder zum mindesten der Selbsttäuschung halber alles zu verzeihen, dieser liberale europäische Humanismus erfand die Psychologie. Mit

Digitized by Google

ihrer Hilfe gelang es ihm, einige Justizirrtümer zu vermeiden, einige Krankheiten zu heilen. Aber die Nutzbarmachung der Psychologie im großen Maßstab erfolgt erst jetzt. In Amerika. Man gebraucht die Bezeichnung Psychotechnik. Und das Messer der Psychotechnik saust zuerst auf den sentimentalen europäischen Humanismus nieder.

Das Großartige, Amerikanisch-Einfache an der Psychotechnik ist, daß Ingenieure sie handhaben. Mit feinen Apparaten ausgerüstet, steht der Mann, dessen Beruf sich anschickt, alle Gesetzgeber und alle Wissenschaften der Zukunft überflüssig zu machen, in der Werkstatt neben den Arbeitern auf Posten und mißt, mißt, mißt. Und stellt fest, befiehlt: Bill, wenn du beim Anfassen des Ziegels diesen Finger so und so krümmst, so kannst du in der Stunde um 10 v. H. mehr Ziegel aufschichten. Und wenn du, Onkel Tom, beim Drehen des Schwungrades in Gedanken einen flotten Marsch summst, so wird das Tempo der Maschine rascher und gleichmäßiger. Und du, Mabel, darfst nicht, wenn man dich nach etwas fragt, den Kopf nach den Fragenden wenden; deine psychologische Einstellung auf den Griff, den du zweitausenddreihundertachtmal in der Normalstunde machst, leidet ungemein unter so einer überflüssigen Bewegung, wie du dich — in der Frühstückspause — durch einen Blick auf die Kurve der Registriertrommel überzeugen kannst.

Was ist da nicht alles noch aus dem Arbeitstier herauszuschinden! Vor allem muß die Psychotechnik auch außerhalb der Werkstatt zur Anwendung gelangen. Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen den Farben der Tapeten im Schlafzimmer und der Zahl der in einer Stunde aufgeschichteten Ziegel. Auch die Zusammensetzung der Nahrung muß vom Psychotechniker der Fabrik vorgeschrieben werden, wobei allerdings der Arbeiter in Kündigung etwas dopping über sich ergehen lassen muß. Und auch der Schlaf des Arbeiters, die durchaus unrationellen Methoden des Träumens, müssen nun einmal einwandfrei verwissenschaftlicht, psychotechnisch geregelt werden.

Es ist begreiflich, daß der Europäer Amerika wie ein in die Wirklichkeit verirrtes Inferno zu hassen vermag. Diesen Haß heizt das böse Gewissen, diesen Haß heizt das bange Entsetzen eines Erdteiles, der im Spiegel schon seine morgige Fratze zu sehen wähnt.

Ein deutsch-amerikanischer Austauschprofessor veröffentlicht ein Werk über Psychologie und Wirtschaftsleben. Der altmodischen, europäischen, humanitären Psychologie sollen auf der Guillotine die Augen verbunden werden.

Adolf Joseph Storfer

Braucht die Industrie Außenreklame?

Es ist ein üblicher Schlich der Vertreter der Reklamen in freier Natur, daß sie behaupten: die Industrie habe diese Reklamen nötig, man schädige die Industrie, wenn man gegen die Verunstaltung der Landschaft durch die greulichen Reklamegerüste in freier Natur spreche. In Wirklichkeit aber entspricht die Außenreklame keineswegs einem Bedürfnis der gesamten Industrie und des gesamten Handels, vielmehr bedienen sich ihrer einzelne spekulative Firmen, die sogar nur einen verschwindend geringen Teil der Industriewelt ausmachen. Wollten alle Industrielle und alle Handelsfirmen, die überhaupt ihre Waren öffentlich ankündigen, die

Digitized by Google

Landschaft zum Schauplatz ihres Geschäftsgeschreis machen, so würde dieser Unfug sehr schnell an der tatsächlichen Unmöglichkeit und an der allgemeinen Entrüstung sterben. Wir lassen uns einfach von ein paar gerissenen Köpfen Dunst vormachen, wenn wir das Gerede von der „Notwendigkeit" der Außenreklame „für die Industrie" auch nur ernst nehmen. Selbst unter denjenigen Industriellen, die weitausgedehnte Reklame treiben, gibt es viele, die grundsätzlich auf die Verschmutzung der Landschaft mit Brettergerüsten und Plakatgelärm verzichten, ja, die solches Gebaren, auch aus Geschäftsgründen, bekämpfen. Wir nennen heute drei Firmen, die sich zu solcher Auffassung ausdrücklich bekannt haben. Die bekannte Maggi-Gesellschaft hat öffentlich erklärt: „daß wir von jeher grundsätzlicher Gegner jeder derartigen Natur- und Eisenbahnreklame gewesen sind und unsre Plakate ohne Ausnahme nur an oder in den einschlägigen Geschäften, wo unsre Erzeugnisse zu haben sind, anbringen lassen. Darum sind wir auch stets für die gleichlautende Forderung des Heimatschutzes bei allen sich bietenden Gelegenheiten eingetreten." Lingner in Dresden, der Erfinder und Hersteller des „Odols", schrieb dem Vorsteher der Staatlichen Stelle für Naturschutz in Preußen Geh. Reg.-Rat Dr. Conwentz: „Ich würde es niemals dulden, daß eines meiner Unternehmen sich einer derartigen Propaganda bediene. Herren, die sich bei mir Rat holten, habe ich stets auf die Reklame in Zeitungen und an beschränkten Platzzentren (Stadttafeln, Litfaßsäulen) hingewiesen." Die Firma A. Scherl in Berlin „vermeidet grundsätzlich eine Reklame in freier Natur, weil sie unschön ist". Da sowohl Maggi, wie Lingner und Scherl in Reklamedingen Sterne erster Größe sind, so beweisen sie unwiderleglich, daß es auch ohne Landschaftverderben geht.

Paul Schumann

Kirchenkonferenz und Enthaltsamkeit

Der ordentliche Professor der Theologie in Kiel D. Dr. Leipoldt schreibt uns:

In den Kreisen der Enthaltsamkeitsbewegung hat es Verwunderung hervorgerufen, daß unsere Pfarrer im Kampfe gegen den Trunk sich oft zurückhalten. Die Not, die die geistigen Getränke in die Welt bringen, schreit zum Himmel. Da sollte es eine der ersten Pflichten christlicher Nächstenliebe sein, hier zu helfen.

Leider ist die Hoffnung, daß unsere evangelische Kirche in absehbarer Zeit sich tatkräftig an diesem Werke beteiligt, recht gering. Mit der Frage der geistigen Getränke befaßte sich 1912 die Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz in Eisenach, eine freie Vereinigung, an der die Vorstände der verschiedenen Landeskirchen beteiligt sind. Die Kirchenkonferenz faßte das Ergebnis ihrer Erörterungen in einigen Leitsätzen zusammen. Diese bereiten den Freunden der Enthaltsamkeit eine schwere Enttäuschung.

Die Kirchenkonferenz beginnt*: „Die Stellung der Kirche zu den geistigen Getränken bestimmt sich nach der Heiligen Schrift." Gewiß. Aber um über geistige Getränke recht zu urteilen, muß man auch wissen, was geistige Getränke sind und wie sie wirken. Das ist

* Ich führe nicht wörtlich an, sondern fasse die Hauptsachen kurz zusammen.

Digitized by Google

eine Frage der Naturwissenschaft. Wer wird heute noch astronomische Kenntnisse aus dem Schöpfungsberichte des ersten Buches Mose entnehmen?

Die Kirchenkonferenz fährt fort: „Alle geschaffenen Dinge sind Gaben Gottes. Nur der sündigt, der sie mißbraucht. Darum sind die Herstellung und der Genuß geistiger Getränke nicht schon an sich Sünde, sondern die sie mißbrauchende Genußsucht ist Sünde.“ Hier zeigt sich, wohin man kommt, wenn man naturwissenschaftliche Erkenntnisse außer acht läßt. Wir Vertreter der Enthaltsamkeit schließen folgendermaßen. Auch das Lysol ist eine Gabe Gottes. Deshalb eignet es sich noch nicht zum Volksgetränke. Die Sache ist bei Wein, Bier und Schnaps nicht so schlimm. Aber es ist eine Tatsache, daß schon ganz geringe Mengen Weingeist den Menschen geistig und körperlich schädigen. Es ist eine Tatsache, daß Enthaltsamkeit das Leben verlängert, der Genuß geistiger Getränke es verkürzt. Mit anderen Worten: der Weingeist ist ein Gift, und wer dieses Gift als Genußmittel braucht, ist eine Art Selbstmörder. Ich wähle absichtlich scharfe Ausdrücke: sie machen den Gedankengang klarer. Was hier unchristlich sein soll, sehe ich nicht ein. Wer die erwähnten Tatsachen erkannt hat, vermag gar nicht anders zu schließen.

Weiter heißt es: „Die völlige Ausrottung aller alkoholischen Getränke ist ein *utopisches* Ziel, und die Meinung, durch eine gesetzlich aufgezwungene Alkoholfreiheit eine Erneuerung unseres Volkes herbeiführen zu können, ein *schwärmerischer Irrtum*.“ Nun, man hat schon verschiedenfach in der Welt diesem „schwärmerischen Irrtum“ gehuldigt und sehr gute Erfahrungen damit gemacht: trokkene Zahlen sind des Zeugen. Warum soll die Mehrheit unseres Volkes, wenn sie einmal enthaltsam gesinnt ist, nicht durch Gesetze ihrer Gesinnung Ausdruck geben? Wir haben den Impfzwang: ist das Verbot geistiger Getränke wirklich etwas so ganz anderes? „Utopisch“ wäre es nur, von dem Verbote geistiger Getränke eine Beseitigung *aller* Not zu erwarten. Aber wer erwartet das?

Ferner erklärt die Kirchenkonferenz: „Die Enthaltsamkeit ist weder als Zeichen entschiedenen Christentums anzusehen (Methodisten, Pietisten, Blaukreuzvereine), noch als ausnahmslose sittliche Forderung aufzustellen (Guttempler).“ Es ist richtig, daß Methodismus und Pietismus die Enthaltsamkeit aus Gründen vertreten, die der evangelische Christ nicht billigen wird: diese Richtungen besitzen eine Neigung zur Weltflucht. Sie haben kein Verständnis für die Schönheit der Natur und der Kunst, überhaupt für die Freude. *Deshalb* bekämpfen sie den Genuß geistiger Getränke. Aber in der Enthaltsamkeitsbewegung der Gegenwart steht es anders. Wir meiden den Weingeist aus Lebensfreude. Das Leben, das uns Gott schenkte, ist uns ein so wertvolles Gut, daß wir es nicht durch den Genuß von Gift beeinträchtigen wollen.

Daran schließt die Kirchenkonferenz die Bemerkung: „Besondere Enthaltsamkeitsgelübde haben auf dem Boden evangelischer Sittlichkeit nur als Hilfe und Krücke für den schwachen Willen Recht und Wert.“ Den Satz wird jeder unterschreiben. Aber er gilt von allen Gelübden. Auch vom Konfirmationsgelübde.

Die Leitsätze der Kirchenkonferenz gehen dann dazu über, zu zeigen,

Digitized by Google

wie man der Not wehren kann, die durch die geistigen Getränke hervorgerufen wird. Dabei werden schöne Forderungen aufgestellt, für die wir der Kirchenkonferenz aufrichtig dankbar sind. Aber was bedeuten die Forderungen in dem Zusammenhange? Mäßigkeit wird seit Jahrtausenden gepredigt; aber die Sache wurde eher schlimmer, als besser. Unser Kaiser wußte recht wohl, warum er in seiner Mürwiker Rede den jungen Seeoffizieren nicht Mäßigkeit, sondern Enthaltsamkeit empfahl. Aber der Enthaltsamkeitsbewegung warf die Kirchenkonferenz einen Stein in den Weg.

Es gibt gewiß noch mancherlei Gründe, die einen Theologen von der Enthaltsamkeitsbewegung zurückschrecken können. Im Neuen Testamente finden sich Stellen, die sich sichtlich gegen die Enthaltsamkeit erklären. Doch das hat seine besonderen Gründe. Die ersten Christen hatten mit Gegnern zu tun, die enthaltsam lebten, weil sie grundsätzlich für Weltflucht eintraten. Das war unchristlich und mußte zurückgewiesen werden. Aber Johannes der Täufer wurde von keinem Christen getadelt, weil er den Wein mied. Auf viele Theologen unserer Zeit wirkt wohl auch die Tatsache ein, daß das heilige Abendmahl ohne Wein nicht möglich wäre. Doch sehe ich nicht ein, warum der Gebrauch ungegorenen Weines verboten sein soll. In Schleswig-Holstein gibt es lutherische Gemeinden, die auf diese Weise das Abendmahl ohne geistiges Getränk feiern. Wer übrigens das Abendmahl ebenso halten will, wie Jesus, muß den Wein mit Wasser mischen.

Ich erwarte nicht, daß die Kirchenkonferenz heute oder morgen für die Enthaltsamkeit eintritt. Es ist eine schwere Aufgabe, Kirchen zu leiten. So fände ich es begreiflich, wenn die Kirchenkonferenz zunächst abwartete, bis die Enthaltsamkeitsbewegung erstarkt. War es aber nötig, daß die Kirchenkonferenz in so scharfer Weise gegen die Enthaltsamkeitsbewegung Stellung nahm? Ich stehe seit 1904 in der Bewegung. Ich weiß, daß viele, sehr viele unter uns sich danach sehnen, Hand in Hand mit den verantwortlichen Leitern unserer Kirche zu arbeiten. Es ist für mich ein Herzenswunsch, daß diese Sehnsucht recht bald in Erfüllung gehe.

Die Sätze der Kirchenkonferenz haben noch eine andere Seite. Ich sehe im Geiste schon neue Riesenanzeigen in unseren Tageszeitungen erscheinen: „Was jeder Christ vom Biere wissen muß“: da werden die Leser von den Vertretern des Weingeistkapitals darauf hingewiesen, daß die höchsten Kirchenbeamten die Enthaltsamkeit als schwärmerischen Irrtum brandmarken. Ich sehe im Geiste schon die sozialdemokratischen Zeitungen, die über unsere Pfarrer spotten, weil sie auf ihr Gläschen nicht verzichten möchten. Das sind Wirkungen, die die Kirchenkonferenz nicht wollte. Das sind Entstellungen, die der Kundige leicht entlarvt. Aber solche Wirkungen und Entstellungen werden kommen.

Und darum bitte ich die Kirchenkonferenz, ihre Urteile zu ändern, je eher, desto besser. Es wird für beide Teile ein Segen sein!

Johannes Leipoldt

Scheniert

Neulich bin ich mit meinem elfjährigen Buben über den Bahnhofsplatz gegangen. Da strömten viele Leute darüber, denn es war Sonntag und heller Sonnenschein, der lockte zu den Zügen.

Und des Sonnenscheins wegen

Digitized by Google

und der Heiterkeit, die über dem Bahnhofsplatz lag, war ich sehr vergnügt, erinnerte mich an einen alten Kindervers und sagte:

„Hurraxdax,
Pack's bei der Hax,
Auf beim Spund,
Wenn wir nimmer leben,
Sind wir nimmer gsund."

Ein paar Leute mögen gelächelt haben. — „Aber Papa!" sagte mein Junge und schenierte sich.

„Was ist denn los, Fritzl?" sagte ich und tat, als wollte ich von vorn beginnen:

„Hurraxdax . . ."

„Aber Papa!!" sagte mein Junge mit zwei Ausrufzeichen und schenierte sich wieder.

„Warum schenierst du dich denn?" fragte ich scheinheilig.

„Was denken denn die Leute, Papa?" sagte er ebenso scheinheilig. Da wurde ich zornig. „Gehörst du zu den Leuten, oder gehörst du zu deinem Papa?" — „Zu dir," sagte er kleinlaut, „aber —." — „Nichts aber", sagte ich. Und schritt kräftig aus und sang dazu:

„Hurraxdax,
Pack's bei der Hax,
Auf beim Spund,
Wenn wir nimmer leben,
Sind wir nimmer gsund."

Und mit einem verzwickten Behagen sah ich, wie mein Söhnchen von den widersprechenden Gefühlen der Anhänglichkeit und der Schenierlichkeit hin und her gezwickt wurde, bis die Anhänglichkeit siegte und er mir nachlief und trotz alledem tapfer an meiner Seite zum Bahnhof ging. Aber nicht ohne daß er die kleinen weißen Zähne zusammengebissen hätte. Vor Schenierlichkeit.

Woher hat er die? Von den Eltern? Nein. Also von der Zeit. Von der Schule, von den Kameraden, von der Straße, oder wie man heute so schön sagt auf deutsch: vom Miliöh.

In unsrer Zeit steht die Schenierlichkeit hoch im Kurs. Und die Unbekümmertheit hat ihren Wert verloren. Wer sie noch hat, ist roh und ein — wie heißt es gleich auf neuhochdeutsch? — richtig, ein Plebejer, Herr Schulvorsteher.

— — —

„Wo hast du das Theaterbillett für mich?" fragte mich meine Schwester, als ihr Bräutigam zu Besuch war. „Ich hab's in deinem Zimmer aufs Bett gelegt", sage ich wahrheitsgemäß. Was geschieht? Meine Schwester scheniert sich. Der Bräutigam scheniert sich. Und vorbei ist die Gemütlichkeit. „Aber Mensch," hat meine Schwester nachher gesagt, „aber Mensch, wie kannst du auch nur!" Weiter sagte sie nichts. Weiß Gott, sie verschluckte auch das Bett vor mir. „Und wenn ich nun dein Bett Kommode geheißen hätte?" fragte ich. „Dann wäre ja alles recht gewesen," sagte sie, „aber so — nein, wie ich mich schenierte habe!"

— — —

„Soll ich dich Fräulein Gunda Müller vorstellen?" sagte ich zu meinem Neffen, der in Oberprima ist.

Mein Neffe verneigt sich. Fräulein Gunda Müller auch. Und dann werden sie zunächst alle beide rot. Sie haben einander früher nie gesehen, interessieren sich wahrscheinlich auch in alle Zukunft nicht für einander. Aber rot werden sie doch. Und zwischen den Falten ihres verlegenen Gespräches nistet die Schenierlichkeit. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht das Miliöh.

Ob doch noch einmal die Zeit kommen wird, wo das Miliöh sich nach der Seite der Unbefangenheit verschiebt? Oder ob es noch schenanter werden wird auf dieser schönen Erde? Fritz Züricher

Digitized by Google

Anzeigen als Anzeichen 14

BÉCHOFF-DAVID, de PARIS

informent leur clientèle qu'aucun de leurs nouveaux modèles n'a été vendu aux exposants (aussteller) et qu'ils ont pris des mesures pour que leurs nouveaux modèles de la collection du printemps de février 1913 ne puissent être livrés en Allemagne avant le 3 Mars.

Les griffes et rubans de taille sont cette année en blanc et portent un timbre en aluminium.

PAQUIN

3, rue de la Paix, Paris

informe sa clientèle qu'aucun modèle de sa collection du printemps de février 1913 ne sera livré avant le 3 mars en Allemagne aux couturiers privés. Elle déclare, en outre, n'avoir vendu, cette saison, aucun de ses modèles aux exposants (Aussteller). Le ruban de taille de la saison a été modifié comme couleur et tissage et est revêtu du sceau de la maison, qui a été déposé.

Ist der Kunstwart verrückt geworden, daß er jetzt Anzeigen aus französischen Blättern abdruckt?", fragt der Leser. Mit Verlaub: diese beiden stammen samt anderen ihrer Art aus einer großen, höchst angesehenen und höchst nationalen deutschen Zeitung.

Aber an den Kopf haben wir uns auch gefaßt, als wir sie sahen. Wenn unsre Gänse sich französisch anscheußlichen, so sollten sie doch damit im Kreise der Weib- und Männchen bleiben, die das und die sie „scharmant" finden. Ihr ahnt nicht, meine Gnädigen, daß der deutsche Geschmack Sieg auf Sieg über das französische Kunstgewerbe erringt, und seid auch, meine sehr Verehrten, zu dumm, um die Sache auf ihre großen wirtschaftlichen Zusammenhänge hin anzusehn. Gewiß, das rechnen wir euch als mildernde Umstände an. Zudem seid ihr so sehr Geschlechtswesen, daß das Hirnchen eine andre, als die Kokotten-Ästhetik nun mal nicht begreift. Auch deshalb sei euch viel verziehn. Aber mit dem Dulden und Lohnendmachen solcher Anzeigen in deutschen Blättern treibt ihr eine Art von nationaler Prostitution. Wollt ihr das eigentlich auch? A

Beuroner Gedanken

Auch das ist eine Frage der Ausdruckskultur: wie werden religiöse Empfindungen und Strebungen Gestalt? Aller sichtbare Gottesdienst, aller Kultus ist solch ein Gestaltwerden, ist Ausdruckstatsache. Darum sucht der Kultus die schöne Form. Kultus ohne Schönheit oder gar wider die Schönheit, das ist eine Mißgeburt. Nicht umsonst ist der gebildete Geschmack den formlosen Gefühlsentladungen in der Heilsarmee und verwandten Religionsgebilden gründlich abgeneigt. Die Seele einer Glaubensgemeinschaft kann sich nicht rein und frei entfalten, wenn sie in den verwachsenen Körper häßlicher Kultformen gezwängt ist. Auch einen schmächtigen, unentwickelten Leib duldet die starke Seele nicht lange. Die religiöse Urkraft hat immer über die Bilderstürmer gesiegt, ihr Gestaltungstrieb hat den Bann der vernünftelnden Nüchternheit gebrochen. Auf die abgeleerten Figuren-Sockel des Ulmer Domes hat man die Helden der Reformation gestellt. Die kahl und kalt gedachten Bethäuser hat Bachsche Musik, hat Gerhardtsche Lyrik durchglüht. Und im Kunstwart haben schon mehrmals evangelische Stimmen gefordert, daß der Kultus ihrer Kirche noch reicher ausgestaltet werde.

Ich möchte nun keineswegs Graner Festmessen und Berliozschen Requiems das Wort reden. Sie sind zwar zum Kultusgebrauch geschaffen worden, ihre Übersiedlung in den Konzertsaal ist aber kaum zu bedauern. Der Kultus, zumal der des katholischen Altares, sei anbetende Ehrfurcht, und dieser

Digitized by Google

stumm in sich versunkenen Seele ist kein Leib von Rubensscher Üppigkeit angemessen. Wenn vom hohen Chore die Pauken und Trompeten schallen, rings um den Altar die bunten Banner wehen und von fernher die Böllerschüsse grollen, so ist das ein fröhlich-erhebendes Schauspiel, verlockend für Maler und Poeten. Ist man dabei aber unmittelbar von den Altargeheimnissen erfüllt, die doch eher in schweigendes Erschauern versenken müßten? Auch im deutschen Süden liebt man es noch, den Herrgott gleich einem Landesfürsten zu ehren, mit lärmenden Farben und Tönen. Muß man sich nicht doch schließlich mit dem Ewigen auf einen andern Verkehrsfuß stellen, als mit dem „guten Franzl“ und „unserm Luitpold“? Aber meinetwegen: wo die Religion mit frischer Gläubigkeit als heimatliche Überlieferung hingenommen wird, mag man in frommen Volksfesten Höhepunkte des kirchlichen Lebens sehn. Die tiefpersönliche Erfassung der Kultgedanken dagegen verlangt eine andere Formgebung, eine andere Schönheit.

Vergangenen Sommer bin ich von Beuron nach München gereist; an beiden Orten habe ich den Kultus miterlebt. Kraft des Gegensatzes war mir in München fast alles Gottesdienstliche fremd, verstimmend, ja schmerzlich. An Kirchenbauten genügte mir diesmal nur die einfach-feierliche Bonifatius-Basilika vollkommen; für den nichtkultischen Kunstwert schloß ich die Augen. Und die liturgische Musik? Da sie mich selber förmlich erschreckte, forschte ich nach der Wirkung in den Gesichtern der vielen Fremden, die stets neugierig umherstanden. Sie genossen mit Bedacht den satten Orchesterklang und den Glanz der kühn aufwärtssteigenden Frauenstimmen. Daß man zwischen diesen musikalisch untadeligen Vokal- und Instrumentalvorträgen göttliche Geheimnisse begeht, schienen sie jedoch nicht zu ahnen. Da lauschte ich sehnsüchtig in mich selber hinein, auf die Nachklänge anderer Kultusfeier, und die Beuroner Stimmungen wurden im Streit mit den gegenwärtigen Verstimmungen zu Gedanken und Werturteilen.

Beuron als Wirklichkeit scheint noch wenigen bekannt zu sein; von der „Richtung“ hört man schon etwas mehr. Sie wird künstlerisch nicht ernst genommen von den einen, die nach gewissen süßlich-leeren Andachtsbildchen mit dem Aufdruck „schola art. Beur.“ urteilen. Von den andern wird sie als eigenartige, allzu eigenartige Neubelebung großer Kunstvergangenheit kühl respektiert. Wieder andere lassen sie als „eine“ Auffassung kirchlicher Kunst „auch“ gelten. Ein Großes und Einziges, eine Verheißung für die Zukunft, einen neuen Weg für das Suchen neuer Menschen sehen nur die Schöpfer und eine ganz kleine Gefolgschaft darin. Ab und zu, wenn einer vom Federhandwerk das obere Donautal durchwandert und an einer scharfen Straßenkehre plötzlich vor „St. Maurus im Felde“ steht, dann fühlt er sich wohl gedrängt, in seinem Blatte verwundert und halb begeistert von der entdeckten Kunstseltsamkeit zu berichten. Doch — ein Feuilleton vergeht mit dem Tage, und benediktinische Kunst ist ohnedies kein Gegenstand, der ein allgemeineres „Interesse“ wecken könnte.

St. Maurus ist nur eine kleine Kapelle, 1863 im Auftrage der katholischen Hohenzollern von dem Bildhauer Lenz und dem Maler

Digitized by Google

Wueger errichtet und ausgeschmückt. Die beiden jungen Künstler sind wenige Jahre darauf als P. Desiderius und P. Gabriel in Beuron Benediktiner geworden. Ihre Kunst, die frühzeitig eine so einzigartige Blüte getrieben, hat sich seitdem ausschließlich innerhalb der Klosterwerkstätte fortgepflanzt. Ob das für die deutsche Kunstentwicklung ein ernster Verlust, vielleicht gar eine Hemmung war? Die Frage darf schon gestellt werden, angesichts der Berührungspunkte, die Lenzens Anfänge — in den sechziger Jahren! — mit manchen Stilversuchen unsrer Tage haben. Mit steigendem Staunen habe ich die alten Skizzenmappen durchgeblättert, in denen der Bildhauer vorwiegend Architekturentwürfe aufbewahrt. Wueger ist in seinen Jugendarbeiten viel abhängiger, zumeist von den Nazarenern und Romantikern. Später schmiegt er sich ganz dem stärkeren Lenz an, der Maler dem Bildhauer und Architekten. Die vollendetsten Werke der Schule sind Skulpturen, und viele ihrer Bilder sind eigentlich gemalte Statuen. Doch auch in Meister Lenz selber sind die Kunstprinzipien der Schöpferkraft überlegen. Sein Schaffen baut sich — je reifer er wird, um so mehr — nicht so sehr auf Intuition als auf Abstraktion auf. Als sein Lebenswerk gilt ihm der „Kanon" der menschlichen Gestalt, die Feststellung der Maßgesetze im Körper. Nicht gemäß der Natur, sondern gemäß dem Kanon soll nach Lenzens Auffassung der Künstler schaffen. „Das Einfache, Abgeklärte, Typische, das seine Wurzeln in den einfachsten Zahlen, Maßen hat, bleibt daher die Grundlage aller Kunst, und das Messen, Zählen und Wägen bleibt ihre wichtigste Funktion; das Ziel aller hohen Kunst ist die Übertragung, die charakteristische Anwendung der geometrischen, arithmetischen, symbolischen Grundformen aus der Natur im Dienste großer Ideen. Den Menschen selbst, Adam, das Ideal aller Kreatur, hat Gott nach seinem Ebenbild geschaffen, aus dem Geheimnis jener Zahlen, welche sein eigenes Wesen ausdrücken: drei in eins und eins in drei, aus der Grundfigur des Dreiecks, welche das Gerade und das Ungerade, das Männliche und Weibliche, die Zwei- und Dreiteilung, nach Keplers Ausdruck das »Mannweib«, in sich schließt." Lenz hat mehr und mehr sein Schaffen in diese Begriffe gezwängt, Wueger hat sich mitziehen lassen. So sind die letzten, nach Lenz „reinsten" Werke der Beuroner Schule bis ins Kleinste abgemessen und geometrisch ausgeglichen, aber innerlich erstarrt, weil das Leben ja nur individuell sein kann. Man muß diese Werke erst „studieren", um die verborgene „Schönheit" darin zu finden, das heißt: man muß die Maßverhältnisse erforschen. Mehr als eine geometrisch-ästhetische Befriedigung ist damit aber nicht zu erreichen. Sich derart in ästhetische Abstraktionen zu verlieren, auch in der praktischen Kunstübung, ist nicht die Art ursprünglicher Genialität. Deshalb kann man wohl sagen, die deutsche Kunstentwicklung habe durch die klösterliche Absperrung Lenzens einen eigenartigen Anreger, kaum aber einen großen Schöpfer verloren. Inwieweit Lenz die überraschenden Einfälle seiner Frühzeit dem eifrigen Studium ägyptischer und altgriechischer Kunst verdankt, bleibe unerörtert, weil es uns jetzt nur noch um die kultkünstlerische Bedeutung Beurons zu tun ist.

„St. Maurus im Felde" ist ein

Digitized by Google

köstliches Wunderwerk, trotz aller blassen Theorie seiner Urheber. Kapellen, die zu loben sind, ziehen meist durch eine gewisse fromme Behaglichkeit an. St. Maurus aber ist feierlich, voll erhabenster Stimmung, wie nur irgendein gewaltiger Tempel. Die Altarwand in dem quadratischen Raume ist nachtblau getönt; der Gekreuzigte und in Verzückung ruhende Heiligengestalten leuchten in zarten, flächigen Farben von ihr herab. Rechts und links an den Wänden streben schlanke Lotosstengel empor, und darüber zieht sich ein breiter Fries von anbetenden Engeln hin. Ich habe in der ganzen religiösen Kunst kein lebendigeres Symbol der Anbetung gesehen, als diese weißgewandeten Engel, die opfernd nahen und zugleich vor göttlicher Herrlichkeit, das Antlitz verhüllend, zurückbeben. Das ist bildgewordener Kultus. Das ist, mit Worten des Beuroners Pöllmann, „die Gottesdienstlichkeit, das Latreutische, das Eucharistische", das dem „hieratischen Kunstwerke gleichsam sakramentalen Charakter" verleiht. Wie anders diese Abbilder gottverzückter Seelen um den schmucklosen Opfertisch, der die wundervolle Marmorbildung des abgeschiedenen Maurus überdacht, wie anders als die beinebaumelnden und zehentanzenden Engel an den Gesimsen der Barockaltäre!

In St. Maurus feiert nur die bildende Kunst ihren Gottesdienst. Könnten doch auch zugleich kultische Musik und Handlung den Raum erfüllen! Um sie zu erleben, muß man in die Beuroner Klosterkirche gehen, die ein Barockbau ist; nur hinter dem Hochaltar leuchten geschickt verdeckte Reihen elektrischer Lampen in einen Himmel beuronischer Engel und Heiligen. Die Benediktiner sind die Überlieferer und Lehrer des gregorianischen Chorals, jener alten und ältesten einstimmigen Gesänge, die soviel Verwandtschaft mit der „fließenden Melodie" der modernen Musik haben. Die Tonfolgen des Chorals kann man in allen Kirchen klingen hören, der seelische Gehalt wird nur im benediktinischen Gesang vollkommen lebendig. Zum ersten Male habe ich ihn in Maria Laach gehört; er schien mir dort noch feiner durchgebildet als in Beuron. Aber auch die Beuroner haben den einheitlich-sicheren und doch ganz freien Rhythmus, der jedem gesungenen Worte seine eigne Zeit und Färbung und damit eine Seele gibt. Diese unvergeßlichen Hymnen in der Morgenfrühe, dies Ineinanderfließen von Nachtstille und Tonhauch, Rembrandtsches Helldunkel in Musik! Und das langgezogene, kühn modulierte Halleluja der Meßliturgie, in dem der Jubel durch sanfte Schwermut zu klingen scheint. Und die Psalmen, das Magnifikat der feierlichen Vesper, satt und wuchtig in aller Monotonie, ausdrucksreicher als alle orchestralen und polyphonen Effekte. Derselbe Rhythmus wird in den Gebärden sichtbarer Ausdruck, in der Altarhandlung und in der fortdauernden Teilnahme der Sänger im Chorgestühl. Priester und Ministerium und Chormönche werden zur handelnden Einheit, die Zeremonie wird zum dramatischen Geschehnis. Und wenn schließlich die mantelumwallten Gestalten aus dem Gestühl treten, sich langsam vor dem Altar und gegeneinander verneigen und in feierlicher Gemessenheit, im Rhythmus des Postludiums, das Chor verlassen, dann denkt man wohl an ein erhabenes Engelmenuett über den Wolken.

Digitized by Google

„Die hieratische Kunst kennt im Grunde genommen nur ein Werk, ein Gesamtwerk: den ausgestatteten kirchlichen Bau, das Heiligtum", sagt Pöllmann. Mir scheint zum kultischen Gesamtkunstwerk noch etwas mehr, noch der lebendige Atem der gottesdienstlichen Handlung zu gehören. Feierlicher Altardienst, im Rhythmus der heiligen Musik, in einem Heiligtum voll gestalteter Anbetung, — das ist das kultische Kunstwerk. Die Beuroner hätten es schaffen können, wären sie nur in der materiellen Lage mancher Abteien Österreichs. Oder P. Lenz hätte einen Mäzen finden müssen, um die Entwürfe seiner Mappen in Wirklichkeit verwandeln zu können. Seine Ordensbrüder hätten dann die Räume mit Klang und Bewegung belebt. Eine Wunderinsel in der modernen Kulturbrandung wäre das geworden, ein Wallfahrtsort für alle, die sich willig dem Parsifal-Zauber hingeben. Und alle Pilger, ob so oder anders gläubig, hätten dort das Wesen kultischer Kunst erfahren müssen. Sie ist schweigende Erhabenheit, Schönheit aus Anbetung geboren, Stimmung des Mysteriums. Die religiöse Kunst redet, sei es mit der erschütternden Wucht Michelangelos, sei es mit der bewegenden Innigkeit Uhdes. Die kultische Kunst aber schweigt, weil sie uns nicht mit mannigfacher Erbauung menschlich erwecken, sondern in schauernde Anbetung vor göttlichen Geheimnissen versenken soll.

Beuron ist keine Erneuerung der Kunst überhaupt, keine Entdeckung verschütteter Vergangenheit für eine ungeahnte Zukunft des Schaffens. Den Glauben daran wird wohl der ehrwürdige Desiderius Lenz mit ins Grab nehmen. In der künstlerischen Gestaltung der Kultusgedanken aber verknüpft uns Beuron mit Unvergänglichem der Vergangenheit und weist in eine große Zukunft. Die Opfergeheimnisse der Katakomben werden im beuronischen Geiste wach, und die Ehrfurchtschauer des alttestamentlichen Allerheiligsten, und die stumme Großheit der ägyptischen Tempel mit ihren, wie Lenz sagt, „prähistorischen Motiven aus der Zeit der wahren Gottesverehrung". Die Zukunftsverheißung Beurons ist eine neue Vermählung zwischen Kultus und Schönheit, die der wachsenden Vereinfachung und Verinnerlichung im religiösen Lebensbereich entspricht. Beuron ist noch kein Ziel, sondern nur ein Ausgangspunkt. Es hat selber noch kein kultisches Gesamtkunstwerk zur Vollendung gebracht, es hat noch viel zu vereinheitlichen und zu erneuern. Zwischen dem Beuroner Vorbild und der neuen religiösen Empfindungswelt stehen noch hohe Schranken, vor allem die Bindung der heiligen Musik an eine tote Sprache. Die Kenntnis dieser altehrwürdigen Einkleidung des kultischen Inhalts nimmt mehr und mehr ab; schon vielen gläubigen Katholiken verhüllt sie heute die Schönheiten der Liturgie. Wie soll man aber das Sprachgerippe ersetzen, ohne dabei das blühende Fleisch des musikalischen Ausdrucks zu verletzen? Oder wird eine ganz neue Schöpfung werden, die zu uns modernen Menschen ähnlich oder noch eindringlicher spricht, als die gregorianische Melodie? Das ist nicht auszudenken. Mir scheint nur gewiß, daß der beuronische Geist jeder künftigen Gestaltung den Sinn geben wird. Weder erbauliche Idyllen, noch gemalte Weltgeschichte, weder fromme Volksfeste, noch symphonische Meßkom-

Digitized by Google

positionen werden die kommende Schönheitsform des Kultus sein. Der kultkünstlerische Geist, der „St. Maurus im Felde“ gebildet hat und im benediktinischen Choralrhythmus atmet, der wird ordnend und läuternd über dem chaotischen Reichtum der religiösen und kirchlichen Künste schweben und der Kunst der Gottesdienstlichkeit das „Werde!“ sprechen. Emil Ritter

Unsre Majestät, das Volk!

Es wäre noch viel zu früh, Randbemerkungen zu dem Teile der Weltgeschichte zu machen, der eben dort unten im Balkan mit Eisen und Blut sich selber schreibt. Aber wie entstand dieser Krieg und wie flammte er jetzt wieder aufs neue auf? Wochenlang hatten wir, jetzt wie im Anfang, von dem geschäftigen Treiben der Diplomaten gelesen. Reden, Drohungen, Beratungen in London, Paris, Berlin, Wien und den andern Diplomatenstädten. Jetzt sieht es aus, als wenn dort Windeier auf Strohfeuern gekocht wurden. Abseit von all dem Rauch aber steht ein Etwas, das die vielbeschäftigten Herren von der Staatskunst gar nicht beachten, dunkel, aber stark: der Wille der Völker. Die Balkanvölker wollten den Krieg seit Jahren, und es wurde Krieg. Die Türken wollten die Schmach, die ihnen die Großmächte zugedacht hatten, nicht auf sich nehmen, und der Krieg brach aufs neue aus. Mochten die Diplomaten dagegen sein, die beteiligten Völker wollten es anders, und wie ungeheuer übermächtig sich Europa von den Ministern bis zu den Witzblättern aufspielte: der Wille dieser so geringgeschätzten Völker da unten geschah.

Es ist doch etwas Großes um ein Volk, das sich als Volk fühlt, als ein Einiges, als ein Wille. Leider ist es kein bleibendes, kein seiner selbst stets bewußtes Wesen; nur eine Erscheinung ist es. Das Volk hat immer wieder die Neigung, zur Masse zu entarten. In der Geschichte Deutschlands von achtundvierzig bis siebzig umwebt uns das Werden eines Volks, und es ist possierlich anzuschauen, wie sich die patentierten Staatskünstler diesem ihnen unbegreiflichen, peinlichen und furchtbaren Wesen gegenüber verhalten. Sind solche Zeiten bei uns auf immer dahin, gibt es kein deutsches Volk mehr, sondern nur noch eine deutsche Masse?

Die Leiter unsrer Staaten fühlen sich nicht als die Vollbringer eines Volkswillens, der sie beauftragt hätte. Was hat unser Staat überhaupt noch mit dem Begriffe „Volk“ zu tun? Er ist ein über den Massen schwebendes Wesen, guten Teils von Papier, das über sie gesetzt, aber nicht aus ihnen gewachsen ist.

Die Schuld an diesem Zustande lastet auf allen Klassen, dem Adel, dem Bürgerstande, den Arbeitern. Aber daß der Zustand so und nicht anders ist, kann jeder aus dem Verhalten unsrer Staatsmänner selbst ersehn. Sie kommen an, wir wissen nicht woher, sie brauen ganz unter sich ihre Genesungstränklein fürs Volk, wenn wir sie nicht mögen, was tut's, und wenn sie gehen, so kümmert uns nicht, wohin. Sie haben keine gemeinsamen Adern mit uns, keinen Blutzusammenhang mit ihrem Volke.

So betrübend der Balkankrieg an sich ist, es war doch ein Genuß, wieder einmal „Völker“ zu sehen. Halbasiaten, halbe Barbaren nennt man sie gewiß nicht mit Unrecht. Sie morden und brennen. Aber um ihr Volksbewußtsein dürfen wir sie beneiden.

H. Hagen

Digitized by Google

Jahrbuch der Frauenbewegung 1913*

Das gut ausgestattete Buch ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich und interessant. Nach einem sorgfältig redigierten und gut orientierenden Adressenteil will es im literarischen Abschnitt die verschiedenen Strömungen und Bewegungen kennzeichnen, die in ihrer Zusammenfassung das ausmachen, was der Bund deutscher Frauenvereine die „deutsche Frauenbewegung" nennt. In Chronikform berichten hier Dr. Alice Salomon über die internationale, Marie Stritt über die deutsche Frauenbewegung. Man kommt zu dem erfreulichen Urteil, daß auch im vergangenen Jahr die Frauen überall neue Arbeitsgebiete suchten, ergriffen und sich dadurch den Widerständen zum Trotz Teilnahme und Anerkennung errangen.

Unter der Rubrik „Aus dem Berufsleben" behandelt eine Reihe weiblicher Autoritäten: die Krankenpflege und ihre Reform, die Reform des Bühnenberufs, Entwicklung und Zukunft der sozialen Frauenberufe, die Sittlichkeitsbewegung, die deutsche Frau im Kampf gegen den Alkoholismus, die Frauenstimmrechtsbewegung, neue Frauenkleidung, neue Frauenkultur, die Organisation der weiblichen Jugend innerhalb der Frauenbewegung usw. Daran schließt sich eine Übersicht über die wissenschaftliche Frauenliteratur des abgelaufenen Jahres, eine Liste der in diesem Zeitraum erschienenen Bücher über Frauenfragen und Frauenbewegung, sowie eine der ausländischen Frauenzeitschriften. Sie werden vielen ebenso angenehm sein, wie einige praktische Winke für literarische Arbeiten und für Postalisches. Von dauerndem Werte ist die feinsinnige Würdigung und Charakteristik der verstorbenen Ika Freudenberg durch Gertrud Bäumer.

Die Schlußworte der Vorrede regen uns zu einigen Bemerkungen an. Es heißt dort: „Der deutschen Frauenwelt will das Jahrbuch der Frauenbewegung helfen und nützen. Das Verhältnis aber muß ein gegenseitiges sein. Auch der Quell der Anregung, der aus der deutschen Frauenbewegung dem Unternehmen zuströmt, muß dauernd und reichlich fließen. Nur dann können wir hoffen, die Fühlung mit dem Leserkreis zu behalten, die allein gewährleistet, daß das Jahrbuch sich auf der Höhe hält, die seine Leser von ihm erwarten und die wir ihm zu geben in jedem Jahre neu bemüht sein werden."

Was wir in diesem Buche vermissen, ist eine Besprechung der Aufgabe der Frau als Gattin, Mutter und Erzieherin. Gehört sie denn als Gattin, Mutter und Erzieherin *nicht* in die Frauen-„Bewegung"? Ist sie als solche keine Berufsarbeiterin, deren Rechte und Pflichten, Kämpfe und Interessen auch im Jahrbuch Berücksichtigung verdienen? Jeder weiß, daß ihr beschränktes Reich der vier Wände, die unbestrittene Herrschaft über Kind und Gesinde, der stille Gehorsam gegen den Gatten der Vergangenheit angehören, daß ganz neue Verhältnisse und Aufgaben sie auf *diesen* Gebieten bedrängen und oft geradezu bestürmen. Wir heben heute nur einiges hervor: Haushalt- und Wirtschaftführung einschließlich der Dienstbotenfrage, Pflege, Erziehung und Ausbildung des Kindes vom Säuglingsalter über die Schulzeit hinweg bis zu

* Im Auftrag des Bundes deutscher Frauenvereine herausgegeben von Frau Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner. Bei Teubner, Leipzig.

Digitized by Google

Heirat oder Berufswahl, Rechte und Pflichten der Hausfrau und Mutter in der Rechtsentwicklung, im gesellschaftlichen Leben, in Natur-, Literatur- und Kunstpflege, auf politischen, religiösen und sozialen Gebieten. Die Gegenwart mit all ihren Fragen und Problemen zeigt der Familienmutter ein ganz besonderes Gesicht, gibt ihr Rätsel auf, von deren befriedigender Lösung ihr eigenes Wohl und Wehe und das der ihr Anvertrauten nicht nur für heute, sondern auf Generationen hin abhängt. Wie dankbar würde gerade sie vorurteilsfreie Führer und Ratgeber in diesem Neuland, ein klares Darstellen und Beurteilen der schwierigen, verwickelten Sachlage begrüßen! Aber neben Else Wirminghaus, die einige Punkte treffend berührt, kommt nur Sabine Lepsius mit ihrem Aufsatz „Weiblich oder unweiblich“ hier in Betracht.

Deren Ausführungen könnten wir an anderer Stelle ruhig übersehen, an dieser nicht. Wir müssen fragen, ob der Bund deutscher Frauenvereine seinerseits einverstanden ist mit dieser Beleuchtung von Mann und Weib und ihres Verhältnisses zueinander, und mit dem Tone, in dem davon gesprochen wird. Man lese ein paar Sätze von Sabine Lepsius selbst:

„Während die Sammelurteile über Männer entschieden nur bei halbgebildeten Frauen vorkommen, entblödet sich oft der kultivierteste Mann nicht, allgemeine Forderungen an das gesamte Frauengeschlecht zu stellen. Welche Enge liegt in dieser generellen Zurückgebliebenheit!“ Aber wo findet sie sich bei „kultiviertesten Männern“? „Welche Verarmung des Lebens! Welche Leere des geistigen Ameublements, das nur zwei große Schubladen besitzt, eine für die Magd, die andere für die Dirne. Es wäre nicht zu viel verlangt, wenn in unserm Jahrhundert auch von dem Durchschnittsmann einige weitere Rubriken zur Unterbringung von Frauentypen eingerichtet würden, da die große, von Chamisso begründete Schublade für die »niedere Magd« auch die angetraute Magd, nämlich die Ehefrau jeglicher Eigenart, begreift und nur dort keine Aufnahme gewährt, wo von dem ordnungsmäßigen Wege abgewichen wurde. Für diese Frauen existiert die andere große Rubrik: »Dirne«, welche (um gerecht zu sein) allerdings auch oft genug angetraut ist. Diese groben Einteilungen führen dazu, jeden Typus, der nicht der Magd oder der Dirne beizuordnen ist, als »unweiblich« zu brandmarken. Wir dürfen ruhig behaupten, daß immer das Gewohnte weiblich genannt wird, das Ungewohnte unweiblich. Der männliche Geschmack hat dekretiert, daß jede auch noch so unmoralische Haltung weiblich genannt wird, wenn sie sich in Beziehung zum Manne setzt. Es liegt hierin dieselbe unbeschreibliche Naivität wie etwa in dem selbstverständlichen unwillkürlichen Annehmen männlicher Körperlänge als Normalmaß. Diejenigen weiblichen Typen, welche in der resultatlosen Hingebung an einen Mann zweifelhaften Wertes, nur weil er *Mann* heißt, eine Entwürdigung sehen, und wenn sie dem Würdigen nicht begegnen, sich statt dem Unwürdigen der *Idee* selbst hingeben, nennt man unweiblich, emanzipiert usw. Wenn ihr einen klugen Kerl ins Gefängnis steckt, so dreht er auch bessere Stricke als sein dummer Nachbar. Er ist aber darum noch kein gottgewollter Strickdreher. Ein großer Teil der deutschen Frauen hat Jahrhunderte hindurch Stricke gedreht, nun, da sie endlich erken-

Digitized by Google

nen, daß es auch würdigere Beschäftigungen gibt, schilt man sie unweiblich."

Das ist nicht mehr, als eine Schilderung nach dem uralten Rezept: etwas zu schildern, wie es nicht ist, um darüber lachen zu machen, daß es so sei. Witzblattbilder und sachliche Dokumente sind zweierlei. Wenn Sabine Lepsius zum Schluß die heutige junge Männerwelt mit Gönnerlächeln entläßt, so gibt das ihrem Aufsatze auch noch keinen Wert, der seinen Abdruck an dieser Stelle rechtfertigt.

Die Frauenbewegung schuldet der in ihrer Familie Berufstätigen dieselbe Teilnahme, wie denen, die einem Beruf außerhalb ihrer Familie nachgehn. Um so mehr, als die praktische Betätigung der Frauenbewegung sich hier anerkanntermaßen für die weibliche Jugend nur nach einer Richtung hin auslöst, nämlich in sozialer Hilfsarbeit. Uns scheint die Familie der Platz, von dem aus die Frau zuerst und am eindringlichsten der Gegenwartskultur den geforderten und ersehnten weiblichen Einschlag geben kann. E. D.

Wünsche bei neuen Lesebüchern

Was Erlasse und Bestimmungen doch vermögen, zumal, wenn es preußische sind! Jahrzehntelang schien jedes Leben in unsern Lesebüchern zu stocken. Veraltete Lesestücke und Gedichte, die als solche nur an den großen Anfangsbuchstaben der Verszeilen und am Endreim erkenntlich waren, erbten sich als ewige Krankheit von Buch zu Buch fort. Man schlage einmal die Lesebücher von 1890, ja von 1900 auf: für die meisten sind Dichter wie Mörike, Storm, Hebbel, Keller, Konrad F. Meyer, Liliencron noch unbekannte Größen. Da kommt der Erlaß vom 18. August 1908 über die Neuordnung des höhern Mädchenschulwesens. Neue Forderungen werden gestellt, und neue Lesebücher sind darum notwendig. Die bessern Anthologien haben auf poetischem Gebiete gut vorgearbeitet, und siehe, auch die Dichter unsrer Zeit kommen in die Lesebücher, ja eins von ihnen, obgleich es nicht mehr Neues bringt als die andern, nennt sich schlankweg „Neuland". Aber nicht nur die Lyrik, auch die Prosa der neuern Literatur kommt zu ihrem Recht. Man hat die Mängel der „Häppchenliteratur" erkannt, und kürzere oder längere Erzählungen von Riehl, Rosegger, Storm, von der Eschenbach und andern erhöhen den Wert der neuen Bücher.

In dem heftigen Bestreben, Versäumtes nachzuholen, in dem heißen Eifer, unsern Mädchen neue Bildungswege zu erschließen, ist man sogar zu weit gegangen. Man möchte die Knaben einholen, sogar überholen und übereilt sich; man überschätzt die Empfangsfähigkeit der Schülerinnen und überfüttert sie. Gedichte, die man nur dem reifern Alter bieten sollte, reine Stimmungsgedichte wie Storms „Abseits" stehen in den Bänden für neunjährige Kinder. Und wer gar in manche der Abschlußbände blickt, wird den Kopf schütteln. Sind unsre Mädchen von 15 und 16 Jahren mit einem Male so tiefgründig und weitblickend geworden, oder sind die Herausgeber so kurzsichtig? Glaubt man wirklich, mit Abhandlungen wie: „Was ist Volkswirtschaft?" von Schmoller, „Über Geschichte und den Wert ihres Studiums" von Schiller, „Kunst und Volkstum" von Richard Brückner, „Goethes Naturphantasie" von Viktor Hehn, „Die Formen des Willens" von Meumann u. dgl. wahre Bildung zu

Digitized by Google

fördern? Führt das wirklich nicht zu dem alten Unheil: Bildungsflitter?

Neben diesem allgemein Literarischen möchte ich im einzelnen noch etwas Wirtschaftliches berühren. So erfreulich es ist, daß schon unsre Jugend die Dichter und Schriftsteller der Gegenwart kennen lernt, so sehe ich doch keinen Grund, warum nur den Verlegern und Herausgebern der Lesebücher ein materieller Vorteil daraus erwachsen soll, warum nicht auch die Autoren wie alle andern Arbeiter den Lohn ihres Schaffens genießen sollen. Für die Schulbücher sind gesetzlich alle literarischen Arbeiten ein für allemal freigegeben. Als Gegenleistung sollte nun der Staat — ich berühre da einen im Kunstwart schon eingehend erörterten Gedanken — für die Hilfe, die ihm die hervorragenden Schriftsteller bei der Erziehung des Volkes leisten, die Pflicht übernehmen, sie auf irgendeine Weise zu entschädigen. Das geschieht nicht und wird auch so leicht nicht geschehen. Nun ist und bleibt gewiß der schönste Lohn des geistig Schaffenden, zu seinem Volke sprechen zu können, und durch die Schule dringt er am leichtesten ins Volk. Darum gebe man nach wie vor seine Erzeugnisse für Schulbücher frei, d. h. für die ersten Auflagen. Für diese lege man nur die Verpflichtung auf, daß jedem Mitarbeiter eine Korrektur seines Beitrages und ein Exemplar des fertigen Buches gesandt werde. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, wissen die wenigsten Schriftsteller, wo und wie ihre Arbeiten abgedruckt werden, haben also nicht einmal die Möglichkeit, Verbesserungen anzubringen. Die ersten Auflagen bleiben frei. Sie sind ein Wagnis für jeden Herausgeber, mehr noch für jeden Verleger; denn sie verursachen große Mühe und Ausgaben. Aber dann, wenn das Buch eingeführt ist, wenn es „geht", wenn Auflage um Auflage erscheint, von der dritten, von der vierten Auflage an, sollten auch die Schriftsteller, die eigentlichen Urheber des Buches, ihren Teil an dem Gewinn haben.

Ich kenne den Nutzen nicht, den ein Verleger aus einem gut eingeführten Lesebuche erzielt; aber ich vermute, daß er groß genug sein wird, um auch noch eine kleine Ehrenpflicht tragen zu können. Und so möchte ich bei unsern neuen Lesebüchern eine zwiefache Anregung geben: Überfüttert unsre Schülerinnen nicht mit zu schwerer Kost und entzieht unsern Dichtern und Schriftstellern nicht ihren verdienten Lohn. Jakob Loewenberg

Störenfriede

Die Quelle des Fortschrittes in der Geschichte ist der einzelne Mensch. Jeder, der energische Lebenskraft genug mitbekommen hat, um in sich die Anlage zu einer harmonischen Existenz, zu einem lebendigen Kunstwerke zu spüren, tritt eben durch dies Gefühl in Gegensatz zu der ihn umgebenden, das heißt ihn einengenden, hemmenden, sich selbst entfremdenden Welt: er nützt der Geschichte dadurch, daß er, je voller er sich aus- und frei lebt, Mittelpunkt für andere wird und weitern Kreisen wenigstens einen stärkeren oder schwächeren Abglanz seines inneren, nirgend als in ihm leuchtenden Lichtes übergießt. Jeder Mensch soll eine Vermehrung des Besitzes der Menschheit sein und nebenbei auch eine Vermehrung dieses Besitzes bewirken. Wer immer in der Geschichte förderlich gewesen, ist zuerst Ketzer und Störenfried, danach eine kurze Weile großer Mann und schließlich trivial ge-

Digitized by Google

wesen. Es muß jedem Volke daran liegen, alle irgend auftauchenden Ketzereien sofort in einen Brennpunkt zu sammeln: denn in diesen Ketzereien, noch genauer gesprochen, in den Personen der Ketzer liegt die Gewähr des Fortschrittes, und zwar die einzige Gewähr. Lagarde

Unsre Bilder und Noten

Wenn die Leser das diesem Heft vorgesetzte Blatt von Alexander Liebmann betrachten, so wird ihnen vielleicht ein unbestimmtes Gefühl kommen: daß sie ein derartiges noch niemals in einer Zeitschrift gefunden haben. Es ist eine Weiche in diesem Druck, eine aquarellmäßige „Nässe", eine Zartheit und doch wieder eine Kraft, wie sie sich nicht nur nicht mit den üblichen Farben-Autotypien erreichen lassen, sondern wie sie überhaupt in so hohen Auflagen, wie sie der Kunstwart braucht, wohl noch niemals erreicht worden sind. Die Reproduktion gibt in einem besonderen Verfahren eine farbige Originalradierung wieder. Die Originalplatte ist in verschiedenen Techniken hergestellt, mit einer Vereinigung hauptsächlich von weichem Grunde (verni mou) und Aquatinta-Ätzung. Zwei Mittel, die dem Künstler die besten Möglichkeiten für Breite und Weichheit ganz besonders als Unterlage zum Farbdruck bieten. Was diesen betrifft, so empfängt der Sammler mit jedem Blatte ein Original, das der Künstler selbst hergestellt hat. Das muß er, denn wir haben keine Drucker, denen man überlassen könnte, im Sinne der Maler-Radierer frei zu drucken, so, daß man nicht überall ein peinliches Nachahmen der Vorlage sähe, welches den Eindruck der Großzügigkeit, des selbständigen Bildens auch beim Färben aufhöbe. Bei der farbigen Radierung lassen sich auch nicht, wie noch beim Steindruck, hohe Auflagen maschinell drucken; das gefeuchtete Japan- oder Kupferdruckpapier saugt die Farben aus den geätzten Vertiefungen so vollständig auf, daß für jeden einzelnen Druck ein neues Einfärben nötig wird. Gerade dadurch wird aber auch der feine Schmelz und das Individuelle der Drucke erreicht, das den Kenner entzückt. Liebmanns schönes dekoratives Blatt (im Original 36 × 54 cm groß) zeigt einen Ausblick ins Isartal.

Das „Bildnis meiner Mutter" von Albert Weisgerber beweist in der kräftigen Handschrift der guten Moderne, daß man auch mit ihren Mitteln seelisch charakterisieren kann. „Mütterbilder" unsrer Künstler sind immer interessant, denn die Mutter wird einem wohl nie bloß zum Modell; es wäre keinem möglich, sie nur aufs Malerische anzusehn, selbst wenn er sich der seelischen Beziehungen während des Malens gar nicht bewußt würde. Wie lebt, spricht, beobachtet und lauscht dieser kluge Frauenkopf! Und wie sammelt sich aus der unruhigen Umgebung auch rein malerisch hier im Antlitz die Ruhe!

Es ist sehr schade, daß es von Jean Paul kein seiner ganz würdiges Bildnis gibt. Friedrich Meyer hat den Mann wenigstens mit begeistertem inneren Auge geschaut, das spürt man, auch wo sein Können nicht recht mitwollte. Trotz der Verzeichnungen und sonstigen Mängel gibt uns sein Werk von den Jean-Paul-Bildnissen immerhin das innerlichste Leben.

Digitized by Google

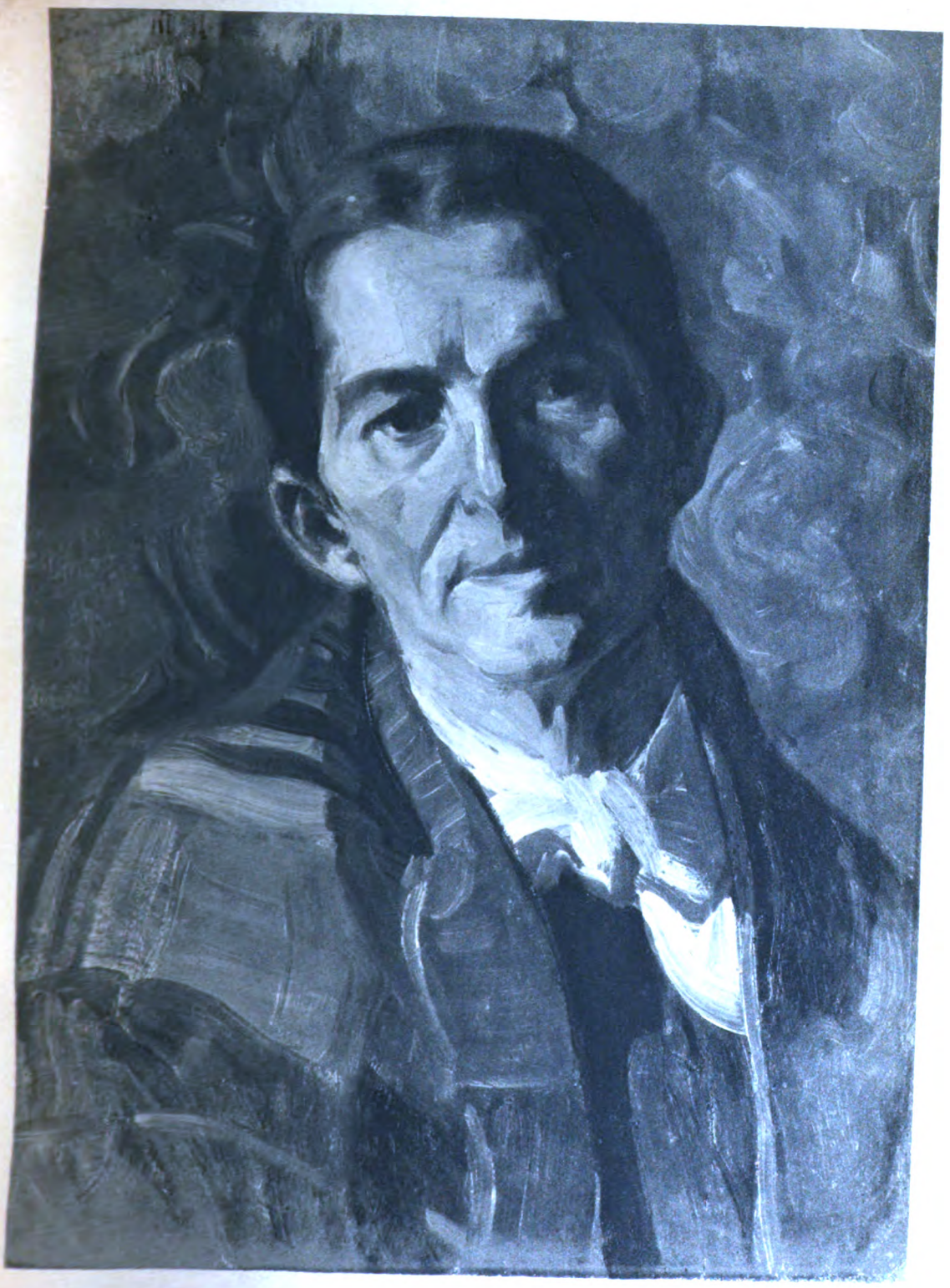
Die Blätter nach Emil Preetorius begleiten einen kleinen Rundschaubeitrag.

Auf die Bedeutung und Eigenart der Brucknerschen Symphonie hinzuweisen und im besonderen die Schönheiten der nachgelassenen „Neunten" des Meisters hervorzuheben, hat sich der Kunstwart schon mehrmals angelegen sein lassen. Wir kommen zu diesem Ostern wieder auf das herrliche Werk zurück, das da zeigt, wie wenig Bruckners mächtige und originelle Phantasie auch im hohen Alter nachgelassen hatte. Das Werk des Greises ist kein Greisenwerk. Dieses Scherzo allein schon beweist es. In seiner irrlichtelierenden Harmonik, über die schon ganze gelehrte Abhandlungen geschrieben worden sind, ohne daß man das Intuitive darin noch erfaßt hätte, in seiner bald koboldartig rumpelnden, bald mit leichten Elfenschritten dahertrippelnden Rhythmik, in seinem reichen, bunten Farbenspiel möchte man das Ganze einen spukhaften Sommernachtstraum nennen. So sehr ist es voll von überraschenden, unerhörten, genialen Klängen. Der oberösterreichische Schubert konnte doch wahrlich mehr, als fröhliche Ländler und herzhafte „G'strampfte" schreiben. Sein geistiges Ohr erlauschte Klänge aus einer anderen Welt. Wie lebt diese Musik! Und wie sehr bleibt sie bei aller Neutönerei doch — Musik! Möge das hier mitgeteilte Bruchstück zur weiteren Beschäftigung mit diesem wunderbaren Tonmeister anregen. Richard Batka

Emil Preetorius, Umschlagzeichnung zu Schäfer, Der verlorene Sang

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google



Aus dem Kunstwart

Digitized by Google

Digitized by Google

Adalbert von Chamisso
Peter Schlemihl's
wundersame Geschichte

Digitized by Google

EMIL PREETORIUS ZU „PETER SCHLEMIHL“

Digitized by Google

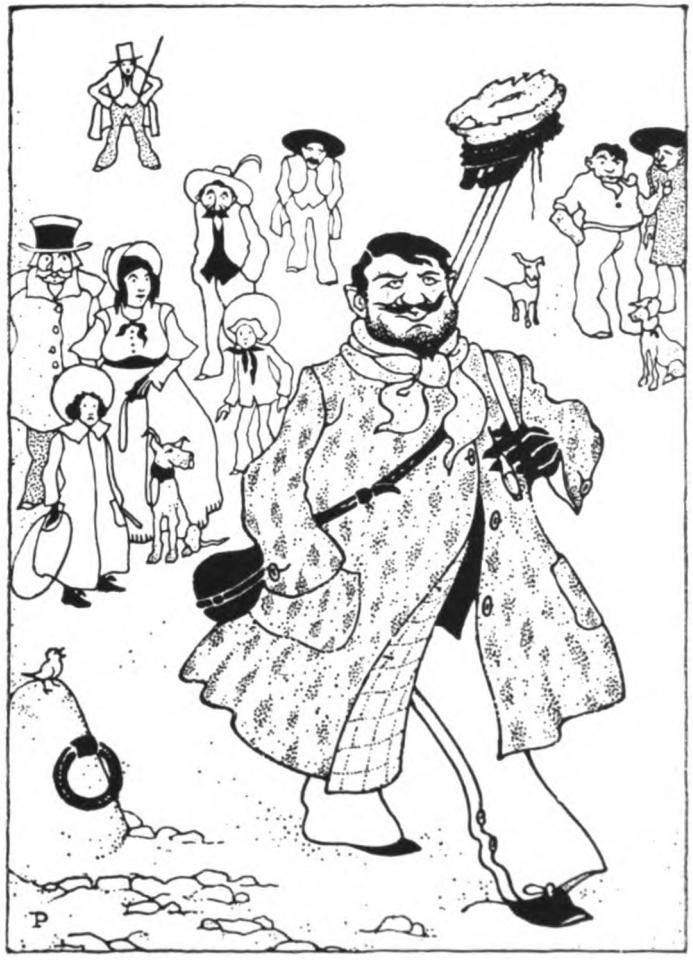
Digitized by Google

EMIL PREETORIUS ZU DAUDETS „TARTARIN VON TARASCON“

Digitized by Google

KW

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ZU DAUDETS „TARTARIN VON TARASCON"

EMIL PREETORIUS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART — ZU TILLIERS „MEIN ONKEL BENJAMIN" — EMIL PREETORIUS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

EMIL PREETORIUS
ZU SCHLOEMPS „LORBEERKRANZ UND FIRLEFANZ"

Digitized by Google

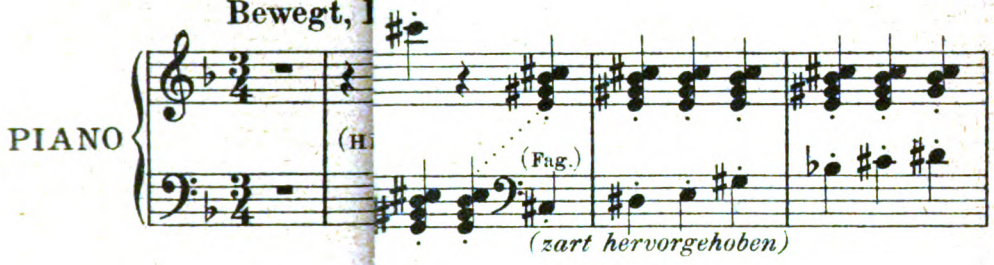
Digitized by Google

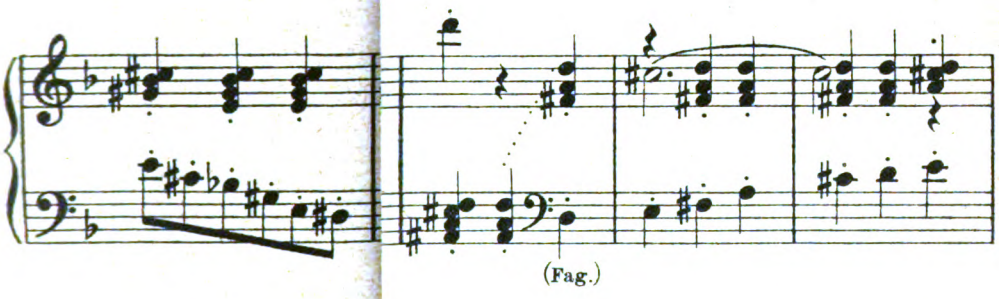
UCKNER

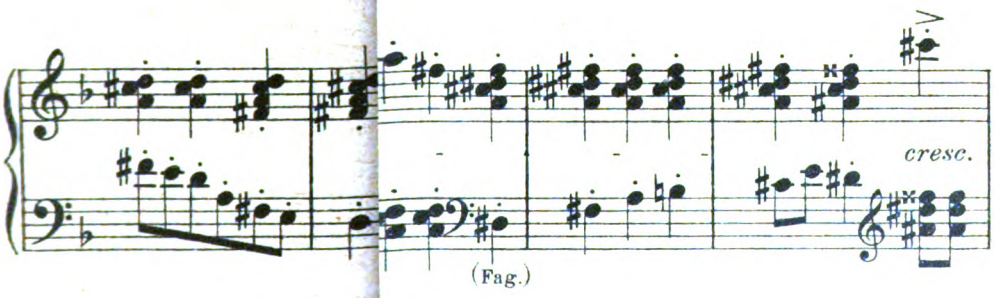
SCHERZO
aus der
„Neunten Sinfonie“

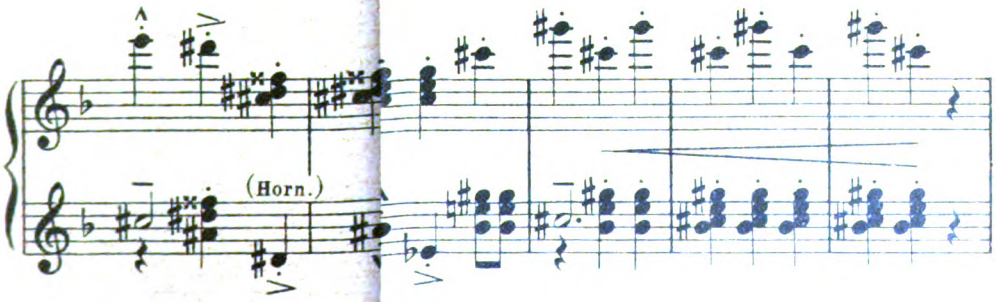
Bewegt, l

PIANO



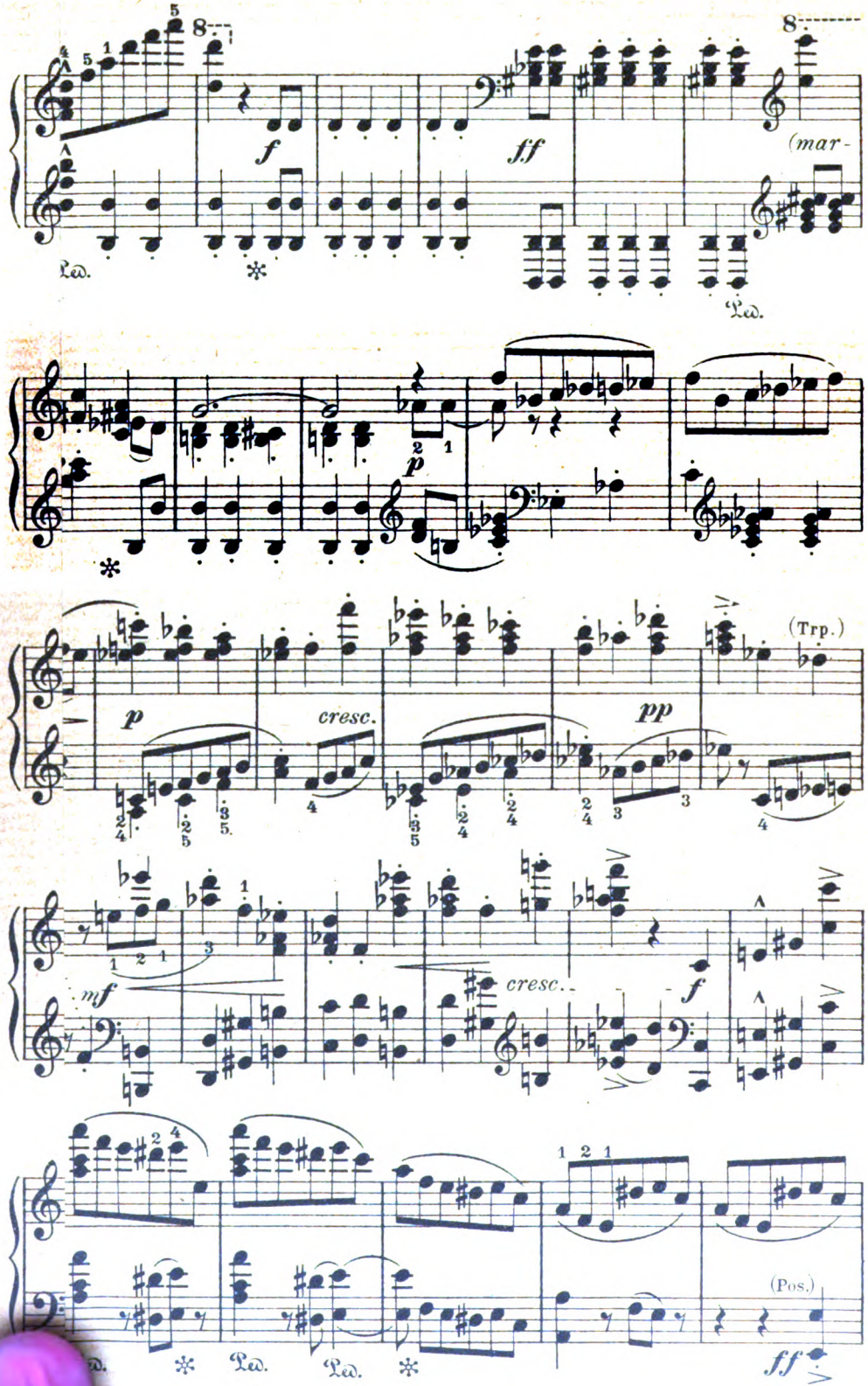




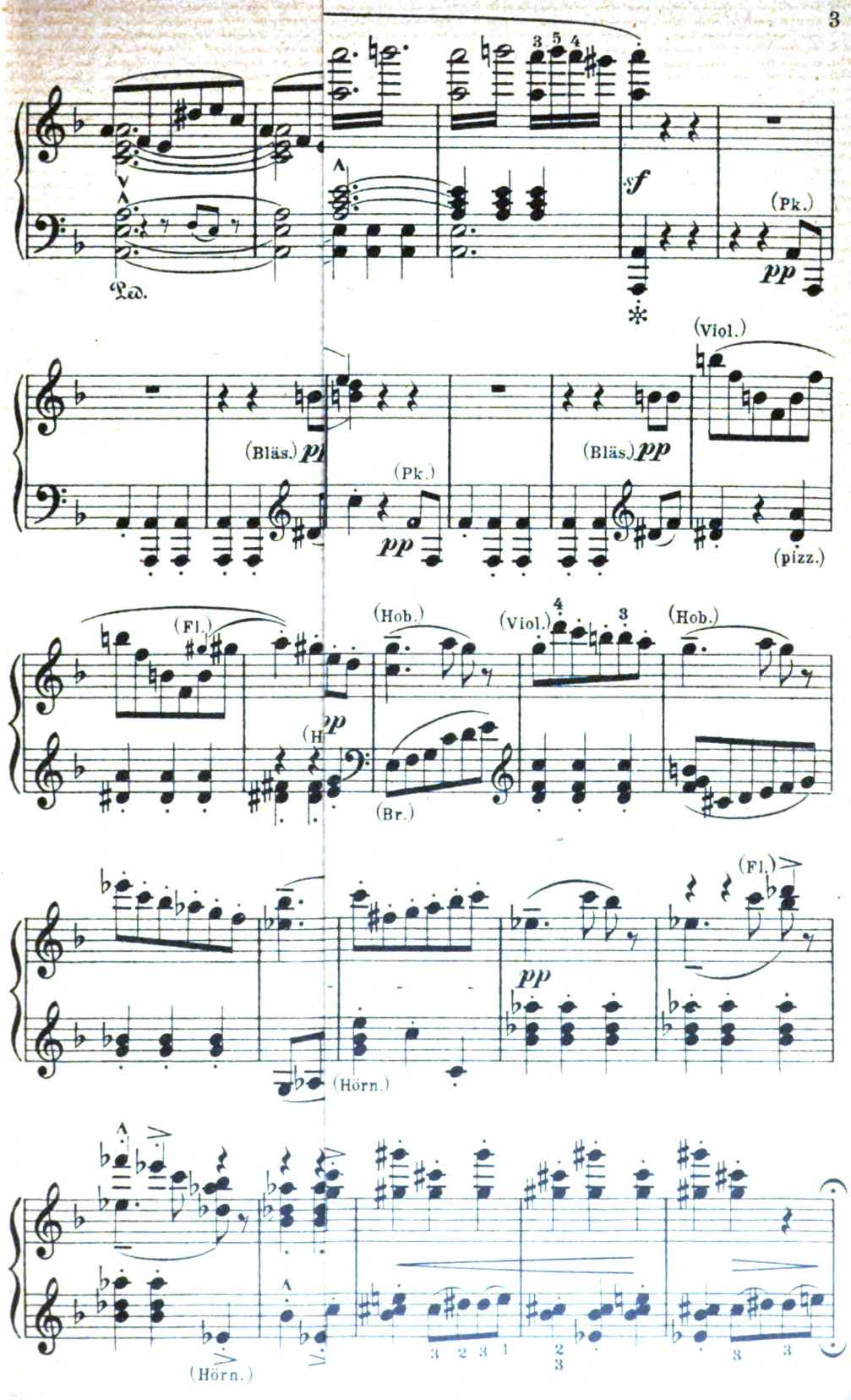


Mit besonderer Bewilligung des V

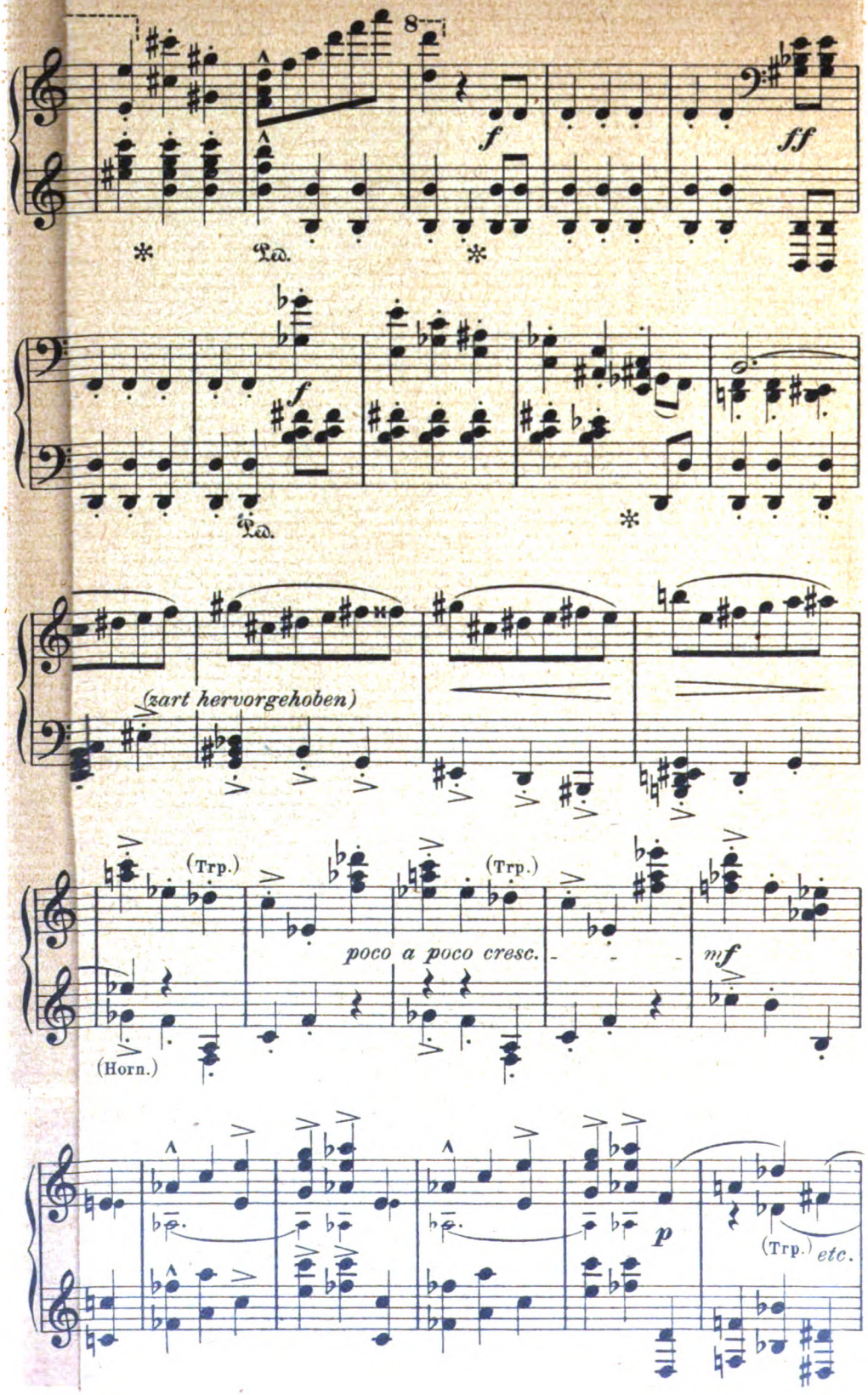
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Ludwig Putz

Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Aprilheft 1913 Heft 14

Mittelstelle für Volksschriften,

gegründet vom Dürerbunde

Wiederum können wir auf ein neues großes Unternehmen des Dürerbundes hinweisen — möge es so glücklich gedeihen, wie die übrigen! Wir haben unterm fachmännischen Betriebe der in solcher Arbeit längst bewährten Firma J. Bettenhausen in Dresden eine „Mittelstelle für Volksschriften“ gegründet, und wir meinen: sie ist geeignet, den Kampf gegen die Schundliteratur auf der ganzen Linie unter den denkbar günstigsten Bedingungen zu fördern.

Die Aufgabe hat jetzt ein andres Gesicht als früher. Als der Kampf begann, war an guten billigen Büchern und Heften Mangel, jetzt ist von ihnen Vorrat da, und von Jahr zu Jahr vergrößert er sich. Die Arbeit geht nun in der Hauptsache auf zweierlei. Erstens: Auf eine Auslese der Volksliteratur derart, daß man tatsächlich dem Guten dient. Zweitens: auf eine Verbreitung an so vielen Stellen, wie nur möglich.

Hinsichtlich der „Auslese“: Die neue „Mittelstelle für Volksschriften“ stellt sich unter die Auswahl-Bedingungen des Dürerbundes und versieht alle von diesem zugelassenen Schriften mit einem Stempel, der das gesetzlich geschützte Dürerbundzeichen umgeben von den Worten bringt: „Empfohlen vom Dürerbunde“.

Dadurch hat die große alte und junge Leserschaft, auch wenn sie nicht näher Bescheid weiß, die Gewähr, nur anständige Sachen zu erhalten. Der Stempel des Dürerbundes wirkt an Ort und Stelle des Verkaufs als auszeichnende sogenannte „Qualitätsmarke“, sagen wir deutsch: als „Wertmarke“.

Alle guten Volksbüchereien sind zuzulassen, soweit das geschäftlich eben möglich ist. Aber auszuschließen sind alle Unternehmungen, welche sich dem Kampf gegen die Schundliteratur nur scheinbar anschließen oder gar Bücher der Nick Carter- und sonstiger Schundliteraturen selbst. Dem Arbeitsausschuß des Dürerbundes steht für das neue Unternehmen die Vorlese und ein Vetorecht zu. Bücher, die mehr als eine Mark kosten, kommen für diese Zwecke kaum in Be-

Digitized by Google

tracht, unter den übrigen soll bei strittigen Fällen so weitherzig wie möglich verfahren werden, denn wo Schlechtes verdrängt werden soll, kann man ja zum Besten sehr oft erst allmählich heranziehen. Die Auswahl der ausgestellten Sachen wird an sehr vielen Stellen wechseln, wird sich dem Publikum, dem Orte, der Zeit anpassen müssen. Aber überall darf, wie bemerkt, nur aus jener selbstverständlich großen Reihe von Schriften gewählt werden, die vom Dürerbund gutgeheißen sind.

Sprechen wir nun von der Verbreitung.

Die den örtlichen Verhältnissen, den Zeitumständen usw. angepaßte Auswahl aus guten Heften und Büchern wird auf besonderen gleichfalls gesetzlich geschützten und geschmackvoll hergerichteten Staffeleien oder Automaten ausgestellt, welche die Aufschrift tragen: „Guter billiger Lesestoff, empfohlen vom Dürerbunde." Wer sie aufstellt, verpflichtet sich, sie ausschließlich für Schriften mit der Dürerbundmarke zu benutzen.

An Gelegenheiten, gute Schriften zu verbreiten, gibt es weit mehr, als man bisher benutzt hat.

Die natürlichste, erfahrenste und wo sie nur arbeiten kann, zweckmäßigste Organisation dafür ist selbstverständlich der Buchhandel. Einer unsrer ersten Grundsätze ist deshalb: wir wollen nicht gegen den Buchhandel arbeiten, sondern wo immer er sich mit uns verbünden will, mit ihm. Die mit der Dürerbundmarke versehenen Hefte und Bände können vom Sortimenter natürlich nur durch die „Mittelstelle" des Dürerbundes bezogen werden, aber wir hoffen auf das bestimmteste: die markierten Hefte werden durch uns zu denselben Preisen zu beziehen sein, wie die nichtmarkierten von den Verlegern selbst. Liegt es doch im eigensten auch geschäftlichen Interesse der Verleger, der „Mittelstelle" den Vertrieb ihrer Schriften zu ermöglichen, sie wird durch die kaum zu überschätzende Absatzerhöhung für ein Entgegenkommen reichlich entschädigt. Auch die Barsortimente können ja dem Buchhändler zu Verlegerpreisen liefern. Aber wir denken nicht nur daran, daß der Ortsbuchhandel im eigenen Laden die Dürerbund-Staffelei aufstellt. Er kann uns auch (und wir können ihm) noch weiter helfen, wo er als örtlicher Vermittler auftreten will hinsichtlich der noch zu berührenden weiteren Pläne. Vorschläge in dieser Beziehung nimmt die „Mittelstelle" schon jetzt entgegen.

Die Bahnhöfe werden zum Teil durch den Bahnhof-Buchhandel versorgt. Wir werden ihm überall ermöglichen, unsre Staffeleien auszustellen. Wo keine Bahnhof-Buchhändler sind, da kommen die Gastwirtschaften in Betracht. Wir haben erfahren, daß die Einführung von Verkaufsständen für „Reiselektüre" seitens der Bahnhof-Gastwirtschaften geplant ist; die Besorgnis liegt nahe, daß hier nicht nur unsre allgemeine Sache, sondern auch der tüchtige Buchhandel durch einen wenig bedenklichen Wettbewerb geschädigt werde. Also planen wir: wo Bahnhof-Buchhandlungen fehlen, die Dürerbund-Staffeleien in den Gastwirtschaften unterzubringen. Wo keine Vereinbarungen mit örtlichen Buchhandlungen zustande kommen, wird dann die literarische Verwaltung von der sachverständigen „Mittel-

Digitized by Google

stelle“ aus besorgt, so daß die Gastwirte das Weitere übernehmen können, ohne sich mit ihnen fremden Aufgaben beschäftigen zu müssen. Gastwirtschaften kommen aber auch außerhalb der Bahnhöfe und in weitesten Bezirken überall dort in Frage, wo keine Buchhandlung oder sonstige Verkaufsstelle guter Volks- und Jugendschriften in der Nähe ist.

Ebenso eignen sich unter gleichen Bedingungen die Postämter zur Aufstellung der Dürerbund-Staffeleien.

Auch Gerichtsgebäude, Gemeindeämter, Sparkassen usw. kommen in Frage, sintemalen man in ihnen mitunter warten muß.

Von außerordentlicher Bedeutsamkeit sind für unsre Pläne Heer und Flotte. In den Kantinen und sonst an geeigneten Stellen der Kasernen und der Kriegsschiffe sollten gute Volksbücher zu kleinen Preisen immer zu haben sein.

Mit die allerwichtigsten Stellen auch für uns sind aber natürlich die Schulen. Darüber bedarf es ja keiner Worte. Auch darüber nicht, daß den Direktoren zugestanden werden muß, Bücher, die ihren Anschauungen etwa nicht entsprechen, auszuschließen. Für die Schulen werden die verschiedenen Jugendschriftenlisten maßgebend sein, und es wäre sehr falsch, wenn wir uns wegen etwaiger Meinungsverschiedenheiten über einzelne Bücher nicht zum gemeinsamen Kampfe gegen den Schund verbünden wollten. Die Dürerbund-Staffeleien könnten natürlich auch hier von örtlichen Buchhandlungen verwaltet werden.

Wo wir Genehmigungen der Behörden brauchen, da sind die nötigen Eingaben meist schon gemacht. An rühriger Arbeit werden es die Verwalter nicht fehlen lassen, sie blicken auch in praktischer Beziehung auf lange Erfahrung und große Erfolge zurück. Ein Gewinnanteil für den Dürerbund wird restlos seinen sonstigen gemeinnützigen Arbeiten zur Verfügung gestellt.

Alle, die, sei es durch die Herausgabe guter billiger Volksschriften, sei es durch andre Arbeiten auf diesen Gebieten, redlich gewirkt haben, betrachten wir ohne Ansehen der Partei und ohne Abwägen strittiger Ansichten von vornherein als unsre Bundesgenossen für die neue Arbeit. Wir erhoffen auch in dieser Sache nicht von heute auf morgen einen durchschlagenden Erfolg, denn es ist ein großes Land, an dessen systematische Bearbeitung wir mit unsrer „Mittelstelle für Volksschriften“ gehen. Viele Gebiete werden erst gerodet und urbar gemacht, viele Wege erst erschlossen, viele Brücken erst gebaut werden müssen. An Versehen und sonstigen „Kinderkrankheiten“ kann es unsrer neuen Arbeit auch unmöglich fehlen. Wir werden Nachsicht brauchen und drüber hinaus Mithilfe an tausenden von Stellen. Aber bisher ist ja noch kein einziges Dürerbund-Unternehmen gescheitert, und auch dieses ist seit längerer Zeit nicht bloß erwogen, sondern auch vorbereitet. Man helfe uns bei den Behörden und bei den Gebildeten im Volk mit Nachdruck und Ausdauer! Dann mag es sein, daß schon nach wenigen Jahren unser deutsches Volk seines guten Schrifttums erst recht froh werden wird. Daß es seiner in heute noch ungeahntem Maße in dem Sinne

Digitized by Google

genießen wird, der ein geistiges und seelisches Ernähren zu Gesundheit und Kraft, der eine Tüchtigung unsres deutschen Volkes bedeutet. A

Landerziehungsheime

Was sie sind und was sie werden könnten

I

Vor zweihundertfünfzig Jahren lehrte der alte Comenius, man solle beten: ut sit mens sana in corpore sano! daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohne. Einfach und groß ist die Bitte; selbstverständlich, sollte man meinen. Aber bis die Menschen um das Einfach-Große beten, kann man lange warten. Täten sie's ernstlich, so würde die Bitte erfüllt. Denn an ihnen allein liegt's, daß sie erfüllt werde. Man frage unsre heutigen Schulen, wie weit wir's mit der Bitte gebracht haben! Man frage das Leben!

Und noch ein anderes Wort stammt von jenem Comenius, dem Manne der Sehnsucht, wie er sich selbst dankbar gegen Gott nannte; jene Frage: „Warum sollten wir nicht statt toter Bücher das Buch der Natur aufschlagen?" Warum nicht? Natürlich sollen wir! Die Natur ist ohne Zweifel das Natürlichste, was es gibt. — Darum heißen wir auch das papierene Zeitalter! Selbst die Schule wird zur Presse, wie der glückliche Ausdruck für unsre approbaten Examenfabriken lautet. So natürlich ist die Sache.

Es fällt mir noch ein drittes Wort ein, das auch im Comenius steht. „Wissen", sagt er, „heißt gestalten können (effigiare posse), sei's mit dem Geiste, sei's mit der Hand, sei's mit der Zunge." Wissen ist Können? So ein Unsinn! Wissen ist Wissen, Können ist Können. Man weiß eine Regel oder man weiß sie nicht; man kann schwimmen oder man kann nicht. — Der Schulverstand hat die Paradoxen nicht gern. Aber die Narren und die großen Denker lieben sie. Um gerade bei der Regel zu bleiben: nicht, daß ich die Regel weiß, sondern daß ich sie brauchen kann, ist die Hauptsache; nicht daß ich von Stilistik etwas weiß, sondern daß ich einen Stil schreiben kann; nicht daß ich über Lessing etwas weiß, sondern daß ich ihn lesen, mit ihm denken kann, ist das Wichtige. Nicht das Wissen, trotz allem Nutzen, den es bringt, ist die erstrebenswerte Art geistigen Besitzes, sondern das Können, die „tugendhaften Fertigkeiten", wie es in der zopfigen Sprache Lessings noch heißt. Schaffen können, handeln können, schauen, denken, urteilen, fühlen, sprechen, schreiben können, und alles aus eigenem starken Trieb, auf eigene Art und in ruhigem Selbstvertrauen, das ist das Ziel, das alle Mühen des Lernens lohnt; denn das heißt Persönlichkeit haben, „höchstes Glück der Erdenkinder".

So alt wie diese drei Worte des Comenius sind die Grunderkenntnisse, aus denen die Landerziehungsheime hervorgegangen sind.

Ihre Vorläufer sind die Philanthropine des 18. Jahrhunderts gewesen. Die Geschichte nennt sie fast nur in Verbindung mit dem Namen Basedow. Ihre Anfänge aber sind in der Schweiz zu suchen, wo schon 1761, also dreizehn Jahre vor der Gründung des Dessauer Philanthropins, der Pfarrer Martin v. Planta aus Süs sein Seminar

Digitized by Google

in Haldenstein (Kanton Graubünden) eröffnete. Dieses Seminar (nicht zu verwechseln mit dem Philanthropin des Ulysses v. Salis-Marschlins) sollte nach der schönen ursprünglichen Bedeutung des Wortes eine Pflanzschule — eigentlich Saatschule — zur Heranbildung tüchtiger Staatsbürger sein. Die Zöglinge von Haldenstein waren dazu ausersehn, in künftigen Staats- und andern öffentlichen Ämtern zur Neubelebung der alternden Eidgenossenschaft beizutragen. Die Idee lag damals in der Luft. Haldenstein war die erste Verwirklichung jener „Patriotischen Träume eines Eidgenossen", die der Luzerner Staatsschreiber Franz Urs Balthasar niedergeschrieben und ein anderer Mitbegründer der Helvetischen Gesellschaft, Isaak Iselin von Basel, 1765 veröffentlicht hatte, mehrere Jahre bevor Basedows berühmte „Vorstellung an Menschenfreunde" erschien. Auch Basedow strebte mit seiner Schule eine „Wiedergeburt der Liebe zum Vaterlande" an. Vielleicht lag es an seinem Naturell, vielleicht an dem rationalistisch-weltbürgerlichen Geist des Zeitalters, wenn der vaterländische Gedanke nicht in die Wärme des Gefühls hinunterdrang. Bei Planta dagegen war es so. Der Wunsch, dem Vaterlande zu dienen, war die Triebfeder seiner Gründung — wie er die Triebfeder von Hermann Lietz' Lebenswerk ist.

Auch sonst zeigt keine Schule der Vergangenheit solche Ähnlichkeit mit dem heutigen Landerziehungsheim wie das Seminar zu Haldenstein.

Naturgenuß, einfache ländliche Sitten, christliche Andacht sollten der gesunde Nährboden aller mannhaften Tugend sein. Die gesamte Schülerschar bildete eine Republik nach römischem Muster, die ihre Behörden selber wählte. Sämtliche Lehrfächer waren fakultativ; es sollte jeder Zögling seine besonderen Anlagen ausbilden dürfen. „Wecke das Interesse des Schülers am Gegenstande, daß er, der ja zum Schaffen oder wenigstens zum Arbeiten geboren, ihn selber in die Finger nimmt und gestaltet", lautete eine Hauptforderung des Lehrverfahrens. Daher denn neben Turnen, Bewegungsspielen und Spaziergängen auch leichtere Handwerke getrieben wurden.

Die Anregung zu dieser wichtigen Neuerung war wohl von Halle gekommen. Der vertrauteste Mitarbeiter v. Plantas, der Magdeburger Jul. Peter Nesemann, war vorher Lehrer an der Franckeschen Schule gewesen. Dort wurden die Schüler des Pädagogiums zum Drechseln, Glasschleifen und zu Papparbeiten angeleitet, selbst zu einem mehr oder weniger wissenschaftlichen Sezieren („Tranchieren"). Botanische Ausflüge und Besuche in den Werkstätten der verschiedensten Handwerker ergänzten den theoretischen Unterricht, ganz wie an unsern Landerziehungsheimen. Auch ein Collegium musicum wurde hin und wieder abgehalten und das Zeichnen bisweilen nach der Natur betrieben. Im Halleschen Pädagogium kannte man bereits die Einrichtung beweglicher Klassen, die es möglich macht, daß ein Schüler in verschiedenen Fächern nach Maßgabe seiner Fortschritte verschiedenen Klassen angehören kann. Das Wichtigste aber war, daß der Geist der Schule, sozusagen das erzieherische Ideal, in dem Leiter der Anstalt verkörpert war. Selbst die Einseitigkeit des klösterlich pietistischen Lebens in den Franckeschen Stiftungen konnte den Segen nicht

Digitized by Google

erſticken, der von der Perſönlichkeit des Leiters ausging. Auguſt Hermann Francke war das Herz ſeiner Anſtalten, wie Dr. Hermann Lietz in Deutſchland heute das Herz der ſeinigen iſt. Mit ihm hat Francke, trotz der Enge und Strenge ſeiner Glaubens- und Sittenlehre, auch das gemein, daß er das Fühlen und Handeln über das Wiſſen und Reden ſtellt. Auch das Chriſtentum, das er lehrte, galt ihm nur als Religion der Liebe und der Tat.

Den eigentlichen Anſtoß zur Gründung ſeiner Landerziehungsheime hat Dr. Lietz von der 1889 gegründeten New School Abbotsholme des Dr. Cecil Reddie in Derbyſhire, England, empfangen. Abbotsholme aber, ſo gut wie das jüngere Bedales, ſind nicht aus der Luft gegriffene Schöpfungen. Sie wurzeln feſt in dem Boden der nationalen Überlieferungen Englands. Wer Tom Browns School-Days, den klaſſiſchen engliſchen Schulroman — zugleich das beliebteſte engliſche Knabenbuch neben Robinſon Cruſoe — kennt, muß in der Schule von Rugby einen Vorläufer von Abbotsholme und Bedales erblicken; in dem Rugby natürlich, wie es unter der Leitung von Dr. Thomas Arnold (von 1828 an) blühte. Erſt dieſe große Perſönlichkeit, dieſes Erziehergenie vermochte der Anſtalt ein Gepräge zu geben, das ſie von dem erſtarrten Typus der Public Schools befreite. Dieſer Typus beſtand in einer künſtlichen Zuſammenſchweißung von Athletentum und altſprachlicher Bildung. Der Sport war die Hauptſache, wie umgekehrt etwa an den kurſächſiſchen Fürſtenſchulen, die ſich einigermaßen mit den engliſchen Endowed Schools vergleichen laſſen, die philologiſche Pedanterie alles friſche Leben unterdrückte. Dem Neugeſtalter von Rugby ſchwebte ein einheitliches Ideal vor, ein durchaus engliſches: das des Christian Gentleman. Es umfaßt die Bildung des Charakters oder der Geſittung, die Bildung des Körpers, und — erſt in letzter Linie — die des Verſtandes. Unter Arnolds Leitung bildete ſich jenes wunderbare Gefühl der Zuſammengehörigkeit aller aus, jenes house feeling, das in der Abſchiedsrede des Old Brooke in „Tom Browns School Days“ ſo ergreifend warm und einfach zum Ausdruck kommt.

Überblicken wir all dieſe Zuſammenhänge mit der Vergangenheit, ſo entſteht vielleicht der Eindruck: Es iſt alles ſchon dageweſen! Die Landerziehungsheime ſind gar nichts ſo Neues!

Schrecklicher Gedanke! Wenigſtens vom Standpunkte eines modernen Bildungsmaklers, der nur mit einwandfrei abſolut neueſten, noch nie dageweſenen Artikeln Geſchäfte macht. Denn dieſer hat ja die dumme Menge für ſich, die an neue Erziehungsſyſteme glaubt. Was wäre das auch für eine Reklame, wenn es hieße: älteſtes, bewährteſtes Syſtem!

Wir andern, die wir rückſtändig genug ſind, das Heil nicht in der Neuheit und Unerhörtheit der Dinge zu ſuchen, können uns nur freuen, wenn ſich die großen Gedanken des deutſchen Landerziehungsheims bis auf den Begründer der deutſchen Erziehungskunſt, auf Comenius zurückführen laſſen. Das Gute iſt ja nur um ſo beſſer, wenn es alt iſt; denn dann hat es Lebenskraft bewieſen.

Nun iſt freilich noch nicht alles dageweſen, was heute zum deutſchen Landerziehungsheim gehört. Soviel wir wenigſtens wiſſen, war

Digitized by Google

Dr. Reddie, der Gründer von Abbotsholme, der Erste, der den höheren Unterricht (Mittelschulstufe) mit landwirtschaftlicher Arbeit verband. Das war schon für England, wo an höhern Schulen der Sport als einzige standesgemäße Körperübung angesehen war, ein großer Schritt. Wieviel größer war er in Deutschland, wo es an höheren Schulen keinen Sport, kaum einen ernst und zweckmäßig betriebenen Turnunterricht gab. Welche Jahrhunderte alten Vorurteile des Standes, und zwar vor allem des Gelehrtenstandes, galt es da zu durchbrechen! Was! dieselben Söhne besserer Familien oder gar höherer Kreise, die am Vormittag Thucydides oder Racine gelesen, analytische Geometrie und vergleichende Zoologie getrieben, sollten am Nachmittage Hühnerställe bauen, Teiche ausgraben, schaufeln, hacken, mähen, heuen, gar noch Mist führen! Gemeine Bauern- und Taglöhnerarbeit verrichten! Das waren doch geradezu amerikanische Zumutungen.

Neu waren in Abbotsholme wohl auch die regelmäßigen und gemeinsamen Abendandachten, wenigstens in dem freien Geiste, wie Dr. Reddie sie einführte: eine häusliche Feierabendstunde, wo alle, groß und klein, Lehrer und Schüler, sich versammeln, um dem Tag mit seinen Mühen, Mißerfolgen, Mißklängen einen wohltuenden Abschluß zu geben mit feierlicher Musik, kräftigem Gesang, freier Aussprache, guter Lektüre. Wie den ganzen Tag über, wo es vielleicht nicht durchwegs gelang, sollte in dieser Abendstunde das Gefühl der Gemeinsamkeit, der inneren Zusammengehörigkeit aller geweckt und gekräftigt werden. Die Zöglinge sollten ihrer Gemeinschaft froh und stolz bewußt werden, etwa in dem Sinne, wie schon ein Schüler von Rugby es einmal aussprach: „Wir Rugby-Schüler (schreibt er im Rugby Magazine) bilden ein soziales Ganzes, eine Gesellschaft, in deren Mitte wir nicht nur zu lernen haben, sondern zu handeln und zu leben."

Neu ist auch die Gleichstellung der Schüler untereinander im Anstaltsleben. Während Dr. Arnold in Rugby das überlieferte „fagging-system" aufrecht hielt, wenn schon bedeutend gemildert, das heißt den älteren Schülern (den praeposters) das Recht beließ, sich von den jüngern (den fags) bedienen zu lassen, finden wir im heutigen Landerziehungsheim alle Schüler in den häuslichen Pflichten auf dieselbe Stufe gestellt. Hier muß (wenigstens bei uns, am ältesten schweizerischen Landerziehungsheim) jeder sein Bett selber machen, seine Kleider und Schuhe selber putzen, sein Zimmer selber aufräumen. Das ist freilich in Internaten nichts Neues; das war zum Beispiel schon vor vierhundert Jahren so in den evangelischen Klosterschulen zu Pforta, Grimma und St. Afra. Dafür ist das englische fagging-system heute im Landerziehungsheim zum Vorteil der jüngeren Schüler gewendet: der kleine Neuling bekommt aus der Zahl der ältesten Schüler einen Freund und Berater (eine „Tante", wie die Buben sagen), der ihm beisteht und ihn zur Ordnung weist, wenn's nötig ist.

Glarisegg (Schweiz) Otto von Greyerz

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Dichtungen als Predigtvorlagen

Eine gelegentliche literarische Prinzipienfrage

Der Pastor an der Bremer Kirche St. Martini, Emil Felden, hat ein Buch herausgegeben „Alles oder nichts", Kanzelreden über Ibsens Schauspiele.* Der Gedanke, der diesem zugrunde liegt, hat zunächst etwas Bestechendes. Auf endlosen Wüstenfeldern sind heute die wissenschaftlichen Arbeiter damit befaßt, Quellen freizulegen und in die Fassung kleiner handlicher Bändchen zu bringen oder statistische Untersuchungen oder spitzfindige Problemlösungen durchzuführen. Die allerwenigsten fühlen sich angeregt oder gar verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die Dichtung nicht nur ihrem Wortlaut nach verstanden und allenfalls ihrem Anlaß nach gewürdigt, sondern daß sie kräftig nacherlebt werde und so den Gehalt wieder ins Leben hinausspende, den das Leben einzelnen Begnadeten zur Dichtung dargeboten hatte. Da nimmt nun der mitten im Kampf und Getriebe stehende liberale Pfarrer die Aufgabe in die Hand; er will „den religiösen und sittlichen Problemen des Lebens an der Hand der Ibsen-Stücke nachgehen". Die Grundlage dazu findet er in den folgenden Schlüssen: Die Textunterlage soll zwar Gottes Wort sein, aber dieses lebt nach unserer neuen Auffassung nicht nur in der Bibel, sondern so ungefähr in allem Großzügigen, wenn wir es nur recht zu sehen verstehn, in den Schriften der Inder, den besten Bildern der Modernen, im Koran, in den Gesängen großer Lyriker, bei Paul Gerhardt und bei Nietzsche; und so auch bei Ibsen.

Sieht man nun zu, wie sich Felden an Ibsen heranmacht, so bemerkt man gleich, daß es ihm um das Ganze des Menschenlebens, um die zentralen Fragen zu tun ist. „Brand" behandelt er unter drei Untertiteln: 1. Das Christentum, 2. Der Staat, 3. Die Kirche. Zu den „Stützen" stellt er die Riesenfrage als Untertitel: „Sind Wahrheit und Freiheit die Stützen der Gesellschaft?" Mit den „Gespenstern" behandelt er „das Eheproblem", mit dem Epilog „das Ideal". Daß ein Interpret noch kräftiger ins Leben hineingreife, wäre also wohl kaum zu verlangen, es fragt sich nur, wie er die Brücke von der Poesie zu ihm schlägt und den poetischen Gehalt in lebendigen ummünzt. Es geschieht das ohne Spitzfindigkeit und ist daher leicht zu charakterisieren. Von Brand sagt Felden: „Was hat der Held erreicht mit seinem Grundsatze »Alles oder nichts«? Er hat sein Kind, sein Weib, sich selbst geopfert. Sein Los ist: äußerer Untergang. Er, der »das Dämonendrei: Stumpfsinn, Leichtsinn und Wahnsinn« besiegen wollte, ist ihm zum Opfer gefallen. Aber — er ist sich selbst treu geblieben, und hat so den größten Sieg errungen, das größte Glück empfunden. — —"

„Alles oder nichts" ist nach Felden die Predigt Brands für uns, es „muß gefordert werden können von jedem, der seinen Mitmenschen vorangehen will".

„Welche Warnung für den feigen Egoismus! Bist du nicht fähig Opfer zu bringen, so laß es." „Aber sei ganz was du bist. Die Halben sind Zerstörer des Ideals und des Fortschrittes." „Willst du ein Ganzer sein, so sei bereit, unterzugehen. Im Untergehen siegst du." So lehre

* Verlag der „Tat", Leipzig 1911

Digitized by Google

Brand im Allgemeinen, in der Dichtung werde der Grundsatz „Alles oder nichts“ aber auch „besonders angewandt auf Christentum, Staat und Kirche“, daher die Dreiteilung von Feldens Arbeit. Das alles sagt der Bremer Geistliche.

Ist dies nun, so fragt man wohl mit Recht, Ibsens Meinung, was so herausgelesen wird? Kann man die gewaltige Autorität des nordischen Dichters für diese Meinung in Anspruch nehmen, ohne ihn zu beleidigen und mißzuverstehen. Felden meint es offensichtlich, er spricht gleich darauf von Ibsen selbst, als ob er die Worte Brands unterstrichen habe, wie seine Privatmeinung. Die Formel „Ibsen-Brand“ wiederholt sich oft. „Jetzt herrscht nur Halbheit! Jeder glaubt — was ihm paßt, und handelt — wie es ihm am bequemsten ist. Das ist aber kein Christentum.“ „Alles oder nichts — dies Wort ist der Wahlspruch der freien, großen Persönlichkeit. In ihr sieht Brand-Ibsen das Heil der Welt.“ „Hat Ibsen-Brand recht mit diesen Ausführungen?“ so sagt, so fragt Felden und erörtert das solchermaßen gestellte Problem dann in eignen Ausführungen lang und breit.

So war es also gemeint? Nicht Ibsen sollte wirken, sondern Felden wollte wirken und suchte sich bei Ibsen Probleme? Er hätte das leichter haben können. Seine gut gewählten „Beispiele aus dem Leben“ zeigen, daß er selbst gewisse Probleme zu sehen imstande war. Und Ibsen zu bemühen war eigentlich gar nicht notwendig, denn Felden lehnt ihn als einwandfreien Darsteller an anderer Stelle ab: „Ibsen (und Nietzsche) hat zweifellos übertrieben.“ Im großen und ganzen „zeichnet er zwar richtig“, aber wie alle „Bußprediger“ übertreibt er doch auch wieder. Felden bemerkt gar nicht, daß er sich damit den Boden entzieht. Entweder man behandelt Ibsens Poesie als reine Wirklichkeit, so absurd das klingen mag, dann kann er nicht übertrieben haben, oder man sieht sie als Poesie an. Dann kann man nicht das Maß der Wirklichkeit anlegen und daraufhin sagen: übertrieben! Doch sehen wir weiter! Es kann nicht mehr überraschen, daß Felden nach der Schilderung der „Stützen“ fragt: „Sind Wahrheit und Freiheit die Stützen der Gesellschaft? Hat Ibsen nicht gerade das Gegenteil bewiesen?“ Er denkt offenbar gar nicht mehr daran, daß ein Dichter vor sich nicht die Aufgabe sieht, etwas zu „beweisen“, sondern die ganz andere, etwas zu gestalten. „Wahrheit und Freiheit“, so sagt Felden — er schließt dies aus den „Stützen“ —, „sind die Stützen eines jeden Menschen, der sich vor sich selbst behaupten will.“ Derselbe Gedanke wird auch nach Feldens Meinung im „Puppenheim“ „ausgeführt“. Der Sinn dieses Stückes ist ihm der: „Eine Ehe ist nur dann sittlich, wenn sie das Zusammenleben zweier Menschen darstellt, die trotz der Gebundenheit aneinander sich selbst treu sein und Persönlichkeit sein und werden können.“

Und wieder fragen wir dagegen, ob ein großer Poet überhaupt „Gedanken ausführt“ oder ob er Gestalten schafft. Felden fragt nun oft und eindringlich, ob denn Nora wirklich „gehen mußte“. Er findet allerlei Gründe dafür und dawider. Die einzige stichhaltige Antwort aber nicht: sie mußte gehen, weil Ibsen es wollte. Nora lebte doch nur in Ibsens Phantasie, und wenn er sie gehen hieß, so mußte sie. Wenn er sie bleiben ließ, wie im veränderten Puppenheimschluß, so blieb sie. Weiter ist daran nichts zu lesen; was man sonst noch liest, liest man aus seiner

Digitized by Google

eignen Erfahrung und Tiefe des Gemütes heraus und in Ibsens Werk hinein.

Ich kehre zum Anfang zurück und sage rund und klar: so kommt man überhaupt zu keinem lebendigen Erfassen der Dichtung; die Brücken, die Felden schlägt, mögen auf der Seite des erfahrenen Lebens ganz trefflich unterbaut sein, sie ragen aber als unverbundene Pfeiler in die Luft. Die Dichtung geht andere Wege. Felden möchte zweierlei Verschiedenes: Ibsens Werke fruchtbar machen und Ibsens Autorität für seine Predigten gewinnen. Aber er sucht Ibsen an der falschen Stelle, nicht in der Dichtung, sondern in einer Wirklichkeit, als die er fälschlich diese Dichtung ansieht. Da ist Ibsen gar nicht. „Man sucht mich für die Ansichten verantwortlich zu machen, die einzelne Gestalten des Dramas aussprechen. Und doch steht in dem ganzen Buche nicht eine einzige Ansicht, nicht eine einzige Äußerung, die auf Rechnung des Autors käme." „Es gibt sich nicht damit ab, überhaupt etwas zu verkünden." So schrieb Ibsen in einem Brief über die „Gespenster". Glaubt Felden, daß sich Ibsen in diesem Prinzip irrt, dann hat er — vielleicht — recht. Ich ziehe es als Genießer von Dichtung vor, mit Ibsen zu irren. Und wenn das „Wort Gottes" so leicht auf seinen Tiefsinn zu prüfen, so schnell in praktisch verwertbare Münze umzusetzen wäre, wie Felden das besorgt, dann wäre Ibsen heute schon ein gestürzter Gott. In Wahrheit gibt aber Felden nur seine eigne Erfahrung, über die hier nicht zu streiten ist.

Zur guten Stunde fallen mir da die Worte des feinsinnigen Viktor Hehn in die Hände, die er zu diesem Problem über zwei andere große Dichter schrieb:

„Beschäftigt mit dem idealen Problem, den Menschen in sich zu adeln, ein inneres Gleichgewicht, eine lautere Lebensweisheit in ihm zu befestigen, erschien ihnen politischer Fanatismus als der ärgste Feind jener sittlich-künstlerischen Humanität. Die Politik war Goethe zu barbarisch; politisch und häßlich oder verzerrt wurde ihm gleichbedeutend. Goethes Äußerungen über diesen Gegenstand sind ganz offen:

»Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.«
»Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.«

Ganz ähnlich sind Schillers Ausführungen zum Beispiel in seinen Briefen über ästhetische Erziehung. Daher auf unsre großen Dichter jede politische Partei Berufung einlegen kann; in jenem humanen Universalismus ist alles bejaht und alles in seiner Einzelnheit wieder verneint; Goethe ist konservativ, indem er die ewig wiederkehrenden Naturelemente der Menschheit darstellend bestätigt, er ist progressistisch, indem er allem Edlen und Hohen Raum schaffen und das echt Menschliche dem Drucke jeder Satzung entziehen will. Aber politischer Dichter, insofern man darunter einen Dichter versteht, der in Haß und Liebe die Leidenschaften des politischen Momentes teilt, ein solcher ist er nicht.

Es fragt sich: ist dies Verhältnis unsrer Dichter zur Politik ein ewiges Kunstgesetz, oder ist es eine Schranke ihrer Dichtung, die aufgehoben werden soll? Ist die bloß humane Poesie Goethes eine untergeordnete Stufe gegen eine neue Poesie, die noch zu erwarten ist und die politisch sein wird? — Warum sollte (mit dieser Gegenfrage

Digitized by Google

könnte man antworten) die Politik nicht wie alles andre, was die Menschenbrust bewegt, Stoff für die dichtende Kunst werden können? Gewiß kann sie das, nur muß unter den Händen des Dichters der Stoff aufgehört haben, bloßer Stoff zu sein, er muß in das heitre Idealreich erhoben sein, wo Neigung, Absicht und Begierde schweigen. Wie der Dichter nicht belehren noch bessern will, so will er mit seinem Gesange auch durchaus nicht politisch wirken. Alle praktische Wirksamkeit hebt den reinen Frieden der Kunst auf, der es nicht auf die Existenz, sondern auf den Schein, nicht auf die Zwecke der gebundenen wirklichen Welt, sondern auf die freie Gesetzmäßigkeit ihrer eignen idealen Welt ankommt. Ein Kunstwerk mit politischer Tendenz ist ein Unding. Nämlich wenn man unter Tendenz ein bewußtes, nicht ein in Handlung und Phantasie verwandeltes, neben dem künstlerischen Bild einherlaufendes Bestreben versteht, gewisse Lehren zu predigen, oder gewisse Absichten zu realisieren. Dies aber eben bildet die Schwierigkeit der politischen Poesie. Jene Unbefangenheit des Künstlers ist mitten im Kampf des Tages, unter den politischen Leidenschaften nicht zu erreichen. Wer politisch bewegt ist, ist politisch beteiligt und gehört notwendig einer bestimmten Partei an; erfaßt von dem Drange praktischer Bestrebungen, verläßt er den geweihten Boden der Kunst, auf dem der Lärm des Tages schweigt, und die totale Stimmung, die wir von dem Künstler fordern, geht über in Zwist und Zwiespalt."

Wer erinnert sich nun nicht, mit welcher Energie Ibsen es vermieden hat, einer „bestimmten" Partei anzugehören, wie er sich bemühte, sich durch Fernbleiben von der Heimat „die Unbefangenheit des Künstlers" zu wahren. Selben meint vielleicht, das sei sein Ziel gewesen, sei ihm aber nicht gelungen; ich glaube dagegen, daß es ihm wie nur je einem großen Künstler gelungen ist, und daß man ihm mit dieser Meinung jede Autorität abspräche. Ist es aber überhaupt angängig, die auf die Klassiker gemünzten Worte für Ibsen in Anspruch zu nehmen. Ich meine, daß bei genauer Betrachtung diese Übertragung sich als natürlich erweisen muß. Mag die Poesie Ibsens nicht mehr „ruhige Bildung" zum Ziele haben, ihr Reich nicht gerade das „heitrer Ideale" sein, in dem „reiner Friede" waltet, so sind dies relativ äußerliche Kennzeichen. Um Bildung, Ideale und künstlerisch geschaffene und schaffende Erhebung über das Kampffeld des Tages handelt es sich auch bei ihm.

Fassen wir zusammen. Eine lebendige Wirksamkeit der Poesie als Ziel betrachtend, meine ich, daß die Philologie im Allgemeinen dafür so gut wie nichts tut (was hier allerdings nicht b e w i e s e n werden kann). Nun zeigt es sich, daß die simple Auffassung der gestalteten Wirklichkeit als reale Wirklichkeit ebensowenig zum Ziele führt. Welche dritte Möglichkeit bleibt da? Offenbar müssen die Fehler beider andern Methoden vermieden werden.

Nicht auf Forschung und Vergleichung, aber auch nicht auf einem Für-wirklich-nehmen baut sich lebendige Wirkung auf, sondern auf ästhetischem Genuß, als welchen man eine Anschauung der dichterischen Werke bezeichnen kann, die keinen Augenblick in direkte Assoziierung des Geschautem mit Wirklichem umschlägt, aber auch die Assoziationen mit vergleichbaren andern Dichtwerken nicht überwuchern läßt. Daß es zu solchem Sichversenken und -vertiefen einer Vorarbeit des Genießenden und Hilfe von seiten Einge-

Digitized by Google

weihter braucht, ergibt sich aus der historisch entstandnen ästhetischen Verbildung der Zeitgenossen. Diese Hilfearbeit der Kenner aber wird sich im wesentlichen auf ein eignes tiefes Nacherleben und auf eine möglichst vollständige Kenntnis vom poetischen Schaffen zu gründen haben, also auf psychologische Begabung und psychologische Durchbildung. Diese Begabung ist selten, diese Durchbildung schwierig, das erklärt es, daß heute eine Wissenschaft überwuchert, welche sich nicht auf beide stützt und daß Werke möglich sind, die auf dem Loch zwischen zwei Stühlen aufgebaut werden.

Ezard Nidden

Zu den „Volkskunstausstellungen"

Ausstellungen für Heimatkunst, wie wir sie in den letzten Jahren häufiger erleben, sind zugleich ein erfreuliches und ein betrübliches Zeichen unserer Zeit. Betrüblich, weil sie uns das Unzulängliche dieser Seite unserer Zivilisation verraten, erfreulich, weil man den guten Willen merkt, hier zu helfen.

An sich ist ja schon der Umstand verdächtig, daß man heute so gerne von Volkskunst spricht, er macht den Einsichtigen auf eine faule Stelle unsrer Kultur aufmerksam. Es gehört zum guten Ton, Sinn für dergleichen zu haben, diesen Sinn durch Besuch und Kritik von Heimatkunstausstellungen zu beweisen und schließlich noch durch Ankauf einiger solcher Raritäten oder Kuriositäten aus dem Volke zu erhärten. Eine nähere Beziehung aber außer dem allgemeinen und obligaten Interesse hat man zu der neuaufstrebenden Erscheinung nicht.

Wie sollte „man" auch? Man, das heißt der Großstädter steht als solcher jeder Volkskunst vollständig fremd gegenüber. Davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man die üblichen Kritiken über irgendeine solche Ausstellung in den Tageszeitungen verfolgt. Nach einer langatmigen Einleitung, welche „volkstümliche" Stimmung zu schaffen sucht, verfällt man in den altgewohnten Stil der Ausstellungskritik, und an Stelle der Erzeugnisse eines Volkes werden uns die Produkte des Herrn Soundso und der Firma Anderswie vorgeführt, auf ihren künstlerischen Wert hin gemessen und mehr oder weniger günstig abgeurteilt. Man merkt oft deutlich die Verlegenheit des Kritikers heraus, wie er zu dem ungewohnten Falle Stellung nehmen soll, da er doch manchmal die Empfindung zu haben scheint, als lasse sich der gewohnte Kunstmaßstab nicht ohne weiteres anwenden. Aber ein geschickter Schreiber läßt sich nicht verblüffen: Entweder man will überhaupt nichts von Kunst bemerken und verdammt die Erzeugnisse in die Hölle der Geschmacklosigkeit und des Dilettantismus. Oder, da dies etwas gefährlich ist, wie alles Entschiedene: man setzt Wohlwollen auf: „Ganz nett so, kann notfalls passieren und wird vielleicht mal was." Und fügt ein paar wohlgemeinte Ratschläge bei über den Weg, der vielleicht zur Kunst führen kann. Heimlicherweise sind die Herren doch überzeugt, daß diese Volkskunst mit Kunst nichts zu tun hat.

Solches Verhalten folgt aus dem Gegensatz, in dem unsre moderne städtische Kultur zu dem steht, was ich für einen Augenblick als Volkskultur bezeichnen will. Für solche, die Definitionen lieben, sei be-

Digitized by Google

merkt, daß ich darunter den Inbegriff der geistig-seelischen Güter verstehe, die wir, ohne zu wissen woher, von alters überliefert bekommen und die wir alle ständig benützen, ohne nach Entstehungszeit und Urheber zu fragen, also alle jene Kultur, die von anonymen Kräften geschaffen wurde und deren Vorhandensein uns ebenso selbstverständlich vorkommt wie das Wasser in den Bächen. Insbesondere ist Volkskunst jener altüberlieferte Schatz von Farben und Formen, die — wenigstens zu gewissen Zeiten — Gemeingut aller sind, die jeder nach Vermögen anwendet und verarbeitet, ohne sich um Gebrauchsmusterschutz und Originalitätsfragen im mindesten zu bekümmern. Zweifelt man, daß es so etwas wirklich gibt, so kann man sich's in einer guten Altertümersammlung oder einem historischen Museum vor den Arbeiten unbekannter Herkunft klarmachen. Wobei man nebenher auch feststellen kann, wie sehr sich die Eigenart eines bestimmten Volkes in seiner Heimatkunst ausprägt.

Leider gehört diese Art der Kultur heutzutage tatsächlich meist zu den altertümlichen Raritäten, wenigstens beim größten Teil städtischer Bevölkerung. Durch unsre Dörfer ging, solange sie noch nicht mit dem städtischen Geist in Berührung kamen, ein gemeinschaftlicher Zug; die Leute gehören zu einer Heimat, sie bildeten eine soziale Einheit mit bodenständiger Eigenart. Unsre Städte aber bilden eine gesellschaftliche Vielheit. Volkskunst hat, wie alle völkische Kultur, einen kommunistischen Zug, die Kunst des Städters ist in allen ihren Ausstrahlungen von individualistischem Gepräge. Höchstes Idol der Kunst jener städtischen heterogenen Masse ist Originalität; nach Ursprung und Herkunft verlangt der Kunstliebhaber, nach Namen und Eigenart der Form lechzt der Künstler, Ruf und Stichwort verleiht der Kritiker. Echte Volkskunst kennt nicht den verzehrenden Ehrgeiz des Schaffenden, ihr ist auch der Persönlichkeitskultus des Publikums fremd. Der volkstümliche Künstler braucht nicht nach individualistischer Eigenart zu „ringen", er greift ruhig zu den altererbten Formen, in denen die Eigenart seines Volkes ausgeprägt ist, und wandelt diesen Ausdruck des Volkscharakters in langsamer gelassener Lebensarbeit ab. Er schafft wenig „Neues" im Sinne des Individualisten; er hilft vor allem das Alte erhalten und liefert es weiter. Er braucht nicht zu hasten, denn das Werk, an dem er arbeitet, die Volkskunst, besteht, auch wenn er verschwindet, und an der Nennung seines Namens ist ihm wenig gelegen.

Über diesen Gegenstand sind sich weder diejenigen immer recht klar, welche Ausstellungen von Erzeugnissen der Volkskunst veranstalten, noch die, die solche Unternehmungen kritisieren. So konnte es kommen, daß uns einerseits in den letzten Jahren vielfach Ausstellungen vorgeführt wurden, die sehr wenig von dem Geist der eigentlichen Volkskunst aufwiesen, und daß anderseits das Publikum sich dieser Tatsache so wenig bewußt wurde, daß es über solche Ausstellungen von „Heimatkunst" unter grundsätzlich ganz denselben Gesichtswinkeln urteilte, wie etwa über eine sezessionistische Ausstellung.

Streng genommen ist es heute ganz unmöglich, eine Ausstellung lebendiger deutscher Volkskunst zu veranstalten, während man mit Leichtigkeit etwa eine litauische solche Ausstellung aufmachen kann. Denn es gibt wohl keine Gegend in unserem fortgeschrittenen Deutsch-

Digitized by Google

land, die zurzeit noch eine ungestört blühende Volkskunst hätte, wie vor einem halben Jahrhundert noch. Überall sehen wir den zerstörenden Einfluß dissoziierender städtischer Kultur. Das Hausgewerbe das Hauptbetätigungsgebiet der Volkskunst, wird von der Spekulation ins Schlepptau genommen und bedeutet vielfach nichts weiteres mehr, als Hausindustrie auch sonst, bei der nur die Masse, nicht die Qualität in Frage steht. Man denke an die Schwarzwälder Uhrenindustrie und an Harzer Reiseandenken, die mit Volkskunst nichts mehr gemein haben als den Namen. Man kann geradezu sagen, daß, als der Name der Heimatkunst gefunden ward, diese selbst fast überall schon gestorben war. Ehrlicherweise kann man nur noch von einer Kunstindustrie sprechen, die in manchem Äußerlichen an alte Formen der Volkskunst sich anlehnt — schon aus Geschäftsinteresse —, die aber im übrigen das willkürliche Erzeugnis einzelner ist, also dem Wesen nach städtische Kunst —, wenn dabei überhaupt von Kunst die Rede sein soll.

Gemeinhin faßt man eben alles das unter dem Begriff Volkskunst zusammen, was man nicht so recht als Kunst will gelten lassen, weil es zu sehr ins Gewerbe schlägt, was aber doch eine gewisse äußerliche Anlehnung an die erstorbene Volkskunst zeigt. Volkskunst ist heute sehr oft die Kunst industrieller Unternehmungen, soweit sie nicht Mittel genug zur Verfügung haben, „richtige Künstler“ zu engagieren. Was wir auf solchen Ausstellungen zu sehen bekommen, läßt sich in der Hauptsache oft folgendermaßen einordnen: a) kleine Sachen eines namhaften Künstlers, auf die „der Mann“ keinen großen Wert legt, oder die er auf ein Preisausschreiben hin angefertigt hat, vielleicht auch auf Drängen von Bekannten oder von Fabrikanten; b) Arbeiten von Leuten, die sich in den gewerblichen Kreisen einen Namen erst machen wollen und anders nicht ankommen (hierunter findet man schiffbrüchige Akademiker neben ehrsamen Handwerksmeistern); c) bewußte, im Interesse der Erhaltung alter Volkskunst geschaffene Nachahmungen von Gegenständen dieser Kunst, seien sie nun von einzelnen oder im Auftrage einer Regierung durch ganze Schulen ausgeführt; d) aus geschäftlichem Interesse „altertümlich“ oder „volkstümlich“ gehaltene Massenartikel.

Ich möchte den Veranstaltern von Volkskunstausstellungen nicht unrecht tun und keineswegs ihre Bestrebungen ohne weiteres mißbilligen. Ich weiß, daß man heute in unserm zivilisierten Deutschland beim besten Willen nicht mehr machen kann, und ich beeile mich darum, zu versichern, daß ich jedes Unternehmen dieser Art trotz seiner naturnotwendigen Unzulänglichkeit immerhin als eine Möglichkeit zur Besserung gewisser Verhältnisse begrüße. Aber ich wünschte ihnen eine zweckentsprechende Kritik. Die Herren Referenten, die sich doch als Vertreter des Publikums fühlen, erlaube ich mir als solche darauf aufmerksam zu machen, daß es an ihnen liegt, die guten Möglichkeiten solcher Ausstellungen auszunutzen. Anstatt also die Räume mit „gewohntem Ausstellungsblick“ zu überfliegen, und dann im stillen Kämmerlein nach den mitgebrachten Notizen die Aussteller Mann für Mann auf der Leiter künstlerischer Abstufungen zu gruppieren, möchten wir bitten, weniger Sorgfalt auf Namen und Wohnort der Ausstellenden zu verwenden, als vielmehr zu untersuchen, wieweit

Digitized by Google

die ausgestellten Arbeiten wirklich fruchtbare Berührungspunkte mit echter Volkskunst zeigen. Man kann feststellen, ob der einzelne wirklich die Fähigkeit bewiesen hat, unter Verleugnung aller Originalitätsucht sich dem Wirken jener anonymen Kräfte zu ergeben, das heißt für eine Weile die eigenwillige Persönlichkeit aufzugeben und ganz im Kunstleben der Gattung aufzugehn. Daß bloße Imitation nicht Aufnahme und Beherrschung der ererbten Formen bedeutet, und demgemäß das Aufgehen in jenen unpersönlichen Gestaltungen der Heimat kein passives Sichführenlassen, muß betont werden. Man darf darauf hinweisen, daß es ein gut Stück Arbeit kostet, das alte Erbteil sich innerlich wieder anzueignen, das man so lange achtlos beiseite ließ. Auch kann man merken lassen, daß eigentlich die notwendige — aber allein nicht hinreichende — Voraussetzung künstlerischen Schaffens die ist: jenen Schatz von Erworbenem, den uns die Volkskunst überliefert, sich zu eigen zu machen bis zur freien Beherrschung. Ja: daß diese unpersönliche Kunst erst die Grundlage einer jeden gediegenen persönlichen Gestaltungskraft bildet.

Durch solche Betrachtungen werden auch die unter b) angeführten Leute angeregt werden, zunächst mit den Elementen der Volkskunst, der unpersönlichen Volkskunst, sich vertraut zu machen, ehe sie sich dem Originalitätstriebe verschreiben. Man muß zum mindesten auf diesen Gebieten die unbewußten und ungenannten Gestaltungskräfte höher einschätzen und dem Persönlichkeitskult energischer entgegentreten, wenn unsre Kultur allgemein werden soll. Je weniger wir den Volkskünstler nennen, je mehr wir die Form als Gemeingut betrachten, um so weniger wird ein schaffenslustiger Mensch in Versuchung kommen, lieber als mittelmäßiger Künstler denn als tüchtiger Arbeiter im Volke zu gelten, und so gäbe sich, wenigstens was diesen Punkt betrifft, eine Voraussetzung wirklicher Volkskunst. Auch wird, was von ganz besonderer Bedeutung ist, diese Auffassungsweise dahin wirken, daß das Publikum weniger auf Namen als auf die Arbeit als solche schaut. Dadurch würde es mit dem Boykott schlechter, charakterloser Massenartikel bei der Industrie der soliden Arbeit dienen. Und anderseits durch verständnisvolle Teilnahme die Unternehmungen fördern, die auf eine Wiederbelebung der Dornröschen gleich eingeschlafenen Volkskunst hinwirken, wie eben die Ausstellungen für Volkskunst es sein wollen.

Wird eine sachgemäße Kritik der Auffassung Geltung verschaffen, daß eine lebendige Volkskunst mehr Werte für unsre Kultur birgt als tausend mittelmäßige sogenannte Künstlerindividualitäten? Daß es demgemäß ehrenvoller und auch befriedigender ist, unbeachtet im stillen mitzuwirken mit den Millionen heimlicher Kräfte, die seit den Tagen der Steinzeit unaufhörlich an jeder Volkskunst schaffen, anstatt nach dem Beifall verehrungssüchtiger Massen zu haschen? Wird wirklich einmal die Anschauung Bahn brechen, daß eine Gesellschaft ihre Gesamttüchtigkeit erst durch das beweist, was sie als Gesamtheit leistet und nicht nur in einzelnen Ausnahmeleuten? Wenn das wird, dann können wir einer Wiedergeburt der Volkskunst entgegensehen. Vieles, was uns jetzt höchster Gipfel der Kunst scheint, wird sich dann als Übergangsstufe zu einer höheren künstlerischen Gesamthöhe heraus-

Digitized by Google

stellen. Aber vielleicht ist es nur ein Träumen, was mit solchen Möglichkeiten spielt.

Güntherstal Friedrich Müller

Fremdbäume im deutschen Wald?

In forstästhetischen Kreisen streitet man darüber, wie unsere Wälder zu „verschönern" wären. Der Forstmann unterscheidet im allgemeinen zwischen Park, Wald in der Umgebung größerer Städte und Wirtschaftswald. Im Wirtschaftswald soll der Nützlichkeitsgrundsatz vorherrschen, beim Großstadtwald „können" Schönheitszwecke überwiegen. Diese „Schönheitszwecke" sollen zum guten Teil durch Anpflanzen von Fremdbäumen, mit dem Fachausdruck: Exoten, erfüllt werden. Freilich, auch in den Fachkreisen selbst findet diese Anschauung bereits scharfen Widerspruch. Dem Heimat- und Kunstfreund aber, der sich, nicht ohne die Mithilfe unserer Künstler, in den letzten Jahren ein Gefühl für Echtheit und Bodenständigkeit erworben hat, bäumt sich all sein Empfinden dawider auf. Es geht um die Heimat, wenn Wälder in kurzen Abständen von etwa je hundert oder zweihundert Geviertmetern mit Fremdbäumen durchsetzt werden, die mit ihren „gewaltigen Abmessungen" und ungewohnten Färbungen schon auf weite Entfernungen hin seltsam auffallen müssen. Jedermann kennt die Stadtwälder gewisser Bäder, in denen man nicht weiß, ob man im Park oder Wald, im Sommer oder im Herbst ist, und nach denen das Volk gewiß nicht jenes Wort „waldecht" geprägt hätte, mit dem es gerne das Frische, Unverfälschte kennzeichnet. Waldecht. Das Wort bezeichnet, worum es sich für uns handelt.

Ich behaupte: selbst wenn unser Wald auch nur eine Baumart beherbergte und wenn seine Kronen einander glichen wie ein beschnittener Buchs dem andern, und wenn sie sich in ewigem Einerlei in grün oder gelb dehnten, dürfte er zu seiner Verschönerung doch nicht mit fremdem Holz bereichert werden! Die tiefsten Gründe hiefür, Gründe der Weltanschauung, seien hier nur kurz angedeutet. Jedes Volk hat seine Seele. Woher kam unsre „Volksseele"? Auch aus der deutschen Landschaft, aus dem deutschen Wald, der einst Berg und Tal bedeckte, ward sie geboren! Seit Jahrtausenden wuchs die deutsche Seele aus den Wäldern heraus, die unser Volk bewohnte, und wuchs in diesen Wald hinein. Wir sind ein ausgesprochenes Waldvolk, unsre Seele gehört zu unserm Wald, wie der Baum zur Wurzel. Wenn die Wurzel abstirbt, stirbt der Baum. Wenn man unsern deutschen Wald mit fremdem Gewächs durchsetzt, dann wird sich auch die deutsche Seele in ihrer urtümlichen Eigenart ändern. Krankt unseres Volkes Gemüt nicht schon heut im Tiefsten an Heimweh nach der Landschaft, in der es Jahrhundert um Jahrhundert herangewachsen ist? Vor einiger Zeit beobachtete ich zwei Stadtarbeiter, die vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung das bekannte Bild Schützens „Mittag in der Ernte" betrachteten. Auf einmal entfuhr es dem einen: „Ist das schön!" und das mit einem so unbefangenen Ausdruck der Bewunderung, mit einem solchen seelischen Sehnsuchtsdurchbruch, daß man deutlich das Heimweh nach der Natur, nach der versunkenen Heimat, nach dem Glück der Väter durchklingen hörte. Und so wie diesem Mann, dessen Vater wohl noch Bauer war, mit dem wogenden Ährenfeld, dem

Digitized by Google

prangenden Apfelbaum und dem blauen Himmel darüber, geht es uns allen mit dem Wald. Wir kranken am Heimweh nach ihm. Darum soll er, wenn wir ihn aufsuchen, seinen „grünen Bogen um uns schlagen“ ganz so, wie zur Zeit unsrer Kindheit. Nur hier keinen „Fortschritt“! Im Park und Garten freuen wir uns an der Schönheit aller Zonen, im Wald aber suchen wir unsre Heimat. An den deutschen Wald knüpfen uns noch Urgefühle, in ihm wird uns wieder lebendig, was unsre Väter in ihrem der Natur näheren Dasein empfanden. In ihm umweht uns ein echter Hauch unseres Volkstums. Der Gedanke, daß auch hier die Zerrissenheit und Verschwommenheit unserer Zeit hineingetragen wird, ist mir trostlos. Und der Zwiespalt ist schon mit wenigen Bäumen da. Kinder empfinden noch am unverfälschtesten. Ich erinnere mich aus meiner Kinderzeit, wie uns Buben die Anpflanzung von Akazien (Robinien) im Walde störte. Wir empfanden sie als Unkraut, das nicht dahergehörte. Heute noch empfinde ich diese südliche, struppige Pflanze als etwas Fremdartiges, Störendes, zumal im Frühjahr, wenn sie ihren starken Blütengeruch ausströmt. Der ist an sich wohl ganz angenehm, aber in die bescheideneren Wohlgerüche unserer Heimat paßt er nicht. Wenn die Freunde der Fremdbäume zur Verteidigung der Robinie sagen, sie bereichere unser Landschaftsbild dadurch, daß sie zu einer Zeit, da alles Laub sich tiefer färbe, noch im zarten Grün des Frühlings leuchte, so zeigen sie damit, daß ihnen unser Heimatempfinden völlig fremd ist. Gerade darin liegt ja die Eigenart, die Tiefe und das Bekannte unserer Landschaft, daß wir die Jahreszeiten mit ihrem festen Farbenwechsel haben, daß wir das Grün des Frühlings eben nur im Frühling haben, im Herbst aber Farben und Flammen, wie sie uns sämtliche „Exoten“ zusammengenommen nicht geben können. Auch die Buntlaubhölzer stören wie die Robinien die Grundfarben unseres Jahres. Sie malen uns den Herbst in den Sommer hinein. Im Sommer wollen wir den Wald grün sehen, nicht gelb und rot. Wenn die grünen Blätter dann im Gold der untergehenden Sonne zittern, ist der Wald um so überwältigender. Und im Morgentau blitzt er wie Silber und Diamanten. Wir haben so viel Farben in unsrem Wald, daß wir auf alle „malerischen und prachtvollen Belaubungen und Benadlungen“ der Exoten verzichten dürfen. Schon ein einziger Fremdbaum, etwa eine Kastanie, erdrückt unter Umständen ihre ganze Umgebung.

Kann man sich wohl „Exoten“ in einem Eichendorffschen oder Uhlandschen Walde vorstellen? Im Schlichten, Einfachen, Insichgekehrten, und im Klaren, Kühlen liegt die Schönheit und Weihe unseres Waldes, aber nicht im Bunten und Prächtigen. Gesellt man ihm Exoten bei, hat man ihm sein Wesen verfälscht. Wiederum kann er auch nie völlig exotisch und romantisch werden, dazu fehlt schon der Himmel, die heiße, strahlende Sonne der südlichen Länder, die die Farben ununterbrochen funkeln läßt.

Die Natur ist ihrer selbst sicher; nichts in ihr ist ohne Grund. Wenn auch dieser Grund von dem allzu scharfsinnigen Menschengeist nicht gleich erfaßt wird. Wenn unser Wald seit Jahrtausenden nur wenige Arten beherbergt, und wenn ein reicherer Pflanzenwuchs früherer Epochen bei uns ausstarb, so ist das kein „zufälliges Verhängnis“, das wir wieder gutzumachen hätten. Auch die Annahme der Wissenschaft, daß das

Digitized by Google

vordringende Eis der Eiszeit „nur noch so viel übrig ließ", kann uns nicht von einer „zufälligen Armut" unserer Heimat überzeugen. Ferner, ein Vergleich mit dem „doch ebenfalls eingeführten" Mais und der Kartoffel ist nicht angängig, nicht einmal für die reine Nutzpflanzung des Holzes. Denn der Anbau dieser Pflanzen erfolgt in ungemischten Beständen, vor allem aber: er ist Kulturanbau. Der Wald dagegen wächst unter fast freien Lebensbedingungen, er will als Natur gelten. Erfolge im Anpflanzen von Fremdhölzern (neben Mißerfolgen) beweisen nichts, weil hier erst Jahrhunderte sprechen können und noch ganz andere Fragen des allgemeinen Zusammenhangs und Zusammenklangs in Betracht kommen. Die Mißerfolge bei der Verpflanzung fremder Tierarten in die Freiheit unseres Landes lassen Vergleiche zu, die nicht ermutigen. Und selbst wenn dies alles falsch wäre, selbst wenn sich fremde Arten mit unserem Boden, unserem Himmel, unserem Tierreich, unserer Insektenwelt, unserer Kultur usw. vermählten und vertrügen, wenn sie zu üppigstem Wachstum kämen, ohne der einheimischen Natur etwas zu entziehen — was wäre mit der Mannigfaltigkeit der Arten gewonnen? Sind wir arm an Baumarten, so sind wir doch überreich an Formen! Wie mannigfaltig zeigen sich allein die Eiche und die Kiefer! Und wem wurde jemals ein Tannenwald langweilig? Das Auge wird hier eben schärfer für die Form.

Soll das, was wir uns fast als das einzige Unverfälschte aus dem Fluß der Jahrhunderte erhielten, unser Wald, auch noch der zwischenländischen Gleichmacherei ausgeliefert werden? Der erwartete „Reichtum" macht uns nicht reicher und selbst die Schönheit nicht, sondern das Gewachsene, die Eigenart, die in einem Ding liegt, die brauchen wir. Wir kommen weder in der Kunst noch überhaupt in der Kultur mit all der Fremdtümelei weiter. Aus Eigenem nur, und wäre es noch so bescheiden, können wir wachsen.

Überall wird heute gesäubert, wird das „Exotische", das unser Leben und Wesen überwucherte, weggeschnitten, damit der eigene Baum sich frei und kraftvoll zum Himmel ringe: in der Sprache, in den Künsten, in Sitte und Kleidung, in Spiel und Sport. Alle Kräfte schließen sich zusammen, um das Weltverlorene des Deutschen wieder im eigenen Haus zu jener Kraft zusammenzuziehen, die wir bei dem Engländer notwendig als Geblüt, als Rasse bewundern und die diesem die halbe Welt gewann. Und nun soll der Fehler, der unser Volk in seiner ganzen Gesittungsentwicklung wie ein Fluch verfolgte, auf das unversehrte Heiligtum des deutschen Waldes überspringen? Eugen Weiß

Digitized by Google

Friedensrichter

La meilleure loi, le plus excellent usage, le plus utile, que j'aie jamais vu, c'est en Hollande. Quand deux hommes veulent plaider l'un contre l'autre, ils sont obligés, d'aller d'abord au tribunal des conciliateurs, appelés faiseurs de paix. Si les parties arrivent avec un avocat et un procureur, on fait d'abord retirer ces derniers comme on ôte le bois d'un feu qu'on veut éteindre. Les faiseurs de paix disent aux parties: Vous êtes de grands fous de vouloir manger votre argent à vous rendre mutuellement malheureux: nous allons vous accommoder sans qu'il vous en coûte rien. Voltaire

In der „Deutschen Juristen-Zeitung" vom 1. August 1911 habe ich empfohlen, nach dem Vorbild des italienischen und schweizerischen Rechtes gebildete Laien als Friedensrichter anzustellen, welche die Streitsachen bis 100 Mark im Wege eines — notwendigen — Sühneversuchs gütlich zu schlichten und, wenn dies nicht gelingt, richterlich zu entscheiden haben. Der Zweck ist, einerseits die ins Ungeheure angewachsene Zahl der Prozesse zu vermindern, indem man namentlich die kleinen Leute die wirtschaftlich Schwachen, vor dem Unglück eines Prozesses bewahrt, anderseits, unvermeidliche Streitigkeiten schleunig, unter geringen Kosten, nach den Grundsätzen der Billigkeit zur Entscheidung zu bringen. Der Vorschlag hat vielfach, auch in richterlichen Kreisen, Zustimmung gefunden. Assessor Häger macht in der „D. J.-Z." Bedenken geltend, indem er auf die Entwicklung der Friedensgerichte in Frankreich hinweist, wo man im Jahre 1905 genötigt gewesen sei, den Laienrichter grundsätzlich in einen Juristen umzuwandeln. Daß das Institut in Frankreich entartet ist, muß zugegeben werden, das spricht aber nicht gegen die Güte der Sache. Der Friedensrichter ist 1790 in Frankreich eingeführt. Er ist nach Häger (Der französische Zivilprozeß und die deutsche Zivilprozeßreform 1908) dazu bestimmt, Prozessen unter den Parteien vorzubeugen. Daher muß vor Beginn jedes Rechtsstreits — selbst derjenigen, die zur Zuständigkeit der tribunaux d'arrondissement gehören — ein Sühneversuch vor dem Friedensrichter stattfinden. Außerdem hat er die Prozesse zu entscheiden, die einen geringen Streitwert darstellen. Es genügte für das Amt ursprünglich ein Alter von 30 Jahren und der Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte. Durch Gesetz vom 25. Mai 1838 vertraute man den Friedensgerichten die Streitsachen bis 200 Franken an, und zwar bis 100 Franken ohne Berufung. Auch die erweiterte Zuständigkeit genügte dem Bedürfnis nicht. Die Unzufriedenheit mit der langen Dauer und den hohen Kosten der ordentlichen Prozesse wuchs so sehr, daß der Wunsch rege wurde, die Zuständigkeit der Friedensgerichte bis auf 600 Franken auszudehnen. Dagegen erhob sich Widerspruch. Insbesondere warnte Präsident de Neufville in einer lesenswerten Abhandlung, an die von ihm voll anerkannten Friedensgerichte übertriebene Anforderungen zu stellen, die mit ihrem Wesen nicht vereinbar wären. („France judiciaire" 1891, S. 219.) Gleichwohl bestimmte das Gesetz vom 12. Juli 1905, die Friedensgerichte sollten grundsätzlich bis 600 Franken, und zwar bis 300 Franken ohne Berufung entscheiden. Angesichts dieser erhöhten Anforderungen sah man sich denn auch genötigt, die Bedingungen für Übernahme des Amtes zu erhöhen. Während juristische Vorbildung

Digitized by Google

bis dahin entbehrlich erschien, wird nunmehr für die Regelfälle ein „diplome“ verlangt. Das Gehalt von 1800 Franken wurde auf 2500 bis 8000 Franken erhöht. Nimmt man hinzu, daß den Friedensgerichten allmählich noch verschiedene polizeiliche und auch politische Aufgaben übertragen wurden, so ist es klar, daß von der ursprünglichen Einrichtung wenig übriggeblieben ist. Aber selbst in ihrer veränderten Gestalt nötigt sie dem grundsätzlichen Gegner noch Anerkennung ab. Es gibt nichts Einfacheres, ruft Häger aus, nichts Schnelleres, nichts Billigeres, als einen Prozeß vor dem Friedensrichter. Der Sühneversuch findet gewöhnlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Mit wenigen Worten trägt jeder seine Auffassung vor, danach äußert der Richter seine Ansicht. Er schlägt einen Vergleich vor, der meistens angenommen wird. Zeigt sich eine Partei einem guten Rat unzugänglich, so scheut sich der Richter nicht, der unnachgiebigen Partei offen seine Meinung zu sagen. Ja, bisweilen verkündet er ihr sogleich, welches Urteil er zu sprechen gedenkt. Eine ganze Reihe von Streitigkeiten wird so freiwillig beigelegt. Das beweist die große Zahl (etwa zwei Fünftel) der auf diese Weise erledigten Prozesse, für die nicht die Friedensgerichte, sondern die tribunaux civils zuständig gewesen sein würden. Diese Tatsache, meint Häger, sollte uns zu denken geben. Er übertreibt nicht. Von anderer Seite wird ähnliches bezeugt. Wie Weinrich nachweist, wurden im Jahre 1890 trotz der Überlastung der Beamten und der Verschiebung ihrer Stellung 36 vom Hundert aller ihrer Zuständigkeit unterliegenden Rechtsstreitigkeiten durch Vergleich beigelegt. (Die französischen Zivilprozeßgesetzentwürfe in der Zeitschrift für D. Zivilprozeß von Schulzenstein und Vierhaus, Bd. 21, S. 437.) Pansey endlich, Präsident des Kassationshofes in Paris, leitet sein vielfach aufgelegtes Werk über die Zuständigkeit der Friedensgerichte mit den Worten ein: „Die Gesetzgeber, welche uns die Friedensgerichte gaben, verdienen das höchste Lob.“ — Danach sind die Erfahrungen, die man in Frankreich mit den Friedensgerichten gemacht hat, nichts weniger als abschreckend, obwohl man von dem ursprünglichen Grundgedanken allmählich abgewichen ist. Als Muster habe ich aber nicht Frankreich hingestellt, sondern Italien und die Schweiz. In beiden Ländern hat sich die Einrichtung seit mehr als 50 Jahren in ihrer Reinheit erhalten und trefflich bewährt. Die 8500 italienischen Conciliatori haben innerhalb ihrer von 30 auf 100 Franken erweiterten Zuständigkeit von 1½ Millionen Prozessen, die im Jahre 1904 bei ihnen anhängig waren, rund eine Million in Güte beigelegt. Im Kanton Zürich, in welchem seit einem Jahrhundert „Vermittler“ angestellt sind, ist die Zahl der erzielten Vergleiche auf 61 vom Hundert gestiegen. Mit berechtigtem Stolz kann der Schweizer Jurist aussprechen: „Auf alle Fälle zeigen die Zahlen, wie sehr sich diese wohltuende Institution unserer Zivilrechtspflege bewährt hat seit ihrer Schaffung bis auf den heutigen Tag und von welch eminenter Wichtigkeit es für ein Gemeinwesen und weiterhin für den Staat ist, Männer für diesen Posten zu gewinnen, welche bedeutend mehr als die Hälfte aller Streitenden durch ihre Ratschläge und Ermahnungen von langwierigen, kostspieligen und Unfrieden bringenden Prozessen abzuhalten vermögen.“ (H. Enderli: Das Sühneverfahren im Schweizerischen Recht, Zürich 1903, S. 120. Vergleiche auch Huber: Das Friedensrichteramt im Schweizerischen Recht, Basel 1886.)

Digitized by Google

Die Grundlagen der Einrichtung, wie sie in Italien und, verschieden ausgestaltet, in fast allen Kantonen der Eidgenossenschaft besteht, sind etwa die folgenden:

Für jede Gemeinde werden ein oder mehrere Friedensrichter bestellt. Das Amt ist ein Ehrenamt. Der Präsident des Oberlandesgerichts ernennt die Friedensrichter auf drei Jahre.

Zu Friedensrichtern sind Personen in angesehener Lebensstellung zu ernennen, namentlich solche, die das Staatsexamen auf einer Universität, das Abiturientenexamen oder eine Prüfung von ähnlicher Bedeutung abgelegt haben; ehemalige Offiziere, ehemalige Beamte der Staats- und Gemeindeverwaltung. Juristische Kenntnisse sind nicht erforderlich.

Der Friedensrichter übt sein Amt unter dem Beistand eines Sekretärs und eines Gerichtsdieners aus. Beide stellt die Gemeinde zur Verfügung, ebenso die erforderlichen Räume.

Der Friedensrichter ist zuständig für den Sühneversuch und die Entscheidung in allen Rechtsstreitigkeiten bis zu 100 Franken. Der Sühneversuch muß jeder Entscheidung vorhergehen; eine Partei, die nicht erscheint, erleidet prozessuale Nachteile, namentlich die Auferlegung von Kosten. Die Entscheidung ist nach den Grundsätzen der Billigkeit zu erlassen. Sie ist endgültig bei Streitigkeiten bis 50 Franken, bei solchen über 50 Franken ist Berufung an das Amtsgericht zulässig. Das Verfahren ist schleunig. Die Kosten betragen 1 oder 2 Franken, je nachdem, ob es sich um weniger oder mehr als 50 Franken handelt.

Der Friedensrichter erhält neben gesetzlichen Reisekosten eine Entschädigung in Tagegeldern oder festen Bezügen.

Er hat also die doppelte Aufgabe, in den kleinen Händeln des täglichen Lebens die Parteien zu einigen und wenn dies nicht gelingt, das Urteil zu sprechen. Der Sühneversuch ist ein wesentlicher Bestandteil des Verfahrens, er ist nicht abhängig von dem Belieben der Parteien, sondern er ist notwendig. Daß eine derartige, offenbar nicht nur zweckmäßige, sondern wohltätige, segensreiche Bestimmung im deutschen Recht fehlt, ist erstaunlich. In Deutschland wurden im Jahre 1909 über $2^1/_2$ Millionen Amtsgerichtsprozesse anhängig; davon entfallen auf die kleinen Streitsachen bis 100 Mark zwei Dritteile mit $1^3/_4$ Millionen. Wieviel Not und Elend diese Zahlen umschließen, das machen sich wohl wenige klar. Die Allgemeinheit nimmt die Angaben mit der Ergebung und Gleichgültigkeit hin, die man gewohnheitsmäßig großen Zahlen entgegenbringt. Auf juristischem Gebiet herrscht ohnehin noch die Ansicht, die in der älteren Volkswirtschaftslehre, bei der Manchesterschule, Geltung besaß, es könne einmal nicht anders sein, Not und Elend seien immer in der Welt gewesen, wer einen Prozeß verliere, müsse die Kosten zahlen, ihm sei nicht zu helfen, bei unserer ausgezeichneten Rechtspflege komme schon jeder zu seinem Recht. Ich kann mich dieser bequemen Weltanschauung satter Selbstzufriedenheit nicht anschließen. Mir erscheint es beklagenswert, daß von sozialer Fürsorge, vom Geiste der Sozialpolitik, der fast alle Gebiete des Lebens durchdrungen hat, gerade in der Rechtspflege, auf dem eigensten Gebiete der Gerechtigkeit, so wenig zu spüren ist. Unverkennbar geschieht in unserem, bei all seiner Rücksichtslosigkeit doch so menschenfreundlichen Zeitalter viel, um Schäden und Übeln aller Art nach

Digitized by Google

Möglichkeit vorzubeugen. Es verdient Bewunderung, welche Arbeit Gemeinden, Staat und Reich, welche Arbeit zahllose gemeinnützige Vereine und einzelne Wohltäter der Menschheit in Wort und Tat bewältigen, um den verschiedensten Erkrankungen, der Kinder wie der Erwachsenen, beizeiten vorzubeugen, um insbesondere die Gesundheit und die Sittlichkeit gegen die Gefahren zu schützen, die aus dem Wohnungselend und dem Trunk hervorgehen und um gleichzeitig damit der Verübung verbrecherischer Handlungen die Gelegenheit und den Anreiz zu nehmen. Was aber geschieht, um Prozessen vorzubeugen? Bei den 1¾ Millionen Prozessen, die Gegenstände bis 100 Mark betreffen, sind selten Millionäre beteiligt, wohl aber kleine Leute, Handwerker und Arbeiter, die von der Hand in den Mund leben. Ihre Zahl ist groß. Die volle Hälfte der Bevölkerung ist auf jährlich 900 Mark, das Einkommen des Haushaltungsvorstandes, angewiesen. Der Familienvater, der alle seine und seiner Angehörigen Lebensbedürfnisse davon bestreiten will, hat auch nicht einen Pfennig für Prozeßkosten übrig. Wenn ihm mit einer ungünstigen Entscheidung neben dem Ausfall an Arbeitsverdienst eine Last von 50 Mark Gerichts- und Anwaltskosten aufgebürdet wird, so muß dies sein ohnehin schwer zu erhaltendes wirtschaftliches Gleichgewicht vollständig erschüttern. Der Betrag fehlt ihm, wenn er nicht mit Frau und Kindern hungern will. Also kommt es zur Pfändung mit ihrer Schande und ihren weiteren Kosten. Dann folgt der Offenbarungseid mit neuer Schande und neuen Kosten. Häufig genug bringt der Arme in seiner Not die letzten entbehrlichen Stücke beiseite, ehe der Gerichtsvollzieher kommt. Dann muß er ins Gefängnis. Neue größere Schande und noch größere Kosten. Seine Frau und Kinder fallen der Unterstützung der Armenverwaltung und der Gefängnisvereine anheim! Wer die Verhältnisse kennt, möge urteilen, ob die Schilderung übertrieben ist. — Nun sind freilich in Preußen Schiedsmänner bestellt, um Vergleiche unter den Parteien herbeizuführen. Auf dem Gebiete des Zivilrechts hat indessen ihre Wirksamkeit völlig versagt. Die Zahl der schiedsmännischen Vergleiche war immer gering, und sie sinkt noch beständig, wie die Übersicht im Preußischen Justiz-Ministerial-Blatt vom 24. Mai 1912 lehrt. Danach haben 18407 Schiedsmänner im Jahre 1911 im ganzen 2133 Vergleiche zustande gebracht, also 9 Schiedsmänner zusammen einen Vergleich im Jahre! Der Mißerfolg erklärt sich leicht. Der Schiedsmann steht nicht in dem gesellschaftlichen Ansehen, wie der französische juge de paix, der italienische Conciliatore oder der schweizerische Friedensrichter. Er hat keinen Gerichtsschreiber neben sich, keinen Gerichtsdiener, er hat weder Sitzungspolizei, noch auch nur ein Sitzungszimmer. Noch schwerer wiegt, daß ihm die Befugnis der Entscheidung fehlt. Sie erst gibt dem Amt seine volle Bedeutung und nur mit dem Hinweis auf die schnellfolgende Entscheidung kann der Friedensrichter seiner Mahnung zum Frieden starken Nachdruck verleihen. Damit steht im Zusammenhang der schwerste Mangel des Schiedsmannsamtes: daß es in das Belieben der Parteien gestellt ist, ob sie sich überhaupt an den Schiedsmann wenden. Erscheinen sie aber weder freiwillig noch gezwungen, so kann auch der beste Schiedsmann keinen Vergleich zustande bringen. So erklärt es sich, daß in Deutschland überaus wenig und in den Nachbarländern außerordentlich viel Prozesse durch Vergleich aus der Welt geschafft werden. Daher

Digitized by Google

kann von einem Ausbau der verfehlten Einrichtung keine Rede sein; weder Ausbau, noch Umbau, nur ein Neubau auf neuer Grundlage kann Abhilfe gewähren. — Weswegen auch die Zahl der richterlichen Vergleiche gering bleiben muß, braucht hier nur angedeutet zu werden. Wenn die Parteien vor dem Richter erscheinen, dann brennt das Feuer schon lichterloh, das gelöscht werden soll. Es sind Kosten entstanden, Schriftsätze gewechselt, die die Erbitterung steigern, häufig auch schon Anwälte genommen, die nicht immer zum Vergleich raten können; die Öffentlichkeit des Verfahrens reizt die Streitlust der Parteien mehr, als daß sie eine friedliche Lösung fördert. Der Kampf ums Recht ist entbrannt.

Um so angenehmer wird es der Berufsrichter empfinden, wenn er der undankbaren, ja unwürdigen Aufgabe überhoben ist, seine Zeit und Arbeit auf geringfügige Dinge zu verwenden. Mit dem Bildungsgang der Richter und Rechtsanwälte ist es schwer vereinbar, sich Tag für Tag unter Aufbietung des ganzen Rüstzeuges wissenschaftlicher Bildung in kleine Schuhmacher- und Schneiderrechnungen zu vertiefen, in Fragen, die meist jedes rechtlichen Interesses entbehren. Gewiß kann es notwendig erscheinen, wegen einer Fuhre Mist so viel Zeugen und Sachverständige zu vernehmen, daß der Prozeß monatelang dauert und zehnmal so viel Kosten verursacht, als der Streitgegenstand wert ist, man kann wegen des Mistes in Schriftsätzen und in Urteilsgründen den Scharfsinn sämtlicher Kommentatoren des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Rechtsprechung des Reichsgerichts erschöpfen — wer möchte aber behaupten, daß ein so großer Aufwand an Zeit und Arbeit des Richters, der Rechtsanwälte, der Gerichtsschreiber und Gerichtsvollzieher, der Parteien, der Zeugen und Sachverständigen, und daß so hohe Kosten der Bedeutung der Sache entsprächen, um die es sich handelt?

Die erforderlichen Kräfte für das Amt werden sich in Deutschland finden, wie sie sich seit Menschenaltern in Frankreich, Italien und in der Schweiz gefunden haben. Mancher ehemalige Offizier oder Beamte, mancher Kaufmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat, wird die gebotene Gelegenheit gern ergreifen, um in der Verwaltung eines ehrenvollen Amtes Geist und Körper frisch zu erhalten und innere Befriedigung zu finden an Stelle mißvergnügter Untätigkeit. Daß die Entschädigung bei einer ehrenamtlichen Tätigkeit gering sein muß, liegt in der Natur der Sache. Wird sie auf etwa 600 bis 1000 Mark jährlich bemessen, so bildet der Betrag für bürgerliche Verhältnisse einen immerhin willkommenen Zuschuß zu sonstigen Einnahmen, ohne dem Friedensrichter das stolze Bewußtsein zu nehmen, daß er dem Lande an hervorragender Stelle Dienste leistet, die im wesentlichen durch die Ehre des Amtes belohnt werden.

Die wichtigste Folge der Einführung der Friedensgerichte wird eine beträchtliche Verminderung der kleinen Rechtsstreitigkeiten sein. Es ist zu erwarten, daß in Deutschland, wie im Ausland, über die Hälfte dieser Streitsachen, rund eine Million, in Güte beigelegt werden. Damit werden die wirtschaftlich Schwachen vor ebenso unnützen wie unerschwinglichen Ausgaben bewahrt, die oft zum Verderben ganzer Familien und in natürlicher Folge zur Vermehrung der Verbrechen führen. Also werden die Zivil- und Strafjustizbehörden, aber auch die Armenhäuser und

Digitized by Google

die Gefängnisse durch die Reform entlastet. Ein sich stetig erneuernder, berechtigter Grund zur Unzufriedenheit wird aus dem Wege geräumt. — Wenn eine gütliche Einigung nicht zu erzielen ist, so erläßt der Friedensrichter, erforderlichenfalls nach Vernehmung von Zeugen oder Sachverständigen, das Urteil. Die Parteien erhalten in kurzem Prozeß schnelle Entscheidung; an die Stelle der hohen Kosten treten geringe. Beides werden sie sicherlich als Wohltat empfinden. Was sie bei dem Friedensgericht nicht erhalten, ist eine Entscheidung nach strengem Recht. Verlangt das Rechtsbewußtsein des Volkes eine solche, so müssen die Friedensgerichte verworfen werden. Es scheint aber nicht der Fall zu sein. In einer Reihe von Kulturländern hat man für kleine Streitigkeiten längst auf Anwendung des gelehrten Rechts verzichtet.* Gleichwohl ist die Tätigkeit des Friedensrichters auch auf diesem Felde erfolgreich gewesen; sonst hätte man seine Zuständigkeit schwerlich erweitert. Es läßt sich auch nicht behaupten, gerade in Deutschland erfreue sich das strenge Recht besonderer Beliebtheit. Verschiedene Umstände sprechen eher für das Gegenteil. Die Laien wollen sich die Mitwirkung an der Rechtsprechung durchaus nicht nehmen lassen, obwohl sie der wenig dankbaren Aufgabe große Opfer bringen müssen. Der Ruf nach Sondergerichten will nicht verstummen, obwohl schon Kaufmanns- und Gewerbegerichte neben den Handelskammern, Schöffen- und Schwurgerichten bestehen und Schiedsgerichte in der Industrie zu einer ständigen Einrichtung geworden sind. Die fortdauernden Klagen über die Weltfremdheit der Richter mögen noch so unbegründet sein, doch sprechen sie gleichfalls für eine tiefgehende Unzufriedenheit mit der Rechtspflege. Das Übel liegt kaum in der Ausbildung der Juristen, noch weniger in den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung, sondern in der Tatsache, daß ein umfangreiches, geschriebenes Recht besteht, welches den Richter bindet und ihn, wie den Anwalt, zu künstlichen, ja spitzfindigen Schlüssen und Auslegungen verleitet, die dem natürlichen Rechtsbewußtsein widerstreben. Das natürliche Rechtsbewußtsein läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Es ist und bleibt die Quelle des Rechts. Man soll nicht darüber spötteln, daß der Laie den Anspruch erhebt, Gesetz und Urteil mit seinem gesunden Menschenverstand zu erfassen. Das ist sein gutes Recht. Ein Gesetz, wie ein Urteil, muß durchsichtig klar und in sich selbst verständlich sein, weil es für die Rechtsuchenden bestimmt ist. Man soll ebensowenig mit Häger über die „sogenannte“ Billigkeit spotten. Denn nur, was recht und billig ist, wird von dem Rechtsbewußtsein, dem Volksgewissen, anerkannt. Unbestechliches Gefühl richtet jedes Urteil nach ewigen Gesetzen. Vom Rechte, das mit uns geboren ist, will am letzten Ende kein Mensch lassen. Gesetzt den Fall, ein Jurist kommt in die unglückliche Lage, für sich selbst einen Prozeß führen zu müssen, wird es ihm da etwa genügen, wenn er mit Hilfe der Einrede der mangelnden Aktiv- oder Passivlegitimation siegt, oder wegen Verjährung des gegnerischen An-

* Friedensgerichte bestehen nicht etwa nur in Frankreich, Italien und der Schweiz, sondern auch in Belgien, Spanien, Portugal, Rußland. In Spanien ist ihre Zuständigkeit unlängst von 250 Pesetas oder Franken auf 500 Pesetas ausgedehnt. (Gesetz über die Reorganisation der Munizipalgerichtshöfe vom 5. August 1907, Art. 18.)

Digitized by Google

spruchs, oder weil in einer Zustellungsurkunde das Datum nicht ausgefüllt ist? Jeder gerade denkende Mensch wünscht ein Urteil, das seinen Anspruch auf Treu und Glauben und auf Recht und Billigkeit als begründet anerkennt. — Wenn die Römer ihren Prätoren eine rechtsumgestaltende Wirksamkeit einräumten, so hatte das seinen guten Grund. Es war die natürliche Folge der Unzufriedenheit mit dem strengen Recht, mit dem eifersüchtigen Festhalten an dem Buchstaben des Gesetzes. Nach dem treffenden Wort des Kaisers Marcianus bilden die prätorischen Edikte gegenüber dem toten Buchstaben des geschriebenen Rechts die viva vox den lebendigen Ausdruck des ius civile. Sie dienten nicht nur zur Weiterbildung und Ergänzung, sondern auch zur Umgestaltung zivilrechtlicher Bestimmungen, wenn diese der aequitas widersprachen. So hoch stellte das gereifte römische Rechtsgefühl nach dem Zeugnis Papinians die Billigkeit. Billigkeit und moralisches Recht forderte die öffentliche Meinung Roms von der Rechtspflege. Dasselbe fordert, wenn nicht alles täuscht, die öffentliche Meinung in Deutschland. Diesem Verlangen kann der Berufsrichter pflichtgemäß nur innerhalb der ihm gezogenen Grenzen nachkommen. Der Friedensrichter kann es in vollem Umfang. Man wird es ihm deshalb gern verzeihen, daß er die eine oder andere ihm unbekannte Bestimmung unbeachtet läßt, wenn er nur den Grundsätzen der Billigkeit treu bleibt. So wird sich ein breiter Strom Volksrecht in das Rechtsleben ergießen. Volksrecht und Juristenrecht, für verschiedene Gebiete bestimmt und darum zunächst getrennt voneinander, werden sich mit natürlicher Notwendigkeit gegenseitig beeinflussen und einander durchdringen. Der Friedensrichter wird grundlegende Sätze des geltenden Rechts — daß unsittliche Geschäfte nichtig sind, daß Kinder sich nicht verpflichten können, auch für seine Entscheidungen zur Richtschnur nehmen. Der Berufsrichter seinerseits, entlastet vor Arbeiten, die seiner nicht würdig sind, wird bei den ihm vorbehaltenen wichtigeren Aufgaben die Starrheit des geschriebenen Rechts mehr und mehr mildern im Sinne der Billigkeit. Berechtigte Beschwerden verlieren damit den Boden. Und ein hohes Ziel sozialer Fürsorge auf dem Gebiete der Rechtspflege wird erreicht: Die Minderbemittelten, mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung, werden in der überwiegenden Zahl aller Fälle vor verderblichen Prozessen geschützt; in den übrigen, nicht zu schlichtenden Fällen wird ihnen eine schnelle, mit wenig Kosten verbundene volkstümliche Entscheidung zuteil. So muß man aus inneren wie aus äußeren Gründen annehmen, daß die Friedensgerichte in Deutschland eine ebenso segensreiche Tätigkeit entfalten werden wie in Italien und in der Schweiz.

Aschersleben — Georg Bamberger

Ein Justizmord?

Ein unschuldiger Mensch wird eines schweren Verbrechens angeklagt, das Gericht verurteilt, die Gesellschaft ächtet ihn. Aus dem Gefängnis entlassen, spricht er einen nach dem andern an: er sei unschuldig. Aber jeder läßt ihn achselzuckend stehen — wie sollte man ihm glauben dürfen, da er doch vom Gericht verurteilt ist. Das Gericht kann doch unmöglich einen Unschuldigen verurteilt haben! Wäre dem aber doch so —

Digitized by Google

ein grauenhafter Gedanke. Wir finden es unmenschlich, jemandem das Gehör zu verweigern, der seine Unschuld beteuern, ja beweisen will. Darum meinen wir: es ist Pflicht der anständigen Presse, der Bitte des ehemaligen Rektors Robert Bock, daß man seinen Fall nochmals prüfen solle, wenigstens zu Gehör zu verhelfen, und um so mehr, als und doppelt, weil dieser Fall zugleich auf Mängel in unsrer Strafprozeßordnung deutet.

Bock wurde am 4. März 1911 von einer Berliner Strafkammer zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust verurteilt. Er schildert nun in einer Broschüre „Wegen Sittlichkeitsverbrechen verurteilt!" die Geschichte seiner „unschuldigen Verurteilung".

Als Bock zum erstenmal verhaftet wurde, geschah das auf die Denunziation einer ehemaligen Schülerin hin, die seit ihrem achten Jahre mit Schlafburschen verkehrt hatte und der Fürsorgeerziehung anheimgefallen war. Ihre Mutter war infolge eines der Staatsanwaltschaft übergebenen Berichtes des Rektors Bock an die städtische Schuldeputation wegen schwerer Kuppelei zu einem Jahr und drei Monaten Zuchthaus verurteilt worden. Weil die Zeugin dann ihre Aussage widerrief und für „erlogen" erklärte, wurde Bock nach drei Tagen wieder in Freiheit gesetzt. Diese Denunziation wäre nun, nach Bock, eine böse Tat gewesen, die wieder Böses erzeugte. Er hatte im Lehrerkollegium einen Feind — welcher Rektor hätte den nicht —, der dafür sorgte, daß der einmal gegen ihn erregte Verdacht sittlicher Verfehlungen nicht einschlief. Die Staatsanwaltschaft fuhr fort, durch denselben Polizeikommissar, der die umgefallene erste Belastungszeugin vernommen hatte, nach neuen Verdachtspuren suchen zu lassen. Die zweite Belastungszeugin, die gefunden wurde, war das dritte uneheliche Kind eines Dienstmädchens. Als sie im Alter von zehn Jahren auf Bocks Schule kam, war sie bereits von der Behörde vom öffentlichen Schulunterricht ausgeschlossen gewesen, weil sie ihre Mitschülerinnen sittlich gefährdete. Als sie die Schule verließ, wurde Bock vom freiwilligen Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen zu ihrem Pfleger bestellt. Dieses Amt legte er später, kurz vor der zweiten Verhaftung, nieder, weil die ehemalige Schülerin trotz vieler Verwarnungen „den breiten Weg eingeschlagen hatte, den so viele wandeln".

Als Bock wieder in Untersuchungshaft kam, lag nur die Beschuldigung dieser einen Zeugin vor. Nun setzte aber ein ausgedehntes Ermittelungsverfahren ein. Zugleich ergoß sich aus einer „dem königlichen Polizei-Präsidium nahestehenden Korrespondenz" in die Presse eine gewaltige Flut von Verdächtigungen, die sich hernach in der Hauptverhandlung als große Übertreibungen oder reine Verleumdungen erwiesen. Bock behauptet ferner, daß bei den polizeilichen Vernehmungen Suggestivfragen eine große Rolle spielten, und fährt fort: „Der Zweck der Verleumdungen liegt auf der Hand: Das Publikum und die Belastungszeugen sollten wider mich aufgehetzt und aufgepeitscht, etwaige Entlastungszeugen aber eingeschüchtert und an mir irregemacht werden. . . . Jene Verleumdungen wirkten wie ein Lockruf, wie ein Appell an die niedrigsten Instinkte schlechter Menschen. Man bedenke doch: Wenn Monate hindurch dem zeitunglesenden Publikum Nachrichten aufgetischt werden, gegen die der berüchtigste Brigant in den Abbruzzen als

Digitized by Google

Musterknabe erscheinen muß, dann ballte sich wohl manchen Vaters Hand mit den Worten: »Nein, was doch dieser Rektor für ein schlechter Mensch gewesen ist. Da spielt er in der Gemeinde den Heiligen, und nun kommt die Polizei und reißt ihm die Maske vom Gesicht. Höre, Mädchen, wenn du etwa als Zeugin geladen wirst, daß du mir dann ordentlich scharf aussagst!« — Zur Hauptverhandlung wurden über hundert Zeugen geladen. Aber viele Belastungszeugen fielen wieder um. Das Gericht schenkte nur dreien Glauben. Der Antrag des Staatsanwalts lautete auf zwei Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust; das Urteil, wie gesagt, auf ein Jahr und drei Monate Gefängnis, wovon sechs Monate als durch die Untersuchungshaft verbüßt angesehen wurden.

Müssen wir nun die Angaben des Rektors Bock glauben? Dürfen wir, wenn seine Ausführungen uns an seiner Schuld zweifeln machen, unbedingtes Vertrauen in unsre Rechtsprechung setzen?

Das Vertrauen des Volkes zu seinen Gerichten wird stark von der Art und Weise beeinflußt, wie Untersuchungen und Verhandlungen vorbereitet und geführt werden. Es ist leicht, den Glauben an ein Urteil in der öffentlichen Meinung zu erschüttern, wenn man zeigen kann, daß die Prozeßordnung eine gründliche Erforschung des Sachverhalts nicht zuließ, vielmehr eine einseitige Beleuchtung des Tatbestandes begünstigt und dadurch wichtige Tatsachen gar nicht für das Urteil zur Geltung kommen läßt.

Schon die Leichtigkeit, womit bei uns jemand in den Anklagezustand versetzt werden kann, mag dann und wann die mit der Untersuchung betrauten Organe der Rechtspflege dazu verführen, ihre Aufmerksamkeit mehr dem zuzuwenden, was gegen den Angeschuldigten, als dem, was für ihn spricht. Man gesteht ja sich oder gar der Öffentlichkeit nicht gern ein, jemandem durch eine vorschnell erhobene Anklage oder eine leichtfertig über ihn verhängte Untersuchungshaft unheilbaren Schaden zugefügt zu haben, und so wächst denn allzuoft der Eifer, Belastendes zu erfahren, Belastungszeugen zu gewinnen, der Neigung eines Zeugen Vorschub zu leisten, Ables von dem Angeschuldigten auszusagen, um so doch noch Belege für das zu erhalten, was man als wahr annimmt. Man erwäge, daß so gut wie gar keine gesetzliche Bürgschaft gegen Mißbräuche des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft besteht. Ein Journalist, der unter Umständen auch von Berufs wegen etwas wie öffentlicher Ankläger sein kann, wird nicht nur wegen Beleidigung oder Verleumdung schwer bestraft, wenn er nicht jedes Tüpfelchen des Behaupteten beweisen kann, und auch dann, wenn seine Absicht erweislich die beste war; er kann sogar wegen Körperverletzung verurteilt werden, falls der Beleidigte durch ärztliches Attest glaubhaft macht, daß jene Beleidigung seine Gesundheit geschädigt habe. Bei der Staatsanwaltschaft dagegen kann die Amtspersonen, die einen verhaften lassen, keine einigermaßen ähnliche Strafe erreichen, selbst wenn sie mit grober Fahrlässigkeit gehandelt haben. Der Untersuchungsgefangene aber ist obendrein einem Untersuchungsverfahren ausgesetzt, das es den Zeugen leicht macht, ihn zu verdächtigen, ihm aber schwer, Verdächtigungen zu entkräften und das aufzuklären, was gegen die Beschuldigung spricht.

Würde in Deutschland ein System der Voruntersuchung wie das englische oder amerikanische angewandt, so brauchten wir weniger leicht an

Digitized by Google

Justizirrtümer zu glauben, so würden wir jetzt beispielsweise leichteren Herzens über Bocks Unschuldsbeteuerungen hinweggehn können.

Im Staate New York gelten zum Beispiel für die Voruntersuchungen unter anderm folgende Bestimmungen: der Polizeirichter soll dem Verhafteten sofort die gegen ihn erhobene Anschuldigung mitteilen und ihm eröffnen, daß er sich eines Anwalts bedienen dürfe. Er soll dem Angeschuldigten einen billigen Aufschub gestatten, damit er einen Anwalt herbeirufen kann. Er soll auf Verlangen des Angeschuldigten einen Gerichtsdiener zu dem schicken, den der Angeschuldigte bezeichnet. Dieser Anwalt muß freilich am Orte wohnen. Die Voruntersuchung soll in einer Sitzung durchgeführt werden; es wäre denn, daß gute Gründe für Vertagung angeführt und bescheinigt würden. Die Vertagung darf nicht öfter als dreimal und nie für mehr als zwei Tage verhängt werden, so daß die ganze Voruntersuchung in sechs Tagen zu Ende zu bringen ist, wenn nicht der Angeklagte zu einem längeren Aufschube seine Zustimmung erteilt oder auf einen solchen anträgt. Durch andere Bestimmungen ist dafür gesorgt, daß der Angeschuldigte sofort Zeugen für seine Entlastung laden lassen kann, daß er wie sein Anwalt bei der Vernehmung aller Zeugen zugegen sein und sie ins Kreuzverhör nehmen darf, ferner: daß das Verfahren in der Regel öffentlich, auf Wunsch des Angeklagten aber geheim sein muß. Das Geheimnis soll in diesem Falle dazu dienen, den Angeschuldigten vor Wirkungen ungünstiger Zeugenaussagen auf die öffentliche Meinung zu bewahren.

Die amerikanische Voruntersuchung achtet den Angeschuldigten als einen Menschen, der in eine Gefahr geraten ist; sie ist zu ritterlich, um ihn in seiner Notwehr mehr zu beschränken, als es die öffentliche Sicherheit erheischt. Die deutsche Voruntersuchung macht den Verhafteten wehrlos, so daß seine Feinde und Verleumder freies Spiel haben. Es ist auch bezeichnend, daß die Staatsanwälte in Amerika (der Generalanwalt und die Distriktsanwälte) bei der Voruntersuchung nicht unbedingt mitzuwirken brauchen und beim ganzen Verfahren auf seiten der Anklage kaum eine andere Stellung einnehmen als der Verteidiger auf seiten des Angeklagten.

Der ehemalige Rektor Bock hat unbedingt recht, wenn er behauptet: Auf die Weise, wie in seinem Prozeß verfahren worden ist, könnte jeder Rektor und Lehrer an einer Mädchenschule zu Tode gehetzt werden, da jede Schule unter ihren Schülerinnen schlechte Elemente hat; man „entfache nur die schlechten Instinkte des Menschen durch eine verleumderische Zeitungshetze und einseitiges Drängen der Zeuginnen nach einer falschen Richtung — und die Sache wird immer klappen!“ Die Zeuginnen gegen Bock waren durchweg moralisch verkommene Geschöpfe, dazu unansehnliche Gestalten, bleichwangig, blutarm, hohläugig, mager und hager, meist in dürftigem, fadenscheinigen Gewande. Es traten auch Zeuginnen auf, die bildhübsch waren, aber gerade die bekundeten nichts Belastendes. In den Zeitungsmeldungen, die einer „dem königlichen Polizei-Präsidium nahestehenden Korrespondenz“ entstammten, hatte es geheißen, Bock habe sich hübsche, kräftige, vollentwickelte Mädchen für seine angeblichen Zwecke ausgesucht. Auch das spricht in diesem Falle für die Möglichkeit eines Justizirrtums. Zwei von den Belastungszeuginnen haben Bock einen schriftlichen Widerruf ihrer Zeugenaussagen übergeben, aber damit hat

Digitized by Google

dieser, der sich vergeblich um ein Wiederaufnahmeverfahren bemüht, nichts anfangen können, da die Widerrufe erst Gültigkeit erlangten, wenn die betreffenden Zeuginnen rechtskräftig wegen Meineid verurteilt würden! Natürlich setzten sie sich einer solchen Gefahr nicht aus, widerriefen vielmehr, als ihnen die Meineidsklage drohte, ihren Widerruf. Solche Widerrufe mögen nicht viel wert sein, aber die widerrufenen Aussagen vor Gericht können dann nicht viel mehr taugen. Wenn Zeugen während einer Gerichtsverhandlung vorgeworfen wird, daß sie früher anders aussagten, so glauben manche, sich eine Blöße zu geben, wenn sie nicht zur alten Unwahrheit zurückkehren. In diesem Falle brauchte zudem keine der Belastungszeuginnen zu befürchten, daß ihr eine Unwahrheit nachgewiesen werden könne.

Man nehme nun einmal an, Bock sei unschuldig verurteilt worden: welch großes Unrecht wäre ihm dann widerfahren, ohne daß er dafür Genugtuung erlangen könnte. Die verbüßte Gefängnisstrafe ist noch das Wenigste. Er hat sein Amt nach dreißigjähriger, anerkannt vorzüglicher Wirksamkeit verloren. Er hat während der Untersuchungshaft einen Blutsturz erlitten, der seine Gesundheit schwer erschütterte. Ein Sohn von ihm hat sein Studium unterbrochen und ist Schiffsjunge geworden. Seine Frau hat sich von ihm scheiden lassen, um eine Stelle als Lehrerin bekleiden zu können. An all dem Unglück aber wären nur die Fehler unsrer Strafprozeßordnung schuld, die die Voruntersuchung Falsch- und Meineide geradezu ausbrüten läßt. Malzan

Lose Blätter

Aus Arno Holzens Werken

[Arno Holzens erste Gedichte, das „Buch der Zeit", das im Banne alter Formen und damals (1885) hochmodernen Denkens geschaffen war, hatte in literarisch interessierten Kreisen einen großen Erfolg; es wurde auch noch nicht gleich wieder still von Holz. Die mit Schlaf gemeinsam herausgegebenen Bücher „Papa Hamlet" (jetzt in der Sammlung „Neue Gleise", Berlin, Fontane) und „Familie Selicke" erregten großes Aufsehen, vorab durch die unerhörte Naturtreue der Darstellung. Das zuletzt genannte Bühnenstück errang sogar noch des alten Theodor Fontane warme Anerkennung. Viele Jahre später, nachdem Holz sich lange mit Gelderwerbarbeiten hatte behelfen müssen, erschienen seine „Sozialaristokraten" (in Kommission bei Mänicke u. Jahn), eine Komödie, „das erste einer großen Reihe von Bühnenwerken, die, wie ihr Gesamttitel »Berlin. Die Wende einer Zeit in Dramen« bereits andeutet, zusammengehalten durch ihr Milieu, alle Kreise und Klassen spiegelnd, nach und nach ein umfassendes Bild unserer Zeit geben sollen". Das Stück hatte wenig Erfolg und wurde nicht einmal aufgeführt. Trotzdem trat Holz, noch unentmutigt, 1898 und 1899 mit seiner „Phantasus"-Lyrik auf den Plan. Hatte er nach seiner Meinung schon durch die vorherigen Bücher für die Dramatik die „Entwicklungsmöglichkeit" geschaffen, die „in die Zukunft führen" konnte, so glaubte er durch diese Gedichte für die Lyrik ebenfalls den notwendigen neuen Weg zu weisen. Trotz einzelner warmer

Digitized by Google

Anerkennung blieb aber auch diese Veröffentlichung erfolglos, sie wurde sogar in überaus heftiger Weise öffentlich angegriffen. Holz mußte nun abermals für lange Zeit verstummen, bis er endlich mit der großen Tragödie „Sonnenfinsternis“ (Sassenbach, Berlin) den Beweis erbrachte, daß seine dichterische Kraft ungebrochen war. Über dieses Werk standen in einem Aufsatz „Arno Holz und seine »Sonnenfinsternis«“ folgende Worte im Kunstwart (XXIV, 17), die der Verfasser in vollem Umfange aufrecht hält: „Die »Sonnenfinsternis« ist das durchgearbeitetste, reifste, zielsicherste Drama, das unsere Tage hervorgebracht haben.“ Und auch dieses Werk blieb von der Kritik wie von der Bühne, die damit eine Ehrenpflicht versäumte, völlig unbeachtet. Außer im Kunstwart und im Literarischen Jahresbericht des Dürerbundes wurde es nicht einmal irgendwo *besprochen*! Man kann also wohl sagen, daß der Dichter Arno Holz zunächst einmal des wirklichen Verständnisses, einer willigen Leserschaft bedürfte. Denen, die ihn näher kennen, ist nicht für den Erfolg bange, wenn es nur erst gelänge, ihm *Leser* zu schaffen. Allerdings, leicht eingänglich sind seine Werke nicht. Das kann man schon daraus schließen, daß in ihnen neue Wege betreten sein sollen — möge es damit stehen wie es wolle, fremdartig für den Unvorbereiteten wirken Holzens Werke auf jeden Fall. Aber das darf niemand hindern, den Weg zu ihrem tiefen Gehalt innerlich zu suchen. Wir geben nicht wieder eine Probe aus der „Sonnenfinsternis“, wie vor zwei Jahren, sondern diesmal eine aus den leichter eingänglichen „Sozialaristokraten“ und ein paar Gedichte aus dem „Phantasus“.* Besonders die letzten sollten nicht nur flüchtig gelesen, sondern am besten mit lauter Stimme, ganz eingefühlt in den worteignen Rhythmus der Verse, aufgenommen werden, damit sich aus den seltsamen, wie aus den alltäglich scheinenden Zeilen das tiefe Gefühl, die eigentliche lebendige Kraft erschließe. Die „Sozialaristokraten“ enthalten in fünf Akten eine literarisch-politische Handlung, die voll ist von witzigen und satirischen Einzelheiten und die eine Fülle geistigen Lebens und urdrolliger Lebenslagen zu einem auf feinste Art unterhaltenden Ganzen vereinigt. Die Wiedergabe der Wirklichkeit darin — soviel wird auch zugeben, wer etwa dem Gegenstand innerlich fern bliebe — entzückt unmittelbar durch die schlagende Sicherheit der individuell-sprachlichen Charakteristik und die vollendet sichere Zeichnung des Milieus. Wiewohl das Werk fast zwanzig Jahre alt ist, könnte es noch heute gespielt werden und würde gewiß, besonders in Berlin, nicht erfolglos bleiben. „Die Tage des ersten Nietzscherummels, der Mitte Neunzig alle Hirne verdrehte . . ., sind von Arno Holz in diesem seinem ersten Meisterwerk mit einer so verblüffenden Treffsicherheit festgehalten und wiedergegeben worden, daß die Freude an diesem souveränen Werk um so größer wird, je verzeihend wohltätiger eine alles ausplanierende Zeit dessen menschliche »Urbilder« in die Vergangenheit rückt.“** Möge es

* „Phantasus“ erscheint in diesem Jahre neu im Verlage C. Reißner, Dresden.

** Aus einem eben (im Verlage C. Reißner, Dresden) erschienenen Buche von *Robert Reß*, „Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung. Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk“. Mit leidenschaftlicher Wärme, die allerdings in der Polemik gegen Andre

Digitized by Google

denn seine Lebenskraft, und nicht nur an dieser Stelle, beweisen. Noch mehr muß man dies wünschen von Arno Holzens neuestem, eben erschienenem Werk, der fünfaktigen Tragödie „Ignorabimus“ (Berlin. Die Wende einer Zeit in Dramen, 3. Teil. Verlag C. Reißner, Dresden). Dieses Werk, das schon durch die riesigen Ausmaße — 454 große Seiten — und als Niederschlag einer auf den ersten Blick erkennbaren gewaltigen Arbeit einen hohen Begriff von Holzens Fähigkeit gibt, ist sein größtes und überraschendstes. Wir besprechen es später. Es wäre dringend zu wünschen, daß dieser Arbeit endlich die öffentliche Aufmerksamkeit und Teilnahme zuteil würde, die Arno Holz in jedem Falle mehr verdient als ein paar Dutzend der vom Alltag Bevorzugten.]

Aus den „Sozialaristokraten“

Erster Akt

(Oskar Fiebig, Gelegenheitsdichter, Fünfziger. Schwarzes, straffes, langgeschnittenes Haar. Kurzer, starker Schnurrbart, Fliege. Im ersten Akt unrasiert. Lebhafte schwarze Augen, weiche Gesichtszüge, gutmütiger, kluger, humoristischer Ausdruck. Rosiger Teint wie gepudert. Sanguiniker. Beim Sprechen schneller Tonfall. Endet seine Sätze mit Vorliebe in einer Art halb sich beschwerender, halb fragender Akzentuierung. Stattliche Figur, durch das Alter etwas knickebeinig. Kleidung im ersten Akt ein rotplüschener Schlafrock; Schlips und Kragen nicht vorhanden. Da Herr Fiebig während der ganzen Dauer dieses Aktes seinen Platz vor dem Schreibtisch, sogenannter Lutherstuhl, nicht verläßt, wird weiteres nicht sichtbar. In den übrigen Akten ist er frisch rasiert und trägt, bevor er ablegt, einen Zylinder, dessen Fasson bereits ein wenig veraltet scheint, und einen sehr langen, dunkelbraunen, mit schwarzen Borten eingefaßten Taillenpaletot mit schmalem Krimmerkragen und einem außergewöhnlich hoch ansetzenden Schlitz versehen. Ebenholzstock mit Elfenbeinkrücke.

Seine Frau, Vierzigerin. Gesundes, breites Gesicht. Korpulent. Phlegmatisch. Tonfall verdrossen-brummig.

Anna, Tochter, Neunzehn. Backfischallüren, Ammibändchen.

Hahn, Einundzwanzig. Naives, hübsches, frisches Gesicht. Erste Schnurrbartspuren. Modern kurzgeschorenes Haar. Blond. Dunkler Jackettanzug mit viel Manschette, die ab und zu unbewußt zur Geltung gebracht wird. An der Uhrkette viel Bammelagen. Vom zweiten Akt ab hellgrauer Havelock, Seidenzylinder und genau so einen Stock wie Herr Fiebig.

Dr. B. Gehrke, Schriftsteller, Anfang Dreißig. Große, massige, pronociert männliche Figur. Blondes, langes, lockeres, zurückgekämmtes Haar, von welchem ihm von Zeit zu Zeit eine Strähne über die Stirn fällt, die er energisch zurückwirft. Kneifer ohne Band. Blaue Augen. Sogenannt urgermanischer Typus. Schwankend zwischen Waldmensch und Oberlehrer. Gesichtsausdruck Langweiligkeit gepaart mit Trivialität. Eine gewisse Offenheit. Selbstbewußt. Herablassend. Zu Meischen nachsichtigzärtlich. Kleidung Jägerscher Schnitt, dazu Leinwandkragen und flatternder, auf blauem Grunde weißgetupfter Akademikerschlips. Hosen etwas zu

sich zur Siedehitze steigert, tritt hier ein Freund für den Dichter ein, indem er Leben, Denken und Werke Holzens auf über 200 Seiten anschaulich schildert.

Digitized by Google

kurz und in den Knien ausgearbeitet. Nie ein Paletot, großer schwarzer Schlapphut. Rede klangvoll-pedantisch. Jackett zweireihig und stets bis oben zugeknöpft. Eine häufige Geste, daß er die drei ersten Finger der linken Hand leicht in die äußere linke Brusttasche steckt, aus welcher das Taschentuch hervorsieht, doziert er dabei, so spitzt er Daumen und Zeigefinger der Rechten und sticht damit gerade vor sich hin; häufig mit Bleistift. Als Vorsitzender gewandt.

Meischen, seine Frau, Ende Dreißig. Klein. Nicht mager. Verwischtes Blond. Ponyfrisur. Blasses, rundliches Gesicht. Lebhaft-sentimental. Sächsischer Dialekt. Glücklich. Ihren Mann beständig bemutternd. Auffallend jugendlich gekleidet. Passée.

Wilhelm Werner, Buchdrucker, genannt Elefantenwilhelm, Ende Vierzig. Stark. Untersetzt. Blonder, kräftiger, krauser Vollbart. Gesichtsfarbe kerngesund. Dicke Brauen. Augen knallblau. Ausdruck verschmitzt-biedermännisch. Ungeheure Hände, dröhnender Baß. Plumpe Gangart, woher sein Spitzname. Unverwüstlich. Kleidung gewöhnlich.)

(Arbeitszimmer des Herrn Fiebig. Behaglich ausgestatteter Raum. An den Wänden eine Lithographie Virchows und verschiedene Öldruckbilder: eine badende Nymphe, Schweizerlandschaften und ähnliches. Rings Glasschränke und Regale mit Büchern. Auf den Stühlen sogenannte Prachtwerke. Ein riesiger Globus und eine Büste von Schiller aus ganz gelb gewordener Elfenbeinmasse. Dicker, nicht zu teurer Teppich. An der Seitenwand links ein buntes Paneelsofa, auf dessen Etagere allerhand Nippes: die Thorwaldsenschen drei Grazien aus Biskuit, ein imitierter Talerkrug, ein Straußenei, Dürers Geburtshaus aus Pappe, ein Wachsapfel auf einem Glasschälchen, mehrere zum Teil irisierende Spitzgläser und ein chinesisches Kaffeetäßchen. Davor ein großer, viereckiger, schöngeschnitzter Eichentisch, der etwas von dem kleinbürgerlichen Stil des übrigen absticht. Zwei Türen, von denen eine im Hintergrund. Herr Fiebig ganz vorn rechts in seinem Lutherstuhl vor dem Schreibtisch, der in der üblichen degenerierten Renaissance gehalten ist. Links vor ihm auf einem kleinen Hocker Herr Hahn. Überzieher, kleiner, steifer Hut auf den Knien.)

Fiebig: Ja, wissn Se, det stimmt. Se ham an de richtje Quelle jekloppt. Beziehungn zu de Presse hab'k ne ganze Menge. Fümvunzwanzich Jahre sitz ick hier nu schon in Sattl. Det Erste, verstehn Se, wah mein jroßet Epos „Frankreichs Maul un Deutschlands Faust". Sind bloß de erstn zwee Jesänge rausjekommn. Verschiednes draus is je populär gewordn. Wissn Se, aus de Belagrung vor Paris. Se feiern je jrad det Jubeläum jetz.

Die Soldatn schwelchn
in den Sanftfotelchn.

Na! Und denn is doch auch der erste Reim uf Mensch drin, verstehn Se. Ick laß n Turko jejn ne Mauer stelln. Mittn aus de Wüste Sahara! Son recht drifjet Luder, det mit die Zähne bleckt!

Füsiliert noch rief er: Wenn schon, denn sch . . .
Puff! bei letzter Silbe starb der Mensch!

Kaiser Friedrich hat mer dreißich Daler jeschickt. Bismarck jab nischt.

Digitized by Google

Bloß, Ha Hahn tische liegt, und (nimmt das Manuskript, das vor ihm auf dem Schreib- würde Ihn janich wirft es wieder auf die Platte zurück), offn jestandn, ick noch Keener. ratn, det schon jetz druckn zu lassn. Ihn kennt ja wer kooft dn det? Vleich son Band Jedichte von son unbekanntn Menschn,

Hahn: Ach, Herr Fiebig, das ist der, der da immer in den Volksver- sammlungen und wohl auch neulich auf dem sozialistischen Parteitag . . .?

Fiebig: Nu, sehn Se, den kennt jeder. Dets der Führer von die jungen Kommenden! Wenn der Bebeln vorjn Sommer jejn de Wand jedrückt hätte, hättn wir heute schon die neue Jesellschaftsordnung! Nu habn se ihn rausjeschmissen.

Hahn: Das muß doch ein fabelhaft interessanter Mensch sein.

Fiebig: Det hab'k ihn schon selber jesaacht. Passn Se uf, Dokter, hab'k ihn jesaacht. Sie reitn doch noch mal durcht Brandnburjer Dor! An de Spitze von de Arbeiterbattaljone! Als der neue Lassalle! No, un wie is dem jejangn? Det kann'k Ihn sagn: Ihre Sachn sind ja janz jut. Wissn Se, „Lieder eines Schmetterlings" dets n Titl. Schmetter- ling is ne poetische Fijur, un Lieder eenes Schmetterlings dets ohr- jenell. Könn Se sagn, wat Se wolln. Bloß, Lieder eenes Jber- menschn . . .? De janze Welt redt jetz von Jbermenschn! Nitschkn ham Se doch jelesn?

Hahn (schweigende Zustimmung).

Fiebig: Nu ja, sehn Se. Un jekooft is Jehrke ooch nich! Mein Freund Werner hat n jedruckt. De janze Uflage hatter noch ufn Halse. Abber ick wer Ihn wat sagn. Wer macht dn heit alles. Die Zeitungn! Der Lokalanzeijer! Versuchn Se doch mal. Schickn Se doch in. Se könn sich ja uf mir berufn. Scherln hab'k mal bei Aschingern jesehn. Jehrke hats ooch so jemacht. Der hat iberall drin jestandn. In Vorwärts, int Quellwasser fors deutsche Haus, in Pahn, wat weeß ick. Abber den hat det natierlich nischt jeholfn. Der Mann hat zu ville Jejner, verstehn Se. Ick wer doch nich von mein Jejner n Buch koofn? Jehn Se doch mal ran zun Pahn. Wer in Pahn drin steht und in Lokalanzeijer, hat alles. Der hat det Volk un der hat de obern Zehndausnd.

Hahn: Ja, fortgeschickt hab ich schon viel, Herr Fiebig. Auch ans Deutsche Dichterheim. Da muß man abonniert sein, wenn man auf- genommen wird. Aber die wollten's erst im nächsten Quartal bringen

Fiebig: So . . . Na, wat ham Se dn injeschickt?

Hahn (aufgestanden und halb über das Manuskript gebeugt, in dem er nachblättert): Hier, das letzte, Herr Fiebig. Schmetterlings Tod.

Fiebig: Schmetterlings Tod. Det hat mir jefalln. Wissn Se: wie Se so iber det Wasser fliejn und so in Jhrn eijnen Spiejelbild die wieder- jefundne Jeliebte zu sehn jlaubn und denn so mit die nassn Fliejl int Wellnjrab sinkn . . . det soll Ihn mal erst eener nachmachn! Wissn Se, dets Trajik. So is det Leben! Nu . . . na . . . unne . . . ham set dn nu jedruckt?

Hahn: Nein. Sie hatten immer son Raummangel. Aber ich glaube, das war bloß Ausrede.

Fiebig: Die Brieder! Na, un det Abbonnemang ham Se doch nu ufjesteckt?

Hahn: Nein. Ich dachte, vielleicht bringen sie denn mal was andres.

Digitized by Google

Fiebig: Nu ja, sehn Se, denn sind Se ja schon ufn rechtn Weje. Jloobn Se (mit dem Daumen nach dem Bild hin) Firrchohn is mit een Dage jroß jewordn? Den hattn se ooch zuerst nach Schlesjen jeschickt. Da hatter n Hungertyphus entdeckt! Wie alt sind Se dn nu eijntlich?

Hahn (verschämt): Einundzwanzig.

Fiebig (sich zurücklehnend): Eenunzwanzich! (Klappt die Dose auf) Ach Jott, ja! Da steht een noch die janze Welt offn! (Priese) Ick wah ooch mal jung! Wissn Se: In Friehling, wenn so de Nachtijalln schlagn und so de Jliehwirrmer un Freind Luna . . . Liebe kennt keene Sprache! Aus die Zeit stammn meine scheenstn Jedichte:

Ins Idyll versunkn,
quaken Frösch und Unkn,
leid- und liebestrunken,
durch die Nacht!

Hab'k mal for die Sorauer Sänger jemacht! Det heeßt, Sonntachs, verstehn Se. De Woche stand'k an Setzerkastn. Na un heite? Kieken sich mal um! Rechen sich man bloß mal die Biecher zusammn. Allns von Kampmeiern. So ville hat meine Frau ooch nich jehappt. Det hab ick allns meine Dichterei ze verdankn. Sie arbeetn je nu so mehr fier de Unsterblichkeit, verstehn Se. Wat ick hier habe, det is ja man bloß sone poetische Blechschmiede. Ick mach in poetschen Duft un in drastschen Humor. Abber't brinkt wat in, wissn Se. Ick hab de feinste Kundschaft in Bellin, der Hof bestellt bei mir. Wenn Se jestern um die Zeit jekomm währn, uf den Platz da, wo Se jetz sitzn, hat de Frau Commerzjenrat Oppenheim jesessn. Se kenn'n doch Oppenheim? Hier jleich n paa Heiser weiter in de Potzdamer. Ick kann Ihn sagn: schönnste Frau von Bellin! Jetz mach'k vor Lohse n Blumenmärchn. No . . . (bückt sich und holt unterm Schreibtisch eine Gilkaflasche vor. Trinkt und reicht Herrn Hahn, ihn starr ansehend, die Flasche) Na, nehmen Se doch. Brauchn sich nich zu scheniehrn. Die hab'k hier immer zu stehn. Reicht die janze Woche.

Hahn: Danke, oh, danke schön, Herr Fiebig. (Trinkt und verschlückert sich.)

Fiebig (jovial lachend): Sehn Se? Det will ooch jelernt sind, det aus die Pulle trinkn. Det hab'k allns noch aus de Setzerzeit. Jloobn Se, ick trinke Bier ausn Jlas?

Hahn: Ist denn das aber nicht unbequem?

Fiebig: J, wer saacht Ihn dn det? (Ist halb aufgestanden und kramt auf dem Schreibtisch) Wissn Se, ick mecht Ihn noch jern n Ziehjahn anbietn. Se roochn doch?

Hahn (geschmeichelt): O, danke schön, Herr Fiebig.

Fiebig: Sonst, Se wissn ja, dets hier mein Jeheimtresor. Ick jeb Ihn jern. Ufn Ziehjahn kann mir det doch nich ankommn? Bloß ick seh hier, Spredowskn is dajewesn! Ick bin total ausjemist. (Hat sich wieder gesetzt) Abber wissn Se, um uf die Sache zurückzukommn . . . wieviel wah't dn?

Hahn: Viertausend Mark, Herr Fiebig.

Fiebig: Fierdausend Mark, dets n janzer Klumpatsch. Soh . . . no . . . un hat Ihn denn der Vormund det Jeld schon ufn Disch jeleecht?

Hahn: Ja . . . nuhe . . . Herr Weiß hat mir Papiere gegeben. (Sucht in der Tasche.)

Digitized by Google

Fiebig (erstaunt): Ja, jehn Se dn immer mit die Dinger spaziern?

Hahn: Entschuldigen Sie, Herr Fiebig. Ich ... komme eben von Herrn Weiß.

Fiebig: So, nu ... no! Denn is det wat anders. Na, denn zeijn Se mal her dn Krempl. (Nimmt seine Stahlbrille vom Tisch, hält sie verkehrt vor und streckt die Papiere weit von sich. Anerkennend.) Det sin ja Konsols. Keene Arjentienjer. Sicher sind se ja. Und det is schon immer wat wert bei die Zeitn. Aber se bringen nischt. Von de Zinsn, Ha Hahn, könn Se nich lebn. (Legt die Brille vorsichtig zur Seite, breitet die Papiere vor sich hin und schlägt zurückgelehnt mit der flachen Hand auf sie) Nu, horchn Se mal! (Kleine Pause) Wie alt is die alte Dame in de Lienjenstraße? Hoch in de Sippzjer. De Jnfluenza kommt alle Jahr her. Lange macht se't nicht mehr. Wat is son Haus in die Jejend wert ohne Schuldn? Achtzichdausnd jibt alleene de Feierkasse. Ihre Zukunft ham Se in de Tasche. Nu, wissn Se, nu nehm Se mal die Fierdausnd Mark un lassen Se mal Ihre Jedichte fors erste noch nich druckn. Allns, verstehn Se, in Lebn kommt uf den richtjn Moment an. Un jetz, Ha Hahn, is det der Moment, det Se sich eene Existenz jrindn mit de fierdausnd Mark; auch ohne ihre Zukunftsmusik. Jetz zeijn Se die Leute, wat Se forn Kerl sind. Sehn Se, aus Ihre Jedichte hier (schlägt auf das Manuskript) jeht doch vor, det Se sich wat zutraun. Traun sich doch wat zu! Machn Se ne Zeitung uf! Ne Wochenschrift! Beste Kaptalanlage heut. Wat meen Se, so alleene der Bahnhofsverkauf. Jehrke hält wat von mir, Wilhelm Werner kenn Se, dets seine rechte Hand, dets n oller Dutzbruder von mir, na, un wat an mir liecht, uf mir könn Se ooch zehln. Wat sagn Se nu?

Hahn (selig): Ach, Herr Fiebig!

Fiebig: Nu ja: fuschen Se doch mal de siebnte Jroßmacht int Handwerk!

Hahn: Ja, ich weiß nicht, Herr Fiebig, ich ...

Fiebig: Ja, nu, wenn Se nich wolln?

Hahn: Oh, ich möchte ja gerne, Herr Fiebig, aber ...

Fiebig: Abber, Ha Hahn, ick bitt Jhn! Det is ja allns janz natierlich un selbstverständlich. Alleene machn Se't nich. Det weeß ick. Jck würde Jhn ja det ooch janich ratn ohne mir. Für de erste Nummer ham Se jleich wat. Verstehn Se: mein Weltunterjank! Jck ham noch nich fertich. Se wissn ja, bei mir is det immer so: wat bestellt witt, witt gemacht! Bestelln Se'n doch bei mir! Bezahlt will'k janich hamn. Brauchn Se jarnich zu jloobn. Jck will man bloß mal wieder vort jroße Publikum tretn.

Hahn: Aber, Herr Fiebig, das würde doch niemand verlangen können; das ginge doch gar nicht.

Fiebig: Verlangt je ooch keener. Wissn Se, stelln sich de letzte Szene vor. Wat det for ne Wirkung macht! Letzter Jesang: Det uf diese Erde hab ick satt jekricht. Jck sitze ufn Sonnenstrahl un reite nach der Wenus. Wissn Se, janz realistisch. Wie ick so hier bin. Verstehn Se, un wie ick obn ankomme ... bums, kriej ick n Kuß. Könn sich det vorstelln?

Hahn (verlegen): O, gewiß, Herr Fiebig!

Fiebig (lehnt sich zurück und sieht Herrn Hahn groß an. Schwermütig): Und wissen Se ooch, Ha Hahn, wat det denn forn Kuß wah? (Pause. Hahn vor sich hin; Fiebig langsam, jedes Wort betonend:) Det

Digitized by Google

wah der Kuß der Erkenntnis. (Nimmt ein außerordentlich großes, rotgewürfeltes Schnupftuch, das neben ihm, sauber zusammengefaltet, oben im Papierkorb gelegen hat, und legt es halb auseinander gefaltet auf den Schreibtisch.) Machn Se det mal!

Hahn (dem der Hut runtergefallen. Ihn wieder aufhebend): Oh!

Fiebig: Ja, Ihrn Hut brauchn Se dabei nich zu verliern! (Hat aus seiner Schlafrocktasche eine silberne Schnupftabaksdose gezogen.) Nehm Se doch, Ha Hahn.

Hahn: Oh, danke, danke sehr, Herr Fiebig, (nimmt) aber bloß n ganz kleines bißchen.

Fiebig (nimmt selber): Wissn Se? Nach die Priese hab'k zehn Jahre jesucht. Det is Kownoer mit Meijlöckchn.

Hahn (niest mehrmals fürchterlich).

Fiebig (lacht): Na, Ha Hahn, Ihn merkt man ooch an, det Se keen Schnupfer sind. Ick niese überhaupt nich mehr. Ick kann ne janze Fuhre voll rinstoppn. Wissn Se, und denn hab'k ja ooch Beziehungn zu Richard Schmidt Cabannißn? Sehn Se, da obn in de erste Reihe: „Veilchen und Meerrettig". Scheener Titl! Hatter von mir. Wat jloobn Se, ick habe ooch meine Infälle.

Hahn: Ja, ich wollte Ihnen das schon sagen, Herr Fiebig: das mit dem Geld von der Tante. Ich glaube . . . sie is ja immer so komisch, sie glaubt, ich bin so leichtsinnig, sie sagt, (immer kleinlauter) sie vermacht's dem Hundeasyl.

Fiebig: Na, da heert doch verschiednes uf! Un det lassn sich bietn? Ick würd nischt sagn: wennt wenichstns fer de Urahnja wär. Dets wat Wissenschaftlichet. Da 's 't Embrio von Huhn zu sehn. Man wenn ick ne olle Dame bin, enterb ick doch nich mein Neffn? Ne! Nu zeijn Se't jrade. Mit ne Zeitung is schon mancher Milljonär jewordn. Strußberch ooch. Jloobn Se, der hat sein Jeld alleene mitn Viehhof jemacht? So lange, verstehn Se, wah't man Spaß. (Tippt mit dem Finger auf den Schreibtisch) Nu is't Ehrensache!

Hahn: Ja, Herr Fiebig, wenn das gemacht werden soll . . . dafür bin ich ja . . . dann muß doch auch n Redakteur sein für die Zeitung. Ich kann doch sowas noch nich machen.

Fiebig: Och . . . det lassn Se man meine Sorje sind. Natierlich ist det jetz alles noch in embriojenischen Zustand. Abber, wissn Se, Se sind n Jlicksvogl. Doktor Jehrke un mein Freund Werner kommn heute zufällich alle beede her.

Hahn (ganz erfreut-überrascht): Ach!

Fiebig: Ja. Ick habe Ihn det noch nich so sagn wolln, det wah mir peinlich, abber heut is meine Frau ihr Jeburtstach.

Hahn: Oh, Herr Fiebig, wenn ich das jewußt hätte!

Fiebig: Nu, versteht sich, gewiß doch. Sone Frau freut sich ja immer iber wat. Is't, wat is. Braucht ja bloß n Veilchenbukett zu sin. Jetz in Winter?

Hahn: Ach, wenn ich da doch bloß dran gedacht hätte, Herr Fiebig, das tut mir furchtbar leid.

Fiebig: Ha Hahn! Ick wer Ihn wat sagn. Nehmn Sie mir det nich übl. Se wissen ja, wie so de Fraunsleute sind. (Langt unterm Schlafrock in die Hosentasche) Hier is ne Mark. Tun Se mern Jefalln un holn

Digitized by Google

Se son kleenet Buketttn. Wissn Se, jleich hier an de Ecke. Se machn mer ne Freude.

Hahn: Aber, Herr Fiebig. (Steht auf) Selbstverständlich. Sehr gern. (Geht zur Tür, ohne die Mark zu nehmen) Nicht wahr, gleich hier an der Ecke, wo das Gitter is?

Fiebig: Abber, Ha Hahn! Sie wern mir doch hier nich die Mark liejn lassn? Det is ja man bloß son Mumpitz. Ick will ja man bloß von wejen meine Frau, wissn Se. (Vertraulich) Ick mach mir doch nischt draus?

Hahn: Nein, nein Herr Fiebig, wirklich, das geht nicht. Ich bin gleich wieder zurück.

Fiebig (winkt ihm vom Stuhl zu sich): Wissn Se, hier is noch ne Mark. Bringn Se ooch jleich drüben von Martinzn n paa Ziejahn mit. So, un nu nehm Se schon den janzn Kitt, und denn jehn Se. Wissn Se, unter uns Männern.

Hahn (nimmt das Geld und steht noch): Na ja, Herr Fiebig, ich weiß nicht, aber, wenn Sie durchaus wollen, ich . . .

Fiebig: Ach wat, machn Se doch keene Jeschichtn. Atchee!

Hahn: Abjöh, Herr Fiebig. (Gibt ihm die Hand) Also fünf Minuten. (Zur Tür.)

Fiebig (ihm nachrufend): Sieben n halb det Stick!

Hahn: Jaja, gleich. Ich wer nicht vergessn. (Ab.)

Fiebig (allein, im Stuhl. Breitet voll das Taschentuch aus und schnaubt sich umständlich).

Frau Fiebig (aus der Tür im Hintergrund; hinter ihr Anna): Wer wah dn det?

Fiebig (legt das Taschentuch sauber zusammengefaltet wieder oben auf den Papierkorb): Ach Jott, wer sollt jroß jewesn sind? Wieder son junger Mensch mit Jedichte.

Anna: Ach Papa, das wah wohl Herr Hahn?

Fiebig: Ach Quack! Hahn wär doch jrattulirn jekommn.

Frau Fiebig: Ick sag ja: Dir loofn se alle ibern Hals. Du bist ja man immer der Dumme. Wenn du dir bloß for andre Leute opfern kannst. Anjepumpt hatter dir natierlich ooch wieder?

Fiebig: Kümmer du dir doch lieber um deine Kochteppe, ja? Ick pump iberhaupt keen wat.

Frau Fiebig: So. Na, un Spredowskn?

Fiebig: Wat is hier mit Spredowskn?

Frau Fiebig: Dets doch keen jebillter Mann? Wenn ick n jebillter Mann bin, bin ick keen Schneiderjeselle.

Fiebig: Haste nu bald jenuch jeredt?

Frau Fiebig: Ick red iberhaupt nich. Ick möcht wissn, wat det bei dir nitzen soll? Alle Dage hat det nu hier mit seine Pockennarben uft Soffa jesessn. Sowat is for dir jakeen Umjank. Spuckt uft Pahkett und trampelt een n janzen Teppich voll. Det hab'k Annan schon jesaacht: Den witt nich widder ufjemacht!

Fiebig: Jawoll doch, und wenn nachher de sozjale Revolutzjohn kommt, denn solln se dir wohl det Haus ibern Kopp ansteckn? Lehr du mich, wat Politik is!

Anna (die die Konsols entdeckt hat): Was is dn das, Papa?

Digitized by Google

Frau Fiebig: Wo bn?

Fiebig (die Konsols zwischen das Manuskript schiebend): Och, det is wieder so wat Lausjes von die olle Vermejensjteier. Bis in Magen sehn se een!

Frau Fiebig (die sich unterdessen aufs Sofa gesetzt hat. Die Hände gefaltet): Heut is an Bestn, eener hat janischt. Hat eener wat, denn nehm se't een, un hat eener nischt, denn könn se't wenichstns nich nehmn. Wat jetz alleene widder son Jeburtstach kost? Bolln hab'k ooch noch nich bezahlt. (Es klingelt.)

Frau Fiebig: Jeh mal ufmachn, Anna. Un seh bn ooch jleich nachn Kaffe. (Anna ab, durch die Tür, durch die Herr Hahn gegangen ist.)

Fiebig: Hast ja heute son scheenet Kleed an. Hab'k ja noch janich jesehn.

Frau Fiebig: Jott nu, den olln Lappn trag'k doch immer?

Fiebig: Steht dir sehr jut. Haste diesmal ooch orntlich Appl in de Jans un nich zu wenich Meiran?

Frau Fiebig: Stille doch! Horch doch mal. (Vom Korridor Geräusch: „Gun Tag, gun Tag, Fräulein." „Bitte, legen Se ab." „Ach du lieber Kott, nu sehen Se bloß, Freilein, das Mallehr. Nee so was!")

Frau Fiebig (die vom Sofa her nach der Tür gehorcht hat): Det sin Jehrkns. Die komm widder for naß.

Fiebig (Handbewegung): Die heeren ja alles! (Frau Gehrke und Dr. Gehrke treten ein. Frau Gehrke mit langen Handschuhen, die sie beim Eintritt aufknöpft. Später steckt sie sie in ihren Pompadour und legt diesen neben sich auf das Sofa. Herr Fiebig bleibt sitzen. Seine Frau ebenfalls.)

Frau Gehrke: Achkottnee, meine liebe Frau Fiebchen, mir is noch ganz bliemerant vor de Oochen, so is mer der Schreck in de Beene gefahrn . . . Denken Se sich, ähm is mer mei Benno hinden von de Färdebahn runder gefallen midden in 'n Schneemadsch nein . . . so ä großer schbarker Mann . . . Wie e gleenes Kind biste awer ooch!

Fiebig: Um Jotts Willn, Dokter, lassen Se doch mal sehn. Is doch nischt Schlimmet? Kommn Se doch mal her.

Frau Fiebig: Hat sich doch nischt kaput jerißn?

Gehrke (sich das Knie säubernd. Überlegen): Oh, keineswegs, lieber Herr Fiebig. Kleiner, unbedeutender Unfall. (Geht auf ihn zu und gibt ihm die Hand.)

Meischen: Gucke, du Schwein, wie de widder aussiehst! 'S Salz wird der noch de ghanze Hose entzwee fressn. (Zu Frau Fiebig:) Eene hat'r bloß!

Fiebig: Ach wat, Frau Dokter. Maria Stuart hat ooch keene Hose jehappt, und nee jroße Könjin wah't doch!

Frau Fiebig: Nu quaddl doch man, ja?

Gehrke (lacht. Ist unterdessen zu Frau Fiebig getreten): Meine herzlichsten Glückwünsche, Frau Fiebig. Sie entschuldigen, daß ich sie erst so verspätet bringe.

Meischen: Da soll eins auch noch wissen, wo eim der Ghopf schdeht. Bei sowas is reine gharnischt los mit mei Benno! Na, bis iberschs Jahr, meine ghute Frau Fiebchen, denn simmer widder hier! (Hat sich neben sie gesetzt, nimmt das Strickzeug aus dem Pompadour und beginnt zu stricken.)

Digitized by Google

Fiebig: No, un mir jebn Se woll nich de Hand, Frau Dokter!

Meischen: Ach, lassen Se mich in Ruhe, ich bin dick'sch.

Fiebig: Ja, von mein Thron bemieh'k mer nich! Ick eß un drink hier vor mein Schreibtisch.

Frau Fiebig: Der steht bloß noch zun Schlafen uf.

Dr. Gehrke: Ja, Frau Fiebig, ich beabsichtigte ja eigentlich, Ihnen ein kleines Blümchen mitzubringen. Aber Sie sehen ja: höhere Gewalten.

Frau Fiebig: Jott, Herr Dokter, ick habe ja ooch uf nischt jerechent. (Glättet ihre Schürze. Es klingelt.)

Fiebig: Elepfantenwilhelm!

Frau Fiebig: Ja, den kennt man schon immer ant Klingeln. (Zu Meischen:) Scheene Wolle. Zehfer?

Meischen: Ach ja, in een weg muß mersche' n anschtricken: ä frißt sei Zeig reene uf. Die Strimpe hat'r nu ersht vor ä Verteljahr gekricht! (Von draußen hört man weibliches Quietschen.)

Fiebig: Wilhelm kenn'k doch?

Gehrke (der sich unterdessen an einem Bücherregal zu schaffen gemacht, hat eine Broschüre herausgelangt in knallrotem Umschlag und liest jetzt, auf Fiebig sehend, den Titel): „Der Einbrecher." Das ist ja in London gedruckt. Das ist wohl eine anarchistische Broschüre? Wo haben Sie denn das her?

Fiebig: Nu, von Spredowskn. Verbotn!

Gehrke: Das Schriftchen scheint nicht uninteressant zu sein. (Es klopft.)

Fiebig: Immer rin, Wilhelm!

Werner (eintretend. Sich zuerst noch halb umsehend. Bewegung mit den Achseln. Hände auswärts. In der einen ein eingewickeltes kleines Buch): Ick weeß nich, nach mir sind de Meechns immer janz verrickt. Jratulier ooch! (Auf Fiebig zu) Moin ollt Federvieh. (Schüttelt ihm derb die Hand.) Ornlich Eisbeene hab ick. Scheen wahm hier. (Zu Frau Fiebig:) Na, ick will man nich so sind. Da nehm Se schon. Det is ja wat for sone Dichtersjattin. (Gibt Meischen die Hand und sieht auf den Strumpf.) Von die Sorte könnt'k ooch mal n halbet Dutzend brauchn.

Meischen: J, heiraten Se doch!

Werner (grinsend): Ick wer ma hietn. (Unterdessen zu Gehrke, dem er die Hand wuchtig und vertraut drückt. Gehrke lächelt freundlich-verlegen.)

Fiebig (zu seiner Frau): Dets doch wieder wat von Wertheim?

Frau Fiebig (die unterdessen das Paket aufgewickelt hat. Enttäuscht): Jott, wat soll'k dn da mit? Immer die olln Biecher. Lieber eines Ibermenschn! Det is doch nischt for mir? Dets doch man bloß wieder, det sich der Dreck druf sammelt.

Fiebig: Nanu? Du wirst dir doch hier nich blamiern wolln? Det is doch von unsern Dokter?

Frau Fiebig (hat das Buch verächtlich in die Sofaecke geworfen): Och, Jott!

Gehrke: O, ich lege jetzt keinen Wert mehr auf die kleinen Sachen. Stammen noch aus meiner früheren Periode. Haben eigentlich nur noch literarhistorische Bedeutung.

Digitized by Google

Werner (hat sich unterdessen großpratschig auf einen Stuhl gesetzt, die Hosenbeine in die Höhe gezogen und dreht die Daumen).

Meischen: Das is je mei Jammer! Mei Benno is ähm zu bescheiden! Daß 'r der Eerschte is, ham se damals alle geschriem. Im „Klein Schournal" hats auch geschdanden.

Werner: Jo, de Dichter habn dn Ruhm un de Drucker habn de Kostn.

Gehrke (zieht ein saures Gesicht, bringt aber nur kurz ein gequetschtes „Nja" hervor).

Fiebig: Davon verstehste nischt, Wilhelm. Dets bei uns Unsterblichkeit uf Vorschuß. (Zu seiner Frau:) Laß det doch da nich so in de Ecke rumtrödeln? Jib doch her. Een Exemplar hab'k schon. Tausch'k mer mal jelejntlich bei Kampmeiern mit um.

Anna (halb durch die Tür): Mama?

Werner (von seinem Stuhl her): Kiehks!

Frau Fiebig: Wat is dn schon wieder?

Anna: Soll ich bloß von den Zuntzkaffe nehmn, oder auch noch von den andern?

Frau Fiebig (aufstehend): Hinter alles muß man ooch her sein.

Meischen: Nu warten Se doch! Nähm Se mich doch mit! Was soll ich 'n dahier under die Mannsleite? (Beide ab.)

Fiebig (sich die Hände reibend): Na, da ham mer ja wieder unser Konfiefjum.

Gehrke (hat sich, die Broschüre in der Hand, aufs Sofa gesetzt): Eine merkwürdige Anschauung.

Werner (seinen Stuhl ranrückend): Du, saa mal, Oska, wie is dn det? Mir roochert. Hastn jakeen Ziehjahn?

Fiebig: Laß doch man. Ha Hahn kommt ja jleich! Weeßte, watter machn will? Ne Wochenschrift! Du sollst se druckn.

Werner: Nanu? Is dn die Olle schon dot?

Gehrke (der sofort die Broschüre zur Seite gelegt hat. Interessiert): Ah, der junge Mann mit der reichen Tante?

Fiebig: Nöh! Soweit isser noch nich. Dets man erst son Vorkosthäppkn. Vierdausend Emm! (Hat die Papiere genommen und schlägt drauf.)

Werner (faßt sie mit Daumen und Zeigefinger): Wie sich det anfäßt!

Gehrke (nachdenklich): Damit ließe sich schon etwas beginnen.

Fiebig: Sie solln der Redaktöhr sind, Dokter!

Gehrke: Ja, wenn ich ungehemmt meiner Individualität leben kann?

Werner: Det jloob'k! Ick schlage denn ooch uf mit die Prozente. Dhun, dhun wir je alle beede nich jern wat.

Gehrke (nachdem er seinen alten Feindfreund, über dessen Unverschämtheit paff, einen kurzen Augenblick gemessen): Meine mir momentan allerdings aufgezwungne Untätigkeit, Herr Werner, ist doch schließlich wesentlich Ihr Werk. Hätten Sie uns in unserm gerechten Kampf der Jungen gegen die fossil gewordnen Alten vor drei Monaten durch Ihre unqualifizierbaren äußeren Formen nicht beide so kompromittiert, wir säßen heute noch in der Partei!

Werner: Ach, wat! Acht Zoll Schnauze! Dets die Hauptsache. Die könn'n mir bibbeln mit die Fischblase!

Gehrke: Jedenfalls sind Sie jetzt Ihre Druckaufträge los und ich kann zusehn, wo ich meine Artikel unterbringe.

Digitized by Google

Werner (zu Fiebig rüber): Jott nu, ick denke, dazu is jetz Hahn da.

Gehrke: Sie fassen die Situation hier wieder in einer Weise auf . . .

Fiebig (dem dieses ganze Intermezzo höchst unangenehm gewesen): Ick weeß nich, Wilhem, watte immer jejn Hahn hast? Steckt wat in ihn. Den jeht 't wie mir. Er kannt bloß nich immer so von sich jebn.

Werner: Nu ja, e frißt keene Stieblwickse! Talent zun Schwiejersohn.

Fiebig (drüber weg hörend): E redt bloß nich ville. Ma muß allns ausn rausziehn, wie mitn Proppnzieher. Dets det eenzje. Mir sieht ooch keener an, wat'k bin. (Es klingelt.) Nu ja nischt sagn!

Anna (hinter der Szene): Ach, Ha Hahn, son schöner Strauß!

Fiebig (absichtlich andrer Tonfall): Ja, det mitte Ferdebahn! Det hab'k schon immer jesaacht! Det mißte man bloß zehn Fennje kostn von Jesundbrunn bis nachn Kreizberch! Passn Se uf, Dokter! Kommt ooch noch so.

Werner: Ooch schlecht.

Fiebig: Zuletzt wird alles elektrisch!

Anna (macht Herrn Hahn die Tür auf): Bitte, gehn Sie nur rein, Herr Hahn, ich rufe gleich Mama.

Hahn (ohne Hut und Paletot, mit einem großen prächtigen Rosenstrauß): Ache . . . danke sehr, danke! (Anna schließt hinter ihm die Tür.)

Fiebig: Ach, Ha Hahn! . . . Verehrer von Ihn, Dokter.

Gehrke (steht auf und gibt Hahn die Hand): Es freut mich, Herr Hahn, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich glaube Ihren Namen kürzlich in einer Zeitschrift gefunden zu haben.

Hahn (entzückt): Oh, Herr Doktor! . . . Gun Tag, Herr Fiebig.

Fiebig (zu Gehrke): Ach, Se meen, wat ick Ihn da in de „Freie Biehne" anjestrichn habe? Ne, det wahn andrer Hahn. (Zu Hahn:) Wissn Se, der Mann hat dn Dokter mit Sokratesn, Confutzjusn un Tolstoin verjlichn. Da: Sehn sich mal an!

Hahn (beschämt, gibt Werner die Hand): Gun Tag, Herr Werner.

Werner (wie Fiebig sitzen geblieben): Tach, Ha Hahn.

Gehrke: Eine gewisse Übereinstimmung in unsern Hauptideen ist allerdings merkwürdig. Ich leugne das nicht. Indessen berücksichtigt der Verfasser wohl kaum genügend die Verschiedenheit unsrer Methoden.

Fiebig: Ja, wissn Se, det hab'k mer ooch jesaacht. Dets immer verschiedn. Dets nie jleich bei de Künstler. Rossini leechte sich ins Bett und besoff sich. Jluck stand uf freiem Felde. Ick kann hier ohne mein Schlafrock nischt machn.

Frau Fiebig (tritt ein, hinter ihr Meischen, eine Küchenschürze üm, in der offnen Tür. Dahinter Anna mit langem Hals. Frau Fiebig, sich die Hände an den Hüften abwischend): Jun Tach, Ha Hahn.

Hahn (schüchtern auf sie zu): Entschuldigen Sie, Frau Fiebig. Ich gratuliere schön. (Reicht ihr das Bukett.)

Werner (zu Gehrke, der neben ihm steht, stichelnd): Scheenet Sträuskn, Dokter.

Frau Fiebig: Is der abber dheier. Det sin ja Rosen. Dafor hättet ja schon wat Nützlichet jejebn?

Fiebig: No, Ha Hahn kann dir doch keene Nachtjacke schenkn?

Frau Fiebig: Nu, worum dn nich?

Fiebig: Nischt verstehste! Det ick mir bei jede Jelejenheit uf den

Digitized by Google

jeborn Humoriſtn rausſpiele, könntſte doch nachjrade ſchon jemerkt ham. Sowat ſchenkt doch nicht das Portmaneh, ſoweit ſchenkt det Herz!

Frau Fiebig: Der hat jut ſeine vier, fünf Mark gekoſt!

Fiebig: Ja, ſo eener wah Unſinn.

Hahn: Ach, Herr Fiebig.

Fiebig (kramt ärgerlich zwiſchen ſeinen Papieren).

Frau Fiebig: Wat macht man dn nu mit ihn?

Anna: Steck n doch in meine Schuſterkugel, Mama!

Frau Fiebig: Ja, dets eijentlich wah.

Werner (hat ſich unterdeſſen an den Ofen geſtellt. Wärmt ſich).

Meischen (während Frau Fiebig vorübergeht, an dem Strauß riechend): Awer die ſehn ſcheene! Ei, das riech 'ch gerne!

Frau Fiebig (ſchon im andern Zimmer): Ich koch Ihn ooch n ſcheen Kaffe für, Ha Hahn. (Ab mit Anna.)

Hahn (Verlegenheitsdiener).

Gehrke: Geſtatten Sie, Herr Hahn, daß ich Ihnen meine Frau vorſtelle. Meine Frau, Herr Hahn. (Hat, bevor er zu ihnen getreten iſt, die rote Broſchüre auf den großen Sofatiſch geworfen, wo ſie auffällig liegen geblieben.)

Hahn (ſtumme Verbeugung).

Meischen (noch immer in der offnen Tür, reicht ihm die Hand. Leutſelig): Beſuchen Se uns doch emal. Se fahrn mit der Stadtbahn. Mir wohn in Friedrichshachen.

Hahn: Oh, wenn Sie geſtatten . . .

Meischen: Mei Benno freit ſich immer, wenn einer uns beſucht. Bei mei Benno gomm ſe alle. Mei Bild auf der Ghunſtausſchdellung ham Se doch auch ſchon geſehn? Midden under die Ferſchtlichkeiten ham ſe mer gehängt. Härre, wie ich bloß ausſehe! Mer muß ſich je ſchämen! Mer muß ſich je ſchämen! Auf Wiederſehen, Herr Hahn! (Ab.)

Hahn (dienert ihr nach).

Fiebig: Komm Se, Ha Hahn. Setzn ſich.

Hahn (ſetzt ſich auf den Stuhl, auf dem Werner geſeſſen): Ach, ſehr freundlich, Herr Fiebig. (Schnellt auf; verwirrt:) Entſchuldigen Sie, Herr Werner, das war wohl Ihr Platz?

Werner: Ach, bleibn Se ruh'ch ſitzn. Hier is ooch ſcheen wahm.

Hahn (reicht Fiebig ſtumm die Zigarrendüte).

Fiebig (präſentierend): Wolln Se eene, Dokter?

Gehrke: Danke ſehr, Herr Fiebig. Sie wiſſen, daß ich die Narkotika nicht als reine Mittel werte.

Fiebig: Sehn Se, Ha Hahn? Heern Se jleich wat. Ick mach ooch nich vorn Kaffee.

Werner (näher gekommen): Mir ſcheniert det nich. (Nimmt eine Zigarre, beißt die Spitze ab und ſpuckt ſie vor ſich auf den Teppich. Hahn greift ſchnell in die Taſche, ſtreicht ein Zündholz an und reicht es ihm.) Merßi.

Hahn: O, bitte ſchön.

Werner (große Züge paffend, nach dem Ofen zurück).

Gehrke (ausholend. Kleiner Huſten): Wie ich höre, lieber Herr Hahn, beabſichtigen Sie eine Wochenſchrift zu gründen. Haben Sie ſich bereits auch ein Programm geſetzt?

Digitized by Google

Hahn: Nein ... ja ... e ... ich dachte, wir bringen denn auch ab und zu son kleines Gedicht.

Fiebig: Sonst ..., e ... det is der richtje Oogenblick jetz jene Zeitung. Dets doch jrade so scheen mulmrich in de Welt? Nu jeht doch de jroße Deilung von Afrika los? Wißmann hat schon n Aluminjumboot.

Gehrke: Ja, nun, das wäre wohl mehr auswärtige Politik. Indessen, ich dächte doch, das Hauptgewicht legen wir besser auf die philosophische Seite der Ereignisse.

Werner (vom Ofen her. Ironisch): Dets ibrijens n janz juter Fünfsennichziehjahn forn Seckser. Marke: Lerne leiden ohne zu klagen!

Fiebig: Nu laß doch, Wilhelm. Stör doch hier nich det Kleeblatt.

Gehrke: Ja, Herr Hahn, Sie spielten vorhin, wenn ich Sie recht verstanden habe, auf meine Gedichte an. Wie ich indessen schon bemerkte, sind dieselben aber durch meine spätere Entwicklung für mich ... ich weiß ja allerdings nicht, ob auch für andre ... längst überholt. Ich stand damals noch mit einem Fuße innerhalb der falschen, humanitären Bestrebungen der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie proklamiert das Faustrecht. Ich proklamiere das Kopfrecht. Unser Freund Werner ist ja inzwischen gleichfalls geistig über sie hinausgewachsen.

Werner (geschmeichelt. Biedere Handbewegung): Dets allns eene reaktsjonäre Masse.

Gehrke: Für die sozialdemokratische Bewegung ist das Bestimmende der Herdeninstinkt der Menge, welche kritiklos den Führern folgt.

Werner: Ja. Die wohn in de Bellwühstraße. Ussank nur für Herrschaftn. Un unsereens muß froh sind, wenn se'n nich aus Rixdorf schmeißn!

Fiebig: No ... ick weeß nich? Die Leute wolln doch ooch lebn?

Werner: Ja, von unsre Arbeeterjroschns!

Gehrke: Nun, das ist bei den betreffenden Herren aus ihrem sozialen Milieu zu erklären. Es zeigt sich eben auch hier einmal wieder der korrumpierende Einfluß des Parlamentarismus. Mein Ziel ist der freie Vernunftmensch.

Werner: Nee, ohne Spaß, Oska, der Ziehjahn is wirklich janz jut.

Fiebig: Nu sehste. (Setzt befriedigt die Dose auf den Tisch.)

Gehrke: Sie haben durchaus recht, Herr Fiebig. Grade jetzt ist der Zeitpunkt, wo sich die Masse von dem suggerierenden Einfluß der Politiker zu befreien beginnt. Wo der Weg für Männer wie uns, deren Blick aus umwölkter Gegenwart sieges- und sonnensicher in eine vielleicht schon ganz nahe Zukunft gerichtet ist, wieder in die Höhe führt! Wo nicht bloß der Publizist, der einem faulen, gradezu volksverräterisch gewordnen Kompromißlertum selbstlos die Stirn zu bieten gewagt, sein Brot wieder in Frieden genießen und die wohlverdiente allgemeine Anerkennung erringen wird, sondern auch (halb nach Werner rüber) ja, ich scheue mich nicht, das Wort hier auszusprechen, sein berufenster Helfer, der Drucker!

Werner: Nu schwitzt mir abber bald hier wie son Bratappl.

Gehrke: Das letzte Ziel für uns bliebe also gewissermaßen, nicht wie bisher eine politische Politik, sondern um mich so auszudrücken, eine unpolitische Politik. Aus sich selbst kann das Volk nichts. Wer erzieht es? Wir Individualitäten.

Digitized by Google

Werner: Dets n Wort!

Fiebig: Nich wah, Ha Hahn? Dets ooch unser Standpunkt! Bei die olle Sozialdemokratie is det man blos immer son Jeschimpfe uf die paa Kreetn, die eener noch hat! Sie ham je ooch wat, Ha Hahn! Un denn weeß'k nich, wat se heit immer von de Judn habn wolln? De Hälfte von meine Kundschaft sin Judn. Anständjer wie de Kristn!

Werner (ist unterdessen faul am Tisch vorbeigegangen und hat in die Broschüre gesehn. Steht jetzt mitten auf der Bühne. Liest): Der wahre Sozialaristokrat ist der Einbrecher!

Fiebig: Nu, Wilhelm, det paßt uf dir. Det schreib dir man uf! (Plötzlich. Wie aus einer Eingebung:) Kinder! da ham mer ja ooch jleich unsern Titl: Der Sozialaristokrat!! (Die Tür geht auf, Meischen kommt mit Tischtuch und Kaffeeservietten herein. Anna mit dem Strauß in der Schusterkugel hinter ihr.)

Meischen: Da sin Se wohl widder scheene iber uns Frauen hergezoochen? Mir missen fer alles herhaltn! Platz fern Sechser! (Schiebt Werner mit seiner Broschüre weg und legt das Tischtuch über.) Nu woll mer emal vergniecht sein!

Hahn (ist aufgesprungen und zupft das Tischtuch mit zurecht. Meischen legt die Servietten auf).

Werner: Ach, Frau Doktor, wenn der Mensch nischt ze dun brauch, isser immer verjniecht!

Anna (stellt die Kugel auf den Tisch. Zu Herrn Hahn): Nicht wah? Den stelln wir wohl am bestn in de Mitte.

Hahn: Das Glas wird doch nicht umfallen? (Beide bemühen sich, Anna kichert.)

Fiebig: Na, wie is't, Ha Hahn? Jehn Se mal mit Annan in Winterjartn. Zu de Barrisons!

Anna (klatscht in die Hände): Ach ja, Papa!

Fiebig (der unterdessen vor sich Platz für die Tasse gemacht hat): Biljetts kann'k kriejn. Det is ja wat fer sone jungn Leute. Mir deckn Sie man jleich hier. (Sieht Meischen, die ihm eine besonders große, goldgeränderte Tasse vorsetzt, verliebt an, indem er dabei die Hand aufs Herz legt.) Nä?

Meischen (haut ihn leicht mit der Serviette): Sie alder Bärlatsch! Se sin woll ä bißchen hä?

Fiebig (die Hand schützend über die Tasse): Ja keen Polterahmd! Die hab'k mal von Annan zu ihre Konfirmatzjohn jekricht!

Werner: Ach, for mir ham Se da ooch son Lappn hinjeleecht? Dets janich nötich. Wat soll'k denn mit det olle Jeplempre? Nö, mir stelln Se man ne Flasche Bier hin.

Anna: Helles oder dunkles, Herr Werner?

Werner: Och, mit die Zuckerkulöhr! Ick drink blos hellet. (Unterdessen hat man Geräusch an der Tür gehört. Anna springt zu und macht auf.)

Frau Fiebig (pustend, mit einem großen Tablett voll Kaffee und Kuchen. Noch von der Tür eingerahmt): Jott sei Dank!

Werner (in die Hände schlagend): No, nu kannt losjehn!

Digitized by Google

Aus dem „Phantasus“

Zwischen Gräben und grauen Hecken,
den Rockkragen hoch, die Hände in den Taschen,
schlendre ich durch den frühen Märzmorgen.

Falbes Gras, blinkende Lachen und schwarzes Brachland,
so weit ich sehn kann.

Dazwischen,
mitten in den weißen Horizont hinein,
wie erstarrt,
eine Weidenreihe.

Ich bleibe stehn.

Nirgends ein Laut. Noch nirgends Leben.
Nur die Luft und die Landschaft.

Und sonnenlos, wie den Himmel, fühl ich mein Herz!

Plötzlich ein Klang.

Ein zarter, zitternder Jubel,
der, langsam,
immer höher steigt.

Ich suche in den Wolken.

Aber mir,
schmetternd,
durch immer heller strömendes Licht,
die erste Lerche!

Mit fünf Jahren
war ich mir über alles klar.
In China wurde französisch gesprochen,
in Afrika gab es einen Vogel, der Känguru hieß,
und die Jungfau Maria war katholisch und hatte ein himmelblaues Kleid an.
Sie war aus Wachs und dem lieben Gott seine Mutter.

Wenn ich groß war,
wollte ich Schiller und Goethe werden und in Berlin hinterm Schloß wohnen.
Wenn ich Kinder kriegte,
wollte ich sie alle anstreichen lassen.
Das kostete nicht so viel
und sie zerrissen sich nicht die Hosen.

Beim Buchbinder Pollakowski
hing ein großer, bunter Bilderbogen
mit einem weißen Schimmel, der auf seinen Hinterbeinen stand.
Der dicke Türke mit dem blanken Säbel drauf
hieß Ali Pascha.
Wenn ich mal einen Groschen hatte,
wollte ich mir den kaufen.

Digitized by Google

Am liebsten aber
wollte ich doch die Nilquellen entdecken!

Ich wußte genau, wie man das machte.
Wo er rausfloß,
setzte man sich einfach in ein Boot
und fuhr dann immerzu weiter, bis wo alles aufhört.

Da war man denn da.

Dort gab es Affen, die sich mit Apfelsinen und Kokusnüssen beschmissen,
Goldstreusand
und Traubrosinenbäume mit Knackmandeln dran.
Und damit ich nicht so lange verhungerte,
wollte ich mir lauter Gerstenzuckerstangen und eine Unmasse Johannisbrot
[mitnehmen.
Aber das sagte ich keinem. Das behielt ich ganz für mich allein.

Bloß ich wunderte mich bei mir,
daß die andern alle so dumm waren!

Das alte Nest! Die alten Dächer!

Aus dunklen Linden dort
der Turm!

Wie klangen, Sonntags, seine Glocken,
draußen, fern, wo der Kuckuck rief . . .

Da war's so still.

Wir pflückten Blumen,
sangen
und horchten, wie's im Bach kluckerte.

Dreißig Jahre drüberhin!

Der Wald so grün, der Himmel tief blau,
noch alles, wie damals!

Nur du nicht!

Nur du!

Noch einmal jung sein! Mit neuen Augen in die Welt sehn!
Wieder alles wie zum erstenmal
unschuldig in sich trinken!
Mit frohem, reinem Kindersinn! Seligen Herzens!

Ach,
wer das könnte!

Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.

Herz, vergiß!

Digitized by Google

In stiller Sonne
webt linderndster Zauber,
unter wehenden Blumen blüht tausend Trost.

Vergiß! Vergiß!

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel . . .
Er singt sein Lied.

Das Lied vom Glück!

Oh, wo ich war!

Zerwühlt die Kissen,
das Herz voll Grauen, bin ich aufgewacht!

Fahl das Fenster!

Finsternis!

Noch webt und quillt es um mich wie von wesenlosen Schatten!

Schlafen!

An nichts denken! . . . Alles vergessen! . . . Wieder weit weg sein!

Die alte Pappel draußen
rauscht,
schmeichelnde Wellen
tragen mich an ein Rosenufer.

Rote Rosen
winden sich um meine düstre Lanze.

Durch weiße Lilienwälder
schnaubt mein Hengst.

Aus grünen Seen,
Schilf im Haar,
tauchen schlanke, schleierlose Jungfraun.

Ich reite wie aus Erz.

Immer,
dicht vor mir,
Fliegt der Vogel Phönix
und singt.

Durch einen schwarzen, schwelenden Schneckengang
stinken Pechfackeln.

Grüne, johlende Meerkater
mit Eisenklauen und geringelten Schwänzen
schieben, schleppen, zerren, beißen mich
vor die boshaften Greise.

Die hocken, Strohkronen auf ihren Schädeln, und blinzeln.

Digitized by Google

Ihre langen Geierhälse recken sich,
aus ihren Froschmäulern quillt Geifer.

Du hast Unsre Tropfsteinstühle bespien! Du hast über Unsre Gesäßschwielen gelacht!
Du hast Unsre Exkremente nicht verehrt!

Schon hebt der Henker, eine Mandrill, seinen riesigen Plättbolzen.

Der glüht!

Die Bestien brüllen, das Eisen zischt,
rotes, berstendes Blutlicht zersprengt die Höhle.

Pestkanaillen!!

Ich strample, stoße, schäume, schreie, schlage wütend um mich.

Stürzen die Sterne zusammen,
bricht die Welt ein?

Auf meinem Bettvorleger
in kleinen Tümpeln,
zwischen den blauen, blitzenden Scherben meiner Karaffe,
glitzert die Morgensonne.

In graues Grün
verdämmern Riesenstämme.

Von greisen Ästen
hängt
in langen Bärten Moos.

Irgendwo . . hämmernd . . ein Specht.

Kommt der Wolf? Wächst das Wunschkraut hier?

Wird auf ihrem weißen Zelter,
lächelnd,
auf mein klopfendes Herz zu,
die Prinzessin reiten?

Nichts.

Wie schwarze Urweltkröten,
regungslos,
hockt am Weg der Wacholder.

Zwischendurch
giftrot
leuchten Fliegenpilze.

Aus schwerem Schlaf
plötzlich erwacht,
— es ist noch alles dunkel, ich liege da —
formt sich, in mir, langsam, eine Strophe.

Über den Sternen . . .

Digitized by Google

Aber den Sternen . . .

Aber den Sternen hängt eine Harfe.

Selig sitzt die Nacht und singt.
Singt, daß die zitternden Herzen klopfen!

Aus den Saiten Sonnen tropfen.

Aber den Sternen hängt eine Harfe,
selig sitzt die Nacht und singt!

Die Augen zu, die Zähne zusammen,
daß ich nicht schluchze!

Eine schluchzende Sehnsucht mein Frühling,
ein heißes Ringen mein Sommer —
wie wird mein Herbst sein?

Ein spätes Garbengold?

Ein Nebelsee?

Vom Heute fürs Morgen

Wahrheit wagen

Soll die große Zeit des Erhebens bei unsern Feiern weiter in denselben Formen von kolorierten Lichtbildern vorbeiziehn, wie bisher? „Der König rief, und alle, alle kamen", sämtliche amtlichen Feiern sind wie Claurens Verse auf den Ton der Legende gestimmt. Aber sobald er erklingt, schrillt der Hohn der Sozialdemokratie daneben auf diesen troddeligen Schwachmatiker von König, der mit Zagen und Seufzen endlich den ihm aufgedrängten Entwurf „An mein Volk" unterschrieben und sich dann als Volkserwecker und als Führer zur Freiheit aufgespielt hätte. Auf den Fahneneid brechenden York wird verwiesen, auf Friedrich Wilhelms Entschuldigungsbrief an Napoleon, auf die Äußerungen der eigentlichen Arbeiter jener Zeit, der Stein, Gneisenau, Humboldt usw. über den matten König und seine Hofleute. Von einem Bemühen, all diese Menschen aus ihrem Denken, ihrer Umwelt, ihrer Zeit, ihrem Erleben zu begreifen, hab ich bei den roten Herren nichts bemerkt, sie schreiben eben für Agitationszwecke gegen die Dynastie. Aber es sieht wahrhaftig aus, als wenn zur Rechten auch nur für die Dynastie geschrieben und geredet werden sollte, kost es so viel Wahrheit, wie es kostet. „Das Volk bleibt vor den Toren", zu Statistenzwecken. Hier bengalische Beleuchtung, die alles mit der einen Farbe anmalt, dort welche mit der einen andern.

Vielleicht müßte einer jünger sein, um sich darüber zu empören. Zu allen Zeiten haben die Politiker die Begeisterung verwendet, um für ihre Absichten zu werben, und der kennte die Menschen doch gar zu schlecht, der meinte: hüben und drüben müßte das in bewußtem Fälschen geschehn. Wir dürfen getrost annehmen, daß bei weitem die meisten Begeisterten zur Rechten ihrer-

Digitized by Google

seits an die Geschichtsauffassung glauben, die der Kaiser mit seinen Reden ebenso sicher aus tiefer Überzeugung bekannt hat, und wir dürfen ebensowenig bezweifeln, daß man auf der äußersten Linken ganz guten Glaubens die unter schwierigsten Umständen Unentschlossenen von 1813 nicht etwa für wohlmeinende Durchschnittsmenschen an falscher Stelle, sondern für Feiglinge, Schurken usw. hält. Lassen wir moralische Vorwürfe beiseite. Zu bedauern bleibt deshalb nicht minder: wie gering in unserm Volke der Trieb nach Wahrheit ist. Und in unserm Falle liegt es doch so: daß die sozialdemokratischen Hohnaufsätze erst Reaktionen sind, daß also wir mit dem sorgfältigen Streben nach Wahrhaftigkeit vorangehen müßten. Fürchten wir uns denn vor der Wahrheit? Weiß Gott, es sieht so aus! Erinnerungsfeiern mit Friedrich Wilhelm als Führer und ohne Stein überhaupt zu nennen — was denken denn die, welche die Wahrheit wissen, daß man dadurch erzeugen kann? Müssen wir andern ihnen das erst sagen: Das Gefühl, betrogen zu sein, wo immer „herauskommt", „wie's wirklich war", und wenn man trotzdem selber im alten Geleise weiterredet, das Bewußtsein, betrogener Betrüger zu sein. Die tiefe Kraft aber jener Zeit, deren Führer um der völkischen Sache willen auch den Mut hatten, das Äußerste zu wagen, bis zur Gefahr schwerster Verschuldung hin, die Herrlichkeit jener Zeit, die wie keine andre den deutschen Idealismus aufwachsen ließ, — ihr geht's unter all dem Schwindel, wie einer aus dem Boden treibenden Pflanze, die blühen will und der man jeden Trieb immer wieder einschaufelt. Wie könnte 1813 unserm Heute vorblühen, wie ihm fruchten, wenn wir es allen zu zeigen wagten, wie es war! Warum wagen wir's nicht, das Menschliche als Menschliches hinzunehmen, aber bis in die Tiefen wahrhaftig in den Zusammenhängen zu zeigen? Warum nicht, das Große den wahrhaft Großen zu geben, nicht bloß den Hochstehenden — nein, den Großen, bei denen es, aus ihrem Ich nachgenährt, sich lebendig halten kann? Wagten wir das, dann möchte ich sehn, ob eine noch so nörgelsüchtige Kritik spotten und höhnen könnte. Wie wir's treiben, kann sie's aber, und wenn der Werning-Dampf verqualmt ist, so wird sie, so wird das Spotten und Höhnen ernten. A

„An mein Volk" als sprachliche Leistung

Der Aufruf „An mein Volk" vom 17. März 1813 ist prächtig klar und eindringlich geschrieben; er ist nicht lang und hält doch alles und umgreift es scharf, was in diesem denkwürdigen Augenblick zu berücksichtigen war. Er ist geradezu ein Muster dafür, wie ein solcher Erlaß an jedermann geschrieben sein soll. Und nun bedenke man eins — es wird dies bisher gar nicht weiter aufgefallen sein — der Aufruf ist von Anfang bis zum letzten Absatz ohne Fremdwörter geschrieben, nur im letzten Absatz kommt „Existenz" und „glorreich" vor. Das will viel sagen für die damalige Zeit, wo alle öffentlichen Schreibwerke geradezu zersetzt waren von Fremdwörtern! Wir müssen annehmen, daß der Verfasser des Aufrufs in völlig bewußter Weise die Fremdwörter vermied. Das sollte auch ein Zeichen sein des Aufstandes gegen das Fremdtum, unter dem Deutschland litt; und der berauschende Erfolg, den der Aufruf fand,

Digitized by Google

ist sicherlich mit dieser durchaus deutschen Redeweise zuzuschreiben.

Ursprünglich war der Aufruf von irgendeinem Bureaukraten höchst weitschweifig gefaßt. Aber Gneisenau, der sich am meisten von allen um die psychologische Wirkung solcher Sachen kümmerte, warf sich mit aller Macht dagegen, daß der große Augenblick mit einem „elenden Skriptum" verpatzt werde, auf sein Betreiben wurde der Philosoph Hippel mit der Abänderung des Entwurfs betraut. Durch ihn erhielt er seine bleibende Gestalt.

F. W.

Für Arno Holz

Öffentlich für jemand zu sammeln, heißt es, sei eine peinliche Sache, und ich will nicht einmal behaupten, das gelte nicht, wenn sich's um einen wirklichen Poeten handelt. Nur fragt sich's dann: für wen sie peinlich ist. Sie mag peinlich für den Poeten selbst sein, wenn es ihm an Einsicht oder an Fleiß oder an ernstem Willen gefehlt hat, sein Leben bürgerlich zu gestalten. Ein Lyriker, beispielsweise, muß, falls er kein Trobbel ist, wissen, daß unsere Gesellschaft Lyrik nach der Zeile, also nicht auskömmlich bezahlt, daß er auf eine vernünftigere Volkswirtschaft mit geistigen Gütern als Einzelner von heute nicht warten kann und daß es also seine Pflicht ist, für sich und die Seinen Brot anderswie zu verdienen. Lyrische Gedichte sind Geschenke von oben, die auch in den Feierstunden eines Tagesarbeiters geformt werden können. Der Zwang andersartiger Begabungen jedoch braucht vielleicht den ganzen Menschen mit aller seiner Kraft und Zeit, und dann kann's bei der Frage nach dem Broterwerb heißen: verzichte damit auf das Beste, was du den Menschen zu geben hast. Wenn auch nur der Glaube ehrlich war, daß die innere Pflicht das dichterische Arbeiten mit dem ganzen Ich gebiete, so wüßt ich nicht, warum die Aufforderung an die Mitmenschen peinlich sei: ermöglicht mir, mit meinen besten Kräften statt mit den minder feinen für euch zu schaffen.

Arno Holz seinerseits hat männlich und ausdauernd versucht, Arbeit nach seinem inneren Beruf mit Brotarbeit zu vereinen. Er hat sich durchaus nicht für zu gut gehalten, anständige literarische Arbeit ums Broterwerben zu leisten (sehr anständige sogar, ich erinnere an den „Traumulus"), die er doch nach seinen Neigungen allein nicht vorgenommen hätte. Er hat sich auch nicht gescheut, Kinderspielzeug zu machen, um sich und die Seinen durchzubringen. Im übrigen hat er erworben: mit dem in allen Tönen gepriesenen „Buch der Zeit" 25, in Worten: fünfundzwanzig Mark, mit „Papa Hamlet", der anerkannt „entscheidenden Anregung" für Gerhart Hauptmann, nichts, mit der „Familie Selicke" Fontanes Zuruf, im übrigen nichts. Und dann? Die „Sozialaristokraten" sind noch heutigestags unaufgeführt. Gott, unsre Bühnenleitungen und einige Cliquen mögen wissen, warum. Die „Sonnenfinsternis" wurde totgeschwiegen. Die Arbeit am „Ignorabimus" haben ihm zwei Freunde ermöglicht, die in ihm den größten der lebenden deutschen Poeten sahen und ihr letztes mit ihm teilten. Es ist so: ihr letztes — — was kommt nun?

Nein, verehrliches deutsches Volk, auch wenn du in Holz nicht denselben siehst, wie seine nahen Freunde, „peinlich" ist die Sache doch nicht für ihn und sie, sondern für dich. Eine Viertelmillion im Jahr für einen deutschen Urheberschatz aufzu-

Digitized by Google

bringen, vermögen wir augenscheinlich nicht, dieweil davon auf jeden Deutschen im Jahr mehr als ein ganzer Pfennig käme. Aber auch mit einem bescheidenen Bruchteil dessen, was wir für Ansammlungen alter Schätze in den Museen oder für wissenschaftliche Unternehmungen aufwenden, könnten wir nicht nur Poeten, sondern auch sonst noch **bewährten** Geistesarbeitern ermöglichen, mit denjenigen Kräften zu arbeiten, die für die Kultur die wichtigsten sind. Wie wir einmal sind, muß Selbstbesteuerung von Fall zu Fall leisten, was sie eben kann. Ich bitte diejenigen unserer Leser, die Arno Holz nützen und die Arno Holz für uns nutzbar halten wollen, an den Kunstwart-Verlag (München, Georg D. W. Callwey, Finkenstraße 2) eine freundlich bemessene Spende mit der Beifügung „für Arno Holz" zu senden. A

Hebbel und Schlenther

Zum Thema: Dichterverehrung

An den Eingang stelle ich Goethe und Schiller. Weniger, um sie als Kronzeugen dafür zu haben, wie Dichter geehrt sein wollen, als von ihnen die Form abzunehmen, in der sie sich die negative Ehrung, die ernste Kritik, dachten. Ich nehme zwei Worte von ihnen, die sich ergänzen, die, wie ein richtiger Tanzschritt, die Bewegung zugleich beflügeln und zum Ebenmaße hemmen. Goethe fordert vom Kritiker vor bedeutsamen Erscheinungen, die er nicht anerkennen kann, ein „anständiges Bedauern": er hemmt, aber hindert nicht. Schiller weitet das Feld der Kritik, ohne heilige Bezirke den Vandalen auszuliefern: „Es ist im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden."

Goethe denkt an den Ton, Schiller an den Gegenstand. Sie kommen von zwei entgegengesetzten Seiten: der eine von den empörenden Extremen einer gehässigen Kritik, der andere von den gedankenlosen Übertreibungen einer blinden Vergottung. Der eine will weniger, der andere mehr. Sie finden sich im Kernpunkt, vielleicht in diesem Satz: Prüfe auch die Götter, aber mit ehrerbietigen Händen!

Es ist eine ständige Zeitungsgewohnheit, Gedenktagen (auch solchen, die mehr im Geschichtskalender, als im Volksbewußtsein stehen) Gedenkaufsätze zu widmen. Man kann das oft oberflächlich, schematisch empfinden, aber selbst die Artikel zum zweihundertjährigen Gedenken eines längst zur Geschichtszahl gewordenen Friedensschlusses oder eines uns nicht mehr lebendigen Menschen haben das Gute, daß in dem Alltäglichen der Zeitung wieder einmal ein Weg in die Gegenwart schaffende Vergangenheit gehauen wird und die Leser sich daran erinnern, daß es so etwas wie geschichtliches Denken gibt. Viel schlimmer als die Ausgrabung von wirklich Totem ist die auf Superlative gestellte Verhimmelung von wirklich Lebendigem. Wer denkt nicht mit Schrecken an die Schillerfeiern des letzten Jahrzehnts zurück, deren Reden und Festartikel sich wie träger Schlamm um Schillers gerecktes Bildnis geschwemmt haben, alle Linien undeutlich, alle Herbheit gemütlich, alles unerbittlich Hagere rundlich machend. Herbert Eulenberg wurde fast gesteinigt, als er, aus dem Widerwillen gegen den jede Eigenart tötenden Superlativ, den Dichter Schiller vermenschlichte, in die Enge Jenas zurückführte und die ewigen Worte aus der tagtäg-

Digitized by Google

lichen Notdurft herausklingen ließ, deren bestes Symbol jene Botenfrau ist, die unter oder über Kurzwaren und Spezereien die ersten Exemplare der „Horen“ und die ewigen Botschaften zweier Sternbilder hin und wider trug.

Ein zum hundertsten Male sich jährender Geburts- oder Todestag ist eine gute, passende Gelegenheit, sich mit einem Dichter auseinanderzusetzen. Keineswegs ein privilegierter Schontag, bei dem jeder „Mißton“ zu vermeiden ist, insofern man unter Mißton jeden Schritt von der Landstraße unbedingter Lobhudelei versteht. So gut man an solchem Tag einer Pflicht der Dankbarkeit, einem Drange begeisterter Zustimmung genügen und folgen darf, so gut eignet er sich dazu, eine überschätzte Größe auf den ihr gebührenden Platz zurückzuführen, einen Irrleiter als solchen zu kennzeichnen, einen vielleicht jahrelangen Kampf durch eine ernste, wuchtige Zusammenfassung zu krönen. Soll eine solche Zurückweisung einen von der großen Mehrheit Gefeierten treffen, so muß sie so unbedingt bewiesen, so von allen Seiten gestützt sein, daß sie sich durch ihre eigene Schwerkraft legitimiert. Ein leichtsinniges Absprechen wird hier von einer Blamage des Schreibenden zur Beleidigung des Angegriffenen und der ihn Feiernden: wer im Gottesdienst frech lacht, wird hinausgeworfen, nicht der, dessen Lebenswerk in glühenden Widerlegungen dieser Gottheit bestand.

Friedrich Hebbel wurde am 18. März 1813 geboren, am 18. März 1913 hat der K. und K. Hofrat Dr. Paul Schlenther das Seine zu dieser hundertjährigen Wiederkehr dem „Berliner Tageblatt“ beigesteuert. „Es ist im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird.“ Schlenther macht eine Ausnahme. So gereichen ihm denn auch treffliche Werke nicht zum Verderben. Schlenther ist nicht für Hebbel, was sein gutes Recht ist. War er der Ansicht, daß dieser Dithmarsche anderen, Besseren im Lichte stehe, daß seine magisch-mystische Erscheinung unsre Dramatik ungünstig beeinflusse (sofern man etwas beeinflussen kann, was so gut wie gar nicht da ist), so wäre es ihm auch Pflicht und, wenn er ein geborener Kritiker ist, mit der Besessenheit, das Schlechte vom Großen zu sondern, Drang gewesen, diesen falschen Gott, dieses in Ahnungslosen zu schnell fest gewordene Gebilde zu zerstören. Wie wir jedem das Recht zuerkennen, in diesem Jahre 1913 den Bankerott Wagnerscher Kunst nachzuweisen, falls er ihn eben wuchtig und überzeugend nachweisen kann. Schlenther bringt aber überhaupt keine sachliche Ablehnung, sondern eine launische Abneigung zum Ausdruck. Zwar versucht er's zuerst mit der Sachlichkeit. Dabei sind so heitere Ergebnisse zu verzeichnen: „Jedes Hebbelsche dramatische Werk ließe sich in der Nußschale einer Ballade einfangen.“ Wozu zu bemerken ist, daß die Ballade das Eigentümliche hat, bald eine Nußschale, bald ein Schlachtschiff größten Formats zu sein, und daß das wahrhaftige Drama, die Tragödie der unerbittlich vorschießenden, atemlosen Linie, immer in letzter Vereinfachung und Steigerung eine Ballade ist. Wenn Schlenther, von seinem Einfall entzückt, darauf weitere Theorien aufbaut, wie: „Bürger und Fontane schätzten sich in ihrer begrenzten Stärke richtig ein, als sie nicht von der Ballade zum Drama aufstiegen“, so wird auf diesem Weg eine unrichtige Behauptung zur Primanertorheit. Warum Bürger keine der großen Kunstformen meisterte (in

Digitized by Google

einer Zeit, wo die Spezialisierung zum Dramatiker, Lyriker usw. fast gänzlich fehlte), das möge man in den Daten seiner Lebensgeschichte nachlesen. Wenn aber bei Fontane das Fehlen eines „Aufstiegs“ von der Ballade zum Drama als weise Begrenzung gerühmt wird, so heißt das die kluge Mäßigung des Löwen rühmen, der nicht auf Bäume klettert. Die Ballade ist doch schließlich nicht die Vorschule des Dramatikers, sondern das leuchtende, klingende Nebenprodukt des Epikers, und die Folgerungen aus einer falschen, geistreichelnden Behauptung haben eben die Eigentümlichkeit, noch falscher zu sein.

Aber lassen wir den Literaturhistoriker Schlenther (der ja den Deutschen nie „fest werden“ wird), es naht der Pamphletist Schlenther. Was wird sich zur Verwendung für einen Geburtstagsartikel am besten verwenden lassen, wenn man den zu Feiernden bekämpfen will? Natürlich die bürgerlich etwas anrüchigen kleineren oder größeren „Entgleisungen“ eines harten, kämpferischen Lebens, die man wie kleine Zappelteufel an die großen, glänzenden Gebilde eines Dichters hängt und tanzen läßt, damit das Volk lache. Es ist ja genug da. Hebbel hat sich fälschlicherweise als Doktor, Elise Lensing „ohne Trauschein“ als Madame Doktorin Hebbel ausgegeben. Alle erfolgreichen Pumpversuche geben zusammen einen hübschen Charakterflecken. Hebbels Liebe zu Christine Enghaus war teils „völlig kritiklose Hingebung“, teils lächerlich mit ihren Kosenamen („Kleiner Pintscher“), komisch „sein Darben und Werden, seine Leiden und Wonnen, seine Kämpfe und Kabalen, auch sein ganz rein empfundenes häusliches Glück“! Warum, sagt Schlenther nicht. Ich werde ihm aber nachher sagen, warum er mehr peinlich als komisch wirkt, wenn ich dieses sein Meisterwerk aus seelischer Unfähigkeit und Biertischzote werde zitiert haben: „In Wien war Hebbels erstes eheliches Kind gestorben. Nun zog Elise — ich sei, gewährt mir die Bitte — als »Cousine« nach Wien zu Hebbels ins Haus und pflegte Christine im Wochenbett. Nach Fünfvierteljahren nahm sie zum Trost für verschmerzte Enttäuschungen, zur Sühnung für schnöde Rachsucht, zur Freude ihres Alters, ein Unterpfand mit nach Hamburg, das leibhaftige Resultat jenes Maria-Magdalenentums, Christinens unehelichen Sohn, den Hebbel adoptiert hatte, aber begreiflicherweise nicht sehr gern sah.“

Ich sei, gewährt mir die Bitte, „Cousine“ in Anführungszeichen (Willst du mein Cousinchen sein), Maria-Magdalenentum (Hebbel, dessen Verlogenheit einen Meister Anton formte), „begreiflicherweise nicht gern sah“! Seelische Unfähigkeit, Bierbankzote! In Tolstois „Lebendem Leichnam“ wird dem verkalkten Untersuchungsrichter, der nach Bigamie forscht, gesagt: „Zwischen uns bestanden sehr verwickelte Beziehungen. Es war ein Kampf zwischen Gut und Böse, ein seelisches Ringen, von dem Sie keine Ahnung haben . . .“ Sie auch nicht, Herr Staatsanwalt Schlenther! Da war ein armes, altes Mädchen, war ein dumpf gewachsener junger Bursch, in dem gebärende Welten sich jagten, Chaos, den tanzenden Stern zu gebären. Und auf einmal verschieben sich die Bilder von regennassen Landstraßen, Handwerkburschenkneipen, kalten Dachkammern und eine helle, leichtere, lichtere Welt tut sich auf, ein Prospekt mit Gärten und Festhallen, der bunte Rahmen um eine hohe, freundliche Frau. Dann kommen Zeiten der Ange-

Digitized by Google

wöhnung, des Rückblicks, erschreckt sieht ein Mensch, welche Opfer sein Genius flügelschlagend zerschmettert hat, er möchte heilen, sich selbst beruhigen und Böses zum Guten wenden — und dann kommt der Hofrat Schlenther und setzt, nach einer letzten schmunzelnden Durchsicht des „Kleinen Witzblattes", Cousine in Anführungszeichen.

Prüfe auch die Götter, aber mit ehrerbietigen Händen! Übersieh den Menschen nicht, wenn du vom Dichter redest, aber sieh ihn menschlich, nicht nur vom großen Zeh bis zum Nabel! Unsre geistigen Führer sollen nicht ins Klassisch-Fade verideali[illegible]iert werden, aber auf ihren Denkstein all den Schmutz zu häufen von all den harten Straßen, die sie einmal gehen mußten, das ist Erpresserart: Gib zu, daß du kein großer Dichter bist, sonst enthülle ich noch zehn Geld- oder Weibergeschichten! Herr Hofrat Schlenther hat sich, als er es dem Hebbel einmal geben wollte, an Dinge gehalten, die er begreifen konnte, nachdem er sie auf seine Art gesehen hatte. Man könnte es komisch finden, man könnte vom Hund und vom Mond oder höflicher und treffender von denen sprechen, die am „Don Juan" nichts mehr interessiert, als ob Donna Anna sich mit Don Juan nicht doch ein bißchen vergangen habe und Donna Elvira nicht am Ende schwanger sei. Herrn Schlenther interessiert an Hebbel das Stammtischanektoden-Reife, daß er sich Mariamnens Geschlechtsleben entgehen ließ, rührt bei dem früheren Hofburgdirektor wohl nur von einer ungenauen Kenntnis der Tragödie her. Für Schlenther gibt es nichts „Festgewordenes", vor allem nicht auf dem Gebiet der Kenntnisse, des literarischen Anstands, der seelischen Unberührtheit. Halb Literaturschwätzer, halb Mikosch im deutschen Dichterwald, auf den das von ihm zitierte Hebbelwort: „Das Abgeschmackteste und das Sublimste grenzen nah aneinander" nur insofern zutrifft, als an der Spitze seines Pamphlets zu lesen ist: Hebbel von Paul Schlenther!

Nach einiger Überwindung spreche ich Herrn Schlenther mein anständiges Bedauern aus.

Ulrich Rauscher

Lothar Schmidts Komödie „Das Buch einer Frau"

Berliner Theater

Braucht es erst noch der Erklärung oder Rechtfertigung für unsre Dankbarkeit, wenn wir einen Komödiendichter von Erfahrung, Geist und theatralischem Geschick seit Jahren auf schlüpfrigem Boden mit so anständigen Mitteln und so ehrlicher Gesinnung arbeiten sehen wie Lothar Schmidt, den Verfasser des „Traums", der „Heiligen Sache", der „Josephine Martens" und jetzt dieser Ehekomödie, die erst auf längeren Umwegen nach Berlin ins Königgrätzer Theater heimkam? Schmidt mit seinem natürlichen, selbstgewachsenen Witz und seiner leichten Hand hätte es gewiß nicht schwer, mit vollen Armen die billigen Lorbeeren eines Schwankdichters vom Schlage der Skowronnek oder Schönthan einzuheimsen, und wie er früher einmal, im „Ackermann", durch Felix Hollaenders literarhistorisch gestachelten Ehrgeiz fast zu der Höhe einer psychologischen Charakterkomödie emporgehoben worden, so ist er später, Arm in Arm mit diesem oder jenem derber zupackenden Kollegen, wohl auch ein paar Stufen auf ein unter ihm liegendes Niveau hinabgestiegen. Aber es hat ihn immer wieder emporgezogen, und wenn er allein stand, war er am echtesten

Digitized by Google

und erfreulichsten. Namentlich eines kam dann so erquicklich zum Vorschein: seine lächelnde Skepsis über die auch bei ihm immer wiederkehrenden Liebesaffären des Ehelebens, eine Skepsis, die zwischen Überlegenheit und Mitleid die humanere Mitte hält und zu fragen scheint: Kinder, nehmt ihr diese erotischen Techtelmechtel und Plänkeleien, für die ihr so hochgestelzte Namen wie Verrat, Untreue, Betrug erfunden habt, wirklich für so wichtig, wie ihr manchmal tut? Ist nicht das alles nur ein Oberflächenspiel, das den inneren Menschen, die Seele seines Seins und seines Wertes gerade nur streift? Man denkt da immer ein wenig an die höchst erfahrene, aber auch schon ein wenig resignierte Hand eines Puppenspielers, der an feinen, unsichtbaren Fäden seine Marionetten tanzen läßt und gutmütig-freundlich, alles verzeihend, aber auch alles verstehend auf sie hinabblickt. Freilich, viel mehr als Puppen sind es nicht, die er da bewegt. Um sie so zu seinem und unserm Vergnügen tanzen zu lassen, mußte er ihnen zuvor ihre menschliche Schwere, Fülle und Vielfältigkeit nehmen und allzusehr die eine Seite betonen, die sie uns gerade nur zukehren. Man vermißt diese tieferen geistigen und seelischen Perspektiven selbst in dem „Buch der Frau", obwohl dies Spiel mit einem von vornherein wohlgezähmten und -gebändigten Feuer seine anspruchslose Harmlosigkeit gleich vom ersten Augenblick an mit einer schier entwaffnenden Liebenswürdigkeit zur Schau trägt. Aber sollte eine Frau, die ein nicht bloß durchtriebenes und indiskretes, nein, auch kühnes, mutiges, geistreiches, vielleicht sogar starkgeistiges Buch über die Rankünen der Ehe geschrieben hat, wie diese Gertrud Lebius, die Frau des ach! so papierenen Literaten, Theoretikers und ahnungslosen „Enträtslers der Weibespsyche", sollte die nicht die Verpflichtung haben, auch in den drei Akten des Stückes selbst ihre geistige Bedeutung und ihre Gemütswerte — denn ich laß es mir nicht ausreden: die hat sie — irgendwo einmal etwas deutlicher hervorzukehren? Dann würden wir zu unsrer Freude und Genugtuung gezwungen werden, ein bißchen tiefer hinzuhorchen und nach dem Pulsschlag zu fühlen, der hinter solchem Geplätscher von den Menschen zeugen muß. Ohnedem bleibt es bei den Foppereien, bei den Purzelbäumen, bei den Nasenstübern, mit denen sich diese illegitimen Liebeleien über Kreuz am Ende selber zum besten haben. Gewiß, auch das bereitet uns ein wohliges und anständiges Behagen, weil hinter dem, was geschieht, nirgends versteckte Lüsternheiten lauern, weil alles so gerade und ehrlich herausgesagt wird, weil nirgends mit Taschenspielerkunststückchen und Überrumpelungen gearbeitet wird, weil immer die warmen Menschlichkeiten, nie die bloßen künstlichen Machenschaften eines kalten Witzes die Führung behalten. Aber — es liegt wohl an der Persönlichkeit des Verfassers, daß diese höheren Ansprüche nicht schweigen wollen — hätte nicht doch das Senkblei des Dichters, Psychologen und Menschengestalters einmal wenigstens etwas tiefer in die Seelengründe hinabgleiten dürfen? Man sieht, oder vorsichtiger ausgedrückt: man vermutet die Ansätze dazu, namentlich da, wo die beiden unschuldigahnungslosen Kinder des so geschickt und beglückt liebelnden Ehemanns als sanft drohende

Digitized by Google

Amoretten in die Handlung eingreifen; doch im nächsten Augenblick schon gewahrt man, wie Schmidt die Hand wie vom brennenden Licht zurückzieht, als müßte er sich selbst ein Halt zurufen: Aufgepaßt, ich spiele ja nur, und wer spielt, hüte sich ja, der Flamme zu nahe zu kommen! So sind wir um ein artiges, anmutiges, liebenswürdiges und trostreiches Komödienspiel reicher geworden, der Reichtum und das Glück sind aber nicht so groß, daß wir das Bedauern über den Verlust einer Menschlichkeitskomödie, die schüchtern unter der Rinde pocht, schon ganz deswegen verwinden könnten.

Friedrich Düsel

Duncan und Dalcroze

Isadora Duncan trat neuerlich in Berlin unter so lautem Beifall wieder auf, daß man etwas wie eine Demonstration darin erblicken konnte. Etwas Demonstratives lag auch in der Ankündigung gerade des Gluckschen „Orpheus", den auch Jaques Dalcroze im vorigen Jahre dargeboten hatte. Sollte die Betonung eines Gegensatzes zwischen den beiden Tanzreformationen gemeint gewesen sein, so war dies eine recht unglückliche Idee; sie könnten sich vielmehr in mancher Weise ergänzen. Niemand streitet Isadora Duncan das Verdienst ab, durch ihr Auftreten als erste auf die Mängel des Tanzes von heute und auf die Möglichkeiten von Konvention befreiter, mehr innerlich bestimmter Tänze und wiederum damit auf eine schönere Körperkultur hingewiesen zu haben. Damit aber, so scheint mir, war die Mission erfüllt, die ihr öffentliches Auftreten haben konnte. Wiederholt sich das jetzt, nachdem Jahre der Entwicklung des neuen Tanzes vorübergegangen sind, so melden sich stärker und weniger stillbar als früher die Bedenken gegen ihre persönliche Eignung dazu. Nicht als ob sie nicht gelegentlich auch künstlerischer Wirkungen fähig wäre; indessen: im Ganzen wirkt sie dilettantisch. Vor allem hat Jaques Dalcroze unsere Ansprüche an die Rhythmik des Tanzes beträchtlich erhöht, und die Duncan scheint ihre Natur nur schwer und nur an den körperlichen Ausdruck der gröbsten rhythmischen Einheiten gewöhnen zu können. Daß ihr das Ernste, die Tiefe und Gewalt der Leidenschaft versagt ist, bewies wieder einmal ihre gehaltlose, erquält und überflüssig wirkende Darbietung von Tänzen zu Richard Wagners Liedern (!). Endlich entbehrt ihr Körper überhaupt der feinsten plastischen Reize und vor allem ihr unbeherrschtes Mienenspiel jeder Anpassung an künstlerische Sonderaufgaben. Überblickt man, was alles an Musiktanz uns in der letzten Zeit geboten wurde, so ergibt sich wohl, daß unsere Ansprüche an einen solchen noch keineswegs hoch genug sind. Mit einer gewissen mittleren Art von Gebärdenübereinkünftlichkeit, mit einigen erfreulichen Stellungen und Bewegungformen zu diesem oder jenem Tonstück erzielt nicht allein Isadora Duncan schon große Erfolge, sondern auch schon mancher Schüler Dalcrozes. Das ist ungefähr so, als wenn wir englische Familienblattillustrationen oder beliebige Backfischstammbuchverse schon zur Kunst rechnen wollten, die doch wohl erst beginnt, wo eine starke, beachtenswerte Persönlichkeit uns durch zwingenden Ausdruck ihres eignen oder eines in ihr lebendig gewordenen Gehaltes bereichert.

Vermag ich daher den Sinn und Wert des öffentlichen Tanzes der Isadora Duncan so wenig einzu-

Digitized by Google

sehen wie den der meisten Schülerdarbietungen aus Dalcrozes Schule, so trifft dies doch gar nicht den sozialen Wert ihrer Bestrebungen. Die sieben Mädchen aus der Elizabeth Duncan-Schule, welche in Berlin auftraten, machten einen ebenso frischen und erfreulichen Eindruck wie die Hellerauer Zöglinge. Man hat es nach den Berichten in dem Darmstädter Schulhaus verstanden, den Tanz und die Erziehung zu einer Körperkunst nicht aufdringlich zum Alleinherrscher aller Maßnahmen der Erziehung zu machen. Dies wäre verhängnisvoll, denn eine größere Menge von Schülern wird kaum je über die Leistungen einer Duncan hinauskommen, wenn anders, wie ich meine, die Begabung zu einer wirklichen Körperkunst überaus selten ist und durchaus mit komplizierteren Mitteln, rein individuell, ausgebildet werden müßte. Und auf künstlerischen Dilettantismus hin zu bilden, wäre ja widersinnig. Die Duncan-Schule (vgl. das illustrierte Werk „Die Elizabeth Duncan-Schule", Diederichs, Jena) ist erfreulicherweise eine wirkliche Schule; der gesamte Unterricht hessischer Mädchenschulen wird auch in ihr erteilt. Daneben aber erhalten die Mädchen eine körperliche Erziehung, deren Prinzipien aus den Gedanken Isadora Duncans abgezogen sind, deren Ziele aber vor allem Gesundheit — und damit Rassenhygiene — und Lebensfreude sind.

Ich sagte, daß die tiefere Bedeutung des Rhythmischen im Auftreten der Duncan vernachlässigt erscheine; vielleicht sollte ihr auch in der Schule noch nachdrücklicher Rechnung getragen werden. Anderseits aber hat meines Erachtens das Dalcrozesche Institut vom Duncanschen manches zu lernen. Die Konzentration allein auf die rhythmische Gymnastik ist sozial und individuell unglücklich — es ist nicht lohnend und erziehlich, sich so lange nur mit ihr abzugeben. Sie sollte auch bei Dalcroze einer Vereinigung der primitiv-psychophysiologischen Erziehung mit der geistigen weichen. Statt der Verquickung mit dem Theater und einem Firlefanz von Lebensanschauungreformen sollte man mindestens auf die Verquickung der psychophysiologischen mit einer hygienischen und einer künstlerischen Erziehung ausgehen, wenn eine eigentliche Schulerziehung nicht erreicht werden kann. Wer heute für sein Kind eine Erziehung sucht, die nach mehr als einer Seite hin befriedigt, körperlich, künstlerisch, geistig, dem bietet sich die Duncansche Mädchenschule trotz der Bedenken gegen die Künstlerin Isadora Duncan als ein Versuch, ganze Arbeit zu leisten. Das Institut in Hellerau leistet vielleicht feinere, sorgsamere und tiefer eingreifende Arbeit, aber nur nach einer Seite hin. Wir sollten nun bald noch vollkommeneren Anpassungen all dieses neuen Strebens an die soziale und sittliche Forderung des Tages begegnen. Fr. G.

Neue Bücher über Richard Wagner

Je stärker im Jubeljahre die Teilnahme an allem ist, was Wagner betrifft, um so wichtiger ist die Aufgabe, unter den vielen andringenden Schriften kritisch zu sichten.

Sechs Jahre hat Max Koch auf den zweiten Band seiner Wagner-Biographie warten lassen;* dafür verheißt er noch für dieses Jahr

* M. Koch, „Richard Wagner"; 2. Teil 1842—1859, 525 S.; E. Hofmann & Co., Berlin; 6 M. und 7.50 M.

Digitized by Google

den Schlußband. Dann wird man sagen können, daß ein Werk von hervorragender Bedeutung vollendet sein wird, eine Lebensbeschreibung, die sich vor allen andern durch die Weite des Blicks auszeichnet, mit der ihr Verfasser dem Bilde seines Helden einen, wie er selbst sagt, literar- und kulturgeschichtlichen Rahmen geschaffen hat, wie man ihn jeder großen Künstler-Monographie wünschen möchte. Sonderbar wirkt es übrigens, daß die Berechtigung zu solcher Darstellung gegen Forderungen „von noch so hochverehrter Seite" verteidigt werden muß. Über die Aufgabe eines echten Historikers scheinen die Begriffe manchenorts noch sehr schwankend zu sein. Ungemein vorsichtig und schonend äußert sich Koch über Wagners Autobiographie „Mein Leben". Der Vergleich mit Goethes „Dichtung und Wahrheit" ist so ehrenvoll, daß er allein genügt, um den Verfasser gegen jeden Verdacht mangelnder Pietät zu schützen; er darf sich wahrlich „ohne Überhebung eines Lebensverhältnisses zu dem treugeliebten Meister rühmen" — wenn das die Berechtigung verleiht, über Wagner zu schreiben, dann ist sie hier nicht anzuzweifeln. Wir suchen und finden sie aber ebenso in dem Bestreben unparteiisch zu sein und „statt des alten langjährigen Parteistreits das ruhigere geschichtliche Verstehen in seine Rechte treten" zu lassen. Dazu ist es nun Zeit geworden, ohne daß solche überall sonst selbstverständliche historische Gerechtigkeit hier eigens erst als erlaubt erwiesen werden müßte; sie dünkt dem Verfasser „keine Verletzung der dem größten Helden deutscher Kunst schuldigen Ehrfurcht und Dankbarkeit" zu sein. Er wagt also, was bisher niemand sich so recht getraute, und ist sich dessen bewußt. Mag er von anderer Seite dafür angefeindet werden: wir danken es ihm aufrichtig. Er fällt nun nicht etwa von einem Extrem ins andere! Er begnügt sich, das Kleinliche mehr anzudeuten als ausführlich vorzubringen; und die Schatten werden so vorsichtig aufgesetzt, daß des Lichtes noch die Fülle übrigbleibt. Vielleicht, daß gerade infolge dieser beinahe ängstlichen Vorsicht die Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung in diesem Bande gegen den ersten so zurücksteht. — Ganz vortrefflich geraten ist vor allem das Kapitel „Franz Liszt und Neuweimar". In den Dresdner Jahren wird Herr von Lüttichau gerecht beurteilt, in den Züricher Jahren Frau Minna. Die Episode Wesendonk ist sehr fein und diskret behandelt, und wenigstens mit einem Wort berührt der Verfasser die „doch allzu weit getriebene Rücksicht auf die spätere Gattin" in der Autobiographie, ein sehr milder Ausdruck für die unqualifizierbare Darstellung, die weder als Dichtung noch als Wahrheit angesprochen werden kann. „Tristan und Isolde" wird als Dichtung sehr hoch bewertet, kürzer der „Ring" besprochen, liebevoll zeigt sich der Verfasser gegen „Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin". In musikalischer Hinsicht legt er sich große, übrigens wohlbegreifliche Beschränkung auf, ebenso den theoretischen Schriften gegenüber, denen er nicht Dauerwert und Allgemeingültigkeit wie den Werken selbst zugesteht, offenbar aber auch nicht kritisch gegenübertreten will. Der Anhang bringt Literaturnachweise und sonstige Anmerkungen wie im ersten Bande; die Masse zwang zu bedächtiger Auswahl, und das Resultat ist eine ganz ausgezeichnete Übersicht, das wichtigste wieder mit Sternchen bezeichnet.

Digitized by Google

Gerhard Schjelderup hat „ein Volksbuch“ schreiben wollen, das ungefähr alles enthielte, was ein gebildeter Mensch über Wagner wissen sollte.* Eine ganz gute Idee, der sich der Verfasser mit großer Begeisterung gewidmet hat. Er stützt sich auf Glasenapp und Chamberlain, dann auf Wagners Briefe und Schriften, besonders auch auf die Autobiographie. So bringt er zwar tatsächlich nichts Neues, beleuchtet aber alles auf seine Weise im Zusammenhang. In der Beurteilung der Werke zeigt er selbständige Züge, man möchte aber wünschen, sie wären noch schärfer und folgerichtiger durchgebildet. Denn als Künstler hat er offenbar etwas zu sagen. Es sei nur auf die eigentümliche Idee hingewiesen, daß männliche, weibliche und kindliche Züge jedem Kunstwerk ein besonderes Gepräge geben; das weibliche Element herrsche bei Wagner, dem geborenen Erotiker, stark vor; er sei der tiefste Kenner der Frauenseele. Aber natürlich: „Diesem allumfassenden Genie ist überhaupt nichts Menschliches fremd geblieben.“ Kritisch wird der Verfasser nirgends, auch nicht bei dem dankenswerten Versuch, den Inhalt der Schriften gemeinverständlich anzudeuten. Völlig unkritisch bleibt er in der Darstellung des eigentlich Geschichtlichen, zum Beispiel der Münchner Jahre, des Verhältnisses Wagners zu König Ludwig II. Das ist alles in ganz einseitiger Parteinahme vorgetragen, ohne den leisesten Versuch, auch die gegnerische Anschauung zu begreifen. Wir sind daran gewöhnt; und eine authentische Schilderung wird erst möglich sein, wenn die entscheidend wichtigen Quellen dafür eröffnet werden. Im rein Menschlichen will Schjelderup möglichst gerecht sein, zum Beispiel Minna Wagner und Mathilde Wesendonk gegenüber. Wenn man aber liest, wie er Wagners Fehler und Schwächen, insbesondere den „Egoismus“ und die „Arroganz“, die ihm so vielfach vorgeworfen werden, auffaßt, und wenn er vollends aus den nachgelassenen Schriften die außerordentlich bezeichnende Stelle über die Dankbarkeit abdruckt, so sieht man ganz genau: er ist der Enthusiast, er ist der Paneghriker, der seinen Helden verherrlicht, wie er nur kann. Insofern kann man nicht sagen, daß sein Buch eine Lücke ausfülle. Man mag es auch fraglich finden, ob dieser Stil gerade für ein Volksbuch der passende oder auch nur der werbekräftigste war. Doch wird die ehrliche Wärme, mit der es geschrieben ist, ihm zahlreiche Leser zuführen. Schade, daß so manche zum Teil sinnstörende Fehler in Satz und Druck stehengeblieben sind. —

Scharf und originell, wie alles, was Julius Kapp veröffentlicht, sticht auch der neue Band ab von der übrigen Wagnerliteratur. Schon die Überschrift verrät es: „Richard Wagner und die Frauen, eine erotische Biographie.“* Unerbittlich verlangt Kapp objektiv historische Wertung, wie sie sich überall sonst von selbst versteht, auf Grund unverfälschten Materials und unparteiischer Darlegung. Denn Richard Wagner sei „Allgemeingut“, nicht „Familienobjekt“. Und rücksichtslos wendet sich der Verfasser gegen das Bayreuther Archivmonopol, wie er es nennt, und die falsche

* G. Sch., „Rich. Wagner und seine Werke“, 641 S., Verl. F. E. C. Leuckart, Leipzig; 5 M. und 6,50 M.

* Verlag Schuster & Löffler, Berlin, 266 S., geb. 4 M.

Digitized by Google

Pietät aller „offiziellen“ Publikationen. Er hat sehr viel Material selbständig zur Verfügung und nützt es aus, um sein Thema restlos auszuschöpfen. Man mag über manchen Ausdruck im einzelnen vom Geschmackstandpunkt aus streiten. Die Darstellung im ganzen wirkt überzeugend. Die drei weiblichen Hauptgestalten treten deutlich hervor; um sie her gruppiert sich die Schar der anderen, die von untergeordneter Bedeutung, doch aber für Wagners Leben und Schaffen mit charakteristisch erscheinen. Man sieht ganz klar: auch ohne zu beschönigen und zu vertuschen, auch ohne zu verhimmeln und zu schmeicheln, kann man einen bedeutenden Menschen und Meister so schildern, wie er wirklich war. Und daß gerade seine Schwächen häufig den Schlüssel zum Verständnis bieten, ist doch eigentlich eine Binsenwahrheit. Darum müssen uns einstweilen auch solche Bücher von der andern Seite her willkommen sein. Der Verfasser erzählt sine ira et studio, weder als Klatsch noch als Sensation; die Zusammenfassung ist knapp und präzis, und wer sie nicht annehmen will, mag sich nach ihrem Muster eine eigene bilden.

Hermann v. d. Pfordten

Ein Wagnis unternahm Emil Ludwig, der Verfasser mehrerer unaufgeführter Dramen, eines fesselnden (auch im Kunstwart besprochenen) Romans und eines vielgelesenen Buches über Bismarck. Er macht sich zum Wortführer der Tausende, die an Wagner eine Enttäuschung erlitten, mit einem Buch „gegen Wagner“, — „Wagner oder Die Entzauberten“ (Verlag Jul. Lehmann, Berlin W). Was an Gedanklichem gegen Persönlichkeit und Werk Wagners darin steht, wird der vorurteilslose Kenner ohne Überraschung lesen. Die Auffassung Wagners als eines schwülen Erotikers und genialischen Barockkünstlers, der sich nach beispielloser Blendezeit bald überlebt haben wird, vereinigt eigne und zahlreiche einzelne Beobachtungen verschiedener Beurteiler in einen äußerst pikant und gelegentlich sehr betörend gemachten Bildversuch. Freilich ging es dabei nicht ohne starke einseitige Übertreibung ab, ja, diese ganze, für viele gewiß neuartige „Impression“ von Wagner besteht nur durch eine überklügliche Auslese allzu „gewisser“, oft mehrdeutiger Tatsachen und Meinungen. Sie wird ihre Leser finden. Längst ist ja eine stille Gemeinschaft gebildet, die ohne gegen Wagner äußerlich Stellung zu nehmen, ruhig von ihm abgerückt ist und seine Vergötterung der Menge überläßt, welche ihn liebt. Diesen Tausenden will Ludwig „die Stichworte reichen“. Und wir erkennen gern an, daß seine große Zahl von Stichproben aus Wagners Leben, Kunst und Wirksamkeit auf einen Mann ganz fernab von den Göttern erster Ordnung weist. Dennoch genügt der Versuch nicht für anspruchvolle Leser. Man könnte zunächst fast auf den Gedanken kommen: hier wurde ein Moment größter öffentlicher Aufmerksamkeit geschickt genützt, um ein Werk rasch an den Mann zu bringen; zu diesem Eindruck trägt auch die Beobachtung bei, daß „Die Entzauberten“ wenig sorgfältig gearbeitet sind; man bemerkt sehr viele Druckfehler, bemerkt das Fehlen aller Nachweise — als ob der Verfasser die Nachprüfung seiner Zitate zu scheuen hätte —, bemerkt endlich auch Fehler.*

* Zum Beispiel wird der Halbjude Hanslick nicht als solcher genannt, sondern im ausdrücklichen

Digitized by Google

Im ganzen aber scheint mir Ludwigs Arbeit zu ernst und kräftig, als daß dieser Eindruck Stich halten könnte. Um so mehr ist aber ihre Form zu bedauern. Sich mit dem Sammeln gewisser Momente aus einer großen Lebensarbeit zu begnügen, die sich einer vorgefaßten Meinung unterordnen lassen und diese gewaltsam hergestellte Meinung dann durch Andeutungen und feinste Schlagworte, Schlaglichter und Hindeutungen einem sehr Vorgebildeten eben noch zum Verständnis bringen, das ist nicht, wie selbstgefällige Essayisten heute glauben machen wollen, schriftstellerische Kunst, sondern schriftstellerischer Dilettantismus. Wie viele von den Schriftstellern, die heute als allzu besitzstolze Erben eines innerlich nie erworbenen Relativismus auf die Systemisierung und wissenschaftliche Ausformung ihrer Gedanken verzichten, wie viele von ihnen die alles dem armen Publico bieten „wie sie es sehen" und dabei den einfachsten Sinn für rein sachliche Darbietung eines methodisch erforschten Gegenstandes vermissen lassen — wie Eulenberg, Bahr, Scheffler, Paul Ernst und nun auch Ludwig — haben denn kraft ihrer persönlichen Bedeutung das Recht, andre Leute mit ihrer rein individuellen, widerspruchvollen und augenblicklichen „Auffassung" des Wichtigen im Kulturleben zu behelligen? Es liegt darin häufig eine große Bequemlichkeit und eine große Anmaßung zugleich. Durch die Form, wie wir betonen, nicht durch den Inhalt ist diese Anmaßung gegeben. Wie rang ein Geist wie Wagner um den Sinn und die Ausführung seiner Gedanken; der noch so kunstvolle Aphoristiker kann dem im Ernst nicht die Spitze bieten, am wenigsten, wenn er die aus Enttäuschung geborenen Gedanken noch nicht hat reifen lassen. Nichts beweist es dagegen, wenn Ludwig angibt, niemand „überzeugen", sondern nur Stichworte reichen zu wollen? Jede Pointe, jeder Hinweis, jedes Argument, das er bringt, verrät, wie gern er dem Leser seine Ansicht aufzwingen möchte. Er überläßt es ihm freilich, weiter zu bringen als er selbst bringt. Er schafft nicht charakterologische, nicht stilkritische Begriffe, gibt kein geschichtliches Material, keine Versuche, ins Reine einer abgerundeten Anschauung zu kommen. Er gestaltet nicht. Er „reicht" eine Symptomensammlung und öffnet einige sehr geistreiche Einblicke in einige Innenseiten des Wagnerschen Erlebens. So manches Wichtige bleibt dabei Umriß und Stichwort; zum Beispiel spricht er häufig von den „Hemmungen" in Wagners Natur, macht aber nicht einmal den Versuch, den psychologischen Anlaß und Ablauf dieser Erscheinung zu ergründen. Alle diese mit charakterographischem Geschick und Eifer in Wagner hineingelesenen Begriffe „Vitalität", „Wille zur Wirkung", „Vertiefung", „Wollust" enthalten meines Erachtens viel Wahres, aber ein Schriftsteller von größerer Sachlichkeit hätte sie nicht nach Art eitler Literaten aus dem Laboratorium der Wissenschaft oder den Gesprächen metaphysisch Gebildeter in ein Buch für weite Kreise verpflanzt, ohne ihren Wert und ihre Bedeutung klarzustellen. Vielleicht ging dies über Ludwigs Fähigkeit hinaus — dann war er nicht der Mann, ein Buch, sondern höchstens der, eine kluge und vergängliche Anregung über Wagner zu schreiben. Es

Gegensatz zu Wagners jüdischen Gegnern. Ludwig soll übrigens selbst jüdischer Abkunft sein.

Digitized by Google

stehen allerdings zwischen den Aphorismen auch kleine zusammenhängende Aufsätze, besonders über die Lehre Wagners; und merkwürdig: je schlichter in dieser Weise der Vortrag wird, um so bedeutsamer erscheint das was der Verfasser zu sagen hat. Der Fehler ist aber nicht nur stilistisch, sondern auch historisch: Eine „Ansicht“, eine „Beleuchtung“, ein „Wie ich es sehe“ verfehlt den besten Zweck eines Wagner-Buches von 1913. Der „Fall Wagner“ kann heute nicht wieder aufgerollt werden, die Leidenschaften sind dazu zu schwach geworden, und so muß auch dieses aufreizende Buch schließlich „überwunden“ werden, wir werden das ewige Zurückblicken auf Wagner, das kalt oder heiß leidenschaftliche Streiten und Verdächtigen* beiseite lassen und trachten müssen, Wert und Unwert voneinander zu scheiden und jenen fruchtbar diesen unwirksam für die Kultur zu machen. Ludwigs geistreiches Buch bezeichnet vielleicht einen Punkt auf dem Wege dahin, denen empfohlen, die ein Zerrbild sehen können, ohne davon verwirrt zu werden, auch denen die für eine vorurteilfreiere und vornehmere Arbeit als die Ludwigs „Material“ suchen, endlich denen die an einer wohlgeschliffenen psychologischen Analytik sozusagen als Selbstzweck auch dann noch Freude haben, wenn sie logisch schwach und eilfertig ausgebeutet ist. Der kleinen dauernden Auslese aus der Wagner-Literatur werden wir aber nur ernsthafter gemeinte — nicht „liebevollere“ — und ernsthafter gearbeitete Bücher einverleiben.

* Ludwig entschlüpft tatsächlich im Eifer seiner angeblich nicht überzeugen wollenden Kampfschrift ein Wort wie: „Verdächtig wirkt Wagners Sucht, etwaige Widersprüche vorwegzunehmen ...“

Richard Wagner als Dichter* — dies reiche Thema wird wohl noch lange locken! Wie unendlich viel ist darüber gestritten, wieviel Meinungen darüber zwischen äußerster Hoch- und äußerster Geringschätzung sind nicht vertreten worden! Zwei Wege standen für Selbständige heute noch offen, es fruchtbar zu behandeln. Einmal der Weg wissenschaftlicher Bearbeitung. Es hätte in psychologischer Klarheit der Schaffensprozeß in Wagner mit dem in einigen bekannteren Dichtern nach Ursprung, Verlauf, Ziel, Form und Umfang verglichen werden können; dazu wäre eine Untersuchung über Stil und dichterische Mittel, ebenfalls in vergleichender Methode, erwünscht gewesen; endlich eine begrifflich strenge Klärung des Verhältnisses zwischen Wort und Ton, soweit es auf irgendeinen möglichen Inhalt des Wortes „Dichtung“ Bezug haben kann. Dieser überaus lohnenden und notwendigen aber ebenso schwierigen Aufgabe ist Schrenck aus dem Wege gegangen. Das ist zu bedauern, denn an amateurhaften, nicht wissenschaftlichen Arbeiten über Wagner fühlte wohl kaum jemand einen Mangel. Innerhalb dieser Gattung aber darf Schrencks Buch wohl willkommen geheißen werden. Man wird es vielleicht unangenehm empfinden, wie wenig Logik der Verfasser aufwendet, wenn er etwa eingangs erklärt, Wagners Dichtung sei ohne Berücksichtigung der Musik nicht zu verstehen, trotzdem aber die Musik im wesentlichen aus dem Spiele läßt und wiederum trotzdem nicht den Schluß zieht, der daraus folgt, und nicht einmal fragt, ob es denn eigentlich mit einem „Dichter“ recht bestellt sein kann,

* Erich von Schrenck, „Richard Wagner als Dichter“, Verlag C. H. Beck, München. 218 S., geb. 4 M.

Digitized by Google

den man ohne undichterische Hilfen nicht verstehen kann. Der Begriff „Sänger", den Schrenck dann einführt, ist endlich doch nur ein Lückenbüßer! Solche Antiquitäten klären nichts, sondern überdecken nur freundlich, was unentschieden blieb. Indessen zeigt Schrencks Buch auf der andern Seite wieder einmal, daß in gewissen geisteswissenschaftlichen Dingen auch der unlogische und selbst der verwirrende Beurteiler Wertvolles beibringen kann. Es kommt hier so viel auf feines Gefühl, innere Erfahrung, Nacherlebniskraft, Darstellerkunst an, daß begriffliche Schärfe und ästhetisch-wissenschaftliche Kritik nicht allein den Urteilsmaßstab bilden dürfen. Selbst der erste grundsätzlich verfehlte Abschnitt des Buches, worin Aufbau, Ideen- und Stimmunggehalt und Sprache der Wagnerschen Werke behandelt werden, enthält manches sehr Beachtenswerte; besonders eine recht energische Zurückweisung der grenzenlosen Überschätzung von Wagners sprachkünstlerischen Verdiensten ist darin bemerkenswert. Von höherem Wert scheint mir aber eine psychologisch feine und sehr anschaulich vorgebrachte Schilderung des Romantischen in Wagner. Schrenck faßt Wagner, wie es schon oft geschehen ist, etwas einseitig als den Vollender der romantischen Kunstideale auf, der neben seiner Erlebnisfähigkeit für das Dämmrige, für Bewußtseinsschwankungen und Komplexgefühle doch auch noch Schaffensklarheit genug gehabt habe, um aus den Bausteinen seines Erlebens das Kunstwerk voll und rund hinzustellen. Wiewohl nun mit dem Begriff des Romantischen eigentlich kaum irgendein Gehalt oder eine wirkliche Klarheit verbunden ist, gewinnt doch das so entworfene Bild Wagners bei Schrenck recht lebhafte und zum Teil überraschende Züge. Der Hauptteil der Erörterungen ist einzelnen dichterischen Gestalten Wagners gewidmet: Lohengrin und Elsa; Tannhäuser, Tristan, Amfortas; Wotan und Siegfried; Sachs und Stolzing; Parsifal. Zur Einführung in das tiefere Wesen dieser Konzeptionen für den Anfänger sind diese Aufsätze vortrefflich geeignet. Sie halten sich von allzu gewaltsamen Hineindeutungen fern, obgleich der Verfasser noch immer übermäßig viel hinter den Gestalten und Begebenheiten sucht und nicht bedenkt, wieviel auch in großen Kunstwerken und besonders bei Wagner als theatralischer Behelf, als Ausdruck biographischer Erfahrung und als vom sagenhaften Vorbild ausgehender Zwang aufzufassen ist. Die Schlüsse des Verfassers auf die gestalterischen Kräfte sind entsprechend unsicher, wie denn die psychologische Verdeutlichung des einzelnen bei ihm stets zwischen überraschend lebendiger innerer Anschauung und verwaschenen, widerspruchvollen Ausdrücken schwankt. Im ganzen können sich unkritische Leser von dem Buch wohl zu wirklicher Vertiefung bei einigermaßen ungetrübtem Einblick, kritische zu mannigfachem Überdenken des Titelproblems anregen lassen.

Eine Geschichte, die noch heute einen Schein von Phantastischem trägt, stellt Seb. Röckl* dar: die der Freundschaft des Bayernkönigs und Wagners. Da es sich um Ereignisse handelt, deren weltgeschichtliche Seite noch nicht aufgeklärt ist, tat der Verfasser gut daran, die Münchner Ereignisse so ruhig und ohne persönliche Verunglimpfungen zu schildern, daß man ihm einseitige

* „Ludwig II. und Richard Wagner", 2. Aufl. Verlag C. H. Beck, München. 246 S., geb. 4 M.

Digitized by Google

Parteinahme nicht vorwerfen kann. Röckls Schrift gehört zu den wenigen, aus denen man ein einigermaßen unretuschiertes Bild der überstürzten und leidenschaftvollen Münchner Tage gewinnen kann. Auf Wagners Denkweise, seine Lebensführung und seinen Charakter fällt dabei manches Licht, und dies ist es, weswegen das schlichte Buch wirklich auch die Leser verdient, die es sich bereits erworben hat.

Wir nennen endlich den neuesten Band der Sammlung „Berühmte Musiker" (Schlesische Verlagsanstalt, Berlin, 5 M.): „Richard Wagner" von Rich. Batka; wir besprechen wie üblich diese Arbeit eines Mitarbeiters am Kunstwart hier nicht. Es handelt sich um eine mit vielen kleinen Bildern und einigen Beigaben ausgestattete Biographie, die, wie der Verfasser selbst sagt, weder den historischen Hintergrund, noch eine ästhetische Würdigung der Werke bringen kann, sondern lediglich auf Grund der erreichbaren Quellen die annalistische Mitteilung der Tatsachen in selbständiger Form enthält.

Fr. G.

Die neuen Erinnerungsmünzen

Wir verpassen keine Gelegenheit, Jubiläumsmünzen zu prägen, aber leider verpassen wir jede Gelegenheit, mit einer Gedenkmünze zu zeigen, daß wir heut eine Medaillenkunst besitzen. Zur Erinnerung an die Erhebung Preußens sind von der Berliner Münze sechs Millionen Jubiläumsdrei- und zweimarkstücke geprägt worden, und in sechs Millionen Exemplaren geht wieder ein Dokument von der Unzulänglichkeit unserer offiziellen Kunst in die Lande. Diese Jubiläumsmünzen erzählen von der Erhebung Preußens vor hundert Jahren, aber sie erzählen nicht von der Erhebung des guten Geschmacks in unsern Tagen.

Die Münzen zeigen auf der einen Seite einen fliegenden Adler, der in dem einen Fang eine beträchtliche Schlange mit aufgerissenem Maul trägt. Gegen dieses Bild ließe sich vom naturgeschichtlichen Standpunkt einiges einwenden, aber das ist unwichtig. Gegen dieses Bild ließe sich auch als Symbol vielleicht etwas einwenden, aber das ist auch nicht wesentlich. Sehr wesentlich hingegen ist, daß es nicht in künstlerischen Ausdruck gebannt ist. Daß es oben und zumal unten etwas hart die umrandende Schrift bedrängt, während es rechts und links leere Stellen läßt, ist ein Mangel von Raumgefühl, wie er bei unserer heutigen dekorativen Schulung selten ist, wäre aber noch nicht so schlimm, wenn es in sich geschlossen und rhythmisch in den Rahmen gespannt wäre. Aber wo ist hier etwas von Spannkraft der Linien, von ornamentaler Rhythmisierung? (Es war ungeschickt, den Adler im Profil zu nehmen, der Bogen beider Schwingen hätte eine viel stärker tragende Überspannung, ein sicheres Schweben des Ornaments im Kreisraum gegeben.) Davon, daß ein Ornament nur ein Teil des Raumes ist, mit ihm im organischen Zusammenhang stehen, im rhythmischen Zusammenklang seiner Linien mit dem Rahmen auf den Raum zurückwirken, ihn beleben und auch da, wo es ihn äußerlich leer läßt, doch innerlich mit der Resonanz seines Rhythmus füllen, die leeren Stellen zu tönenden Intervallen erheben kann, davon hat der Künstler anscheinend gar nichts gewußt. Das Ergebnis: ein Genrebild auf leerem Hintergrund.

Auch die andre Seite ist nur ein Genrebild. Sie hat den Vorzug, daß sie nicht durch die Leer-

Digitized by Google

heit kahler Stellen stört, — es sind keine übriggelassen. Es muß auch zugegeben werden, daß man versucht hat, das Bild in die Rundung zu komponieren. Wenn das nur feiner gemacht worden wär, nicht so äußerlich, nicht so konventionell! Wenn das Leben dieses lebenden Bildes nicht so, trotz allem Pathos und äußerer Idealisierung, im Genrehaften steckengeblieben, sondern zu feinerem, überhaupt zu Rhythmus durchgefühlt wäre! Die Geschichte ist leider bloß Geschichte geblieben, nicht Form geworden, nicht in Stil umgeprägt worden. Das Bild *bedeutet* nicht, es *erzählt* nur. — Und manche sagen, es erzähle nicht einmal wahrheitsgemäß.

Zum 15. Juni, dem Regierungsjubiläum des Kaisers, werden wir wieder eine Erinnerungsmünze erhalten. Dürfen wir hoffen, daß sie besser sein wird?

Erich Vogeler

Heimatschutz und Schülerherbergen

Mir als Vorsitzendem des Vereins für Heimatschutz zu Löwenberg in Schlesien war zu Ohren gekommen, daß das alte hübsche Eckhaus (erstes Bild), das sich gerade in der Nähe des Rathauses so gut ausnimmt, durch bauliche Veränderungen, wie Einbauen großer Schaufenster usw. arg verschandelt werden sollte. Ein Aufruf an den Bürgersinn der Löwenberger hatte Erfolg: die Stadtverwaltung übernahm eine Hypothek, der Verein für 2000 M. Schulden, und für 1500 Mark konnte man unverzinsliche Anteilscheine zu je 20 M. in allen Schichten der Bevölkerung in kurzer Zeit unterbringen, so daß schließlich der Verein das Haus käuflich erwerben konnte. Bei den notwendigen baulichen Ausbesserungen des Hauses fiel im ersten Stockwerk die Niedrigkeit der Stubendecke auf. Beim Durchschlagen der Gipsdecke stieß man auf eine gemalte, alte, profilierte Holzbalkendecke und einen verzierten Sockelstein aus Sandstein. Dieses Zimmer (zweites Bild) wurde zur Geschäftsstelle des Vereins Heimatschutz eingerichtet und, um es auszunützen, ward die deutsche Studenten- und Schülerherberge hineingelegt. Ist die Ausstattung zur Zeit auch noch dürftig, so konnten doch drei Betten Aufstellung finden; Komfort wird durch die Gemütlichkeit des Raumes an sich ersetzt, und vorzüglich schlafen die jungen Studenten und Schüler nach ihren Wanderungen in den einfachsten Bettstellen, auf den Strohsäcken und den harten Strohkissen. Der Verein hofft noch weitere vier Betten in einem der oberen Stockwerke aufstellen zu können — deshalb wurde ein Heimatabend zum Besten der Schülerherberge veranstaltet —, so daß dann zu gleicher Zeit sieben Schüler oder Studenten unentgeltlich hier übernachten können, freies Abendbrot und freies Frühstück, freier Eintritt in das Pölzigsche Rathaus und in das vom Verein eingerichtete Heimatmuseum sind weitere Zugeständnisse an sie.

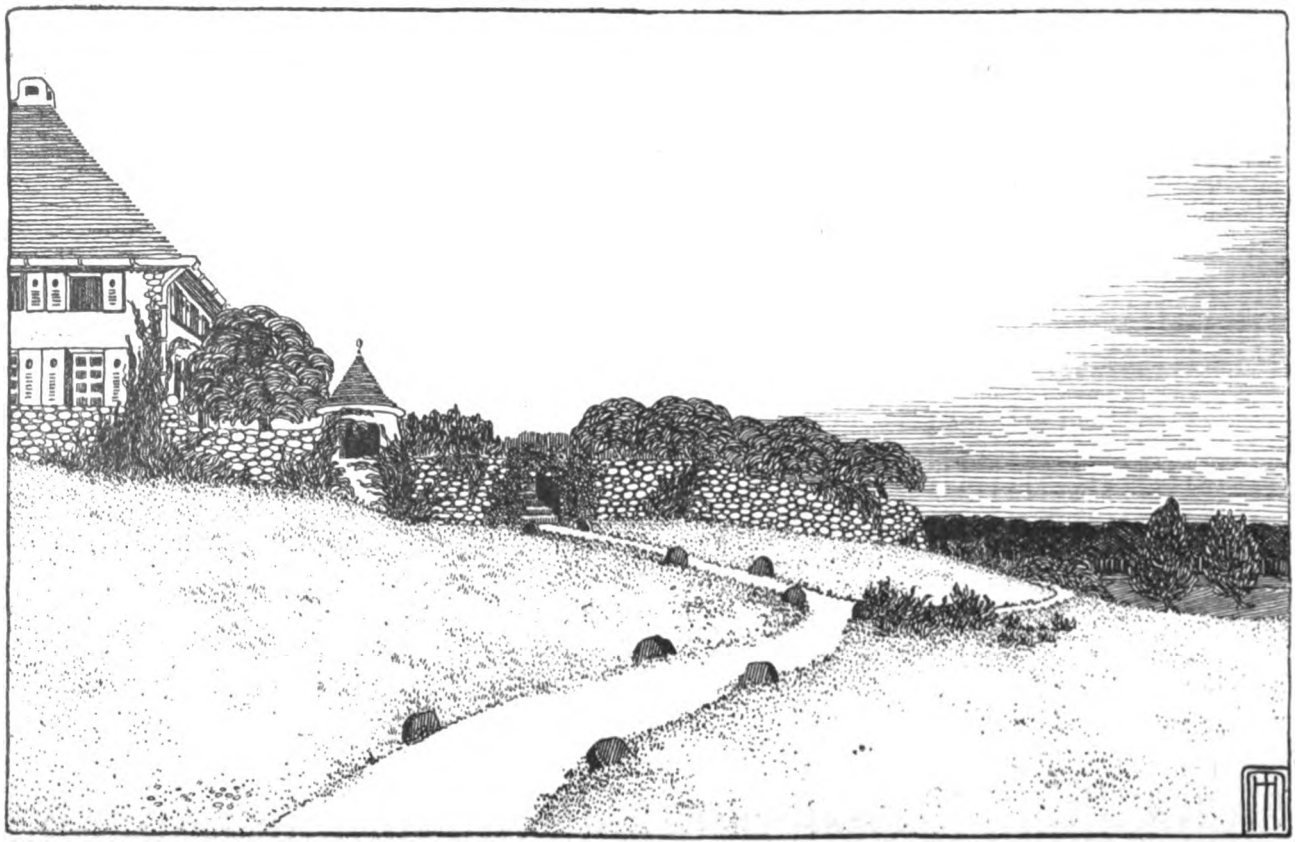
Was das Haus an sich betrifft, so ist es meines Erachtens ein hübsches Beispiel, wie geschickt früher bauliche Erweiterungen ausgeführt wurden. Der Anbau an den früher wahrscheinlich doch freistehenden Giebel dürfte erst späteren Datums sein, ebenso ist mit viel Geschick und Geschmack auf beiden Seiten durch Herausziehen von Erkern Platz gewonnen worden, ohne die Straßenflucht dabei zu belästigen.

Max Zwirner

Der Herr Verfasser hat uns Bilder und Worte auf unser Bitten mitgeteilt, weil uns schien: hier ist

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

HARRY MAASS

Digitized by Google

im Lande Schlesien ein kleines Musterbeispiel dafür geschehen, wie man zugleich erhalten und nutzen kann. K.-L.

„Städtische Glückshafen" und Dürerbundbuden

Bei der Mai- und der Herbstbult, sowie beim Oktoberfeste in München gibt es „städtische Glückshafen", fröhliche Buden, in denen allerhand Sachen ausgespielt werden wie anderswo nur auf Kosten von Privatunternehmern und mit dem weiteren Unterschiede, daß der Ertrag wohltätigen Zwecken zugute kommt. Leider wird, was in München doppelt auffällt, ein andrer guter Zweck versäumt: der, dem guten Geschmack zu dienen. Während man sich sonst in Isar-Athen auf alles freuen kann, was die Stadt in die Hand nimmt, wird, Gott weiß warum, durch die „städtischen Glückshafen" noch ästhetischer Schund bis zu Hausgreuel-Schrecklichkeit hinab verbreitet. Soll das immer so weitergehn oder wird man Männer und Frauen helfen lassen, daß auch hier Münchens Ehre hochkomme?

Irgendein Risiko ist mit guten „Glückshafen" n i c h t mehr verbunden, wenn sie nur geschickt eingerichtet werden. Gute lustige Gabenauswahl, Verkäufer in munterer Volkstracht, auch wohl ein Ausrufer mit Humor (zu dem sich der guten Sache zulieb zu den Hauptstunden ohne Schaden für die „Würde" auch wohl ein Student oder Akademiker hergeben könnte) — und alles geht famos. Der Verein für sächsische Volkskunde hat das zusammen mit dem Dürerbund auf der Dresdner Vogelwiese mit geradezu verblüffendem Erfolge erprobt. Auch ein „billiger Büchermann" ist vom Dürerbund und von andern schon mit bestem Erfolg auf Volksfeste geschickt worden.

Noble Stiftungen

Jetzt im April ist Nobel 25 Jahre tot. Es ist zur Zeit Sitte, sich beim Vergleichen seiner Stiftung mit Schenkungen amerikanischer Milliardäre über letztere lustig zu machen. Was sie eimerweis eingerafft hätten, gäben sie schoppenweis wieder her. Daß solche Erörterungen klug seien, bezweifle ich, daß sie unnobel sind, nicht. Obwohl die Kritiker gerade sehr mit ihrer Noblesse daherfahren.

Es sei zunächst zugestanden — wenigstens als berechtigte Hoffnung — daß eine nicht mehr allzu ferne Zeit das Zustandekommen dieser amerikanischen Riesenvermögen sittlich nicht sehr hoch bewerten wird. So wird sie doch Urteil genug haben, um zwischen persönlicher Schuld und sozialen Zuständen oder Möglichkeiten zu scheiden. Was diese Milliardäre von der Mehrzahl ihrer Mitmenschen scheidet, ist selten ein größeres Maß ethischer Unzulänglichkeit. Es ist meistens die größere Energie und Klugheit in derselben Ausnutzung der Möglichkeiten, die auch die anderen betreiben. Am meisten zu schimpfen pflegen die unterlegenen Konkurrenten. Diese ganze Gesellschaftsordnung zugegeben, die Macht und Genuß ins Geld legt und dem Gelderwerb und der Geldanhäufung nirgends Schranken setzt außer den Schranken veralteter Vorurteile, so sind die Milliardäre einfach die, welche den neuen Adel formen. Der alte wurde durch Dienstmannschaft und Unterdrückung geschaffen, der neue durch Berechnung der Konjunkturen und Ausbeutung. Zum mindesten waren, was den alten Adel ethisch erst wirklich adelte, zu großem Teile gewisse Tugenden, die sich bildeten, nachdem das eigentliche Her-

Digitized by Google

aufkommen vollzogen war. Und eben um das Aufkommen analoger Tugenden handelt es sich, wenn der neue Geldadel in Amerika die Verpflichtung oder welchen andern Trieb sonst dazu fühlt, einen Teil dieses Geldes auf anständige Art der Allgemeinheit wieder zugänglich zu machen. Es ist auf jeden Fall lobenswerter, als wenn er sich, wie bei uns, von dergleichen Überschüssen ein „von", einen Orden oder seinen Töchtern verschuldete Offiziere mit gutem Namen und schlechtem Charakter kauft.

Man mag wie H. G. Wells in seinem (kürzlich bei Diederichs in Jena deutsch erschienenen) ganz vortrefflichen Buch über „Die Zukunft Amerikas" aussetzen, daß diese Stiftungen oft wenig zusammenhängend, sehr zufällig und so erfolgen, daß der Nutzen, den sie bringen könnten, verfehlt oder nur sehr teilweis erreicht wird, — die Sache selbst ist unter allen Umständen wünschenswert. Es wäre nobler und besser, zur Nachahmung zu ermuntern als solche Nachahmung durch Verspottung zu unterbinden.

Etwas ganz andres aber ist die Frage, ob eine Gesellschaftsordnung, die dergleichen Geldanhäufung in den Händen weniger möglich macht, in irgendeinem Maße die sittliche Wertung verdient, auf die sie Anspruch erhebt, und für die sie die Zwangsgewalt des Staates und seiner Bildungsmittel einzuspannen weiß.

Anregendes zu dieser Frage findet man in dem gleichfalls für den Diederichsschen Verlag übersetzten Buch des Norwegers Gustaf F. Steffen „Die Demokratie in England". Uns in unserem Zusammenhang geht diese Frage nichts mehr an, auch wenn sie, wie zu vermuten ist, die neben dem religiösen Problem wichtigste Frage des neuen Jahrhunderts werden wird.

Als Illustrierung und zugleich Ergänzung veröffentliche ich den nachstehenden, mir von meinem Freunde Georg Stolterfoth zur Verfügung gestellten Bericht über einen ihm zu Handen gekommenen Brief eines amerikanischen Milliardärs. A. V.

Am 2. Dezember des Jahres 1912, abends 10 Uhr 25 Minuten, schlug der amerikanische Milliardär J. C. Niemann mit der geballten Faust auf ein vor ihm liegendes kleines Buch mit altertümlichem Druck und sagte: „Wahrhaftig, ja, das ist es!"

Wie er sein ganzes Leben lang ein Mann von raschem Entschluß gewesen war, so zauderte er auch jetzt keine Minute, sondern langte nach einem zweiten, diesmal einem modernen Buch, dessen Titelblatt er aufmerksam ansah, darauf nach einem dritten, in dem er kurz blätterte, worauf er eine Notiz aus ihm zog, zu Tinte und Feder griff und folgenden Brief schrieb, den ich genau drei Wochen später, am 23. Dezember, mit der Abendpost erhielt:

„Sehr geehrter Herr!

Inliegend ein Scheck auf 206 185,56 Dollar = 1 000 000 Mark, zu erheben durch die Deutsche Bank, Berlin, Zentralstelle.

Erlauben Sie, daß ich mich näher erkläre.

Ich habe von der Gewohnheit meiner Landsleute und Schicksalsgenossen, aus dem zusammengearbeiteten Geld prunkende Stiftungen zu machen, die ihren Namen durch Länder und Zeiten trügen, abgesehen, weil mir diese an sich nicht unlöbliche Art, ihr Geld zu genießen, persönlich nicht zusagt. Trotzdem fühle ich andrerseits wie sie das Bedürfnis, etwas von meinen gesammelten Geldern auf eine mir zusagende Art — denn ich bin durchaus Egoist — loszuwerden. Doch kam mir bisher kein Einfall in

Digitized by Google

dieser Beziehung, der mich befriedigt hätte.

Ich habe einige Seltsamkeiten, zu denen gehört, daß ich mich zur Abspannung vom Geschäftlichen hie und da etwas in Bücher vertiefe, die versprechen, mich das Weltwesen so oder so verstehen zu lehren. Doch lese ich ungeordnet und dilettantisch. Indem ich mich nun mit der Frage nach den Gründen der Größe des alten Römertums beschäftigte, dem unser Volk nachtrachtet, war ich auf Tacitus geraten, der mir durch seine Schrift über meine deutsche Heimat nahestand. Ich suchte mir Notizen über ihn zu verschaffen und fand, daß der jüngere Plinius einige Briefe an ihn geschrieben habe. In einem dieser Briefe stieß ich nun eben auf eine Stelle, die mir auffiel. Der Absender schreibt, es freue ihn und er begrüße es als eine Art Verbindung zwischen ihnen, daß so häufig dieselben Menschen ihn wie Tacitus mit Legaten bedächten. Ich weiß nicht, ob ich als Dilettant, der ich bin, diese Stelle richtig verstanden habe. Es tut auch nichts zur Sache. Ich habe sie mir jedenfalls so gedeutet, daß es bei den Römern Sitte war, diejenigen, welche sich mit dem undankbaren und wenig einträglichen Geschäft zu tun machten, die Angelegenheiten des Lebens, inneren wie äußeren, zu verhandeln und dadurch zu klären, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit mit Legaten in ihren Testamenten zu bedenken. Ich verdanke nun einem Buch von Ihnen, das sehr zufällig in meine Hände geriet, einige Einsichten, die mich förderten, und ich finde jene Sitte nobel genug, um sie trotz meiner Unfähigkeit zu entscheiden, ob ich die Plinius-stelle richtig verstehe, einem so adligen Volk, wie die Römer waren, ohne weiteres zuzutrauen. Jedenfalls bot sie mir die Methode, die ich für meine eigenen vorhin gestandenen Bedürfnisse angemessen fand.

Ich berichte hierüber so ausführlich, um Sie zu überzeugen, daß Sie keine Ursache haben, auszuschlagen, was Männer wie Tacitus wie etwas Selbstverständliches und Gehöriges annahmen oder, falls meine Deutung der Stelle falsch ist, was sie meiner Empfindung nach so annehmen konnten.

Auch will keinerlei Zensur Ihres Buches in diesem Legat liegen. Ich bin, offen gestanden, gar nicht fähig, den schriftstellerischen Wert des Buches zu beurteilen. Es genügt mir, daß ich ihm etwas verdanke, und daß es mir Spaß machen würde, diesen Dank abstatten zu können.

Daß ich keine Umstände mache und ganz nüchtern mit Geld daherfahre, wollen Sie einem alten Geschäftsmann zugut halten, der außerdem weiß, daß eine solche nüchterne Zahl unter Umständen viel anregender für die Phantasie ausfallen kann, als wenn ich mir den Kopf darüber zerbräche, in was für ein mir phantasievoller vorkommendes, für Sie vielleicht ganz wertloses Geschenkstück ich sie umsetzen könnte. Zudem dabei die mir wertvolle Beziehung auf die Pliniusstelle sehr verdunkelt würde.

Bedingungen habe ich keine zu stellen außer den zwei in der Sache liegenden, 1. daß Sie das Geld, wenn es Ihnen innerlich irgend möglich ist, auf gute Art für sich selbst verbrauchen — im andern Falle bitte ich Sie, mir die Arbeit der Weiterverschenkung im Sinne des Gesagten abzunehmen — sowie 2. daß Sie diesen Brief nicht veröffentlichen.

Genehmigen Sie den Ausdruck der Hochachtung, mit dem ich bin Ihr sehr ergebener

J. C. Niemann"

Digitized by Google

Ich war in der Lage, die erste der beiden Bedingungen zu erfüllen. Und ich hätte auch die zweite erfüllt, wenn der Brief jemals geschrieben worden wäre. Da er es nicht ist, so halte ich mich zu seiner Veröffentlichung berechtigt — schon aus Rache. Georg Stolterfoth

Diplomatenstil

Gestern las ich ein „Telegramm" aus Washington:

„Diese Eventualerklärung läßt die Deutung zu, daß Wilsons Regierung geneigt ist, anzunehmen, daß . . ."

Also, es handelte sich um eine Erklärung? Nein doch, um eine Eventualerklärung. Was ist eine Eventualerklärung? Eine Eventualerklärung kann Ja bedeuten und kann Nein bedeuten. Eine Eventualerklärung ist also keine ganze Erklärung, sondern bestenfalls eine halbe Erklärung. Ich verstand: Halbe Erklärungen sind diplomatisch beliebt, der Sicherheit wegen.

Weiter im Text: „läßt die Deutung zu". Aha, die Deutung. Nicht etwa: sie „bedeutet". Um Gottes willen nicht, denn damit würde man sich ja „festlegen". Mit „läßt die Deutung zu" schränkt man die halbe Erklärung vorsichtig um die Hälfte ein. Ergebnis: Eine Viertelserklärung.

Was jetzt? „Daß Wilsons Regierung geneigt ist". „Geneigt" ist sie. Nicht etwa, daß sie etwas will. „Will" sagt ein dummer Bauer, der mit zwei geraden Sätzen in der Falle sitzt. Die Regierung sagt „geneigt". „Geneigt" ist allerhöchstens fünfzig Prozent von „will". Die Erklärung der Regierung schrumpfte auf ein Achtel zusammen.

Jetzt noch „anzunehmen". Die Regierung weiß nicht etwas, behüte, die Regierung nimmt nur an. Das war nach allem also nur die Hälfte von einem Achtel.

Die Telegrammerklärung der Regierung von Washington war mir unter den Händen dahingeschmolzen. So winzig war sie jetzt geworden, daß sie praktisch nicht mehr sichtbar ward. Ich hielt ein Zeitungsblatt in Händen, das dicht bedeckt mit Druckerschwärze war. Aber die eingedampfte Druckerschwärze sagte hier rein gar nichts.

Und doch war sie was nütze. Sie hat auf mich abgefärbt, sie hat mich klug gemacht: ich bin ein Diplomat geworden. Mich kann einer fragen, was er will, fortan, ich werde ein für allemal mit der Regierung von Washington antworten: „I sag net aso und sag net aso — net daß nacha oaner kämat und sagat, i hätt aso oder aso gsagt."

Fritz Züricher

Vom Klassenkampf

Nochmals in Sachen Kunschaks

Zu dem Aufsatze „Nach Schuhmeiers Ermordung" von Malzan im zweiten Märzhefte sendet uns der Vizepräsident des österreichischen Reichsrats Engelbert Pernerstorfer eine Entgegnung.

„Die Wiener »Arbeiter-Zeitung«, das führende Organ der deutschen Sozialdemokraten Österreichs, hat sofort die nötigen Nachforschungen veranstaltet und die Arbeitsplätze Kunschaks in den letzten zwanzig Jahren nahezu lückenlos festgestellt. Es ergab sich, daß Kunschak nur einmal (nicht, wie Malzan behauptet, zweimal) von den Arbeitskollegen boykottiert worden ist. Das geschah im Januar 1905! Damals trat Kunschak bei den Schuckertwerken in Wien als Eisendreher in Arbeit. Er wurde von den Vertrauensmännern der Arbeiterschaft, die in diesem großen

Digitized by Google

Betriebe zur Gänze gewerkschaftlich organisiert ist, aufgefordert, in die Organisation einzutreten. Er weigerte sich und die Folge war, daß die Arbeiterschaft der Direktion die Alternative stellte, entweder Kunschak zu entlassen oder den Streik der Arbeiterschaft zur Kenntnis zu nehmen. Kunschak wurde entlassen. Er zeigte die beiden Vertrauensmänner an, und diese wurden zu einigen Monaten wegen Erpressung verurteilt. Das war der erste derartige Fall in Österreich. Er erregte nicht nur in Arbeiterkreisen großes Aufsehen, auch nichtsozialdemokratisch gesinnte Juristen erklärten das Urteil für eine Ungeheuerlichkeit. Obwohl die Arbeiterschaft von diesem Zeitpunkte an Paul Kunschak, den Bruder des Landtagsabgeordneten Leopold Kunschak, erst kennen lernte und ihn verachtete, hat sie ihm doch weiter keine Schwierigkeiten gemacht, und es ist erwiesen, daß er seit 1905 wiederholt an mehreren Arbeitsstätten neben sozialdemokratischen Kollegen gearbeitet hatte, ohne boykottiert zu werden. Erwiesen ist auch, daß der Abgeordnete Kunschak den über seinen Bruder verhängten Boykott zu politischen Parteizwecken weiblich benützt hat, erwiesen ist auch, daß Paul Kunschak sich in der Rolle des Märtyrers sehr wohl fühlte und daß sein Arbeitsdrang mäßig war. Für jeden, der die Verhältnisse der Wiener christlich-sozialen Partei kennt, ist es auch klar, daß Pauls Bruder Leopold, der auch Wiener Gemeinderat ist und in der Partei an führender Stelle steht, jederzeit in der Lage gewesen wäre, seinem Bruder eine gute Arbeitsstelle in einer der Wiener Gemeindeanstalten zu verschaffen, um so mehr, als die Gemeinde auf die nichtsozialdemokratische Gesinnung ihrer Angestellten großen Wert legt und das Protektionswesen in der christlich-sozialen Partei allgemein bekannt ist. Man kann daher ruhig sagen, daß der sogenannte »sozialdemokratische Terrorismus« und Kunschaks Tat in keinerlei Zusammenhang zu bringen sind."

Der Führer der österreichischen Sozialdemokraten wünscht dann mehr Verständnis für den Klassenkampf auch in unsern Kreisen.

„Dieser Kampf bedeutet große Opfer — an Geld und Kraft. Die Arbeiter bleiben fest und wissen: was sie erringen, das kommt auch denen zugute, die nicht kämpfen. Sie verachten diese nicht, wenn sie sehen, daß sie abseits stehen aus dumpfer Unwissenheit oder aus zu großer Not. Aber das wissen sie: der wirtschaftliche Kampf ist hart, sie können dem Staat und der Gesellschaft nur etwas abtrotzen, soweit sie Macht haben, und alle ihre Macht liegt in der Organisation. Und nun kommt einer, der sich der Gemeinsamkeit nicht fügen will, der zwar schmunzelnd die durch die Organisation erkämpften Vorteile mitgenießen will, der sich aber weigert, in die Kampfesreihe zu treten.

In unserer Gesellschaft hat jede Schicht ihre besonderen Ehrbegriffe. Wer nicht aus seiner Klasse fallen will, muß sich ihnen fügen. Wenn ein preußischer Offizier aus den ehrenwertesten und stichhaltigsten Gründen sich einer Forderung zum Zweikampf nicht fügt, so ist er für den Offizierstand ein erledigter Mann. Ich zweifle nicht, daß Herr Malzan auch in einem solchen Falle, wenn der Offizier sich zum Beispiel erschießt, die Mitverantwortlichkeit des gesamten Offizierstandes feststellen wird. Ganz so weit sind wir Sozialdemokraten ja auch bereit, die Mitverantwortlichkeit zu tragen. Die moderne Wirtschaft ist ein harter

Digitized by Google

Krieg. Wenn im Kampf der Soldat die Waffe gegen seine Kameraden richtet, so begeht er nach allen Kriegsartikeln der Welt ein Verbrechen. Aber auch wenn er sich feige drückt, folgt ihm Hohn und Verachtung, unter Umständen Ausstoßung. Der Kampf der Arbeiterschaft in der ganzen Kulturwelt ist aber der größte weltgeschichtliche Krieg, den es je gegeben hat. Um ganz zu verstehen, worum es in diesem Kriege geht, muß man freilich Wesen, Ziel und Taktik des modernen Sozialismus verstehen. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß diese Kenntnis sogar bei sonst vortrefflich gelehrten und wohlwollenden Männern in Deutschland fehlt.

Ich kehre zu dem Fall Kunschak-Schuhmeier zurück und frage Malzan, ob er die Haltung der sozialdemokratischen Presse Österreichs verfolgt hat. Vom ersten Tage an hat die Wiener »Arbeiter-Zeitung« den Mord als die Tat eines einzelnen hingestellt. Sie hat nicht die christlich-soziale Partei verantwortlich gemacht, sie hat sich, wie mir ein Angehöriger der reichen Bourgeoisie, der der Sozialdemokratie völlig fremd gegenübersteht, gesagt hat, »unerhört nobel« benommen. Ihre Haltung war um so bemerkenswerter, als vor gar nicht so langer Zeit, im Frühjahr 1911, bei der wahnwitzigen Tat Ajeguschs die gesamte christlich-soziale Presse die gesamte sozialdemokratische Partei für die Tat verantwortlich gemacht hatte.

Die österreichische Sozialdemokratie wird für Paul Kunschak nicht den Galgen und das Zuchthaus fordern. Wir sehen in der Tat in jedem Verbrecher einen Kranken, und es gibt viele unter uns, die sofort an der Zurechnungsfähigkeit des Mörders gezweifelt haben. Aber nicht weil wir glaubten, daß die Verzweiflung seinen Sinn verwirrt hat, sondern weil wir meinen, er gehöre ganz wie Ajegusch in die Kategorie der Herostratusnaturen. Die Großmannsucht hat beide zu ihrer Tat veranlaßt. Da diese Art des Irreseins, wie ich glaube, unheilbar ist, so mache man Leute, die von ihr befallen sind, dadurch unschädlich, daß man sie in ein Irrenhaus interniert. Wäre ich Richter, so würde ich so urteilen. Freilich würde ich nebenbei auch eine Revision des Urteiles über Ajegusch fordern.

Engelbert Pernerstorfer"

Malzan, dem wir von dieser Einsendung Kenntnis gegeben haben, erinnert daran, daß jetzt der „Vorwärts" sogar Sternickel als ein „Opfer der Verhältnisse" hingestellt habe, für das die ganze bürgerliche Gesellschaft verantwortlich sei, während er in Kunschak nur einen „feigen Meuchelmörder" sehe und kein „Opfer der Verhältnisse". Was er, Malzan, wünsche, sei nichts weiter, als ein Messen der Dinge mit gleichem Maß bei Sozialdemokraten wie Bürgerlichen. Freilich: mit gleichem gutem Maß. „In der Gerichtsverhandlung gegen Sternickel tat der Staatsanwalt die Äußerung: »Das Seelenleben Sternickels geht uns nichts an« — sie ist charakteristisch für unsre abstrakte, wirklichkeitfremde Justiz, die Äußerungen der sozialdemokratischen Presse über Kunschak beweisen aber, daß die Rechtsauffassung des Proletariats in der Praxis zu gutem Teile nicht viel weniger zu der Anschauung kommt: »Das Seelenleben der Gegner geht uns nichts an.« Zudem sind die Untersuchungen über Kunschaks Vergangenheit bisher auch nur von einer Seite, der gegnerischen, angestellt worden." Trotzdem wünscht Malzan schon deshalb in diesem Fall keine weitere

Digitized by Google

Polemik, weil er sich mit Pernerstorfer durchaus in dem Wunsche begegne: daß ein erweitertes und vertieftes Verständnis des Klassenkampfes auch in unsern bürgerlichen Kreisen Platz greife. Auf beiden Seiten sei diese Arbeit unbedingt erforderlich.

Nach diesen ernsten Dingen zum heitern Schluß. In der „Leipziger Volkszeitung" ward von Malzans Aufsatz unter der Überschrift erzählt: „Der Kunstwart auf Scharfmacherwegen". Also: wir sind erkannt. A

Unsre Frauen und die Suffragettes

Das Ziel der Frauenstimmrechtsbewegung ist neben der Durchführung ganz bestimmter gesetzgeberischer Forderungen oft betonter Weise die Veredelung des politischen Kampfes. Bei jedem bösen parlamentarischen Schauspiel wiederholen die politischen Frauen: wie anders würde sich das alles abspielen, wenn wir dabeiwären; wie überall in der Kulturentwicklung würde die Frau auch hier fast schon allein durch ihr bloßes Dabeisein zur Versittlichung des Kampfgetriebes beitragen.

Wer mit den Ansprüchen in das politische Leben eintritt, es durch sein Mitwirken auf eine höhere Stufe heben zu helfen, der muß, scheint mir, vor allem selbst auf dieser höheren Stufe nicht nur stehn, sondern auch fest stehn. Die Frauenstimmrechtsbewegung kann für ihre idealen Versprechungen nur dann Vertrauen beanspruchen, wenn sie durch die Tat beweist, daß sie sich nicht bloß in die, ihrer eigenen Behauptung zufolge, minderwertigen Formen der „männlichen" Politik hineinzuleben versteht, sondern daß sie diese Formen überall, wenn auch nicht gleich besser gestalten, so doch mit einem besseren Geist erfüllen kann. Die politischen Taten, die jüngst von den Stimmrechtlerinnen in England geschehen sind, zeugen nicht davon. Weiß man doch bei ihrer Beurteilung zuweilen nicht, ob man Verbrechen oder Krankheit annehmen soll.

Auswüchse sind überall möglich, wo es sich um Menschliches handelt. Wenn aber die Bewegung wirklich von dem tiefen ethischen Geist erfüllt ist, den sie auch auf politischem Gebiet zu verbreiten verspricht, warum scheidet sie dann nicht diejenigen aus, die das politische Leben der Frau herabziehn? Warum erklären unsre deutschen Stimmrechtlerinnen nicht unmißverständlich: wir verurteilen jene Art des Kampfes, weil sie, zum mindesten, um nichts besser ist als die der Männer? Eine einzige klare Stimme hat bis jetzt unseres Wissens aus der ganzen Bewegung gesprochen: sie warnte vor der Weise der englischen politischen Frauen. Aber auch sie nur mit Rücksicht auf den Erfolg. Eine tiefere Beurteilung jener Erscheinungen klingt nur leise durch, da, wo sie von der Würde der Frau spricht. Während sie mit sittlicher Anerkennung die Standhaftigkeit und den Opfermut der englischen Stimmrechtlerinnen hervorhebt, vermißt man jeden Ausdruck eines tieferen, mehr als taktischen Mißfallens. Die gereizte Stimmung der englischen Stimmrechtlerinnen entschuldigt doch nicht eine Überschreitung der Grenzen, die durch das Strafgesetz gegeben sind. Hoffentlich lehnen unsre deutschen Stimmrechtlerinnen bei weiteren Besprechungen die englischen Methoden ab.

Die Frauenstimmrechtsbewegung kann ihr Versprechen nicht einlösen, wenn sie sich nicht selbst rein er-

Digitized by Google

halten kann, wenn in ihren Reihen die Kraft zur Selbstzucht mangelt. Gewiß, gute Ideen bergen in sich eine eigentümliche Kraft. Mögen die Menschen sie noch so unvollkommen vertreten, das Gute, das unzerstörbar in den Ideen steckt, bricht sich Bahn. Der christliche Gedanke etwa und der Gedanke der staatsbürgerlichen Freiheit, sie wirkten ihr Gutes, ob sie auch zuweilen über Strömen von Blut schienen, ob sie auch von Wolken der Leidenschaft umschleiert wurden. Ist der Gedanke von der „politischen Gleichberechtigung der Frau" jenen echten Leitgedanken der Menschheitsentwicklung nicht gleichzustellen? Zerstört er andere Ideale, die zukunftsvoller erscheinen, wurde er auf Voraussetzungen aufgebaut, die nur zum Teil richtig sind und, soweit sie das sind, mit engbegrenzten zeitgeschichtlichen Zuständen stehn und fallen? Das sind Fragen, die immer eindringlicher werden, je mehr unsre Stimmrechtlerinnen den Anschein erhalten, mit jenen überm Kanale zusammenzustehn. W. Stapel

In Wandervogelsachen

Die Wandervogel-Bewegung — diese Erkenntnis bringt immer mehr durch — ist eine gute Tat für die Jugend, wie sie bis dahin in unserm Vaterlande beispiellos war. Und auch eine Tat der Jugend selbst. Unsern Jungen wurde die Welt hinter den Schulmauern zu eng, und die Kneipenluft ward ihnen zu stickig. Der leuchtenden Welt draußen wollten sie gehören, und so zogen sie aus, sie sich zu erobern. Sie wanderten durch ihre Heimat, und die Freude am Wandern wuchs. Heute ist aus der kleinen wilden Horde am Steglitzer Gymnasium, welche die ersten Wandervögel stellte, diese große Bewegung erstanden, die sich über ganz Deutschland erstreckt und so viel zur Gesundung und Durchkräftung des Lebens unsrer Jugend beiträgt. Wer hätte daran nicht seine helle Freude?

Man hat sich staunend gefragt: wie war das möglich? Es müssen doch irgendwelche Triebkräfte, die bisher schlummerten, mächtig geworden sein. Welches waren diese Triebkräfte? Dafür hat nun einer eine überraschende Antwort gefunden. Er faßt den Wandervogel als ein Erzeugnis der — gleichgeschlechtigen Liebe auf.

Unser Mann versucht in einem „wissenschaftlich" angelegten Buche nachzuweisen, daß die im Wandervogel sich bildenden Freundschaften zwischen jungen Menschen gleichen Geschlechtes auf erotischer Grundlage beruhen, und daß im letzten Grunde die ganze Bewegung von dieser Erotik geleitet und lebendig gehalten werde. Er stützt sich dabei auf die Theorie des Sexualpsychologen Freud, nach der jeder Verkehr von Mensch zu Mensch im letzten Grunde von geschlechtlicher Anziehung ausgehe, also auch jedes freundschaftliche Verhältnis, die Liebe zwischen Vater und Sohn, usw.

Aber er bringt zum Beweise nicht nur Theorien, sondern auch „Tatsachen". Nämlich: es sind ein paar jüngere Knaben durch ein paar ältere homosexuelle Burschen verführt worden, die Wandervögel geworden waren, um ihren unnatürlichen Neigungen nachzugehen. Und *das* soll etwas gegen diese prächtige Bewegung bedeuten!

Ich bin selbst mit den Wandervögeln gezogen, und viele meiner schönsten Erinnerungen stammen von damals, wo wir Volkslieder zur Zupfgeige sangen, wo wir so fröhlich und ausgelassen waren. Auch nachher habe ich mancherlei

Digitized by Google

Wandervögel aus Nord- und Süddeutschland kennen gelernt, ich weiß, wie's in der Bewegung zugeht. Daher weiß ich auch, und jeder, der einmal von Wandersehnsucht gepackt war, weiß es mit mir, was einen als jungen Burschen zu Rucksack und Wanderstab greifen läßt. Draußen lockt die goldene Freiheit, da liegt die große Welt, die Du kennen lernen möchtest, da grünt's, blüht's und singt es, daß Du Deine Freude dran haben sollst, da weht frische Luft, die Dich gesund machen und kräftigen will. Das reizt die Wanderlust, üble Triebe drängen nicht ins Freie. Was will dem gegenüber die gescheit tuende Deduktion aus einer Theorie, die jugendlichen Freiheitsdrang und Kameradschaftlichkeit aus erotischen Kräften zu „erklären" sucht. Was ist denn da erst zu erklären! Glaubt einer, daß verfrühte oder verlaufene Sexualtriebe durchs Wandern gestärkt oder geschwächt werden? Anderseits: daß das Stubenhocken sie mager macht oder mästet? Wo unsaubere Dinge beim Wandervogel vorkamen, haben die jungen Gesellen selber und gründlich aufgeräumt. Bücher solch „aufklärender" Sorte aber scheinen uns in ihrer pseudowissenschaftlichen Einkleidung nicht nur schädlich, sondern auch widerwärtig. H.

Die Verdächtigungen gegen die Lehrer

werden mit solcher Skrupellosigkeit fortgesetzt, daß Uneingeweihte aber Gutgläubige, die hier Material und Technik nicht kennen, sehr leicht denken können: irgend etwas Schlimmes müsse doch wohl „dran" sein. Kotzde hat auch wieder ein Rundschreiben gegen mich verbreitet, das Behauptungen einfach aus der Luft fängt. Mögen sie ruhig einen halben Monat länger herumlaufen, eh wir sie umblasen: mir scheint, die Leser haben auf einen Monat Schonzeit Recht. Bis zum nächsten Heft wird aber außer einer „Berichtigung", die keine ist, auch der Bericht über die Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause ersehen lassen, wie viele oder wie wenige in diesen Kreisen den Kotzde und Scholz geglaubt haben. Das gibt dann ein Reinmachen. Wenn wir in unsern Lesern Mitarbeiter am Heben der Kultur ehren, dürfen wir diese Sache noch nicht ruhen lassen. Denn wenn irgendwo: hier ist ein Kulturkampf, der den Namen mit Recht trägt. A

Vom Erziehen der Gesinnung

Es ist eine unmoderne Erkenntnis: „Daß man im geistigen und sittlichen Leben einen heilsamen Erfolg gerade dann vereitelt, wenn man ihn auf direktem Wege zu erreichen trachtet. Nicht nur die öffentliche Meinung ist vom Gegenteil überzeugt — das war sie wohl zu allen Zeiten —, auch Staatsmänner und Künstler des Tages glauben, daß man Ansichten, deren Verbreitung erwünscht sei, nicht handgreiflich und nicht unmittelbar genug mitteilen könne. Zu dem Gesinnungsunterricht, der von unsern Schulen verlangt wird, ist die Tendenzpoesie, die sich auf der Bühne breit macht, das würdige Gegenstück, gleich unerfreulich und gleich vergeblich. Noch niemals hat Moral, in Begriffe und Lehrsätze gefaßt, die Schwachen erzogen. Das, was sie packt und emporhebt, was sie weiser und besser macht, ist immer nur die Persönlichkeit eines starken und edlen Menschen, der, ohne es vielleicht zu wissen, in ihr Dasein eingreift und sie in das

Digitized by Google

eigne Wirken mit fortreißt. Wohl dem, der einen Lebenden findet, dem er sich anschließen, an dem er werden kann. Wer dies Glück aber entbehren muß, mag sich mit der Gewißheit trösten, daß die großen Geister der Vergangenheit in ihren Werken lebendig sind, und daß für jeden, der eintreten will, der erlesenste Kreis versammelt ist und immer bereit steht, ihn zu vertrauter Gemeinschaft zu empfangen."

Paul Cauer

Diese Worte waren „unmodern", als sie in einem Vortrag vor zwanzig Jahren gesprochen wurden. Im Jahre 1913 sind sie es kaum weniger, und deswegen stehen sie hier. Wir entnehmen sie einem Sammelbuch „Aus Beruf und Leben, Heimgebrachtes von Paul Cauer", das kürzlich bei der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erschien. Es enthält kleine Abhandlungen, Vorträge, Schulansprachen und Andachten unter den Überschriften „Denkart", „Dichtkunst", „Männer", „Erziehung" und „Lebensfragen". Pädagogik, deutsches Schrifttum und klassisches Altertum sind die Gegenstände, die es betrifft. Der bekannte Verfasser gehört zu jenen Philologen, denen mit ihrem Willen nichts Menschliches fremd blieb; eine reiche und wirksam gewordene Erfahrung verbindet sich in seinem Werk einer ruhigen Kraft des sprachlichen Ausdrucks. Wie bei manchen Altphilologen ist dieser eng, gedrängt, blumenlos, er mutet gelegentlich wohl an, als enthielte er nicht allzuviel. Je mehr man sich aber in Gedanken und Fühlungen des Verfassers einlebt, um so deutlicher wird, daß kein Satz und kaum ein Wort darin außerhalb eines tiefen, erlebten Zusammenhanges steht, einer Lebensanschauung, wie sie nur der „Persönlichkeit" im besten Begriffe erreichbar ist. Mögen Viele dieses Wertes teilhaft werden! S

Unsre Bilder und Noten

Jeder kennt den seltsamen Eindruck, wenn man durch ein Fenster tanzen sah, ohne die Tanzmusik zu hören. So hat Ludwig Putz seinen Kanonenkampf gesehn, wie das unser steindruckartiges Bild vor dem Heft wiedergibt, und so faßt jeder Maler die Natureindrücke auf, dem es nur ums Malerische zu tun ist — er sieht das, aber er hört es nicht. Der Maler-Poet dagegen würde anders vorgehn, ein Haug beispielsweise: er würde den Ausdruck der Bewegungen hier, wo das körperliche Ohr nichts hören kann, unwillkürlich und vielleicht unbewußt verstärken, damit das geistige um so mehr zu Assoziationen angeregt werde. Putz dem Maler ist die Kampfszene ein schönes Miteinander von Blau, Braun, Rot, Orange, Grün und Grau, damit gut, er gibt ein schweigendes Bild. Aber Putz der Mensch ließ sich doch nicht ausschalten, und der hatte natürlich von einem Kampfe von vor hundert Jahren seine lebendigen Vorstellungen. Sehen wir uns gelassen in das Bild hinein, so kommt hinter dem Farben beobachtenden Maler der an Kämpfen interessierte Mensch hervor, eine recht eigentümliche Stimmung wächst und wächst energisch, und ihr Endergebnis ist zwar kein „Effekt", aber ein eindringliches „Wirken" gerade aus dem „Leisen" heraus. So wird auch bei einem Künstler, der mit seiner artistischen Weise gar nicht auf Seelisches schildernde Kunst ausgeht, das „schweigende" Bild doch

Digitized by Google

zum „redenden“ Bild, wenn nur der Mensch in ihm mehr als ein „Augentier“ ist.

Wenn ein Blatt wie die Radierung von Hans am Ende so ganz und gar „still“ auf uns wirkt, so ganz und gar wie Frieden und Ruhe, so tut sicher das Vorherrschen der Horizontale das meiste dazu. Wo lange Linien ungebrochen breit übers Bild hin lagern, empfinden wir Ruhe, Schlummer, wo Linien sich erheben, Wachen — für diese einfache Beobachtung ist gerade dieses Blatt eben wegen seiner Schlichtheit besonders geeignet. Der Himmel mit seinen ruhenden Linien, die Marschen, das Wasser, alles „schläft“, und wo es leise bewegt ist, „träumt“ es. Aber das Schilf steht schon wach da, und die eine größere Senkrechte des Mastes zieht uns so an, daß wir gleichsam auf dem Schiffe Platz nehmen. Mit ihm fahren, mit ihm schweben wir, „das Herz in tiefer Ruh“.

Wie etwas dem ersten Blick ruhig erscheinen kann und dem zweiten unruhig, davon zeugen die schönen beiden Kohlezeichnungen von Karl Thoma mit ihren Motiven aus Wisby. Wie der Mond in diese alte Kirchenruine scheint, geschieht ein Geistern darin, ohne daß irgendwo ein Totengeripp oder Leichenlaken uns darauf aufmerksam zu machen braucht, daß die Gespenster gerade Ausgehstunde haben. Es ist auch nicht das geringste getan, um uns den zermorschten Bau selber als Geripp empfinden zu lassen, was durch ein bißchen Nachhilfe in den Bogen sich sehr leicht machen ließe. Aber die Lichtführung ist ungewöhnlich, und alles Ungewohnte empfindet der Mensch bekanntlich als unsicher, als unheimlich. Wie Irrwischflämmchen flimmert das droben herum, und fast nirgend ist auf beglänzten oder beschatteten Stellen Ruhe. Bei dem Bild des hohen gotischen Giebelhauses werden andre Kunstmittel gebraucht. Ein helles Stück Boden, von dem es hinauf ins immer Dunklere geht, wirkt, wenn sich's nicht um ein allabendiges Straßenbild handelt, ungewöhnlich, wie ein Gesicht bei Beleuchtung von unten — denn diese Beleuchtung ist die seltene, ausnahmemäßige. In unser Blatt spielt auch die bekannte Wirkung mit hinein, daß Türen und Fenster, besonders erleuchtete, den Wänden Gesichter geben. Aber das Fenster-Tür-Gesicht wünschte ich hier lieber draußen. Wie der alte Giebel schwarzsamten zu den wogenden Wolken ragt, das ist mir zu schön, als daß solche Zufälligkeiten mich nicht störten.

In den Text drucken wir noch ein paar gute Gartenzeichnungen von Harry Maaß in Hamburg.

Unsre Illustrationsbeilage bringt zunächst zwei Bildchen zu dem kleinen Rundschaubeitrage „Heimatschutz und Schülerherbergen“, der, so scheint uns, einiges zu denken — und nachzuahmen gibt. Auch die „Dürerbundbuden“, von denen gleichfalls zwei Bilder „handeln“, werden in einem Rundschauaufsätzchen besprochen. Solche Buden tauchen jetzt häufiger auf den Jahrmärkten, Messen und Dulten auf, und das ist hübsch. Wir zeigen im Bild die nicht sehr glücklich so genannte „Volkskundliche Bude“ von der Dresdner Vogelwiese, zu der sich der besonders rührige Sächsische Heimatschutzverein und der dortige Verein für Volkskunde mit dem Dürerbunde vereinigt haben. „Was rennt das Volk, was wälzt sich dort“ — es ist tatsächlich diese Bude gewesen, welche die Menschenstauung bewirkte, so vergnügt überrascht waren die

Digitized by Google

Leute, als sie statt des bei solchen Gelegenheiten üblichen Schofels all die gemütlichen Sachen vom Glücksrad bekamen. Gute gerahmte Bilder, gutes erzgebirgisches Spielzeug, brauchbares farbiges Geschirr, praktische, solide und hübsche Sachen sonst. Ein Verkäufer gehört dazu, der was Lustiges von Tracht am Leibe und womöglich ein bißchen Humor an der Zunge hat. Es ist zum Fröhlichwerden, wie die Leute für „Dürerbuden“ zu haben sind, wie gut in ihnen die Geschäfte gehn! Gut wär es aber, wenn dieser Name allgemein würde, denn dann könnte man etwaigem Fischen im Trüben steuern: das Wortzeichen „Dürer“ ist uns nämlich jetzt wie das Bildzeichen des Dürersignets geschützt, der Dürerbund kann seine Verwendung verbieten. Glücksräder solcher Art, wie sie hier abgebildet sind, vermitteln der Sächsische Heimatschutz und das Dresdner „Dürerhaus“. A

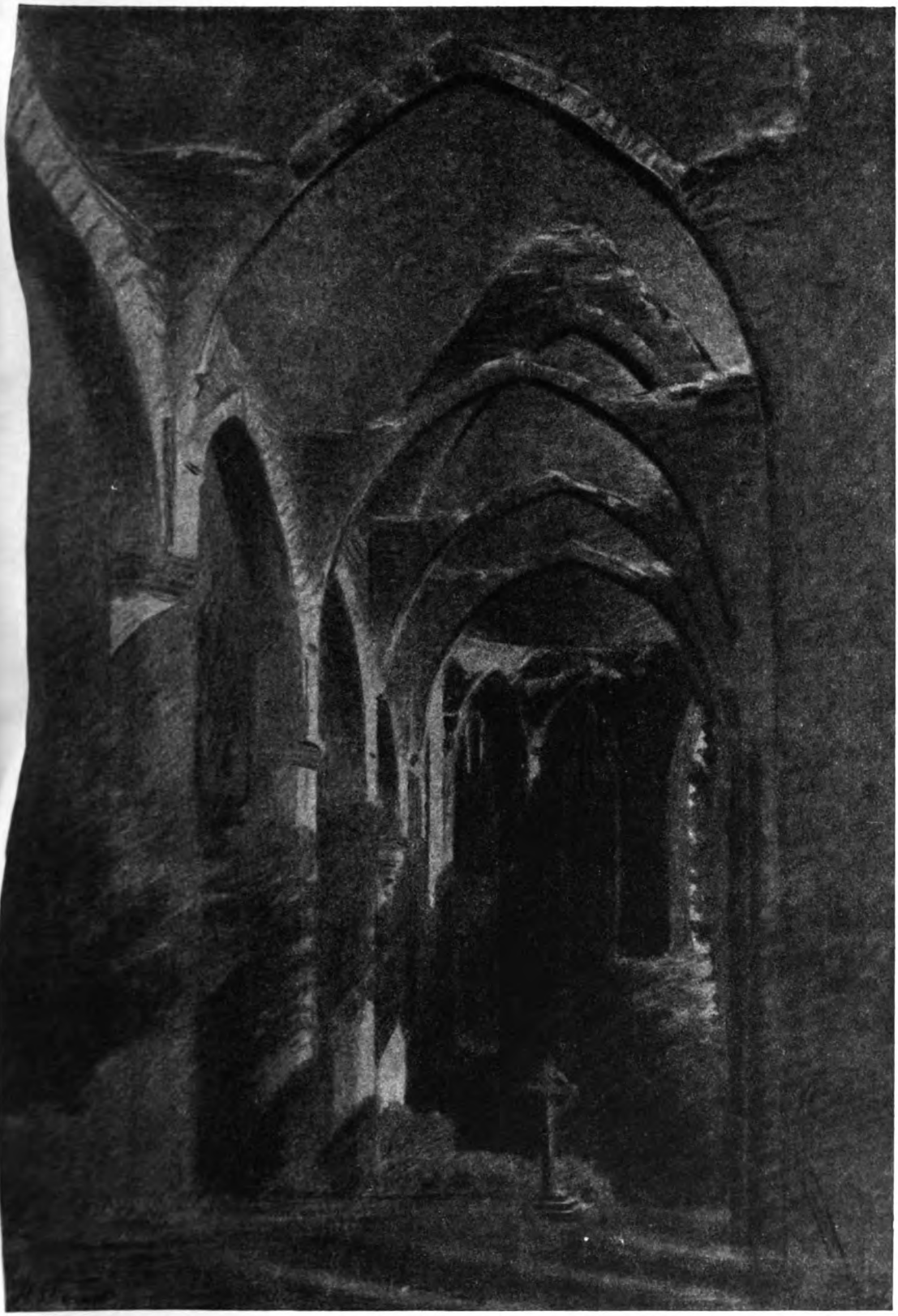
Unsere Notenbeilage bringt diesmal als Erstdruck ein Klavierstück von Eduard Mayer, dem Bruder des Wiener Liederkomponisten. Sie soll auf dieses große junge Talent hinweisen, das derzeit in Berlin lebt und seine warme, süddeutsche Begabung der strengeren Zucht des Nordens unterwirft. — An „alten“ Noten bringen wir Schuberts „Heiß mich nicht reden“, womit zur Beschäftigung mit den kongenialen Kompositionen der Goetheschen Mignonlieder durch den „göttlichen Franz“ wieder einmal eine Anregung gegeben werden soll. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

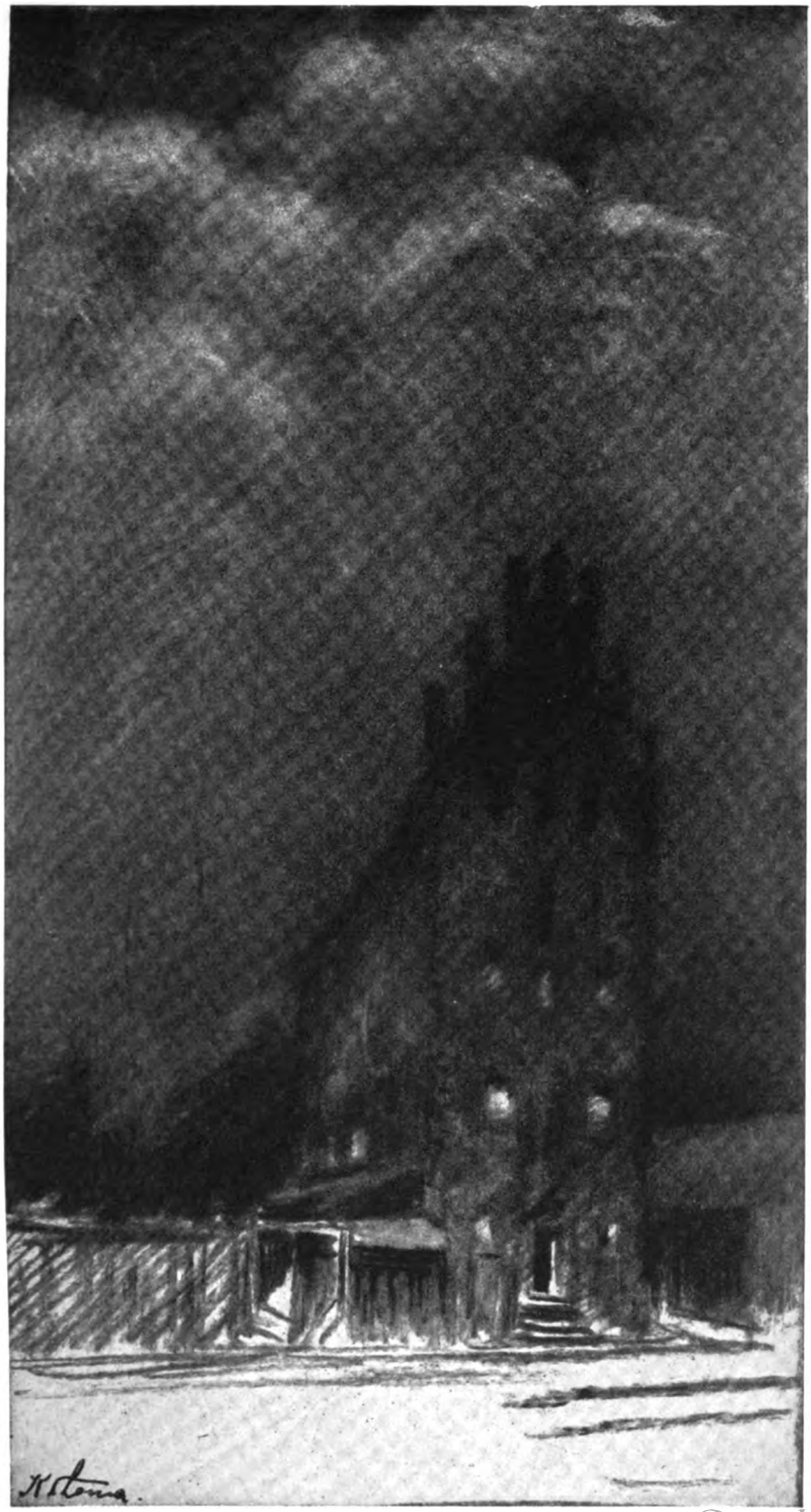
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

BEITRAGE: DCRERR

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DÜRERBUND-BUDEN

Digitized by Google

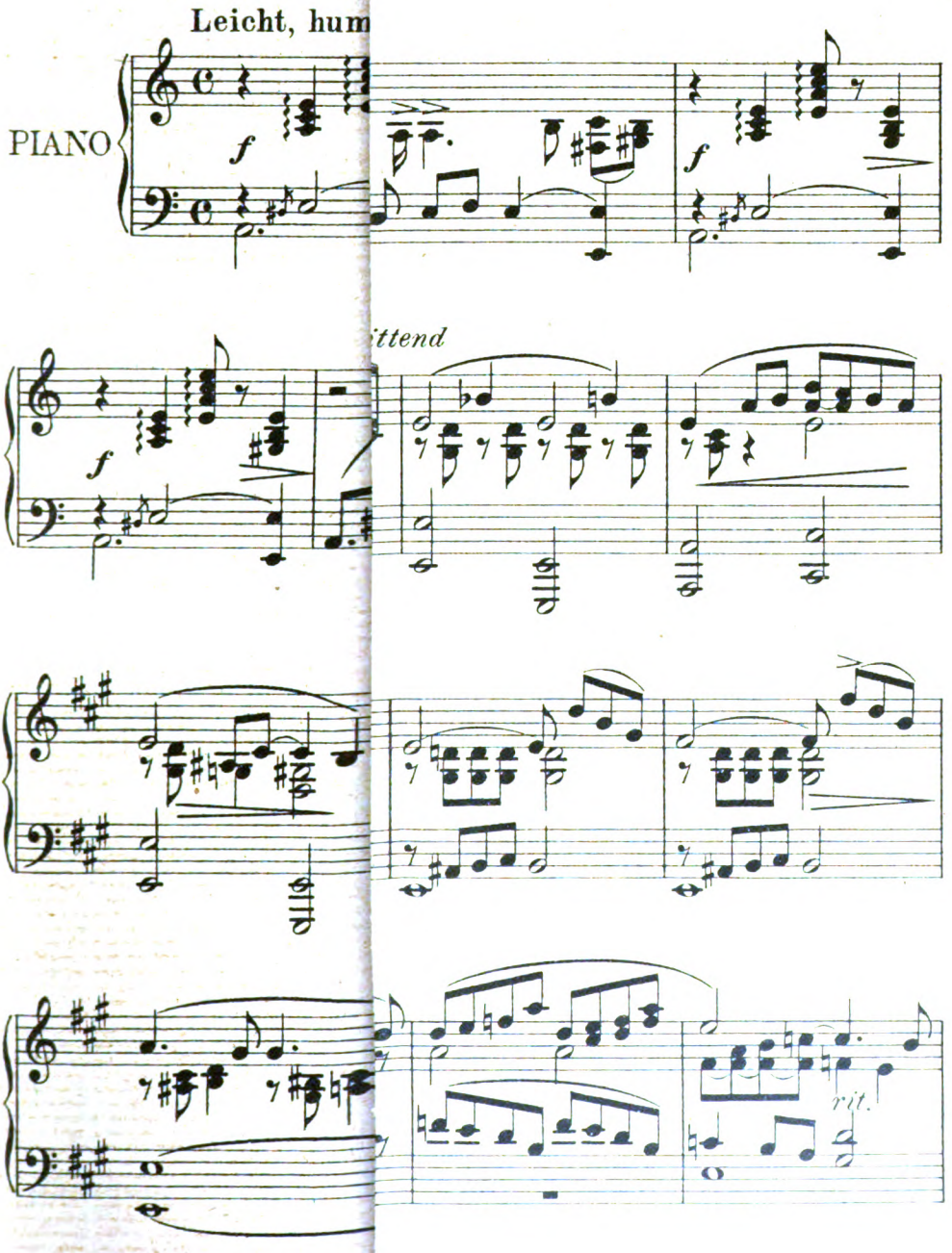
ZU DEM BEITRAGE: HEIMATSCHUTZ UND SCHÜLERHERBERGEN

AUS DEM KUNSTWART

AUS LOWENBERG IN SCHLESIEN

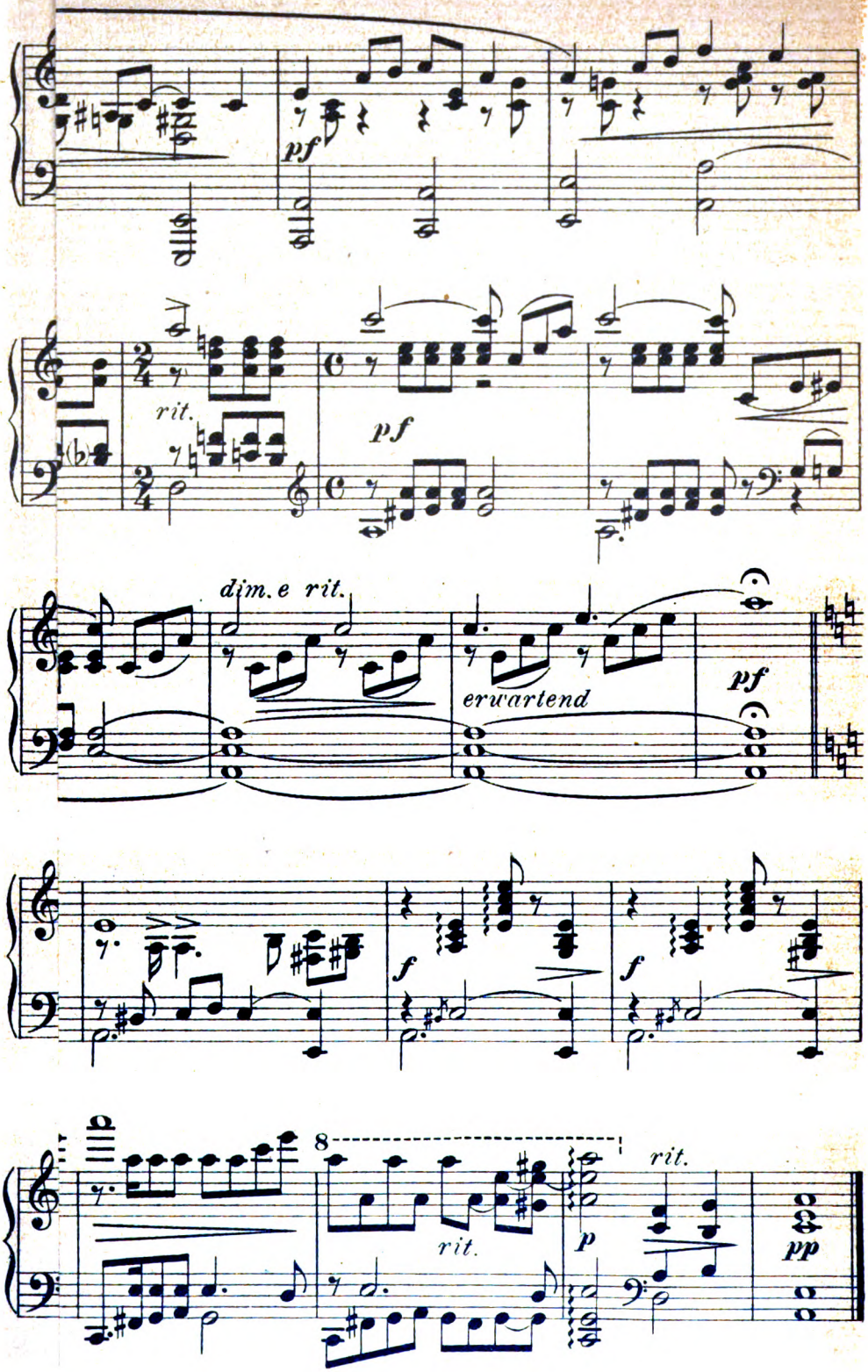
Digitized by Google

D MAYER SERENADE



Erster Druck nach der Handschrift.

Digitized by Google

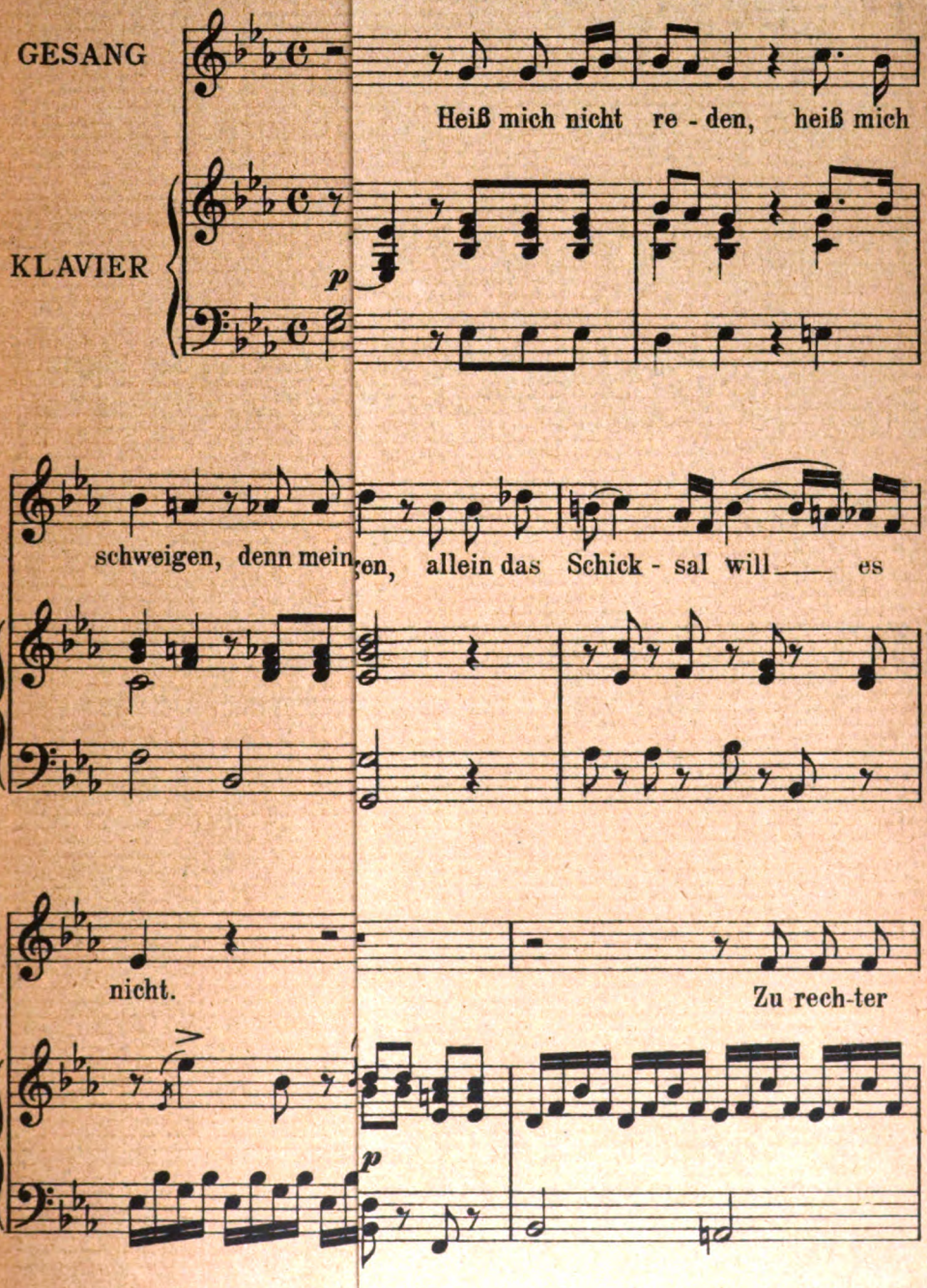


Digitized by Google

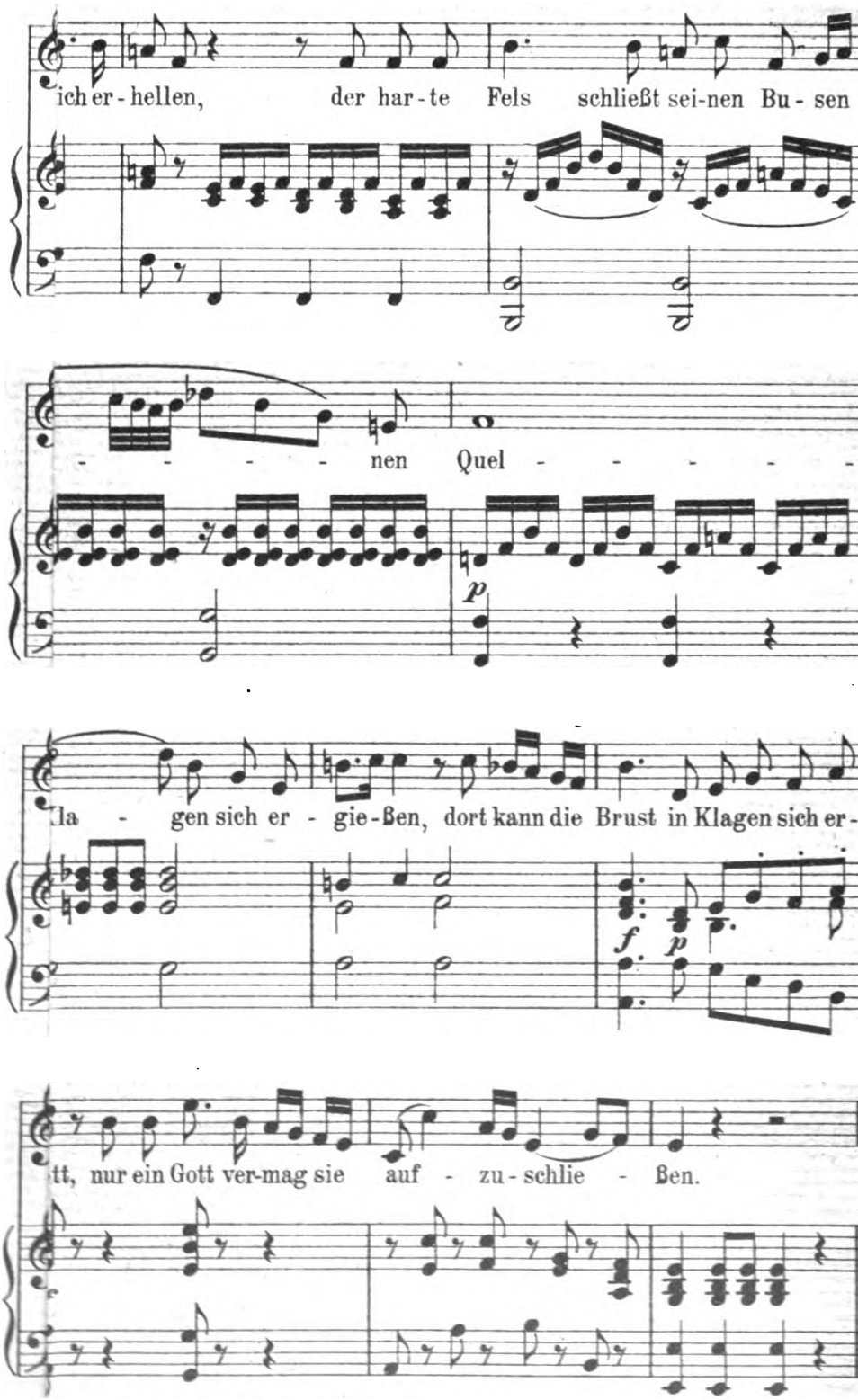
FRANZ SCHUB

Göthe:

„HEISS MICH NICHT REDEN“



Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Digitized by Google

„Die Gesellschaft"

Zeitungen und Zeitschriften vom Schlage der „Woche" und des „Sport im Bild" pflegen uns über eine Menge unglaublich gleichgültiger Dinge in einer Spalte zu berichten, die sie mit der Überschrift „Aus der Gesellschaft" versehen. Zuweilen wählen sie auch die wunderschönen Bezeichnungen „Aus dem high life" oder „Von der haute volée" (letztere ist freilich veraltet), bei denen den Philister ein Schauer mißgünstiger Bewunderung überläuft.

Da steht denn zu lesen, daß die Frau Präsidentin von Xmann gestern eine große Abendgesellschaft in den schönen Räumen ihrer Villa auf der Dingsdastraße gab, zu der die „Spitzen der Gesellschaft" geladen waren. „Die Dame des Hauses, die eine fliederfarbene Atlasrobe trug (eine »Robe« muß dabei sein), machte, von ihren lieblichen Töchtern unterstützt, in reizender Weise die Honneurs." Das „farbenprächtige Bild der duftigen Toiletten, der glänzenden Uniformen, unter die sich die besternten Fracks mischten . . ." Oder auch: man erfährt, daß Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin von Astein-Beheim-Gberg das „Galanteriewaren"-Geschäft von Pieske und Lehmann besuchte und „daselbst" „namhafte Einkäufe" „bewirkte". Ein andermal wird man davon unterrichtet, daß sich die „Gesellschaft" trotz des schlechten Wetters zum Frühjahrseröffnungsrennen zahlreich eingefunden hatte. Man bemerkte Seine Exzellenz den Herrn Oberstallmeister Grafen von Ixhausen, den bekannten Rennstallbesitzer Geheimen Kommerzienrat Geldbach, den Herrn Polizeipräsidenten von Schulze und andere „distinguierte Freunde des Sports".

Wer oder was ist nun diese „Gesellschaft"? Wir müssen trotz unsrer Proben zugeben, daß es nach diesem — mit Verlaub zu sagen: Quatsch schwer ist, herauszufinden, welches Band die Einzelwesen umschlingt und aus ihnen eine Gesellschaft macht.

Unter einer „Gesellschaft" denke wenigstens ich mir eine Mehrzahl von „Gesellen", die sich um einer Sache willen, die sie gemeinsam besitzen oder erstreben, zueinander „gesellt" haben und sich dieser Gemeinschaft bewußt sind. Es ist mir trotz eifrigen Bemühens nicht gelungen, Merkmale dafür an dem Haufen ähnlich gekleideter Menschen zu entdecken, dem heute diese Bezeichnung beigelegt wird.

Bezeichnend ist schon, daß viele, die mit besonderer Vorliebe in der bewußten Rubrik des Lokalen aufgeführt werden, oft baß darüber erstaunt sind, mit wem sie zu dem Begriff „Gesellschaft" zusammengefaßt werden. Gar häufig werden da in einer Zeile zwei Namen genannt, deren glückliche Besitzer sich jeder selbst in der Rubrik sehr am Platze finden, während jeder dem andern die Zugehörigkeit zur „Gesellschaft" entschieden bestreitet.

Von den zuständigen Berichterstattern aber werden zur Gesellschaft gerechnet:

Zunächst alle Adeligen, soweit sie nicht irgendwo aus dem Rahmen der „Kaste" herausgetreten sind; dann alle Offiziere, vom Gardekorps

Digitized by Google

bis zum Pionier an der russischen Grenze; ferner sämtliche Diplomaten und Verwaltungsbeamte, vom Botschafter bis zum Referendar am Landratsamt. Dazwischen finden sich vereinzelte bürgerliche Grundbesitzer, Börsianer, Industrielle, Kaufleute, letztere drei vom Kommerzienrat aufwärts, Literaten und Künstler, soweit sie als „Sterne" gelten, „höhere" Professoren, Geheimräte und dergleichen.

Wenn man eine größere Zahl von Vertretern der verschiedenen Arten in einem Raume vereinigt sieht — dazu ist oft Gelegenheit, man nennt diese Vereinigungen Bälle, Soireen, Diners und behauptet, sie dienten zum Vergnügen der Beteiligten — so wird man bei aufmerksamer Beobachtung den Eindruck gewinnen, daß zwischen ihnen nur wenig mehr innerer Zusammenhang besteht, als zwischen den Leuten, die auf einem Bahnsteig versammelt sind, um einen Zug zu erwarten. Nur einige allgemeine Regeln über Kleidung und Anstand, wie sie der selige Knigge aufgestellt hat, werden von allen befolgt. Verschiedene Nuancen in den gesellschaftlichen Begriffen, sogar in der Kleidung, Verschiedenheiten einschneidender Art in der Erziehung, den Bedürfnissen, den Lebensanschauungen und Zielen sind an diesen Typen der sogenannten Gesellschaft für den Eingeweihten leicht zu bemerken. Von einem gemeinsamen Besitz irgendwelcher gerade nur dieser Gesellschaft eigentümlichen Kulturgüter kann ebensowenig die Rede sein wie von gemeinsamem Streben. Jeder strebt höchstens nach dem, was der andere besitzt: zum Beispiel der Leutnant nach der reichen Partie, der jüdische Bankier nach dem adligen Schwiegersohn oder nach dem Wörtchen „von". Daß zwei derartige Streber sich oft auf halbem Wege zur beiderseitigen Befriedigung begegnen, macht das Streben noch nicht gleichartig, wenn es auch gleichwertig ist.

Um uns darüber klar zu werden, wie diese verschieden gearteten Leutchen, die das stillose Haus mit der anspruchsvollen Aufschrift „Gesellschaft" bewohnen, dort hineingekommen sind, müssen wir zunächst einmal feststellen, daß dieses „renovierte" Gebäude einst ein vornehmer Barockpalast war. Damals wurde es von Leuten bewohnt, die sich in hochmütiger Bescheidenheit „les honnêtes gens" nannten. Wer in diesem Hause geboren war, hatte das erbliche Wohnrecht darin, wer später hineinkam, war ein Gast und fühlte sich als solcher.

Da ich mich nicht unterfangen habe, Geschichte zu schreiben, darf ich mich auf den Hinweis beschränken, daß im Zeitalter des Barock und des Absolutismus, im 17. Jahrhundert, die Höfe und der Adel einen großen Teil der Zeitkultur trugen, während in den Städten ein allzu anspruchsloses Pfahlbürgertum ein beschauliches Dasein führte. Von diesem Bürgertum, das seine großen Überlieferungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert damals vergessen zu haben schien, begegnen uns zwei Prachtexemplare auf Fausts Spaziergang vor dem Tor.

Molière, auch Corneille und Racine lehren uns am besten ihre vornehmen Zeitgenossen und Beschützer kennen. Denn auch die Helden der beiden Tragiker, mögen sie nun „Britannicus" oder „Cinna", „Athalie" oder „Esthère" heißen, sie denken, sprechen und handeln

Digitized by Google

wie die Grands Seigneurs und Grandes Dames am Hofe von Versailles. Und wie im tonangebenden Frankreich, nur in der Farbe national abgeschattet, war die damalige Gesellschaft im übrigen Europa. Ihre Mitglieder waren die Nachkommen jenes Adels, der schon einmal, im 13. Jahrhundert, eine für diese Zeit hohe gesellschaftliche Kultur hervorgebracht hatte. Die von der höfischen Poesie gefeierten Typen des Ritters und der Edelfrau lebten fort — verfeinert und degeneriert — in dem Kavalier und der Dame des 17. Jahrhunderts. Diesem Wesen entsprachen auch die Formen jener Zeit.

Auch das 18. Jahrhundert hat eine merkliche Änderung der „Gesellschaft", ihrer Zusammensetzung, ihres Wesens und ihrer Formen nicht gebracht. Die Gesellschaft des ancien régime, wie Taine in „Les origines de la France contemporaine" sie schildert, mit allen ihren Sünden und Lastern, blieb auch im Jahrhundert der Aufklärung eine wesentlich aristokratische. Doch auch als ihr Ende nahte, zog sie, wie schon unter dem Sonnenkönig, vielen Ortes mit Vorliebe Künstler, Dichter, Gelehrte in ihren Kreis und rechnete es sich zur Ehre, ohne Rücksicht auf die Herkunft ihrer Geselligkeit alle Elemente zuzuführen, die geeignet schienen, deren geistiges Niveau zu heben. Die persönlichen Eigenschaften sicherten den einmal Aufgenommenen in dieser Welt, der wirkliche Kultur über alles ging, einen höchst ehrenvollen Platz. Gastgeber und Gäste ehrten sich gegenseitig, jeder gab dem andern das Seine, und so konnte ein kränkendes Gefühl des „Geduldetseins" hier an hundert guten Stellen so wenig aufkommen, wie an der Tafelrunde von Sanssouci.

Die klare Abgrenzung der gesellschaftlichen Stellung, die Selbstverständlichkeit, mit der unter dem ancien régime jeder seinen Platz einnahm, gab dem Einzelnen ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit für das gesellschaftliche Auftreten, die ein müheloses Wohlwollen auf der einen, eine neidlose Anerkennung auf der andern Seite erzeugen konnten. Ich sage konnten, denn geborene Streber und Neider gedeihen auch unter Verhältnissen, die der Entwicklung dieser Kreaturen an sich nicht günstig sind. Um dem Vorwurf zu entgehen, es sei der Schreiber dieser Zeilen ein blinder laudator temporis acti, sei darauf hingewiesen, daß die unter der absolutistischen Regierungsform natürlich besonders ausgebildete Spezialität des Buhlens um Fürstengunst nicht übersehen worden ist. Diese wurzelte indes in politischen Verhältnissen, nicht in gesellschaftlichen, mit denen wir uns hier ausschließlich beschäftigen wollen.

Selbstverständlichkeit, die auf dem Bewußtsein der unanfechtbaren inneren Vornehmheit beruht, ist auch heute noch das Kennzeichen des echten Aristokraten, eines Typs, der noch nicht ausgestorben ist. Meisterhaft hat den Begriff des Aristokratischen Richard Schaukal in den „Leben und Meinungen des Herrn von Balthesser" definiert. Ihm schwebte der exklusive Adel seiner österreichischen Heimat vor, dessen Bild Ossip Schubin mit feinstem Verständnis und der Liebe des echten Künstlers für seinen Gegenstand der Nachwelt erhalten hat.

Ja, es gibt noch Aristokraten, in manchen Ländern sogar noch eine Aristokratie, aber seine unumschränkte gesellschaftliche Weltherrschaft hat der Adel im Verlauf einer natürlichen Entwicklung verloren.

Digitized by Google

Unter den Faktoren, die das gesellschaftliche Ansehen bestimmen, hat die Macht von jeher in erster Reihe gestanden, und der Adel war unter dem ancien régime eine Einrichtung, die über eine gewisse Macht verfügte. Eine Einrichtung ist nur so lange lebensfähig, als sie ihren Zweck erfüllt. Die Macht gab dem Adel die Verfassung des mittelalterlichen Lehensstaates. Deshalb war es nicht erstaunlich, daß dessen Auflösung die bis dahin unumstrittene gesellschaftliche Sonderstellung des Adels untergrub: Der 4. August 1789 wurde der Geburtstag der Gesellschaft von heute.

Immerhin blieb dem Adel bis heute in monarchisch regierten Staaten durch die auf einem vielhundertjährigen Dienstverhältnis beruhenden Sonderbeziehungen zur Krone eine Summe von Einfluß, die nur allmählich schwinden kann.

Aber mehr als diese höfischen Verbindungen des Adels trug ein anderer Umstand dazu bei, den Nivellierungsprozeß zu verlangsamen. Wir meinen die natürliche Sicherheit, die stolze Freiheit, mit der der Adel in den gesellschaftlichen Anschauungen und Formen lebt, die von ihm geschaffen, von der „Gesellschaft" übernommen worden sind und als das Produkt einer tausendjährigen Kulturentwicklung trotz aller Brüderlichkeitsbestrebungen der Jahre „1 bis 12" nur einer langsamen Umgestaltung unterliegen können.

So ist es zu erklären, daß der Adel, der im wesentlichen nur noch eine Form ohne Inhalt ist, auch heute noch einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des geselligen Lebens ausübt. Die heutige Gesellschaft hat die ihrer Entstehung nach adligen Typen der „Dame" und des „Kavaliers" übernommen. Dagegen sind — ein Zeichen der Zeit — die „Grande dame" und der „Grand Seigneur" im Aussterben begriffen; sie sind in unsern sogenannten Salons so selten geworden wie der Steinadler in unsern Hochgebirgen.

Daß der Adel seine Alleinherrschaft in der Gesellschaft verlor, war eine kulturgeschichtliche Notwendigkeit. Die Art dagegen, wie seine endgültige Ausschaltung als gesellschaftlicher Faktor sich vollzieht, scheint mir nicht die erstrebenswerte zu sein.

Statt die Türen seiner Salons weit aufzumachen und jene Auslese des Bürgertums zum Eintritt als *Gleichberechtigte* einzuladen, die er in alter Zeit als seine *Schützlinge* hegte, hat der Adel meist in kleinlicher Verkennung der Notwendigkeiten versucht, sich abzuschließen. Diese Abschließung hat allerdings dazu beigetragen, uns, wie schon angedeutet, noch für einige Zeit den Typ des unverfälschten Aristokraten zu erhalten, eine kulturgeschichtliche Kuriosität, die wie die langsam verschwindenden Bauerntrachten für den Liebhaber einigen Wert besitzt. Aber das abgeschlossene Leben „Unter Uns" verengt den Horizont; die gelassene, niemals anstößige Selbstzufriedenheit bewirkt ein Stagnieren der Kräfte. Der Adel mumifiziert sich dort, wo er sich abschließt, und eine innere Berechtigung für dieses „Sichabschließen" besteht nicht. Für den Adel als „Stand" hat die moderne Welt keinen Raum und keine Verwendung. Es gibt keine Funktion im modernen Leben, für die man eines Edelmanns *bedürfte*, man müßte denn die eines arbiter elegantiarum schaffen. Ihres wesentlichen Inhalts beraubt, ist die Form

Digitized by Google

— man mag das bedauern oder nicht — unrettbar dem Verfall geweiht. Denn sie ist nicht geeignet, einen andern Inhalt aufzunehmen, dessen sinngemäßer Ausdruck sie nicht sein würde: in einer Rüstung kann man nicht — radfahren.

Aber die Abgeschlossenheit des Adels bildet längst nicht mehr die Regel. Fast überall geht er — sehr langsam, aber stetig — in den andern Schichten des Volkes auf. Er bildet — sogar in der „großen Welt" — nur noch einen Teil der „Gesellschaft", wenn auch noch den tonangebenden.

Der erste Schritt zu dieser Vermischung war die Eröffnung der bisher dem Adel vorbehaltenen Berufe für das Bürgertum. Diese Berufe waren bekanntlich der militärische und diplomatische, sowie der Betrieb der Landwirtschaft in größerem Maßstabe. Zum höheren Verwaltungsdienst waren schon früher Bürgerliche herangezogen worden.

Die Elemente, die sich dem Adel dadurch näherten, daß sie als geistig und ethisch ebenbürtige Mitarbeiter in seinen ihnen bis dahin verschlossenen Wirkungskreis traten, gehörten zu den Besten im Volke. Als Nachkommen jenes stolzen Bürgertums, das im 15. und 16. Jahrhundert die deutschen Städte zur höchsten Blüte gebracht hatte, knüpften sie nun zugleich an adlige und an eigene Traditionen an. Sie waren dadurch vorzüglich geeignet, die Brücke zu einer neuen „Gesellschaft" zu bilden, allmählich eine Umgangsform zu schaffen, die der harmonische Ausdruck unsres gesamten Kulturlebens und für den Botschafter oder den General ebenso passend wäre, wie für den Arzt oder den Oberlehrer.

Aber die neuen Mitarbeiter des Adels haben keinen Versuch zu einer solchen Neuschöpfung oder Umgestaltung gemacht. Sie haben die neue Amtstracht so angezogen wie der Adel sie für seine Bedürfnisse zugeschnitten hatte. Und sie bewegen sich nun darin, so gut sie können. Eine vermittelnde Stellung einzunehmen, welche die Verschmelzung der auch innerhalb der sogenannten gebildeten Welt noch bestehenden Kasten erleichtern könnte, das lehnen diese Kreise ab. Sie sind im großen und ganzen Proselyten des Adels geworden, und ein Adelsbrief erfüllt alle ihre gesellschaftlichen Wünsche. Es fehlt in ihnen nicht einmal an Leuten, die den Unterschied zwischen der „Gesellschaft" und dem Bürgertum — dem sie doch selbst entstammen — hervorzuheben lieben, was eine gewisse Befürchtung verrät, von der „Gesellschaft" nicht zu sich gerechnet zu werden. Einen Auswuchs in dieser Richtung bildet der von unsern Witzblättern als kostbares Material begrüßte Versuch, einen Unterschied zwischen der gesellschaftlichen Stellung eines Regierungs-Assessors und eines Gerichts-Assessors zu konstruieren.

Wir gedachten noch nicht einer Gruppe, die in der „Gesellschaft" hie und da eine große Rolle spielt — der haute finance. Es soll hier nicht von den vornehmen, über eine eigene alte Kultur verfügenden Handelskreisen, dem Patriziat der Hansestädte und ähnlichen Gruppen in anderen großen Handelsstädten die Rede sein. Diese Kreise halten sich der sogenannten Gesellschaft ebenso und aus denselben Gründen fern, wie im allgemeinen die Künstler, Gelehrten und Lite-

Digitized by Google

raten. Ihr Selbstbewußtsein ist zu stark, als daß es ihnen erlaubte, dem Beispiele der „Geldaristokratie“ (sic!) zu folgen.

Die Elemente, die man unter diesem schönen Namen zuweilen zusammenfaßt, sind durch die Türspalten in die Salons der Gesellschaft eingedrungen und behaupten sich darin durch eine Art von „Mimikry“, dadurch, daß sie sich mit der ihnen eigenen Geschmeidigkeit der Umgebung anpassen. Neben der eigenen Geschicklichkeit verdanken sie ihr gesellschaftliches Dasein dem Mangel an Rückgrat auf Seiten des Adels. Auf einer goldenen Brücke haben sie den Graben überschritten, der leider da und dort noch die Burg des Adels umgab und die Besten des Bürgertums fern hielt. Der Adel erlaubte ihnen dies, weil er sich von dem protzigen Luxus, der unter den Emporkömmlingen herrscht, blenden ließ und zuweilen mit ihm zu rivalisieren suchte, auch dann, wenn seine Mittel nicht ausreichten. Hierher gehört das unerquickliche Kapitel der Geldheiraten, bei denen die edlen Freier auch vor den Mauern des sonst von ihnen so verachteten Ghetto nicht haltmachen. Die Tatsache, daß der Adel sich an dem Tanz um das goldene Kalb beteiligt, hat viel dazu beigetragen, die Kulturhöhe der Gesellschaft herabzudrücken.

Die einzige Errungenschaft, um welche die auf der goldenen Brücke eingedrungenen Elemente die Gesellschaft bereichert haben, ist eine Stärkung und Vermehrung des Snobismus, einer der unerfreulichsten Erscheinungen unsrer Zeit. Nebenbei haben diese Leute einen Keil in die Solidarität des Adels getrieben; denn manche reiche Adelsfamilie fühlt sich gesellschaftlich der „Finanzaristokratie“ näher stehend als den ärmeren Standesgenossen, dem in engen Verhältnissen mühsam lebenden Armee- und Beamtenadel und dem „verbauerten“ kleinen Landadel.

Ritterlichkeit, das ist Ehrfurcht vor dem Alter und vor der Frau, Achtung vor eigener und fremder Würde, feines aber nicht krankhaft überreiztes Ehrgefühl, zwanglose Bewegung in selbstgezogenen Grenzen, unbedingt zuverlässiger Takt und Geschmack — das waren die Kennzeichen des Kavaliers der „alten Schule“, der gemeinsame Besitz der „honnêtes gens“. Aber der Menschenschlag, in dem alle diese Eigenschaften zur höchsten Entwicklung gekommen waren, ist im Aussterben begriffen, es scheinen für ihn die Lebensbedingungen zu verschwinden.

Eleganz, Chic, Luxus in der Lebenshaltung, Lebensgewandheit, „usage du monde“ sind Dinge, die des Reizes sicher nicht entbehren. Aber als gesellschaftliche Ideale einer Schicht, die sich als die oberste betrachtet, die tonangebend ist und maßgebend sein sollte, erscheinen sie doch verzweifelt dürftig.

Die Gesellschaft des ancien régime läßt sich nicht wieder herstellen. Der Versuch dazu wäre lächerlich und sein Gelingen nicht einmal wünschenswert; denn ihren ästhetischen Vorzügen standen ebensoviele ethische Fehler gegenüber, wie Egoismus, Frivolität, Genußsucht. Aber das ethische Moment ist nicht eigentlich Gegenstand unsrer Betrachtung und vom ästhetischen Standpunkt kann man das, was an Stelle der alten Gesellschaft getreten ist, nicht als Ersatz, sondern nur als minderwertiges Surrogat gelten lassen.

Digitized by Google

Wir aber wollen nicht nur Neues, sondern auch Besseres. Wir bedürfen dringend einer neuen Gesellschaft, das heißt einer führenden Schicht, deren Angehörige die höchste Kultur unserer Zeit, die Kultur von morgen, zu der das Ganze erst gelangen will, vorausbilden. An dem Aufbau dieser neuen Gesellschaft, an der Gestaltung ihrer Eigenart, ihrer Typen müssen alle mitarbeiten, die nach Kultur streben.

Das Bürgertum vor allem muß diese neue bürgerliche Gesellschaft schaffen. Aber der Adel kann und soll erreichen, daß die von der alten, vorrevolutionären Gesellschaft geschaffenen ästhetischen Werte bei der Neugestaltung nicht verloren gehen. So wird die neue Kulturschöpfung fest in der alten Überlieferung wurzeln. Statt alles Alte als „nicht mehr zeitgemäß" über Bord zu werfen, wollen wir es fortentwickeln und so, wie es für uns paßt, umgestalten. Wenn der Adel an dieser ehrenvollen und wichtigen Aufgabe mitgearbeitet hat, mag er mit einem „morituri te salutant" an die neue Gesellschaft von der Weltbühne verschwinden. Nur darauf soll er jetzt sein Streben sammeln, daß der Rest vom einstigen Inhalt, den er in Gestalt einiger ästhetischer Werte noch hat, nicht vertrocknet, sondern sich befruchtend auf die keimende Pflanze unserer künftigen Kultur ergießt.

Einer Abschaffung des Adels auf gesetzlichem Wege soll nicht das Wort geredet werden. Sie trifft das Wesen der Sache nicht. Mögen doch die dekorativen Titel während der Übergangszeit weiter bestehen. Wenn die nicht mehr allzuferne Zeit kommt, wo an der Straßenecke der Träger eines historischen Namens Zigarren, Papier oder Handschuhe verkauft, dann werden diese Leute vielleicht selbst Stilgefühl genug haben, um ihre Firmenschilder nicht mit Wappen oder Grafen- und Freiherrntiteln zu verzieren. Alle Bestrebungen, der Einrichtung, die ihre Daseinsberechtigung verloren hat, noch möglichst lange ein Scheindasein zu erhalten, können dem denkenden Edelmann nur ein melancholisches Lächeln abgewinnen — sint ut sunt aut non sint ist sein Standpunkt. Aber wozu Gewalt? Der Greis stirbt von selbst.

Der Nachfolger des Kavaliers und der Dame von gestern möge der Kulturmensch von morgen sein, ein naher Verwandter des ἀνὴρ καλὸς κἀγαθός, des „schönguten" Mannes der Hellenen. Die Formen dieses neuen Typs werden der harmonische Ausdruck seiner inneren Kultur, der gemeinsame Besitz der neuen Gesellschaft sein, die alle umfassen soll, die sich zu persönlicher Kultur durchgerungen haben — die „Aristoi" aus dem „Demos".

Aber der Weg bis dahin ist noch weit und mancherlei Hindernisse haben die sogenannten Gebildeten zu überwinden, ehe sie auch nur zu der Erkenntnis gelangt sein werden, daß eine plumpe, unbeholfene philiströse Außenseite ebensowohl ein unwürdiges Gefäß für eine hohe innere Kultur ist, wie die glatteste Zivilisation ohne innere Kultur Firnis, Talmi bleibt. Die Hindernisse liegen ebenso in dem seichten Banausentum und dem beschränkten Dünkel vieler, die zur „Gesellschaft" gehören, wie in der souveränen Verachtung weiter Kreise des gebildeten und gelehrten Bürgertums für die Kultur des äußeren Menschen.

Aber das alles darf uns nicht entmutigen. So wie wir in freudiger Lebensbejahung daran glauben müssen, daß wir aus unsrer

Digitized by Google

öden Zivilisation heraus einer neuen Kultur entgegengehen, so müssen wir überzeugt sein, daß diese Kultur auch den ihr entsprechenden gesellschaftlichen Ausdruck finden wird. Darum: stoßen wir den morschen Lattenzaun um, der die lebendigen Elemente für die neue Gesellschaft der Kulturmenschen voneinander trennt, und sammeln wir diese Elemente zum Kampfe für das Καλὸν Καγαθόν zugleich gegen Philistertum und Snobismus.

Dietrich Frhr. von Miltitz

Der Künstler als Vorkämpfer der Menschheit

Am Ende seines Lebens wurde Tolstoi zu einem erbitterten Feinde der Kunst. Er sah rings um sich die Not und das Elend, fühlte katastrophenartig die solidarische Verbindung, in der jeder Einzelne mit dem Ganzen steht, empfand die Mitverantwortung, die jeder Einzelne für jeden ungelinderten Jammer trägt, und stellte schließlich als Bilderstürmer die zornige Frage: Darf dem Dienste des Schönen Kraft und Gut zugewendet werden, solange an dem meisten Elend das Menschenwürdige, das Menschenmögliche noch nicht getan ist? Die Kunst erschien ihm den menschlichen Nöten gegenüber zuerst als ein leichtfertiger, schließlich als ein verbrecherischer Überfluß — glücklicherweise kam diese Erkenntnis zu spät, als daß sie die gewaltigen Dichtungen des wunderbaren Mannes hätte ungeschrieben machen können. Man weiß, daß sein Wille, wenigstens in seiner eigenen Lebenshaltung die Solidarität mit dem Jammer der Menschheit auszuprägen, ihn bis zum Possenhaften führte. Aber daß es ihm mit diesem Streben ernst war, ist außer allem Zweifel.

Man hat diesen Übertritt aus der Welt des Ästhetischen in die Welt des Ethischen vielfach spöttisch oder witzig kommentiert. Aber Tolstois letzte Entwicklung hat ihre sehr ernste Seite. Denn sie lehrt nachdenken über die Hierarchie der Werte, über die Frage, welche Bedeutung dem ästhetischen Werte, vor allem dem kunstästhetischen, innerhalb des menschlichen Lebens und Mühens zukommt. Tolstoi steht mit seiner Auflehnung gegen die Kunst nicht allein. Ähnliche Entwicklungen, häufig auch mit religiöser Betonung, haben verschiedene bedeutende Künstler durchgemacht, Entwicklungen, die alle einen Widerstreit zwischen ästhetischen und ethischen Werten zum Ausdruck bringen.

Michelangelo verwirft am Ende seines Lebens „die eitle Freude am Gestalten". „Jetzt seh ich, wieviel Irrtum sie enthalten und wie wir gegen unser Bestes streben." Clemens Brentano konnte nach seiner Bekehrung nur mühsam von der Vernichtung seiner schönsten Dichtungen abgehalten werden; Artur Rimbaud, als er in das tätige Leben trat, warf die Kunst wie ein überflüssiges Spielzeug hinter sich, Beardsley überstand den Übergang zum Religiösen nicht ohne lebhafte Bereuung seines glänzenden künstlerischen Schaffens. Ganze Zeiten machen die ethische oder religiös begeisterte Gegenbewegung wider die Kunst mit.

Ja, man kann weiter gehen und sagen: daß von Anfechtungen, wie sie jene Männer erlebt haben, kein ernster Mensch ganz frei bleibt.

Digitized by Google

Zweifel an der Kunst, Bedenken, wie die Kunst gegenüber den dringenden materiellen und ethischen Anforderungen abzuwägen und zu rechtfertigen sei, begegnen jedem, der sich mit der Kunst beschäftigt. Zumal uns, die wir Bürger einer Zeit sind, welche die Menschheit mit ethischen Problemen hart bedrängt und jeden zur Arbeit an den zivilisatorischen Aufgaben zwingt.

Ich möchte ein Bild aufstellen, das die Frage der Kunst wie durch eine Hieroglyphe illustriert und, wenn nicht löst, so doch blitzartig erhellt: das Bild des in unbefriedigenden Lebensverhältnissen eingeschlossenen, darbenden, leidenden und verzweifelnden Künstlers.

Ich weiß, unsre Zeit liebt das Pathos nicht und zweifelt es an. Aber dieses Bild ist kein Melodram, es ist Wahrheit und begegnet uns, mehr oder weniger klar erscheinend, jeden Tag.

Was ist es, das in solchen Fällen den Künstler in ungelösten Schwierigkeiten des materiellen Lebens festhält? Es ist eine Überordnung des ästhetischen Wertes über die materiellen und in gewissem Sinne sogar über die ethischen Werte. Und fragt man die Künstler selbst, so hört man von ihnen, daß diese Überordnung mit dem lebhaften Bewußtsein geschieht, damit gewissermaßen im Auftrage der Menschheit zu handeln.

Es wird zwar heute wenige Künstler geben, die in dieser Überordnung des Ästhetischen über Ethisches so weit gehen wie Homer; ich meine jene kühne Zeile in der Odyssee, die sagt, daß die Götter den Menschen nur darum Verderben senden, damit auch die späteren Geschlechter Stoff zum Gesange hätten.

Allein davon, daß die Menschheit als Ganzes an der Form dringend interessiert sei, ist jeder Künstler überzeugt.

Seit ihren Anfängen kämpft die Menschheit gegenüber der Natur und den chaotischen Einwirkungen des Göttlichen um Form. Andere sagen um Bewußtsein, um Organisation, um Sittlichkeit. Aber was ist Bewußtsein, Organisation, Sittlichkeit anderes als Form, als menschliche Abgrenzung gegen das formlos Wilde außen und innen?

Mensch sein heißt Form sein; es heißt die dem Menschlichen gezogenen Grenzen erkennen und anerkennen. Sich und die ganze Welt zu formalisieren, ist die höchste, wenn nicht die einzige allgemeinmenschliche Angelegenheit.

Hierin liegt der Grund, weshalb die Menschheit als Ganzes an der Form in jedem Sinne interessiert ist. Es gibt ein Kollektivinteresse an der Form, ja es gibt eine Formnot, wie es eine Hungersnot gibt. Der Einzelne empfindet sie zwar an sich selbst nicht so deutlich wie die materiellen Nöte; die Formnot lastet mehr als allgemeiner Druck und Mangel über den Völkern. Aber wie die religiöse Not nicht „zufällig" zu Zeiten Helden aus der Masse hervortreibt und das predigende Wort durch ihre Seelen stürmt, so verdichtet sich auch der allgemeine Druck der Formnot in Einzelnen zu ästhetischem Heldentum und treibt die Künstler wie Vorkämpfer im Kriege um die Form voraus.

Am Anfang alles Menschentums steht das Ungestaltete, das Unbenannte, das Chaos, an dessen Zurückdrängen die Menschheit solidarisch interessiert ist. Dies geschieht durch fortwährendes Benennen,

Digitized by Google

Verformen, Gestalten. Jede neue Benennung, jedes neue Gestalten rückt, wie die in feindliches Gebiet eingestoßenen Fahnenspeere der Eroberer, die Marken des Menschlichen weiter hinaus. Die Geschichte der Kunst und der Dichtung ist die Geschichte eines unaufhörlichen Krieges gegen das Chaos. Am Anfange grenzt das Reich der unbenannten Finsternis noch sehr nahe an das enge Gebiet, das die Menschheit ihr Eigen nennen kann. Die ersten künstlerischen Formsiege haben daher die einfache Wucht und Größe allererster Vorstöße in Feindesland. Im Laufe der Jahrhunderte verfeinern sich die Waffen und der ganze Apparat der Kriegführung; die Gebiete, die neuerdings beispielsweise Dostojewski erobert hat, erforderten ein viel raffinierteres Rüstzeug als diejenigen, die durch die ersten großen Dichtungen der Menschheit gewonnen wurden. Aber der erobernde Sinn des künstlerischen Bemühens ist hier wie dort der gleiche. Insbesondere wird jeder, der in die finstere Seelenwelt des genannten russischen Dichters eindringt, fühlen, daß er neu entdeckte Kontinente betritt, die vordem der Menschheit nicht zugänglich waren. Das will sagen, daß solche Kunstwerke keineswegs bloße Luxuswerte bedeuten, sondern allen Ernstes Gebietserweiterungen, die, wie ihre Eroberung aus kollektiven Antrieben erfolgt, auch das größte kollektivische Interesse haben.

So ist der Menschheits-Auftrag in allem künstlerischen Bemühen zu erklären, so das Pathos, das Künstler oft ihre anscheinend höchst persönlichen Ziele mit einer Größe des Impulses verfolgen läßt, die sonst nur bei höchsten kollektivischen Anstrengungen wirksam wird.

Der Künstler ist ein Vorkämpfer der Menschheit. Und wem dies alles zu mythologisch ausgesprochen dünkt, der sei daran erinnert, daß Mythologie, weit davon entfernt, eine Fabelerzählerin zu sein, in Wahrheit von ewigem, wirklichem und alltäglichem Geschehen handelt.

Wilhelm Michel

Gilgamesch

Wie liest man halbzerstörte Texte? Hat es überhaupt einen Wert, sich um Halbzerstörtes zu kümmern? Für uns Laien meine ich; denn daß die Wissenschaftler es studieren müssen, ist selbstverständlich. Aber wir, die wir uns der Kunst hingeben, nicht um ein Wissen über sie zu erlangen, sondern um uns von ihr fördern, erheben, erhöhen zu lassen? Ich gestehe, daß mich persönlich die künstlichen Torsi der Rodinschule mehr ärgern als freuen. Aber wer möchte die Torsi der Parthenongiebel missen! Für viele von uns werden sie seinerzeit wie Offenbarungen gewesen sein. Wo es sich um natürliche Torsi wirklicher und großer Kunst handelt, ist von vornherein die Phantasie willig, sie sich zu ergänzen, und in solchen Fällen hat gerade der Torsocharakter dieser Schöpfungen etwas die eigene Kraft Aufreizendes und Beflügelndes, so daß in solchen Fällen das Studium halbzerstörter Werke seinen eigenen Wert und Reiz hat.

Manche Leser werden den Eindruck kennen, den an alten Kirchen- oder Schloßwänden halbzerstörte Mosaiken oder Fresken machen. Ganze Strecken hindurch nur noch einzelne Farbstücke oder -linien, dann plötzlich zusammenhängende Glieder, Gesichter, ganze Figuren von solcher Pracht der Farbe,

Digitized by Google

von solcher Schlagkraft der Bewegung oder des Ausdrucks, daß sie uns, selbst wenn wir absichtlos davorstehen, zwingen, ihre Zusammenhänge zu erraten. Wir treten zurück, lassen die Blicke wandern, vergleichen: eins nach dem andern fügen sich uns die abgebrochenen Linien und Flächenstücke zusammen, bis sich uns schließlich der Eindruck des Ganzen darstellt, wie es einst dem Geiste einer großen Zeit entsprang. Wir haben nun gewissermaßen dem Künstler geholfen, haben mitentworfen, mitgefühlt, mitgeschaffen. Das heißt: wir haben in erhöhtem Maße genossen, genossen, wie man große Kunstwerke genießen muß, mitlebend mit dem Geist ihres Schöpfers. Dies steigert sich auf seine größte Höhe, wenn es sich um Epochen handelt, von deren eigentlichem Geist und Sinn wir bisher nur sehr blasse Vorstellungen hatten, während sie von ungeheurer und unwiederholbarer Bedeutung für die Geschichte des Menschengeistes sind.

Hierdurch wird es gerechtfertigt sein, wenn über den Torso einer der ältesten Dichtungen der Weltliteratur etwas eingehender berichtet wird.

Ob es wirklich „das älteste Epos der Menschheit" ist, wie man es genannt hat? Vielleicht das älteste, das uns erhalten ist? Jedenfalls eines der ältesten und, was wichtiger ist, eins der mächtigsten unter ihnen.

Als im Lauf des dritten Jahrtausends vor Christus, sagen wir also um 2500, die Babylonier das Volk der Sumerer im südlichen Zweistromland unterwarfen und in die reiche Kultur dieses Volkes unbekannter Rassenzugehörigkeit eindrangen, übernahmen sie auch das Gilgamesch-Epos. Die uns erhaltene Gestalt zwar dieser Dichtung stammt erst aus der Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal zu Ninive (um 650 vor Christus). Aber die Namen sind noch sumerisch. Zudem besitzen wir Bruchstücke, die vor das Jahr 2000 vor Christus zurückgehen. In ihnen heißt Gilgamesch noch „der Gott Gisch", obwohl er bereits Vertreter der Menschen ist, und sie beweisen durch ihren Inhalt, daß das damalige Epos schon den Hauptinhalt des uns heute zugänglichen besaß: die Freundschaft Gilgameschs mit Engidu, ihre gemeinsamen Mühen und Taten, Engidus Tod und Gilgameschs Ausfahrt, um das Leben zu suchen. Vor allem sind diese Bruchstücke von vor 2000 bereits dichterisch auf voller Höhe. Aus ihnen stammt der Kehrreim der Götterantwort:

„Gisch, wohin läufst du?
Das Leben, das du suchst, findest du nicht!"

und die Erklärung:

„Als die Götter die Menschen schufen,
setzten sie den Tod für die Menschen,
das Leben behielten sie in ihrer Hand."

Auch vom Sintflut-Epos, das in der uns erhaltenen Gestalt des Gilgamesch mit ihm verbunden erscheint, gibt es Bruchstücke, die etwa bis auf 2000 Jahre vor Christus zurückgehen.

Das Gilgamesch-Epos ist erst seit wenig mehr als zwanzig Jahren bekannt. Die damaligen Übersetzungen sind vom Stande der Forschung überholt. Die neueren in den „Altorientalischen Texten und Bildern zum Alten Testament" (Tübingen, Mohr, 1909) gaben ihrer Aufgabe gemäß nur die Stellen, welche für das Alte Testament wichtig sind. Sie waren aber so wuchtig und von so kolossalischer Schönheit, daß sich der lebhafte Wunsch regen mußte (vergl. Kunstwart 1909, 2. Augustheft), das Ganze vorgelegt zu erhalten. Dieser Wunsch ist inzwischen von den Herausgebern der „Texte

Digitized by Google

und Bilder" erfüllt worden, — und, um es gleich ausdrücklich zu bezeugen, über alles Erwarten hinaus. Sie haben nicht nur eine vollständige Übersetzung des Textes, auch aller kleinsten Splitter, sondern eine ausführliche, gut und allgemeinverständlich geschriebene Erläuterung gegeben, die außer einer eingehenden Analyse alles zur Erklärung irgend notwendige oder nützliche Material aus Sage und Geschichte aller Völker nach Möglichkeit beibringt, eine höchst interessante, reiche, fesselnde Lektüre.* Ich würde raten, zuerst die Bruchstücke selbst zu lesen und einen eigenen Versuch zu machen, sie in ein Ganzes zusammenschauen. Darauf lese man die in den Erklärungen gegebenen Analysen, darauf noch einmal das Epos, zum Schluß den Rest der Erklärungen.

Um zu zeigen, daß es sich lohnt, das Folgende:

Man muß von den zusammenhängenderen Stellen ausgehen, die für den dichterischen Wert des Ganzen einstehen müssen: die Freundschaft des zu zwei Dritteilen göttlichen Gilgamesch mit dem Tiermenschen Engidu auf der ersten Tafel, der Zug gegen den gewaltigen Wächter des Zedernberges auf der 5. Tafel, Gilgameschs Siegesfest und Ischtars Verführungsversuch auf der 6. Tafel, Gilgameschs Klage um Engidus Tod auf der 8., Gilgameschs Wanderung, um das Leben zu finden auf der 10., und seines Stammvaters Ut-napischtim (des Noah der Bibel), der das Leben gefunden hat, Erzählung von der Sintflut auf der 11. Tafel. Beschwörung des toten Engidu: 12. Tafel.

Gilgamesch ist ein gewaltiger Held, aber vor allem der Vertreter einer höheren Kultur. Er baut eine Stadt, „das umfriedete Uruk". Aber die Baulust hat ihn gefaßt, und über das Nötige hinaus plagt er sein Volk mit Arbeit. Sie klagen es den Göttern:

„Nicht läßt Gilgamesch
den Sohn beim Vater, die Jungfrau beim Manne,
die Tochter eines Helden, die Gattin eines Mannes!" (S. 7).

Die Götter beschließen, ihm ein Ebenbild zu schaffen, daß sie miteinander wetteifern, und Uruk Ruhe erlange. Sie schaffen den Tiermenschen Engidu, mit Haaren bedeckt, mit Fellen bekleidet, nichts wissend von Land und Leuten. Er ißt mit den Gazellen die Kräuter des Urwaldes, er sorgt für das Vieh und die Fische; er stellt sich dem Jäger entgegen, füllt ihm die Fanggruben zu, zerreißt ihm die Fallen. Der Vater des Jägers rät, Gilgamesch um eine Hierodule zu bitten: gelinge es ihr, Engidu an sich zu ziehen, so werde er sich den Tieren entfremden. Die List gelingt. Als Engidu eine Zeit mit der Hierodule gelebt hat, richtet er sein Antlitz auf sein Vieh:

„Kaum sahen sie Engidu, da eilen die Gazellen dahin,
das Vieh des Feldes wich vor ihm zurück.
Da stutzte Engidu, wie gebannt war sein Leib;
es standen seine Knie, weil sein Vieh davonging.
Es mäßigte sich Engidu, nicht war wie früher sein Ungestüm,
und er — er hört hin, er öffnet das Ohr.
Er kehrte um und setzte sich der Hierodule zu Füßen,
ins Angesicht ihr blickend,

* Das Gilgamesch-Epos. Neu übersetzt und gemeinverständlich erklärt von Artur Ungnad und Hugo Greßmann (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1911, br. M. 5.—).

Digitized by Google

und während die Hierodule spricht, hören seine Ohren.
Die Hierodule sagt zu ihm, zu Engidu:
»Schön bist du, Engidu, wie ein Gott bist du,
warum willst mit dem Gewimmel du dahineilen über das Feld?
Komm, ich will dich führen nach dem umfriedeten Uruk,
zum reinen Hause, der Wohnung Anus und Ischtars,
wo Gilgamesch weilt, einzig an Kraft,
und wie ein Wildstier mächtig waltet über das Volk.«
Sie redet zu ihm, bis ihre Worte ihm genehm sind,
einen, der sein Herz kennt, einen Freund sucht er." (S. 12.)

Gilgamesch inzwischen hat Träume gehabt. Er hat mit einem Stern kämpfen müssen und ihn besiegt seiner Mutter zu Füßen geworfen, daß sie ihn ihm zum Bruder mache. Engidu kommt zur Stadt, kämpft mit Gilgamesch, wird sein Bruder. Doch leidet es ihn nicht im Stadtleben. Er verlangt nach seinem Wald und seinen Tieren, er flucht der Hierodule. Gilgamesch faßt den Plan, um ihn zu befriedigen, mit ihm gegen den Wächter des Zedernberges zu ziehen. Angstträume Engidus, die Gilgamesch als Glück verheißend deutet. Sie kommen zum Bergwald, schauen ihn an, die hohen Zedern, den Eingang des Waldes, wo der Waldriese „einhergeht, seine Schritte setzend:

Die Wege sind grade angelegt, schön zugerichtet der Pfad;
sie sehen den Zedernberg, die Wohnstätte der Götter.
Vor dem Berge trägt die Zeder ihre Fülle:
schön ist ihr Schatten, ist voller Jubel,
es birgt sich darin Dorngestrüpp, es birgt sich darin dunkler Stechdorn,
es bergen sich unter der Zeder wohlriechende Pflanzen." (S. 27.)

Sie besiegen den Riesen und kehren zurück. Gilgamesch schmückt sich zum Siegesfest. Da entbrennt Ischtar, die Göttin, in Liebe gegen ihn. Er aber verschmäht sie und rückt ihr ihre früheren Geliebten vor, die sie in Tiere verwandelt hat:

„Den bunten Schäfer gewannest du lieb:
du schlugst ihn, seinen Flügel zerbrachst du,
er steht im Walde, ruft »kappi!« Mein Flügel!" (S. 31.)

Ischtar schickt den Himmelsstier, aber die Freunde besiegen ihn.

Angstträume Engidus, Fieberphantasien....

„»Engidu, mein junger Freund, du Panther des Feldes,
der alles mit mir teilte, als wir den Berg erstiegen,
den Riesen niederwarfen, der im Zederwalde wohnte,
den Himmelsstier packten und ihn erschlugen, —
was ist das jetzt für ein Schlaf, der dich packte?
Finster siehst du aus und hörst nicht meine Stimme!«
Doch der erhebt nicht mehr sein Auge.
Er berührte sein Herz, doch es schlägt nicht mehr!
Da deckte er den Freund zu wie eine junge Braut.
Einem Löwen gleich erhebt er seine Stimme,
einer Löwin gleich schreit er auf vor Schmerz.
Er wendet sich hin zu Engidu, seinem Freunde,
er rauft sich sein Haar, läßt rinnen seine Tränen." (S. 38.)

Gilgamesch läuft über das Feld. Jetzt zuerst, seit er Engidus Leiche gesehen, hat ihn Todesfurcht gefaßt. Er will Ut-napischtim seinen Ahn-

Digitized by Google

herrn aufsuchen, der das Leben gefunden hat, wie auch sein Name sagt: Ut-napischtim Leben gefunden. Er durchwandert die Wälder, fragt Ungeheuer und Götter; sie raten alle ab: „das Leben ist nicht für die Menschen!“, sagen ihm aber schließlich den Weg. Gefahrvolle Wanderung durch finstere Nächte, Fahrt über die Todeswasser. Verwunderung Ut-napischtims, als er von ferne auf dem unmöglichen Wege einen Besucher sieht. Auch er erklärt Gilgameschs Verlangen für unerfüllbar: Nichts auf Erden hat Dauer. Das Neugeborene und der Tote tragen beide des Todes Bild. Die Götter versammeln sich, die Schicksalbestimmenden:

„Sie legen hin Tod und Leben,
ohne zu bestimmen des Todes Tage.“

Aber Gilgamesch sagt: du bist, wie ich. Wie fandest du das Leben? Da erzählt der Ahn die Geschichte der Sintflut. Wie hoch der biblische Bericht religiös und ethisch über dem babylonischen steht, an dichterischer Kraft ist es umgekehrt.

Enlil, der Gott der Erde, hat im Rat der Götter die Vernichtung der Menschen beschlossen. Aber „der Herr des hellen Auges“, Ea, der menschenfreundliche Gott des Wassers, hat mit im Rat gesessen. Er darf ihn nicht verraten. Aber er spricht zu der Rohrhütte, in welcher Ut-napischtim schläft:

„Rohrhütte, Rohrhütte, Wand, Wand!
Rohrhütte höre, Wand vernimm!“

er gibt den Befehl, ein Schiff zu bauen:

„Laß fahren Reichtum, suche Leben,
Hab und Gut verachte, das Leben rette,
Allerlei Lebenssamen führe in das Schiff!“

Ut-napischtim, der Weise, versteht den Traum. Auf Eas weiteren Rat redet er seinen Volksgenossen vor, Enlil, der Gott der Erde, hasse ihn, deshalb wolle er zum Gott des Wassers. Wäre er erst weg, so werde Enlil ihnen günstig sein. Daraufhin helfen sie ihm, und er belohnt sie reich. Als der Regen beginnt, geht er in sein schwimmendes Haus.

„Sobald ein Schimmer vom Morgen erglänzte,
stieg auf vom Fundamente des Himmels schwarzes Gewölk,
Raman, der Wettergott, donnerte darin,
die Götter Mujati und Lugal gehen voran,
gehen als Herolde über Berg und Land.
Den Schiffspfahl reißt heraus der Unterweltsgott,
es geht einher der Kriegsgott, läßt Kampfesungestüm einherziehn,
die Sterngötter, die Anunnaki, erheben ihre Fackeln,
mit ihrem Schreckensglanze das Land erleuchtend.
Ramans Wüten bringt bis zum Himmel,
alle Helligkeit in Finsternis verwandelnd,
sie zerbrachen das Land wie dürres Holz.
Einen Tag lang tobte der Südsturm;
eilends brauste er dahin, ließ die Wasser das Gebirge erreichen:
es fallen die Wasser her über die Leute wie eine Schlacht.
Nicht sieht einer den andern,
keiner ist kenntlich dem andern, auf Erden noch im Himmel.
Die Götter fürchteten sich vor dem Regensturm,

Digitized by Google

flüchteten und stiegen hinauf zum Himmel Anus;
die Götter kauerten sich nieder wie Hunde, an der Mauer gelagert.
Es schreit Ischtar wie eine Gebärende,
es brüllt die Götterherrin, die schönstimmige:
»Die einstige Zeit ist fürwahr zu Lehmerde geworden,
weil ich in der Versammlung der Götter Böses beriet.
Wie konnte ich nur beraten in der Versammlung der Götter Böses,
zur Vernichtung meiner Leute den Kampf beraten!
Ich allein gebäre meine Leute!
Und nun, wie Fischbrut erfüllen sie das Meer!«
Die Götter, die Sterngötter weinen mit ihr,
die Götter sind gebeugt, sitzen weinend da,
Verschlossen sind ihre Lippen. —
Sechs Tage und Nächte
geht der Sturm, wirft der Südsturm das Land nieder.
Als der siebente Tag herbeikam, ließ ab der Südsturm im Kampfe,
den er gekämpft gleich einem Heere;
es beruhigte sich das Meer, zog sich zusammen, der Sturm hörte auf.
Ich blickte nach dem Wetter, da war Stille eingetreten,
und alle Menschheit war zu Lehmerde geworden:
Wie ein Söller, war ebenmäßig das Gefilde.
Da öffnete ich eine Luke, und das Licht fiel auf mein Antlitz.
Ich kniete nieder und setzte mich weinend hin,
über mein Antlitz gehen nieder meine Tränen.
Ich blickte hin nach den elf Richtungen des Meeres;
nach der zwölften zu stieg auf eine Insel.
Nach dem Berge Nisir trieb das Schiff.
Der Berg Nisir hielt das Schiff und ließ es nicht wanken.“ (S. 56 f.)

Aussendung der Vögel. Opfer Ut-napischtims:

„Die Götter rochen den Duft,
die Götter rochen den angenehmen Duft,
die Götter — wie Fliegen sammelten sich über dem Opfernden.
Sobald die Götterherrin herbeikam,
hob sie die großen Edelsteine empor, die Anu ihr geschenkt:
Ihr Götter hier, so wahr ich den Edelstein an meinem Halse nicht vergessen will,
will ich dieser Tage gedenken und sie ewiglich nicht vergessen!
Die Götter mögen kommen zum Streuopfer,
Enlil soll nicht kommen zum Streuopfer,
weil er unüberlegt den Regensturm machte
und meine Leute dem Verderben bestimmte.“ (S. 58.)

Indessen Enlil kommt doch und ist wütend, daß Lebewesen entkommen sind. Aber Ea kommt seinem Vorwurf zuvor:

„Wie konntest du unüberlegt einen Regensturm machen!
Dem, der Sünde hat, leg auf seine Sünde,
dem, der Frevel hat, leg auf seinen Frevel,
doch sei gnädig, daß nicht vernichtet,
sei langmütig, daß nicht vertilgt werde die Menschheit!“

Danach legt er Ut-napischtim und seinem Weibe die Hände auf und erhebt sie zu Göttern. So erzählt Ut-napischtim:

Digitized by Google

„Jetzt aber, was dich betrifft, wer von den Göttern wird dich zu sich [berufen,
daß du das Leben findest, das du suchst?“

Er befiehlt Gilgamesch, sechs Tage und sieben Nächte zu wachen. Hat er so den Schlaf überwunden, so kann er auch den Tod überwinden. Doch gegen den wie ein Orkan bläst der Schlaf an. Ut-napischtim lacht, sein Weib ist mitleidig und sucht ihn wach zu halten — umsonst. Ut-napischtim befiehlt ihm, zurückzukehren, aber auf die Bitte seines Weibes gibt er ihm noch ein Geheimnis preis: das Lebenskraut auf der Tiefe des Meeres. Gilgamesch bindet Steine an seine Füße, taucht unter. Er findet das Kraut, schneidet die Steine von sich. Er jubelt, er selbst will es essen und die andern essen lassen, das Kraut, dessen Name ist:

„Als Greis wird wieder jung der Mensch.“

Er macht unterwegs einen Halt, um zu baden. Eine Schlange riecht den Duft des Krautes. Sie frißt das Kraut. — — —

Wir haben uns zu lange verweilt. Um so kürzer der Schluß, obwohl er mit zum Eindrucksvollsten gehört: Alle Versuche sind gescheitert, nur eins bleibt übrig: Engidu selbst heraufzubeschwören, um wenigstens Bescheid zu erhalten über das Todesschicksal. Nach vielen Hindernissen gelingt es. Mit einer schaurigen Kunde vom Leben in der Unterwelt schließt das Epos.

Ich habe den Bericht nicht unterbrechen mögen. Dem Leser werden mancherlei Vergleiche gekommen sein auch außerhalb des Sintflutberichts. Er wird auch etwas von der hohen Kunst dieser Dichtung verspürt haben. (Greßmann gibt mancherlei Hinweise darauf.) Er wird auch davon etwas verspürt haben, daß hier in dieser Geschichte von dem, der auszog, das Leben zu suchen, bereits der Herzschlag des Lebens pulst, das sich bis heute nie genug sein ließ mit dem, was erreicht war, der Herzschlag dessen, was wir Abendländer Religion nennen lernten.

Es hat etwas Großes, zu sehen, wie so am Anfang der Geschichte in Riesengestalten in die Dämmerung geschrieben die Aufgabe steht: das Leben zu suchen...

„Gilgamesch, wohin läufst du? Das Leben, das du suchst, findest du nicht.“ Orient und Okzident haben sich über diesem Programm geschieden. Der Orient hat verzichtet, und weil er den Tod nicht überwinden lernte, hat ihn der tiefe, vieltausendjährige Schlaf des Laotse und des Buddha angeblasen.

Er entschloß sich zu sterben, ob er gleich lebte, zu sterben, um nicht zu werden. Das Abendland fand die umgekehrte Lösung, fand das „Stirb und werde!“ Wo ist die Wahrheit? Der Müde wird anders antworten, als der Jugendfrische, und wir sind jung und suchen das Kraut, des Name ist: „Als Greis wird wieder jung der Mensch.“ Bonus

Landerziehungsheime

Was sie sind und was sie werden könnten

2

Doch genug der geschichtlichen Vergleichung. Alt oder neu, das Landerziehungsheim ist da, es lebt und gedeiht. Es wuchert, muß man fast sagen. Denn was da alles im Reklamenteil unsrer Zeitschriften sich als Landerziehungsheim, Landheimschule, Landheim, Schul-

Digitized by Google

heim, Waldschulheim, Waldschule, Freiluftschule usw. anpreist, das ist schon nicht mehr schön, das ist zum großen Teil — Geschäft. Das ist leider immer so, wenn ideale Gründungen, oberflächlich angeschaut und rein äußerlich begriffen, zur Mode werden. Das Geschäft blüht und die Idee welkt.

Darum ist es schon an der Zeit, auf den Kern der Sache zu dringen, auf die ursprüngliche Schöpfung, die wir Dr. Hermann Lietz verdanken. Acht Jahre nach der Gründung von Abbotsholme hat er das erste deutsche Landerziehungsheim zu Ilsenburg im Harz gegründet, 1897; drei Jahre darauf, 1900, das zu Haubinda in Sachsen-Meiningen, vier Jahre später, 1904, das auf Schloß Bieberstein in der Rhön.* Er war der Erste, der es gewagt hat. Nachmachen ist leichter als Anfangen. Er konnte es wagen, weil er von der Notwendigkeit der Sache durchdrungen war; weil er nichts anderes wollte als die Sache. Solche Menschen sind selten. Sie sind die geborenen Reformer, denn man kann an sie glauben. Die Reinheit ihres Wollens überwindet die Unzulänglichkeit, die allem Persönlichen anhaftet. Aber während Pestalozzi mit den ungünstigsten Zeitverhältnissen zu rechnen hatte und einen Zusammenbruch nach dem andern erlebte, fand Dr. Lietz den Augenblick günstig. Die Unzufriedenheit mit der öffentlichen Schule, besonders mit den höheren städtischen Schulen Deutschlands, war allgemein. Es ist heute nicht mehr nötig, das auszuführen. Wir haben es erlebt, daß ein großer deutscher Bund für Schulreform sich gebildet hat, nicht eine Partei von schwärmenden Idealisten und unklaren Köpfen, sondern von Männern, die sich im öffentlichen Leben Rang und Ansehen erworben haben und deren Wort etwas gilt; es sind preußische und andere Schul- und Oberstudienräte, Hochschulprofessoren und Seminardirektoren darunter so gut wie einfache Volksschullehrer. Wir haben es erlebt, daß diese Gegensätze sich in einem Bunde vereinigen, um die Schulreformfragen als eine gemeinsame Angelegenheit zu beraten. Das ist noch nie dagewesen. Das will noch mehr sagen, als daß auch die Eltern anfangen, sich zusammenzuschließen, um sich gegen die Schule für die Jugend zu wehren.

Aufs Land hinaus! das war die erste Losung. Schon diese wird nicht mehr begriffen. Die bequemen Leute wollen jetzt Landerziehungsheime gleich vor der Stadt oder womöglich in der Stadt haben. Ohne das Land geht es aber nicht. Man vergesse doch nicht, daß die Landerziehungsheime gerade gegen die Übel der Stadtschulen erfunden worden sind. Kein Mensch denkt daran, Landschulen durch Landerziehungsheime ersetzen zu wollen. Damit ist auch schon deutlich gesagt, daß das Landerziehungsheim niemals ein Normaltypus der Schule überhaupt werden kann. Es ist nur ein Heilmittel für

* Es folgten Landerziehungsheime für Mädchen, zuerst in Stolpe, dann in Wannsee, dann in Gaienhofen am Bodensee; 1902 wurde das erste schweizerische Landerziehungsheim Schloß Glarisegg am Bodensee gegründet, 1906 oder 1907 die freie Schulgemeinde Wickersdorf in Sachsen-Meiningen, 1907 Hof Oberkirch bei Uznach, Kanton St. Gallen, 1908 die Ecole Nouvelle du Lac Leman, 1910 die Odenwaldschule von Dr. Geheeb usw.

Digitized by Google

das städtische, vor allem das großstädtische Schulunwesen. Ferner richtet man jetzt Landerziehungsheime ohne Landarbeit ein. Die „besseren Kreise“ ziehen den Sport für ihre Söhne vor. Diese Leute wären mit einem Herrenleben wie in Eton oder Harrow nicht übel zufrieden. Die Landarbeit gehört aber zum Besten, was die Landerziehungsheime haben. Der Sport ist auch gesund, aber er ist nicht Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Der Sport ist ferner heute noch ein Standesvorrecht. Der Bauer und der Arbeiter betrachten ihn mit Neid oder Haß als eine vornehme Kraft- und Zeitvergeudung. Die körperliche Arbeit dagegen überbrückt gesellschaftliche Gegensätze und Vorurteile. Nichts ist für ein mit Schulwissen gespicktes und gesellschaftlich verbildetes Herrensöhnchen so gesund, als an der Hobelbank, beim Holzhacken, beim Heuaufladen usw. zunächst seine Unfähigkeit, seinen Mangel an Ausdauer und Geschicklichkeit zu erkennen. Wie frei und stolz steht der Yankee über dem Europäer durch den Gedanken, daß alle ehrliche Arbeit den Menschen adelt! — Und noch etwas zugunsten der Landarbeit. Wir haben oft Zöglinge, die schwer lernen, die mit aller Ausdauer weder über mathematische Lehrsätze noch griechische Konstruktionen Herr werden. Sieht man sie auf dem Feld, im Sonnenbrand, mit der schwergeladenen Heugabel, unverdrossen, unermüdlich, geschickt, praktisch — auf einmal tritt ihre Tüchtigkeit zutage; sie haben eine Aufgabe gefunden, in der sie ihren Mann stellen können, und damit die Genugtuung eines gerechten Ausgleichs. In der städtischen Lernschule, im Wettkampf der geriebenen Intelligenzen wären sie schmählich unterlegen; hier dagegen kommt ihre zähe Arbeitskraft zu Ehren.

Durch die Abschließung des Landerziehungsheims von den Einflüssen der Stadt gewinnt endlich das Leben im Heim größere Bedeutung für sich: man lebt zwar nicht außerhalb der Kultur, aber man nimmt von der Kultur nur das an und auf, was man brauchen kann. Darin liegt eine Kritik der Kultur; das Gesunde wird vom Ungesunden, das Wesentliche vom Konventionellen unterschieden. Nun denke man sich die Wirkung, die das auf den städtisch erzogenen Knaben üben muß, auf das Mädchen nicht weniger. Sie sehn sich auf einmal in eine kleine Sonderwelt versetzt, die sich erlaubt, nach ihrem eigenen Kopf zu leben. Bisher haben sie naiv geglaubt: wie die Welt einmal ist, so muß sie wohl sein. Oder sie haben sich, weniger naiv, dagegen empört, aber nichts ausgerichtet, vielleicht nur Unrecht bekommen. Und nun geht's ihnen auf: Man kann auch anders. — Wenn man will, nämlich!

Gibt es eine wichtigere Entdeckung für einen werdenden Menschen?

Das zweite Losungswort heißt Erziehung, nicht bloß Unterricht. Selbstverständlich für eine Anstalt mit täglichem Zusammenleben. Dieses wirkt immer erzieherisch: die Kräfte messen sich, und der Stärkere behauptet das Feld. Das Neue aber ist, daß dem Wettkampf der Kräfte die größte Freiheit gewährt werden soll. Das ist der moderne Geist. Er haßt alle Autoritätskomödien. Autorität soll nicht gespielt werden, sie soll da sein, in Kraft und Wahrheit. Unsre bisherige öffentliche Schule steht noch ganz im alttestamentlichen Geiste des Gehorsams, nicht im neutestamentlichen der Freiheit

Digitized by Google

und Liebe. Sie schwankt zwischen Zuchthaus, wo alles durch Gewalt erzwungen, und idealem Familienleben, wo alles durch Liebe erreicht wird; auf dem Lande ist sie fast noch ein Idyll, in der Großstadt eher ein Grauen, jedenfalls eine gründlich unbeliebte Sache. Ihr Haupterziehungsmittel stammt aus der Kaserne und heißt Subordination. „Maulhalten." Der Lehrer hat recht. Punktum.

Das Landerziehungsheim dagegen möchte mehr erreichen als was der Kasernendienst auch erreicht, mehr als Gehorsam: Freiwilligkeit. Dem Kasernentyrannen ist es völlig gleichgültig, warum der Soldat gehorcht; wenn er nur gehorcht. Dem Erzieher dagegen ist die Frage nach dem Grunde des Gehorchens die allerwichtigste. Denn ob es aus Heuchelei, aus Feigheit, aus Bequemlichkeit, aus Unselbständigkeit, aus Gedankenlosigkeit geschieht oder aus Einsicht, Gemeinsinn, Selbstüberwindung, kurz: gutem Willen, das macht den Gehorsam wertvoll, wertlos oder geradezu schlecht. Das Landerziehungsheim bekämpft den sittlich wertlosen oder schlechten Gehorsam durch Gewöhnung an Freiheit und Selbständigkeit. Es läßt dem Spiel der Kräfte freien Raum. Es ist demokratisch. Willst du Lehrer sein, so b e h a u p t e dich, sagt es. Und zu den Zöglingen: helft euch selbst! Und sie helfen sich, indem sie sich organisieren, debattieren, Anträge stellen, Reformen vorschlagen, Behörden wählen usw. Dem Schulmonarchen von Gottesgnaden graut es ob solchem Umsturz. Aber die Sache ist nicht so gefährlich; denn wir sind kein Polizeistaat, sondern ein H e i m.

Das H e i m ist die dritte Losung. Das ergibt sich noch nicht aus dem Zusammenwohnen und -leben. Eine Kaserne und ein Zuchthaus sind kein Heim. Das Heim fängt erst bei vorherrschend gemütlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch an. Diese gemütlichen Beziehungen sind nun bei uns schon dadurch gegeben, daß die Eltern, die uns ihr Kind zur Erziehung überlassen, uns damit Vertrauen schenken. Dessen kann sich die öffentliche Schule nicht rühmen. Vertrauen oder nicht, heißt es dort für die meisten Eltern, in die Schule müssen die Kinder, und auswählen können die wenigsten. Im Landerziehungsheim dagegen bildet sich ganz von selbst ein Gefühl der Gemeinschaft zwischen Eltern und Anstaltsleitung aus. Während zum Beispiel in Preußen die Eltern nicht einmal freien Zutritt zu den Schulstunden haben, sind im Landerziehungsheim Eltern und Freunde der Anstalt stets willkommene Gäste. Jeder Zögling ohne Ausnahme weiß: Meine Eltern haben Vertrauen zu meinem Direktor und meinen Lehrern; sie halten den Geist der Anstalt für gesund und stimmen mit den Erziehungsgrundsätzen, die da gelten, überein, sonst würden sie das große Opfer nicht bringen. Damit kommt schon ein wenig Wärme ins Heim. Dazu das tägliche Zusammenleben, die gemeinsamen Freuden, Sorgen, Unternehmungen, Anliegen. Zunächst erwartet der neu Eingetretene alles von oben herab, von der Leitung, den Lehrern, den Vorschriften. Er ist es ja von der Stadtschule her nicht anders gewöhnt. Er fragt nach dem, was erlaubt und was verboten ist. Er hat die Witterung der Strafe. Und nun entdeckt er zuerst, daß verhältnismäßig selten gestraft wird und auch dann nicht etwa nur von den Vorgesetzten, sondern auch von den

Digitized by Google

Mitschülern, den Präfekten, dem Ausschuß. Mit Staunen bemerkt er, daß es fast keine Vorschriften gibt; daß vieles sich von selbst versteht, einfach gemacht wird, und das Beste dem freien Willen überlassen bleibt. Er erfährt bald, daß es mit Gehorsam und Schulfleiß nicht getan ist; daß man Initiative, Selbständigkeit, Charakter von ihm erwartet; daß nicht nur seine Schularbeit, sondern sein ganzes Tagesleben von früh bis spät, bei Spiel und Sport, im Speisesaal und im Schlafsaal, in jeglichem Verkehr mit andern für die Schätzung und Geltung seiner Person in Betracht fällt. Er kann dabei gewinnen, er kann auch verlieren. Der Schwerfällige zum Beispiel, der geistig mühsam vorwärts kommt, gewinnt, indem er zum Beispiel im Sport, bei der Feldarbeit oder in einem Vertrauensposten sich Ansehen verschafft. Der leichter arbeitende Schulkopf dagegen verliert vielleicht von seinem Glanze, indem er außer dem Unterricht nichts bedeutet. Kurzum, wie in einer Familie bildet sich die Geltung jedes einzelnen Gliedes nach der Gesamtheit seiner Anlagen. Und wie in der Familie (zum Unterschied von der Schule) gilt die stärkste Persönlichkeit am meisten, nicht die stärkste Intelligenz.

Auch die Lehrer treten bei uns in ein Heim. Die Stunden, die sie geben, sind nur ein Teil ihrer Tätigkeit. Das Landerziehungsheim nötigt sie zu beständigem persönlichen Umgang mit den Zöglingen und kann sie weder da noch in den Lehrstunden vor der Kritik schützen. Sie müssen als Menschen und als Lehrer sich zu behaupten wissen, ohne zum Zepter der Autorität Zuflucht zu nehmen. Gründliche wissenschaftliche Bildung ist Voraussetzung und bietet eine gewisse Gewähr für Geltung und Achtung bei der Jugend. Aber ohne die Kunst des Lehrens geht es nicht. Und diese wird nie ausgelernt. Darum hat das Landerziehungsheim die Probelektionen eingeführt. Als Heim kann es das, was die öffentliche Schule nicht kann. Denn im Heim stehen auch die Lehrer in gemütlicher Beziehung zueinander. Es verbindet sie alle die Sorge um das Wohlergehn des Ganzen; es verbindet sie auch eine Gleichartigkeit methodischer und erzieherischer Grundsätze, wie sie in öffentlichen Schulen kaum vorkommt. Denn Lehrer am Landerziehungsheim wird nur, wer an der Eigenart einer solchen Anstalt Freude hat. In der gemütlichen Luft des Heims wird die gegenseitige Kritik unter den Lehrern zu einer erfreulichen und nützlichen Sache. Alle Wochen einmal in der Regel wird vom Vorsteher eine Probelektion angesetzt und zwar kurz vor der betreffenden Stunde. Sämtliche Lehrer wohnen bei, indem sie ihre Klassen unterdessen schriftlich arbeiten lassen. Nachher findet eine eingehende Besprechung statt, bei welcher jeder Lehrer der Reihe nach das Wort ergreift. Es gibt nichts Gesünderes, Erfrischenderes, fast dürfte ich sagen: Fröhlicheres als diese kollegiale Kritik.* Ich bin nun bald sechs Jahre dabei und habe es höchstens einmal erlebt, daß ein Kollege ein Urteil übelgenommen hat; und jenes eine Mal war es ein scharfes Urteil.

* Freilich bilden die glücklichen kollegialen Beziehungen, deren wir uns unter der Leitung von Glarisegg erfreuen, eine Voraussetzung, die nicht überall zutrifft. Monarchische Gelüste passen eben nicht in den Freistaat des Landerziehungsheims.

Digitized by Google

Bis hierher könnte es dem Leser scheinen, als sollte am Landerziehungsheim nichts auszusetzen sein; als wäre es eine geradezu ideale Lösung der Schulreformfrage, die heute alle Gemüter beschäftigt. Aber dem ist nicht so. Aber eine gesunde häusliche Erziehung geht überhaupt nichts. Das Landerziehungsheim aber ist auch deshalb keine ideale Lösung, weil es noch ein Privilegium für Kinder begüterter Eltern, somit eine Klassenanstalt ist. Die Höhe der Erziehungskosten, die sich aus der ganzen Art des Betriebs, aus der großen Lehrerzahl und den besonders im Anfang schwer lastenden Baukosten erklärt, schließt vorläufig den mittleren Bürgerstand und die Arbeiterklasse aus; und zwar zum großen Nachteil des Landerziehungsheims. Aus den mittlern und untern Schichten der Bevölkerung würde es einen unschätzbaren Zuwachs gesunder Volkskraft, unverfälschten Volkstums, zähen Arbeitseifers gewinnen. Die Kinder der Reichen sind, auch bei der besten Erziehung, durch die häuslichen Verhältnisse verwöhnt. Sie wissen: es ist für sie gesorgt. Sie kennen den heißen Kampf ums Dasein nicht, aus dem der Lebensernst der sich mühsam Emporringenden erwächst; sie kennen die glühende Sehnsucht derer nicht, die nichts sind und etwas werden möchten, die aus der nächtlichen Tiefe nach den besonnten Höhen hinaufschauen. Sie wandeln im Sonnenglanz des Besitzes, der guten Gesellschaft, der zahllosen Gelegenheiten zu befriedigendem Fortkommen. Ihnen kann zwar das Landerziehungsheim viel Gutes bieten, Landleben, Einfachheit, Gewöhnung an selbständige Arbeit, an Selbsthilfe, Verantwortlichkeit, soziales Handeln und anderes. Aber was könnte es jenen andern sein!

Sodann: ein gutes Landerziehungsheim wird stets eine Seltenheit bleiben, weil es zu seiner Führung seltener Menschen bedarf. Die Versuchung, ein gutes Geschäft damit zu machen und über die Schranken einer familiären Lebensgemeinschaft hinauszugehn, ist für die meisten Unternehmer zu groß. Das flotte Geschäft aber und der Großbetrieb ist der Tod des Idealismus, der solche private Gründungen über staatliche Einrichtungen erhebt. Was August Hermann Francke, was Pfarrer Martin v. Planta, was Dr. Lietz gekonnt haben, kann nicht mancher: sich selbst im Werke vergessen. Wer das ganz könnte, wer weder Besitz, noch Behagen, noch Ruhe für sich begehrte und dabei doch ein geborener Organisator und Verwalter wäre, der könnte wohl auch ein Landerziehungsheim für Unbegüterte zustandebringen und aufrechthalten. Welch ungeheure erzieherische Kraft läge in einem solchen Unternehmen! Wenn alle Mitarbeiter, vom Vorsteher bis zum letzten Zögling — denn auch dieser müßte als Mitarbeiter angesehen sein — wenn alle wüßten: es geht um Sein oder Nichtsein; wenn alle sinnen und trachten müßten, wie die Ausgaben zu verringern, wie die Einnahmen aus der eigenen Arbeit zu steigern seien; wenn das Landerziehungsheim selber den heißen Kampf ums Dasein lehrte, den seine armen Zöglinge einst im Leben durchkämpfen müssen. Das wäre eine ideale Lösung.

Das Landerziehungsheim ist auch deshalb nichts Ideales, weil es auf einen Kompromiß mit den Anforderungen der öffentlichen Schulen angewiesen ist. Das kann sich mit der Zeit ändern; aber vorläufig

Digitized by Google

ist die Sache doch so, daß auch am Landerziehungsheim auf die Berechtigungs- und Aufnahmeprüfungen hin „gepaukt“ werden muß. Die amtlichen Forderungen, mögen sie noch so rückständig, noch so verkehrt sein, sind eben maßgebend und greifen störend und irreführend in die ganze Lehrweise des Landerziehungsheims ein. Vielfach nimmt die Erziehungsbehörde eine geradezu feindselige Stellung gegen die Landerziehungsheime ein, in gewissen deutschen Staaten wenigstens.

Überall sollte sich Freiheit und wohlwollende Gerechtigkeit uns gegenüber von selbst verstehn. Denn jede Regierung sollte die Landerziehungsheime zu schätzen wissen als Versuchsanstalten, an denen neue erzieherische und methodische Erfahrungen, für welche die Staatsschulen noch nicht zugänglich sind, erprobt werden können. So wenig sich die öffentlichen Schulbehörden auf ideologische Träumereien und radikale Reformen einlassen dürfen, so bereitwillig sollten sie die Anregungen aufnehmen, die von einem so geeigneten und vertrauenerweckenden Versuchsfeld aus, wie es ein gutes Landerziehungsheim ist, gemacht werden. Man braucht nur an die letzte Schrift von Dr. Lietz („Die deutsche Nationalschule“) zu erinnern, um anzudeuten, was für ausgezeichnete Pfadfinderarbeit von den Landerziehungsheimen zu erwarten ist.

Allein die eigentliche und für alle Zukunft sich gleichbleibende Bedeutung der Landerziehungsheime scheint mir in einer Richtung zu liegen, wo man sie meines Wissens noch nicht gesucht hat. Sie könnten, um es kurz zu sagen, die besten Bildungsanstalten für angehende Lehrer werden. Man erwartet heute das Heil für die Lehrerbildung von den Hochschulen. Mit Unrecht, wie mir scheint. Die Hochschule am allerwenigsten hilft über die Kluft hinüber, die zwischen Erziehungswissenschaft und Erziehungskunst liegt. Was den Lehrer zum Lehrer macht, ist nicht die Wissenschaft (diese macht den Gelehrten), sondern die Kunst des Lehrens und Erziehens, also ein Können und nicht ein Wissen. Können aber, sofern es nicht von der Natur gegeben ist, wird durch Übung erworben. Auf keiner Stufe des Unterrichts nun ist die Lehrkunst so rückständig, so unentwickelt geblieben wie auf der Hochschule, zumal an der philosophischen Fakultät, wo immer noch der Kathedervortrag die vorherrschende Unterrichtsform ist; das heißt also das Dozieren ins Blaue hinein, ohne Wechselwirkung zwischen Lehrenden und Lernenden, ohne eine andre als stumm rezeptive Tätigkeit des Schülers. Es ist das schlechteste Vorbild, das man dem künftigen Lehrer für seinen Beruf mitgeben kann; und bekanntlich verrät sich dieses schlechte Vorbild bei jungen Lehrern fast immer dadurch, daß sie ununterbrochen selber reden, statt die Schüler zum Reden zu bringen. Die Kunst, die der Lehrer vor dem Gelehrten voraus haben muß, ist aber gerade das: den Schüler zum eignen Denken, Reden, Handeln zu bringen. Das kann nur, wer mit der Denk- und Empfindungsart seiner Schüler und der Jugend überhaupt vertraut ist; wer die Mittel und Wege kennt, wie man ihr Interesse für den Lehrgegenstand weckt und ihre Lust zu eigenem Nachdenken, Forschen, Sammeln, Versuchen, Lesen, Darstellen. Dieses Geheimnis, sofern es überhaupt lernbar ist, lernt man am besten im vertrauten Verkehr mit der Jugend und unter Anleitung erfahrener Lehrer. Die Musterschulen unsrer Lehrerseminare

Digitized by Google

bieten einige Gelegenheit dazu, aber lange keine so günstige wie ein Landerziehungsheim. Hier könnte der künftige Lehrer sich in irgendeiner Hilfsstellung, zunächst vielleicht nur im Aufsichtsdienst, bei Spiel und Sport, beim Aufgabenmachen und bei Handwerksarbeiten mit den Knaben anfreunden, ihre Art beobachten und verstehen lernen, den ungezwungenen Ton finden, der sie ihm zugänglich macht. Das Landerziehungsheim ist zum Glück keine Musterschule mit Musterschülern, sondern ein Tummelplatz für allerhand Kreatur, die sich frei und ehrlich geben darf, wie sie ist. Allmählich rückt dann der Lehramtskandidat in den Unterricht vor, zur Aushilfe oder Stellvertretung vielleicht, später in eine ganze Stelle. Von früh auf wird er an Kritik gewöhnt, an die mehr oder weniger verblümte der Schüler, an die offene, aber wohlwollende der Kollegen. Der freie und freundschaftliche Verkehr mit Schülern und Lehrern wird ihm zum Bedürfnis werden; er mag später als Lehrer kommen wohin er will, so wird er etwas jenen gesunden und freundlichen Verhältnissen Ähnliches anzubahnen suchen. Er wird überhaupt eine Menge Anregungen zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts, auch zur Pflege des Gemeingefühls, der Selbstverwaltung und der Verbindung zwischen Haus und Schule mitbringen. Und wenn auch mancher Versuch, die alte Lernschule mit dem Sauerteig neuer Gedanken zu bearbeiten, mißlingt: etwas von der freien Luft des Landerziehungsheims wird durch den jungen Lehrer, der diese Luft einmal geatmet, doch hinüberdringen in die alten Denk- und Lebensgewohnheiten.

Darum sollten die Schulbehörden den künftigen Lehrern den Aufenthalt an einem Landerziehungsheim als Unterbrechung oder Abschluß der Studienzeit soviel wie möglich erleichtern. Sie sollten überhaupt freundliche Fühlung mit den Landerziehungsheimen zu nehmen suchen. Beide Teile könnten große Vorteile davon haben.

Glarisegg (Schweiz) Otto von Greyerz

Der Unternehmer und das Qualitätsprinzip im Kunstgewerbe

Die Kunstethiker haben mit Ruskin dem Hersteller die sittliche Pflicht vorgehalten, durch qualitative Veredelung seiner Erzeugnisse erzieherisch auf die Abnehmer einzuwirken. Daß ihm das bei Konsequenz auch wirtschaftlich möglich sei, wurde nicht bezweifelt. In dieser Allgemeinheit ist die Ansicht aber irrig. Vielmehr ist zu erkennen, daß offenbar zahlreiche qualitativ abgestufte Schichten des Bedarfs über- und nebeneinander gelagert sind. Der gewerbliche Unternehmer hat nur insofern Wahlfreiheit, als er — natürlich unter Berücksichtigung seiner Hilfsmittel einerseits und der Wettbewerbverhältnisse anderseits — sich für eine höhere oder niedere dieser Bedarfsschichten entscheiden kann. Nun sind freilich auch diese Schichten nichts Starres. Sie haben an ihren Grenzen sowohl oben wie unten — dieses unten und oben im Sinne der Qualität verstanden — Streifen latenten Bedarfs, den zu wecken und zu entwickeln dem Hersteller möglich ist. Ob er das tut, nach welcher Richtung er es tut, wie weit und so weiter, das hängt von seinen Fähigkeiten und Interessen, seinen technischen Hilfsmitteln,

Digitized by Google

der Art und manchmal auch der Zahl seiner künstlerischen und gewerblichen Hilfskräfte ab. Es kommt natürlich auch vor, daß ein Betrieb — sei es nun mit seiner ganzen Erzeugung oder einem Teil davon — sich soweit qualitativ nach unten oder oben entwickelt, daß er damit in das Bereich andrer Bedarfsschichten gerät. Ob er sich dort behaupten kann, entscheidet sich dann eben wieder nach den dort herrschenden Wettbewerbsverhältnissen und den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, sich ihnen anzupassen.

Die Entwicklung innerhalb dieses Rahmens steigt nun im einzelnen keineswegs, wie man vielleicht annehmen könnte, Stufe um Stufe. Die Beobachtung zahlreicher, und zwar gerade der am meisten tätigen Betriebe zeigt vielmehr, daß zunächst oft einem äußersten Wertideal nachgestrebt wird, daß also der Betrieb für eine derjenigen Bedarfsschichten arbeitet, die in ihren qualitativen Ansprüchen am weitesten fortgeschritten sind. In der Regel kommt der Betrieb dabei trotz aller Erträge über einen verhältnismäßig geringen Umfang nicht hinaus. Steckt er sein Ziel zu hoch, so kommt er nicht einmal so weit, geht er wohl gar bald zugrunde. Ist aber eine bescheidene, doch auskömmliche Stellung auf Grund von Wertleistungen gesichert, dann vollzieht sich häufig eine Entwicklung nach unten. Der Betrieb bedarf der Ausdehnung, und da diese auf der bisher innegehaltenen hohen Wertebene nicht oder nur in ganz unbedeutendem Maße möglich ist, so wendet er sich eben an eine der breiteren Bedarfsschichten weiter unten und stellt, wenn nicht seine ganze Produktion, so doch einen Teil davon auf sie ein. Dabei wird er innerhalb der nun gewählten Bedarfsschicht in der Regel den Wettbewerb durch Qualität, nicht durch Preisunterbietung bestehen. Einige Beispiele: Ein Luxusmöbelbetrieb ist an der Grenze seiner Ausdehnungsmöglichkeit angelangt. Er geht teilweise zur Massenmöbelfabrikation minderer Vollkommenheit über, wendet sich damit natürlich an einen ganz anderen Verbraucherkreis, bietet dem aber im Verhältnis zu dessen früherer Versorgung etwas qualitativ Besseres, das freilich an die anfängliche Luxusproduktion des Betriebs nicht heranreichen kann. Der Fall illustriert zugleich die Relativität des ganzen Prinzips. Entsprechende Beispiele lassen sich anführen für den Buchdruck, auch den Buchverlag, für die Fabrikation von Metallgeräten und anderes.

Das volkswirtschaftlich Bedeutsame dabei ist dies: Was für den einzelnen Betrieb in diesen Fällen eine Qualitätsminderung bedeutet, ist für die gesamte kunstgewerbliche Produktion eine Qualitätssteigerung. Denn verdrängt werden Fabrikate, die jedenfalls unterhalb der bisher eingehaltenen untersten Qualitätsgrenze lagen.

Eine derartige Entwicklung ist allerdings nur da festzustellen, wo die Persönlichkeit des Betriebsleiters über den Bereich des Kunsthandwerkers alten Schlags hinausgewachsen ist. Es ist typisch, daß dieser, dessen ganze Erzeugung gewöhnlich auf seiner persönlichen Kunstfertigkeit ruht, zwar einer bewunderungswürdigen Steigerung seiner Leistungen in technischer und künstlerischer Hinsicht fähig ist — oft unter erheblichen materiellen Opfern —, daß er aber, soweit meine Beobachtungen reichen, eigentlich niemals die Entschlußkraft hat: einen Mittelweg zwischen

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

J. SCHNORR VON CAROLSFELD:
BILDNIS DES FRHRN. VOM STEIN

Digitized by Google

Digitized by Google

höchster Qualität und Billigkeit zu wählen, der zur Ausdehnung des Betriebes führt. Die das tun, sind meistens moderne Unternehmernaturen.

Ich meine nun, es würde falsch sein, ein Werturteil abgeben zu wollen und zu entscheiden, welcher von diesen beiden Typen der für die Qualitätsproduktion wichtigere ist. Das „Problem der qualitativen Differenzierung" ist im Grunde eine Frage der Arbeitsteilung. Wenn nicht irgendwie der vorhandene Bedarf an Minderwertigkeiten gedeckt würde, könnten nicht gewisse Betriebe sich allein der Qualitätserzeugung zuwenden. Daß einzelne von ihnen ausschließlich die Bedürfnisse der künstlerisch Anspruchsvollen befriedigen können, hat zur Voraussetzung, daß andere den Bedarf der künstlerisch Ungeschulten decken. Und wenn nicht — auch das gehört in den Zusammenhang hinein — dem Geschmack der an den überlieferten geschichtlichen Stilformen Hängenden von einer Seite aus Rechnung getragen würde, so könnte nicht eine ganze Klasse von Betrieben ihre Kraft auf die Entwicklung eines neuen Zeitstils sammeln. Johannes Buschmann

Stein und die Erhebung von 1813

Sollen die wundervollen Erinnerungen von 1813 in einem großen und reinen Sinne auf uns wirken, so müssen sie zart angefaßt werden. Es berührt uns schon nicht ganz fein, wenn wir sie benutzt sehen, um den „Wehrbeitrag" zu dekorieren, den wir willig und mit vollem Verständnis der Notwendigkeit zahlen wollen, aber ohne Geräusch und Pose. Wir sträuben uns auch, wenn man uns bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier den „Schild des Glaubens" in die Hände drücken will und uns versichert, daß 1806 ein Gottesgericht für den Unglauben gewesen sei. Zwar wissen wir geschichtlich sehr wohl die Kraft der altväterlichen Religiosität zu würdigen, die vor einem Jahrhundert im Preußenvolke aus gehorsamen und polizierten Untertanen Helden erwecken konnte. Aber wir würden den Reichtum und die Größe jener Zeit mindern und würden zugleich unsere eigene geistige Freiheit verkaufen, wenn wir alle die großartigen und problemreichen Höhen und Tiefen des damaligen deutschen Geisteslebens applanieren wollten auf die eine Formel vom Glauben und Unglauben. Nur im Carlyleschen Sinne wollen wir es gelten lassen, daß Glauben und Unglauben die großen Gegensätze der Weltgeschichte sind. Dann aber sind damals Mächte des Glaubens gewesen nicht nur Bibel und Gesangbuch, sondern auch Faust und Werther, Räuber und Wallenstein, Kants Vernunftkritik und Wolfs Homerkritik. Der damalige Aufstieg des deutschen Geistes und der ihm zeitlich folgende Aufstieg des deutschen Volkes sind für uns, trotz aller Risse und Spalten dazwischen, ein einziger großer, hinreißend schöner Lebensakt. Daß beide so tief und stark zusammenhingen, daß Staat, Volk und Geist so nahe wie nie wieder vorher und nachher sich rückten, daß hohe geistige Ideen und Flinte und Säbel so nahe damals zusammengehörten, wie schwangere Wolke und Blitz, — das ist es, was uns im Innersten ergreift und erhebt. Wir sind jener Zeit nicht nur

Digitized by Google

dankbar für das kostbare Geschenk der nationalen Unabhängigkeit, das sie uns erstritten hat, sondern empfinden die Art, wie sie erstritten worden ist, fast noch als das höhere Geschenk, das sie uns hinterlassen hat. Suchen wir in ihr einen dauernden und für uns vorbildlichen Wert, so kann es nur sein das Vorbild der nationalen Lebensgemeinschaft, die sie uns gab.

Diese Lebensgemeinschaft aber war von anderer Art, als manche Zionswächter des deutschen Nationalgefühls sie sich heute denken. Sie bedeutete nicht, daß Staatsleben und Kulturleben darauf verzichteten, ihren eigenen, von Natur autonomen Geist zu pflegen; sie bedeutete auch nicht, daß der Landwehrmann anfing, Fichtesche Philosophie zu verstehen und Goethe von Rechts wegen hätte aufhören müssen Goethe zu sein, um teilzunehmen am Leben seiner Nation. Niemandem wurde es zugemutet, sein innerstes Selbst zu verleugnen. Nicht auf Nivellierung, sondern auf Auswirkung der Individualitäten beruhte alles. Wir könnten uns noch heute, wenn wir ihnen unvorsichtig nahen, an ihren Ecken und Kanten blutig stoßen, die oft so gar nicht in das Schema des konventionellen Patriotismus hineinpassen und oft auch den gewohnten Vorstellungen von einem idealen und verständnisvollen Zusammenwirken aller nationalen Kräfte hart widersprechen. Und doch üben sie gerade deswegen auf den Verstehenden eine so unvergleichliche Anziehungskraft aus, weil sie, die Befreier der Nation, auch ihre eigene Freiheit und Individualität trotzig behaupteten. Ihr Leben und Wirken ist reich an Dissonanzen und Verkennungen, an tragischen Konflikten und Überschreitungen. Dafür lehren sie uns nicht nur, daß wahre nationale Größe im letzten Grunde aus menschlicher und individueller Größe fließt, sondern daß menschliche wie nationale Größe auch immer ein tragisches Moment an sich haben.

So wäre denn das die rechte Art, die großen Männer jener Zeit heute zu feiern: Einmal und voran die elementaren Grundkräfte in ihnen, die einfachen und großen, jedem natürlichen Sinne verständlichen Hauptgedanken ihres Lebens zu würdigen; als die mächtigen Repräsentanten und Führer ihrer Nation sie zu fassen, — und dann die bewegte, oft tief erregte und gespaltene Menschlichkeit in ihnen aufzusuchen und die verborgenen Klippen ihres Schicksals zu erkennen.

Nach alter Überlieferung nimmt der Freiherr vom Stein den ersten Platz unter ihnen ein. Man muß, wenn man sie heute wiederholt, sie rechtfertigen, denn es gab andere Staatsmänner von höherer geistiger Spannweite. Wilhelm von Humboldt hat, als er 1819 längere Zeit hindurch Stein zu beobachten Gelegenheit hatte, den verschiedenen Seiten seines Wesens und seiner Bildung zwar warme Anerkennung gezollt, aber hinzugefügt: „Nur ist das alles nicht zur höchsten Richtung vereinigt, die es zu nehmen fähig wäre.“ Aber man erfährt den Grund seines Tadels aus seiner Bemerkung, daß Stein „zu sehr bloß dem Wirklichen im Leben zugewendet“ sei und nicht genug Freude am reinen Denken und Empfinden, an der Form der Welt und der Menschen habe. Stein war der Wirklichkeitsmensch inmitten der idealistischen Denker und Dichter seiner Genera-

Digitized by Google

tion. Aber man würde sehr fehlgreifen, wenn man ihn etwa den großen Realisten des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts beigesellen wollte. Ihm ist die Wirklichkeit nicht wie diesen Mittel und Bereich für die Herrscherkraft des menschlichen Willens, sondern Stoff und Aufgabe für die Bildung des sittlichen Charakters. Einem ganz schlichten und mächtigen Grundmotive folgte der altfränkische Reichsritter zu allen Zeiten seines öffentlichen Lebens, in der ruhig arbeitsamen Periode seiner westfälischen Oberpräsidentenschaft vor 1804, in den Stürmen und Gefahren der Erhebungskämpfe und in dem Stilleben der letzten Jahre. Immer gilt es für ihn, Geist und Seele zu erheben über ein nur sinnlich-egoistisches Dasein, aber nicht sowohl durch einen freien und unbedingten Aufflug zu den Ideen, als vielmehr durch festes Handeln nach sittlichen und religiösen Zwecken. Haus und Familie, Gemeinde und Kreis sind die ersten und natürlichsten Stätten, wo der Gemeinsinn wirkt und den gemeinen Nutzen fördert, ohne Nachlassen, aber ohne Hasten und Jagen; selbständig, frei, ungegängelt, aber darum nicht zügellos; aufgeschlossen und fortschreitend mit der Zeit, aber ablehnend gegen jeden Fortschritt, der die sittlichen Grundlagen solcher Lebensführung gefährdet. Insgesamt eine ethische Mittellage des Lebens, nicht zu hoch, nicht zu tief gegriffen, wie sie so mancher treffliche Landpfarrer jener Zeit sonntäglich gepredigt haben mag. Gewiß, wird mancher sagen, recht männlich und tüchtig, auch natürlich-poetisch und sehr deutsch gedacht — aber bedeutet es auch etwas geschichtlich Großes? Überwältigt es uns und überwältigte es seine Zeit? Nicht nur Humboldt, sondern auch die moderne Empfindung könnte dies Ideal etwas eng finden.

Es ist zunächst darauf zu sagen: daß ihm die Kraft innewohnte zu einer der größten Leistungen in der Entwicklung des deutschen Staatslebens. Der Zug dieser Entwicklung geht seit zwei Jahrhunderten, noch heute nicht abgeschlossen und fertig, vom Herrschaftsstaate zum Gemeinschaftsstaate, zur werktätigen innerlichen Teilnahme aller Volksschichten an Rechten und Pflichten, an Gedeih und Verderb des Staates. Innerhalb dieser Entwicklung bilden Steins Gedanken und Reformen den ersten epochemachenden Einschnitt. Sie sprengten, um mit seinen eigenen Worten zu reden, die Fesseln, wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hinderte, und gewöhnten die Nation daran, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus dem Zustand der Kindheit herauszutreten. Die Selbstverwaltung, die er den Städten durch die preußische Städteordnung von 1808 gab, sollte der erste Schritt zu einer allgemeinen Neuordnung des Staatslebens bis zur Spitze hin sein. Zwar hat sich das Steinsche Selbstverwaltungsideal im vollen Umfange als unausführbar erwiesen, und die moderne Entwicklung hat nicht weniger, sondern mehr des leidigen Bureaukraten- und Schreiberwesens in die Welt gesetzt. Aber wie könnte man es ertragen ohne die Gegengewichte, die seit und durch Stein geschaffen worden sind, ohne die immer wieder frisch aufquellenden Kräfte freier bürgerlicher Selbsttätigkeit.

Ferner aber reichte Steins Persönlichkeit über seine Worte und

Digitized by Google

Gedanken noch hinaus. Während diese eine temperierte, die Abgründe wie die Höhen vermeidende Bürger- und Nationalethik forderten, wich sein Leben und Schaffen selbst den Abgründen und Höhen nicht aus. „Er, der mächtige Mann der unmittelbaren Tat", wie ihn Steffens einmal nennt, hat zuerst und allen übrigen voran den heroischen Sturmwind in die preußische Erhebungsgeschichte hineingetragen, um dessentwillen sie unserem Herzen und unserer Phantasie so teuer ist. Seine gewaltigen, waghalsigen und selbst die Grenze des sittlich Erlaubten streifenden Erhebungspläne von 1808, die Preußen zu einem zweiten Spanien machen sollten, gaben den Auftakt zu allem Kommenden an. An ihm erwies sich, daß hinter dem „frommen, reinen, tapferen Sinn" der Deutschen, den er wünschte und selbst darstellte, noch größere und tiefere Leidenschaften, elementare Lebenskräfte und Aufschwungsmöglichkeiten verborgen lagen. Er hat nach Jahrhunderten des Druckes und der Dämpfung den furor teutonicus wieder in die deutsche Geschichte eingeführt, der von dieser Zeit an in ihrem Hintergrunde liegt und in ihren Entscheidungsmomenten jeweils aufzulodern vermag. Ohne diese verborgene Reservemacht hätte Bismarck nie das Deutsche Reich schaffen können und vermöchten wir auch in Zukunft uns nie in der Welt zu behaupten.

Seine Erhebungspläne von 1808 blieben als Impuls lebendig, trotzdem er um ihretwillen den preußischen Staat damals verlassen mußte. Als Staatsmann ohne Staat aber vermochte er, nur durch die Feuerkraft seines Charakters und durch die Steigerung seines nationalen Ideals zum universalen und menschheitlichen Freiheitsgedanken, den Zaren Alexander 1812/13 zu dem weltgeschichtlichen Entschlusse fortzureißen, den Krieg nicht als nationalrussischen, sondern als europäischen Befreiungskampf über Memel und Weichsel nach Deutschland hineinzutragen. Stein stieß damit die Pforten zur Freiheit auf, — daß es ihm nicht vergönnt war, mit gleichem Erfolge die weiteren Entscheidungen dieser Jahre zu bestimmen, lag nicht am Versagen seiner Kraft, sondern an den ihn einengenden äußeren Gewalten. Die neuen Gedanken über Deutschlands Zukunft, die er nun aufstellte, litten dann aber merklich unter diesem Drucke. Weil Deutschlands Befreiung nun einmal durch Schicksalsfügung von den Entschlüssen des Auslandes, voran Englands und Rußlands, abhängig geworden war, so konnte er sich noch nicht zu dem Gedanken erheben, daß Deutschlands künftige Verfassung rein und ausschließlich von der sich selbst bestimmenden Nation abhängen dürfe. Er war imstande, die deutsche Verfassung unter die Garantie Englands und Rußlands stellen zu lassen. Schließlich aber hängt doch das, was wir hier als Schwäche und Unvollkommenheit seines Nationalgefühls empfinden, auch mit dem Wertvollsten und Höchsten, das es hatte, zusammen. Deutsch sein war ihm wie Fichte gleichbedeutend mit Charakter haben. Die nationale und die sittliche Forderung fielen ihm im Grunde zusammen. Das bedeutete aber, daß das höhere menschliche Ideal, das die Aufklärer und Idealisten des achtzehnten Jahrhunderts beseelte, auch ihn noch leise bestimmte. Mochte der herb-praktische Mann noch so heftig auf Kosmopoliten,

Digitized by Google

Ideologen und Metaphysiker schelten, so zeigte er damit nur, daß er nicht allein ungerecht und übereilt gegen andere, sondern auch ungerecht gegen sich selbst sein konnte. Der Nachlebende sieht fast auf den ersten Blick das ideologische Geblüt in ihm. Wie hätte er auch ohne diesen Anteil an dem allgemeinen geistigen Untergrund seiner Zeit auf sie wirken können. So durchdrangen sich also in ihm universale Ideen und nationales Ideal, und so konnte es weiter geschehen, daß sie ihm bald Fessel der Entfaltung, bald Flügel zum Aufschwung wurden.

Eben das ist das Tragische in ihm, daß seine geistige Welt bald mächtig und breit sich erweitern, bald eng, ja engherzig sich in sich zusammendrängen konnte. Mächtig und breit war seine Vorstellung von einer freien und großen Nationalverfassung, die „alle Elemente der Kraft, der Kenntnisse und einer gemäßigten und gesetzlichen Freiheit in sich schlösse"; in der deutschen Geschichte unerhört neu und gewaltig der Grundsatz, den er aufstellte, daß alle dynastischen Rücksichten dem Heile der Nation schlechthin unterzuordnen seien. Damit erhielt sein aus den alten Reichserinnerungen genährter Patriotismus etwas von der revolutionären Stoßkraft der Nationalsouveränität. Aber wie verschroben und engbrüstig muten seine deutschen Verfassungsentwürfe im einzelnen an. Einmal wollte er gar den preußischen Staat mit Ausschluß nur seiner westelbischen Landschaften vom künftigen Reiche ausschließen — ein höchst merkwürdiger Versuch zugleich, das preußisch-deutsche, ostwestdeutsche Problem, mit dem wir noch heute ringen, nicht etwa zu lösen, sondern verzweifelt preiszugeben. Stein, der Reichsfreiherr und als Verwaltungsbeamter groß geworden in den freieren westfälischen Verhältnissen, empfand wie nur einer westdeutsch, bäumte sich auf gegen den „Wolfsblick" des brandenburgischen Adels und schalt ihn „kalt, trübsinnig, gemütlos, karg". Zweifellos mit ungerechter Übertreibung, denn aus diesem alten märkisch-pommerschen Adel gingen damals auch Heinrich von Kleist, Achim von Arnim und der feine Freund des Humboldtschen Ehepaares, Wilhelm von Burgsdorff, hervor. Es ist ferner bekannt, daß Stein das Rittergut des bauernlegenden mecklenburgischen Edelmanns mit der Höhle eines Raubtiers verglich. Wohl ist er der bauernfreundlichen Richtung des berühmten Oktoberedikts von 1807, mit dem er sein Reformministerium begann, immer treu geblieben, aber doch auch hier nicht ohne nachträgliche Verengerungen seiner Grundsätze und Überwucherungen durch aristokratische Standesvorurteile. Die Freiheitsgeschenke, die er während seines Reformministeriums 1807/08 großherzig austeilte, hat er am Abend seines Lebens, konservativer, romantischer und zünftlerischer gestimmt, doch zum Teil wieder bedauert. Er war auch nicht mehr imstande, die Anfänge des modernen Wirtschaftslebens, der kapitalistischen, industriellen und proletarisierenden Bewegung, die er noch erlebte, gerecht zu beurteilen. Sie waren ihm unheimlich, sittenverderblich, und alle Nichtangesessenen betrachtete er unwillkürlich als Gesindel. Auch seine religiösen Überzeugungen wurden starrer im Alter. Die Nationalisten wollte er zuletzt von den dogmatischen Lehrstühlen der Universitäten entfernt wissen.

Digitized by Google

Soll man in der Feierstimmung dieses Jahres über diese Altershüge und überhaupt die Schwächen seines Wesens hinwegsehen? Wir meinen, sie berühren uns, wie seine großen und heldenhaften Züge, ebenso menschlich wie deutsch. Die Tragik, die ihm anhaftete, war und ist auch die Tragik unseres Volkscharakters. Wir streben vielleicht höher himmelwärts als andere Nationen und können uns doch aus einer gewissen angeborenen Lebensenge meist nicht ganz befreien. Unser Kultur- wie unser Staatsleben ist deshalb unausgeglichener als das andrer Nationen, und das Philistertum haben wir weder in dem einen, noch in dem anderen je ganz zu Boden werfen können. Man müßte einmal das deutsche Philistertum unter die geschichtliche Lupe nehmen, um zu wissen, wieweit seine Wurzeln zurückreichen und welche singulären Schicksale es befördert haben. Zweifellos haben die Vielstaaterei und der absolutistische Militär- und Polizeistaat des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mitgeholfen, die Nation zu verkrüppeln. Niemand hat tiefer und leidenschaftlicher diese Verkrüppelung seines Volkes empfunden als Stein, dieser Todfeind aller Schreiberseelen; niemand hat mehr damals dafür getan, es emporzureißen zu festem und mutigem Ausschreiten. Wie er politisch die ältere Reichs- und Kaiserzeit wieder zu Ehren bringen wollte, so bedeutet sein Lebenswerk insgesamt die Reaktion eines älteren, kräftigeren, vollblütigeren deutschen Geistes gegen die Einschnürungen der letzten Jahrhunderte. Wenn er nun das, was er um sich herum niederzuschlagen versuchte, in sich nicht ganz zu überwinden vermochte, so teilt er damit das Schicksal wohl aller großen Reformer der Geschichte.

„Bei Stein lebt man immer unter freiem Himmel", hat Wilhelm von Humboldt nach einem Besuche bei ihm in ganz wörtlichem Sinne und zugleich so schön bezeichnend gesagt. Er liebte die Waldgebirge und Stromtäler des westlichen Deutschlands und zog sie der italienischen Landschaft vor. Wer sein Bild sieht, mag vielleicht zuerst meinen, daß Augen und Mund mehr auf ein mildes, wohltemperiertes Tugendideal deuten. Dann aber sieht man die Züge immer fester und kraftvoller werden, und schließlich ahnt man den Feueratem, der aus ihm hervorbrechen konnte.

Freiburg i. B. Friedrich Meinecke

Lose Blätter

Von Stein und über ihn

[Die nachfolgende Auswahl möge zur Erläuterung und Ergänzung des Aufsatzes von Meinecke dienen. Zuerst hören wir den immer tätigen, immer wirksamen Mann, der selten Ruhe und Neigung zu langen theoretischen Auseinandersetzungen fand, mit einigen seiner festgefügten und bei aller Knappheit so volltönenden Programmsprüche. Sie sind in seinen Denkschriften und Briefen und in der Pertzschen Biographie abgedruckt. Alle sind „Gelegenheiten", alle irgendeinem unmittelbaren Anlaß entsprungen und zu einem bestimmten Zweck gesprochen; ihre Fülle

Digitized by Google

und Kraft geht auch dem am besten auf, der den Zusammenklang der Steinschen Taten und Kämpfe mitvernimmt. Der bekannteste und konzentrierteste Ausdruck der Steinschen Reformpläne von 1807/08, das politische Testament, ist nicht von ihm selbst verfaßt, nur von ihm unterzeichnet. Es wurde von seinem Freunde als ein Rundschreiben an die Beamten des Ministeriums geschickt, das Stein nach der Ächtung verlassen mußte. Von den Darstellern Steins war der nächste und erste Arndt, dessen „Wanderungen und Wandelungen" trotz der vielen billigen Ausgaben, die es davon gibt, immer noch nicht genug gelesen werden. Sie bleiben doch das liebevollste literarische Denkmal, errichtet von einem sehr getreuen und verstehenden Gefährten und Schüler. Steffens Lebenserinnerungen, die vom „Geist der Zeit" so viel geben, liefern zum Bilde Steins auch lebendige Züge. Ein Urteil von Steins Mitarbeiter Niebuhr, der Pertzschen Biographie entnommen, zeigt die Schwierigkeiten sowohl wie den großen persönlichen Gewinn, den die Zusammenarbeit mit Stein boten. Den Schluß bildet eine der schönsten Stellen aus der klassischen wissenschaftlichen Steinbiographie von Max Lehmann (3 Bände, Verlag Hirzel, Bd. I 12,50 M., Bd. II 14,50 M., Bd. III 13,50 M.).]

Aus Steins Denkschriften und Briefen

Erziehung zum Staatsbürger

Es ist aber nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu leiten, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden zu entwickeln. Dieses würde vorzüglich kräftig geschehen durch Anwendung der Pestalozzischen Methode, die die Selbsttätigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und die edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert, und den Hang zum Leben im Genuß mindert oder ihm entgegenwirkt. Die Erziehung muß dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und einen Umfang von Kenntnissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist der Nation erweckt, und der Besitz kriegerischer Fertigkeiten durch Unterricht in gymnastischen Übungen allgemein verbreitet werde. Ist Literatur und Erziehung ein so kräftiges Mittel zur Leitung des gegenwärtigen und Veredlung des zukünftigen Geschlechts, so ist es notwendig, seine Anwendung einsichtsvollen, treuen, kräftigen Händen anzuvertrauen, die den Zustand der Wissenschaften, der Gelehrten, der Erziehungsanstalten und die moralischen und geistigen Bedürfnisse der Nation kennen.

Die reinste Quelle der Vaterlandsliebe

In engster Verbindung mit der Institution der Landstände steht Kreis- und Gemeindeverfassung; ist sie so gebildet, daß sie ein freies Leben, eine lebendige Teilnahme an der Gemeindesache, bei dem einzelnen erregt, so enthält sie die reinste Quelle der Vaterlandsliebe, sie knüpft sie an den väterlichen Herd, an die Erinnerungen der Jugend, an die Eindrücke so die Ereignisse und Umgebungen unsers ganzen Lebens gelassen. Sie sichert eine wahre, praktische Freiheit, die täglich und stündlich in jedem dinglichen und persönlichen Verhältnis des Menschen ihren Einfluß äußert, und schützt gegen amtliche Willkür und Aufgeblasenheit.

Digitized by Google

Mitwirkung der Nation

In die aus besoldeten Beamten bestehenden Landes-Collegia drängt sich leicht und gewöhnlich ein Mietlingsgeist ein, ein Leben in Formen und Dienstmechanismen, eine Unkunde des Bezirks, den man verwaltet, eine Gleichgültigkeit, oft eine lächerliche Abneigung gegen denselben, eine Furcht vor Veränderungen und Neuerungen, die die Arbeit vermehren, womit die bessern Mitglieder überladen sind, und der die geringhaltigeren sich entziehen.

Ist der Eigentümer von aller Teilnahme an der Provinzialverwaltung ausgeschlossen, so bleibt das Band, das ihn an sein Vaterland bindet, unbenutzt; die Kenntnisse, welche ihm seine Verhältnisse zu seinen Gütern und Mitbürgern verschaffen, unfruchtbar; seine Wünsche und Verbesserungen, die er einsieht, um Abstellung von Mißbräuchen, die ihn drücken, verhallen, oder werden unterdrückt, und seine Muße und Kräfte, die er dem Staat unter gewissen Bedingungen gern widmen würde, werden auf Genüsse aller Art verwandt, oder in Müßiggang aufgerieben.

Man tötet also, indem man den Eigentümer von aller Teilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie, man nährt den Unwillen gegen die Regierung, man vervielfältigt die Beamtenstellen, und verteuert die Kosten der Verwaltung, weil man nun die Gehälter den Bedürfnissen und dem Stand der Beamten, die allein von der Besoldung leben wollen, angemessen bestimmen muß.

Auch meine Diensterfahrung überzeugt mich innig und lebhaft von der Vortrefflichkeit zweckmäßig gebildeter Stände, und ich sehe sie als ein kräftiges Mittel an, die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen aller gebildeten Klassen zu verstärken, sie alle durch Überzeugung, Teilnahme und Mitwirkung bei den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Tätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie vom müßigen sinnlichen Genuß, oder von leeren Hirngespinsten der Metaphysik, oder von Verfolgung bloß eigennütziger Zwecke abzulenken, und ein gut gebildetes Organ der öffentlichen Meinung zu erhalten, die man jetzt aus Äußerungen einzelner Männer oder einzelner Gesellschaften vergeblich zu erraten bemüht ist.

Volk und Verwaltung

Ersparung an Verwaltungskosten ist aber der weniger bedeutende Gewinn, der erhalten wird durch die vorgeschlagene Teilnahme der Eigentümer an der Provinzialverwaltung, sondern weit wichtiger ist die Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinns, die Benutzung der schlafenden oder falschgeleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen, und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre.

Der Formenkram und Dienstmechanismus in den Kollegien wird durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirre des praktischen Lebens zertrümmert und an seine Stelle tritt ein lebendiger, fest strebender, schaffender Geist und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen.

Die Regierung, weit entfernt Ursach zu haben, über den Einfluß der

Digitized by Google

Klasse der Eigentümer, aus einer ruhigen, sittlichen, verständigen Nation etwas befürchten zu müssen, vervielfältigt die Quellen ihrer Erkenntnis von den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft, und gewinnt an Stärke in den Mitteln der Ausführung. Alle Kräfte der Nation werden in Anspruch genommen, und sinken die höheren Klassen derselben durch Weichlichkeit und Gewinnsucht, so treten die folgenden mit verjüngter Kraft auf, erringen sich Einfluß, Ansehen und Vermögen, und erhalten das ehrwürdige Gebäude einer freien, selbständigen, unabhängigen Verfassung.

Teilnahme an der Verwaltung

Hat man sich überzeugt, daß das Verdrängen der Nation von jeder Teilnahme an der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den Gemeingeist erstickt, und daß dessen Stelle eine Verwaltung durch besoldete Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten muß aufhören, und dessen Stelle nimmt die Tätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hinrufen und zur Teilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nötigen. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken, denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten bekannt, und auf diese Art nimmt die Verwaltung eine dieser Lage gemäße Richtung und kömmt in Übereinstimmung mit dem Zustand der Kultur der Nation. Es wird die Gesetzgebung einer Nation mangelhaft bleiben, wenn sie sich allein aus den Ansichten der Geschäftsleute oder der Gelehrten bildet. Die ersteren sind mit Besorgung des einzelnen so sehr überladen, daß sie die Übersicht des Ganzen verlieren, und so sehr an das Erlernte, Positive gewöhnt, daß sie allem Fortschreiten abgeneigt sind; die letzteren sind vom wirklichen Geschäftsleben zu sehr entfernt, um etwas Nützliches leisten zu können. Hat eine Nation sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr nur eine Teilnahme daran ein, so zeigen sich die wohltätigsten Äußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmut und Unwille, der entweder auf mannigfaltige schädliche Art ausbricht oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Tätigkeit ausschließend auf Erwerb und Genuß geleitet wird, die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang, oder wirken nachteilig durch wilden, unverständlichen Tadel der Regierung. Die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpierten Wert, das Gemeinnützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten.

Digitized by Google

Bildung und Staatswohl

Eine zweite Bemerkung glaube ich machen zu müssen, über eine Klippe, an der viele praktische Geschäftsmänner scheitern: das Erstarren in der Routine und in der krampfartigen Vielthuerei.

Dem praktischen Geschäftsmanne strömen eine Menge Einzelheiten zu; nach den bestehenden Formen wird er mit ihnen nicht allein überladen, sondern er soll sie prompt abarbeiten, das heißt leicht hinwegschiebend; diese Behandlungsart bildet nicht, ermüdet und hat das Nachteilige, daß sie die fortschreitende Entwicklung stört, zu dem Schlendrian herabzieht, und leider uns mit der Masse von Geschäftsmännern überladet, die zu einer hohen Stellung im Staate wegen der Beschränktheit ihres Blicks durchaus unfähig sind, nichtsdestoweniger die Selbstzufriedenheit der Mittelmäßigkeit besitzen, die sie zu einer seichten Vielschreiberei und der Wut zu zentralisieren hinreißt.

Diese Männer leben in ihren Akten, in Erinnerung von Bruchstücken ihrer akademischen Studien, und ahnden nichts von den raschen unaufhaltsamen Fortschritten des menschlichen Geistes und seiner auf Verbesserung der politischen Form gerichteten Kräfte.

Um sich auf der Bahn der Fortschritte des menschlichen Geistes zu erhalten und um an ihnen teilzunehmen, ist es unerläßlich, fortzufahren an seiner eigenen wissenschaftlichen Bildung zu arbeiten, und mit der staatsrechtlichen, staatswirtschaftlichen und geschichtlichen Literatur vertraut zu bleiben, auch die größeren Ereignisse im politischen, äußeren und inneren Leben der fremden Nationen, besonders der Engländer und Franzosen, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Die vollkommene geistige und sittliche Bildung eines Volkes besteht in der Bildung des einzelnen Menschen, in der politischen Entwicklung des ganzen Staates zur politischen gesetzlichen Freiheit.

Diese ist in Deutschland noch höchst unvollkommen, und daher entsteht in dem deutschen Charakter und Geist eine Lücke und Lähmung, die nur freie Institutionen und das öffentliche Leben, nicht die Schule allein zu beseitigen vermögen.

Adel

Nicht durch Hunde, Pferde, Tabakspfeifen, durch starres Vornehmtun wird der Adel den angesprochenen ausgezeichneten Platz im Staat sich erhalten, sondern durch Bildung, Teilnahme an allem Großen und Edlen, unerschütterliche treue Anhänglichkeit an Vaterland und an die Sache des Rechts.

Die gute Gesellschaft aller Zeiten

Die wahre, gute Gesellschaft, die der geistvollen Männer aller Zeiten muß man besuchen, damit man seinen Ideenvorrat gehörig tüchtig erhalte, erfrische, und vermeide, in der Flachheit des Gewöhnlichen unterzugehen.

Vorbereitung zum Kampf

Denn man muß die Möglichkeit des Mißlingens fest im Auge halten und wohl erwägen, daß die Macht, die man angreift, groß und der Geist, der sie leitet, kräftig ist, daß der Kampf begonnen wird weniger in Hinsicht auf Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, als auf die Gewißheit, daß ohnehin eine Auflösung nicht zu vermeiden, und daß es pflichtmäßiger

Digitized by Google

gehandelt ist, gegen die Zeitgenossen und die Nachkommen, und ruhmvoller für den König und seine Nation, mit den Waffen in der Hand unterzuliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen oder gefangen halten zu lassen. Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt. Hat man auf diese Art sein Inneres vorbereitet und treten günstige Umstände ein, so fange man in Gottes Namen die Sache an und erinnere sich, daß durch Mut und Unerschrockenheit mit kleinen Mitteln große Zwecke erreicht worden sind. Man entferne aber auch alle trägen, gegen edlere Gefühle abgestumpften und jeder Hingebung und Aufopferung unfähigen, elenden Menschen, die alles lähmen und verderben, und denen es nur um ruhigen Genuß ihrer Erbärmlichkeit zu tun ist.

Schlichte Beweggründe zum Kampf

Der Anstoß, welchen man Deutschland zu geben beabsichtigt, muß ausgehen von einer einzigen und energischen Kraft, die auf einer weiten und edlen Grundlage ruht, sie darf nicht ihre Bewegung durch verwickelte und fehlerhafte Springfedern hemmen. Rußland und seine Verbündeten senden ein Landungsheer an die deutschen Küsten, sie laden die deutsche Bevölkerung ein, sich von dem französischen Joch zu befreien; der Anführer der Ausrüstung bildet einen Zentralausschuß für die Länder, welche er in dem Wirkungskreise seines Heeres begreift; dieser Ausschuß besteht natürlich aus den Fürsten und den Männern, welche den größten Einfluß auf die von den Franzosen besetzten Länder haben; er leitet die politischen und militärischen Geschäfte; man jakobinisiert nicht die besetzten Lande, aber man organisiert die bewaffnete Masse, und man tut alles mit Einheit, Kraft und mit der einzigen Absicht des Glücks und der Freiheit der deutschen Nation, welcher die Fürsten so gut als die letzten ihrer Untertanen das Opfer ihres Vorteils zu bringen verpflichtet sind, da sie niemals Oberherrn, sondern Glieder und Untertanen des Kaisers und Reichs gewesen sind, und die durch den Rheinbund ihnen gegebene Souveränität nichts als eine Usurpation ist.

Stein und die Burschenschafter

Ich stimme darin mit E. E. vollkommen überein, daß kein Grund war, die Versammlung der jungen Leute zu verhindern; sie hatte einen guten und edlen Zweck: vaterländische Gesinnungen zu beleben und zu erhalten, dem läppischen Wesen der Landsmannschaften abzuhelfen — man hätte aber die jungen Leute entweder der Leitung ihres eigenen guten Verstandes und Ehrgefühls überlassen oder ihnen ein paar verständige, würdige, von ihnen geachtete Jenaische Professoren beiordnen, nicht aber sie dem Einflusse von ein paar Toren wie Fries und Oken überlassen sollen, von denen der eine durch mystischen, metapolitischen, anarchischen Unsinn und der andere etwas feiner durch seine mündlich vorgetragenen demokratischen Skurrilitäten mehrere der jungen Gemüter aufregte und irreleitete!

Die Preßfreiheit ist ein schätzbares Gut, aber noch hat sie in Weimar wenig Schätzbares zutage gefördert, und die Gleichheitsapostel, die Herren Luden, Martin, Oken, Wieland usw. sind nicht zu Lehrern der Nation

Digitized by Google

geeignet, sie tischen uns die schlechten Gerichte der französischen Demokraten auf, sie wollen alles nivellieren und die ganze bürgerliche Gesellschaft in einen großen, auseinandergeflossenen Brei auflösen. Preßfreiheit ist aber sehr verschieden von Lehrfreiheit, und nichts berechtigt den vom Staate berufenen öffentlichen Lehrer, Mord und Aufruhr und Zerstörung alles Alten und Herkömmlichen zu predigen, und ich würde Herrn Fries als einem ganz unreifen, hohlen, haltungslosen Schwätzer den Lehrstuhl verbieten!

Allerdings ist der Hauptgrund der Gärung in Deutschland in dem Betragen unserer Fürsten und Regierungen zu suchen. Sie sind die wahren Jakobiner, sie lassen den rechtlosen Zustand, in dem wir seit 1806 leben, fortdauern, und reizen und erhalten Unwillen und Erbitterung, sie stören die Entwicklung und Fortschritte des menschlichen Geistes und Charakters und sie bereiten denen Anarchisten den Weg zum allgemeinen Untergang.

Wir können und dürfen auf den guten, verständigen Sinn des Volks, unsers Adels, unsers guten Bürgerstands und Bauernstands zählen; möge es unsern sansculottischen Schriftstellern und unsern organisierenden Buralisten nicht gelingen, den ersten in den Kot zu treten, den zweiten durch das Patentwesen, den letztern durch Teilbarkeit der Höfe zu zerstören und alles in einen Brei von eitlen, Schriftstellerei treibenden Volksrednern und Glückspilzen und städtischem und ländlichem Gesindel und Tagelöhnern aufzulösen — hiegegen wird uns eine allwaltende und gütige Vorsehung schützen.

Charakter in der Politik

Es ist gewiß, daß der philosophische Geist, welcher die Beziehungen verallgemeinert und die vereinzelten Gegenstände unter einem Grundsatz oder einem höheren Gesichtspunkt zusammenfaßt, diejenige Art des Geistes ist, welche den großen Mann bezeichnet; aber mit dieser Geistesarbeit muß er die Kraft des Charakters verbinden, welche ihm in ruhigen Zeiten den Fleiß zur Arbeit, die Hartnäckigkeit, alles, was auf seine Ausbildung einwirkt, zu verfolgen, in den Zeiten der Tätigkeit die nötige sittliche Kraft gibt, um die Anstrengungen des Geistes und des Körpers zu ertragen, welche der Drang der Umstände erheischt. Es war Mangel an Charakter, was in der Revolution die tugendhaftesten und aufgeklärtesten Männer gestürzt hat, wie Mounier, Bergasse, Bailly, selbst unter den Girondisten Condorcet, Roland, was die einen in die Verbannung trieb, die anderen unter dem Dolche der Parteimenschen fallen machte. Es war diese Charakterstärke, welche man Enthusiasmus nennt, die den Thron der Kalifen gegründet hat, die durch Streben nach Reichtümern, Liebe zum Ruhme, den Hang des Jahrhunderts nach Abenteuern hervorgebracht, die spanischen Eroberer Amerikas und ihre Sieger die Bukaniere begeisterte.

Lebt der Mann, welcher sich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinen kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten und diese Charakterstärke entfalten, wenn er sich mit den großen Männern der Geschichte umgibt und sich durch ihre Vorbilder gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt.

Digitized by Google

Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter des Volkes, da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einem eingeübten ränkevollen Beamtenheer anvertrauen. Die kleinen verbündeten Freistaaten begünstigen am meisten die Entwicklung der Art, aber machen das Leben des einzelnen stürmisch.

Der Hauptzweck des Staates

Es ist mir sehr wohl bekannt, daß diese Meinung der Ansicht derjenigen widerspricht, denen Bevölkerung und Erzeugung von Nahrungsmitteln der Hauptzweck des Staats ist; mir ist er aber seine religiös-moralische, intellektuelle und politische Vollkommenheit, und diese wird verfehlt, wenn die Bevölkerung sich in Taglöhner, kleine, ärmliche Grundeigentümer, Fabrikenarbeiter und in ein Gemenge von christlichen, jüdischen Wucherern, Fabrikenverlegern, Beamten aufgelöst hat, die durch Genuß und Erwerbsliebe durch das Leben gepeitscht werden.

Steins politisches Testament

Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staates, für den ich lebe, und für den ich leben werde.

In den äußeren Verhältnissen herrscht die Notwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. In der Verwaltung des Innern setzte ich mein Ziel. Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nötigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe.

Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbuntertänigkeit, ist vernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigentums ist proklamiert. Dem Volke ist die Befugnis, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. Die Städte sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur einzelnen nützen, und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrechterhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, denn Ihre Einsicht und Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern um Ihnen zur Beurteilung meiner Handlungen und Absichten einen Maßstab zu geben.

1. Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mituntertans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt und erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Untertanen wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sei Herr, insofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt. Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Prinzips von seiten des Generaldepartements gemacht.

Digitized by Google

2. Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Untertanen nötigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt: dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit. Die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiktion ist bereits eingeleitet.

3. Die Erbuntertänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volks lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, wie der letzte Bericht der Zivilkommissäre der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesindeordnungen die Erbuntertänigkeit in einigen Punkten wiederherzustellen. Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fundamentalgesetz unseres Staates, unsere Habeas-corpus-Akte, geschehen. Bisher schienen mir diese Versuche keiner Beachtung wert, teils weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Teil von ihm sind, insbesondere aber, weil niemals die Rede davon sein konnte, diesen einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mituntertanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf, meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesindeordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus zureichend. In diesen dreien Sätzen ist die Freiheit der Untertanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken. Das nächste Beförderungsmittel scheint

4. eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unseres Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir notwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volks kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Teilnahme an den Operationen des Staats entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist der Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staats. Wo Repräsentation des Volks unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder aktive Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirtschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Mehrere mir eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staats ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

5. Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz. Dieses hat notwendig die Spannung, die stattfindet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Wert, den man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich, und wird immer zahlreicher. Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb,

Digitized by Google

und dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidete, hat zur Erhaltung des Ganzen Konkurrenz gestattet werden müssen. Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruche stehen. Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt. Jeder Stand fordert jetzt abgesondert den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem einen widerfährt, betrachtet der andere als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zur Regierung. Diese Ansicht hat mir die Meinung von der Notwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen darüber liegen Ihnen vor. Durch eine Verbindung des Adels mit den andern Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edele Handlungen, welche der Ewigkeit wert sind, in einem höheren Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich

6. die allgemeine Pflicht zur Verteidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß notwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbuntertänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Wertes noch bedürfen. Hierzu zähle ich

7. die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Fronen. Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstücks dem Besitzer des andern leistet, sind an sich zwar kein Übel, sobald persönliche Freiheit dabei stattfindet. Diese Dienste aber führen eine gewisse Abhängigkeit und willkürliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachteilig ist. Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheitsteilungen befördert) gesetzlich festzustellen, so daß ein jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritte des Volks, der aus jenen Fundamentalsätzen notwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugnis Gebrauch zu machen.

8. Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volkes, vollständig erreichen und Treue und Glauben, Liebe zum Könige und Vaterlande in der Tat gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volks neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Kandidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten, die Würde des geistlichen Standes wiederherzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

9. Am meisten aber hierbei, wie im ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine, auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt, und jedes edele Lebensprinzip angereizt und

Digitized by Google

genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt: so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen, und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen. Alle kleinen Mängel unserer Verfassung, namentlich unserer Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden. Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu sein; und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks und der entschiedene, auch durch die neuen Militär- und Zivileinrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Mut stärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern.

Über Stein

Steins äußere Erscheinung

Er empfing mich freundlich mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen." Ich sah einen Mann vor mir gedrungenen, mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Gebärde. In bester, getreuester Meinung hatte er mich zu sich gewünscht und gerufen, und ich, wie ich vor ihm stand, schien einem Bilde solches Wohlwollens zu entsprechen. Er empfing mich wirklich mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, deuchte mir fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen. Die Jugendblödigkeit des gebornen Plebejers, die auch nie sehr demütig gewesen war, war in dem dreiundvierzigjährigen Mann, der vor dem fünfundfünfzigjährigen Freiherrn stand, schon vor einem Vierteljahrhundert abgerieben und abgeklopft. Ich hatte in großen Hauptstädten schon genug Welttreiben gesehen und war unter Grafen und Baronen und weiland Staatsministern und Fürsten kein Fremdling mehr, hatte die letzten bösen Lehrjahre meines Lebens mit solchen Menschen und unter schlimmen, verworrenen Dingen am Staats- und Hoflager in Stockholm durchgemacht. Kurz, ich ward auf das allerfreundlichste empfangen und für den nächsten Morgen wieder berufen, um gleichsam meine Anweisung und Einweisung in meine Petersburger Stellung aus seinen Händen überliefert zu erhalten. Ich mußte sogleich mit ihm zu Mittag essen; dann beschied er mich auf den morgenden Vormittag. Ich war im Hotel „Demut" abgestiegen, wo er wohnte; wenige Wochen darauf bezog er ein stolzeres, ministerlicheres Palais.

Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eignes Kämmerlein und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen, wo mir eben die Menschen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Diese Anwandlung von Erinnerungen und Ähnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei

Digitized by Google

beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte, in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war als bei dem Sohne des armen Lausitzer Webers.

Arndt, Wanderungen und Wandelungen

Stein zu Hause

Dieser deutsche Ritter hielt einen recht anständigen, ritterlichen Tisch, man möchte fast sagen, einen echt deutschen, ritterlichen Tisch; denn fast immer war des Wildbrets und Geflügels die Fülle da. Seine weiten Forsten und Wiesen und Felder gaben ihm der Rehe, Hasen, Schnepfen, Rebhühner genug; in Kappenberg hatte er sich auch einen Fasanengarten angelegt. Edelster Wein stand immer reichlich auf dem Tische, und zwar vom Gewächs guter Jahre aus eignem Weinberge. Er besaß ein Weingut bei Lorch hart an Aßmannshausen. In Lorch hatte nämlich im Mittelalter eine sogenannte Ritterschule bestanden, dies Wort in der byzantinischen Bedeutung Schule genommen, die nichts anders heißt als eine geschlossene Genossenschaft. Bei der Auflösung dieser rheinischen Rittergenossenschaft hatte der Ritter vom Stein seinen besondern Anteil von Feld und Weinberg bekommen, mit dessen Ertrag er seinen Keller füllte. Unser Freiherr war ein ziemlich rüstiger und lustiger Esser; er nahm auch nur einmal des Tages (um 3 oder 4 Uhr) eine volle Mahlzeit ein. Von seinem Wein trank er gewöhnlich nur drei bis vier Gläser, munterte aber seine Gäste immer auf, ihm im wenigen Trinken nicht nachzuahmen. Der Nachmittag, aber vorzüglich der Abend war für die Steinschen Gäste die glücklichste Zeit. Da offenbarte er die alte, deutsche Natur, die gegen den Abend und um die Nacht meistens ihr bestes, vollstes Leben hat und zeigt. Freilich war niemand der deutschen Schwelgerei fremder als unser Freiherr. Er zündete sein Licht und Leben nicht an überflüssig geleerten Pokalen an, um gegen die Nacht ihre Funken auszusprühen, aber sein geistiges Leben war vorzüglich ein abendliches. Das mag auch wohl altdeutsch sein. Nach dem Mittagsessen in seiner Bibliothek und auf Spaziergängen im Abendschimmer durch Wald und Feld und Wiesen, dann an dem fröhlichen, lebendigen Teetisch mit seinen Kindern und Gästen, da blühte, leuchtete und blitzte er in seinen gesunden Tagen, da war selbst seine ernste Stille, wenn er nur so heiter und fromm unter uns saß, mit einer wundersamen Klarheit und Heiterkeit übergossen: seine freundlich blitzenden Augen, seine breite, hoch zurückgewölbte, leuchtende Stirn, worauf Macht und Geist gelagert waren. Noch heute steht dies Bild des hohen Greises hell vor mir. Aus dieser Stirn sprach nichts als Macht, Mut und Verstand nebst Redlichkeit, Wahrheit und Treue; dies sprach sich so gewaltig aus, daß man sich vor solchem hohen Geist in Ehrfurcht verneigen mußte. Hier leuchtete wirklich eine olympische Größe, von welcher unwillkürlich und unbefohlen der Befehl ausging. Selbst wenn Unmut und Zorn in ihm aufstiegen, hier oben, auf diesem Olymp, trat keine Verdunkelung ein; die Nebeldünste und Donnerwolken mußten sich tiefer

Digitized by Google

nach unten hinabsenken, wo um den scharfgeschlossenen Mund und das etwas zu spitze Kinn die niederen, irdischen Kräfte und Leidenschaften in leicht beweglichen Zuckungen spielen konnten; denn jachzornig war er zuweilen, und dann bebte und zuckte in seinem unteren Antlitz die Erde, während oben der Himmel kaum leicht überzogen war.

Arndt, Wanderungen und Wandelungen

Stein und Goethe

Es kamen aber auch die Bedeutendsten diesen Sommer nach Köln. Im Julius, als wir in der Siegeswonne über Waterloo und Belle-Alliance schwelgten, erschienen einen guten Morgen Herr vom Stein und Herr von Goethe. Goethe war von Frankfurt nach Wetzlar und von da längs der Lahn abwärts gezogen, die alten, rührenden Jugendpfade von Werthers Leiden und Freuden wieder nachlesend und das Liedlein bei sich summend, welches ihm weiland in der Kutsche zwischen Basedow und Lavater entklungen war:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

So war er ins Städtchen Nassau gekommen und im Löwen abgestiegen. Herr vom Stein, dies erfahrend, konnte den großen Mann dort nicht sitzen lassen, sondern ging hin und holte den Sichsträubenden auf sein Schloß, ließ den folgenden Tag anschirren und setzte sich mit ihm in den Wagen. So kamen beide über Koblenz und Bonn nach Köln, wo sie mehrere Tage blieben und den Dom und alle andren Denkmäler und Sehenswürdigkeiten musterten, uns Kleine aber bei den abendlichen Tees königlich erfreuten. Diese Reise verglich ich der fabelhaften Reise des eisernen und tönernen Topfes; nur lief sie viel glücklicher ab. Die beiden würdigsten alten Herren gingen mit der aufmerksamsten und vorsichtigsten Zärtlichkeit nebeneinander her, ohne gegeneinander zu stoßen. Dies ist das letztemal, wo ich Goethen gesehen habe. O wie war er viel glücklicher, heiterer und liebenswürdiger als den Frühling vor zwei Jahren in Dresden! Ich sah aber hier wieder, was ich bei früheren Gelegenheiten schon an ihm bemerkt hatte, und was auch aus seinen Büchern hervorgeht, wie er, obgleich selbst nun ein Edelmann und eine Exzellenz, — und obenein welche Dichterexzellenz von Apollos und aller neun Musen Gnaden! die bürgerliche Blödigkeit und Beklommenheit vor dem gebornen Edelmann nicht los werden konnte. Daß er vor Stein eine Art erstaunter Ehrfurcht gefühlt hätte, wäre auch dem seiner Größe bewußten Mann zu verzeihen gewesen; aber es erschienen sich ihm darzustellen ein paar Leutnante und Hauptleute, junge Adlige, deren Väter oder Oheime Goethe kannte — und siehe da! ich sah den Greis vor den Jünglingen in der Stellung wie des Aufwartenden. Er war übrigens äußerst liebenswürdig und freundlich mit allen und zu allen und eroberte nicht bloß das Herz des alten, wackern Wallraff, der für ihn sich gern zum Cicerone machte, sondern die Herzen aller andern, die in seine Nähe kamen. Stein aber war ungewöhnlich sanft und mild, hielt den kühnen und geschwinden Atem seiner Natur an und zügelte den Löwen, daß er nimmer herausguckte.

Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben

Digitized by Google

Hier trat ich dem großen Deutschen zuerst näher. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie man ihm entschieden entgegentreten mußte, sollte man nicht von ihm sich durchaus überwältigen lassen; aber der Kampf, den ich doch manchmal hier zu bestehen hatte, war auf einem Felde, auf welchem ich mein ganzes Leben hindurch eingeübt war. Ich kannte meine Waffen, ihre Wirkung, und wußte sie zu brauchen; der Kampf war ein freundschaftlicher, aber doch nicht selten harter, und ich war keineswegs geneigt, nachzugeben; und je entschiedener der Streit ward, desto klarer schien es mir, als wenn der Baron v. Stein eine Lust daran fände, ihn hervorzurufen. Er, der mächtige Mann der unmittelbaren Tat, der den Augenblick, wie er ihm vorlag, ergriff, durchschaute und zu beherrschen wußte, war oder äußerte sich wenigstens als ein Feind der Spekulation und griff mich als einen spekulativ Konstruierenden geradezu schonungslos und mit Härte an, als wollte er den Versuch anstellen, ob ich ihn zu bekämpfen wagte. Sein Angriff war mir eine Ausforderung und ich nahm sie an. Ich ward einigemal in Dresden zur Tafel geladen; nur Moritz Arndt und ich waren die Gäste. „Eure Konstruktion a priori, sagte er, sind leere Worte, armseliges Schulgeschwätz und recht eigentlich dazu gemacht, alle Taten zu lähmen." — „Exzellenz, antwortete ich, wenn ich auch a priori konstruiere, was ich keineswegs zugebe, so hätte doch diese vermeintliche Konstruktion eine praktische Richtung, ich würde sonst nicht das Glück haben, in diesem Augenblick in diesem Kleide Ihnen gegenüberzustehen. Aber die Bemühung, alles, was man innerlich erfährt, alles, was man wahrhaft erlebt als das, was es ist, nicht bloß, was es scheint, in geistiger Einheit zu erkennen, ist nicht eine willkürliche Geburt von diesem oder jenem, es ist eine wahrhaft deutsche, und wenn mein großer Lehrer und Freund Schelling die tiefe nationale Richtung beherrscht, so ist es, weil er wie alle Herrscher aus ihr hervorgegangen ist." — „Ja, antwortete Stein, das weiß ich wohl, daß die deutsche Jugend von dieser leeren spekulativen Krankheit angesteckt ist; der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Feinde geworden." — „Exzellenz, antwortete ich, zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weise sich in Masse erhoben, dennoch ist eine nicht geringe Zahl zu Hause geblieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß kein einziger Angesteckter unter diesen ist. Wer ist kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entschiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geistigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei spekulativ grübelnden Deutschen, Fichte und Schleiermacher? Das a priori Konstruieren, fuhr ich fort, findet oft da statt, wo man es eben bekämpft, und Ew. Exzellenz haben ein zu großartig tätiges Leben geführt, als daß Ihnen viele Zeit bleiben sollte, sich um unsere Grübeleien zu bekümmern; doch selbst unpraktisch scheint es mir, eine Geistesrichtung zu übersehen, die, wie Sie bekennen und beklagen, ein wesentliches Element der Nation ist." Ich erschrak fast über die etwas derbe Freimütigkeit, mit der ich mich geäußert hatte. Stein polterte und tat zornig, lachte aber dabei laut auf. „Am Ende, rief er aus, bin ich selbst ein unpraktischer Grübler, der sich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert." Ich aber schien, eben durch diese unbefangene Art, mich zu äußern, bei ihm ge-

Digitized by Google

wonnen zu haben, und nie war es mir notwendiger, die große Zukunft in ihrer mächtigen Bedeutung zu überschauen, als damals, wo meine Beschäftigung selbst mich keineswegs stärkte oder ermunterte. Steffens

Steins Christentum

Stein war ein wahrhaftig frommer Mann, wie er ganz ein tapfrer und redlicher Mann war, aber selbst in ernsten Gesprächen führte er Gott selten im Munde, niemals im Maule. Nichts war ihm verhaßter als Maulchristen, ja selbst Mundchristen wurden ihm leicht verdächtig als Gleisner und Scheinheilige. Er nannte sich einen frommen Christen, und er war es; er pries sich auch darin glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner war. Seine Ahnen hatten im Dreißigjährigen Kriege genug für ihren Doktor Martin gelitten und waren von Schlössern und Gütern verjagt und im Jahre 1650 wiederhergestellt worden. Er pflegte so in seiner kurzen Weise zu sagen: „Doktor Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel gottlob! etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Zeremonienmeister und Türhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Sie wissen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch oft etwas abschüssig und gefährlich ist.“ — Er glaubte das Erlösungswerk des Lutherischen Katechismus, aber die Mundchristen mochte er nicht, welche den Namen Heiland und Erlöser oder der süße Jesus leicht im Munde führen; schwer und ernst führte er ihn auch bei Gelegenheit im Munde. „Das ist ein Geheimnis, wobei einem verworrener wird, je mehr man darüber schwatzt und klügelt; vor einem Geheimnis steh ich still, daran glaube ich, aber von Gott weiß und fühle ich was.“ Gott und nur Gott war immer nur sein einfaches Wort.

Rührend und wahrhaft erbaulich ist mir der Mann gewesen, als ihm sein Gemahl heimgegangen war und er da unter seinen Töchtern einsam saß mit dem Gefühl, daß er nun allein ihr irdischer und himmlischer Führer und Wegweiser durchs Leben sein solle, wie er da mild und freundlich und still wie ein Kind von himmlischen Dingen zuweilen ein Wörtchen mit ihnen sprach und seine gewaltige Natur bändigte und sänftigte. Wie er Gott, den gewaltigen Gott, den furchtbaren, allmächtigen, in den rauhen Stürmen seines Lebens und in dem siegreichen Donner der blutigen Schlachten erkannt und geglaubt hatte, so war der stille, freundliche Gott des Friedens in der stilleren Zeit auch immer um ihn, wandelte mit ihm durch das Rauschen seiner Wälder, brauste in seinen Strömen und Bächen und säuselte im Laube der Büsche auf die Bänke herunter, worauf er im Abendrot im Walde oder Garten auf Gottes Stimmen zu lauschen schien — da immer so ganz still, wie ein stiller Sommerabend selbst ist; mit dem Sitzen verstummte gewöhnlich das Gespräch. Wie oft habe ich ihn da mit gefalteten Händen gesehen, mit stillen, sanften Zügen, selbst wenn er von der Zeit und von ihren großen Wechseln sprach, die wir miteinander erlebt hatten, wobei sonst auch wohl Namen genannt zu werden pflegten, wobei neben oder nach Erinnerung an die Leitung der Vorsehung auch wohl häufig Verwünschungen und Ausspeiungen folgten. In Sehnsucht nach dem Verlornen oder durch Dummheit, Feigheit, Hinterlist Verspielten und Verschwendeten von den sieghaften Gaben Gottes, in dem Gedanken, was gewonnen gewesen und

Digitized by Google

durch die Schlechtigkeit der Menschen nicht festgehalten war, sprach er doch in Erinnerung des Elends und der Schande, woraus wir erlöst waren, und in dem Gefühl, daß wir wieder im Schatten eigner Bäume sitzen und beten konnten: „Lieber Freund, wir haben doch viel gewonnen, Gott wird ja weiter helfen", dann auch wohl wieder in einem andern Sinn und nach einer andern Seite hingewandt: „Diese Welt ist einmal eine böse Welt, wo die Schelme oft oben schwimmen; man sehnt sich oft dahin, wo es besser ist; ich hoffe doch dahin zu kommen, wo man immer in Gesellschaft von ehrlichen Leuten lebt und einem nicht so viele Schelme und feige Schurken begegnen, als einem hier oft den Weg versperren wollen."

Ja, er sah und glaubte Gott in allem, und wann das erste Ungestüm seines Herzens gestillt war, dann ergab, besänftigte und erheiterte er sich. Es ist gewiß, dieser sehr ernst und stark geborne Mensch hat wie sein großer Schulmeister Doktor Martin Luther wohl von Jugend auf Gott als einen Gewaltigen und Gottes Geschicke als gewaltige Dinge gefühlt. Ich sage: Das ist gewiß, denn er hat mir hundertmal die augenscheinlichen und handgreiflichen Zeichen davon gegeben. Wann wir auf unsern Spaziergängen einem armen, gebückten Alten, einem unglücklichen Krüppel oder irgendeinem jämmerlichen Bettler begegneten, der nach dem gnädigen Freiherrn die Hände ausstreckte, so holte dieser Freiherr, der für solche Fälle fast immer etwas bei sich hatte, ihm die Gabe aus der Tasche und gab sie still hin. Nie sprach er dabei ein Wort, sondern verlor vielmehr das Wort, wenn der Unglückliche nicht eben ein Bekannter war; es zog dann meistens eine sehr ernste Wolke über sein Gesicht, und er stand wohl mehrere Minuten still; es war, als sei das Menschengeschick an uns vorübergegangen, der alte Spruch, res sacra miser.

Also gar kein Maulchristentum, Allerwenigstes von Mundchristentum bei ihm; breites Gespräch über Religion mochte er überhaupt nicht und ward gegen Mundchristen leicht ungerecht. Ich meine hier gute, fromme Menschen, die sich eine gewisse Art, über das Himmelreich und die Erlösung zu reden, oft als eine Gewohnheit zugelegt haben und dabei doch keinen Schalk im Herzen tragen, sondern wirklich fromm und ehrlich sind, aber gewiß nicht fromm sind mit der Steinschen Felsenstärke des Glaubens an Gott und an die Führung der menschlichen und irdischen Dinge durch Gott. Ich habe Stein im Hause und in der Familie nicht beten gesehen; wenn man zuweilen in der Frühe in sein Studiolo kam, wo unter den weltlichen Büchern etwa die Bibel, ein Gesangbuch usw. aufgeschlagen lag, flugs machte er es zu und legte es weg. Er haßte und verachtete in allen Dingen den Schein, wie vielmehr den Schein des Scheins. Arndt, Wanderungen und Wandelungen

Niebuhr über Stein

Ich liebte sein feuriges Gemüt, seine rauhe Treuherzigkeit, seine Aufrichtigkeit, seine Verachtung des Scheins, seinen lichten Verstand, seine ausgedehnten Kenntnisse, sein lebendiges Interesse, und seinen scharfen Blick: die rauhen Ecken stießen mich nicht, und seine Schwächen waren verhüllter, zwar nicht so, daß ich sie nicht oft geahndet und bisweilen mit Schrecken erblickt hätte. Was sie aber auch waren — zuerst sah ich

Digitized by Google

sie, und sehr früh, in einer unbegreiflichen Verschenkung seines Wohlwollens an unwürdige Menschen — sie trafen mehr den Minister als den Mann; hätten wir in gewöhnlichen Zeiten miteinander arbeiten können, so würden ihre Folgen in meinem Kreise unschädlich geblieben sein, und ich hätte ein schönes Verhältnis gehabt. Er war nicht verschlossen, nicht rätselhaft: er nahm innige Herzlichkeit nicht als eine Huldigung an, er kam ihr entgegen: er erwiderte sie mit Fülle, sie war ihm viel wert. Er ergriff das Ganze, und suchte nicht im Menschen die, und die, und jene Eigenschaft aus, um Wert auf sie zu setzen, und gegen andere abzuwägen.

Stein und Napoleon

Die beiden Streiter, die das Jahr 1808 zu langem Kampfe in die Arena hinabsteigen sah, waren in Verhältnissen herangewachsen, wie sie verschiedener kaum gedacht werden konnten.

Stein, der Ältere, war geboren in einem Zwergstaate, den seine Familie, wenn auch unter der Oberhoheit des Kaisers, seit Jahrhunderten selbst regierte, in den geordneten Zuständen einer vergleichsweise alten Kultur; er hatte eine rasche und glänzende Laufbahn gemacht als Aristokrat, in einem andern, größeren Gemeinwesen, dessen auswärtige Politik zwar nicht eines revolutionären Beigeschmacks entbehrte, das aber in seiner innern Struktur durchaus legitim war. Napoleon stammte aus einem Lande, das von der Zivilisation nur oberflächlich gestreift war, die Stufe des Geschlechterstaates kaum überwunden hatte und den persönlichen Leidenschaften des einzelnen den weitesten Spielraum ließ. Auch Napoleon mußte, wenn er etwas werden wollte in der Welt, eine größere Bühne suchen, aber während sie Stein innerhalb desselben Volkes und Reiches zufiel, fand der Korse sie in einem Lande, das eine andere Sprache redete als er, das seine Heimat unterjocht, dem er mit den Waffen in der Hand gegenüber gestanden hatte; weder Geburt noch Neigung, sondern Berechnung machten ihn zum Franzosen.

Vorbedingungen für sein Emporkommen in Frankreich waren der Sturz der Erbmonarchie und des Adels, welche in Deutschland Stein helfend und fördernd zur Seite gestanden hatten, die Egalisierung der Gesellschaft, die jedem Talent die freieste Bahn eröffnete, die Eroberungstendenz der neugeschaffenen Republik, die den geborenen Soldaten in ununterbrochenen Kriegen schulte und emporhob. Steins Platz in diesem Weltkampfe war von Anbeginn auf Seiten der legitimen Mächte: seine erste große Tat war, daß er, obwohl nicht Soldat, dem ferneren Vordringen der Franzosen im Deutschen Reiche wehrte. Aber er konnte nicht verhindern, daß ein ansehnlicher Teil des Vaterlandes, darunter einige seiner eigenen Besitzungen, mit Frankreich vereinigt wurden. Es war Napoleon, der diese Eroberung perfekt machte; er war es auch, der Frankreich eine Verfassung gab, welche es zu neuen Angriffen gegen die Nachbarstaaten befähigte.

Eine so starke Monarchie hatte die moderne Welt noch nicht gesehen. An ihrer Spitze der siegreiche General selbst, der von der alten und neuen Ordnung der Dinge dasjenige zusammennahm, was die Macht des Staates steigern konnte. Er war ledig aller Beschränkungen, welche die Ideen von 1789 der historischen Erbmonarchie hatten auferlegen wollen; von

Digitized by Google

der Freiheit, an der die Franzosen sich so sehr berauscht hatten, war nichts mehr übrig; die Mitwirkung der Nation war auf ein Schattenspiel beschränkt, es gab weder Parlamentarismus noch Selbstverwaltung. Stehengeblieben waren die Gleichheit und die Einheit, symbolisiert in der Person des Imperators, des einzigen Vertreters der Nation, der umgeben war von einer dreifachen, ihm als Vollstreckerin seines Willens verpflichteten Bureaukratie, der Beamtenschaft, dem Klerus, dem Offizierkorps. Wenn schon die revolutionären Versammlungen eine Wendung genommen hatten von der ursprünglich alles beherrschenden nationalen Idee fort zu der Expansion und der Eroberung, so nun erst recht diese Monarchie, die sozusagen auf dem Schlachtfelde geboren war. Ihr erstes Opfer wurde mit einer Art Naturnotwendigkeit das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das den Ideen der Revolution am fernsten, denen des Mittelalters am nächsten geblieben war; das Empire überschritt den Rhein wie die Alpen, und eine Konföderation deutscher Fürsten bildete sich unter Napoleons Protektorat, neben welcher weder Kaiser noch Reich fortdauern konnten.

Der vordringenden revolutionär-imperialistischen Flut zu widerstehen war unter den deutschen Erbfürsten jener Tage nicht ein einziger imstande; was die Monarchie nicht vermochte, mußte eine Aristokratie, teils des Blutes, teils des Geistes, versuchen; deren Haupt und Wortführer wurde Stein. Von vornherein war sein Augenmerk auf dreierlei gerichtet: die beiden größten deutschen Staaten, Preußen und Österreich, durch ein enges Bündnis zu vereinigen, ihre Machtsphäre durch Angliederung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu erweitern, ihre Leistungsfähigkeit durch Reformen zu steigern, welche die Kräfte der Nation in den Dienst des Staates stellten. Aber ehe es dazu kam, wurden Österreich und Preußen einzeln überwältigt, Preußen nahezu vernichtet.

Wenn nun Napoleon selber dem preußischen Könige vorschlug, Stein zum ersten Minister zu machen, so war dies, im Zusammenhang der preußischen Geschichte betrachtet, nicht so befremdlich, wie es auf den ersten Blick erscheint; denn die Reform, von deren Gelingen der Fortbestand des Staates abhing, war erst durch die Niederlage möglich geworden, deren Urheber eben auch der französische Imperator war. Versetzt man sich dagegen auf den Standpunkt Napoleons, so erscheint sein Rat als der schwerste Fehler, den er in dieser Lage begehen konnte. Da er an den Konfinien seines Reiches nur ohnmächtige oder eng verbündete Staaten brauchen konnte, mußte ihm bereits die Wiederaufrichtung eines autonomen Preußens widerwärtig sein. Stein war aber auch entschlossen, den Kampf mit dem Kaiserreich bei der ersten Gelegenheit aufzunehmen; noch wichtiger war, daß er, als der erste unter Napoleons Gegnern, dabei diejenigen Mittel anwenden wollte, die den Sieg auf dem Schlachtfelde bedingten und dem Napoleonischen Regime überhaupt von Grund aus feindlich waren: die popularen und die nationalen, wie sie in den Ideen von 1789 ruhten. Die Respektierung des Nationalitätsgedankens wäre für Napoleon gleichbedeutend gewesen mit dem Verzicht auf sein Weltreich; die Mitregierung der Nation war unvereinbar mit den Ansprüchen des Cäsarentums. Stein wollte, ohne die Eigenart des preußischen Staates ganz preiszugeben, ihn soweit umgestalten, daß er

Digitized by Google

einer der Träger des deutschnationalen Gedankens werden konnte, und dies meinte er am sichersten zu bewirken, wenn er ihm jene von Napoleon als ideologisch und jakobinisch verworfenen Institutionen französischen Ursprungs oder Gepräges einbildete.

Aber der Gegensatz ging noch tiefer, und die beiden Streiter hatten davon eine sehr lebhafte Empfindung, indem sie ihn, nachdem der Kampf einmal ausgebrochen war, von dem Gebiete der Politik auf das der Ethik hinüberspielten. Stein tat dies in gutem Glauben, Napoleon wollte damit nur sagen, daß seine Weltanschauung eine andere als die des Widersachers sei.

In der Tat, der innerste Kern der Seele, dem, weil er durch keine Analyse zu erklären ist, vornehmlich die Benennung Individuum zukommt, war bei Napoleon von Moral ebenso fern geblieben, wie er bei Stein von ihr durchdrungen war. Napoleon hat schon in jener Jugendschrift, dem Souper de Beaucaire, in der er den Südfranzosen zuredete, sich den Jakobinern zu unterwerfen, von jeder Distinktion zwischen Gut und Böse abgesehen; für ihn gab es nur den Unterschied von Stark und Schwach, Sieger und Besiegtem.* Vor dem Feldzug, der seinen Namen auf aller Lippen brachte, redete er zu seinen Soldaten wie ein Kondottiere des Quattrocento; was er ihnen in Aussicht stellte, das waren außer Ruhm und Ehre Reichtümer, das heißt die Genüsse, die der Reichtum gewährt, und was er anderen verhieß, beanspruchte er erst recht für sich. Mit dem größten Zynismus befriedigte er vor allem seine geschlechtlichen Triebe. Nichts lag ihm ferner als die geordneten Verhältnisse einer glücklichen Ehe, wie sie Stein geschlossen hatte. Die Polen kannten ihn gar wohl, wenn sie ihm, wie einem modernen Baal, das begehrenswerteste Weib ihres Adels zuführten: er nahm es hin als einen selbstverständlichen Tribut. Wie anders Stein, der, als es ihm geglückt war, ein schönes Mädchen des Weichseltales vor den Nachstellungen der Franzosen nach Königsberg zu retten, es ablehnte, sie auch nur zu sehen.** Ebensowenig Skrupel kannte Napoleon in der Behandlung derer, die ihm unbequem waren oder sich ihm gar widersetzten. Er ließ seine Soldaten gleich Mordbrennern in Pinasco und Pavia hausen; er ließ in Ägypten Tausende von Gefangenen niedermetzeln, nur um den Schrecken seines Namens unter den Muselmanen zu verbreiten; er ließ den unschuldigen Herzog von Enghien durch die Farce eines Kriegsgerichts ums Leben bringen, um den Freunden des Hauses Bourbon die Lust zu Restaurationsversuchen zu verleiden. Vollends die Lüge, das bequemste Kampfmittel des Politikers, handhabte er mit solchem Behagen, daß scharfe Beobachter fanden, er täusche unaufhörlich. Im engsten Verein mit der Amoralität stand auch bei ihm die Irreligiosität. Was in Steins Seele von Jahr zu Jahr mächtiger wurde, das Gefühl der Abhängigkeit von einer überirdischen Macht, das Vertrauen auf den Beistand der Vorsehung war ihm Schall und Rauch; er sah in der Religion nur ein Mittel, um auf andere zu wirken. Als er im Orient weilte, redete er wie ein Muselman von „unsrem Propheten", in Frankreich stellte er die Autorität des römischen Bischofs wieder her und machte

* Böthlingk, Napoleon Bonaparte (1883) I, 276.

** Denkwürdigkeiten von Beguelin S. 177.

Digitized by Google

die Messe mit. Am liebsten hätte er in der Weise eines orientalischen Herrschers die Rechte der Gottheit sich selbst angeeignet; immerhin erhob er Ansprüche, die einem frommen Gemüte als nahezu blasphemisch erscheinen mußten. Er forderte und erhielt seinen Platz im französischen Katechismus. Er wollte nicht nur die Leiber, sondern auch die Seelen seiner Untertanen haben. Seinem Anspruch auf Beherrschung der Welt lag ebensosehr die Vergottung des eigenen Ichs wie die Mißachtung aller fremden Rechte zugrunde. Max Lehmann

Vom Heute fürs Morgen

Zur religiösen Krisis*

Selbstanzeige

Ich gestehe, daß ich in dieser Zeit der religiösen Wirren gern zu Gehör käme mit meiner Auffassung, die selbständig gegen Liberalismus und Orthodoxie ist, sofern sie einfach religiös sein will, was nicht gleichbedeutend mit pietistisch ist. Daß meine Betrachtungsweise allen Lesern des Kunstwarts recht sein wird, will ich nicht behaupten, aber ich hoffe, sie werden finden, daß sie in diesen Auseinandersetzungen überall mit den eigentlichen religiösen Problemen in Berührung kommen. Jedenfalls ist es hier wie überall mein Hauptanliegen gewesen, von den kirchlichen oder antikirchlichen, dogmatischen oder antidogmatischen Tagesparolen abzulösen und gegen sie selbständig zu machen.

Das erste Kapitel handelt von einigen wissenschaftlichen Gegensätzen, wie denen zwischen Heroenkult und materialistischer Wissenschaft oder Theologen und Naturforschern. Ich denke, daß manche es als zu schwer beiseite lassen werden. Das zweite Kapitel geht auf enger kirchliche Zustände und Probleme ein, wie den Gottesdienst, die religiöse Rede, das Gesetz über Gotteslästerung, das Theologentum, die Sekten, die Bibel. Das dritte Kapitel spricht vom Aberglauben als der primitiven Religion, die man nicht anschimpfen, sondern verstehen und entwickeln soll. Das vierte behandelt das Verhältnis der Konfessionen zueinander. Sie leben in Deutschland als gleichberechtigte Religionsrichtungen nebeneinander und sollten versuchen, sich gegenseitig zu begreifen und von sich zu lernen, statt aufeinander zu hetzen, damit aus dem Unsegen der sogenannten „konfessionellen Zerrissenheit“ der Segen eines besonderen Reichtums an religiösen Bodenschätzen werde. Ein Intermezzo bringt zwei halbdichterische Stücke. Dann wendet sich das Buch zu der Frage, ob oder auf welchem Wege eine „Fortentwicklung“ der Religion zu erhoffen sei. Es handelt weiter über das Problem von

* Bonus, Zur religiösen Krisis, Band 2 und 3, „Religiöse Spannungen“. Prolegomena zu einem neuen Mythus. Kart. M. 4,— (Jena, Diederichs). Der eigentlich noch ausstehende 2. Band sollte mehr allgemeine kulturelle Fragen — wenn auch in ihrer Beziehung auf die religiösen — behandeln; ich habe ihn als doch zu wenig in diesen Rahmen gehörig ausgeschieden, und behalte mir vor, ihn gesondert und unter besonderem Titel zu veröffentlichen, so daß also der jetzige 3. Band als 2. und 3. Band gilt, und damit diese Folge abgeschlossen ist.

Digitized by Google

Mythus und Historie, in welches die so viel verhandelte Frage, ob Jesus gelebt hat, hineingehört, und schließt mit Auseinandersetzungen über die Weltanschauung, wobei von Kunst und Wissenschaft, Kraft und Stoff, von Monismus, von der Freiheit der Weltanschauung, vom Unbewußten und schließlich vom Aufbau der Weltanschauung die Rede ist.

Meine mir durchgängig sehr freundlichen Kritiker haben auch über die Herkunft meiner Anschauungen Auskunft zu geben versucht. Dergleichen wird immer schwierig sein; denn wer weiß auch nur von sich selbst, welche der aus so vielen und so viel unbewußten Quellen auf ihn einströmenden Gedanken entscheidenden Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Besonders gern hat man mich natürlich auf Nietzsche zurückgeführt. Ich sage „natürlich", weil Nietzsche gerade in den Fünfundzwanzigjahrhorizont eingetreten ist, aus dessen jeweiligem Bestand die Menschheit geneigt ist, ihre Umwelt zu erklären. Was mich betrifft, so habe ich Nietzsche nachträglich mit großer Freude und, wie ich hoffe, mit mannigfachem Nutzen gelesen. Aber die Fragen und Probleme, mit denen er sich herumgeschlagen hat, sind durchaus nicht dermaßen voraussetzungslos in unsrer Geistesgeschichte, noch die Quellen, die ihn gespeist haben, so verborgen und verschlossen, wie diejenigen zu glauben scheinen, welche alles, was stilistisch nur einigermaßen auf Nietzsche-Lektüre schließen läßt, aus ihm ableiten, ja sich, wie einer von ihnen, geradezu einen Kanon daraus gemacht haben, daß alles nach Nietzsche Erstandene von Wert aus ihm erklärt werden müsse. — Gewundert hat mich, daß ein sehr wohlwollender Kritiker doch schmerzlich ein lebendiges Interesse für die monistischen Versuche, neue gottesdienstliche Formulare zu finden, bei mir vermißt hat, ohne welches doch, wie er meint, alles ein Radikalismus in Worten bleibe. Da ich nun freilich umgekehrt empfinde, und in dem sogenannten „Ernstmachen" eben den Ernst vermisse.

Bonus

Ein erotischer Roman

Fünfter Literaturbrief

Es ist mir natürlich bekannt, verehrter Freund, wie Sie dieser Gattung mit einiger Zurückhaltung, einigem Mißtrauen gegenüberstehen. Und glauben Sie: wer jährlich ein paar hundert belletristische Bücher in die Hand nimmt, wer also den Wust von naiver und verschleierter Lüsternheit, wer die erotische Einfalt und Plumpheit kennt, welche das Schrifttum heute trotz des bißchen „Raffinements" in den „gewagten" Darbietungen durchzieht, ist vor der Überschätzung eines Werkes erotischer Thematik ziemlich gesichert. Was allen diesen Jünglingen und leider auch so vielen Älteren heute fehlt, wissen wir: Herrschaft über Erlebnisse als Erlebnisse und als Stoff. Menschlich-künstlerische Herrschaft und Selbstgestaltung. Daher rührt es, daß sie glauben, mit der Feder in der Hand bezwingen zu können, was ihnen durch die eigne Lebensstärke zu bezwingen nicht gelang, und daher rührt die hilflose Schwäche, in welche die Romanfiguren heute meist verfallen, wenn die Szene erotisch wird. Die Verfasser wissen keine Auswege, sie vermögen Lebenswerte aus den körperlich mitbedingten Formen der Liebe nicht herauszuholen. Und um so eher stellen sie dann das schlechthin Spannende, Reizende,

Digitized by Google

Erregsame in den Vordergrund, als dies für ihre eignen und für der Leser Ansprüche doch die ungestaltete Lücke noch am lebhaftesten, leibhaftesten ausfüllt.

In dem Roman, den ich Ihnen heute empfehle, Otto Flakes „Schritt für Schritt",* werden Sie keine mit Allzubeutlichkeiten gestopften Löcher finden; überhaupt nur Deutlichkeiten, keine unbeherrschten Betonungen. Nicht einmal die geistreichen Stimmungbilder aus schwülen Gemächern, womit gewisse romanische und romanisierende Schriftsteller ihre Sinnengemälde zu überglänzen suchen. Mit einer starken, wort- und satzsicheren Gestalterhand geht Flake heran an das vielverzweigte Thema, wie ein Mann als Witwer nach einer erotisch reichen Ehe die Erfahrungen des Liebelebens gleichsam erneuert und wie nach den verschiedensten Schwankungen und Versuchen sich eine neue Ehe ergibt. Eine, deren innere Vollendung sich dadurch vollzieht, daß eine tiefere, geistvollere Teilnahme des Mannes am Weibe auch über den Reiz süßer Stunden und Augenblicke hinweg wirksam bleibt. Sie verstehen ohne weiteres, daß mir auf zweierlei alles ankam. Einmal erscheint es menschlich und künstlerisch primitiv, wenn in den Angelegenheiten der Liebe von einer Gestalt plötzlich das Individuelle abfällt, als ob es sich nun auf einmal nur noch um ein Stück Tier handle; so spielen schlechte Schauspieler, indem sie ihre Rolle fallen lassen und nur ein paar Instinktfreiheiten herausstellen. Schon darin erweist sich Flake als Gestalter, daß er seinen Handlungträger jederzeit fest im Rahmen eines Persönlichkeitbildes verhält; sein erotisches Leben, sein Suchen nach einer bestimmt gearteten, aber noch nicht völlig gesichteten und geklärten Erlebnisform, nach Stunden, deren Wesen und Sinn selbst für ihn noch im Zukunftdunkel liegt, hat einen Tiefgang, einen starken, gewinnenden Klang. Und die Lösung — die Ehe mit einer früheren Geliebten, deren Entwicklung nun ihre Erfahrung eingeholt hat — befriedigt nicht im moralischen Sinne der Rehabilitierung bürgerlichen Stils, sondern vor allem durch die Erfüllung innerer Forderungen, welche Leser und Hauptgestalt durch vierhundert Seiten begleitet haben. Wenn aber einerseits der poetische Charakter der Hauptgestalt festgehalten wird, so behält der Dichter doch zum andern Freibeweglichkeit genug für eine ganz außerordentliche Variationbreite des erotischen Erlebnisses. Die Fülle der solchergestalt angedeuteten und geschilderten Möglichkeiten überzeugt den Nachdenklichen rasch von der Tiefe und Weite des Themas, und eine Vertiefung des Blickes für die sozialen, soziologischen Probleme dieser Richtung kann ich auch Ihnen voraussagen, wie sie mir aus dem Buche geworden ist. Und darin sind wir ja einig, daß diese Probleme zu durchdenken uns Heutigen dringender obliegt als Geschlechtern seit Jahrhunderten.

Das zweite Erfordernis einer der Gestaltung werten Erotik liegt in der Richtung des Seelischen. Vertragen wir es aus künstlerischen Gründen nicht, daß der Individualcharakter in jener Breite plötzlich auslischt, so vertragen wir es noch weniger, daß er sich rein in Außenformen kundgebe, allein körperlich bestimmt sei. Aus körperlichen Anlagen und Beziehungen allein

* Verlag von P. Cassirer, Berlin; 6,50 M.

Digitized by Google

erwächst in Wahrheit kein Schicksal, kein Erlebnis von hinreichendem Umfang für ein Kunstwerk größeren Stils. So tief in die menschliche Motivik sie eingebettet liegen mögen, so tief sind sie doch auch mit anderen Daseins- und Lebensführungmotiven verkettet, und wer uns Dichtung geben will, kann gewiß einzelne Motivgruppen gelegentlich herauslösen und reiner, überzeugender herausarbeiten, letzten Endes werden wir aber ihre Gesamtwirksamkeit nicht missen mögen. Ich deutete schon an, wie geistvoll Flake dieses Problems Herr wird. Seine Hauptgestalt sucht zunächst eine erotische Befriedigung jenseits des inneren Bewegungraumes der Persönlichkeit. Es erscheint ihm „als höchste Stufe im Verkehr von Mann und Frau: daß jeder in seines Wesens Gründe für sich bleibt, sich mit dem andern nur trifft, um sich mit ihm in die Ekstase der Liebesstunde zu entrücken und dann in seinen Lebenskreis zurückzukehren". So erscheint eine Motivgruppe ganz gesondert und frei und lebt sich — erfolglos! — aus. Nun aber zwingt ihn zuerst das Wesen der Geliebten und dann die eigne Art, doch ihr Innenleben zu verfolgen, dessen vollen Gehalt sich zu eigen zu machen — und unwillentlich wächst der Erotik so eine weitere Psychik zu, ein umfassenderes Vereintsein. Sie werden vielleicht sagen: es begibt sich also das Notwendige, sofern es sich um sittlich beachtenswerte Menschen handelt. Indes, — wie selten begibt sich dies auch dann, da wir das „Notwendige" ja eigentlich zu *erleben* nicht mehr gewohnt sind, je deutlicher es unserm Begreifen geworden ist. Es vergehen Jahre in Flakes Roman, welche das Seltene verwirklichen: Entwicklung. Wo sie vollendet ist, schließt das Buch, klar, nüchtern fast, befriedigend, nachdenklich und natürlich. Für uns, die wir so oft nur Veränderungen gewahren, wo die Schlagwortfreude unserer Tage das „Gesetz der Entwicklung" sich verwirklichend glaubt, ist für ein Buch schon dies ein hoher Titel, daß Entwicklung, Werden eines Zustandes *aus*, nicht *nach* einem andern nur, sich darin anschaulich kundgibt. Vereint mit dem Thema, dessen Bedeutung wir uns nie verhehlen konnten, ergibt dies einen Gehalt, dem auch Sie, fern aller „Literatur", sich nicht werden verschließen mögen.

Ezard Nibden

Wer weiß, wie's trefft?

Eine Riesen-Anzeige der Wochenschrift „Zeit im Bild" setzt für 100 000 Mark Preise aus für diejenigen Leser: die am besten erraten und begründen, welche Person in ihrem Roman „Das Glück der Edith Helge" von Otto Soyka der Täter sei. So ziemlich alle großen Tagesblätter verkünden das je auf einer ganzen Annoncenseite.

Das ist zunächst Veranstaltung einer Lotterie zu Geschäftszwecken: die Leute müssen das Zeug lesen, also abonnieren, wenn sie raten und ihren Verdacht der Form nach begründen sollen. Treiben sie's gerissen, so werden sie sämtliche vorkommende Personen der Reihe nach mit je einem Briefe beschuldigen, übel nehmen die das nicht, der Verlag freut sich auch, denn der bekommt dann ohne Mehrkosten eine um so „kolossalere" Beteiligung zum späteren Renommieren, und bei der schließlichen Preisverlosung sind doch die Chancen größer. Zweitens: das Geschäft wird insofern mit unsittlichen Mitteln gemacht, als unser Volk wahrhaftig was anderes nötig hat, als sich in Kriminalgeschichten

Digitized by Google

zu vertiefen. Drittens: bei diesem Tun wird es anderseits, mit Verlaub zu sagen, beschummelt, denn die Vertiefung in Verdachtsmomente ist obendrein gegenstandslos. Das „Preisausschreiben“ enthält den pyramidalen Satz: „Weder der Verfasser noch auch das von uns eingesetzte Preisrichterkollegium haben eine vorgefaßte Meinung über die Person des Täters.“ Otto, dir den Kranz — seit Propheten und Sibyllen ward noch kein Griffel so unbewußt vom Arme des Schicksals geführt: alle Wochen entfleußen sechs Spalten Moritat deiner Feder, aber du, Vater deiner Menschen, heißest Soyka und weißt von nichts!

Hätten wir eine Presse von Selbstachtung, so würde sie auf solche Anzeigen trotz ihrer Fettigkeit verzichten. Da aber Bargeld lacht, so beuteln es auch die reichsten Blätter hinten so behaglich ein, wie sie vorn mit dem Idealismus ködern, und die ärmeren sind im Konkurrenzkampf mit dem solcherweise „gemachten“ Geld gezwungen, mitzutun. Von den Zeitungen also ist nichts zu erwarten. Aber: wenn wir derartigen Unfug nicht einfach verbieten können, so hat unser Gesetz ein Loch. A

Tim Kleins „Veit Stoß“, sowie Sacha Guitrys „Einnahme von Berg op Zoom“ und andre Schwanklomödien

Berliner Theater

Endlich hat auch das Königliche Schauspielhaus es mal wieder mit einem neuen Mann des ernsten Dramas gewagt. Er hat es ihm leicht gemacht. Denn erstlich hält es Tim Klein, ein Sohn des Fröschweiler Chronisten, in Technik und Sprache erfreulicherweise mit der guten alten Tradition, aus deren Geleisen sich unsre Hofbühne um keinen Preis der Welt wird drängen lassen, und sodann kommt er unter dem Geleit der mittelalterlich deutschen Geschichte, eine Solidaritätsbürgschaft, die dem leicht als revolutionär verdächtigen Jungen und Neuen von vorneherein den Stachel raubt. Ein Künstlerdrama aus dem patrizischen Nürnberg von 1518 — das kann man schon riskieren, wenn sich der Most auch zuweilen etwas absurd gebärdet und in einer Art zu rumoren beginnt, wie's die alten mürben Bretter lange nicht mehr gewohnt waren. Ja, dieses aufbrausende Dramatikerblut ist unzweifelhaft das Beste an dieser Tragödie von Veit Stoß, dem Bildschnitzer, der ein so gerader, tüchtiger Künstler und ein so unruhiger, zucht- und gesetzloser Bürger war. Nur durch Betrug und Fälschung verschafft er sich den Auftrag, für die Lorenzkirche den „Englischen Gruß“ zu schnitzen, dies altdeutsch-solide Meisterwerk fleißiger Hände, an das er einmal wieder all die Kraft und stille Innigkeit seiner gestalten- und farbenfrohen Phantasie ausgeben darf. Das Werk gelingt zu seiner und seiner kunstverständigen Freunde vollster Zufriedenheit, und dieses gottbegnadete Gelingen bedeutet seinem Künstlergewissen vollgültige Sühne für die Schuld, die ihm erst den Weg dazu hat bahnen müssen. Auch als das Verbrechen bekannt und der Schuldige vor das Halsgericht seiner rechtsstolzen Vaterstadt gestellt wird, bewahrt er sich die gottselige Zuversicht des Künstlergemüts, das für sein außergewöhnliches Schaffen glaubt außergewöhnliche Rechte und Freiheiten in Anspruch nehmen zu dürfen. Und selbst dann noch bleibt er stark und aufrecht, als ihn der Rat, unge-

Digitized by Google

rührt und unerschüttert durch seinen jubelnd hervorbrechenden Stolz auf das herrlich gelungene Werk, zu Pranger und schmählicher Brandmarkung verurteilt. Er ist und bleibt ja doch der Veit Stoß, sein Werk können sie nicht vernichten, und wie hätte es anders entstehen können, wenn er sich die Möglichkeit dazu nicht mit verwegener Hand skrupellos vom Strauch gebrochen hätte! Ja, wäre er allein, stünde er einsam da, so würde dieser sein individualistischer Künstlertrotz vielleicht siegreich triumphieren; sehen wir doch, wie selbst ein Albrecht Dürer (freilich ein arg verwässerter!) ihm Verstehen und Verzeihen entgegenbringt. Aber er hat eine Tochter, eine über alles geliebte, ihm über alles teure Tochter, und dieses Mädchen zerbricht an dem, was ihm in seinem Innersten nichts anhaben kann. Denn so sehr das Bärbele auch mit dem Denken und Schaffen des Vaters verwachsen ist, so standhaft es zu ihm hält, selbst als es heißt: Treue entweder dem Bräutigam oder dem Vater — dies Kind steht in der Welt, ist abhängig von der Welt und kann die doppelte Schmach, von der es getroffen wird, die entehrende Strafe des Vaters wie die durch dessen halsstarrigen Eigennutz verschuldete Aburteilung des Bräutigams, nicht ertragen. Nachdem sie den Vater am Pranger mit zärtlich frommer Hand noch einmal getröstet hat, geht sie in den Tod. So empfängt er in dem Augenblick, da er sich anschickt, wieder zu seiner alten Siegerfröhlichkeit emporzuschnellen, von seinem Liebsten wirklich und wahrhaftig die Strafe, die ihm das bürgerliche Gesetz und sein eignes, selbstherrliches Gewissen nicht geben konnten. Jetzt erst fühlt er sich wahrhaft gerichtet, und er vollzieht das Gericht, indem er sich selbst erdolcht.

Es ist die dritte Leiche des Abends; eine vierte und fünfte lauern im Hintergrunde. Denn schon lange vor Tochter und Vater hat ein heißblütiger Geselle des Meisters dran glauben müssen, der das Bärbele, obwohl es die Braut eines andern ist, mit den ungestümen Anträgen seiner Leidenschaft verfolgt und dann, zurückgestoßen und gezüchtigt, das Geheimnis jenes Betruges auf den Markt getragen hat; und während die Tochter nächtlicherweile zu dem armen Vater am Pranger schleicht, werden in der Dunkelheit der verstoßene Bräutigam mitsamt dem Raubritter, der ihm und dem flüchtigen Meister Unterschlupf gewährt hatte, zum Henkerpfahl vorübergeführt. Zuviel des vergossenen Blutes, zuviel der sich kreuzenden und verwirrenden Motive! Was man, nach Gumppenbergs Bericht (Kw. XXV, 17), vor einem Jahr in der Münchner Uraufführung dem Dichterwillen gehorsam hatte passieren lassen, mußte sich im Berliner Kgl. Schauspielhause mancherlei Besänftigungen gefallen lassen. Kaum zu seinem Vorteil. Denn nun bleibt erst recht manches dunkel, und der eigentliche tragische Konflikt, der sich in der Seele des Bildschnitzers zwischen souveränem Künstlerstolz und menschlich gebundener, leicht verletzlicher Vaterliebe abspielen sollte, tritt deshalb nicht um einen Schein deutlicher und überzeugender zutage. Die fünf oder eigentlich sogar sechs Aufzüge hätten von früh auf viele wilde Schößlinge hergeben müssen, wenn sich ein aufrechter Stamm mit dramatisch-tragischer Wurzelkraft entwickeln sollte. Was wir jetzt haben, ist Strauchwerk, das nicht über Kniebholzhöhe hinauskommt, so saftig es in einzelnen Stauden treibt, so blütenschwellend oder üppig belaubt andre schon dastehen. Wie dankbar

Digitized by Google

wären wir gewesen, wenn dieser junge Bühnenerschütterer seine Kräfte, statt sie an Neben-, Hilfs- und Füllselhandlungen zu verzetteln, auf zweierlei gesammelt hätte, was allein seinem Werke das rechte tragfähige Fundament hätte geben können: auf die psychologische Begründung des Nebeneinander von redlicher Tüchtigkeit und verbrecherischer Gewissenlosigkeit bei Veit Stoß und auf die sichtbare Gestaltung dieser einzigartigen tragischen Liebe zwischen Vater und Tochter. Daß er dies zweite unterlassen hat, wollen wir seiner Jugend zugute halten, die vielleicht ein schönes, wirklich reines und erhabenes Gefühl schon glaubt und sieht, wenn sie es nur in sich selber spürt und empfindet. Der andere Mangel ist schmerzlicher. Denn da scheinen wir auf eine gefährliche Verwechslung zwischen bloß Theatralisch-Bühnenmäßigem und innerlich Dramatischem, wahrhaft Tragischem zu stoßen. Die Zukunft erst kann erweisen, ob das Gebrechen zu kurieren, oder ob es ein unheilbarer Fehler im Organismus ist. Ganz zufällig, ganz unverdient kommt man heutzutage mit einem Erstlingswerk schwerlich auf ein so kunstentwöhntes Hoftheater, wie das Berliner Kgl. Schauspielhaus; die Vorzüge, die einen jungen Dramatiker dafür empfehlen, sehen nur zu leicht dem guten Handwerk, wenn nicht dem oberflächlichen Kulissen- und Requisitenzauber ähnlich, die dort für dramatische Dichtung und tragischen Ernst gehalten werden. —

Die rührende Ehrlichkeit, mit der Tim Klein in das historische Gewand schlüpft, verzerrt sich bei dem Pariser Sacha Guitry, einer der vielen „Hoffnungen", mit denen die gallische Komödie mal wieder prahlt, in ein Masken- und Farcenspiel, das von Frivolität nicht mehr weit entfernt ist. „Die Einnahme von Berg op Zoom", nach der sich sein Dreiakter nennt, ist eine Episode der niederländischen Geschichte, die mit der Handlung dieser Komödie nichts weiter zu tun hat, als daß der „Held", Polizeikommissär und Liebhaber der schönen Frau Paulette, sich im entscheidenden Augenblick mit dem zähen, hartnäckigen General Löwendal vergleicht, der die standhafte Stadt doch endlich zu Fall brachte. Schon bei der Geliebten aber versagt die Parallele der Geschichte. Als der Belagerer sie einmal im Arm hat, kann sie den Tag der völligen Ergebung nicht schnell genug herbeisehnen: hastig reißt sie ein Kalenderblatt nach dem andern von der Wand, um den 16. September, den Tag der Übergabe, zu erreichen. Dieser hübsche Einfall, bei dem Schmunzeln sich in Lächeln verwandelt, und die gutmütig-biedere, vom fatalen Schwerenöterton glücklich gereinigte Art, wie der moderne General Löwendal, alias Charles Hériot mit sanft bezwingender Überredung zu seinem Ziele kommt, ist das einzige, wodurch sich Guitrys Stück von den blöden Ehebruchskomödien der Bisson und Feydeau zu seinem Vorteil unterscheidet. Oder verlangt es, daß man ihm auch die technischen Schwerfälligkeiten als einen Tugendbeweis jener bürgerlichen Solidität anrechnet, die neuerdings im literarischen Anstandsbuch der Pariser Komödienschreiber auftaucht? Für die Aufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters wäre auch das kein Grund; denn erinnern wir uns recht, ist dies Haus seinerzeit für etwas anderes als für illegitime Dramatik gegründet worden, deren sich das Stammhaus nebenan zu schämen hätte.

Andernfalls wäre der Weg bis

Digitized by Google

zu solchen „Possen mit allem Komfort“, wie das arme, direktionslose Komödienhaus in den „Hochherrschaftlichen Wohnungen“ von Impekoven und Bredschneider jetzt zu seines Kassierers Wonnen eine gefunden hat, gar nicht mehr so weit. Denn es scheint mir doch fraglich, was am Ende mehr Anspruch auf unser komisches Behagen hat: die geistreichelnde Schaumschlägerei eines Pariser Charmeurs, der einen ganzen Abend von einem witzigen Einfall zehrt, oder die zu Dutzenden aufmarschierenden holzgeschnitzten Situationsspäße eines biedern Bühnenhandwerkers, der um seine eigne und seiner lieben Kollegen Existenz alle Minen springen, alle Puppen tanzen läßt, sogar die welken, längst eingesargten Bälge, die einst vor grauen Tagen das Berliner Volksstück exekutieren sollten. Friedrich Düsel

Hebbels „Genoveva“

Dresdner Schauspielhaus

Der Wunsch, Hebbels Dramen zur Jahrhundertfeier in möglichster Vollständigkeit auf die Bühne zu bringen, darf vor der schwersten und undankbarsten Aufgabe nicht haltmachen, die Hebbel dem Bühnenleiter und dem Schauspieler stellt. Auch ein halber Erfolg bedeutet dann schon viel. Wirklich bezeichnet diese Neuaufführung der „Genoveva“ einen weiteren kräftigen Schritt nach vorwärts auf der Bahn, die das Dresdner Schauspielhaus in den jüngsten Jahren eingeschlagen hat und auf der es wieder zu einer der ersten Bühnen deutscher Zunge sich gestaltet.

Einen unbestrittenen Sieg, wie etwa die „Judith“ des Vorjahrs, konnte „Genoveva“ von vornherein nicht verheißen. Hebbels Erstling ist ganz überraschend bühnengerecht; wie wenig wußte der junge Hebbel von den Wünschen und Ansprüchen des Theaters, und wie gut ist er in „Judith“ ihnen entgegengekommen! Vielleicht ließ er sich gerade durch dieses fast unbewußt erreichte Gelingen zu freierem Schweifen veranlassen, als er sein zweites Stück schuf. Doch nicht nur die übergroße Ausdehnung und der häufige Ortswechsel machen „Genoveva“ bühnenwidriger als „Judith“. Vielmehr erwuchs das Drama von der Dulderin aus einem so starkbewegten, von leidenschaftlichen Gemütskämpfen so tieferschütterten Herzen, daß dem Dichter die künstlerische Freiheit und Unbefangenheit, die allein zu müheloser Bewältigung tragischer Aufgaben führt, nicht zu Gebote stand. Noch war die Entfernung von Erlebnis und künstlerischer Gestaltung viel zu klein, das Erlebnis selbst zu riesengroß und überwältigend, als daß Hebbel die künstlerischen Gefahren gesehen hätte, die dessen dramatischer Formung drohten. Darum meinte er, eine Tragödie schaffen zu können, wenn er schlechtweg dieses Erlebnis in einer einzigen Gestalt, in seinem Golo, sich abspielen ließ. Ein Meisterstück seelischer Zergliederung kam zustande, aber keine Tragödie, eine ebenso folgerichtige, wie bis in die kleinsten Züge aus dem eigenen Inneren geholte und darum wirklichkeitsechte Charakterzeichnung eines einzelnen Menschen, aber kein wohlabgewogenes Spiel der Gegensätze. Den Tragiker Hebbel bewahrte sonst sein starkes Gefühl für die Gegensätze des Lebens vor dem Wahn, daß aus Psychologie allein eine Tragödie aufzurichten sei. Nur die „Genoveva“ wurde ihm zu einer fast monologischen Seelendarstellung. Golos innere Seelenvorgänge und deren Äußerungen beherrschen die Bühne so ausschließlich, daß alle

Digitized by Google

andern Mitspieler beinah zu Statisten werden. Zum Ruhm gereicht es sonst einer Tragödie, wenn der Konflikt nicht von außen in die Menschen hineingetragen wird, sondern aus der Seele der Menschen selbst hervorgeht. Hier aber spielt sich der eigentliche tragische Vorgang so völlig in einer einzigen Menschenseele ab, daß die andern nur willenlose Gegenstände in der Hand dieser einzigen tragischen Bühnenfigur zu sein brauchen: Genoveva nur rein und fromm und standhaft gegen Verführung und schön, Siegfried nur edel und gut und vertrauensvoll. Meilenfern stehen dem Seelenvorgang Golos die Episodenfiguren des verfolgten Juden und des prophezeienden Drago, in denen Hebbels metaphysische Anschauung vom Weltlauf einen schwerfaßlichen, dem unvorbereiteten Zuschauer kaum verständlichen Ausdruck findet. Und die bühnenwirksamste Gestalt des Stücks, Margaretha, kommt im Aufbau der Tragik nur spät zur Wirkung, wenn Golo den Weg vom Guten zum Bösen in sich zurückgelegt und das Böse auch schon aus sich hinausgetragen hat. Ihre Winke treiben Golo nur dann noch weiter, wenn der seelische Verlauf, den Hebbel aus eigenem Erleben holte und der Legende von Genoveva einwob, in die peinigende Quälerei übergeht, die von der alten Überlieferung ihm vorgeschrieben war; in dem Augenblick also, da aus einer seelisch ergreifenden Studie ein zwecklos grausames Ritterdrama wird. Weil aber Golo in dem Stücke alles bedeutet, so gerät das Ganze ins Wanken, sobald der Darsteller nicht völlig den schweren Aufgaben der Rolle gerecht wird. Golo ist ein frischer guter Junge, der aus sinnlichheißer Leidenschaft zum Verbrechen getrieben wird. Er will nicht und er will doch, er läßt sich treiben und hat noch im letzten Augenblick ein „Es kam nur so!“ übrig, um eine Verantwortung von sich abzuwälzen, die wirklich nicht ihm allein zufällt. Er ist nicht nur ein schwarzblütiger geborener Missetäter, der aus seelischer Schwäche mitten in Anfällen leidenschaftlicher Raserei Reueaugenblicke hat.

Freilich wurden die Gelenke, in denen sich Golos Seelenvorgang bewegt, von Hebbel in einer Form vergegenwärtigt, die nicht nur Laubes helle Verzweiflung erweckte, die wir heute noch weniger vertragen als Hebbels eigene Zeit. Das Feinste steckt fast ganz in Reden, die Golo für sich spricht, während die andern, die auf der Bühne stehen, schweigen müssen, nicht einmal Gelegenheit zu stummem Spiel haben und dem Zuseher darum wie Puppen richtiger Buchdramatik erscheinen. Hier muß der Spielleiter von heute kräftig dreinfahren. Und da das Drama überlang ist, liegen Striche besonders dann nahe, wenn Golo dauernd für sich redet. Die neue Dresdner Bühneneinrichtung stammt von einem trefflichen und feinfühligen Hebbelkenner und Hebbelverehrer. Er opferte über anderthalbtausend Verse, strich, auch um den Ortswechsel einzuschränken, alle irgendwie entbehrlichen Szenen, besonders der beiden letzten Akte, schränkte Golos Monologe und sein Beiseitereden möglichst ein, ließ weiterer Kürzung so gut wie nichts übrig; und doch benötigt die Aufführung fast vier Stunden. Auch das neue Bühnenhaus, das dem Szenenwechsel weit günstigere Bedingungen stellen wird, dürfte künftig die Dauer des Stückes nicht wesentlich verringern. Leider aber gingen bei dieser Kürzung in dem

Digitized by Google

Beiseitereden Golos viele Versreihen verloren, die den feineren und doch unentbehrlichen seelischen Begründungen dienen. Eher blieben andere stehen, in denen nicht das augenblickliche Gefühl, sondern die Reflexion sich ausspricht. Und so trugen wohl die meisten den Eindruck heim, daß Golo ein überlegender Bösewicht sei. Ist doch auch unser Theaterpublikum trotz allem, was in letzter Zeit über Hebbel geschrieben worden ist, noch naiv genug, es unbegreiflich zu finden, daß man einem so jungen und unzuverlässigen Gesellen seine Frau anvertraue. Die stärksten Wirkungen brachten die Szene des Juden und alle Auftritte, in denen Margaretha auf der Bühne steht. Die von der Darstellerin virtuos gespielte Hexenküchenszene löste am machtvollsten den Eindruck shakesperischer Kunst aus, von der auch sonst trotz allem so viel in dem Drama steckt. Das Nachspiel war hier eine Notwendigkeit. Schon der reifende Hebbel fühlte diese Notwendigkeit, seitdem er das Publikum näher kennen gelernt hatte. Und dabei stand die ganze Tragödie vor seinen inneren Augen sicher in versöhnlicherem Lichte da, als ihr in der Dresdner Aufführung entströmt. Soweit dieses Licht von dem Maler und dem Maschinisten bestimmt war, tat sich kein Einwand auf. Die Farbenstimmung ist vorzüglich getroffen; nur dem ersten Ansturm, den Golos Leidenschaft auf Genoveva in der Bildszene wagt, schien die Sonne zu hell und zu freundlich. An drei Stellen erklang Musik, zur Stützung der Stimmung während der Prophezeiung Dragos und vor dem Nachspiel; zur Steigerung des Gegensatzes in der Judenszene: hier der Verfolgte, dort die weihevollen Töne des aus der Kirche dringenden Chorals. Weihevoll wirkte in Erscheinung und Wort die Darstellerin der Titelrolle, deutsche Weiblichkeit, wie Hebbel sie träumte!

Oskar Walzel

Dante im Kino*

In London fesselten mich kürzlich auffallende Plakate mit der Aufschrift: „Dantes Inferno“, und unwillkürlich blieb ich stehen, um zu ergründen, was dies bedeute. Man konnte ja nicht wissen — das Interesse für den Divins poeta ist in England angeblich ziemlich rege, und vielleicht handelte es sich um eine neue illustrierte Ausgabe oder um ein Kunstwerk, das ich mir als „Dante-Ikonograph“ nicht entgehen lassen durfte. Und was — o Zeichen der Zeit! — was war es? Ein „Kino“ mehr unter den Hunderten, die allabendlich die Menge in ihre Pforten locken. —

„Dante im Kino“ — wäre es nicht so jammervoll ernst, man wäre versucht, mit Lachen darüber hinwegzugehen. Allein es ist doch leider von typischer Bedeutung und verdient eine kurze Erwähnung an dieser Stelle wohl um so mehr, als dieser Unfug, von Mailand ausgehend, schon bis London gedrungen ist und höchst wahrscheinlich über kurz oder lang auch unser Vaterland unsicher machen dürfte. Natürlich behaupten die Veranstalter, es handle sich bei dem „5000 Fuß langen“ Film um ein hochkünstlerisches Unternehmen. Damit ja niemand hieran zweifelt, ist das vergrößerte Faksimile eines Schreibens aus dem Kabinett des Königs von Italien angeschlagen, worin

* Wir bringen Ludwig Volkmanns Zuschrift um so lieber, als wir aller Wahrscheinlichkeit nach auch in Deutschland mit „Dante im Kino“ beglückt werden sollen. K.-L.

Digitized by Google

dem Verfertiger die vollste Anerkennung ausgesprochen wird. Allein der wahre Geist der Sache tritt alsbald unverhüllt hervor, wenn man die daneben ausgestellten verlockenden Einzelszenen mit möglichst zahlreichen nackten Figuren sieht, und die vielsagende Inschrift liest „Kindern unter 16 Jahren ist der Eintritt verboten". An der Kasse aber stehen zwei junge Burschen, ganz in Rot als geflügelte Teufel gekleidet, und verteilen Programme . . .

Das besondere Interesse am Thema bezwang meinen Widerwillen, und ich ging hinein. Es war gerade der Schluß einer Vorstellung, und vor den zahlreichen, durchweg entschieden halbgebildeten Zuschauern verzehrte Luzifer mit scheußlichen Grimassen drei nackte Sünder, die in seinen drei Mäulern sich zappelnd krümmten, zur Heiterkeit des im übrigen recht manierlichen Publikums. Dann eine kurze Pause, und es ging wieder von vorn an, mit Begleitung eines mäßigen Pianos, auf dem ein bedauernswerter Jüngling ein Ragout aus modernen Opern zusammenhämmerte. Da muß denn zunächst unumwunden zugestanden werden, daß das Ganze als technische Leistung unbedingt bewundernswert ist. Die Szenen gehen in überaus geschickt, ja geschmackvoll gewählten Landschaften vor sich; Dante klettert mit Virgil durch herrliche Dolomitenwildnisse, Charon fährt die Verdammten in seinem Kahn über ein wundervoll glitzerndes und wogendes Wasser u. dgl. m., und die Zusammenordnung und Aufeinanderfolge der mannigfachen, höchst komplizierten und schwer darstellbaren Ereignisse durch ein ganzes Heer von Akteuren ist an und für sich eine Leistung, die einer bessern Sache würdig wäre. Aber schon hierbei mußte natürlich manches die gefährlichste Grenze, die des Lächerlichen, überschreiten, so der schon erwähnte blutrünstige Luzifer, so die maskierten drei Tiere, die Dante im Walde den Weg versperren, der dreiköpfige Zerberus und besonders die Verwandlungen von Menschen in Drachen im 25. Gesange. Das schlimmste aber sind die nackten Gestalten der Sünder, moderne, ordinäre Alltagsmenschen, denen man es ansieht, daß sie lediglich ad hoc ausgezogen wurden, und die nun überdies zur höheren Ehre der Sittlichkeit, Männlein sowohl als Weiblein, fein säuberlich mit Badehosen oder Schamgürteln bekleidet sind. In der Hölle; in Dantes Hölle! Ich bin gewiß der ehrlichste Verfechter der Reinheit des nackten menschlichen Körpers auf allen Gebieten der Kunst; um so mehr aber darf ich es aussprechen: diese Darbietung von notdürftig verhüllten Nuditäten in roher Naturwirklichkeit, und doch unter einem scheinbaren Vorwand künstlerischer Motive ist einfach widerlich, ist im wahrsten Sinne unanständig. Aber gerade sie ist es zweifellos, um derentwillen das Publikum hineinströmt, und so verbindet sich hier mit der Geschmacksverderbnis eine häßliche Spekulation auf die Instinkte der Menge. Überaus deutlich zeigt sich dies auch in den historischen Episoden, die in breiterer Darstellung eingestreut werden — es ist neben der unvermeidlichen, süßlich aufgefaßten Liebesszene zwischen Francesca da Rimini und Paolo vor allem eine möglichst krasse Wiedergabe des Hungertodes des Ugolino und seiner Söhne, sowie die Blendung und der Selbstmord des Pietro della Vigna im Gefängnis, eine Begebenheit, die Dante selbst nicht einmal andeutet und die auch meines Wissens keiner seiner Illustratoren jemals dar-

Digitized by Google

zustellen für nötig gehalten hat; aber so etwas „zieht".

Die große Gefahr derartiger Schaustellungen liegt meines Erachtens gerade in ihrer technischen Vollendung, die ganz natürlich die Bewunderung eines halbgebildeten Publikums erwecken muß — sie verwischt ihm schließlich ganz die Grenzen zwischen Natur und Kunst. Ja, nicht nur bei den Halbgebildeten, sondern auch in den sogenannten gebildeten Kreisen —, wie mir denn ein italienischer Bekannter, der die Vorführung von Mailand her kannte, entgegenhielt, es seien doch wundervolle, echt künstlerische Bilder darin. Dagegen läßt sich freilich nicht viel erwidern, man müßte höchstens etwa meinen, daß die meisten modernen italienischen Illustrationen zur göttlichen Komödie tatsächlich ungefähr auf dieser künstlerischen Stufe stehen. Mir aber, der ich Dantes Hölle mit den Gestalten eines Botticelli, Signorelli, Michelangelo, oder auch eines Flaxman, Blake, Koch und andrer Meister bevölkert zu sehen gewohnt bin, wird man es nicht verdenken, daß ich beim Ausgang aus diesem Inferno die Sterne mit einem kräftigen deutschen „Pfui Teufel" begrüßte. Ludwig Volkmann

Mario Tarenghi

Allzuviele werden es nicht sein, denen dieser Komponist aus seinen Werken bekannt ist. Wer es mit dem Klavierunterricht zu tun hat und dabei das Auge offen hält für die neue Literatur, die sich Lehrzwecken dienstbar machen läßt, weiß, daß Tarenghis Klavierstücke mit zu dem Besten zählen, was man der musizierenden Jugend in die Hand geben kann. Wer sich aber über das, was musikalisch in der Welt vorgeht, ausschließlich im Konzertsaal oder im Laden des Musikalienhändlers aufklären läßt, wird den Namen Tarenghi kaum kennen. Denn auf den Programmen reisender Virtuosen steht er nicht. Dazu fehlt seiner Musik bis zu einem gewissen Grade das konzertierende Moment, das Anspruchsvolle der Technik. Um so gerechtfertigter erscheint es an dieser Stelle, einige Freunde für ihn zu werben.

Man wird Tarenghi nicht ein Genie nennen dürfen, nicht einen Künstler, der — um mit Robert Schumann zu reden — berufen wäre, den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen. Es scheint auch nicht, als ob er selbst danach strebe, den tiefsten und letzten Fragen des künstlerischen Erlebens zur Lösung zu verhelfen, wie wir das in Deutschland an einem Teile unsres komponierenden Nachwuchses leider ohne Aussicht auf Erfolg beobachten können. Er hat aber trotzdem musikalisch etwas zu sagen. Ein Talent also. Unser ganzes Musikleben leidet, in Deutschland wenigstens, darunter, daß wir fast verlernt haben, bei der Suche nach Genies auf die Talente zu achten. So kommt es, daß unsre jungen Komponisten anfangen, sich ihres Talentes zu schämen. Es ist nützlicher für sie, statt ihr frisches, fröhliches Gesicht zu zeigen, ihre Stirn tiefsinnig in Falten zu legen, die Haltung des Genies anzunehmen und mit neuen Ausdrucksformen zu experimentieren. Wer erfahren will, was uns auf diese Weise verloren gegangen ist, braucht nur einmal die deutsche Klaviermusik der letzten fünfzehn Jahre mit dem zu vergleichen, was die Franzosen und vor allem die Russen in diesem Zeitraume auf dem gleichen Gebiete geschaffen haben. Im Falle Tarenghi handelt es sich um einen Italiener. Was er mit einem Teile der musikalischen Vertreter der bei-

Digitized by Google

den genannten Nationen gemein hat, ist die Freude am Klange und an der Tonfarbe. Seine Musik ist nicht der Ausdruck inneren Ringens, sondern ein Klangwerden schöner Empfindungen.

Der Begriff Salonmusik, wie wir ihn jetzt gebrauchen, wird in seinem Inhalte stark mitbestimmt von der Vorstellung des Oberflächlichen. Würde er's nicht, könnte man ihn wohl auf das Schaffen Tarenghis anwenden. Dieses hat zwar mit der Salonmusik die Leichtigkeit der äußeren Gestaltung, die Anmut der Darstellung gemein, wie sie mit wenigen Ausnahmen ja fast allem eigen ist, was Italiener schreiben, aber es zeigt darüber hinaus auch eine ziemliche Tiefe des Empfindungsgehaltes, eine natürliche Wärme und Wahrhaftigkeit des Ausdruckes. Gesteht man dem Südländer die Berechtigung zu, heimatlich zu empfinden und läßt man die Anmut seines Temperamentes als Nationaleigentum gelten, so wird man in seinen Klaviersachen eine wertvolle und interessante Bereicherung der Hausmusik erblicken dürfen.

Es stammen Werke verschiedenster Art von Tarenghi, für Singstimmen, für Flöte, Oboe, Klarinette, Harfe und Orgel. Auch Streichquartette und Sonaten für Violine und Cello hat er geschrieben. Am zahlreichsten aber sind seine Klavierkompositionen. Diese kommen ja auch für die Hausmusik am stärksten in Frage. Schwer spielbar ist keine von den weiter unten angeführten. Höchstens die „Variationen über ein Schumannsches Thema für zwei Klaviere" (Werk 40) erfordern eine etwas größere Fertigkeit als sie dem Durchschnitte leidlich begabter Dilettanten zur Verfügung stehen dürfte. Wo aber die Voraussetzungen zum Spiel auf zwei Klavieren gegeben sind, sollte man sich diese Variationen nicht entgehen lassen. Sie atmen etwas von dem Geist des jungen Schumann, wie denn überhaupt der Einfluß des deutschen Romantikers auf den Italiener mit Leichtigkeit auch sonst noch nachweisbar ist. So stößt man oft genug auf die redenden Schumannschen Mittelstimmen. Freilich reden sie nicht deutsch, sondern eben italienisch, das heißt: was ihnen an Tiefe des Ausdruckes abgeht, ersetzen sie durch den Wohlklang ihrer Sprache. Auch die kleinen Formen der verschiedenen Stücke mit ihren programmatischen Überschriften scheinen bei Schumann ihre Vorbilder gefunden zu haben.

Wer technisch nicht sehr beschlagen ist, der greife zu den beiden „Albums kleiner charakteristischer Stücke" (Werk 41). Das ist so rechte Jugendmusik, natürlich in ihrem melodischen Fluß und voller Lebenskraft. Nirgend stockt die Erfindung, immer treibt sie vorwärts. Dabei wird sie von einer so bemerkenswert charakterisierenden Harmonik unterstützt, daß sich auch große Leute an ihr erfreuen können, wenn sie technisch längst über sie hinausgewachsen sind. Ein wenig mehr Ansprüche stellen die beiden Hefte „Eindrücke und Stimmungen" (Werk 47). „Impressions et Sentiments" heißen sie auf dem Titel. Warum nur immer französisch? „Impressioni e sentimenti" hätte dasselbe gesagt. Kein Deutscher könnte daran Anstoß nehmen, handelt es sich doch um eine Musik von ausgesprochen italienischem Wesen, die in Italien (bei Carisch & Jänichen-Mailand, wie alle in diesem Zusammenhange genannten übrigen Stücke auch) verlegt ist. Aber es scheint eben, daß anderwärts manchem das Zöpfchen auch noch hinten hängt, ganz wie

Digitized by Google

bei uns. Vielleicht stellen sich in Italien manche Menschen unter „Impressions“ etwas Künstlerischeres vor als unter „impressioni“. Es gibt ja auch in Deutschland noch Tonsetzer, die in deutschen Verlagen erscheinende Stücke hartnäckig mit französischen Köpfen versehen.

Ob man die „Pages intimes“ (zwei Hefte, Werk 56 und 60), die „Causeries musicales“ (Werk 55) oder sonst eins der vielen anderen Stücke mit ihren ebenfalls meist französischen Titeln zur Hand nimmt, immer wieder wird man gefesselt von dem feinen Charakterisierungsvermögen Tarenghis, von dem Geschick, mit ganz wenig Mitteln melodisch ebenso wie harmonisch und rhythmisch verhältnismäßig viel zu sagen und mit Sicherheit scharf in die Stimmung hineinzuzwingen, auf die die Überschrift hindeutet. Wer der italienischen Sprache mächtig ist, findet in den „Liedern und Romanzen“ musikalische Gebilde von bestechender Zartheit, die der Form ziemlich nahestehen, in der Peter Cornelius das Lied handhabte. Damit soll nur das Äußere und die durchsichtige Klarheit des begleitenden Klaviersatzes gekennzeichnet sein, nicht ihr Wesen; denn in dieser Hinsicht weist schon die Vorliebe für das melodische Umspielen eines Tones in der Singstimme deutlich auf eine Beeinflussung durch den italienischen Volksgesang hin. Aber in einem anderen Punkte berühren sich Cornelius und Tarenghi: in der geschmackvollen Auslese der Poesien, die den Liedern zugrunde liegen.

Übersetzt sind von den mir bekannten Gesangskompositionen nur die „Vier Gesänge für Frauenchor“, und diese leider nicht immer gut, so daß zuweilen sprachliche und musikalische Deklamation gegeneinander gehen. Wo es also durchführbar ist, wird man besser tun, es beim Italienischen zu lassen oder mit einigen leicht anzubringenden textlichen Änderungen das rechte Verhältnis zwischen Wort und Ton im Deutschen herzustellen. Dazu bedarf es nicht einmal fremder Sprachkenntnisse. Die Literatur guter Kompositionen für Frauenstimmen ist nicht allzu umfangreich. Darum erfreut es auf diesem Gebiete mehr als anderswo, einem Tonsetzer zu begegnen, der die eigenartigen Reize gerade dieser Kunstgattung, ihren Duft und ihre leichte Biegsamkeit, voll auszunützen versteht. Übrigens erfordern die Chöre durchaus keine starke Besetzung. Drei oder vier Stimmen werden mitunter sogar von besserer Wirkung sein. Artur Liebscher

Otto March †

Der Tod mäht derzeit grimmig unter den deutschen Architekten von Namen. Binnen ganz kurzer Zeit hat er Wallot, Rieth, Habich, William Müller, Kiehl, Horath hingerafft, und ihnen ist jetzt auch March gefolgt. So viele Namen, so viele in sich abgeschlossene Künstlercharakterköpfe. Der vielseitige Reichtum unseres Kunstlebens, der sich in ihnen verkörpert, möge uns über den Verlust einigermaßen trösten.

March war der eigentliche Führer der Berliner Architektenschaft, weit mehr als man bei deren widerspruchsvoller Zerrissenheit hätte vermuten mögen. Auch mehr als man es nach außen hin bemerkte. Vielleicht erkennt sogar die Berliner Architektenschaft selbst erst nach seinem Tode klar, wie sehr March sie geleitet hatte. Seine Führung war kaum fühlbar, leise und vorsichtig gewesen. Er hat sich Vertrauen und Gefolgschaft erworben nicht durch tönendes Auftreten, nicht

Digitized by Google

in stürmischen Versammlungen, sondern durch die überzeugende Klarheit und Wahrheit seines Handelns, seines Wesens, seines Vorbildes, seiner Ziele. Seine vornehme untadelige Persönlichkeit ragte inmitten des Berliner Cliquenwesens und rücksichtslosen Machtkampfes in selbstloser Reinheit hervor, und über die Häuflein der sich um Tageslorbeeren, Einfluß und Gewinn Balgenden hinweg war sein Blick fest und ruhig auf das große Ziel gerichtet, dem er alle, die Willigen und die Widerstrebenden näher bringen wollte. Solch ein Mann imponiert auch heute noch, auch den Berlinern, darum machte vor ihm die Gehässigkeit der Feinde, wie die Schmeichelei der strebsamen Anhänger verlegen halt. March war der Mann unbedingten Vertrauens aller.

Und sein Ziel? Vielleicht läßt es sich kurz dahin zusammenfassen: er wollte das geistige Band wieder um die Scherben schlingen, in die eine ungeschickte Übergangszeit zwischen zwei Kulturabschnitten unsere Baukunst geschlagen hatte. Er sah nicht das kleinliche der Einzelaufgaben, sondern er sah diese im Zusammenhang mit dem Gesamtbilde; das Haus als Teil der Straße, die Straße als Teil der Stadt, die Stadt als wichtigstes Lebensorgan des Staates. So kam er dazu, in die trostlose Zerfahrenheit des von hundert kurzsichtigen Geistern zusammengetürmten Berliner Häusermeeres mit der Fackel des Wettbewerbs „Großberlin“ hineinzuleuchten. Und so rief er die Charlottenburger Städtebauausstellung 1910 ins Leben, eine Kulturgroßtat, die mit einem Schlage den Städtebau in den Brennpunkt des allgemeinsten Interesses rückte, Staat und Gemeinden ihre Unterlassungssünden vorhielt und alle bisherigen verstreuten Verbesserungsversuche in ein gemeinsames Bett leitete. Daß als Quittung darauf die betrübliche Ausschlachtung des Tempelhofer Feldes mit zynischem Hohn präsentiert werden konnte; daß die theoretischen Ergebnisse des Wettbewerbs Großberlin heute noch so himmelweit von ihrer Verwirklichung entfernt sind wie je, beweist nichts gegen Marchs Arbeit beweist im Gegenteil, wie kühn sein Geist sich über das Unzulängliche der Gegenwart hinweg zum Bahnbrecher und Verkünder großer Zukunftsaufgaben emporschwingen konnte.

Denkt man an March, so ist man geneigt, ihn in erster Linie als Organisator und weitschauenden Führer zu hohen Zielen zu feiern. Wäre er nichts von alledem gewesen, so würden seiner Hände Werke, seine am Beginn unserer wiedererwachenden Wohnkultur stehenden Landhäuser, seine fortschrittlichen Kirchenbauten, seine Theater und Sportsanlagen genügen, den feinsinnigen und abgeklärten Baukünstler, den Schöpfer des aussichtsreichsten Opernhausentwurfs für Berlin unsern Besten beizugesellen.

Emil Högg

Jubiläumsausstellung der Akademie in Berlin

Zur Vorfeier des Regierungsjubiläums unsres Kaisers hat die Berliner Akademie der Künste eine umfangreiche Ausstellung veranstaltet. Wäre die Akademie, was sie sein sollte: die Vereinigung der Besten, Schirmerin aller echten Äußerungen bildender Kunst, so hätte eine Ausstellung, die das letzte Vierteljahrhundert deutscher Kunst repräsentieren wollte, etwas Schönes und sogar Bedeutendes werden kön-

Digitized by Google

nen. Allerdings wäre es zweifelhaft, ob eine solche Jubiläumsausstellung sehr nach dem Geschmack des Kaisers gewesen wäre. Eine „Huldigung der Kunst“ in dem Sinne von „Das bin ich geworden, weil mir ein Augustus blühte!“ hätte sie nicht dargestellt. Sie hätte eher gesagt: „Das bin ich geworden so ziemlich aus eigner Kraft.“ Es gibt eine satirisch-symbolische Vignette: auf erhöhtem Postament in einer kostbaren, adlergeschmückten Vase ein kümmerndes, mageres Pflänzchen, aber aus einem ganz gewöhnlichen Blumentopf, der unbeachtet auf der untersten Stufe des Postaments steht, rauscht ein Lorbeerbaum in kühnem Schwung mächtig darüber hin. „Kein augustisch Alter blühte.“ — Aber man könnte sich vorstellen, daß bei diesem Anblick auch in einem Fürsten die Freude über den schönen, vollen, reichen Blütenbaum, der aus dem Mutterschoß seines Volkes willig und eigenwillig wuchs, größer sein könnte, als der Schmerz darüber, daß das eigne Pflänzchen, im engen Hof gezogen, trotz des prunkenden Gefäßes ein saftloses Bäumchen blieb, ohne Sonnengnade. In der Jubiläumsausstellung wie sie ist, wird der Kaiser kaum in irgendein Gefühlsdilemma geraten.

Man wird den Akademieausstellungen gern nachsagen, daß ihre Veranstalter in den letzten Jahren sich redlich bemüht haben, sie etwas zu heben. Aber die Akademie steckt zu tief in ihrer alten Haut, man glaubt nicht recht an Echtheit, wenn man ein paar frische Farben obendrauf sieht. Sie kommen einem vor, wie etwa der Kolorismus, mit dem sich Hugo Vogel auf dieser Ausstellung in seinem neuesten Werk als kühner Stürmer gebärdet. Solange die Reform nicht tiefer ansaßt, wird der Charakter der Akademieausstellungen einen zwitterigen Anstrich behalten. Man findet auch auf dieser vieles, was aus dem frischen künstlerischen Leben einen Hauch in die akademische Schulstubenreinheit bringt, vieles, vor dem man sich vor einigen Jahren in der Akademie noch bekreuzigt hätte. Aber das bedeutet doch immer nur Konzessionen und Konzessiönchen, die man dem Leben macht. Selbst ein Hans Thoma mußte schon recht alt werden, bis man ihn da zu Gaste bat, wo er längst zu Hause sein sollte. Überdies ist er nur mit zwei durchschnittlichen Landschaftsbildern zu sehen, die seine Kunst nicht nach Verdienst vertreten. Gewiß ist es schön, neben Thoma auch noch Trübner, Corinth, Habermann und Klinger zu finden. Selbst die Einladung eines Stuck, so wenig ich diesen Künstler zu den großen zählen möchte, wirkt hier sympathisch. Und unter den Plastikern Hildebrand, Tuaillon, Lederer, Klimsch, Hahn und Kolbe anzutreffen, ist erfreulich. Aber hinter all dem „modischen“ Aufputz steht doch unerschütterlich der alte Geist Anton von Werners, der noch immer der Hausgeist dieser Räume ist. Er hat leicht herrschen und sich behaupten, da er dem königlichen Herrn des Hauses als der beste Verwalter des anvertrauten Gutes und als frommer und getreuer Knecht erscheint.

Als solcher hat er auch in dieser Ausstellung dem Kaiser die adlergeschmückte Prunkvase dargereicht mit dem kümmernden, aber lobgepriesenen offiziellen Kunstpflänzchen in der Mitte. Von dem rauschenden Baum hat er nur eine Anzahl grüner Zweiglein als schüchternen Schmuck um dieses edelste Gewächs herumgestellt.

Erich Vogeler

Digitized by Google

Staatsgalerien und Kunsthändler

Ein angesehener Künstler schreibt uns:

„Zuerst der Fall Nemesz.

Ein ungarischer Kunsthändler besitzt eine Sammlung alter Meister, welche ganz im Geschmacke des ungarischen Kunstschriftstellers Meier-Gräfe zusammengesetzt ist, ein paar Hauptwerke des eben »entdeckten« Greco enthält, usw. Diese Sammlung soll versteigert werden. Wie macht man am besten für sie Reklame? Durch deutsche Kunstgelehrte und die niaiserie allemande. Also: Tschudi wird veranlaßt, diese Sammlung eines Kunsthändlers auszustellen, da aber in der Münchner Alten Pinakothek die Anwesenheit eines Kunstladens nicht angeht, so muß er sie ausstellen als eine unveräußerliche Privatsammlung, die den Münchnern zeigen zu dürfen ein besonderes Glück ist. Tschudi selbst muß in einem Aufsatze diese kostbare Privatgalerie feiern als ein Muster, wie man sammeln soll; er muß Nemesz feiern als neuen Typ, den Sammler aus Temperament. Worauf dann dieser Sammler aus Temperament leihweise je für ein paar Wochen auch anderen deutschen Galerien gütig seine Bilder überläßt, während der deutsche Zeitungswald einige Monate lang das Echo weitergibt: Sammelt wie Herr von Nemesz. Nun war freilich schon in München geflüstert worden, daß Herr von Nemesz ursprünglich Nehemia hieße und jetzt für ungefähr 200 000 Mark Bilder aus der Pinakothek weg nach Mannheim verkauft habe. Aber auf solchen Klatsch gibt kein anständiger Mensch etwas. Der wartet, bis die Sache geraten ist, bis jetzt die Zeitungen kurz, höchst kurz melden: »Die Sammlung Nemesz wird jetzt in Paris zur Auktion kommen.«

Alle, die Tschudi kannten, sind fest davon überzeugt, daß er selbst hinters Licht geführt wurde und niemals wissentlich die Hand zu solchem Handel gegeben hätte. Ich betone das ausdrücklich und schließe mich dieser Meinung an, um das, was ich hier Tschudi zum Vorwurf mache, später allgemein zu mehreren Beispielen sagen zu können. Es handelt sich darum, zu zeigen, in welcher allzu vertrauensvollen Weise sich heute Galeriedirektoren von Kunsthändlern für deren Zwecke gebrauchen lassen. Ein dem ersten Fall ähnliches Beispiel bietet ein deutscher Galeriedirektor, der einmal seine Person dafür einsetzte, einen Kunsthändler-Ausverkauf Van Goghscher Bilder zu fördern. Warum? Ward für Van Gogh-Verkäufe nicht ohnedies genug Reklame gemacht? Ist nicht das Vorgehen von Nemesz dafür äußerst charakteristisch, daß nicht etwa bei uns diese Bilder so teuer bezahlt werden müssen, weil sie auf dem Weltmarkte so hohe Preise haben, sondern daß sie auf dem Weltmarkte die hohen Preise bekommen dank der Geschicklichkeit der Händler, welche sich die deutschen Autoritäten als Zugpferde an ihren Handelswagen spannen?

Ein Beispiel anderer Art. Die Bilder Karl Schuchs, des Freundes und Arbeitsgenossen von Trübner, sind bis lange nach Schuchs Tod wie etwas Wertloses ganz übersehen worden. Dann wurden sie »entdeckt«. Und schon seit ein paar Jahren kostet ein gutes Schuchsches Bild seine paar tausend Mark. Da kommt ein geschickter Händler, kauft schweigsam durch längere Zeit auf, was er nur an Bildern Schuchs finden kann, kommt dann mit einer

Digitized by Google

guten Sammlung auf den Markt und fordert nun für ein Schuchsches Bild 20—30 000 Mark. Und jetzt, zu diesen Preisen, kauft endlich die Berliner Nationalgalerie zwei Landschaften von Schuch. Die werden im »Tag« abgebildet, und eine Note dazu gesetzt: »Aber dreißig Jahre blieben diese Bilder unbekannt, um nun ungeahnt hohe Preise zu erzielen« — folgt der harmlose Zusatz: Mit Genehmigung der Galerie Karl Haberstock in Berlin. Warum geschieht das? Beide Bilder sind durchaus nichts Ungeheuerliches, was eine Staatsgalerie um jeden Preis haben müßte. Die kleinere Landschaft ist eine gediegene, stille Arbeit, die den schwächeren Freund Trübners zeigt; die große ist ein Kompromiß zwischen akademischer Komposition und Trübner, stellenweise sogar unklar, mehr ein Beweis für Schuchs Grenzen als sein Können. Ein paar Jahre früher, als auch schon alle Kenner von Schuch wußten, wären diese Bilder um den zehnten Teil ihres jetzigen Preises zu haben gewesen. Wirkt hier in der Tat ein früherer Berliner Kritiker mit, der mit Haberstock wie mit der Leitung der Nationalgalerie befreundet ist und sogar, wenn er Maler zu einer Verbindung mit Haberstock gewinnen will, gelegentlich darauf hinweisen soll, daß er ein Bild des betreffenden Malers in die Nationalgalerie zu bringen vermöge?

Wir betonen, obwohl wir diese Betonung sogar für überflüssig halten: es ist vollständig ausgeschlossen, daß die Galerieverwaltung anders als ahnungslos diesen Dingen zum Opfer fällt. Es ist kein Vorwurf gegen Tschudi, daß er Nemesz nicht durchschaute, und es ist kein Vorwurf gegen Justi, wenn er seine Berater überschätzt. Ein für seine Ideale begeisterter Kunstgelehrter verbringt sein Leben unter Verhältnissen, die für das Treiben des Kunsthandels nicht vorbereiten. Aber wir halten es für angebracht, hier einmal laut zu warnen. Unsere Kunstgelehrten sollten sich mehr verschließen gegen alle Ereignisse des Kunstlebens, welche gemacht werden, und sich unabhängig persönlich mit der werdenden Kunst in Fühlung halten. Das Schicksal unserer Staatsgalerien ist es seit Jahrzehnten, schweres Geld zu brauchen, um alte Fehler gutzumachen und die Werke posthum erkannter Meister von Händlern zu erstehen. Kann man nicht endlich dieses Übel gründlich beseitigen, indem man sich Klarheit über seine Gründe schafft? Diese liegen meistens darin, daß die Kunstgelehrten in die Niederungen nicht hinabsteigen, in denen die um ihr Dasein kämpfenden lebendigen Maler sich aufhalten müssen. Von gewandten Mittelmännern, denen reichlichere Verdienste das Leben im Frack ermöglichen, werden sie dann hinters Licht geführt."

Diese Darstellung ist sicher „einseitig". Schon die amtliche Erklärung der Regierung beweist, ein wie geringer Prozentsatz von Bildern der Nationalgalerie nicht von den Künstlern selbst gekauft worden ist. Der Fall mit Schuch bedeutete eine seltene Ausnahme. Aber mit dem Bewußtsein von solcher „Einseitigkeit" wollen wir uns ja nicht zufrieden geben. Die verschiedenen Entdeckungs-Rummel des letzten Jahrzehnts und anderseits das verblüffende und durch nichts wieder gutzumachende Übersehen eines so großen, aber auch so spärlich produzierenden, also bald so „rar" werdenden Künstlers wie Welti bei seinen Lebzeiten sind Erscheinungen, die zur Aufmerksamkeit dringend einladen.

Digitized by Google

Theodor Fischers Stuttgarter Kunstgebäude

Als Fischer nach einigen, an Beeinflussung der Jugend höchst ertragreichen Jahren aus Stuttgart schied, vielleicht ein wenig enttäuscht, weil die großen Aufgaben an ihm vorbei gingen, gab ihm König Wilhelm II. den Auftrag, auf der Stelle des abgebrannten Theaters, hart neben das Schloß, ein Kunstausstellungsgebäude zu errichten. Das war wahrhaft königlich gedacht und Fischer konnte so seiner Kunst an der bedeutsamsten Stelle der schwäbischen Residenz ein Denkmal setzen.

Dieses Haus wird im Mai durch eine große Kunstschau seinem Zweck übergeben werden; es hat kürzlich seine Weihe erhalten durch ein Fest, in dem die Künstler dem fürstlichen Mäcen huldigten. Dieses Geschenk des Königs ist eine Tat, die ihresgleichen sucht, zumal im nördlichen Deutschland; wenige Monarchen wissen so mit taktvoller Zurückhaltung und bescheidenem Vertrauen in die schöpferische Kraft des Künstlers der Kunst wirklich Bahnbereiter zu sein.

Fischer erhielt durch diese Gesinnung, die ein Hineinreden von Rücksichten und Kollegialweisheiten ausschied, den freien Arm zur Unbefangenheit. Er konnte es wagen, an einen Platz, der von Horizontalen umzogen ist, ein Bauwerk zu stellen, das zentral gedacht ist und daraus auch seine Kuppelvertikalen empfängt. Natürlich hat es in Stuttgart über dies Wagnis große Aufregung gegeben, denn bei diesem Platz, der allen ans Herz gewachsen ist, hat jeder eine Normalvorstellung, wie das gemacht werden muß und nicht anders gemacht werden kann. Aber der württembergische Kultusminister wird wohl recht haben, wenn er in der Kammer neulich ausführte, daß eine künftige Zeit den Schönheitswert dieses Baues billig und ohne Streit anerkennen wird.

Das, was man dem Gebäude vorwerfen darf (es trifft auf manche neuere Arbeit des Künstlers), ist dies: daß die einzelnen Partien nicht völlig aus einem entworfen sind, sondern von verschiedenen Gesichtspunkten aus. So ergeben sich Überschneidungen, die stören; das gilt namentlich für den Dachansatz der runden Zentralhalle, der nur auf der Rückfront sichtbar wird. Das Leichte und Elegante gerade des Mittelbaues, das bei einiger Entfernung so reizvoll wirkt, erhält durch die Umbauten in der Nähe eine Gedrücktheit, die man bedauert, da sie mit ein, zwei Meter höherem Dachansatz hätte vermieden werden können.

Die Einzelstücke aber, für sich genommen, sind köstlich. Das gilt für die Vorhalle, die Kuppellaterne, den Festraum. Die weite lichte Halle, in gelblichem derben Muschelkalk, grenzt den breiten, sonnigen Schloßplatz an; eine kräftige Plastik schmückt die Felder zwischen den Bogen, die Einzelheiten der Kapitelle, der Türfelder haben eine heitere Frische. Das südliche Motiv der Loggia erfuhr hier eine glückliche Übersetzung aus feierlicher Monumentalität in weiträumige Behaglichkeit.

Die Kuppel, die das Wappentier, den Hirsch, trägt (von Habich), hat eine höchst glückliche Silhouette; ihre Segmente sind Lichtschachte für den großen Rundsaal. Die Maße des ganzen vielleicht etwas schwerer als für die statische Notwendigkeit; aber wenn die Sonne mit scharfer Beleuchtung das Hell und Dunkel scheidet, gewinnt die Laterne eine ausdrucksvolle Eleganz.

Digitized by Google

Der Rundsaal, über dem die Kuppel steht, hat das Glück, nicht „angefochten“ zu sein. Er ist raumkünstlerisch ein Wagnis und ein Gelingen. Die Wölbung steht nicht unmittelbar auf der Stützwand, sondern löst sich von der Decke weg, die angesetzt erscheint. Die Verwendung der Farbe ist sparsam, aber an ein paar ordnenden Stellen stark akzentuiert.

Die Abbildungen mögen, soweit das ohne die Illusion der Farben, des Lichts und der Luft eben geht, von dem Willen des Künstlers eine Vorstellung geben; manche Teile sind noch nicht völlig freigelegt. Theodor Heuß

Die Anbetung der Mannequins

Berlin hat in diesen Frühlingstagen eine künstlerische Sensation gehabt, von der die Seele, die Sinne, die Nerven Snobs noch lange in seltsam matter Erregung nachzittern werden. Man denke: In einem richtigen Kunst- und Kunstgewerbesalon, der mit „Marguérite Carré“ parfümiert war, produzierten sich lebende Mannequins in den neuesten Wiener Frühlingsmoden. Frühling, Mannequins, Wiener Werkstätten ... Ah, Snob überkommt es wie Offenbarungen einer neuen Religion; mindestens, mindestens! Mannequins? Nein, Göttinnen, Göttinnen! Und zitternd in Ekstasen, Inbrunst, Visionen, Verzückungen stürzt Snob auf den dunklen Teppich nieder, und umwittert von schwüler mystischer Atmosphäre seiner Träume kann er nur noch stammeln, in der höchsten Fistelstimme .... Impressionen, ah, Feuilleton-Impressionen ... „Das Innere eines Doms“, „kathedrale Stimmung“, „katholisch schimmern die Alabasterleuchter“, ah, ein Spiegel, „das ist Macbeths Spiegel: denn in langen Reihen, mit bedeutenden Pausen, ziehen nun phantastische Gestalten im Scheinwerferlicht vorüber“, „wir träumen“ ... „Dann naht eine Schlanke“ (im gestreiften Wollrock), „eine Phantasie von dunklen Zweigen umgittert diese schwebende Erscheinung“ ... „Eine hohe, sehr breitschultrige, langhüftige, dabei flache brünette Frau erscheint; die Nase ist gerade und lang, die Augen liegen weit auseinander, wie bei frühgriechischen Statuen. Es ist Athene, wieder in der Welt erschienen.“ Ah, „ist diese dort nicht Artemis, in der plissierten Tunika? ...“ O, und dort nicht „Juno im heraldischen Mantelschal“? Aber „apfelblütenschwer und dennoch wie beflügelt, so schwebt die Jüngste herein, von einer weißen Schaumwolke umsprüht... Ich aber dachte: kein Schal, kein Hut, nur Sekt, nur Schaum: das ist gewiß Aphrodite“ ... göttergleich und -ähnlich scheinen die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's! Aus der Betäubung richtet Orest sich auf. Nein noch nicht. Seid ihr auch schon herabgekommen? Wohl, Schwester, dir! Noch fehlt Elektra. Da, „wieder erschien Athene mit den langen Hüften, ganz blauweiß kariert“ ... Aber dort „ein seegrüner Rock, der eng ist, wie die engste Hose, über dem Schoß gerafft“ ... „Sind es nicht an hundert bunter Träume? Schweigsam, aber doch in Bewegung? Eine Phantasie in grauem Perlenüberwurf, mit sehr tief auf den Hüften liegendem bunten Blumengürtel kommt es da geschritten: eine Wiener Vestalin“ ... „Dann ein Phantasma aus Orange, schwarz gerändert, schwer hängend unter dem Blumenhut: ganz wie jener blütenschwere Riesenfalter, den ich am

Digitized by Google

Aquator sah“ ... Noch einen! reiche mir aus Lethes Fluten... Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen hinweggespült.... Langsam kommt Snob aus seiner Entzückung zu sich, bleich, mit zitternden Knien wankt er aus dem Dom, der Kathedrale mit Macbeths Spiegel....

Was denn, ein Modeberichterstatter, der sich mal im „interessanten“ Feuilletonstil übt? O bitte, nein: jemand, der soeben ein sensationelles Buch gegen Wagner schrieb. So ist der Snob von heut. Wagner? Er lächelt kühl; o, von Wagner ist er „entzaubert“. Aber da Snob doch wohl nicht leben kann ohne die Ekstasen eines Kults, il ya une fibre adorative dans le coeur humain, — vom Zauber der Mannequins übermannt stürzt er anbetend in den Staub. Den Mann hat er vom Thron gestoßen, die Mannekens erhebt er auf den Altar. —

Um den „Wiener Werkstätten“ nicht unrecht zu tun: es ist sehr zu begrüßen, daß sie sich der Mode angenommen haben. Von diesen Frauenkleidern war manches ein angenehmes Bild, hübsch, apart, anmutig. Nicht im Wesen der Pariser Mode entgegen, nein, eigentlich nur eine andre Nuance, aber eine von wirklich künstlerischem Geschmack, sympathisch, freier. Wer die sonstigen kunstgewerblichen Schöpfungen der „Wiener Werkstätten“ kennt, wird sich auch den Charakter dieser Kostüme leicht vorstellen können; es ist dieselbe Art. Man wird bei den Wiener Sachen die tiefere Originalität in Kraft und Sachlichkeit der Formensprache meist vermissen, es ist — Geschmack, etwas mehr an der Oberfläche Sitzendes, Dekoratives. Bisweilen spreizt sich dieses wohl etwas wichtig, aber immer wieder wird die Buntheit raffiniert gedämpft und harmonisiert in einem sichern Traditionsgefühl; man spürt noch die gewisse Feinbehaglichkeit einer altlebendigen Kultur, mit der leichten Koketterie des lebendig Alten. Und auch in diesen Moden war bei allem modern und mondän Betonten, auch Gesuchten, manchmal solch ein bißchen von diesem Altwienertum, so eine warme liebe Jungmädelhaftigkeit. In den Kostümen. Und man dachte, es wäre noch schöner, wenn diese Kleider nicht bloß so von den Mannequins (deren Langhüftigkeit, gerade Nase und archaistische Augenstellung Snob in Wonneschauer stürzten) zur Schau gestellt, sondern von Frauen voll Geist, Seele und feiner Bedeutung getragen, belebt, beseelt, aus dem Bild und Modell zum Leben verpersönlicht würden.

So konnte man denken. Man. Aber ist Snob — man?

Erich Vogeler

Vorsicht beim Freilegen!

Heut geben wir den Lesern ein Paar recht lehrreiche Bildchen aus Hersfeld mit. So sah das Plätzlein mit Rathaus und Lullusbrunnen ehedem aus, als die alten Häuser vor der Stadtkirche noch standen, und so sieht es dort heut aus. Damals: das Rathaus behäbig stattlich, vor dem Häuser-Gegenüber wie der Bürgermeister in Amtstracht vor einer Bürger-Deputation, der Brunnen meisterlich am rechten Platz, die Kirche unvordringlich, wie Andacht sein soll, aber bemerkbar genug nahbei, der kleine Säulchenvorbau das Bauliche köstlich vermittelnd, als wollt er locken: kommt nur hier hinter, hier gibt es auch noch was. Das Freilegen hat alle Poesie weggebracht. Nicht nur die in den alten Häusern, alle. Der Kirchenchor macht das Rathaus

Digitized by Google

klein, den Brunnen fehl am Ort, den Raum zum Loch. Aber der Chor selber hat auch nichts davon, im Gegenteil, er fühlt sich in seiner Massigkeit gar nicht wohl, und hör ich recht, so flüstert der alte Gemäuergeist die Frage: „Habt ihr denn nicht gemerkt, Wohlweise, daß man mich so gebaut hat, weil man auf eure Gescheitheit hoffte, mich umstellt zu lassen? Merkt ihr denn nicht, daß ich für einen engen Platz gemacht bin, von dem man an mir hinaufguckt?“

Der Mauergeist soll nicht schelten: vielleicht mußten die Zwischenbauten weg. Zu eng, zu morsch, zu ungesund — nehmen wir höflich an: sie mußten. Aber nun setzt, verehrliche Hersfelder, an diese Stelle auch, was dem gesunkenen Alten bei aller Wahrung des Praktischen entspricht! Laßt ja den Platz nicht „frei“ und verrückt den Brunnen nicht. Ein Künstler kann euch etwas dahinstellen, an dem noch Enkel und Enkelkind Genuß haben. Wißt ihr nicht welcher, so berät euch gern der Dürerbund. A

Anzeigen als Anzeichen 15

Aus verschiedenen großen Zeitungen:

Hausbesitzer!

Eine grosse Firma will in allen deutschen Städten mit mehr als 20 000 Einw. Reklameschilder auf den Dächern solch. Gebäude anbringen lassen, die von der Hauptverkehrsstrasse gut zu sehen sind. Aufstellungsarbeiten werden von der Firma selbst ausgeführt. Beschädig. des Daches sind ausgeschlossen; Miete ist also für den Hausbesitzer bare Nebeneinnahme. Gef. Angebote mit genauer Angabe d. Lage des Hauses erb. an: X. Y. Z.

Wielange wird sich Michel das gefallen lassen?

Unternehmungsgeist und Volksvermehrung

In Frankreich werden aller Augenblicke neue Vorschläge ausgeheckt, wie man dem um sich greifenden Neomalthusianismus am besten entgegenwirken könne. So ist Leroy Beaulieu auf den Gedanken gekommen, Staat, Departement und Gemeinden sollten künftig nur noch Beamte anstellen, die verheiratet sind und mindestens drei Kinder haben. Auch beim Aufrücken solle die Kinderzahl ins Gewicht fallen. Ferner möge der Staat für jedes dritte und jedes weitere Kind Prämien von 50 Franken aussetzen. Da Frankreich etwa 800 000 Beamte beschäftigt, würde sich allerdings ein erheblicher Bevölkerungszuwachs ergeben, wenn jeder drei Kinder hätte. Für Prämien wären gleich im Anfang 15 Millionen Franken aufzubringen, weil man auch bisher noch 300 000 dritte Geburten jährlich in Frankreich zählte.

Es kann nichts Verkehrteres geben als diesen Vorschlag. Der Kinderreichtum eines Volkes hängt ursächlich zusammen mit seinem wirtschaftlichen Unternehmungsgeist. Je unternehmender ein Volk ist und je ungehinderter es seine wirtschaftlichen Fähigkeiten zu entfalten vermag, desto rascher eilt die Nachfrage nach Arbeit dem Angebot voraus und desto geringer ist bei den Familienvätern die Sorge um die Zukunft ihrer Nachkommenschaft. Weil sich für jedes Kind, sobald es arbeitsfähig ist, eine aussichtsreiche Stellung findet, denkt niemand an Malthusianismus. Die Entwicklung des englischen Volkes zur Zeit seines größten politischen und wirtschaftlichen Aufschwungs veranschaulicht dies. Von 1528 bis 1754 nahm die Bevölkerung im vereinigten Königreich durchschnittlich jedes Jahr um 25 000 Köpfe zu; von 1754 bis 1898 dagegen um 200 000. Im ersten Zeitraume war die Auswanderung fast gleich Null; im zweiten wuchs sie immer stärker an; schließlich hatten 8 400 000 Menschen die heimat-

Digitized by Google

lichen Gestade verlassen. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte England fast für die ganze Welt eine wirtschaftliche Alleinherrschaft erlangt, worin es sich bis zu den jüngsten Jahrzehnten behauptete. Für den englischen Unternehmungsgeist gab es unbegrenzte Möglichkeiten, und folglich auch für die englische Volksvermehrung. Staatsämter galten daher nicht viel, Kaufleute, Fabrikanten, Unternehmer, Ingenieure usw. waren mehr geachtet als Beamte.

Je mehr dagegen in einem Volke der private Unternehmungsgeist nachläßt, um so stärker wird der Zudrang zu den Staatsstellungen und um so höher steigt die Wertschätzung der Beamtenlaufbahnen an und für sich auf Kosten der freien Berufe. Während nun die privaten Erwerbsmöglichkeiten unbegrenzt zunehmen können, ist das bei denen im Verwaltungs- und Heeresdienst durchaus nicht der Fall. Deshalb sind sie leicht erschöpft, und in einer Gesellschaft, wo sie übermäßig bewertet werden, übersteigt das Arbeitsangebot für sie rasch die Nachfrage. Den Familienvätern wird es bange um das Schicksal ihrer Nachkommenschaft, und deshalb beschränken sie die Zahl ihrer Kinder.

Die Franzosen waren einmal wirtschaftlich das unternehmendste Volk Europas, aber sie sind es nicht geblieben, weil sie es nicht lassen konnten, für ihre Eroberungs- und Ruhmsucht immer wieder nutzlos Kräfte zu vergeuden. Ein Kind dieser Ruhmsucht ist das Revanchebedürfnis, das sie seit dem siebziger Kriege beseelt. Die Augen starr auf das Loch in den Vogesen gerichtet, haben sie ihren wirtschaftlichen Unternehmungsgeist vollends verkümmern lassen, ihre Kinder vorzugsweise für Staats- und Heeresdienst erzogen und ihre Ersparnisse seit Abschluß des Bündnisses mit Rußland der russischen Despotie zur Verfügung gestellt, statt sie für den industriellen Wettbewerb mit andern Völkern aufzuwenden. Allerdings haben die herrschenden Kreise in Deutschland auch nie etwas Schickliches unternommen, um es den Franzosen zu erleichtern, ihre Niederlagen und den Verlust Elsaß-Lothringens zu verschmerzen.

Wenn nach Leroy Beaulieus Vorschlag in Frankreich nur Familienväter mit mindestens drei Kindern Beamte werden dürften, so würden, da naturgemäß gerade in der Beamtenlaufbahn die Furcht vor dem Schicksal der Nachkommenschaft am größten ist, die Gehälter ganz erheblich erhöht werden müssen, damit sich noch genügend Bewerber für den Verwaltungsdienst fänden. Folglich müßten mehr Steuern erhoben werden. Die erhöhten Lasten würden das Erwerbsleben beeinträchtigen und in den freien Berufen die malthusianischen Neigungen mehr stärken, als sie im Machtbereiche der Bureaukratie geschwächt werden könnten. Erst recht würden natürlich die erwähnten Prämien ihren Zweck verfehlen, da sie ebenfalls nur den Druck, der auf der Erneuerungskraft des französischen Volkes lastet, an einer Stelle verringern könnten, um sie an anderer noch mehr zu steigern.

Das deutsche Volk macht dem französischen in letzter Zeit eifrig den Neomalthusianismus nach. Daran ist gewiß großenteils der Wahn schuld, Deutschland müsse in der Welt die „Grande nation" bedeuten, die Frankreich vergeblich zu sein oder, wenn sie es war, zu bleiben versuchte. Auch bei uns zehren Bureaukratismus und Militarismus längst am Mark des Volkes.

Otto Corbach

Digitized by Google

Der erste deutsche Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung

hat in den Räumen des preußischen Abgeordnetenhauses getagt. Schon daß sich 1300 deutsche Frauen und Männer versammeln, nicht irgendwelcher Partei-, Standes- oder gar persönlicher Interessen halber, sondern lediglich, um in ernster Frage ihrem Volke zu dienen, wäre erfreulich genug, um gebucht zu werden. Aber noch weit erfreulicher für uns, die wir ein Sichverstehen, einen Zusammenschluß aller Kulturarbeiter zu gemeinsamem Schaffen erstreben, war der Anblick, daß sich Mitglieder aller politischen Parteien vom Konservativen und Zentrumsmann bis zum Sozialdemokraten hier vereinigten, daß kirchlich Strenggläubige und Freisinnige mit Kirchenfeindlichen und Sektenmännern, radikale Frauenrechtlerinnen mit strengen Hüterinnen des Althergebrachten, Jugend und Alter aus Nord und Süd einträchtig zusammen arbeiteten, daß der Zwist einzelner Stände untereinander vergessen war und Schulmänner aus der einfachen Volksschule und von der Hochschule mit katholischen und protestantischen Geistlichen jeglicher Richtung, mit Juristen, Medizinern und Volkswirtschaftlern einmal auf ein paar Tage die Plätze der Herren von Kröcher, von Heydebrand und Leinert und Hoffmann einnahmen.

Aber wahrhaftig: es ist auch hohe Zeit, daß wir nach den Millionen und Abermillionen von geschriebenen und gesprochenen Worten zur Tat kommen. Überall auf dem Gebiete der Jugenderziehung, Jugendfürsorge, Jugendrettung ist man an der Arbeit. Aber sehr oft sieht man immer noch an einer der Hauptquellen vorbei, aus denen das Elend fließt, das man dann mit sehr viel mehr Mühe als Erfolg bekämpft.

Werfen wir einmal ein paar ganz flüchtige Blicke auf die Ziele moderner Jugenderziehung!

Körperkultur. Die Berliner Lehrer lehnten vor einigen Jahren die dritte Turnstunde ab, weil eine große Zahl der Kinder, denen der Turnunterricht Kräfte bringen soll, wegen körperlicher Minderwertigkeit schon von den bisherigen zwei Turnstunden befreit werden müßten. Welch unheilvolle Rolle aber der Alkohol im Hinblick auf die physischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern und damit auf den Körper der Kinder spielt, das wissen wir ja alle.

Bekämpfung der Schundliteratur, des Kinos. Hebung der ästhetischen Kultur, Geschmacksbildung. Wie denkt man sich das bei Kindern, die im Wein-, Bier- und Schnapsdunst aufwachsen, die nicht selten, vielleicht täglich selber mittrinken? In demselben Maße, wie wir die Kinder an niedern Genüssen teilnehmen lassen und dadurch eine Gewöhnung in dieser Richtung begünstigen, in gleichem Maße stumpfen wir ihre Genußfähigkeit für höhere Freuden ab.

Sexuelle Erziehung. Was hilft alles Streben nach gesünderen Anschauungen, nach vernünftigerer Erziehung im Hinblick aufs Geschlechtsleben, wenn wir die Gefahren außer acht lassen, die gerade auf diesem Gebiete im Alkoholgenusse liegen! Eine zwanzigjährige gewissenhafteste Erziehung (mit oder ohne „Aufklärung") kann durch zwei Glas Wein über den Haufen geworfen werden.

Erziehung zum Naturgenuß, zur Heimatliebe. Wie viele Roheiten gegenüber der

Digitized by Google

belebten und unbelebten Natur sind lediglich aufs Konto einer durch Alkohol „animierten“ Stimmung zu setzen! Und ob je durch den Schleier des Rausches die Schönheit der Natur tiefer empfunden ward?

Willenskultur im Bunde mit Bordeaux, Münchner und Kümmel? Wie oft mag die willenlähmende Kraft des Alkohols bei den jährlich allein im Deutschen Reiche verurteilten 50000 Jugendlichen die Ursache zum Fall gewesen sein! Anderseits aber: kann man im Hinblick auf Selbstbeherrschung von jenen Mädchen und Burschen, die der Versuchung und dem Spott zum Trotze im Verzicht auf geistige Getränke fest blieben, nicht weit mehr erwarten als von den andern?

Also: es ist notwendig, daß hier mehr geschieht. Was und wie, darüber hat der Erste deutsche Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung beraten. Nicht beschlossen. Beschlüsse wurden grundsätzlich nicht gefaßt. Das war klug. Aus den Verhandlungen sprach oft ein schier bergeversetzender Glaube, eine Siegeszuversicht, wie sie nur Idealisten haben, ein Optimismus, der zur Erreichung eines großen Zieles unerläßlich ist, der aber die Gefahr in sich birgt, das Verhältnis zwischen Kraft und Ziel, zwischen dem ideal Erstrebenswerten und dem praktisch Möglichen nicht richtig einzuschätzen. Beschlüsse und Thesen aus solcher Stimmung haben dann nicht selten das Geschick, von Frau Welt mit überlegenem Lächeln als „undurchführbare Forderungen extremer Fanatiker“ beiseitegelegt zu werden. Noch ist die Festung nicht sturmreif. Haus, Schule und Gesellschaft haben noch viel zu tun, bis jene Ideen, die den Teilnehmern am Kongresse Selbstverständlichkeiten waren, in den Massen der „Gebildeten“ und „Ungebildeten“, der „höhern“ und „niedern“ Kreise allgemein lebendig werden. Wenn wir dabei die Kraft der Gegner und der entgegenstehenden Verhältnisse nicht unterschätzen und unsre Kräfte nicht überschätzen, wenn wir halbe Freunde, die eben im Begriffe sind, sich uns zuzugesellen, nicht mit Vorwürfen empfangen und dadurch verärgern, so wird das der Arbeit nur dienlich sein. W. Ulbricht

Adel einst und jetzt

Das ist der wahre Unterschied zwischen dem Ehrgefühle des ehemaligen Adels und dem des größten Teiles unseres heutigen: jener wollte nichts Unedles tun, dieser will nicht sagen lassen, daß er es tut; jener war stolz, dieser ist zu eitel, als daß er stolz sein könnte.

Fichte

Kotzde — und ein Ende

Nicht, daß er zu schreiben aufhören würde, aber mit seinem öffentlichen Einfluß als Lehrerverdächtiger wird es nun nach der Sitzung im preußischen Abgeordnetenhause zu Ende gehn. Nicht sofort, weil die von ihm getäuschte Presse ihren Rückzug maskieren wird, aber vollkommen sicher. Der preußische Kultusminister hat in einer Weise gesprochen, gegen die sich nichts einwenden läßt; er hat sich so wenig wie wir der Erkenntnis verschlossen, daß sozialdemokratische Bestrebungen auch in der Lehrerschaft wirksam sind, aber er hat gerade die Arbeit der von Kotzde angegriffenen Prüfungsausschüsse alles in allem als sehr segensreich und als sehr vaterländisch anerkannt. „Prüft man die Verzeichnisse, die diese Ausschüsse herausgeben, so findet man

Digitized by Google

eine große Anzahl von unmittelbar patriotisch gestimmten Büchern, und man findet nicht eins, das sozialistischen Geist enthält." Durch diese Erklärung waren die Besorgnisse des Konservativen und des Zentrumsredners erledigt, die sich übrigens auch ihrerseits nicht mit Kotzde und Scholz identifiziert hatten. Der freisinnige Redner, selbst ein Lehrer, kennzeichnete dann die Kotzde-Scholzschen Angriffe als „tendenziöse Mache", „perfide Unterstellung" und literarische „Falschmünzerei". Der nationalliberale trat gleichfalls entschieden auf die Seite der Lehrer. „Wenn auch einige Entgleisungen vorgekommen sein sollten, so ist doch im großen und ganzen die Auffassung, die von den Prüfungsausschüssen vertreten wird, die richtige." Schließlich kam der sozialdemokratische Redner mit der verblüffenden Behauptung: „Derselbe Verlag, der jetzt die Lehrerausschüsse der sozialdemokratischen Tendenz bezichtigt, trat zuvor an uns heran, um Geschäfte mit uns zu machen."

Vorläufig aber schreiben unsre Zweibeiden noch, als wenn Tinte, Feder und Papier ihnen und die Zeit zum Lesen den anderen nichts kosteten. Kotzde hat gegen die Leheer, den Dürerbund und mich wieder, ich weiß nicht genau wieviel Zeitungsartikel, Flugblätter, Erklärungen und offene Briefe verschickt. Sie sind alle ergreifend zu lesen, denn in allen steht, was für schlechte Menschen doch wir, dahingegen was für ein guter, gottlob, Kotzde ist. Zum Beispiel gleich: nichts tut er so nie und niemals wie verdächtigen. Beweis: Kotzde und Scholz finden, was ich für die Prüfungsausschüsse schreibe, ganz und gar unschön und nun wächst plötzlich, genau wie hier, der Druck ihrer Erklärung über die Textschrift hinaus und setzt Fett an wie Riesendamen: „Wir werden aus diesem Grunde auch die Beweggründe des Herrn Avenarius nicht untersuchen." Denke dir dabei über mich, was du magst, Leser — aber Kotzde und Scholz verdächtigen nicht.

Und dann dieses: Ich habe (Kw. XXVI, 12, Seite 450) dargestellt, wie nett das mit dem Jugendpflegeaufsatz war. Ich Heuchler glaubte, Kotzde dächte, wenn er über meine Ansichten zur Jugendpflege sprach, eben an meinen Aufsatz über Jugendpflege, meinte, so schrecklich könne der nicht sein, da sogar Schenckendorff und von der Goltz mir zugestimmt hatten, erfuhr aber hinterher, daß unser Kotzde gar nicht meine ausführlichen Auseinandersetzungen im besonderen Aufsatz zur Jugendpflege, sondern ein paar gelegentlich zurückgreifende Worte aus einem Artikel „National" gemeint hätte. Wehe!, ruft Kotzde nun in einem drittel oder einem halben Dutzend von Artikeln: dieser Mann hat betrogen, denn: „unmißverständlich war die beanstandete Stelle angeführt, unmißverständlich die Artikelüberschrift »National« genannt". Vorsicht, Vorsicht — ich habe ja noch die Blätter! Weder in Ihrem offnen Briefe an den Dürerbund, noch in Ihrem ersten Aufsatz in der Täglichen Rundschau steht die Artikelüberschrift, und weder in jenem offnen Brief noch in dem Rundschauaufsatz ist ein Zitat gekennzeichnet, was Sie in Ihren Schriftstücken sonst stets mit „Anführungszeichen" tun. Erst als mein Hinweis auf Schenckendorff und von der Goltz Ihnen vorlag, erklärten Sie, Sie hätten den Aufsatz „National" gemeint. Freilich, das hab ich dann eine Antwort lang

Digitized by Google

übersehen, und an diesem Zwirnsfaden ist das neue Schlachtschiff verankert. Aber erstens: auch dieses kleine Versehen wäre nicht untergelaufen, wenn Kotzde von Anfang an getan hätte, was er jetzt behauptet, getan zu haben: Aufsatz und Zitat kenntlich gemacht. Und zweitens: was soll die Spiegelfechterei, da in beiden Aufsätzen der Geist und die Gedanken über Jugendpflege genau dieselben waren? Trotzdem: Kotzde verdächtigt nicht.

Auch die Hamburger Prüfungsausschüsse nicht: es ist nur ein Späßchen, was Kotzde und Scholz sich jetzt in einem Flugblatt gönnten, mit dem sie die preußischen Abgeordneten scharf machen wollten. Für dieses neue Gericht haben sie vierzehn Jahrgänge der hamburgischen „Jugendschriften-Warte" nach Trüffeln durchsucht. Mir scheint: Wenn die Hamburger Herren noch irgendwie gerechtfertigt werden müßten, so wäre das Ergebnis geradezu glänzend für sie: aus all den Jahren ihrer kampffrohen Arbeit ein Dutzend Stellchen, die sich mit Liebesmüh ein bißchen rot anfärben ließen! Wie, ein Beispiel dafür. Otto Richters „Kanonenboot Iltis" wird besprochen. Kotzde zitiert: „Ohne in den stark ausgeprägten Nationalismus des Verfassers verfallen zu müssen ... Am Schluß macht der Verfasser Propaganda für die Flotte und gibt dadurch seiner Erzählung einen tendenziösen Anstrich. .... April 1908." Sozialdemokratisch, das ist klar! Und was steht sonst noch im Satz? „Mit berechtigtem Stolz wird jeder Deutsche sich der Heldentaten braver Seeleute erinnern, die sich an den Namen der Iltis knüpfen, ohne ..." Und der Schluß um verschiedener Mängel wegen eine Ablehnung, „was im Interesse des Stoffes, der wohl wert wäre, als Jugendschrift bearbeitet zu werden, sehr zu bedauern ist". Nun ja, das hat Kotzde zufällig übersehen! Auch sonst, je nun, er vergreift sich mal leicht, wenn ihn seine ungemessene Vaterlandsliebe schüttelt. Wo in der Jugendschriften-Warte sogar Tendenzschriften als zulässig bezeichnet werden, wenn sie patriotisch sind, wie das dort der „vaterlandslose Asthet" Wolgast tat, wenn Bücher über Körner oder Bismarck warm empfohlen werden, wenn etwas ausdrücklich wegen seines patriotischen Geistes gepriesen ward, war Kotzdes suchender Finger immer gerade da, wo das nicht stand. Nichts hat der Wahrheitsucher davon gefunden, nichts. Und ihm lag ja doch nichts ferner, als zu verdächtigen!

Weiter: ich habe neulich eine Stelle zitiert, die „alle anständigen Leute" und „alle anständigen Zeitungen" gegen den Geschäftspatriotismus aufrief. Uns soll das treffen? fragt Kotzde der Harmlose und in tiefer Entrüstung teilt er mit, die Redaktion der „Neuesten" habe ihn gar nicht gemeint. Aber, Herr Nicht-Verdächtiger, warum wandten Sie sich denn nicht an die richtige Quelle? „Die Münchner Neuesten schrieben nämlich", stand am Anfang, aber am Schlusse war sie ja deutlich von mir angegeben: „Das stammt aus der Lehrerkorrespondenz." Aus der Korrespondenz des 125 000 Mitglieder umfassenden Deutschen Lehrervereins, über dessen begeisterte patriotische Kundgebung Sie auf S. 2 und 3 Ihrer ersten „Streitschrift" so beglückt berichten: „Die Lehrer sind die treuesten Helfer am vaterländischen Werk." Der von den „Neuesten" nur abgedruckte Aufsatz hieß „Brunnenvergiftung", und das stand in ihm: „Die Prüfungsausschüsse sind seit zwanzig

Digitized by Google

Jahren bemüht, aus der Lektüre unserer Jugend alles Seichte, Hohle, innerlich Unwahre, kurz allen Schund in seinen vielfachen Formen zu entfernen und dafür die Jugend hinzuführen zu den reinsten Quellen volkstümlichen, vaterländischen Schrifttums, und sie treiben damit ein Werk, das im wahrsten Sinne patriotisch gerichtet ist und seinem Werte nach nicht leicht überschätzt werden kann. Die Beschuldigung, daß sie bei dieser Arbeit sozialdemokratische Tendenzen begünstigten, und die vaterländischen zurücksetzten, ist eine Perfidie. Allerdings lehnen die Prüfungsausschüsse Machwerke ab, in denen sich literarischer Schund unter patriotischem Phrasenschwall verbirgt. . . . Nicht die Prüfungsausschüsse . . . schädigen den nationalen Sinn, sondern die Geschäftspatrioten, die dergleichen Bücher fabrizieren und vertreiben und den vaterländischen Gedanken dadurch diskretitieren." Darauf folgt, was im Kunstwart auf Seite 451 bis 452 steht. Ich meinerseits würde die Bezeichnung für solches Treiben, obgleich ich die Empörung der Lehrer wahrhaftig berechtigt finde, mehr dem intellektuellen Gebiet entnehmen. Aber das ist ja zwischen uns nun gleich. Hauptsache ist Ihre Beteuerung: daß Sie nicht gemeint sein könnten. Die Beschuldigung, daß die Prüfungsausschüsse bei ihrer Arbeit „sozialdemokratische Tendenzen begünstigten und die vaterländischen zurücksetzten", o, wann hätten Sie so was gesagt! Reichen wir uns die Hand: nun sind wir in der Beurteilung der Prüfungsausschüsse einig.

Noch heißt es, diesmal in den „Hamburger Nachrichten", mit Sperrsatz: „Der sonst so kluge Avenarius brachte es sogar so weit, daß er mir dieser Tage in einem privaten Briefe meine kommende Niederlage ankündigte und mir mit allen ihren Folgen drohte." Ich habe Kotzde in der Empfangsbestätigung auf seine sogenannte „Berichtigung" ermahnt, endlich der Wahrheit die Ehre zu geben, seine Lage sei sonst hoffnungslos. Was, mein Herr Nicht-Verdächtiger, war daran unklug, unwahrhaftig oder niedrig? Wollen Sie auch jetzt, nach der Landtagsverhandlung, bestreiten, daß der Rat, den ich Ihnen gegeben habe, gut war?

„Wir," sagt Kotzde schließlich von Scholzen und sich, „haben eine Kleinigkeit auf unserer Seite: das Recht und die Wahrheit." Zugegeben: auf Kotzdes Seite sind sie eine Kleinigkeit. Aber dann Scherz beiseite. Ich habe Sie nicht verdächtigt, Wilhelm Kotzde, sondern ich habe Sie beschuldigt, und zwar eines Vergehens gegen die besten Kulturarbeiter unter unsern Lehrern, das nur durch die Annahme gänzlicher Verständnislosigkeit für den Kern dieser Fragen und völliger Befangenheit durch Ihre geschäftlichen Interessen einigermaßen gemildert werden kann.

Im Anschluß an das Gesagte noch eine sogenannte Berichtigung. Kotzde hütet sich wohl, die Sachen für den Kunstwart zu „berichtigen", von denen er anderswo im Ton der Empörung als von Verleumdungen in die Welt klagt, die, von denen ich eben gesprochen habe. Bei uns beschränkt er sich mit milden Worten im wesentlichen auf die Anfrage des Berliner Theologen an ihn.

Digitized by Google

1. „Es war im Wahlkreis Niederbarnim, der sicherer sozialdemokratischer Besitz ist, ein konservativer Sammelkandidat aufgestellt worden, für den auch ein Teil der Freisinnigen eintrat. Nun wurde von anderer Seite (es waren, wie ich beweisen kann, nicht nur Freisinnige, sondern auch weiter rechts Stehende beteiligt) der bekannte Pädagoge Ludwig Gurlitt aufgestellt. Wenn ich auch seine heutige Stellung nicht genauer kenne, so schien doch wenigstens damals nach seinen Werken seine nationale Gesinnung unzweifelhaft. Auch ich bin für ihn eingetreten, offen und ehrlich, und wie ich durch Zeugen beweisen kann, in dem Gedanken, daß er in den Vororten Berlins manche Stimme herausholen könnte, die sich dem konservativen Kandidaten versagen würde. Mehrere Herren, welche die Vorgänge miterlebten, werden es nötigenfalls unter Eid bezeugen, daß ich für Ludwig Gurlitt eintrat, weil ich glaubte, damit der vaterländischen Sache gegenüber der Sozialdemokratie zu dienen."

Also verhielt sich's damit genau so, wie das in jener Anfrage im Kunstwart dargestellt war. Zum Thema „offen und ehrlich" gehört allerdings, was folgt.

2. „Die befürchteten Verlegenheiten in meinem Privatinteresse bestanden in Wahrheit darin, daß ein Familienmitglied lebensgefährlich erkrankte, so daß ich es für geraten hielt, mich von der Angelegenheit zurückzuziehen."

Dagegen erklärt sich Herr Rektor Gantzer bereit, die folgende Darstellung zeugeneidlich zu erhärten: „Kotzde verfaßte ein Flugblatt, in welchem das bürgerliche Bündnis bekämpft und Ludwig Gurlitt als wirklich liberaler Kandidat den Wählern bekannt gegeben wurde. Das Flugblatt unterschrieben er und ich. Wir gingen gemeinsam zur Druckerei und bestellten den Druck, auf dem Rückwege, kaum fünfzig Schritte von der Druckerei entfernt, besann sich Kotzde und sagte: er wolle seine Unterschrift lieber zurückziehen, weil er Schwierigkeiten für seine Pensionierung befürchte."

3. „Es ist nicht wahr, daß ich die Hilfe eines Sozialdemokraten benutzte, um meine Pensionierung zu erlangen. Ich bin ohne Pension aus dem Amte geschieden. Die Pension wurde mir später vom preußischen Kultusministerium gewährt, und zwar auf Befürwortung eines Vorgesetzten, mit dem jener Sozialdemokrat, den ich über alle Gegensätze der Weltanschauung hinaus persönlich hoch schätze, meines Wissens nie in irgendwelcher Verbindung stand."

Kotzdes Verhältnis zu Sozialdemokraten wird von andrer Seite durchaus anders dargestellt, wir erörtern es aber schon deshalb nicht, weil uns durchaus fern liegt, Kotzde aus etwaigem Verkehr, aus etwaiger gemeinsamer Arbeit und aus etwaiger Annahme von Unterstützungen durch Waldeck-Manasse, Arons oder irgendeinen sonstigen Sozialdemokraten die geringsten Vorwürfe zu machen. Darüber zu sprechen, ob das so oder anders war, wäre eine Ablenkung vom Wesentlichen. Die wesentliche Frage bleibt: wie Kotzde mit solcher Vergangenheit die höchste Entrüstung darüber kund tun konnte, daß Wolgast neun Jahre früher, und vierzehn Jahre vor Kotzdes „Wehrschrift", gegen die Aufnahme eines Kaiser-Wilhelm-Gedichts in ein Lesebuch für Kinder großenteils sozialdemokratischer Eltern war, und daß Kotzde diese Entrüstung jetzt plötzlich erst in sich entdeckte, nachdem er Wolgast bei Kenntnis jener

Digitized by Google

Tatsache bisher gelobt und umworben hatte. Das allein war für die Zuverlässigkeitsprüfung Kotzdescher Behauptungen wichtig.

4. „Es ist nicht wahr, daß ich die Äußerung Wolgasts in irreführender Darstellung gegeben hätte. Ich verweise auf die vom Gericht als bewiesen angenommenen Feststellungen."

Die gerichtlichen Feststellungen haben nicht das mindeste mit den Deutungen und den Folgerungen zu tun, die Kotzde in seiner Darstellung zog.

5. „Den Vorwurf sozialdemokratischer Neigungen bei Hamburger Lehrern habe ich auf Grund vieler Tatsachen erhoben, darunter einer solchen aus den letzten Jahren, die gerade Wolgast von neuem schwer belastet."

Die Nachprüfenden im Dürerbund-Ausschuß, in der Hamburgischen Oberschulbehörde, in den Ministerien Preußens und andrer Bundesstaaten haben bekanntlich keine von jenen Tatsachen als belastend anerkannt. Welche Tatsache „aus den letzten Jahren" Wolgast „schwer belaste", haben wir Kotzde gefragt, aber bis zum Schluß der Redaktion nicht erfahren können.

6. „Es ist nicht wahr, daß ich mich als Kampfgenossen der Konservativen seit meiner Jugend gebe. Meine Sache hat mit keiner Partei etwas zu tun."

Nicht seit seiner Jugend gab sich Kotzde so, sondern er gab sich jetzt so, als wenn er seit seiner Jugend nicht anders gedacht hätte, — — bis die Früheres aufdeckende „Anfrage" kam. Wer das bezweifelt, mag Kotzdes Schriften gegen die Hamburger lesen. Nach den letzten Aufklärungen im preußischen Landtag verzichten allerdings wohl alle Parteien auf seine „Sache".

7. „Ich habe an keiner Stelle die Lehrer angegriffen, sondern nur eine bestimmt bezeichnete Gruppe in der Lehrerschaft."

Sozialdemokratische Tendenzen in der Lehrerschaft hat kein Mensch geleugnet, Kotzde und Scholz aber haben gerade diejenigen Lehrer heimlicher sozialdemokratischer Propaganda und vaterlandsloser Gesinnung verdächtigt, von denen sie nach ihrer eigenen Darstellung („Der vaterl. Gedanke", S. 12) die Streichung ihrer Verlagsartikel aus den empfehlenden Listen der Prüfungsausschüsse fürchteten. Sie wagten das, obgleich vollkommen offenkundig für jeden, der nachprüfte, und nach dem Zeugnis nunmehr sogar des preußischen Ministers diese empfehlenden Listen in außerordentlich hohem Verhältnis vaterländische Bücher, dagegen kein einziges vaterlandfeindliches oder sozialdemokratisches Buch empfahlen.

Deshalb bedeutet der von Kotzde und Scholz versuchte „Indizienbeweis" dafür, daß die Arbeit der Lehrer-Prüfungsausschüsse heimlich sozialdemokratisch sei, ungefähr soviel, wie der Indizienbeweis, daß einer silberne Löffel gestohlen habe, die überhaupt nicht gestohlen worden sind.

Es ist ein jämmerliches Zeichen für unsre Intelligenz, daß das Kotzde-Scholzsche Geschäftsunternehmen nicht beim Lesen der ersten Seiten schon allgemein als das erkannt wurde, was es war. Daß man in einigen nationalen Kreisen Kotzde nachredete, statt selbst zu prüfen und zu denken. Es ist tief beschämend für uns, daß eine Kulturarbeit wie die der Prüfungs-

Digitized by Google

ausschüsse nicht wegen einzelner strittiger Urteile, sondern gegen den Vorwurf unnationaler Gesinnung erst verteidigt werden mußte. Daß man das Subalterne dieser denunzierenden Gesinnungsriecherei nicht schon als solches ablehnte. Daß man zur Jahrhundertfeier jener großen Zeit der Stein, Fichte, Gneisenau, Scharnhorst, Arndt, Schleiermacher, Humboldt diesen Angstgeist stickiger Enge überhaupt ertrug. Daß man, um endlich klarer zu sehn, freier zu fühlen und würdiger zu denken — auf die Besonnenheit des preußischen Kultusministers warten mußte. A

Unsre Bilder und Noten

Manchem wird scheinen, als sei der eigentliche Gehalt des Farbenholzschnittes von Hans Neumann jr.: „Pfingstjubel!“ Andre werden sagen: „Narretei, wir haben hier eine schöne Arbeit, die eine Studie aus Buchenwald im Frühling durch Vereinfachung der Farben derart zerlegt, daß der Drucker dann nach Art der Japaner die einzelnen Platten mit der Hand einfärben und zusammendrucken kann. Wie wohl ist ihm das gelungen, wie schön in Lokalton und Zusammenklang, zugleich aber wie kräftig kommt ihm alles heraus! Sogar der Durchblick unter den Zweigen hin ins Weitere ist dem Mann zu einem blauen Streifen geworden; es ist alles geschmackvoll wie feine Weberei.“ Wer hat von unsern beiden Beurteilern nun recht, von denen sehr möglicherweise der erste den zweiten für einen „Ästheten“ und der zweite den ersten für einen „Literaten“ erklärt? Fragen wir den Künstler selbst, so halte ich für möglich, er gibt dem zweiten recht. Denn zumeist pflegen die Künstler ihre Arbeit nach dem zu werten, was ihnen bewußt ward, weil es die meiste Mühe macht. Aber eben deshalb besagt ihr eignes Urteil noch nicht, daß es das Wichtigste in den Vordergrund stellt. Auch in Neumanns Blatt werden die feinsten Säfte aus unbewußten Tiefen hervorgequollen sein; wer ausruft „das ist Pfingstjubel“, braucht deshalb dem Widerspruch der Kenner zum Trotze doch nicht zu irren.

Sagt jemand, daß die beiden Bilder, die wir in Maschinengravüre wiedergeben, das von Artur Johnson und das von Bruno Heroux denselben Gehalt haben, so wird er leicht verstanden werden. „Ja, beide drücken Andacht aus, Andacht vor der Größe der Natur.“ Wer aber sagen würde, sie hätten beide denselben Gegenstand, den würde man vielfach gar nicht verstehen, wenn man nicht vorher von gemeinsamem geistigen Gehalt gesprochen hätte. Hier ein junges Urmenschenpaar, das, nackt, zum gestirnten Himmel über sich aufblickt, dort ein ragender Fels, einen Altar auf der Spitze, zu dem eine Beterin wallt. „Gehalt“, „Inhalt“, „Gegenstand“, „Stoff“, das sind eben alles Worte, die man eigentlich ohne nähere Bestimmung vermeiden sollte, wo Wesentliches auf sie ankommt. In aller Kunst aber ist es so, daß auf den Empfänglichen tiefe Wirkungen nie durch den materiellen Vorwurf als solchen erzeugt werden, nie durch das, was da „abgebildet“ wird. Beim Bild wie beim Buch kann beispielsweise eine Allegorie „Vaterland“ trotz starken Aufgebots patriotischer Gedanken und Beziehungen arm und gleichgültig wirken, wenn der Künstler nicht innerlich beteiligt war, und kann ein schlichtes Motiv aus der Heimat oder auch aus der Fremde die ganze Wärme der Vaterlandsliebe anfachen, wenn aus sonniger Seele der Strahl in uns

Digitized by Google

einleuchtet. Man vergleiche etwa Kellers Apotheose Wilhelms I. mit Haugs „Morgenrot“. So liegt der eigentliche Inhalt eines Bildes selten obenauf, erst dem sich versenkenden Beschauer hebt er sich entgegen, und oft verändert er sein Gesicht auch dann noch, wenn man sich mit ihm vertraut glaubt. Wir wollen in unsere heutigen beiden Bilder nicht kritisch einzudringen suchen, wir geben sie einfach als Beispiele dafür, wieviel weniger einfach die Dinge bei der „Stoff“-Frage liegen, als man nach dem Sprachgebrauch annehmen sollte.

Zu unserm Aufsatze über Stein gehört natürlich sein Bildnis. Wir bringen einen Ausschnitt aus der großen Zeichnung Julius Schnorrs von Carolsfeld.

Dann wird Theodor Fischers Stuttgarter Kunstgebäude mit drei Bildern gezeigt.

Die beiden Bilder aus Hersfeld gehören zu dem kleinen Rundschaubeitrag „Vorsicht beim Freilegen!“

Dann zeigen wir noch den Schulbrunnen von Artur Lange für Röhrsdorf in Sachsen. Angesichts solcher freundlicher Gestaltungen vergißt man's leicht, daß die Zeit noch ganz und gar nicht weit hinter uns liegt, da die Schulen und Schulhöfe vor allem einmal nüchtern sein, wenn irgend möglich aber auch an „den Ernst des Lebens“ erinnern sollten. Man denke nur an die entsetzlichen älteren Schulen unsrer Großstädte, von denen die Höfe vielen sich noch in der Erinnerung kaum von Gefängnishöfen unterscheiden. Daß jetzt ein ganz andrer Geist bei Schul-Neubauten waltet, daß der Wunsch nach Kindertümlichkeit, nach Heiterkeit, nach Freude bei den Schulbauten als berechtigt gilt, bedeutet wohl einen der schönsten Erfolge der „neuen Bewegung“. Früher würde man schon das lustige ABC an der Konsole vor dieser Tür „unpassend“ gefunden haben. Und gar ein Mädel, so eifrig beim Schmökern, daß es sich nicht mal durchs Haarzupfen des seiner Obhut anvertrauten Brüderleins stören läßt! Nehmen wir an, es liest keine „Schundliteratur“, denn der Brunnen bezeugt das mit seinem Froschkönig und sonstigen Märchen-Krabbelgetier. Weiter auf diesem freundlichen Wege! — letzten Endes wird davon die Heimatliebe den Vorteil haben. A

Unsre Notenbeilage begleitet diesmal den Aufsatz über Tarenghi. Zum Verständnis des Stückes übersetze man sich den Titel mit „Träumerei“. (Genauer heißt er „Sich in Gedanken verlierend“.) Der Nokturnocharakter ist durchweg festzuhalten, man hüte sich aber vor dem Verschleppen und beachte die vielen das Zeitmaß belebenden Vorschriften des Komponisten. Auch lasse man sich durch den Ruhepunkt im 4. Takte nicht dazu verleiten, die melodische Linie durch einen Einschnitt zu zerreißen. Erst mit dem g des folgenden Taktes ist das Hauptthema zu Ende. A. L.

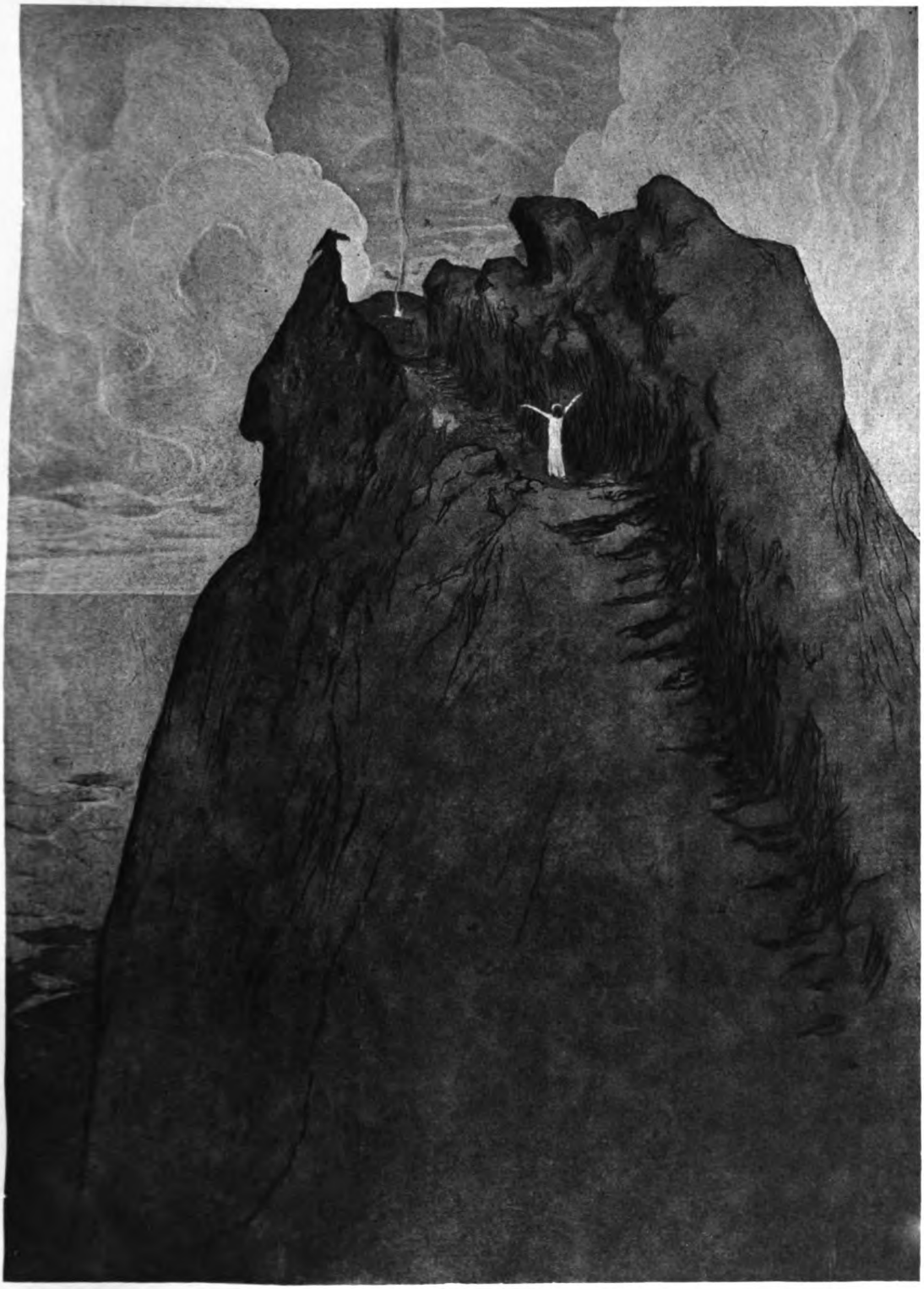
Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart — Arthur Kahn

Digitized by Google

Digitized by Google



Aus dem Kunstwart

Bruno Hessing

Digitized by Google

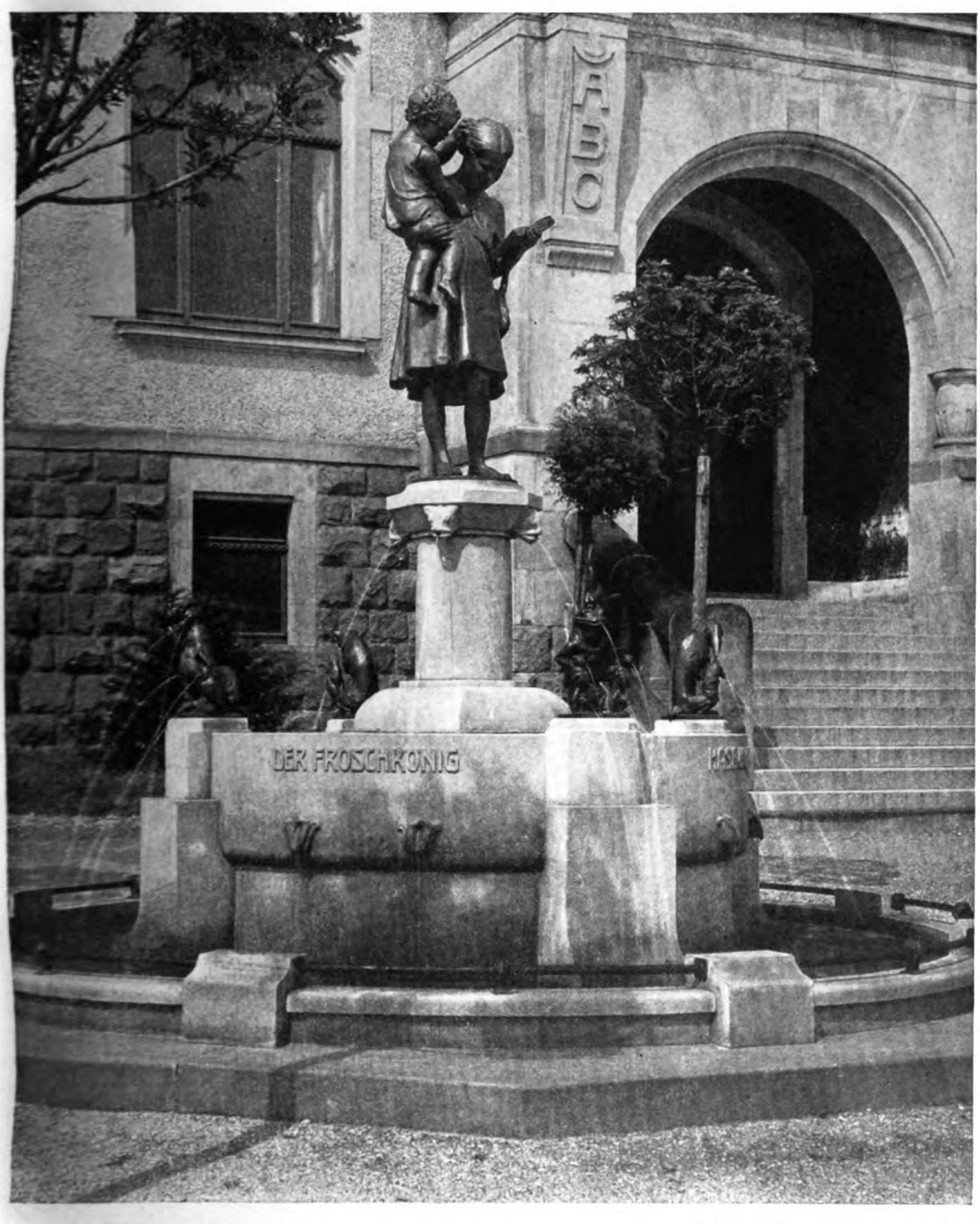
Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

DAS STUTTGARTER KUNSTHAUS
(ARCHITEKT THEODOR FISCHER)

Digitized by Google



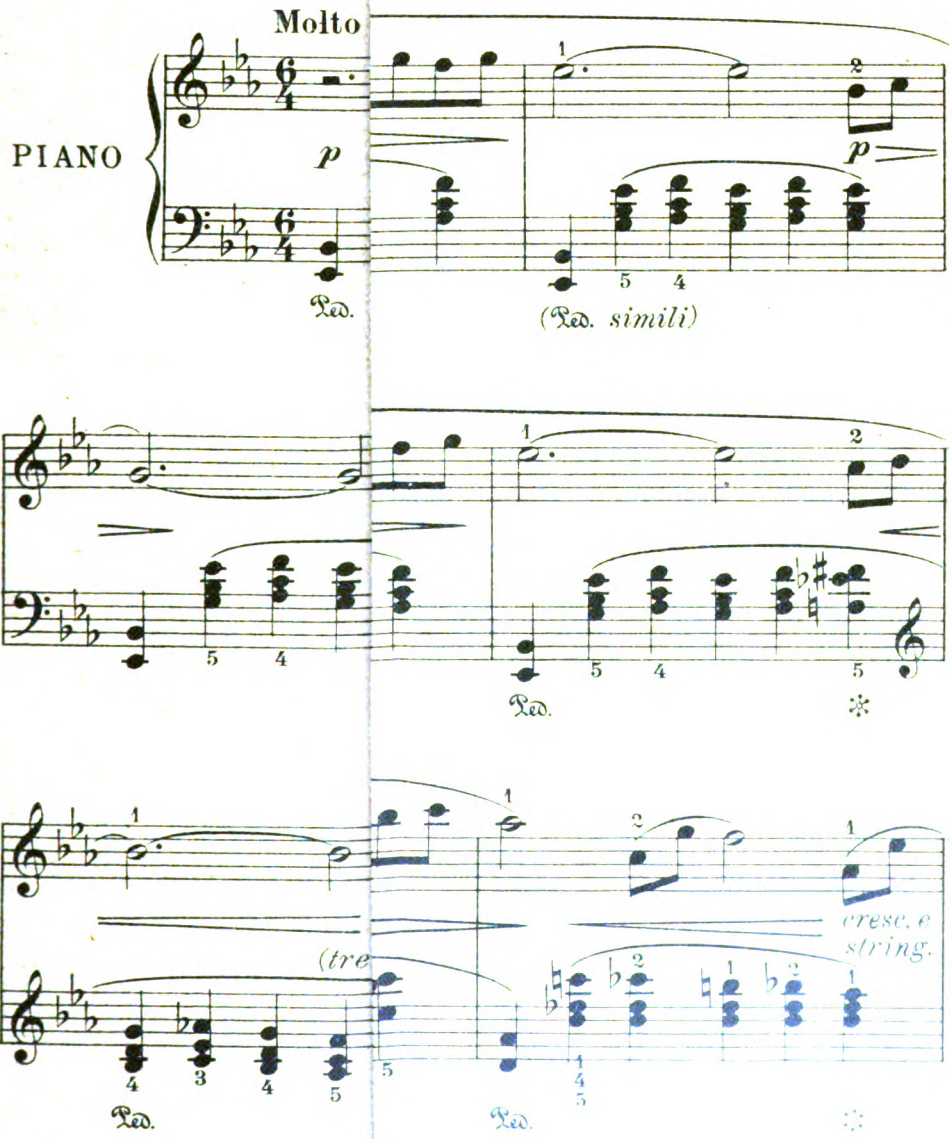
A. LANGE: RÖHRSDORFER SCHULMÄDCHENBRUNNEN

Digitized by Google

Digitized by Google

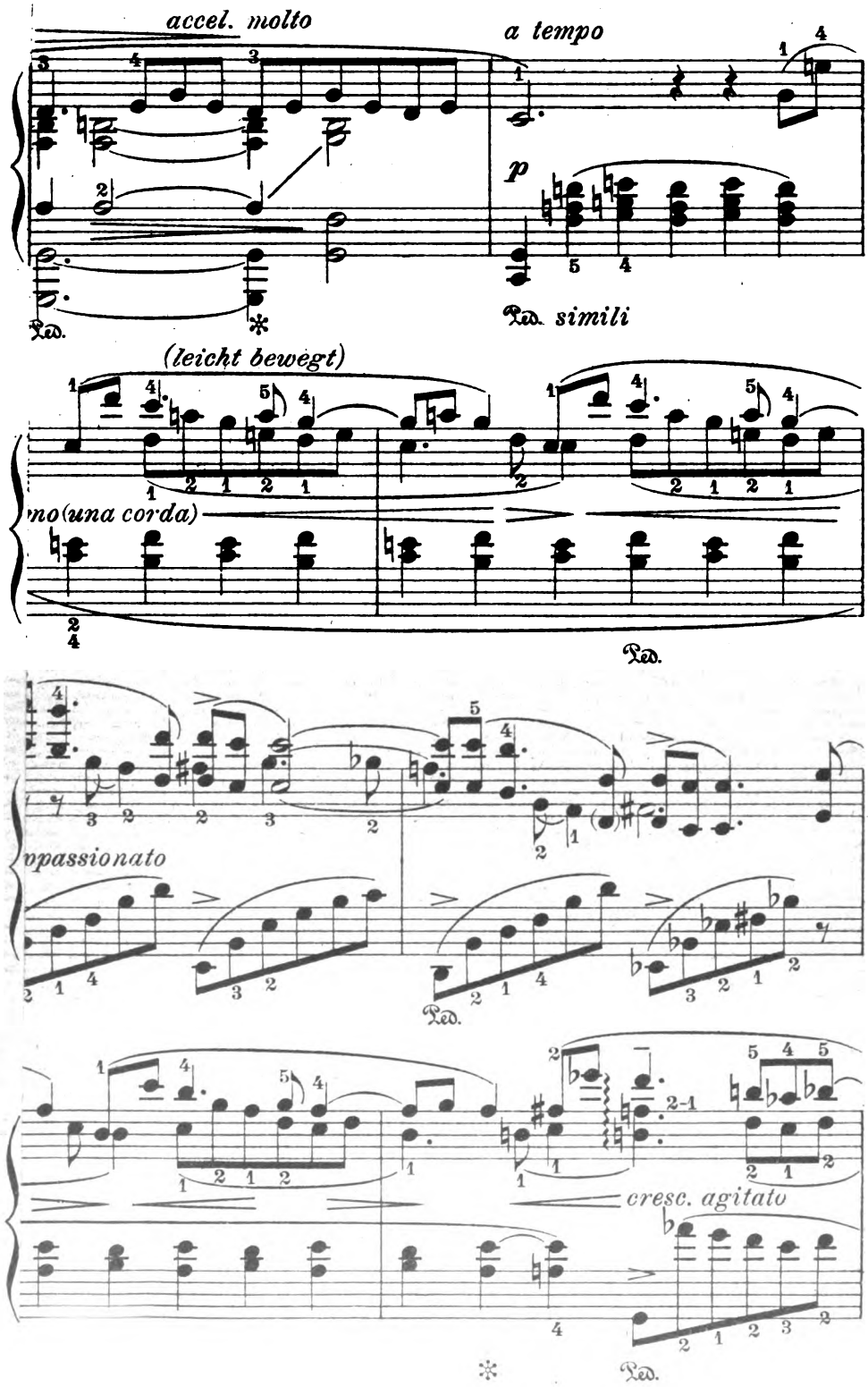
TARENGHI FANTASTICANDO

No. 2

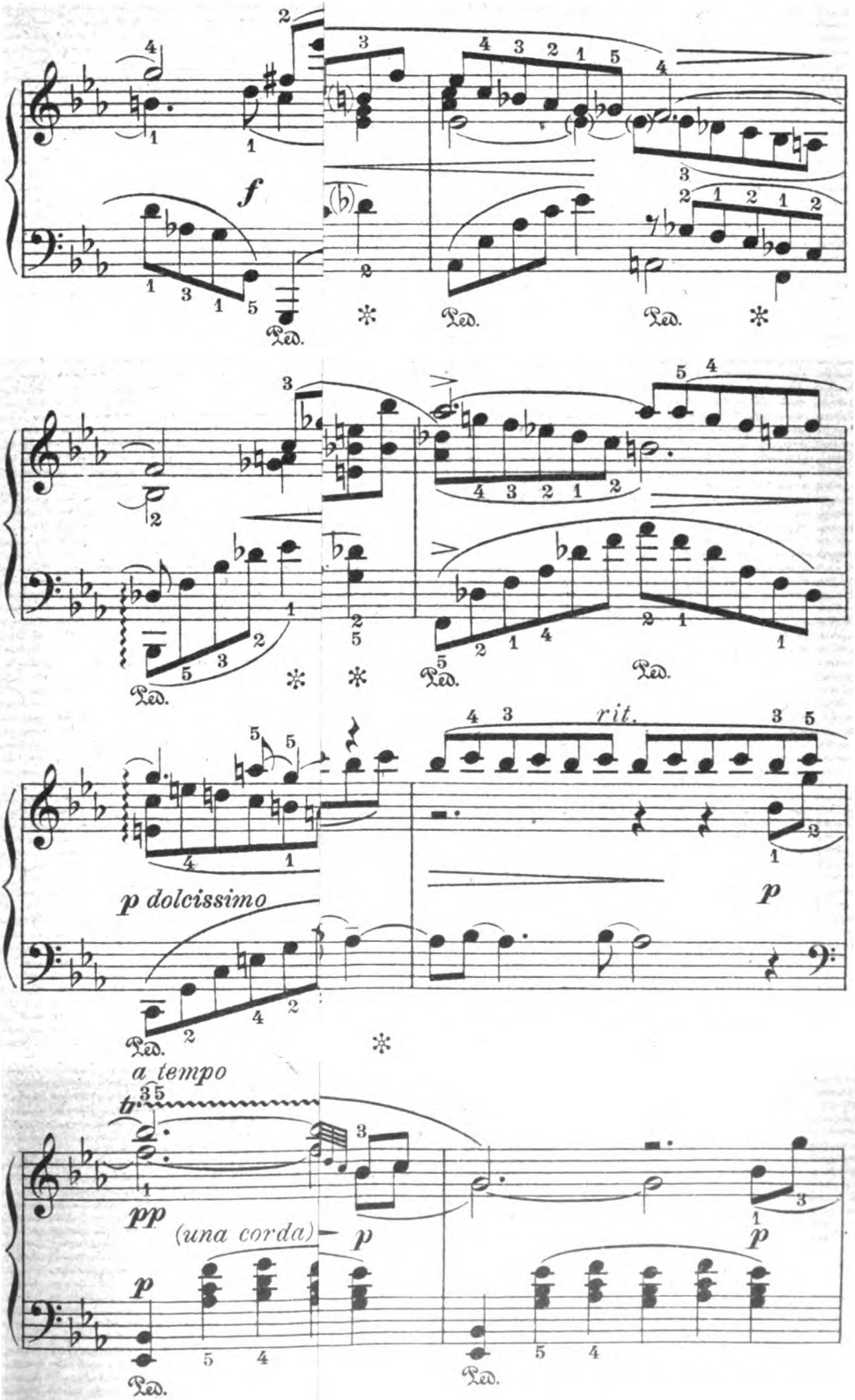


Mit besonderer Bewilligung des Verlag

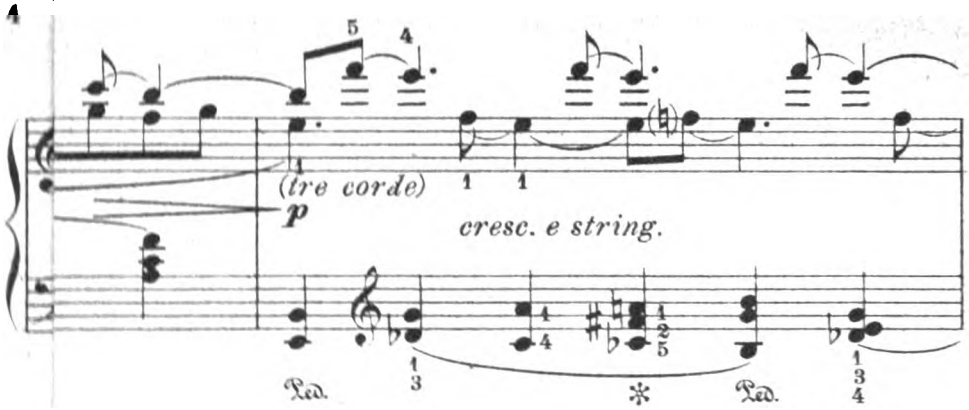
Digitized by Google

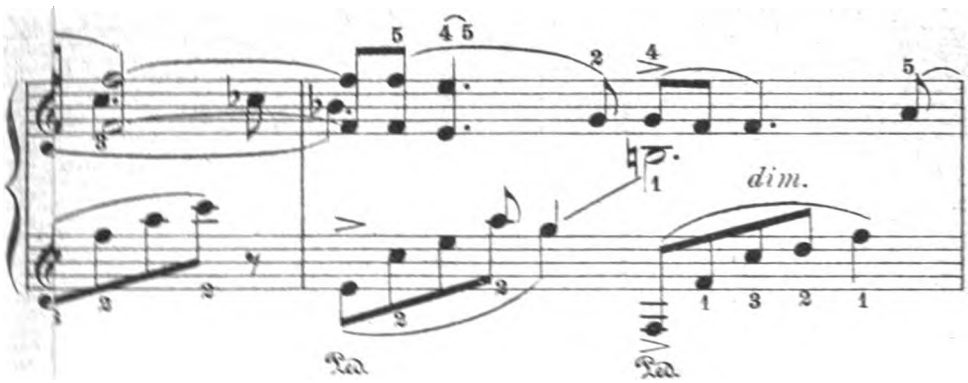


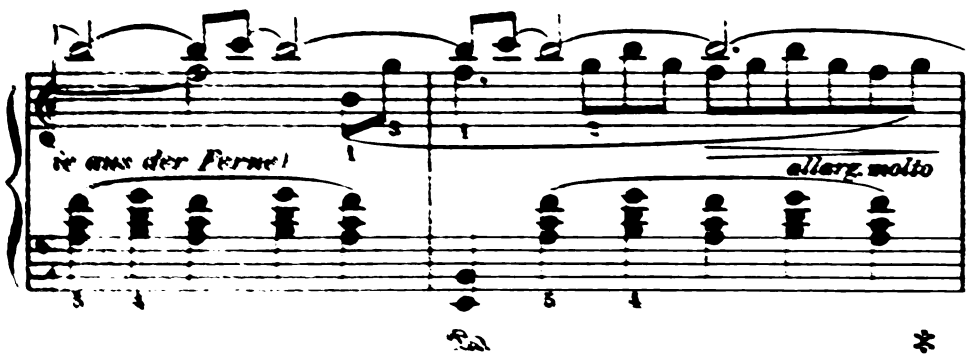
Digitized by Google

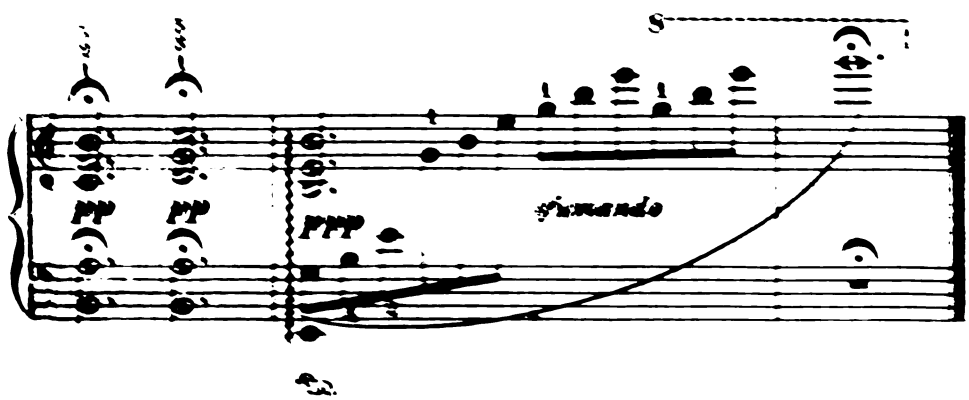


Digitized by Google

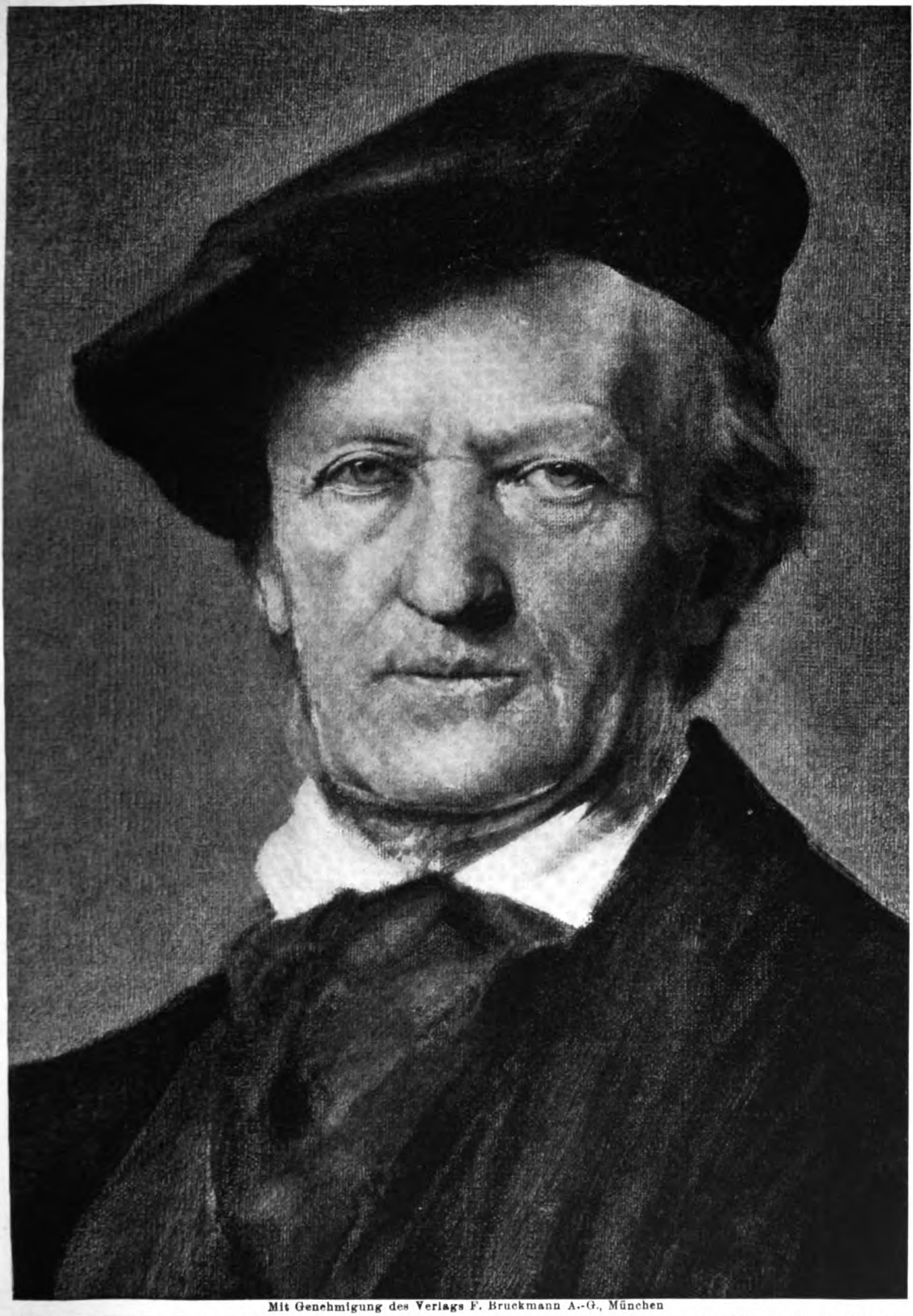








Digitized by Google



Mit Genehmigung des Verlags F. Bruckmann A.-G., München

AUS DEM KUNSTWART

FRANZ VON LENBACH

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Maiheft 1913 Heft 16

Um Richard Wagner

Wenige Aufgaben übertreffen an Umfang, Bedeutung und anziehendem Reiz die, sich Wesen und Werk eines Mannes zu vergegenwärtigen, der wie Richard Wagner nach vielen Seiten hin geschaffen und gewirkt hat. Wer musikalisch erfaßt, was er für die Tonkunst bedeutete, hört bald Stimmen, die ihn als Dichter und Dramatiker preisen; Kundige führen uns in seine Gedankenwelt, sein zeitliches Wirken hinein; und ist der Umkreis seines in Schrift und Werk erhaltenen Innenlebens umschritten, so eröffnet sich der Ausblick schließlich über das unendlich weite persönlich wirkliche Leben seines Innern; die Größe und Tiefe seines Fühlens, die Not und Herrlichkeit seines irdischen Daseins erfaßt den Empfänglichen und zwingt ihm gegensätzliche und endlose Miterlebnisse auf. Von da zurückkehrend hören wir ehrfürchtiger und liebevoller, mit schärferem Ohre für die Stimmen dieses besonderen Lebens seine Werke, es müßte sonderbar zugehen, wenn sie uns nicht tiefer und leidenschaftlicher ergriffen, da eine Tondrama gewordene ganze Menschenwelt und Lebenserfahrung und ein Zeitalter für unser Ohr darin miterklingt. Die tiefe, leidenschaftliche Dankbarkeit, mit der nun wieder Tausende des Großen gedenken werden, wir begreifen sie als Antwort derer, deren Gefühl und Schauen durch ihn einer erhabenen und umfassenden Welt teilhaft wurde. Viele vermögen ein Leben lang, wie die Kinder am Weihnachtabend, in alledem aufzugehen, was ihnen mit Richard Wagner geschenkt wurde, ohne zu ermüden und ohne ihren inneren Besitz zu erschöpfen.

Jedoch, die Dankbarkeit kommt hier nicht allein in Frage. Die Zeit der offenen, der persönlichen und oberflächlichen Fehde ist vorüber, die Zeit des tieferen, endgültigen Kampfes um das, was Wagner in der deutschen Kultur fortan sein soll, beginnt erst. Dieser Kampf wird minder laut, minder persönlich, minder geschäftig sein, aber er wird sein. Es scheint uns die vornehmste Aufgabe für den Jubeltag des großen Erregers dieser Bewegungen, eine sichere Stellung in diesem Kampfe zu suchen.

Lebensanschauung und Kulturwirkung

Unglaubhaft lange hat es gedauert, bis die Kulturwelt von den Beunruhigungen sich beruhigte, die von Richard Wagners Person, seinem Werk und Handeln unmittelbar auf sie einwirkten. Spätere Menschenalter werden das nicht mehr verstehen, da dieser Teil der Wirkung nicht im dauernden Kunstwerk eines Genius allein begründet liegt. Für uns, die wir noch der „Zeit Richard Wagners“ angehören, ist diese Tatsache von höchster Bedeutung.

Vergegenwärtigt man sich einige Einzelzüge, so wird dies klarer. Das neunzehnte Jahrhundert hatte die letzten Reste der europäischen Kultureinheit, wie sie ein Voltaire oder Rousseau noch beherrschen

Digitized by Google

konnte, verloren. Es hatte Götter, keinen Gott. Goethe war längst aus dem Bezirk der Wirkung auf das tägliche Leben, wo er immer nur mittelbar Einfluß hatte, in das stillere, weitere Reich übergegangen, wo die Einzelnen mit den Großen Zwiesprache halten, Tausende, aber jeder für sich. Von den Jüngeren konnte keiner eine neue Herrschaft aufrichten, sowohl die Dichtung wie die Philosophie hatten ihre zentrale Stellung verloren. In jedem Jahrzehnt brachen Paläste ein und erhoben sich neue Turmbauten. War schon Goethe nicht mehr „europäisch" gewesen, so war das nun kein Großer mehr von denen, die nicht einmal all-deutsch waren. Das eigentümliche Glückgefühl, sich unbedingt hingeben zu können, ungestört von dem Gedanken, ein Anderer sehe diese Hingabe und verurteile, belächele, bespotte sie — dies gab den Deutschen keiner mehr. Wagner erst vereinigte wieder auf sich eine Masse, ein Volk von Gläubigen, die ohne Skepsis und gegenseitige Kritik sich hingaben an ein großes Werk. Wohl wurden sie und wurde dies Werk angefeindet. Aber es gelang innerhalb der Grenzen der Wagner-Gemeinde, sozusagen: des „Wagner-Landes", nicht nur die Gegner sondern auch alle Stimmen des Zweifels auszulöschen. Und draußen ergriff indessen die moderne, relativistische, zerteilte Wissenschaft, die europäische und die international-soziale Politik die Massen.

Vielleicht war dies der letzte, sicher war es der letzte uns erkennbare Bezirk, wo hohe Kunst jenseit alles „Sozialen" und überhaupt alles „Alltäglichen" verehrt wurde, und dem Leben, das man als erlösungbedürftig und gemein fühlte, gegenüberstand als die höhere Sphäre, der Jungbrunnen innerer Kräfte. Zum letzten Male erlebte sich hier das Gefühl, umfassend befreit zu sein von aller Not und wie ein Volk von Brüdern dem unsichtbaren Gotte gemeinsam und ekstatisch zu opfern. Aus jener Dankbarkeit so Vieler für Wagner begreifen wir nun auch dieses besondere Gefühl: man gewann auf dem unsichern Boden schauend eine Stätte vollkommener Herrlichkeit und Schönheit, die alle Sehnsucht und allen Traum erfüllte, und er hatte sie bereitet. Können wir auch vielleicht an dieser Ekstase — einer Ekstase in des Wortes ureigenster Bedeutung — nicht mehr teilnehmen, so vermögen wir doch, dies bedenkend, das Äußerste sogar an Vergötterung menschlich zu begreifen und ohne Spott zu würdigen.

Daß die Zeit dieses Alexander-Reiches vorüber und längst eine Diadochenperiode angebrochen ist, weiß heute jedermann. Mit der Auflösung seiner weiten Grenzen scheint nun aber auch das Bild seines Herrschers in Verwirrung geraten. Die Kritik nicht an einzelnen Werken Wagners sondern an dem Gesamt- und Kulturphänomen Richard Wagner setzt wieder und setzt heftig ein, und da der Glanz seines Erdendaseins verblichen ist, scheint manchem unter den erstaunten Heutigen wenig übrigzubleiben, was die Antwort der Vergangenheit auf jenes Phänomen in Wahrheit rechtfertigen könnte. Einige sind schon so weit, „die ganze Wagnerei" als einen Riesenirrtum hinzustellen, als eine Sackgasse der Kultur- und Musikentwicklung, von der uns nur schleunige Umkehr helfen könne. Indessen, ein Irrtum, an dem Millionen beglückt teilnahmen, ist eine Wahrheit, an welche ein Begreifen nicht voll heranreicht. Dieser

Digitized by Google

Zwiespalt wird und kann nie gelöst werden; die Geschichte ist unerbittlich, und die Gegenprobe, ob die letzten siebzig Jahre ohne Wagner „glücklicher“ verlaufen wären, können auch die kühnsten Gedanken und die großzügigsten Phantasien nicht beweiskräftig gestalten. Irrtum oder nicht, er war nicht nur, er *ist* unser. Wenn wir sehen, daß Männer, welche heute noch schaffen könnten, an dem tiefen Einfluß von Wagners ihnen innerlich fremder und doch sie bezwingender Weise zugrunde gingen, daß rein individuelle Urteile und auch Irrtümer Wagners in weiten Kreisen heute wie unanfechtbare Wahrheiten gelten, daß seine Werke die Bühne, die ihm so viel verdankt, auf der andern Seite fast terroristisch beherrschen, wenn wir erfahren, daß unter Tausenden von Büchern über Wagner nicht eines ist, das endlich uns wissenschaftlich erarbeitete Erkenntnisse größeren Umfangs vermittelte, da seine überragende Stärke sich den durchschnittlichen Methoden immer wieder entzieht, wenn wir beobachten, daß eine Angelegenheit wie die Parsifal-Schutz-Frage noch jetzt eine große Anzahl geistig hochstehender Männer und Frauen wie eine persönliche Herzenssache bis zur Verkennung offensichtlicher und entscheidender Tatsachen bewegt — so werden wir dessen inne, welche Macht auch mitten unter uns Heutigen noch Richard Wagner ausübt. Wer immer die Kultur unsrer Zeit nach ihren verschiedenen Seiten hin innerlich zu erfassen strebt, kann an dieser Macht durchaus nicht vorüberkommen.

Die *heutige* Kultur! Wer auch nur wenig Einblick hat in das Kulturgetriebe, dem Wagner selbst angehörte, einen Einblick, wie ihn seine Briefe vielfach erlauben, der bemerkt sogleich, wie rasch und entschieden sich das Weltenrad seither drehte, wie fremd und unbegreiflich uns die Verhältnisse von Zürich 1852, von München 1864 geworden sind. Darin liegt der Konflikt: die heutige Kultur erträgt nur mühsam die Macht des ihr Entfremdeten. So sehen wir uns darauf gewiesen, abzugrenzen und klarzustellen, was von all den Riesenmassen des einst so Beglückenden für uns noch von Bedeutung, was für uns schon erstorben ist; daneben mag ein still abklingender Dienst des ehedem Göttlichen seine letzten Tage genießen, wir stören ihn nicht.* Daß die durch Wagner gestärkten Kulturtendenzen eine völlig andere Richtung haben als die unserer Tage, sieht man bei einiger Kenntnis seiner Schriften rasch. Von den entschiedenen Anhängern Wagners wird dies auch oft genug betont. Doch widerstreiten sie nicht nur den Modeströmungen unseres öffentlichen Lebens, sondern gerade auch den stärksten und vornehmsten kulturpolitischen Grundsätzen dieser Zeit. Dies kann gesagt werden trotz des Glücks, das Tausende durch ihn empfangen. Eines Menschen und Künstlers genießen, heißt nicht unbedingt, seiner Natur verwandt — heißt oft

* Allerdings sollte er seinerseits auch uns nicht stören. Man sollte endlich von dem Beginnen lassen, alles Material über Wagner entweder in bengalischer Beleuchtung oder irgendwie verstümmelt herauszugeben, denn diese Methode fordert nur immer stärker Widerspruch und Widertat heraus: die begreifliche, wenn auch nicht immer verzeihliche Zudringlichkeit und die hartnäckig auftrumpfende Betonung der „andern Seite“ des Helden.

Digitized by Google

gerade: andern Wesens sein. Innerhalb der Entwicklung der geistigen Kultur aber ist die Tendenz des Wagnerianertums abseitig und episodisch. Man braucht nur wenige von den Schriften Wagners zu lesen, um jener Widersprüche inne zu werden. Wie veraltet berührt uns Heutige seine Theorie vom Staat, den er wie der Verfasser des contrat social als Vertrag zwecks Sicherung seiner Mitglieder auffaßt. Wie fremd muß den Modernen die göttliche Stellung sein, die er mit Tönen höchster Energie dem erblichen Monarchen darin anweist. Wer vermag, wenn er die Verhältnisse vorurteilfrei prüft, Wagners Paradoxon anzunehmen, die Vermehrung der Presse seit Erfindung der Buchdruckerei trage an sich zur Verminderung der Bildung bei? Wie primitiv und massig angesichts der soziologischen Abstufungen aller Volkserlebnisse dünkt uns seine Theorie vom „Wahn", welcher als Patriotismus beobachtet wird, von der Religion, der Notwendigkeit und Herrlichkeit des Dogmas oder vom „Mysterium des königlichen Ideales"! wie veraltet und unhaltbar die Hypothese von der Kunst als „Nachahmung" und „Nachbildung". Welche Phantastik waltet in den Ausführungen über den „deutschen Jüngling", der Napoleon I. besiegt habe und von des dritten Napoleon Scharfsinn gefürchtet worden sei! Wie unberührt vom Geiste der Forschung, dessen Bedacht wir diese Fragen anvertraut wissen wollen, sehen sich die Ausführungen über „Affen" und „Menschen" oder jene über die Psychologie der Franzosen und Deutschen an. Welche unerquickliche Mischung wissenschaftlichen Stils und wissenschaftlicher Absichten mit ganz persönlichen, überreizten, ausfälligen und oberflächlichen Erfahrungen und Vermutungen erfüllt Wagners Schrift über das Judentum in der Musik. Und gerade im Anschluß an solche, auf eine Art irreale Psychologie des Volkstums gestellte Meinungen Wagners knüpfen heute nur Allzuviele an, die mit der großen Autorität des Genies ihre Meinungen decken wollen. Man pflegt die nationale Bedeutung, das Deutschtum Wagners mit besonderem Nachdruck zu betonen. Wer nun in den Schriften Wagners einigermaßen bewandert ist, wird bald finden, daß er dazu wenig Anlaß gegeben hat. Man könnte in Wahrheit ebensogut eine Fülle von Gedanken und Gedankenfolgen aus ihnen zusammenstellen, welche sich *gegen* gewisse nationalistische Bestrebungen richten. Wie er sich zum „Wahne" des Patriotismus stellte, wurde eben gesagt. Daß er der griechischen Bildung die großartigsten Huldigungen oftmals darbrachte, ist nicht so allgemein bekannt; ebensowenig, wie abhold er dem spezifisch „preußischen" Staatsgedanken war. Daß seine Idee vom wahren, natürlichen Menschen der national gebundenen Menschenauffassung unserer Tage im Grunde fremd war, sieht sich leicht ein. Man liest etwa im „Kunstwerk der Zukunft": „Der Mensch wird nicht eher das sein, was er sein kann und sein soll, als bis sein Leben der treue Spiegel der Natur, die bewußte Befolgung der einzig wirklichen Notwendigkeit, der *inneren Naturnotwendigkeit* ist, nicht Unterordnung unter eine *äußere*, eingebildete, und der Einbildung nur nachgebildete, daher nicht notwendige, sondern *willkürliche* Macht. Dann wird aber der Mensch auch wirklich erst Mensch sein, während er bis jetzt immer nur noch einem

Digitized by Google

der Religion, der Nationalität oder dem Staate entnommenen Prädikate nach existiert."

Ob die grenzenlose Bevorzugung des Theaters dem „deutschen Wesen" näher verwandt ist als den Kulturanschauungen unserer Zeit, denen sie so fremd ist, bleibe unentschieden. Daß aber Wagnern — l'homme le plus exalté, que je connaisse wurde er mit Recht genannt — auch sein deutsches Rassengefühl, seine nationale Gebundenheit zum allerstärksten Gefühlerlebnis wurde, diese Tatsache steht in einer Reihe damit, daß ihm Anlaß zu höchstgespannten Entzückungen überhaupt fast alles wurde, was für ihn erlebbar war. Im Mittelpunkt oder an besonders hervorragender Stelle im Zusammenhang seines menschlichen Erlebens stehen diese Erlebnisse kaum. Etwas Fruchtbares, Anschauliches, bleibend Gehaltvolles über das deutsche Wesen wird man bei ihm schwerlich finden, wenn man nicht die allzuviel wiederholte Rede dafür hält: deutsch sei, „die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen, treiben". Je näher man Wagners Äußerungen nach dieser Richtung kennen lernt, um so deutlicher wird man sehen, daß „Deutschtum" für ihn einer jener metaphysischen Bausteine, ein glänzender und herrlich entzückender vielleicht, war, aus denen er phantasievoll und sinnreich eben jene Geistesgebilde schuf, die uns heute so fremd und unfruchtbar erscheinen.* Sein „Deutschtum" ist nicht das Deutschtum, welches im Zeitalter des neuen Reiches als höchster Wert betont wird. Das ergibt sich nicht allein aus dem ironischen Schlusse seiner Abhandlung „Was ist deutsch?"

---

* Ein anderes ist es, ob Wagners Werke in ihrem tiefsten Wesen und Gehalt von besonderem „Deutschtum" zeugen. Man führt hier namentlich die „Meistersinger" an; in der Tat, gewisse Richtungen des viel besprochenen deutschen Volksgefühls und -charakters werden wohl unzweifelhaft in diesem Werk lebendig. Man bemerkt aber leicht, wie ganz isoliert gegen seine Vorgänger und Nachfolger gerade dieses „deutsche" Werk stilistisch und gehaltmäßig in der Reihe der Wagnerschen Werke steht (darüber hat Ottm. Rutz, der Verfechter einer eigenartigen psychophysiologischen Typenlehre, Bemerkenswertes veröffentlicht, siehe sein Buch „Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme", München 1908). Es steht der deutschen Volksweise in großen Teilen sehr nahe und genießt wohl darum so viel herzliche Sympathien. Daß Wagners eigentlichste Bedeutung nach meiner Meinung in diesem „Nebenwerk" nicht gesucht werden kann, ergibt sich aus dem zweiten Teil dieser Ausführungen. — Auch die Verwendung deutscher Sagenstoffe hat man für das Deutschtum Wagners angeführt. Bindend ist ein solcher Schluß wohl kaum. Am wichtigsten wäre wohl, zu untersuchen, ob seine Umgestaltung der alten Sagen nicht gerade das eigentlich Deutsche an ihnen oft verleugnet. Ist Hebbels Nibelungendrama „deutscher" oder Wagners „Ring" . . .? Sind die mystischen Klänge des „Bühnenweihefestspiels" germanischer als Wolframs „Parzifal"? Wenn überhaupt über den schwankenden begrifflichen Inhalt solcher Worte wie „deutsch" etwas ausgemacht werden kann, so dürfte sich bald zeigen, daß diese Frage nicht günstig für Wagners Deutschtum beantwortet werden könnte.

Digitized by Google

Der große Zug, den allein ein bedeutender Charakter verleihen kann, eignet natürlich auch Wagners Lebensanschauung, aus der wir hier einige Züge hervorhoben. Man muß staunen, wie dieser Mann auf Grund einer sehr bescheidenen Vorbildung sich Begriffe anzueignen und Theorien auszubilden wußte, die mit imponierender Sicherheit eine Stellung zum Kulturleben festlegen. Auch darin erweist er sich als ein Nachfahre Rousseaus, indem er wie jener an die großen Probleme herantritt mit einem genialen Dilettantismus, zu welchem unsere Zeit Mut und Vertrauen verloren hat. Nur ist hinzuzufügen, daß Wagner als stark kritische Natur der überwältigenden Naivität und Urkraft eines Rousseau entbehrte. Es entging ihm damit ein großer Teil der heroischen, urstarken und überzeitlichen Wirkung des Genfer Philosophen. Ferner verschmelzte er seine dilettantischen Ideen nicht mit einer reinen Anschauung des ihn umgebenden Lebens, wie etwa Tolstoi tat, sondern einmal mit Gedanken und Gedankenformen jener vergangenen „idealistischen", deduktiven Philosophie wie sie zu seiner Zeit herrschte, dann wieder mit Schopenhauerischen Anschauungen, endlich mit gewissen Absichten, die seine eigne rein persönliche Erfahrung ihm nahelegte. So ist die Ansicht vom Staat als Vertrag von Rousseau, die Königs- und Dogma-Ideen klingen an ältere Staatsphilosophen an, die „Wahn"-Vorstellung stammt von Schopenhauer, die Paradoxe über die Zeitungen und die „öffentliche Meinung" aber gehen auf die bitteren Erfahrungen zurück, welche Wagner selbst gemacht hatte — schon ihre scharfe Form läßt dies deutlich spüren. Mag man nun auch noch so hoch bewundern die Kraft, welche so heterogene Bestandteile in eine mindestens scheinbar zusammenhangende und widerspruchfreie Anschauung einformte, so ist dem näher Prüfenden doch gewiß, daß in Wahrheit von dieser Einheitlichkeit nicht die Rede sein kann, daß sie nur mit Hilfe logischer Fehler, geschichtlicher Irrtümer und metaphysischer Scheinbegriffe besteht. Das ist das Kennwort: Metaphysik. Und dies scheidet ihn zutiefst von unsern heutigen geistigen Strebungen. Dazu kommt aber die angedeutete persönliche Schwäche, denn eine solche ist es, aus rein individuellen Wünschen und Erfahrungen Theorien über das Dasein zu entwickeln. Und Wagner hat reichlich nicht nur in seiner soziologisch ganz unhaltbaren Gesellschaftmetaphysik sondern, wo nur immer das möglich war, seine eignen Angelegenheiten in die Betrachtung einbezogen. Vor allem also dort, wo er über das Wesen und die Stellung der Kunst spricht. Gerade damit fordert er wohl den schärfsten Widerspruch der geistigen Vertreter unserer Tage heraus. Es können hier nicht alle die wunderlichen Irrtümer über die Entwicklung der Oper (und seine eigne Stellung darin) entwirrt werden, wie er sie in den Selbstschutz- und Selbsterklärungschriften der Züricher Zeit dargelegt hat.* Es kommt überhaupt auf Einzelheiten nicht an, sondern einmal auf die „Bestechlichkeit" seines Denkens, auf die Bevorzugung der Phantasie- gegenüber den Wahrheitwerten, die sich auch in dem widerspruchvollen Schwanken und

* Man lese darüber etwa Guido Adlers geistvolle Vorlesungen über Richard Wagner; Leipzig, 1904.

Digitized by Google

dem Wechsel in seinen Lebensanschauungen äußert, zum andern auf die Überschätzung des Wertes und der Wirkung der Kunst wie er sie verstand: des Theaters. „Die trostlos materialistische, industriell nüchterne, gänzlich entgöttlichte Gestaltung der modernen Welt verdankt sich ... dem Eifer des gemeinen praktischen Verstandes“ — in solchen, für unser Denken schwer erträglichen Äußerungen liegt Wesentliches der Wagnerschen Lebensauffassung. Und wie er der Meinung nahesteht, daß die Kunst der „Erhebung“ über den Alltag diene, daß der Staat für die Kunst nichts zu tun brauche, sondern etwa der in einen „Orden“ zusammengefaßte Adel der Gesellschaft freiwillig für sie Lasten tragen müsse, wie er eine Religion und sozusagen „Organisation“ des Mitleids bevorzugte, so steht er Punkt für Punkt fern einer Zeit, welche in wissenschaftliche Erkenntnis des Zweckmäßigen, in sozialgesetzliche Sicherung des Einzelnen, in eine das Leben gestaltende Kunst, in einen die weitesten Kreise der menschlichen Gesellschaft heranziehenden Fortschritt ihre Kräfte wirft. Man mag Wagners Zusammenhang mit der alten „Romantik“ erheblich oder gering finden. Was heute Wagners lebendige Wirkung auf der kleineren Seite immer noch fördert, auf der größeren aber hemmt, das ist vor allem seine Weltfremdheit und seine bei seinem Temperament damit notwendig verbundene Weltverneinung mit allem Gefolge von Schutzgedanken und Schutzgefühlen. Wir haben Wagner die Naivität des Denkens abgesprochen. Man hat oft auf diese Tatsache hingewiesen, indem man ihn den ersten großen „Modernen“ nannte. Gewiß verkörperte er und sein ebenbürtiger Zeitgenosse Hebbel zum erstenmal eine Form der Selbstbeachtung, Selbstpflege, Selbstbetrachtung, Selbstbewertung, die genialen Menschen von Einfluß bis dahin kaum eigen gewesen war, und vielleicht schaffte Wagnern gerade diese Weise einen Teil seines Einflusses auf eine epigonisch gestimmte Menge. Auch der Gegenschlag gegen Wagner, der sich in Nietzsche, dem objektiv bis zur Selbstentäußerung Wollenden, verkörperte, geht auf solche Erlebnisse zurück. Man vergleiche aber getrost auch Briefe Goethes, Schillers, Kleists, Lessings, Mozarts, Beethovens, Michelangelos, K. F. Meyers, um den bis in jeden Satz hinein nachfühlbaren Unterschied zwischen egozentrischem, ichbetonendem und objektivem, wertbetonendem Weltbetrachten zu finden. Mit nachtwandlerischer Sicherheit weiß Wagner einem jeden Ding und Ereignis in kurzem die Seite abzusehen, von der aus es auf ihn selbst Bezug hat und an der eine solchergestalt tendenziöse, von eignen Bestrebungen und Bewertungen eingeflüsterte Beurteilung einsetzen kann. Darin liegt dämonische Größe bei ihm, — bei Geringeren ein ärgerlicher und widerwärtiger Zug — zugleich aber die tiefe Schwäche, welche ihr individuelles Wertsystem niemals mit irgendeinem der Welt übereinbringen kann und daraus metaphysisch einen „naturnotwendigen“, in Wahrheit nur individuellen Gegensatz zwischen Künstler oder Genie, das heißt sich, und der „Welt“ zurechtdenkt. Diesen Zug erfühlt man leicht in den Gedankenwerken des dämonischen Mannes, die er in brennender, heiß erregter, oft polemisch erbitterter Sprache, gleich einem zürnenden Gotte, der Welt zuschleudert.

Im Mittelpunkt der Lebensanschauung steht also der Künstler

Digitized by Google

selbst, gleichsam als Prätendent der Kulturherrschaft, und was ihm durch sein Leben als Wert gegeben erscheint, bildet das Programm seiner Kulturrevolution: es ist das starke Leben des freien Individuums selbst, oft das „Reinmenschliche" genannt. Dies bildet den höchsten Lebenswert; er wird als solcher durch das Theater verkündet. Hören wir Wagner selbst: „Treten wir in ein Theater ein, so blicken wir, sobald wir mit einiger Besonnenheit einblicken, in einen dämonischen Abgrund von Möglichkeiten des Niedrigsten wie des Erhabensten ... mögen in Volksversammlungen leidenschaftlich debattierte Interessen Erregung hervorrufen, möge in der Kirche der höhere Mensch zu inbrünstiger Andacht sich sammeln, hier im Theater ist der ganze Mensch mit seinen niedrigsten und höchsten Leidenschaften in erschreckender Nacktheit sich gegenübergestellt, und wird an sich selbst zu bebender Lust, zu stürmendem Schmerz, zu Hölle und Himmel hingetrieben. .. Was dem gemeinen Menschen außer jeder Möglichkeit der eignen Lebenserfahrung liegt, hier erlebt er es, erlebt es an sich selbst, in seiner durch wunderbare Täuschung gewaltsam entzündeten Sympathie." Solche Worte umschreiben genial das Ziel des Rein-Menschlichen, wie der Individualist es versteht, für den die äußerste Anspannung des menschlichen Innenlebens in einer Dimension, dem Affektleben, den ganzen Menschen ausmacht, wie umgekehrt für unser Begreifen zum ganzen Menschsein gerade die soziale und gedankliche Betätigung mit gehört, wie es etwa in der Volksversammlung in Anspruch genommen wird neben den Leidenschaften. Wie herb ein Mann wie Wagner dieses Ziel, dessen Verwirklichung ihm das Theater bot, verteidigt, wie er die Sprache der Absicht sogleich an Stelle der Begriffsprache setzt, wo es gefährdet scheint, zeigen diese Worte: „Wer (wie dies heutzutage gern von impotenten Literaten geschieht) dem Theater die allerentscheidendste Wichtigkeit für den Einfluß des Kunstgeistes auf den sittlichen Geist einer Nation absprechen oder auch geringschätzen will, beweist, daß er gänzlich außerhalb dieses wahren Wechselverkehrs steht, und verdient weder in Literatur noch Kunst beachtet zu werden." Dieser Individualismus fand in Wagner — dem Zeitgenossen Stirners — nicht den ersten philosophischen Vertreter. Überhaupt ist, wie wir schon andeuteten, Wagner als Philosoph nicht in ganz bestimmten Thesen und Formeln zu fassen; in solchen widersprach er sich gelegentlich und wandelte sich. Seine Lebensanschauung (und dieses Wort ist für einen agitatorisch veranlagten Mann ja fast gleichbedeutend mit dem Wort Kulturtendenz) liegt ausgesprochen nicht allein in einigen Schriften sondern in seinem ganzen Dasein, im Stil der Lebenshaltung, der Rede und vor allem in seiner Kunst. Mit dem Individualismus schloß sich Wagner an eine seit der Renaissance lebendige Bewegung an, die ja auch schon auf das Rein-Menschliche gezielt hatte. Aber er war das erste Universal-Genie dieser Richtung und sprach eine überaus beredte Sprache, so daß ihm in einer Zeit, welche durch die sogenannten Romantiker vorbereitet war, ein großer Erfolg zufallen konnte. Ja, seine Persönlichkeit muß so unsagbar bestrickend gewesen sein, daß alle Maßstäbe, alles Denken vor ihr versagten. Indem wir aber das Denken wieder in seine Rechte setzen, kommen wir zu

Digitized by Google

der Frage, ob die Kulturtendenzen eines genialen Einzelnen und seiner Gefolgschaft wirklich nur eine „Episode“ sein können oder ob diese gegenüber der Kulturwelt etwa jene Minderheit bilden, welche die „höhere“ Lebensanschauung mit Recht für sich beanspruchen. Tatsächlich verträgt ja die Kulturmenschheit den Eingriff der reinen Persönlichkeit, des ideal Unsozialen nur innerhalb bestimmter Grenzen; sie erhebt sich gegen sie und scheidet sie wieder aus, wie wir es jetzt mit Wagner erleben, sie duldet die Aufrichtung eines Reiches des Individuums nicht. Dieser für den genialen Einzelnen tragischen Tatsache gegenüber hat die Frage keinen Sinn, ob er eine „höhere“ Lebensanschauung vertritt; angesichts ihrer erscheint er als Utopist, der zerschellt am immanenten Willen der großen Gemeinschaft. Wir gestehen dem Einzelnen das Recht zu, seinen Individualismus zu vertreten, da wir sehen, daß dies ihm Lebensgebot ist, wir gestehen der Welt zu, daß sie ihn bekämpft, und in diesem Kampf vollzieht sich eine Tragödie. Wo aber der Individualismus als Programm einer zahlreichen Gefolgschaft auftritt, nehmen wir uns ein Lächeln heraus: hier fehlt ihm die notwendige Voraussetzung, das große Individuum. Nicht einer Minderheit steht die heutige Kultur gegenüber, sondern einem Einzelnen, indem sie gegen Wagner sich auflehnt. Auf diesen Einzelnen und seine einmalige leibhafte, seelenhafte Verwirklichung leitet jede Untersuchung hin, die Wagners Stellung zu uns klären will. Indem man den besonderen Wagnerschen Individualismus umschreibt, gelangt man an den Kern zugleich seiner Kulturtendenzen und seiner Werke.

Persönlichkeit und Kunstwerk

Man hat oft den Vorschlag gemacht, die großen Kunstwerke ohne jede weitere Rücksicht auf ihre Urheber zu betrachten und zu genießen. Nicht das Menschliche, nicht der Denker und Prophet könne dauernd die Aufmerksamkeit beanspruchen, sondern letztlich nur das Werk, das allen Zeitstürmen getrotzt habe. Wer wollte nun leugnen, daß ein Werk wie „Tristan und Isolde“ solche Selbsterhaltungkraft bewiesen habe, daß seine Herrlichkeit, rein wie am ersten Tage, sich heute dem eifrigen Jünger erschließen mag auch fernab aller Auseinandersetzung mit Wagner. Und wer etwa an „Tannhäuser“, am „Fliegenden Holländer“, an „Rienzi“ ein inneres Vergnügen und Genügen findet, wird diese Auseinandersetzung vielleicht auch entbehren können, obwohl in der Gesamtheit dieser Werke sich ihm doch auch schon ein Stück „Persönlichkeit“ ihres Schöpfers innerlich nähert, das Teilnahme und Erstaunen erregen kann. Unausweichlich drängt sich diese Auseinandersetzung aber auf im „Ring des Nibelungen“ und im „Parsifal“, gelegentlich sogar in den „Meistersingern“; möglich ist sie auch mit „Tristan“-Gedanken, das Werk legt sie aber wohl seinen meisten Bewunderern nicht vordringlich nahe. Nun ist natürlich die Auseinandersetzung mit einer Persönlichkeit zunächst Sache allein der — Persönlichkeit. Es gibt ein urtümliches Verhältnis der Naturen zueinander, das sich nicht in dem Urteil der einen Persönlichkeit über die andre auflöst. Ein noch so eindringlicher „Beweis“ für Wagners Wert konnte dem reifen Nietzsche nicht

Digitized by Google

die Antipathie gegen Wagners Wesen vernichten. Aber solche Reaktion, wie sie in Nietzsche sich vollzog, der denn auch sogleich den Mut zum Kampf hatte, ist natürlich nicht reine Instinktsache, wie man oft gern wahrhaben möchte; es hat sich uns schon gezeigt, daß in ihm ein Kulturgefühl und eine Kulturtendenz gegen Wagner aufstand. Und wie in Wagner die Persönlichkeit, das Individuum, unauflöslich verknüpft ist mit ihrer Lebensanschauung, dem Individualismus, so verknüpft sich eine Reaktion wider diese Persönlichkeit meist auch untrennbar mit der Reaktion gegen diese Lebensanschauung. Da aber Persönlichkeit und Lebensanschauung lebhaft hervortreten in Wagners Werken, erleben so Viele diese Reaktion gerade vor ihnen, indem allmählich in ihnen sich klärt, was eigentlich ihr bleibendes Empfinden und Urteil gegenüber jenen ist.

Wer immer nun zu einer Abstraktion von rein individuellen Instinkten fähig ist, wird natürlich in jedem Fall den sozusagen „biologischen" Wert einer großen Persönlichkeit anerkennen, wie Wagner sie darstellt. Ist diese das „höchste Glück" für sie selbst oder für die, welche ihr begegnen? Die bange Frage entscheiden wir nicht. Wagners sterbliches Dasein, glücklich oder nicht, ist dahin. Das Glück aber, das die Berührung mit ihm bedeutete, läßt sich innerhalb gewisser Grenzen nacherleben. Man kann sich in Wagners Briefe und Selbstzeugnisse, in seinen Lebenslauf und seine Anschauungen vertiefen und mit wahrer Bewunderung diese Intensität, dieses ungeheuer starke, siedende Leben der Gefühle, Geistes- und Willenskräfte genießen; man kann dies — ebenso wie man etwa in „Tristan und Isolde" versinken kann —, selbst wenn man, heraustretend aus der Bannmeile dieser Persönlichkeit, sich unmittelbar der Fremdheit dieser Lebenstendenzen wieder mit Abneigung bewußt wird. In solchem Erlebnis liegt das unerschöpfliche Wunder der Persönlichkeit schlechthin beschlossen, die vielleicht kein zweiter großer Künstler so rein, so jenseits aller objektiven Inhalte verkörperte. Stellt man sich Homer, Shakespere, Goethe und Wagner nebeneinander vor, so bezeichnet diese Reihe ein ständiges Zunehmen der Persönlichkeit, ein Abnehmen der Inhalte. Mit Schlagworten: Homer, als Persönlichkeit umstritten, ein Spiegel einer Zeit und eines Volkes; Shakespere, als Persönlichkeit uns fern, ein Umfasser von zahllosen Persönlichkeiten; Goethe, als Persönlichkeit uns erfaßbarer als die meisten andern, trotzdem noch zurückhaltend und jenseits alltäglicher Berührung, eine Welt von objektiven Gedanken, Religion, Philosophie, Natur, Geschichte, Gestalten und Zeitlichkeit, die als Bestandteile seines Wesens auch in sein Werk eingehen. Wagner, als Persönlichkeit ständig sich öffnend, betonend, darbringend, kaum verschmelzbar mit Objektivem, das sich in ihm nur erhält als rein individuell gebrauchtes Mittel; von Naturerlebnissen, von geschichtlichem Denken, objektiv philosophischer Bildung, von objektiver Religion, von der Zeitgeschichte entfernt, dafür aber der Verkünder und Träger unerhört großzügiger Leidenschaftlichkeit.

Daß ein Trachten nach starken und reinen Affekten im Ziel- und Mittelpunkt seines Individualismus stand, geht aus den oben angeführten Worten über das Theater, wie aus hundert andern Bei-

Digitized by Google

spielen hervor, wir bemerken es aber besonders, da in dieser Elementarverbindung ein Wichtigstes des ganzen „Problems“ Wagner beschlossen ist. Der äußerst gesteigerte Individualismus fand in ihm zugleich zum ersten Male einen genialen künstlerischen Repräsentanten. Jenes Trachten setzt sich in seiner Kunst nun in das Ziel der Gestaltung des „Rein-Menschlichen“. Dieses Ideal des Reinmenschlichen steht dem andern der „realistischen“ Gestaltung oder vom Objekt hinüber in die Phantasiegestaltung gelangenden Schaffens auf künstlerischem Gebiete ähnlich gegenüber wie auf denkerischem die Sprache der Absichten, der Phantastik und Leidenschaft der der Erkenntnis und Begrifflichkeit. Es erhält seine großartigste und überzeugendste Gestalt in dem Drama, das relativ am reinsten in Affekten, am wenigsten in Gedanken sich vollzieht: Tristan und Isolde; wie denn das Isolden-Erlebnis Wagners mit Mathilde Wesendonk die reinsten Blüten brachte, die sein Wesen tragen konnte, da hier sein Drang zum hemmungslosen Affektleben zum ersten und einzigen Male annähernd Befriedigung fand. Wie jenes Kunstwerk, so werden die edlen und tief gefühlsatten Worte nicht vergehen, die er für die große Stunde der Liebe mit Mathilde Wesendonk fand, da er „feierlich, tief durchdrungen, mild durchwärmt, frei, wie ewig vor sich hinschauend“ eine kurze Zeitspanne das schlechthin Unirdische verwirklicht glaubte. Verwirklicht ward es im Kunstwerk, und die Tristanschöpfung nimmt in jeder Hinsicht eine entscheidende Stellung in Wagners Werk ein. Das scheinbar Überschwängliche, was er darüber gesagt hat, übertreibt in Wahrheit nicht. Hier vollzog die höchste Mission des individualistischen Künstlers: das rein Individuelle selbst in großzügigster Weise künstlerisch einläßlich zu gestalten, fernab allen tendenziösen Konflikten einmal zu zeigen, welche wundervollen erschütternden Möglichkeiten im weltbefreiten Dasein liegen. Hier vollzog sich aber auch künstlerisch der wunderbare Schritt von der vergleichweise einfachen Technik seiner früheren Text- und Musikdichtung zu einer Vollendung der Wort- und Tonsprache, die in alles überbietender Weise den wandelreichen Formen, den kleinsten und größten Zügen des Affektlebens gewachsen war; er vollzog sich ohne Verlust an eigentlich dichterischen oder musikalischen Werten, denn „Tristan und Isolde“ ist als Wortdrama wie als symphonisches Musikstück auf einer Höhe, die Wagner noch nicht annähernd erreicht hatte und auch nicht wieder erreichte.

Man kann nun natürlich, von einer bestimmten Anschauung über Wesen und Aufgabe der Kunst ausgehend, einwenden, daß diese „reinmenschliche“ oder, in Wahrheit: fast ausschließlich affektbelebte Tondramatik nur einen Teil einer vollen Kunst bilde, da die Kunst höhere ideelle Aufgaben erfüllen müsse und das geistige Leben mit zu umspannen berufen sei. Doch würde diese Auffassung einmal die ungeheure geistige Leistung des Genies unterschätzen, durch welche das Werk besteht, dann aber fühlt man sogleich: wir betrachten lediglich die „Kehrseite“, der Einwand sagt nichts Neues. Das individualistische Genie der Affektgestaltung ist eben am stärksten, wo es am reinsten ist. Wohl fühlen sich manche von der dämonischen Leidenschaft dieser Gestaltung abgestoßen, aber diese werden jederzeit dem tragisch

Digitized by Google

großen und bedingungslosen Affektleben fremd sein und also Richard Wagners Persönlichkeit ablehnen müssen. Die „Affektfremdheit“ ist aber nur ein, und ist vielleicht das seltenste und geringste Motiv einer Gegnerschaft gegen Wagner. Stärker wendet sich das Gefühl meist gerade in der oben gekennzeichneten Weise gegen Werke, welche die „Kulturtendenzen“ aufgenommen haben, wie der „Ring“ und „Parsifal“, oder gegen Gestalten, die aus einer persönlichen Erfahrung her tendenziös gefaßt sind wie Beckmesser und Wotan. In dieser Art innerer Opposition reagiert offenbar das Kulturgefühl des Hörers gegen Wagner. Der tiefste und eigentlich innerlichste Widerstand richtet sich aber gegen Wagners Natur selbst oder gegen einige bestimmende Züge seines Wesens, da er ja diese künstlerischen Gebilde schuf und vertrat. Mit der Sicherheit des individualistisch-tendenziösen Gestalters hat er sein eignes Wesen so ziemlich in all sein Schaffen eingeprägt, sei es in die Handlung, in den Charakter, den Gestus oder die Lebensauffassung.* Dies darzutun müssen wir nochmals weiter ausholen und ein Bild der eigentlich Wagnerischen Züge an Wagners Werken zu gewinnen suchen. Wir stehen vor dem eigentlichen „Problem Wagner“.

Es erscheint leicht unbillig und unfein, eine große Persönlichkeit als „Problem“ zu bezeichnen. Das unabsehbare Gefüge einer schöpferischen Natur läßt sich niemals auf eine Frage zusammendrängen, deren Beantwortung dann über sie das Wesentliche enthalten müßte. Indes, wir haben ja über Wagner bereits Verschiedenes auszumachen versucht und gehen nur mehr auf das in bestimmtem Sinne Problematische an ihm aus, jene Züge, die nicht wegen ihrer sozialen Wirkung und kulturellen Bedeutung sondern rein menschlich fragwürdig sind. Dies Problem wird sich uns rasch genug in „Probleme“ auflösen. Gehen wir zunächst auf deren Summe mit einer gewissen Schlichtheit zu und sagen wir: Seltsam, wie viele Feinfühlige Wagner abstößt, verletzt, quält, ärgert. Wir meinen also, darin weder allein die Reaktion der in ihrem geschichtlichen Gefühl Verletzten erblicken zu können, als welche man bei sorgsamer Prüfung weder Robert Schumanns, noch K. F. Meyers, am wenigsten Nietzsches oder Fontanes Haltung abtun kann, noch die Reaktion der „Überfütterten“, wiewohl ja ein Übermaß von Wagnerpflege heute unzweifelhaft manche seiner Werke Vielen verleidet hat. Es handelt sich endlich auch nicht um einige Werke, sondern um eine hinreichend entschiedene Stellung des Gefühls zum Ganzen. Wer gar glaubte, nur eine kleine Gruppe Unzufriedener belfere hier die Sonne des Genius drollig-großtuerisch an, würde sich über die heutigen Stimmungen gegenüber Wagner sehr irren. So wenig eine wirkliche, klare oder schon für die Öffentlichkeit eingerichtete Abwehr gegen Wagner heute festgestellt werden kann — die man sich etwa als Nachfolge der „Brahmsianer“-

* Bezeichnend ist, wie aus dem „Urbild“ Mathilde im Hindurchgehen durch Wagners „dramatisches“ Wesen eine Isolde wurde: aus einer nach allen Zeugnissen weichen, zart nachgiebigen, zurückhaltenden, bei aller Hingabe sensitiven Natur eine echt dramatische, ironisch-satirisch sprechende, herrschsüchtig-grandiose, feurig-enthusiastische Heroine.

Digitized by Google

Kämpfe denken könnte —, so oft hört man gerade von Gebildeten, Feinfühligen, innerlich der Kunst Bedürftigen, daß Wagner ihnen „im Grunde“ „contre cœur“ sei.*

Wie jeder Große dankt Wagner seine Weltmachtstellung zutiefst der schöpferischen Kraft seines Wesens. Aber es kann nicht unbemerkt bleiben, daß auch die geschichtliche Lage zu ihrer Vergrößerung in ungewöhnlich günstiger Weise mitgewirkt hat und ebensosehr die heldische Kraft und das prachtvolle Geschick, wie Wagner seine Größe selbst zu inszenieren verstand. Bedenkt man, daß Wagners Wirkung zu neun Zehntel der Bühne verdankt wird, so darf man nicht übersehen, daß er gerade hier zwei Menschenalter hindurch keinen Nebenbuhler fand. Und zwar weder im gesprochenen noch im tönenden ernsten Theater. Wohl gab es Künstler, die nach dem Ausmaß der geistigen Größe mit Wagner in die Schranken treten konnten; aber die vergeistigten Werke eines Hebbel hätten stets vergebens gegen den musikalisch-sinnlichen Zauber des Ringes gekämpft. Und zur Bühne als zum Hauptschauplatz des Lebenswerkes trieb es seither nur den umstrittenen, als Persönlichkeit so viel schwächeren Hauptmann neben den dis minorum gentium. Als musikdramatische Rivalen traten manche auf, keiner mit annähernd gleichem Erfolge; denn obwohl Richard Strauß auf zündende Beifallwirkungen zurückblickt, — die Breite und Dauer seiner Aufführbarkeit ist schon durch deren Schwierigkeiten, nicht minder aber wegen der Schwerverständlichkeit seiner Werke fraglich: eine theatralische „Konkurrenz“ für den Ring oder die Meistersinger bedeuten weder „Salome“ noch „Elektra“ noch die „Feuersnot“.

Mit einem Wort: Wagners Kunst bedeutete einen Abschluß, nicht einen Anfang in der Geschichte der Theaterstücke; so sehr, daß ein neuer Anfänger nun schon dreißig Jahre dem toten Abschließenden — das Feld räumt. Und dieser Abschließende einer langen Entwicklung hatte das Feld gründlich besetzt. Er verstand es nicht nur meisterlich, musikdramatische Stoffe zu bühnengerechter Wirkung zu gestalten, sondern ebenso, das so gestaltete Lebenswerk auf der Bühne der Geschichte glänzend einzuführen. Einmal über die schweren Hemmnisse Sieger — welche vielseitige Arbeit wandte er auf, seinen Platz hier zu befestigen: durch Bücher und eignes Auftreten, durch Erziehung der Mitwirkenden und eines musikalischen Nachwuchses, durch Gründung einer eignen Heimstätte für sein Geschaffenes, durch Entfaltung glänzender gesellschaftlicher Werbekünste, welch unerhörte Anstrengung steckte er in seine eigene „Propaganda“. Und alledem gab die große Resonanz die historische Stimmung gegenüber dem gewaltigen Individualisten, der weitausladenden Kulturtendenz, von der oben die Rede war und die man in den Werken miterlebte. Niemand wird dieser Willenswirksamkeit die Achtung weigern, die an sich aber keine künstlerische Bedeutung in sich schließt, sondern von Künstlern niedrigeren Ranges wohl auch gelegentlich geleistet wird. Aber man denke einen

* Recht bezeichnend ist das Verhältnis solcher, und zwar das der noch Unentschiedenen, zu Wagner in Friedrich Huchs „musikalischem Roman“ „Enzio“ gezeichnet (s. den Abdruck daraus im Kunstwart XXIV, 15).

Digitized by Google

Augenblick an die einfachen Lebensläufe minder Taten-, aber nicht minder Schaffensfroher: Bachs, Beethovens, Mozarts, Schuberts, Schumanns, um zu erkennen, daß hier das Schicksal zum ersten Male Künstlertum und Impresarionaturell (wenngleich edelster Art) in einen Kopf vereinigt hatte. Selbst auf andern Gebieten ist ein solcher schon rein zeitlicher Aufwand im Dienste der Verbreitung eigner Werke von seiten eines Geistgroßen wohl nirgends zu finden. Die überstrahlende Leuchtkraft seines Sternes werden wir nach alledem nicht auf den künstlerischen Gehalt seiner Werke allein zurückführen, wie wir das gegenüber Beethoven und selbst Goethe ungescheut tun können. Wenn man hier einwendet, Wagners Werke gewännen auch jetzt noch — ohne seine persönliche Propaganda — die Welt, zum Beispiel das Ausland, so ist zu erwidern: Sie gewinnen die Jugend wohl kaum mehr im Ausland, wie auch in Deutschland nicht annähernd in gleicher Weise wie früher. Überdies, daß ihnen, wie sie denn Ausdruck einer so bestrickenden Persönlichkeit sind, jederzeit Tausende erliegen werden, versteht sich, aber auch: daß die Propaganda Wagners nicht mit seinem Tode erlosch — von der „Gefolgschaft" war ja schon die Rede.

Es gibt nun mehr als diese eine Eigenart, durch welche das Genie Richard Wagners gegenüber andern Genies eine Ausnahme bildet; er stellt in mehreren Hinsichten einen besonderen Typus von Genie dar, der nach unserer Erfahrung in der Geschichte der künstlerischen Genies nur von ihm allein vertreten wird. Dem scheint die übliche Annahme zu widersprechen, als ob überhaupt jedes Genie eine Gattung für sich bilde und nur mit sich vergleichbar und allein durch sich selbst teilbar sei; in Wahrheit ist eine solche Meinung wohl übertrieben und sozusagen eine Augentäuschung, denn nicht die außerordentliche Steigerung der schöpferischen Fähigkeiten (als welche hier einmal umrißweise das Genie kennzeichnen mag) bedeutet das Unvergleichliche an einem Beethoven, Mozart, Goethe oder Shakespere, sondern die Erlebnis-Inhalte der Persönlichkeit; gerade diese aber bilden auch bei weit minder Begabten das streng Unterscheidende ihres Wesens, auch Theodor Kirchner und Wilhelm Jensen kann man im Hinblick auf ihre Persönlichkeit nicht „verwechseln", so daß „das Geniale" eigentlich den geistigen Eigenbesitz des Genies nicht mit umschließt. Wer die Lebensläufe, die Schaffensweise, die Briefe, die Stilistik, die allgemeine Stellung zur Welt an vielen Genies beobachtet, wird vielmehr formal genommen eine weitgehende Ähnlichkeit feststellen können. Besonders aber in der Verteilung ihrer seelischen Fähigkeiten auf verschiedne Schaffensgebiete: es ist eine alte Einsicht, daß das Genie einseitig ist. Auch die „vielseitigen Genies" eines Lionardo, Michelangelo oder Goethe sprechen kaum dagegen, denn so weit ihre sonstigen Fähigkeiten ausgreifen mochten, die überragende Genialität als solche, das, was den Mann unsterblich machte, betätigte sich immer nur auf einem Gebiet. Sehr oft findet man das Genie ganz eigens auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt. Beethoven und Mozart, Bach und Schubert waren *nur* als Musiker genial, Böcklin nur als Maler, ein Flaubert, Dickens, Dostojewski sogar nur als Prosaiker. Und oft wird die einseitige Überbegabung durch einen

Digitized by Google

deutlichen Mangel an andern Fähigkeiten ausgeglichen, seien es solche der menschlich-geselligen Art, der anderweitigen Bildung oder durch recht eigentliche Unfähigkeiten.

Anders Richard Wagner. Sein Genie besetzt sozusagen von vornherein mehrere Felder. Seine Schöpferkraft vermag sich offenbar nicht auf einem abgeschlossenen Gebiete zu betätigen; er muß, um produktiv sein zu können, Wort, Ton und Szene gleichzeitig gestalten dürfen. Damit ist nicht ausgesagt — was ich nicht glaube —, daß Wagner ein genialer Dichter gewesen sei. Sondern er konnte, wenn man so sagen darf, immer nur zwei Ausdruckinstrumente gleichzeitig, nicht eins allein spielen, und diese zwangmäßige Zwierichtung der Schöpferkraft bildet sein Kennzeichen. Seine reinen Dichtungen und seine reine Instrumentalmusik würden ebensowenig wie seine Vertonungen fremder Gedichte irgendwelche besondre Beachtung gefunden haben, wenn sie nicht — von Richard Wagner gewesen wären. Es ist nun eine gar nicht so naive Frage, ob nicht die Spaltung des Schaffens in zwei Richtungen die Leistung verringert habe. So wie wenn jemand, der mit der rechten und der linken Hand gleichzeitig Steine wirft, nicht so elegant und weithin werfen kann wie wer mit der Rechten allein wirft. In der Tat erschiene es Vielen von uns unmöglich, Wagner als Musiker (soweit man im Hinblick auf seine Werke deren musikalische Seite allein zu betrachten imstande ist) neben die einseitigen Genies Beethoven oder Bach zu stellen. Man beruft sich, wenn die Frage auftaucht, stets darauf, daß er eben Musikdramatiker sei und nur als solcher gelten müsse. Es wird also die Sondergattung seiner Genialität mit diesem Wort umschrieben, dessen Gehalt wir nun weiter zu prüfen haben.

Man darf die musikdramatische Wagnersche Art nicht mit der dramatischen Schöpferkraft schlechthin gleichsetzen, wie sie etwa Shakespere oder allenfalls Schiller eignete. Deren Kräfte waren nicht eigentlich auf eine Erneuerung der äußeren Form und Darbietung ihrer Werke gerichtet, sie schrieben für ein bestehendes Theater, und überließen das Aneignen ihrer Werke getrost der Welt. Überdies sind Wagners Werke, betrachtet unter dem allerdings nur schief anwendbaren Maßstab des „Dramatischen", wie man ihn aus den Wortdramen der Literaturgeschichte abziehen mag, keineswegs hervorragend dramatisch. Zahlreiche schleppende, „lyrische" Szenen stören den an sich nicht immer ohne Mühe gebildeten Fortgang der Handlung, worüber nur die Spannwirkungen der Musik hinwegtäuschen können. Man denke auch an die fortgesetzten, nur „exponierenden" Erzählungen im „Parsifal". Dies wäre übrigens einer gründlichen Untersuchung ganz besonders wert, die hier nicht gegeben werden kann. Die Zweiseitigkeit von Wagners Genie wird durch das schiefe Wort Dramatiker oder Musikdramatiker nur umschrieben, nicht geklärt; es zeigt sich endlich immer dies eine: die Bindung zwischen Ton- und Wortschöpfung vollzieht sich in Szenengestaltungen. Wagner schuf fast ausschließlich szenisch, wie er etwa auch fremde Instrumentalmusik fast szenisch interpretierte. Man könnte darum seine Schöpferkraft sogar dreidimensional nennen, da er wiederum nicht allein in Wort- und Tonverbindung, als „Vokalkomponist", schöpferisch war, sondern zur Anregung der Kräfte auch

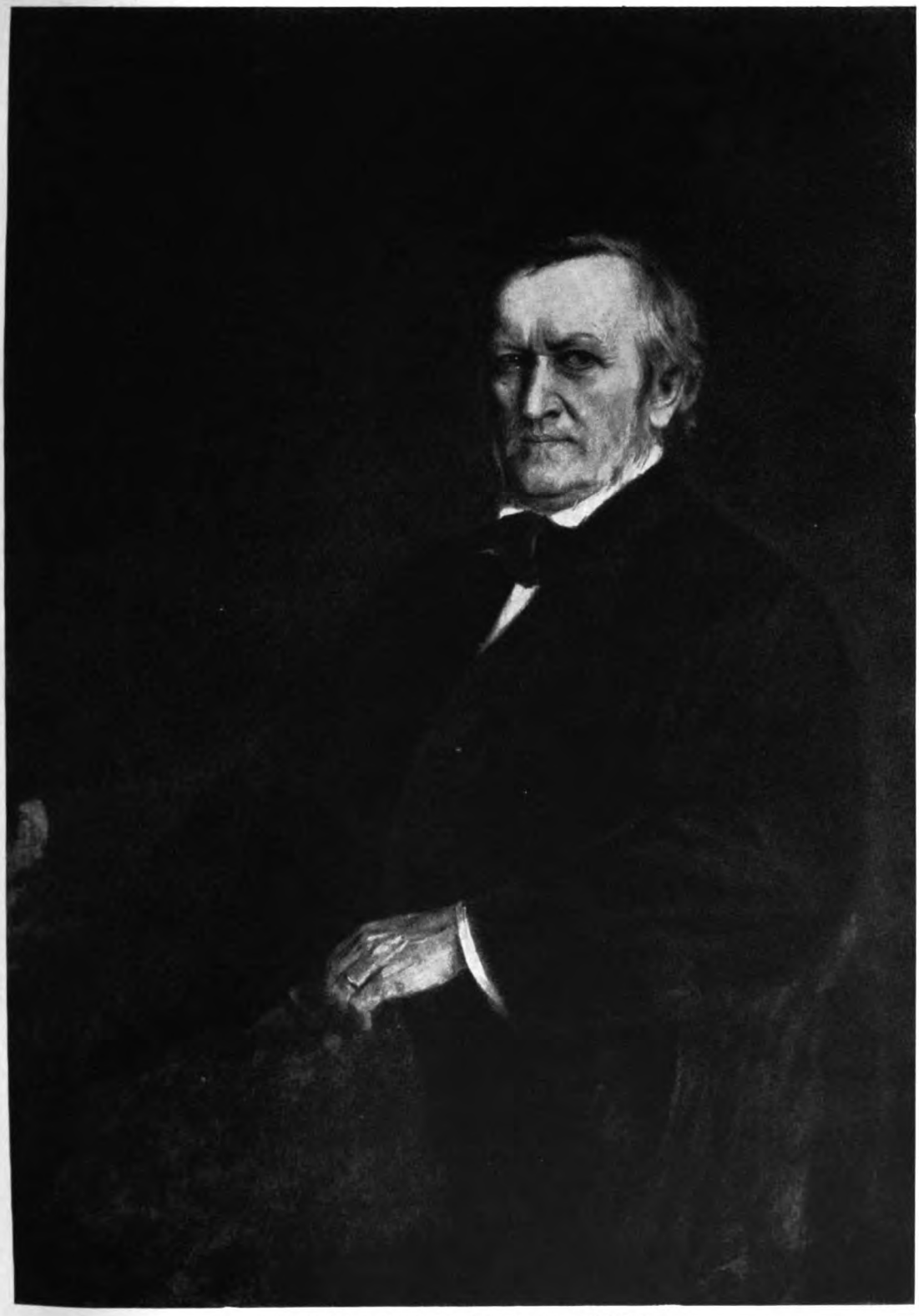
Digitized by Google

regelmäßig der szenischen Leitvorstellung bedurfte. Auch hier lägen Aufgaben für eine feinfühlige Forschung: aufzufinden, wieweit sich ein Bedürfnis nach Szenenbildung auch dort bei Wagner zeigt, wo es nicht notwendig aus dem Erlebnisstoff hervorgeht, vielleicht sogar in der Lebensführung, womit man eine gewisse Prunkliebe oder so manche Stellen aus seinen Briefen wohl in Verbindung bringen könnte. Übrigens ist die szenische Schaffensart nicht so zu erklären, daß zu einer Wort- und einer Tonschöpferkraft sich nun eine Bildnerkraft gesellte. Man wird in Wagners Werken nicht ein Bild finden, zu dessen Erschauung es besondrer bildnerischer Fähigkeit bedurft hätte, die meisten sind sogar aus den alten Stoffdarbietungen, deren er sich bediente, leicht zu übernehmen gewesen. Ein freies, aus restlos eigner Erfindung stammendes dramatisches Schaffen kannte er ja überhaupt kaum, da er stets eignes mit früherem Schaffen verschmolz.

Es ist bekannt, daß diese Richtung von Wagners Genie in der gedanklichen Erzeugung des „Gesamtkunstwerkes" ihren Ausdruck fand. Nun klingt es wohl sehr einfach, muß aber doch gesagt werden: daß dieses „Gesamtkunstwerk" als Lebensidee wohl wirklich nur in einer Begabung wie der Wagners erstehen konnte, wie denn solche Kunsttheorien meist den Stempel des Individuellen an sich tragen. Und wir dürfen heute wohl sagen: diese Idee des Gesamtkunstwerkes hat sich als Kunstidee für Andre nicht lebensfähig erwiesen. Sie war nicht eine Neuschöpfung in der Geschichte der Kunstgattungen, sondern eine Hilfekonstruktion zur Einführung seiner Werke. Mehr und mehr kommen wir gerade heute, in der Zeit des „Rosenkavaliers", der „Ariadne", der italienischen Veristen, der Kammerspiele, der Riesensymphonien, der naturalistischen Theaterei auf Einzelkunstleistungen zurück, nachdem sich so viele Schaffende an dem Irrtum des Gesamtkunstwerkes verblutet haben. Selbst neue „Opern" jenes alten Stils, den Mozart beherrschte und der mit dem Feldgeschrei der „Unvernünftigkeit" und Stilmischerei bekämpft wurde, würden heute nicht unwillkommen sein. Wer einmal sich von Vorurteilen gegen die Oper gelöst hat, wird sich in ihrem Reich bald vor einer Fülle echt künstlerischer Möglichkeiten sehen; zum Beispiel mag man wohl ein Gefühl davon bekommen, wie selten die Oper der Musik eine über ihre Kräfte gehende Leistung zumutet, wie ein feiner musikalischer Formensinn, eine glänzende Bereicherung des Liedes in ihr möglich sind und Ähnliches. Jene Art von „Erhebung", die Wagner als den tiefsten Sinn des Theaterstückes hinstellte, leistet allerdings manches heute bevorzugte Kunstwerk nicht: auch darin spiegelt sich die Entfremdung von Wagner wider.

Wenn man sagt, die Oper mute der Musik nichts über ihre Kraft zu, so ist von Wagners Musikdrama oft das Gegenteil gesagt worden. Insoweit nämlich Wagner szenisch schuf, schuf er natürlich Werkteile, die als Teile betrachtet mit Teilen der alten Oper eine unleugbare Ähnlichkeit haben, wenn er auch in der Teil- oder Szenenbildung als solcher genialer war als viele seiner Vorgänger. Die Oper nun ließ diese Teile nebeneinander stehen ohne eine stark aus innerlichen Quellen abgeleitete Verbindung; die innere Entwicklung war in ihr oft oberflächlich, widerspruchvoll, abgeschmackt, und die musikalischen

Digitized by Google



Mit Genehmigung des Verlags F. Bruckmann A.-G., München

KW

FRANZ VON LENBACH

Digitized by Google

Digitized by Google

Bindemittel verwuchsen nicht zu innerlich fühlbaren Ganzheiten mit den auseinanderfallenden Teilen. Wagners neue Aufgabe nun war es, die Teile in einer Gesamtschöpfung zu verbinden. Nicht als ob er sie in abstracto (wie wir hier) sich vorgenommen hätte, sie erwuchs vielmehr seinem Schauen. Aber rein nach dem geschichtlichen Anblick beurteilt lag sie wirklich so. Seine Mittel waren dichterische und musikalische. Zu den dichterischen gehört der vernünftige Aufbau der Szenen zum Ganzen, die leitende Idee und die Gestaltung erkennbarer Handlungträger. Zu den musikalischen die „endlose Melodie" und das Leitmotiv. Betrachtet man die musikalischen für sich, so ergibt sich sofort ihr ungeheurer praktischer Wert. Wo Szenenaufbau, Text und Personenbewegung irgendeine Lücke oder eine Unklarheit läßt, kann jederzeit die Musik durch Fortspinnen des Fadens oder gleichsam als erklärende Anmerkung unter dem Text einspringen. Mindestens der Schein, vielleicht das Wesen organischen Fortgangs ist damit gewahrt — wie weit jedes von beiden, das ist wieder eins der „Probleme", auf die musikwissenschaftliche Forschung ausgehen müßte. Es gibt Einwände genug gegen diese Mittel: daß die „endlose Melodie" die Aufmerksamkeit und Aufnahmefähigkeit übernehme, daß sie bei allem Geschick der Erfindung doch auch dünne Stellen aufweise, daß die Stichworttaktik des Leitmotivs vom Hörer ungebührlich viel Motivgedächtnis verlange und daher zu Unklarheiten führe, daß durch die Häufung des gleichen Leitmotivs eine aufdringliche Überdeutlichkeit entstehe, welche fein Empfindende abstößt, daß endlich durch die anscheinend fortwährende Bemühung, dem Hörer möglichst viel zu verdeutlichen, eine unnatürliche Steigerung aller Mittel erzeugt sei, die sich selbst wieder teilweise aufhebe. Genug — hieran ist Kritik oft genug geübt worden, auch die Vorzüge, das Geistvolle in der Verwendung dieser Mittel wurde vielfach gewürdigt. Mit Absicht jedoch wurde das Wort „Mittel" hier festgehalten; denn daß es sich in der vollumfänglichen Anwendung dieser Formen um eine eigentlich schöpferische Tat handle, wie sie etwa in der Komposition der Eroika oder in Goethes Mütter-Szenen-Konzeption oder in Böcklins Erschauung der Toteninsel vorliegt — davon wird man den kaum überzeugen, der zwischen Weiterbildung technischer Möglichkeiten und innerer Neubildung von Gehaltwerten unterscheiden kann. Natürlich sind hier die Grenzen fließend: eine Tat wie die Tristanschöpfung ist als Gestaltung einer Innerlichkeit mit zwei Mitteln des Ausdrucks so komplex, daß unsere begriffliche Scheidung ihr fast nicht beikommen kann. Neben der abstrakten Tatsache, daß Wagner jene technischen Mittel verwandte, steht ja anderseits die Möglichkeit, daß er auch musikalisch unmittelbar schöpferisch gewesen sei. Als schlagendste Beweismittel führt man dann etwa die großen Melodien der „Walküre", das „Siegfried"-Idyll, weite Strecken der symphonischen „Tristan"-Partitur oder „Meistersinger"-Lieder an. Zweifellos mit Recht; fraglich kann nur sein, ob gar so viel von Wagner lebendiges Eigentum der Musikwelt wäre, wenn nicht alles von der faszinierenden Einkleidung der Gesamtmusikdramen in die Welt hineingeschmeichelt würde; fraglich wäre, ob die mehr oder minder zahlreichen Stellen, an denen Wagners musikalische Schöpferkraft sich frei entfaltet, die alles

Digitized by Google

zurückdrängende öffentliche Bevorzugung Wagnerscher Werke rechtfertigen können. . . .

Von Wagners Mitteln, aus Opern Musikdramen zu gestalten, nannten wir weiterhin dichterische, also wortkünstlerische. Da gehört zusammen die eigentliche Charakterzeichnung mit dem Szenenaufbau. Es ist meines Wissens nicht oft bemerkt, nirgends wirklich ausgeführt worden, welchen psychologischen Reichtum Wagner gelegentlich auf einzelne Gestalten, wie etwa die auf der Bühne oft fade erscheinende Elsa, verwandt hat. Anderseits ist wohl für jeden Unvoreingenommenen klar, daß seine Gestalten nicht so viel überquellenden geistigen Gehalt in Worten ausströmen können, wie die Gestalten bedeutender Wortdramen. Ein Attinghausen aus „Tell" kommt uns rein durch die Worte näher als der Amfortas des „Parsifal". Eine dem Gyges oder Lear an Gestaltintensität vergleichbare Persönlichkeit findet sich bei Wagner nicht: hier ist einer der Punkte, wo die Musik dem Text notwendig zugeordnet ist. Wer die Begabung oder Neigung nicht hat, diese Bindung anzunehmen, oder wer diese Ergänzung zweier Künste zum Zwecke der Charaktergestaltung nicht tiefdringend findet, wird *insofern* eben bei Wagner leer ausgehen. Sie *kann* tiefdringend immer nur nach der Seite der Affekte hin sein, und daß diese Auswirkung manchen Naturen fremd bleibt, betonten wir schon. Dies kann man sagen, auch wenn man die Wärme, die etwa von Hans Sachs ausgeht, nicht verkennt. Rein als Charakteristiker — Wagner als Charakteristiker: ein Doktoratthema! — ist Wagner von recht ungleicher Kraft. Er hat reine, psychologisch verkrüppelte, Chargenrollen wie den Beckmesser, auf *ein* seelisches Verhalten gestellte, langweilige Gestalten wie Wolfram oder Tristans Diener neben sorgsam abschattierten Nebenfiguren wie Mime, Ortrud oder Marke geschaffen. Eine Gestalt wie Wotan ermüdet psychologisch durch ihre — Charakterlosigkeit, während andere Charaktere Wagners, etwa Amfortas, rein durch ihr Affektleben gekennzeichnet sind, darin aber manchmal unsagbar vielgestaltig. Diese Beobachtung ergänzt die andere, daß rein als *dramatisch* Wagners Genie nicht gelten kann: mindestens eine Richtung des Dramatischen, eben die scharfe und reiche Charakteristik stand ihm nicht jederzeit bestimmend im Vordergrund der Leitvorstellungen. Was ihn als Charakteristiker oft hemmt, ist das Bedürfnis nach starken Szenen, die eine volle und reiche Wirkung haben; diese würde durch fein abgestufte Charakteristik oft in Frage gestellt. Die Rolle des Charakterarmen „hebt" die Rolle des Charakterreichen, und eine gewisse Vernachlässigung mancher Charaktere erleichtert die Szenenbildung beträchtlich — was sonst unmöglich wäre aus psychologischen Gründen, wird so möglich! —, erleichtert und beschleunigt sie gleichzeitig. Es ist bemerkenswert genug, daß ein Mangel an Wagners Schöpfungen wieder auf seinen Trieb zu geschickter Szenenbildung hinweist.

Die Szenen ergeben in ihrem Aufbau das Drama. Als solches betrachtet man gemeinhin die Entwicklung einer seelisch gehaltvollen Handlung über Konflikte hin zu einer befriedigenden Lösung; es liegt uns vorab daran, diese Handlung in ihrem starken Ablauf und ihrer charakteristischen Abwandlung zu erleben. So betrachtet ist

Digitized by Google

Wagners Szenenaufbau sehr oft undramatisch. So ungeheuer der Abstand seiner Texte schon durch deren „Vernunft“ von früheren oft „sinnlosen“ Operntexten auch in Betracht ihrer Dramatik ist, so wenig hat Wagner doch darauf verzichten können, der Musik Gelegenheit zur Entfaltung zu geben. Wir sagten es schon: die episch-balladische oder die „lyrische“ Szene, die in die Handlung wenig eingreift, ist bei Wagner häufig vertreten, gehört sogar oft zum Schönsten in seinem Werk; auch die maßlose Länge einzelner seiner Tondramen hangt damit zusammen. Anderseits wird man gewissen Eigenbildungen des Tondramas, wie es Wagner schafft, vor allem in „Tristan und Isolde“, trotz „lyrischer“ Szenen „Dramatik“ nicht absprechen. Man verwertet eben in solcher Aussage andere Bedeutungen des vielseitigen Wortes „dramatisch“, und es zeigt sich, daß die Frage nach dem Dramatiker Wagner ebenfalls auf dessen eigenste Persönlichkeit hinleitet.

Man kann aber natürlich weder Wagners Gesamtwerk noch dessen „Mitteln“ gerecht werden, indem man ihn allein als Opernreformator betrachtet. Seine Schöpfertaten haben, ganz von der Geschichte der Oper abgesehen, ihre selbständige Bedeutung in der Geschichte der Kunst. Es wurde schon gesagt, daß er fast allein das Theater zum Sammelpunkt ernster Kunstgenießer umschuf; nicht nur durch die Kraft seiner Werke, sondern auch durch eine zähe Energie in der Neugestaltung des Bühnenbetriebs hat er für das Theater gewaltig gewirkt. Aber die Bedeutung dieses Tuns müssen Fachleute urteilen. Hier, wo wir das Problem seiner Natur zu fassen suchen, geht uns an, daß es gerade das „Theater“, die Stätte einer äußersten Wirkungsmöglichkeit, war, die ihn zeitlebens beschäftigte. Daß er daneben das Orchester selbst, die einzelnen Instrumente in einer unerhört neuen und klanglich eigenartigen Weise verwendete, hat ihm zahllose Nachahmer gebracht, und gerade dieses Wagnersche Orchester hat, vielleicht am stärksten, mit seiner sinnlich deutlichen Sprache, ihm Freunde und Feinde gewonnen. Es ist überaus schwierig, zu entscheiden, ob in der Orchestik eines Musikers sich schöpferische Kraft äußern kann — dies Problem steht jedenfalls im Mittelpunkt einer Klärung nicht nur über Wagners Kunst, sondern über die Musik unsres ganzen Zeitalters. Wer von Bach, Mozart, Beethoven herkommt, wird kaum das Gefühl unterdrücken, daß der eigentliche Träger musikalischer Schöpferkraft nicht die Instrumentation sondern die Thematik, Melodik und die musikalische Verarbeitung, das Tonphantasiewerk im Gegensatz zum Werk der Klangphantasie, ist. So wie es uns in der Malerei nicht letzten Endes auf Öl- oder Wasserfarbe, in der Dichtung nicht auf Vokal- und Konsonantenauswahl ankommt, sondern auf das Innerliche, Persönliche, das sich ausspricht. Je mehr nun durch Wagner und nach ihm die Schöpfer gewiesen wurden auf eine möglichste Verfeinerung und Variation der Orchestermittel, um so mehr wird Vielen das eigentlich Musikalische zurückgedrängt erscheinen. Und selbst die Wagnersche, gelegentlich musikalisch unverarbeitete Leitmotivik* mit ihren

* Wo diese Motivik „verarbeitet“ ist und nicht nur erinnert an irgend

Digitized by Google

Aufklärerfunktionen erscheint von hier aus musikalisch tieferstehend als die literarisch undeutlichere aber gehaltvollere Weise der Früheren. Dies ist unzweifelhaft Nietzsches Meinung gewesen. Irgend etwas sträubt sich in ihm und in Vielen, die Musik als Dienerin zu sehen, wie Wagner sie verwendet, sie als weiblich-empfangend der zeugenden literarischen oder kulturellen, philosophischen Idee unterzuordnen.

Die „Idee" in Wagners Werken heißt bekanntlich außer in den „Meistersingern" stets: „Erlösung". Und diese Erlösung geschieht durch die Liebe des Weibes zum Manne oder die Liebe schlechthin, so im „Holländer", so annähernd im „Lohengrin", so im „Tannhäuser", im „Tristan", im „Ring des Nibelungen", im „Parsifal". In allen Tonabstufungen, allen Umschreibungen, mit jeder Glut und jeder Betonung, umleuchtet von sinnlichen Entladungen und verklärt von himmlischen Entzückungen, so tritt als tiefstes Leitmotiv des Wagnerschen Schaffens die „Erlösung" allenthalben ein. Wovon wird aber erlöst? Die Antwort hierauf stammt aus Wagners tiefster Anlage: von sinnlichem Drang und von der allgemeinen Unzulänglichkeit der Welt. Natürlich heißt so darüber reden eine Fülle von Erscheinungen in das Prokrustesbett alltäglicher Worte spannen. Und doch würde es schwer sein, auszufinden, was für andere Schwierigkeiten die Welt von Richard Wagners Werken enthält außer diesen ganz allgemeinen, welche von Vielen gar nicht als solche empfunden werden. Es kann kein Zweifel bleiben, daß gegenüber der Weltfreudigkeit des „Faust" etwa, gegenüber der sittlichen Kraft, welche in der Idee der sozialen Arbeit liegt, Wagners Werk eine etwas schwache Art der Weltverachtung verkündet, ein Leiden am „Tag", am „Wahn", am „Golde", das vielen sittlich Hochstehenden recht unentwickelt, fast jugendlich vorkommen kann, da sie es in einer frühen Entwicklung schon als unreif und unfruchtbar überwunden haben. Und die Rettung vor diesem Leiden findet sich in einem Taumel, dessen Sinnlichkeit überall durch die Erlöserklänge durchleuchtet. Kein Zweifel, daß die Masse der Anhänger gerade diesen Faktor an Wagners Werk besonders empfindet. Dies ist denn auch einer der Punkte, wo der Prophet der Herrenmoral — die den Begriff der Selbstzucht im Kern enthielt — den Propheten der Weltflucht erkannte und sein Schwert auf ihn zückte mit dem bösen Wort: Dekadenze!

Hier ist der Punkt, wo unsere Untersuchung am Kunstwerk mit der an den Lebens- und Kulturanschauungen Wagners zusammentrifft. Der Individualismus Wagners, unvereinbar mit der Welt, hatte Kraft genug entfaltet, dieser Welt ein „Andre dich!" zuzurufen: sie sollte sich, wie wir zu sehen glaubten, dergestalt wandeln, daß sie zu Wagners Art gepaßt hätte, daß er als Theaterkünstler in ihr die „allerentscheidendste" Wirkung hätte ausüben können. Anderseits umschließt dieser ungezügelte Individualismus, ein Urerlebnis, dessen

---

etwas, sondern in ihrer gemischten, abgewandelten Fülle die Wechselbeziehungen und Wandlungen der Affekte und Vorstellungen selbst veranschaulicht (Tristan, Siegfried II. A.), liegt das eigentlich Schöpferische Wagners am offensten.

Digitized by Google

moralische Seite trotz aller Gegenerwägungen sich unserm Urteil völlig entzieht, ein endloses Leiden an der Welt. Beides: Weltreformidee und Leiden spiegelt Wagners Kunstwerk wider. Daß er die Lösung im Theater und im befreiten Affektleben, vorzüglich in erotischen Befriedigungen suchte, sind die individuellen Determinanten seines Individualismus, den er *als solchen* mit andern teilte. Etwa mit seinem Widerpart in so vielem andern, mit Hebbel, der ihn in eine Tragödientheorie umsetzte und in Tragödien entlud.

Kein Zweifel, daß dieses Wort „Erlösung" eins der stärksten persönlichen Erlebnisse Wagners umspannt. Seine Briefe, sein ganzes Denken ist voll davon, das reinste und schönste Erlebnis seines Lebens, die Liebe zu Mathilde Wesendonk, empfand er als solche. Kein Zweifel auch, daß diese Erlösung von ihm erotisch gefärbt empfunden wurde. Und wenn wir im Lichte einer hohen Ethik, auf der Ebene großer *Denker*, dieser Erlösung nicht begegnen, da dort die dazu gehörigen Konflikte nicht eintreten können, so wissen wir doch alle, welche allesverzehrende Macht, welcher gewaltige Lebenswiderstand solchergestalt im Mittelpunkt von Wagners Schaffen stand. Er ist das erste Genie der Weltgeschichte, das dem Leiden der moralisch Unselbständigen, der erotisch Bedrängten künstlerische Erlösung gab. Gewiß nicht *nur* der *erotisch* Bedrängten, da ja in das Leiden an der Welt eine Riesensumme von unterschiedlichen schmerzlichen Erfahrungen eingeht, aber doch derer, die Erlösung auf dem Wege erotischer Befriedigung überhaupt zu finden glauben können. Wie unvergleichlich packend dieser Zug von Wagners Schaffen wirkte, sagten wir eingangs. Und die tiefe Dankbarkeit vieler Tausender gegen ihn zeugt auch *dafür*.

Vielleicht wird von hier aus Wagners Persönlichkeit mit am übersehbarsten. Kann man sich in die große Innenwelt seines Ichs verlieren, nur um ihrer Spannung und Größe innezuwerden, so zeigt sich hier der soziologische Wert der Beschäftigung mit ihm, — mit seiner haltlosen, triebhaften, leidenschaftlichen, zu Überspannungen, Schutzgedanken, gedanklich-metaphysischer Selbsthilfe und Selbstscheinhilfe neigenden Natur ist er ein Prototyp, dessen schwächere Abbilder in unserer Zeit zu Hunderten angetroffen werden. Er ist soweit in Wahrheit der „erste Moderne". Doch das eigentliche innere Leben Wagners kann hier nicht nach allen Richtungen hin geschildert werden, so unsagbar reizvoll für den Psychologen und den Menschenliebhaber es ist; wir bedurften einer Aufklärung über die Idee der „Erlösung", und diese war allein in Wagners irdischen Erlebnissen zu finden. Sie ist vielleicht das eigentlich subjektivste Element seiner Kunst, aus dem ihr die unverwischbar Wagnerischen Züge stammen.

Daß aber die Idee der Erlösung, betrachtet als szenisches Motiv, eine geradezu glänzende und überwältigende Wirkung verbürgt, läßt sich leicht auch theoretisch einsehen. Sie gibt eine natürliche Spannung über fast alle Szenen hin, sie ist der mannigfachsten Abwandlung fähig und erlaubt schließlich eine über alle Maßen bewegungstarke Entladung angesammelter Spannungen, sowohl in der Szene — Liebevereinigung, Weltuntergang, Weltentrückung — wie in der begleitenden, mittel- und tonreichen Musik. In diesem szenischen Wert gipfelt

Digitized by Google

abermals der Wert dieses letzten „Mittels“, das wir aus Wagners Kunstschaffen ausgesondert haben.

Kann man nun nach all dem Gesagten nicht zugeben, daß Wagners Werke trotz ihrer Erfolge ohnegleichen zu denen gehören, die musikalisch auf der allerhöchsten Höhe stehen, noch auch, daß sie in ihrer Charakteristik überragend bedeutsam, noch daß sie in ihrem ideellen Gehalte für die Höchstentwickelten überwältigend sind? Muß man nach allen diesen Richtungen in ihm mehr einen überaus geschickten Verwerter klug ersonnener Mittel als einen freischaffenden Gestalter erblicken? Einen Verwerter, der überdies Stoffe verwendete, die er nicht selbst geschaffen sondern alten Werken entnommen hat? Verschleiert das Wort „Musikdrama“ nur, daß es sich weder um Drama noch um Musik recht eigentlich handelt? Vielleicht, daß ohne die Gipfelung der Affektdarstellung in „Tristan und Isolde“ und vielleicht einigen „Stellen“ aus andern Werken sich Wagners Bedeutung wirklich mit jenen Worten genügend umreißen ließe. Aber die Fülle des Geschaffenen überwältigt immer wieder die Bedenken. Die szenische Kunst, in welcher alles gipfelt, wird man immer wieder anerkennen in dem oft schon gehörten Wort: Wagner war ein Genie des Theatralischen, vielleicht das erste Genie dieser Art, sicher das einzige, das wir kennen. Jedenfalls drückt dies Wort die Färbung aus, die für ein bestimmtes Empfinden über seinem Werk liegt, und faßt die Urrichtung zusammen, die seinem Streben nach diesem unserem Empfinden gewiesen war. Es mag dagegen gesagt werden: Wagner war einer der größten Schaffenden aller Zeiten und *überdies* glücklicherweise auch ein großer Theatraliker, so daß er seinen künstlerischen Willen auch wirklich der Welt aufzwingen konnte. Wer aber für jene erotisch-theatralische, individualistisch wollende Weise nicht angelegt ist, wird immer wieder auf die Auffassung zurückkommen, welche nun schon häufig begegnet: er war einer der größten Theatraliker aller Zeiten, der aber seinem Werk so viel künstlerischen und menschlichen Gehalt zu geben wußte, daß er auch zu den Schaffenden gezählt werden muß. Seine Schaffensgewalt überwältigt, selbst wenn sein Grundtrieb uns widerstrebt. In solchen Antithesen spricht sich das Problematische an Wagner sonderlich deutlich aus.

Nur in Umrissen und mit mancher Auslassung, die der Verfasser selbst wohl empfindet, ist damit das „Problem“, von dem die Rede war, aufgestellt. Eine Untersuchung, die der Geschichte der Musik und der Oper nicht nur Tatsachen sondern auch die psychologische Bedeutung dieser Tatsachen abzugewinnen wüßte, eine *stilkritische* Untersuchung, dürfte weit tiefer als bisher allgemein bekannt ist dartun, was hier unausgeführt bleiben mußte. Auch eine psychologisch sorgsame Würdigung von Wagners Schriften, Briefen und Taten könnte eine Fülle von Beweismaterial beibringen. Es ist gerade mit durch Wagners ständige, vergleichweise unberechtigte und überlaute Klage über mangelndes Verständnis und ungenügende Hochschätzung eine seltsame Angst bei uns entstanden, mit wirklicher Kritik an große Werke und Männer heranzugehen. So wie die Kritik überhaupt nur ein

Digitized by Google

schwächliches Dasein führt, so verkriecht sie sich heute in Wissenschaft und Leben allzuoft in der Angst davor, je als menschlich fehlbar zu zeigen, am deutlichsten vor dem etwas Ungewöhnlicheren und Großzügigeren. Solange es gilt, einen Verkannten in der Öffentlichkeit „durchzusetzen", mögen für die weiteren Kreise der Gebildeten Veranschaulichungen seines Wesens, Einstellungen auf seine Werke, also die vornehmen Mittel der „Propaganda" als willkommene Vorkämpfer-Taten genügen. Später ist dann auch Zeit, zu wägen und zu sichten. Nun wird wohl niemand leugnen, daß zu einem Eintreten für Wagner in einem Sinne, als ob er nicht genügend geschätzt werde, heut wenig Anlaß vorliegt. Ein gewaltiges Schrifttum, eingestellt auf die Bedürfnisse der Ärmsten wie der Reichsten im Geiste, von allen Seiten, von der musikalischen, der literarischen, der philosophischen, ästhetischen, theatralischen, menschlichen her den Meister erläuternd und bewundernd — eine solche Riesenbücherei sorgt dafür, daß kein Suchender auch nur das kleinste Teilchen von Wesen und Werk Wagners unbeleuchtet finde, mag auch Sachlichkeit, Klarheit und Eindringlichkeit in diesen Büchern fast gänzlich fehlen. Auch das ist zu beklagen: daß man ein Dutzend Bücher lesen muß, um nur zu den wichtigsten Mitteilungen wesentlicher Art über Wagner zu kommen; noch immer gibt es nicht „das" Wagner-Buch, das man allgemein und uneingeschränkt dem Suchenden als Grundlegung für das Wissenswerte über Mann und Schaffen empfehlen könnte. Soviel bleibt aber bestehen, daß die Begeisterung für ihn in unserm Jahr keines Stachels mehr bedarf, wir können ihre schwingende Woge ruhig ohne weitere Erhöhung über das zwanzigste Jahrhundert hinrollen lassen. Wir haben die angebliche Vernachlässigung seines Genies, wie gesagt, mit einer Wagnerpflege „büßen" müssen, deren Riesenumfang sich aus dem innern Wert seiner Werke allein nicht erklären ließe. Er hat sich der Welt aufgedrängt, und er hat damit so manche andern Werte verdrängt; unsere ganze musikalische Kultur leidet unter dem Vorwiegen des Opernbetriebes, wogegen viel verinnerlichte Musikübung zurückstehen muß; Marschner, Weber, Beethoven, Mozart und die Neueren innerhalb dieses Opernbetriebes werden gemeinhin schlecht behandelt, schlecht ausgestattet und besetzt, da die verfügbaren Mittel auf die glänzende und einträgliche Ausstattung Wagnerscher Werke gewendet werden. Und selbst daran, daß etwa ein Genius wie der stille Schuberts, heute noch mit großen Meisterwerken fast verborgen ist vor der Welt, mag die Richtung auf das Pompös-Gewaltige mit schuld sein, die Wagner dem Interesse der Musikwelt gegeben hat. Solche Erfolge lagen in seiner Natur und Zeit; aus der weithin aufwirbelnden Mitarbeit am Kulturleben — durch eignes Handanlegen — gingen sie hervor. Man denke sich, er hätte wie Schubert oder Beethoven still sein Werk getan und wäre von uns gegangen, ohne mit bewußtem Revolutionismus in die Geschichte einzugreifen. Wieviel der gewaltigen Renkung der öffentlichen Kunstmeinung in seine „theatralische" Richtung wäre ausgeblieben! Wagners Willensentfaltung schüchtert ein, aber im Ausweichen noch mag man anmerken, daß des großen Künstlers eigentliche Aufgabe immer sein wird zu schaffen, nicht zu reformieren. Auch ganz allgemein ist vielleicht der Künstler

Digitized by Google

[illegible]
[illegible] ist die zweite Vorstellung [illegible]
schon auf die dritte sind alle Plätze ge-
nommen. Ich bin schrecklich ermüdet u.
abgespannt; nach der zweiten Vorstellung
schreibe ich ausführlich. Die Aufführung war
hinreißend schön — Tichatschek, die Devrient.
Alles — Alles in einer Vollendung, wie man
es hier noch nie erlebt. Triumph! Triumph!
Ihr guten, treuen, lieben Seelen! Der
Tag ist angebrochen! Er soll nun Euch Allen
leuchten!

Dresden, den 21 October 1842 Euer
Richard

(Die Oper wird nach den nächsten Vorstellungen mit
erhöhten Preisen gegeben.)

[illegible]

Lucian's Brief habe ich heute Morgen erhalten
mit welchen Gefühlen lasen wir die Glücksverkündung!!!

Nun, liebste Kinder! In aller Eile u. Abspannung muss ich heute Euch doch wenigstens mit einer Zeile melden was gestern vorgefallen ist. Ihr würdet es lieber, Ihr erführet es von einem Andern, – denn ich muss Euch sagen, – dass noch nie, wie mir Alle versichern, in Dresden zum ersten Male eine Oper mit solchem Enthusiasmus aufgenommen worden ist, als mein Rienzi. Es war eine Aufregung, eine Revolution durch die ganze Stadt; – ich bin viermal stürmisch gerufen. Man versichert mir, daß Meyerbeer's Succeß bei seiner hiesigen Aufführung der Hugenotten nicht im

Kinder ich bin zu glücklich um vernünftig! –
Minna

selbst nicht derjenige, der über die Verwertung seiner Werke im Sinne der Kultur mit dem richtigen Augenmaß urteilen kann. Viele Künstler spüren das und enthalten sich des Urteils, Wagner enthielt sich nicht und glaubte, zum Kulturmitschaffer geboren zu sein, wiewohl seine persönliche Anlage und Bildung die Faktoren der Kultur nicht wirklichkeittreu zu erfassen vermochte. Aber dieses sich-selbst-Inszenieren mußte dem großen Theater-Genie Bedürfnis sein, und der Schutzgedanke, er handle nur im Namen der objektiven „Kultur", lag nahe genug. Es ist bekannt, mit welcher verbitternden Rücksichtlosigkeit Wagner auch im persönlichen Leben gelegentlich seine Sache durchzusetzen wußte — Ichsucht nennen es die Einen, Kulturdienst die Andern. Daß aber die durch tausend Leitungen unserer Zeit vermittelte Wesensart Wagners auf das innere Antlitz dieser Zeit bestimmend mit eingewirkt hat, sehen wir nicht nur an — „Richard II." Und zweifellos ist es einerseits diese heftige Sucht, sich und seine individualistische Kulturtheorie vor- und aufzudrängen, anderseits seine stark erotisch determinierte „Erlösung-Idee", die zusammen für so Viele das Gefühl ergeben, mit Wagner niemals einen reinen Herzensbund schließen zu können; allzusehr ist dies Bild entfernt von dem, weswegen wir sonst das Genie heiligsprechen. Es ist ein kleiner Schritt von hier zu dem Wunsch, daß in der künstlerischen Kultur die Vorherrschaft des Theater-Genies, das die klarsten Höhen nicht kennt, endlich aufhöre und wieder mehr Raum werde für Beethoven, Bach, Mozart, Schubert und den großen Unbekannten, durch den sich das zwanzigste Jahrhundert wieder zum reinen Geist bekennen mag.

Trotz alledem wollen wir keinen neuen „Fall Wagner". Unsere Sprache ist leiser, vielleicht auch sicherer, als die des einsam gescheiterten ersten Wagner-Kritikers. Und wenn wir Wagner nicht in makelloser Heiligkeit vor uns sehen, so erfühlen wir doch ein Gewaltiges in seiner umfassenden Menschlichkeit. Diese zu erkennen, uns aller von ihr umschlossenen und bedingten Probleme zu bemächtigen ist unserer Zeit als eine große und fruchtbare Aufgabe auferlegt. Sie ist dringender, als die einer blinden Vergötterung des Genies, durch dessen Feuerzauber wir alle, gebrannt oder unversehrt, gegangen sind.

Wagner und das deutsche Theater

Richard Wagner bringt heuer ein Wunder zustande, wie es seit den großen Schillertagen des Jahres 1859 keinem nationalen Dramatiker geglückt ist, mochten nun Lessing und Goethe ihren 150., mochten Kleist, Grillparzer und Hebbel ihren 100. Geburtstag haben wie er selbst. Die Theaterleiter führen mehr als eines seiner Werke auf, vielfach sogar alle und brauchen darum bei diesem nationalen Feste die Augen nicht niederzuschlagen. Ja, mehr noch: seit den achtziger Jahren pflegten und pflegen sie „unentwegt" das große Erbe, so daß ihnen der Zyklus von 1913 vielleicht nicht einmal besondere Mühe macht. Sie zahlen ja schon lange ihre größten Gehälter den Darstellern der Siegfriede, Tannhäusers, Lohengrins, Stolzings und Tristans, suchen ihre „Hochdramatische" nur mit Rücksicht auf die Brünnhilde, auf Ortrud und Isolde aus und lassen

Digitized by Google

berühmte Baritone ausschließlich als Holländer, Telramund, Wotan und Hans Sachs gastieren. Es sieht wirklich so aus, als opferten sie dem Meister von Bayreuth ganze Hekatomben, um an einem Beispiele zu zeigen, daß die deutsche Bühne mit Unrecht von den vorzüglichsten Bühnendichtern geschmäht worden sei, daß sie sich vielmehr ihrer Sendung stets würdig zeige und wahrhaftige Genialität nie verkenne. Freilich müsse Genialität sich auf das kostbare Wortjuwel „ausverkauft" reimen.

Die Abende, wo Lohengrin und Tannhäuser, die Walküre, Siegfried, die Götterdämmerung und gar die Meistersinger auf den Zetteln standen, haben ungeheuerliche Summen gebracht. Holländer und Tristan bedurften schon eines Stars, Rienzi und Rheingold ließen im Stich, wie sich Parsifal zwei Jahre nach dem Triumphzug des eben Freigegebenen wieder in die Bayreuther Stille flüchten wird, weil man ihm anderswo warmen Unterstand verweigert. Nicht Wagners stimmtechnische Forderungen haben, wie man ihm vorwirft, den Kunstgesang verdrängt, sondern den Kassenrapporten der Wagner-Aufführungen konnten die Opern Glucks, Mozarts und Webers nicht standhalten.

Wenn es einem Menschen anfängt gut zu gehen, richtet er wohl seine Wohnung hübscher her, läßt bei einem geschmackvollen Schneider arbeiten und sucht überhaupt — er sei denn ein Geizhals oder Banause — einen Ausgleich zu schaffen zwischen Einnahme und Ausgabe. Leben und leben lassen, heißt das im Volksmunde. Den Theaterleitern geht es an Wagnerabenden ohne Zweifel gut; welchen Ausgleich haben sie ersonnen? Die Sänger sprechen deutlicher als vor dreißig Jahren und die Orchester spielen sauberer. Aber das kostet nichts, ist Sache und Ruhm der allgemeinen Entwicklung und der ehrgeizigen Kapellmeister. Die Gagen sind größer geworden. Aber auch die Eintrittspreise, die städtischen oder höfischen Zuschüsse höher! Man sehe sich jedoch im Jubeljahre da und dort, besonders in Mittelstädten die Dekorationssetzen und die Maskengarderobe des „Ringes" einmal genauer an, vergleiche sie mit Wagners Angaben und erinnere sich an Licht-, Farben- und lineare Wirkungen, wie sie heute von der Bühne ausgehen *können*; heute, wo die besten Köpfe aus mehreren künstlerischen Gebieten sich nicht für zu schade halten, einem großen Dichter und Musiker zu dienen! Der Theaterleiter wird sich allerdings zur Entschuldigung auf Bayreuth berufen und auf Wagners eigne Zufriedenheit. Mit Verlaub, auch Bayreuth ist drauf und dran sich nach der malerischen Seite hin zu wandeln und hätte den Weg schon vor zehn Sommern einschlagen sollen. Und der Meister ahnte zu seiner Zeit nicht, was heute mit Licht und Farbe möglich ist. Führte er aber heute Regie, so bekämen wir sogar die Errungenschaften von *morgen* zu Gesicht! Waren das nicht Errungenschaften der Zukunft, wenn es ihm schon damals gelang eine Maschinerie für die drei Rheintöchter aus der tauben Erde der armseligen Theatertechnik zu stampfen, die immer jeder andern Technik nachhinkt? Und gehörte nicht eine stürmische, alle Grenzen verwehende Genialität dazu, drei ängstliche und verwöhnte Sängerinnen zwischen Himmel und Erde, Schnürboden und Diele, Tod und Leben

Digitized by Google

einzuspannen und ihnen, während sie von Arbeitern aus einer Bühnenecke in die andre gezerrt wurden, die schwierigsten Einsätze und die ruhigste Tongebung abzuverlangen? Der Mann, der das als Einsamer vor einem reichlichen Menschenalter zuwege gebracht hat, würde jetzt die nicht mehr unwillige gesamte deutsche Künstlerschaft aufwühlen und zu Taten treiben, die sie sich selbst nicht zutraute. Welche Kräfte hätte er nun frei, die damals gebunden waren: die Sorgen ums Geld und um die Verständlichkeit seiner Absichten — wie weggeblasen; die kleinliche erzieherische Arbeit an den Sängern — unnötig; jetzt dürfte er ihnen Dinge sagen, die er verschweigen mußte, weil die Hirne nicht reif dazu waren; er brauchte ja die Zeit nicht mehr damit zu vergeuden, die Darsteller nur vom Souffleurkasten wegzujagen und vom Taktstock zu befreien! Seine Geheimnisse von 1876 sind inzwischen selbstverständlich geworden, und er könnte heute neue heraufördern, die noch niemand in den Partituren entdeckt hat. Er mußte leider überdeutlich sein, weil er Revolutionär war und die Tendenz als Fahne schwang. (Ich erinnere an die mündliche Anmerkung, die seither wie ein Glaubensbekenntnis in jedem Regiebuche wiederkehrt: daß Wotan nach dem Forträumen des Hortes im Rheingold beim Erklingen des Schwertmotivs ein Schwert aufhebt, das einzig zu diesem kommentierenden Zwecke die habsüchtigen Riesen liegen lassen müssen. Wozu das heute?) Mit kühner und froher Hand striche er jetzt Wiederholungen aus Noten und Text weg, weil er unsrer schnellern Auffassungsfähigkeit Rechnung trüge, die sich an Kleist, Hebbel und Ibsen gebildet hat. Er bestünde ebensowenig auf dem Kinderspielzeug des Frickaschen Widderpaares, auf den läppischen Attrappen der sturmgepeitschten Walkürenrosse und der hölzernen Brünnhilde, die den Scheiterhaufen erspringt. Ja, auch die treue Grane drückte er gewiß zu einer weniger sichtbaren Rolle herab, weil weder ein Verlaß auf die melancholische oder kriegerische Attitüde eines Gaules ist, noch auf sein stubenreines Benehmen. Dafür aber beschenkte uns dieser theatralische Kolossos etwa mit ganzen Tragödien an Wolkenbildungen, die der nüchternen, unausgeplätteten Schleier nicht mehr bedürften, sondern durch komplizierte optische Apparate auf den gerundeten Himmel geworfen und von einer einzigen Menschenhand bedient uns erschauern machten wie seine Musik; darin sähe dann jeder von uns jagende Pferde, den zürnenden Gott, einen Weltuntergang — wenn Wagner es wollte. Er erfände, was er nicht vorfände, und hätte von hundert Seiten unterstützt es leichter als damals, wo er allein schon mehr erfand als alle zeitgenössischen Bühnenpraktiker zusammengenommen.

Es regt sich ja manches, um sein Werk in dieser Jubelzeit äußerlich aufzufrischen. Wien hat seit vielen Jahren daran gebessert, Berlin und die nächstgrößten Städte rüsten sich wenigstens durch ein paar Dekorationsproben für einen oder den andern Abend und Mannheim stellt seinen neu erlebten ganzen Wagner zyklisch hin. Die Munifizenz dieser Stadt sollte vorbildlich wirken, auch deshalb, weil man sie nicht erst in letzter Stunde übt, sondern damit schon vor drei Wintern begonnen hat.

Aber das ist auch alles und es müßte doch ein einziger Schrei

Digitized by Google

des Entzückens durch die deutschen Lande gehen, weil endlich einmal ein Genie zu feiern ist, bei dem jede Partei auf ihre Rechnung kommt, die schaffende wie die genießende. Wo sind die reisenden Regisseure, die ihr Talent der Massenbeherrschung an den Lohengrin- und Tannhäuser-Aufzügen spielen lassen, an der Prügelszene in den Meistersingern und dem Treiben auf der Nürnberger Festwiese, an den Tumulten im Rienzi und den gewaltigen Mannenchören der Götterdämmerung! Bringt nicht ein halbes Hundert von Bühnen die Zeit und die Ehrfurcht auf, zwei Monate hindurch ein einziges Werk des Hundertjährigen, Note für Note, mit den Soli, mit Chor und Orchester durchzuwühlen, um diesem Feste frohen Herzens und selbstbewußt entgegengehen zu können; welche Wonne für den Kapellmeister, alle Liederlichkeiten des flüchtigen Korrepetierens auszumerzen; für den Regisseur, statt der von Bayreuth her geheiligten und oftmals gefrorenen Stellungen, Gänge, Gesten und Gruppierungen neue schauspielerische Bilder zu schaffen, in denen das Blut nach einem individuellen Herzschlage pocht! Auch auf die Gefahr hin, daß diese lebensvolleren Bilder sehr bald verwischt werden, wenn für einen erkrankten Sänger einer aus der Nachbarstadt eintritt, der von der neuen Regie nichts wissen will, und daß die eingeschworenen Buchstabengläubigen darüber zetern und spotten! Das alte Wagnerland umzuackern, bis aus den gleichen trächtigen Schollen neuartige Blumen hervorwuchern, das wäre sicherlich dem tollen Achtundvierziger lieber als das sklavische Nachmachen seiner eigenen ehrwürdigen Theatereinfälle. Ferdinand Gregori

Zur Psychologie des Leitmotivs

Endloser Streit ist um das Wesen der Musik geführt worden, Theorien aller Art wurden verteidigt. Wer von der Geschichte geistiger Bewegungen etwas weiß, wird nicht beistimmen können, wenn derartige Kämpfe als „zwecklos“ oder „ergebnislos“ abgetan werden. Vielmehr empfiehlt es sich gelegentlich, an die Stelle theoretischer Zurückhaltung eine entschlossene Einseitigkeit zu setzen, um mit ihrer Hilfe einen Vorstoß in fruchtbare Gebiete zu wagen. Wir tun es, indem wir die Musik schlechthin als Ausdruck eines innerlichen Lebens durch Klänge fassen. Damit ist zunächst noch nicht viel gesagt. Der Schrei oder das Schreien ist auch Ausdruck innerlichen Lebens durch Klänge; nur ist die Veränderlichkeit und Kombinationsfähigkeit des Schreis so gering im Vergleich zum Reichtum der Tonwelt, daß er gar nicht neben ihr bestehen kann. Daß die Musik Ausdruck einer geradezu unendlichen Mannigfaltigkeit innerer Erlebnisse werden kann, empfinden wir jedesmal, sobald wir mit ihr in Berührung kommen. Wir vergessen darüber leicht, daß dieser unendlichen Mannigfaltigkeit eine eigentümliche Beschränkung zugeordnet ist: auf die Seite der Gefühle und Affekte im menschlichen Seelenleben. Diese Grenze zu durchbrechen, zu erweitern, war ein jahrzehntelanges Bestreben in einer Zeit, welche Lessingsche Abgrenzungen der Künste in keiner Weise gelten ließ. Der „Romantiker“ Wagner gehört zu den stärksten Grenzerweiterern der Musik, und so erfüllte er schöpferisch den Gegen-

Digitized by Google

satz gegen Lessing, den er als Theoretiker des „Gesamtkunstwerks“ gedacht hatte.

Während die übrige Kunst uns Vorstellungen gibt, an welche sich Gefühle schwankend und individuell verschieden knüpfen, gibt uns die Musik mindestens scheinbar die Gefühle unmittelbar, und „schwankend und individuell“ verknüpfen sich ihnen — Vorstellungen. Eine weitere Einschränkung: diese Gefühle liegen gemeinhin in einer bestimmten Richtung, sind einheitlich abgestimmt, haben nur eine Variationnicht eine Mutationbreite. Die momentan erlebbare Gegensätzlichkeit des Affektlebens vermochte die Musik zunächst nur durch Nacheinander einzelner Sätze oder Satzteile, nicht durch unmittelbaren Ausdruck wiederzugeben. Wer Bachsche Klaviermusik, Mozartsche Instrumentalmusik, Haydnsche Kammermusik hört, empfindet rasch den Reiz, der in der leichten, so aus der Stimmung wie aus der Tonart nicht allzuweit sich entfernenden Abwandlung des Ausdrucks einer Affektmasse entspringt. Mit Beethovens suchendem Geist fand die Musik Mittel, Gegensätze in weitaus näherem zeitlichen Zusammenhang auszudrücken. Er ist bekannt als „Dramatiker“ der Leidenschaft. Und ihr zuliebe mußte er die Prinzipien der Tonalität und melodischen Gebundenheit, wie sie vorher gegolten hatten, sukzessiv aufgeben. Die „Bruchstücke“, das Improvisatorische einerseits, die Ausbildung gegensätzlich betonter Nebensätze anderseits, endlich die Verknüpfung beider in ein Gewebe gehören zu den Mitteln seiner Dramatik.

In dieser Richtung nun hat Richard Wagner weiter entwickelt, was an Mitteln zum Ausdruck des seelisch-innerlich Unharmonischen, sich selbst Widerstreitenden in der Musik auffindbar war. Daß dies in der Verbindung der Instrumentalmusik mit der Vokalmusik geschah, ist gewiß kein Zufall. Wir sprachen bisher von der Instrumentalmusik, deren Stimmungeinheitlichkeit sich allmählich löste in Affektzerrissenheit. Vorangegangen war ihr darin die Vokalmusik. Wiewohl man eigentliche Affektdramatik auch in ihr selten vertont hatte, war doch ein rascher und schneidender Wechsel des seelischen Ausdrucks in ihr stets etwas leichter zu bewerkstelligen gewesen. Natürlich, denn die Gefahr der Undeutlichkeit, des Unverständlich-Abstrusen (die bekanntlich Beethovens „Dramatik“ nach Meinung seiner Zeitgenossen nicht stets vermied) war hier durch Worte behoben: die Worte wiesen den aufnehmenden Hörer in die bestimmte Richtung, gaben an, welcher Affekt, welche Stimmung gemeint sei. Trotzdem kann man die vor Wagner geschriebene Musik an unmittelbarer Affektdifferenziertheit nicht der Wagnerschen vergleichen; auch in ihr vollzog sich die Differenzierung erst allmählich. In Händelschen Oratorien findet man eine Dramatik aufeinanderfolgender Satzteile, in Bachschen Kantaten und Chorwerken häufig einen mehr dem Vorstellunggehalt des Textes nachgehenden Ausdruck („le musicien-peintre“), in zahllosen seiner Sätze aber eine einheitliche, wenn auch nicht eintönige sondern überaus kunstreich variierte Stimmung. Die Form der Mozartschen Oper widersprach an sich der Affektdramatik, denn die Arie entnimmt aus dem Gang der Affekte gewöhnlich einen, um eben diesen zur Grundstimmung der Melodie zu machen, die Ensemblesätze aber entbehren, selbst wenn der Text Gegensätze enthält,

Digitized by Google

der Deutlichkeit im gleichzeitigen Ausdruck dieser Gegensätze, schon weil man den Text nicht versteht und weiterhin, weil alle Texte schließlich auf dieselbe musikalische Grundstimmung geschrieben werden mußten (weswegen Wagner immer wieder an ihnen Kritik übte). Beethoven führte vielleicht auch hier die Entwicklung zum Gipfel, indem er mit gewissen Vokalsätzen des Fidelio oder der Messe ein Alleräußerstes an einheitlich-eindringlichem Affektausdruck schuf. Er verharrte aber bei der festen Bindung zwischen Wort und Ton, deren Affektrichtung die gleiche blieb. Das lag auch darum nahe, weil die Texte, „für die Musik" geschrieben, in sich eine einheitliche Affektrichtung enthielten. Beethoven kämpfte einsam um die Affektdifferenzierung weiter auf dem Gebiet des Instrumentalen. Der Satz, welcher dem Freudenausbruch der 9. Symphonie vorausgeht, offenbart vielleicht nicht sein letztes, aber wohl sein psychologisch-menschlich ergreifendstes und verständlichstes Streben nach dieser Richtung. Aber diese gefährliche Grenze der Undeutlichkeit gelangte er nach dieser Richtung kaum hinaus. Wagners unausgesetzte Teilnahme gerade für diese Symphonie hängt unzweifelhaft damit zusammen. Er endlich fand den Weg, der Musik einen noch differenzierteren Affektausdruck zu geben. Nicht in der Instrumentalmusik. Aber im Musikdrama. Er brachte zu der Beethovenschen Zerrissenheit der Tonsprache endlich die Lösung der Tonsprache vom Wort; statt dessen schloß er sie unmittelbar an die hinter dem Wort liegenden Affekte an. Hatten Wort und „Begleitung" bis dahin *miteinander* musiziert, so liefen sie jetzt nebeneinander, sich ergänzend, sich scheinbar widersprechend, in Wahrheit gemeinsam dem Ausdruck eines unvergleichlich differenzierten Innenlebens dienend. Man könnte sagen: die Verhältnisse lagen jetzt umgekehrt, die Gefahr der Undeutlichkeit, des Unverständlich-Abstrusen steckte nun im Wort und wurde durch die Töne behoben. Diese Lösung eines musikgeschichtlichen Problems fand Wagner in „Tristan und Isolde".

Daß von der hier versuchten Schilderung eines Vorgangs natürlich nur eine bestimmte Seite der musikalischen Entwicklung betroffen werden konnte, versteht sich wohl ohne weiteres; die Entwicklung andrer Seiten (zum Beispiel der musikalischen Deklamation, der Harmonik, Rhythmik, Metaphysik usw.) liefen daneben her; betrachtet man sie mit, so ergibt sich natürlich für die historische Stellung und das Wesen der Persönlichkeiten ein anderes Bild als unter dem Gesichtspunkt des Affektausdrucks. Von *einer* Entwicklung zu sprechen, dürfte den Tatsachen der Musikgeschichte übrigens auch allgemein so wenig gerecht werden wie den Tatsachen und Vorgängen auf anderen Gebieten. Man erblickt stets Entwicklungen verschiedenster Art, verschiedner Richtung, Kraft, Schnelligkeit und Bedeutung nebeneinander, sich fördernd, hemmend, überschneidend oder meidend. Unser Gesichtspunkt — das Leitmotiv — führt uns auf eine „Linie", wo die Namen Wagner, Liszt, Strauß wichtig sind; ausgehend von andern Problemen, würde man auf andre Namen, auf Schubert, Bruckner, Mahler oder Schumann, Brahms, Reger vorab kommen. Damit ist auch gesagt, daß wir uns bisher der ästhetischen Beurteilung der fraglichen Erscheinungen absichtlich enthalten haben — sie kann

Digitized by Google

nur auf Grund umfassenderer Anschauungen erfolgen. — Daß die Ausdrucksdifferenzierung gerade einem Mann gelang, der als Vertreter eines großartigen Individualismus gelten muß, hat natürlich seinen tiefen Sinn. Das Wesentliche am Individualismus des Künstlers, im Gegensatz zu dem des Denkers, wird stets das Zielen auf Affektauslebung sein, möge diese nun wie bei Wagner erotisch gefärbt sein oder nicht. Und wiederum hängt dies innerlich mit der Richtung auf das Drama zusammen. Die ganze Neubildung musikalischer Ausdrucksmittel war nur in der Vokalmusik, nur im Drama möglich, denn nur hier konnte die Mischung gegensätzlicher Gefühle in einem Zeitpunkt zunächst erklärlich erscheinen und fernerhin überhaupt verstanden werden. Angesichts Tristans wird Isolde im ersten Aufzug vom Doppelstrom gischtender Gefühle erfaßt, und nur eine szenische Lage konnte der Musik Gelegenheit zu deren Darstellung geben, nur durch sie konnte diese Musikart berechtigt erscheinen. Das Mittel war das Leitmotiv, die motivische Arbeit überhaupt. Kann man nun einerseits unzweifelhaft in vorwagnerischer Musik schon Ansätze zu Motivbildungen und Motivverwertungen finden, welchen Wagnerische Intentionen zugrunde liegen, so ist doch die Verselbständigung dieser musikalischen Sprechweise erst durch ihn erfolgt. Grundsätzlich und ohne Halbheit verzichtete er, indem er Motive gebrauchte, auf irgendeine an den früheren Satz- oder Periodenbau erinnernde mathematisch-formale Bindung der einzelnen Erfindung. Die Harmonik seiner Motive ordnet sich nicht irgendeinem Gesetz unter, das ihr „Wiederkehr in die Tonart“ oder dergleichen vorschriebe; fern der „abgerundeten“ Melodie und der Absicht, diese oder auch nur das Motiv um des Motivs willen wiederzubringen oder abgewandelt dem Hörer neu einzuprägen, folgt die Leitmotivik unausgesetzt aufmerksam dem seelischen Geschehen, indem sie Motiv an Motiv reiht. Daß Wagner seine Kunst des „*Übergangs*“ so sehr hoch bewertete, erklärt sich daraus. Denn die Bindemittel der älteren Musik hätten hier zu viel Raum gebraucht. Die Kunst, von Motiv zu Motiv überzugehen, erforderte viel präzisere und erlaubte oft überraschend geistvolle Detailerfindungen. Es ist, als ob die Tonfolgen, welche Wagner als Leitmotive gebraucht, nahezu einzig und allein dem Gesetz des charakteristischen Ausdruckes untergeordnet sein müßten, um ihm zu genügen. „Charakteristisch“ sollen die wenigen Noten oder Takte oder Taktfolgen sein ihrem dramatischen Sinne nach, *erkennbar* und somit *wiedererkennbar* ihrem Erklingen nach. Diese charakteristische Kraft und formale Erkennbarkeit kann an alle drei Richtungen der musikalischen Erfindung vorzüglich gebunden sein, an die Rhythmik (so im „Seemannslied“, Anfang des Tristan), an die Harmonik (so annähernd im „Todesmotiv“), endlich an die Melodik (wofür zahlreiche Beispiele: etwa „Winterstürme wichen ...“); gemeinhin zeigt sie sich geknüpft an die Verbindung zweier oder aller dreier dieser Elemente, deren Verhältnis zueinander wiederum schwanken kann. Die nähere Umreißung des Begriffes Leitmotiv in allen seinen Anwendungen muß einer fachmäßigen, umfassenden Untersuchung vorbehalten bleiben. Man wird dann die Beobachtung machen, daß ein „Motiv“ oft nicht durch seinen isolierten Anblick als Notenfolge,

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

EDMOND D[illegible]
BILDNIS R. [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

sondern erst durch seine Stellung im dramatischen Gefüge den Wert des Leitmotivs für sich beanspruchen kann.

Indem bestimmte Tonfolgen zunächst an Stellen eindeutigen textlich-szenischen Affektausdrucks erscheinen, assoziieren sie sich diesem Affekt; wiederholen sie sich später an Stellen, wo Text und Szene unmittelbar einen ihnen entgegengesetzten Affekt ausdrücken, so ist als Gesamtwirkung der Ausdruck gegensätzlichen Affektlebens erreicht (dazu Beispiele in der Notenbeilage dieses Heftes), indem Text und Musik gleichzeitig Verschiedenes ausdrücken. Hierzu kommt noch die Abwandlung der Motive selbst in harmonischer, rhythmischer, instrumentaler und dynamischer Beziehung (vgl. Guido Adler, „Richard Wagner", S. 263 ff.). Damit ist in musikalischer Hinsicht das Äußerste an Affektdifferenzierung erreicht in einer beispiellosen Verschlingung und gegenseitigen Durchdringung der Motive im Dienste seelischen Ausdrucks.

Wenn Viele — in gewisser Beziehung sogar ein so zurückhaltender Schilderer wie G. Adler — gerade in „Tristan und Isolde" den Höhepunkt der Wagnerschen Schöpfung erblicken, so mag das seinen Grund wohl in einer Tatsache haben, die auch Adler andeutet. Die Leitmotive können sich sowohl starken Affekten wie einheitlichen Vorstellungen in besonders fester Verknüpfung assoziieren. Das erste geschieht fast durchgängig in „Tristan und Isolde", wo Liebe, Sehnsucht, Todessehnen, Heldentum usw. zur Benennung der Leitmotive genügen; das zweite geschieht häufiger im „Ring", wo wir Motiven des Schwerts, des Drachen, der Erlösung usw. begegnen, deren Affektbetonung manchmal ganz gering ist, die also gelegentlich weniger dem Ausdruck als der intellektuellen Verdeutlichung dienen, sozusagen als Kommentar unter dem Text herlaufen. Man weiß, daß Wagner die unmittelbare Verständlichkeit dieser Motivsprache überschätzte und zum Beispiel am Schluß der „Götterdämmerung" ihr eine Aufgabe zumutete, welche weit über ihre Kraft ging. Natürlich sind die Grenzen hier fließend: jede Vorstellung ist schließlich im Drama affektbetont, so daß etwa das Schwertmotiv gleichzeitig mit der Vorstellung des Schwertes wie mit dem Gefühl der hellen, siegreichen Kraft innerlich verbunden wird. Es kommt nur auf das Mehr und Weniger an. Wer da meint, auch die weniger affektbetonten Motive vermöchten eine Tonsprache von genügendem inneren Gehalt zu tragen, wird unsre Unterscheidung nicht völlig gutheißen. Ich persönlich kann aber einem hochgeschätzten Musiker nicht recht geben, der unsre zweite Art des Leitmotivs eigentlich nicht anerkennen will. Man kann meines Erachtens sogar, ohne jede Verkennung des besonderen Reizes solcher Vorstellungssymbolik der Töne,* in dieser Doppeltheit der Leitmotivik etwas wie ein Verhängnis erblicken. Oft wurde gesagt, daß die Höhepunkte einer Entwicklung heimlich und fast unvermerkt auch den Beginn des Niedergangs bezeichnen. „Wagner war nicht Musiker von Instinkt. Dies bewies er damit, daß er alle Gesetzlichkeit

* die in andrer Form schon Mozart (durch Verwendung der Hörner zur Hindeutung auf Hahnreischaft), neben Mozart aber auch mancher andre Tonsetzer verwendet hat.

Digitized by Google

und, bestimmt geredet, allen Stil in der Musik preisgab, um aus ihr zu machen, was er nötig hatte, eine Theater-Rhetorik, ein Mittel des Ausdrucks, der Gebärden-Verstärkung, der Suggestion, des Psychologisch-Pittoresken. Wagner dürfte nur hier als Erfinder und Neuerer ersten Ranges gelten — er hat das Sprachvermögen der Musik ins Unermeßliche vermehrt. Immer vorausgesetzt, daß man zuerst gelten läßt, Musik dürfe unter Umständen nicht Musik, sondern Sprache, sondern Werkzeug, sondern ancilla dramaturgica sein." Der große Psychologe Nietzsche zeigte sich wohl, indem er diese Sätze schrieb, als feiner Beurteiler der Psychologie Wagners, aber nicht als erschöpfender Musikpsychologe. Wir wenigstens vermögen seine abfälligen Worte über die Musik als „Werkzeug" oder als „Sprache" nur über die erwähnte Verwendung der Leitmotivik (mehr als Kommentar oder Vorstellungassoziatorin) gelten zu lassen. Die Musik als Künderin der Leidenschaft, der Affekte, sei sie dies auch in leitmotivischer Durchführung, ebenso herb zu verwerfen vermögen wir nicht. Als solche braucht sie auch wohl nicht ancilla dramaturgica zu sein, denn eine leitmotivische Musik vermag auch als reine Instrumentalmusik zu bestehen, wenn man wenigstens gewissen neueren Tonkünstlern glauben darf. Wenn Nietzsche von Preisgabe des „Stils" spricht, so wird er den Beifall aller Freunde eines irgendwie mathematisch determinierten „Form"-Begriffes finden, wie er im Periodenbau etwa waltet. Fassen wir jedoch das Urwesen der Musik als Ausdruck, so ist nicht abzusehen, warum dieser allein innerhalb jenes Formbegriffs möglich sein sollte, jedenfalls hat diese Annahme Nietzsches trotz ihrer bestechenden Größe etwas Willkürliches. In dieser Willkür offenbaren sich allerdings recht eigentlich die tiefen ästhetischen und endlich die kulturhistorischen Gegensätze der beiden großen Männer. — Eine unmittelbare Nachfolge hat bekanntlich für Wagner insofern entschieden, als er viel nachgeahmt worden ist. Indessen, die Leitmotivik hat wenig Frucht getragen. Soweit unsre „zweite" Art ihrer Verwendung gebraucht wurde, die sich ja auch noch mit klanglicher Nachahmung der betreffenden Vorstellung verbinden kann, hat sie sich nicht halten können. Allzusehr birgt sich darin die Gefahr einer Intellektualisierung des musikalischen Schaffens, einer Partiturschrift mehr für das Auge, als für das Ohr. Eine Symphonie wie Richard Straußens „Domestica" bietet hierfür Beispiele.

In der Instrumentalmusik kann diese Leitmotivik nicht als Stilgrundlage bestehen — das Wort Stil genommen als Bezeichnung für allgemein brauchbare künstlerische Ausdruckssprache — und unsere Vokalmusiker haben es nicht so zentral verwendet wie Wagner. Das Affekt-Leitmotiv ist in die Musik aufgenommen worden, zum Beispiel in „Elektra", aber auch in Instrumentalmusik, zum Beispiel „Penthesilea". Und trotz alledem — hat nicht Nietzsche gegen Wagner hier recht behalten? Das allgemeine Streben nach einem freien, nicht unmittelbar an ein Gefühl oder eine Vorstellung gebundnen musikalischen Ausdruck ringt sich überall hervor, selbst in Debussy oder Schönberg, wenngleich der mathematische Formbegriff von diesen verleugnet wird. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß das Urwesen der Musik Ausdruck eines Gefühls fern der bestimmten Umgrenzung und Vor-

Digitized by Google

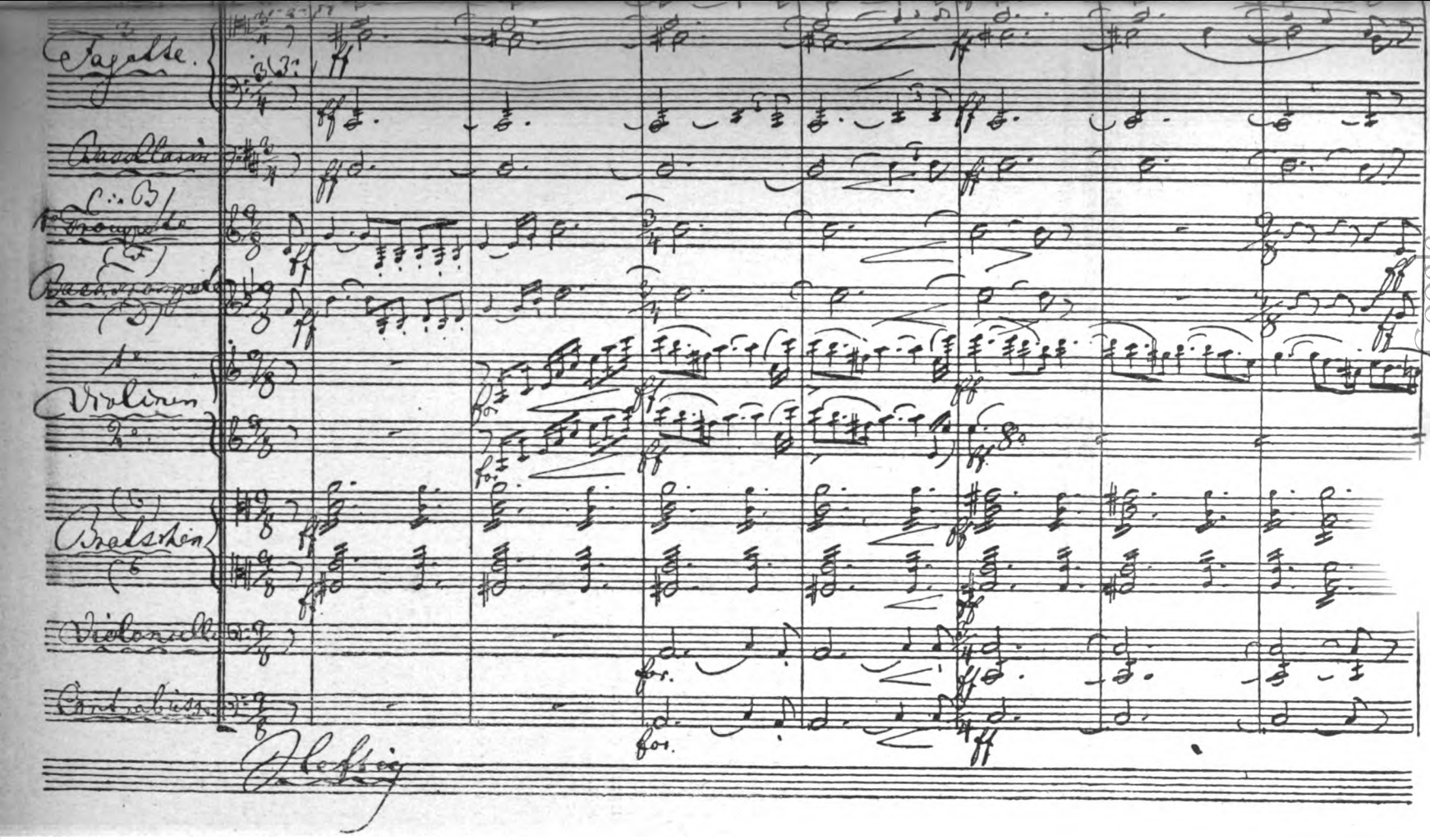
stellung sei, daß die schwankenden Grenzen dieses ungeheuren Reiches sich zeitweilig erweitern lassen, daß die Entwicklung aber wieder „zurückpendeln“ müsse. Man könnte diesen Vorgang denen als vestigium terrens entgegenhalten, welche heute den Tanz zu ähnlichen Formen „entwickeln“ wollen wie einst Wagner die Musik zur Leitmotivik. So schließend würde man die Leitmotivik als die höchste Welle einer großen, auf die Affektentladung gerichteten Entwicklungwoge, einer zunehmend individualistischen Periode, fassen können. Indessen wären diese äußersten und letzten geschichtphilosophischen und metaphysischen Schlüsse nicht bindend, wir vermögen uns heute noch nicht zu einer vollendeten Klarheit über das zu erheben, was uns allenthalben umspielt; und vielleicht tut man besser, zunächst ausgreifender und tiefer die Probleme zu erforschen, deren Betrachtung hier nur angeregt, nicht in vollem Umfange durchgeführt werden konnte.

Wolfgang Schumann

Wagner und das Altdeutsche

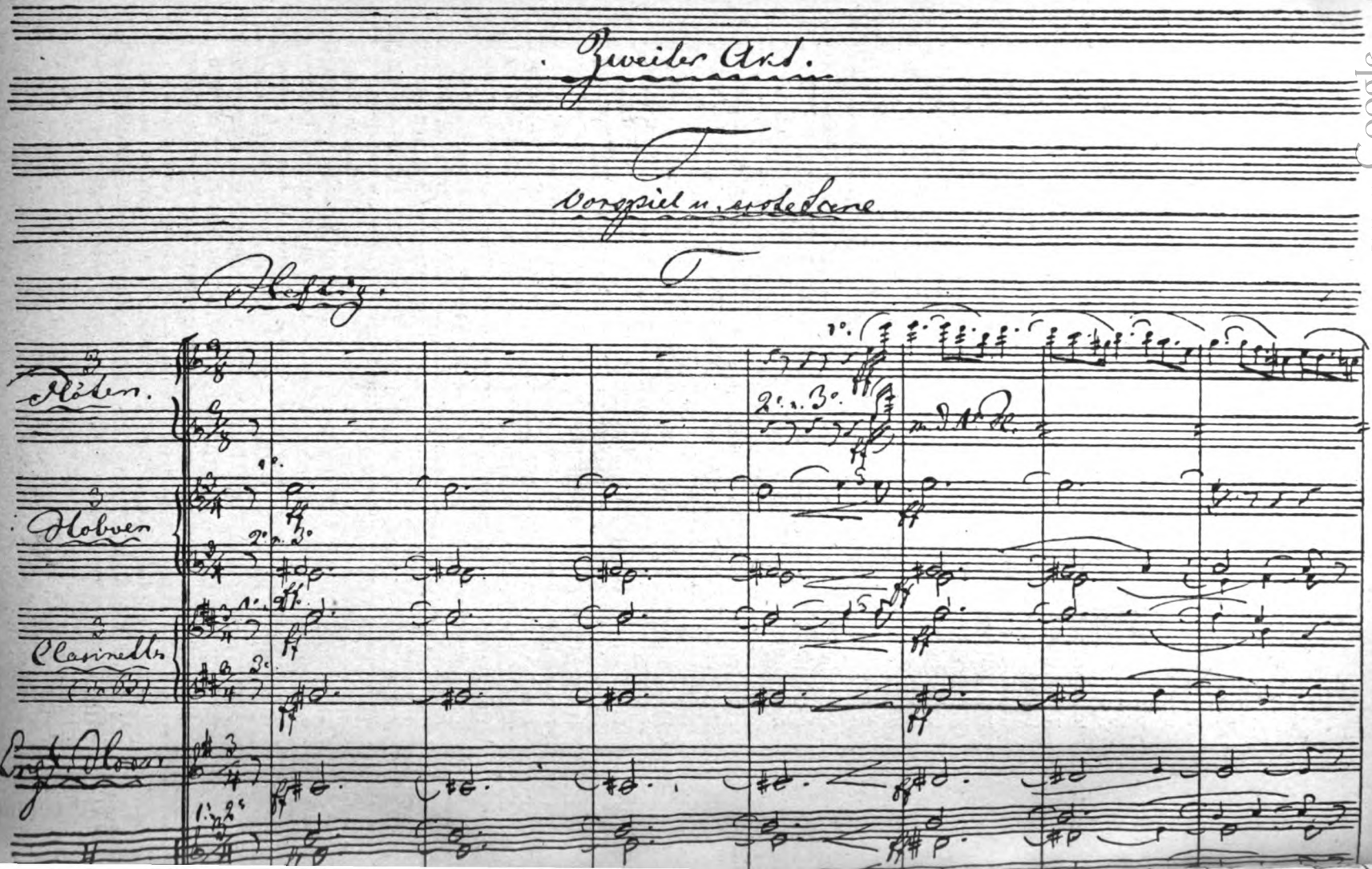
Der „altdeutsche Stil“ ist heut jedem, der „eine Kultur“ in sich fühlt, ein solcher Scheuel, daß man seiner am liebsten nicht gedenkt: vergessen werde sein Name, geleugnet sogar sein einst auf Erden wandelndes Sein! Die Hälfte seines Namens darf man auch beinahe vergessen und verleugnen. Ein „Stil“ im eigentlichen Sinn war das nur ganz selten einmal, was sich „altdeutscher Stil“ nannte — fast immer war's eher ein Gschnas oder eine Maskerade. Fast immer, aber doch nicht ausnahmelos. Uns wird heut weh bei der Erinnerung daran, wie man die Häuser mit Erkern umschuppte und mit Giebeln umstachelte, wie man die Stuben mit Hellebarden aus Zinkguß, mit Thermometern auf Streitäxten aus cuivre poli, mit Schnitzereien aus Papiermaché hinter Diaphanien-Landsknechten und Edelfräuleins zusammenpuppte. Wie man für Baumbach und Julius Wolff als die Herzigsten unter den Sinnigen schwärmte, und den Neßlerschen Trompeter von Säckingen die Ohren umschmachten ließ. All das war eine alberne Mode, gewiß, denn ein Stil ist immer der Ausdruck von Kräften, und wo ränge hier eigenes Lebendiges nach Gestalt? Immerhin: auch das „Altdeutsche“ war wenigstens angeregt von Kräften, und wenn's nur Kräfte des Sehnens waren. Sehnende Stimmungen, die zur Geburtszeit des neuen Reichs Anschluß an die Herrlichkeit des alten verlangten — die, nennen wir's: Barbarossa-Stimmung, die nicht neu Gewordenes, sondern eine Wiederkehr empfinden wollte, die Renaissancestimmung, die zum zweiten Male ein Wiederaufleben von Gewesenem und als köstlich Empfundenem sah, sie floß durch das gar so leicht historisch gestimmte Deutschtum breit. Aber sie verflachte schnell, denn die beiden Hauptbedingungen zu stilbildender Kunst fehlten ihr: an den Ufern ein Volk mit innig aufnehmendem und genießendem ästhetischem Sinn und in den Wellen selbst kräftige künstlerische Talente. So kam zwischen Phraseuren, Komödianten und Pfuschern der Zustand, an den wir bei dem Namen „altdeutscher Stil der Gründerzeit“ zu denken pflegen. Wenn uns aber die Erinnerung an ein Lied aufsteigt, wie Holsteins Spielmannslied, oder an ein feines Werk, wie Wilhelm Hertzens Bruder Rausch,

Digitized by Google



Digitized by Google

EINE SEITE AUS DER ORIGINALPARTITUR DER WALKÜRE (AKT II, VORSPIEL)



Digitized by Google

so sehen wir immerhin kleine Schiffe voll wirklicher Schönheit zwischen all den vogelwiesenhaft aufgeputzten Kähnen dahingleiten. In der malenden Kunst haben später so verschiedenartige Männer, wie Gebhardt und Thoma, Haider und Bernhard Winter Gebilde eingepflanzt und weitergepflegt, deren Keime damals innerhalb der Modezeitspanne „Altdeutscher Stil“ zu schnell vorüberflogen. Ein Werk aber steht an der Eingangsschwelle dieser Zeit, das man, seltsam genug, fast nie im Zusammenhange mit dem „altdeutschen Stil“ betrachtet und das doch wie seine erste, so auch bei weitem seine höchste, stärkste und dauerhafteste Gipfelung bedeutet: das Wagnersche Meistersinger-Werk.

Besinnen sich die Alten unter uns noch mit mir darauf, welche neue Welt aus den Meistersingern zu ihrer Jugend sprach? Ich will gar nicht von den Tönen reden, nur von Text und Bühnenbild. Wo hat denn die deutsche Kunst überhaupt auf irgendeinem Kunstgebiete das zweite Werk hervorgebracht, aus dem das beste alte deutsche Bürgertum aus der Blütezeit der Städtekultur so allgemein verständlich und doch so ohne Plattheit, so volkstümlich im allergesundesten Sinn aufblühte und woraus es mit so herzgewinnender Wärme strahlte, wie aus den Meistersingern? Alles war darin, was der „altdeutsche Stil“ erstrebte; das Behagen der altertümlichen Kleinstadt mit ihren Kirchen, Zinnen und Winkeln, die biederen aber auch sehr arbeitstüchtigen Bürger, das blonde Mädchen, der lockige Ritter, alte Volkssitten und deutscher Gesang, Geschichtsklänge aus der Reichsstadt, Schönheitsschimmer aus der Renaissance. Aber dazu kam noch, was persönlich kraftvolle Gabe war und freier kunststolzer Mannesgeist: Aufruf gegen den Regelzwang, beglückte Verherrlichung des Lebens und flammender Preis des Fortschritts. Nichts aber war hohl rhetorisch gemacht, nichts pathetisch phrasenhaft, alles gab sich in breiter Kraft, alles in Herzlichkeit, und das Ganze war wie von fröhlichen Bändern durchwoben vom Humor. So schien es uns Jungen damals zum Jauchzen deutsch wie ein Maientag, und wir meinten: das Blühen, nun wird's nicht enden.

Das Blühen begann auch erst, aber die Blüten wurden matter oder greller, banaler und trivialer, theater- und requisitenhafter von Tag zu Tag. Wir sprachen davon, wo es im Volke fehlte. Wagner selbst aber war schon 1868 bei der ersten Aufführung der Meistersinger seit langem nicht mehr derselbe, der er beim Schaffen gewesen war, geht doch ihre Empfängnis und erste Gestaltung bis in seine Dresdner Zeit zurück. Jetzt weilte sein Geist längst bei anderen Werten, bei anderen Zielen. Nibelungen, Tristan, Parsifal setzten die „Erlöser“-Reihe der Frühwerke Tannhäuser und Lohengrin fort. Die Meistersinger stehen in manchem Betracht fremd dazwischen. Es wäre jämmerlich dumm, die Entwicklung der Künstlerpersönlichkeit Wagners nach dieser Richtung bedauern zu wollen, die Ausdruckskunst in außerordentlich hohem Sinne gab, Gipfel- und Spitzenkunst persönlicher Werte, persönlicher Vorschiebungen des Einzelnen vor die Masse. Aber mochte das auch stofflich mit Volksgedanken verquickt und in Volksvorstellungen eingehüllt sein, Volkskunst jedenfalls war es nicht mehr. In das Land einer echten „altdeutschen“

Digitized by Google

Volkskunst jedoch hatten die Meistersinger einen Blick eröffnet. Es ist immerhin bitter, daß sich der Vorhang vor diesem Reich fast allein wieder öffnete für jene lächerlichen Varietékunststücke der altdeutschen Moden mit ihren Zinkschilden, Blechleiern und Eichenkränzen aus Papier.

Etwas anderes aber entwickelte sich noch, das auch nichts Gutes war. Gemischt aus Anregungen des „Altdeutschen" wie des „Erlöserischen" bei Wagner kam jene unerquickliche Wagnerbildnerei herauf, die sich von dem Äußerlichen in seinen Werken anregen ließ, ohne doch von seiner Kraft und Leidenschaft, von seinem Starkgeist auch nur das Mindeste zu vermitteln. Bühnenwerke befruchten selten bildende Kunst zu Geniekindern, wie tief aber die von Wagnerischen Werken angeregten Schildereien stehn, das wird klar, wenn man sie mit dem vergleicht, was etwa Goethes Faust bei den Bildnern angeregt hat, wenngleich auch dies keine Kunst ersten Ranges ist. Sehen wir von Thomas wenigen Gestalten ab, die einfach der Bühne dienen sollten, und von den ganz wenigen edlen Bildern, wie seiner „Gralsburg" — so finden wir unter den tausend Wagnerbildern fast nichts als eine Theaterei von geradezu erschreckender Pose und Phrase. Gut, daß sie meist in Prachtwerken zu hohen Preisen steckt und deshalb zu teuer ist, als daß sie am Verderben des Publikums in weiten Kreisen mitarbeiten konnte! Aber auch in Öl und Tempera haben wir die lächerlichen Wotanmimen, die wir für Allväter halten sollten, die Siegfriede mit den gebrannten Haaren, die Kunstreiterinnen-Walküren, die Blumenmädchen-Balletteusen, die marinierten Riesenheringe und Riesenaale, die uns als Drachen erschrecken sollen. All das hat immerhin auch mitgewirkt, um das Bayreuther Werk in den Köpfen zu vertheatern. Arme Seelen, die nach dem Genuß von Wagners Tönen bei diesen getuschten Brünnhilden, diesen Isolden noch ein Mehr empfanden! Die Riesengebirgs- und Brockenhäuser wollen wir dabei nur erwähnen — Gott gebe, daß ihnen nicht etwa wirklich eine Wagner-Gedenkhalle mit Hendrichschen Bildern am Rhein folgen möge!

Vom Heute fürs Morgen

Die Großen

Als Richard Wagner, der Greis, gestorben war und sein Bild immer noch zwischen Feind und Freund gezerrt und verzerrt wurde, da dachten wir, sein Gefolge: von nun an wird seine Herrlichkeit von Jahr zu Jahr sonnenhaft ruhiger leuchten, wie man ihn von Jahr zu Jahr gewisser als das überragende Künstler-Genie seiner Zeit erkennen wird. So ist er erkannt worden, aber ruhiger leuchtet sein Bild heute nicht. Nur die Gleichgültigen oder die Schwachen nehmen ihn einfach hin, die Regen und Kräftigen kämpfen um ihn wie nur je, und leiser tun sie's nur, weil sie's mit feineren, innerlicheren Organen tun.

Wir wachsen mit der Vorstellung auf, die Genies seien die Beglücker der Menschheit. Sie sind es, aber sehr selten so, wie wir's bei diesem Worte zunächst meinen. Sehr wenige sind es als Geber sofort be-

Digitized by Google

ruhigender, beseligender, „erlösender“ Genüsse, wie Raffael und Mozart. Selbst in Goethes Bild hinein sehen wir, je älter wir werden, je mehr Schatten wachsen, die ganz gewiß nicht das Leuchtende in ihm töten, aber das harmonische Beglückende stören, das wir in jüngeren Jahren aus ihm lächeln sahn. Dante, den Namen zu nennen, genügt. Michelangelo, seine Kraft zerstieß die Kunst seiner Zeit und ließ sich selbst auf lange hinaus nur als eine angestaunte aufregende Unruhe zurück.

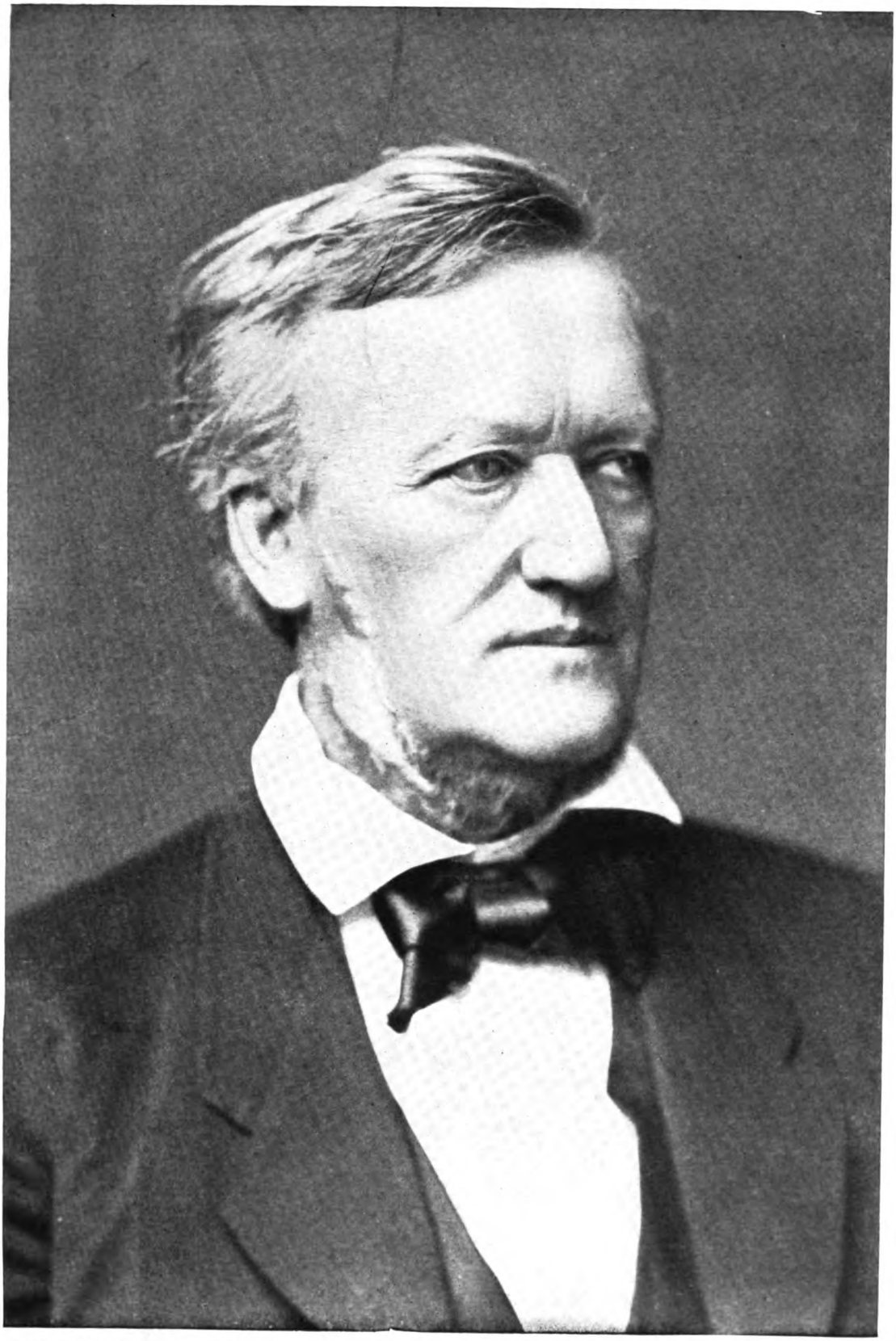
Jedem Denkenden kommt die Stunde, da er sich zwischen den Größten plötzlich fühlt wie zwischen Riesen, die ihm und die einander drohen. Die einander, und seien die körperlichen Menschen Jahrhunderte tot, heutigestags noch weiter bekämpfen. Ich glaube: erst wer das in sich erlebt hat, der hat die Allergrößten so erlebt, daß er nun beginnen kann, ihren höchsten Segen zu *erobern*.

Sie bekämpfen sich noch, weil sie weiterwirken als stärkste Kraftmassen von Menschenseelentum. Als solche können sie nach Ursprung, Mischung und endlicher Stoßkraft einander entgegengesetzt und dennoch so beschaffen sein, daß keiner sagen kann: die ist gut, die schlecht. Sie sind Vertreter von Seiendem, und alles Seiende hatte ein Recht zu sein, sonst wäre es nicht geschaffen. Wenn in einem Shakespere, einem Michelangelo, einem Goethe, einem Beethoven an sich schon ein Ringen war, welches aus dem Streite schuf, so gibt sich der wachsende Mensch auch den Genien nicht anbetend hin, sondern er verlangt von ihnen, daß sie ihm mehr geben sollen, als den andern rings, mehr vielleicht, als ihre Worte sagen. Um dieses ringt er mit ihnen. Je mehr er wächst — je lieber. Je stärker er selber ist — je kühner. Je mehr er sie liebt — um so rückhaltloser mit der Leidenschaft: Offenbare mir deine Wahrheit, so innerlich ich sie erfassen kann und so klar, wie vielleicht du selbst das gar nicht erfaßt hast, was *in* dir, was *durch* dich wirkte. Der Nörgler gewinnt von den Großen nichts, er glaubt ja, sie schon zu kennen, und versperrt sich dadurch zu ihnen den Weg. Dem Sucher, der hinter dem Erkannten immer wieder fragt und immer wieder ahnt, der unaufhörlich neues Tieferes genießt und der dürstet nach dem geheiligten Blute der Größten: *dem* müssen sie davon geben. Die nur bescheiden nehmend zu ihnen treten, erhalten von ihnen nur, was für alle offen in den Händen der Größten liegt. Das mag dich erfreuen, aber ein Segen ist nur, was dich wachsen macht. So ist der letzte Segen der Großen für die Menschheit: daß sie unter den Menschenkräften die stärksten über den leiblichen Tod ihrer Träger hinaus lebendig halten, um den Führern der kommenden Geschlechter im Ringen mit den überlebenden Gewalten der vergangenen Geschlechter die eigene Kraft zu stärken. A

Die innere Form der Lyrik Stefan Georges

Bei der Lyrik Stefan Georges hat es mich als Betrachtenden immer angezogen, als Genießenden gestört, daß ich allerorten die Befolgung eines *Prinzips* — keines metrischen, sondern eines in der Gedankenform selbst liegenden — zu gewahren glaubte, dem das Kunstwerk sein Sosein zu danken hatte. Derartige Dichter pflegen sich zu letzter Größe nicht durchzuringen, denn die Tendenz, die nach etwas ausschaut, das als allgemeine Ent-

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

BILDNIS RICHARD WAGNERS
(PHOT. ELLIOT UND FRY, LONDON)

Digitized by Google

Digitized by Google

stehungsregel über dem Kunstwerk steht — sei sie auch noch so rein, nur als die Einhaltung eines Formprinzips wirksam — pflegt, sobald der Schaffende von ihr weiß, auf das Werk zu drücken. Um so interessanter sind solche Geister, die die Wirkungsart ihres Genius mit dem Bewußtsein belauschen und die Wirkungsart, die sie als die richtige erkannt haben, mit Vorsatz kultivieren, für den Philosophen. Ein Versuch, den „Operator" ausfindig zu machen, der in Georges Lyrik wirksam sein mag, hat mich zu einem Ergebnis geführt, das ich dahin formeln möchte: Georges Lyrik ist ein Streben, den Gefühlszusammenhang eines dichterischen Erlebnisses so genau wie nur irgend möglich wiederzugeben. Dies fordert eine Erklärung.

Das Material des Dichters sind die Worte der Sprache, in der er dichtet, und Worte sind Zeichen für Vorstellungen. Die Wortzusammenhänge symbolisieren also Zusammenhänge von Vorstellungen. Eine Vorstellung aber ist ein Vielgebilde, das zu den mannigfachsten Seiten unsres Wesens ein Verhältnis hat. Man nehme zum Beispiel das Wort „Meer". Schon nach seiner Möglichkeit, einen unmittelbaren Eindruck auf uns hervorzurufen, hat das Meer eine Beziehung auf unsern Gesichts-, Gehör- und Temperatursinn. Ganz ins Unzählbare aber wachsen die abgeleiteten Beziehungen, die das Meer auf unsre Fähigkeit hat, Erhabenheit, Lieblichkeit, Furcht usw. zu empfinden. Und nun sehe man sich etwa die Beiworte an, die das Meer bei Homer hat: die öde Salzflut, das göttliche oder heilige Meer, das fischreiche Meer, das veilchenblaue, graue, nimmermüde Meer. Alles dieses schläft in dem einen Worte, und wartet nur auf den Ruf des Dichters, um in den Seelen der Hörer aufzuerstehen. Warum aber wählt der Dichter das eine Mal dieses, das andre Mal jenes Beiwort? Das ergibt der Zusammenhang. Die Schilderung einer endlosen Fahrt — mit einer Gefahr, die in der Ferne lauert — wird die „öde Salzflut" verlangen; die unruhvolle Seele eines nächtigen Wanderers auf Deck wird ihren Reflex auf das Meer werfen, durch den es als „nimmermüde" erscheint. Will man ein feineres Beispiel, so denke man daran, wie Shakespere den Tod gebildet hat. „Tod" ist am Schluß des Hamlet der stolze Tod, in dessen ewiger Zelle ein Fest vorgeht, für das die Fürsten der Erde bluten müssen; naht ein Krieg, so wird er zum tausendarmigen Tod, er beschlägt sich die Kiefern mit Stahl, sein Atem ist der Donner der Kanonen; reißt er aber den Dichter von der Geliebten, so muß er sich den „tölpischen Tod" nennen lassen. Die Fähigkeit, aus einer Vorstellung, die verwendet werden muß, diejenige Seite herauszuheben, die der Zusammenhang verlangt, ist es eigentlich, die den großen Dichter macht. Aber eben dieser Zusammenhang gibt viele Rätsel auf. Bei einer Erzählung, einem Drama ist das ja ziemlich einfach; der Zusammenhang ist hier nur der pragmatische Zusammenhang der Geschichte. Aber, wo steckt im lyrischen Gedicht der Zusammenhang? Ist der etwas mehr als eine subjektiv abflutende Stimmungsfolge im Künstler, die dieser nur in Worte zu kleiden hat, um den Leser zum Nacherleben zu zwingen? Suchen wir zunächst an einem Beispiel darzutun, daß es Zusammenhänge geben kann, die in der Natur der Dinge kein Gegenbild finden, die wir also in die Dinge hin-

Digitized by Google

eindichten. Ein abergläubischer Mensch sehe an einem dreizehnten des Morgens beim Ausgehen eine Spinne, dann laufe eine Katze über seinen Weg usw. Zwischen diesen einzelnen Geschehnissen ist nicht der mindeste objektive Zusammenhang, unser Individuum aber wird vermuten, all dies habe den Zweck, ihm anzusagen, eine höhere Macht plane Feindseligkeiten wider ihn. Oder man sehe die kartenmischende Carmen. Die einzelnen Konfigurationen der Karten kommen nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung heraus, Carmen aber sieht einen Willen in diesen Mischungsergebnissen, der ihr ihren Tod kündet. Hier verhält sich der Erlebende rezeptiv: es sind ihm Ereignisse gegeben, und er legt ihnen einen Sinn oder einen Unsinn unter. Wie aber, wenn eine Stimmungsfolge gegeben ist und gesucht wird, eine Folge von Vorstellungen der Beschaffenheit, daß sie von der äußeren Natur verwirklicht wird? Das ist dann für die Ausführung ein recht verwickeltes Problem. Es ist das Problem Georges. Will man auch hier ein einfaches Beispiel, so denke man an die Stimmungsfolge in der Seele Karl Moors: ruhmreicher Tod und ruhmreicher Friede, die sich für ihn durch einen Sonnenuntergang versinnlicht. Es ist nicht zu verkennen, daß eine solche Dichtungsart ganz danach angetan ist, der subjektivsten aller Künste, der Lyrik, eine gewisse Objektivität zu geben. Der Zwang, in der Abfolge der Stimmungen eine Gleichläufigkeit mit objektiven Geschehnissen zu beobachten, wird den Dichter hindern, nur subjektive, auf seine Person beschränkte Gefühlsfolgen dem Leser anzumuten, denn die innere Gefühlsform, die für lyrische Zwecke in Frage kommende Naturereignisse aufweisen, ist, da es sich nur um sehr allgemeine Vorkommnisse handeln kann, von Mensch zu Mensch sehr wenig veränderlich. George ist daher ein polarer Gegensatz zur Romantik. Man nehme als Beispiel das Gedicht Lenaus: „Auf dem Teich, dem regungslosen. . .“ Wieso ist es hier durch die Logik der äußeren Vorkommnisse gerechtfertigt, daß der Blick des Dichters sich weinend senken muß? Es ist eine ganz zufällige psychologische Tatsache, daß ihm seine Geliebte einfällt; sie muß ihm nicht einfallen, als ein Resultat jener transzendenten Rechnung, die jedem vollendeten lyrischen Kunstwerk zum Grunde liegt. Georges Gedichte dagegen sind geschlossene Wirkungseinheiten. Wie in einem Drama keine Person auftreten darf, die kein Posten in jener ideellen Rechnung des Dichters ist, so darf auch in einem lyrischen Gedicht dieser Art kein Gefühl auftreten, das mit der selbstgewählten Beschränkung: Gleichläufigkeit zu einem äußeren Naturvorgang, unverträglich ist. Ein majestätisches Wort von Leibniz: dum calculat deus, fit mundus kennzeichnet in passender Veränderung auch die Art, darinnen das Kunstwerk aus der Seele eines Shakespere hervorgeht. Wenn wir jetzt sagen, daß es Georges Streben ist, solcher Forderung stets gerecht zu werden, so nennen wir auch den Platz, der ihm in einer pragmatisch ausgeführten Literaturgeschichte zukommt: seine besten Gedichte gehören einer lyrischen Gattung an, deren vollendete — von ihm nie erreichte — Vertreter Mörikes „Gelassen stieg die Nacht ans Land“ und „O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl“ nebst mancher andern Mörikeschen Herrlichkeit sind. Bei der näheren

Digitized by Google

Kennzeichnung der Wertunterschiede solcher Kunstwerke versagt oftmals die Sprache; man kann nur auf das, was man meint, hindeuten, ohne ein Verständnis, wie dies bei abstrakten Dingen stets möglich ist, erzwingen zu können.

Es sei aber doch zum Schluß dazu eingeladen, mit diesen Gedichten Mörikes zwei andre zu vergleichen: das ansprechendste Gedicht Leutholds „Wie bist du schön, du tiefer blauer See“ und Platens „Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht“. Da wird man bei dem ersten Gedichte sehen, daß hier keine Unterordnung der einzelnen Eigentümlichkeiten des Sees unter eine natürliche Einheit statt hat, sondern nur eine Aufzählung von Merkmalen, die zu der später zu erwähnenden Seele ein Verhältnis haben, daher denn das Gedicht in zwei Hälften auseinanderfällt. Noch auffälliger ist dies bei dem Gedichte Platens, wo am Ende die Natur zugunsten einer völligen Subjektivität ganz und gar ausgeschaltet ist. Friedrich Kuntze

Offener Brief an den Kunstwart in Sachen der Ehrenspende für Arno Holz

Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen höchst einfachen Weg zeige, um dem Dichter, für den Sie sich einsetzen, schnell und sicher zur ersehnten pekuniären Unabhängigkeit zu verhelfen. „Juristische Schulung ist nicht erforderlich, noch schriftstellerische Talente, noch eine lange, mühselige Arbeit.“ Nur etwas „Detektiv-Eigenschaften“, und die muß doch ein deutscher Dichter haben, oder nicht? Und wenn er sie hat, dann braucht er nichts anderes zu tun, als daß er den spannenden Kriminalroman liest, den die „heute ohne jeden Zweifel an der Spitze sämtlicher deutscher Bilder-Journale“ marschierende Wochenschrift „Zeit im Bild“ aus der Feder des „rühmlichst bekannten Wiener Autors“ Otto Soyka veröffentlicht. Also nur etwas „Amateur-Detektiv“-Scharfsinn, und es kann nicht fehlen, daß Ihr Dichter „den Täter der Mordtat entdeckt“, über dessen Person nicht einmal der Autor des Romans „eine vorgefaßte Meinung hat“ und dessen Entlarvung er freundlichst seinen Lesern überläßt. Was dem Dichter Holz als Ausdruck des Dankes seiner Zeitgenossen noch nie zugefallen ist, das winkt ihm hier in greifbarer Nähe, denn 100 000 M. stehen dem Preisrichter-Kollegium zur Verfügung! Erlauben Sie, daß ich Ihnen und Ihrem Dichter schon im voraus gratuliere, denn wenn er meinem Rat folgt — und warum sollte er nicht? — dann kann's ihm nicht fehlen...

Aber ernst gesprochen, ist es noch erträglich, wenn eine Wochenschrift, die „zum ersten Male (!) bedeutende Gelehrte, Dichter, Schriftsteller und Künstler zu ständiger gemeinsamer Arbeit“ vereinigen will, zu solchen Reklamemitteln greift? Unter den aufgeführten Mitarbeitern sind wirklich solche von Rang, und es klingt wie Hohn, daß auch Arno Holz sich unter ihnen befindet. Wie wäre es, wenn sämtliche Mitarbeiter, deren Namen als besonders zugkräftig in dem Prospekt veröffentlicht sind, zusammenträten und dafür sorgen wollten, daß wenigstens der erste Preis von 50 000 M. der Arno Holz-Spende überwiesen werde? Fürs Geschäft blieben dann immer noch 50 000 M.chen, die 10 „Trostpreise“ miteingerechnet, und für das gebildete Deutschland bliebe der Trost, daß das Geld, mit dem ein deutscher Dichter unserer Kultur erhalten werden kann, nicht ganz einem amerikanischen Reklametrick zum Opfer fällt. Lahnstein

Digitized by Google

eindichten. Ein abergläubischer Mensch sehe an einem dreizehnten des Morgens beim Ausgehen eine Spinne, dann laufe eine Katze über seinen Weg usw. Zwischen diesen einzelnen Geschehnissen ist nicht der mindeste objektive Zusammenhang, unser Individuum aber wird vermuten, all dies habe den Zweck, ihm anzusagen, eine höhere Macht plane Feindseligkeiten wider ihn. Oder man sehe die kartenmischende Carmen. Die einzelnen Konfigurationen der Karten kommen nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung heraus, Carmen aber sieht einen Willen in diesen Mischungsergebnissen, der ihr ihren Tod kündet. Hier verhält sich der Erlebende rezeptiv: es sind ihm Ereignisse gegeben, und er legt ihnen einen Sinn oder einen Unsinn unter. Wie aber, wenn eine Stimmungsfolge gegeben ist und gesucht wird, eine Folge von Vorstellungen der Beschaffenheit, daß sie von der äußeren Natur verwirklicht wird? Das ist dann für die Ausführung ein recht verwickeltes Problem. Es ist das Problem Georges. Will man auch hier ein einfaches Beispiel, so denke man an die Stimmungsfolge in der Seele Karl Moors: ruhmreicher Tod und ruhmreicher Friede, die sich für ihn durch einen Sonnenuntergang versinnlicht. Es ist nicht zu verkennen, daß eine solche Dichtungsart ganz danach angetan ist, der subjektivsten aller Künste, der Lyrik, eine gewisse Objektivität zu geben. Der Zwang, in der Abfolge der Stimmungen eine Gleichläufigkeit mit objektiven Geschehnissen zu beobachten, wird den Dichter hindern, nur subjektive, auf seine Person beschränkte Gefühlsfolgen dem Leser anzumuten, denn die innere Gefühlsform, die für lyrische Zwecke in Frage kommende Naturereignisse aufweisen, ist, da es sich nur um sehr allgemeine Vorkommnisse handeln kann, von Mensch zu Mensch sehr wenig veränderlich. George ist daher ein polarer Gegensatz zur Romantik. Man nehme als Beispiel das Gedicht Lenaus: „Auf dem Teich, dem regungslosen. . .“ Wieso ist es hier durch die Logik der äußeren Vorkommnisse gerechtfertigt, daß der Blick des Dichters sich weinend senken muß? Es ist eine ganz zufällige psychologische Tatsache, daß ihm seine Geliebte einfällt; sie muß ihm nicht einfallen, als ein Resultat jener transzendenten Rechnung, die jedem vollendeten lyrischen Kunstwerk zum Grunde liegt. Georges Gedichte dagegen sind geschlossene Wirkungseinheiten. Wie in einem Drama keine Person auftreten darf, die kein Posten in jener ideellen Rechnung des Dichters ist, so darf auch in einem lyrischen Gedicht dieser Art kein Gefühl auftreten, das mit der selbstgewählten Beschränkung: Gleichläufigkeit zu einem äußeren Naturvorgang, unverträglich ist. Ein majestätisches Wort von Leibniz: dum calculat deus, fit mundus kennzeichnet in passender Veränderung auch die Art, darinnen das Kunstwerk aus der Seele eines Shakespere hervorgeht. Wenn wir jetzt sagen, daß es Georges Streben ist, solcher Forderung stets gerecht zu werden, so nennen wir auch den Platz, der ihm in einer pragmatisch ausgeführten Literaturgeschichte zukommt: seine besten Gedichte gehören einer lyrischen Gattung an, deren vollendete — von ihm nie erreichte — Vertreter Mörikes „Gelassen stieg die Nacht ans Land“ und „O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl“ nebst mancher andern Mörikeschen Herrlichkeit sind. Bei der näheren

Digitized by Google

Kennzeichnung der Wertunterschiede solcher Kunstwerke versagt oftmals die Sprache; man kann nur auf das, was man meint, hindeuten, ohne ein Verständnis, wie dies bei abstrakten Dingen stets möglich ist, erzwingen zu können.

Es sei aber doch zum Schluß dazu eingeladen, mit diesen Gedichten Mörikes zwei andre zu vergleichen: das ansprechendste Gedicht Leutholds „Wie bist du schön, du tiefer blauer See“ und Platens „Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht“. Da wird man bei dem ersten Gedichte sehen, daß hier keine Unterordnung der einzelnen Eigentümlichkeiten des Sees unter eine natürliche Einheit statt hat, sondern nur eine Aufzählung von Merkmalen, die zu der später zu erwähnenden Seele ein Verhältnis haben, daher denn das Gedicht in zwei Hälften auseinanderfällt. Noch auffälliger ist dies bei dem Gedichte Platens, wo am Ende die Natur zugunsten einer völligen Subjektivität ganz und gar ausgeschaltet ist. Friedrich Kuntze

Offener Brief an den Kunstwart in Sachen der Ehrenspende für Arno Holz

Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen höchst einfachen Weg zeige, um dem Dichter, für den Sie sich einsetzen, schnell und sicher zur ersehnten pekuniären Unabhängigkeit zu verhelfen. „Juristische Schulung ist nicht erforderlich, noch schriftstellerische Talente, noch eine lange, mühselige Arbeit.“ Nur etwas „Detektiv-Eigenschaften“, und die muß doch ein deutscher Dichter haben, oder nicht? Und wenn er sie hat, dann braucht er nichts anderes zu tun, als daß er den spannenden Kriminalroman liest, den die „heute ohne jeden Zweifel an der Spitze sämtlicher deutscher Bilder-Journale“ marschierende Wochenschrift „Zeit im Bild“ aus der Feder des „rühmlichst bekannten Wiener Autors“ Otto Soyka veröffentlicht. Also nur etwas „Amateur-Detektiv“-Scharfsinn, und es kann nicht fehlen, daß Ihr Dichter „den Täter der Mordtat entdeckt“, über dessen Person nicht einmal der Autor des Romans „eine vorgefaßte Meinung hat“ und dessen Entlarvung er freundlichst seinen Lesern überläßt. Was dem Dichter Holz als Ausdruck des Dankes seiner Zeitgenossen noch nie zugefallen ist, das winkt ihm hier in greifbarer Nähe, denn 100 000 M. stehen dem Preisrichter-Kollegium zur Verfügung! Erlauben Sie, daß ich Ihnen und Ihrem Dichter schon im voraus gratuliere, denn wenn er meinem Rat folgt — und warum sollte er nicht? — dann kann's ihm nicht fehlen...

Aber ernst gesprochen, ist es noch erträglich, wenn eine Wochenschrift, die „zum ersten Male (!) bedeutende Gelehrte, Dichter, Schriftsteller und Künstler zu ständiger gemeinsamer Arbeit“ vereinigen will, zu solchen Reklamemitteln greift? Unter den aufgeführten Mitarbeitern sind wirklich solche von Rang, und es klingt wie Hohn, daß auch Arno Holz sich unter ihnen befindet. Wie wäre es, wenn sämtliche Mitarbeiter, deren Namen als besonders zugkräftig in dem Prospekt veröffentlicht sind, zusammenträten und dafür sorgen wollten, daß wenigstens der erste Preis von 50 000 M. der Arno Holz-Spende überwiesen werde? Fürs Geschäft blieben dann immer noch 50 000 M.chen, die 10 „Trostpreise“ miteingerechnet, und für das gebildete Deutschland bliebe der Trost, daß das Geld, mit dem ein deutscher Dichter unserer Kultur erhalten werden kann, nicht ganz einem amerikanischen Reklametrick zum Opfer fällt. Lahnstein

Digitized by Google

„Der Schleier der Pierrette" von Artur Schnitzler

Berliner Theater

Vor dreizehn Jahren erschien Schnitzlers fünfaktige Renaissancetragödie „Der Schleier der Beatrice", sein erstes hohes Versdrama, in dem ein Teil der Kritik einen Grillparzer und Hebbel ebenbürtigen Tiefsinn entdecken wollte — von der Überlegenheit der poetischen Form ganz zu geschweigen. Jetzt, da man schon Mühe hat, sich an die vielverschlungene Handlung jenes Dramas und seinen — die einen sagten buntschillernden, die andern tiefdeutigen Lebenssinn zu erinnern, hat der Dichter selbst eine eigentümliche Kritik daran vollzogen. Er hat eine Pantomime in drei Bildern daraus gemacht und Ernst von Dohnányi, der in Berlin als Konzertgeber und Lehrer der Hochschule einen guten Ruf genießt, hat für das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg eine höchst ausdrucksvolle Musik dazu geschrieben, der Kenner — ich selbst habe zu wenig musikkritisches Urteil, um ihr mit mehr als „Gefühlen" nahen zu können — blühende Phantasie, reizvolle Einfälle, ja sogar „geniale Gedanken" nachsagen.

Was mich hier allein beschäftigen kann, ist die merkwürdige Veränderung, die Schnitzlers ursprüngliches Werk erfahren hat. Damals eine Dichtung, ganz durchtränkt mit Renaissanceluft, behängt mit verwirrenden Einzelschönheiten der Phantasie und der Wortkunst, übersättigt mit schmerzlich-sentimentaler Symbolik vom ewig trügerischen, stets zerflatternden Spiel dieses Daseins, eine strotzende dramatische Erfindung, in der Narren und Bettler sich mit großen Künstlern und glänzenden Herzögen begegneten — jetzt eine simple bürgerliche Geschichte, der die alten Figurenbezeichnungen der commedia dell' arte wie Pierrot, Pierrette und Arlechino die Atmosphäre einer fatalen Modernität nicht nehmen können, handfest und gruselig, mit Motiven und Mitteln, die bedenklich zu der Technik des Kinos hinüberschielen. Pierrot und Pierrette haben miteinander gebrochen. Pierrette nimmt Abschied von dem Geliebten und überläßt ihn seiner trostlosen Einsamkeit, um im Nachbarhause ihre Hochzeit mit Arlechino zu feiern. Aber während des Festes, noch im Brautschleier, kehrt sie sehnsüchtig zu dem immer noch Geliebten zurück, um — wie Beatrice Nardi bei ihrem Maler Filippo Loschi — gemeinsam mit ihm zu sterben. Er trinkt den Giftbecher, sie läßt ihn im letzten Augenblick fallen — ihr Lebensdrang ist stärker als ihre Liebe und Todessehnsucht. So stürzt sie sich, fiebernd vor Lebensgier, gepeitscht von Angst, wieder unter die Gäste und sucht durch wilde Ausgelassenheit im Tanz den argwöhnisch verstimmten Ehemann zu zerstreuen, sich selbst zu betäuben. Vergebens. Überall, wohin sie blickt, erscheint ihr in fahler Beleuchtung das bleiche Gespenst des einsam gestorbenen Geliebten. Sie will ausruhen vom wirbelnden Tanze — Pierrot scheucht sie aus dem Sessel auf; sie will ein Glas Wein trinken, ihre Glut zu kühlen — Pierrot steht hinter dem Büfett und wehrt es ihr; ihr Schleier wird vermißt — Pierrot hält ihn in der Hand und winkt ihr damit. Und all ihr Grauen hilft ihr nicht: sie muß ihm nach, Hand in Hand mit Arlechino den Schleier zu suchen. Da kommt denn auch all ihre Ruchlosigkeit an den Tag, und der betrogene Gatte nimmt furchtbare Rache, indem er sie zwingt, mit

Digitized by Google

dem Toten anzustoßen, zärtlich zu ihm zu sein, und indem er sie endlich mit ihm einschließt. Da überfällt sie wahnsinniges Entsetzen, und sie weiß ihre Angst nicht anders zu betäuben, als indem sie tanzt, tanzt, tanzt, immer wilder, immer rasender, bis sie selber tot niedersinkt, zu den Füßen des entseelten Pierrot, das Antlitz mit dem Schleier bedeckt . . .

Obgleich Schnitzler offenbar das Bedürfnis gefühlt hat, diese Ereignisse durch eine Art romantischer Distanz von uns zu entfernen, empfindet man das Ganze als handgreiflich roh und grobdrähtig. Es sind Zugeständnisse an einen Geschmack darin, mit dem die Renaissancetragödie von 1900 scheinbar nicht ein Härchen gemeinsam haben mochte. Mit dem Verzicht auf das Wort fällt aller Glanz und Schimmer, alle Feinheit und aller Tiefsinn von der Konzeption ab. Es sollte scheinbar ihre Seele, ihre Idee aus dem glitzernden Behang gelöst werden, indem das wesentlichste daraus, spielerische Lebensgier, die sich dem Tode in die Arme tanzt, auf die äußerste Einfachheit gebracht wurde — da aber erweist sich, daß das Ganze nicht mehr war als eine Spielerei, die durch das Spalier des Wortes und Verses nur gerade notdürftig aufrechterhalten wurde. Oder mordet die Notwendigkeit des Pantomimenstils so sicher und unweigerlich alle feineren Wendungen, alle tieferen Beziehungen? Dann wehe uns in dem Augenblick, wo unsre Dichter-Dramatiker sich verlocken lassen, ihre Stücke von vorneherein für den Kino zu verfassen oder gleichzeitig mit der Bühnenausgabe eine Lichtspielfassung zu geben! Friedrich Düsel

Wilhelm von Scholzens „Gefährliche Liebe"

Stuttgarter Theater

Wenn ein offensichtlich freundwilliges Publikum Scholzens neues fünfaktiges Schauspiel nur mit halbem Herzen aufnahm, so ließ sich darin eine gewisse Reaktion wider Geist und Umwelt dieser Dichtung erkennen. Das ancien régime und die geistreich-anmutige Frivolität seines selbstherrlichen Adels widerstrebt dem Gefühl, das die Besten unsrer Zeit zu erhalten, zu pflegen, zu steigern suchen. Leer und dürftig dünkt uns heute so leicht das zeitvergeuderische Spiel mit Worten und Intrigen und die lauten, hastigen Arrangements verstimmen uns, die damals mit dem einen, ewig gleichen Endzweck des Genusses einander überboten. Und doch! Mitten in der gewaltigen Welle sozialen Denkens und Tuns, wissenschaftlicher Befestigung und politischer Umbildung, die uns trägt, erfahren wir in gewissen Kreisen und Stimmungen schon wieder eine unterflächige Gegenströmung. Es flüstert eine Stimme uns zu: „Reiß dich los aus dieser allesbeherrschenden Gebundenheit, laß dich nicht betäuben mit den Schlagworten von sozialer Pflicht und Arbeit und intellektueller Selbstbeherrschung — ich, das Leben selbst, bin noch immer deine Göttin!" Und wie dies „Leben selbst", ein freies Genießen des Tages, ein in-sich-selbst-Ruhen und auf-sich-selbst-Bestehen wirklich dem Heutigen fast verloren scheinen kann, wie der Konflikt zwischen den Ansprüchen des Ichs und denen der Welt Hunderte ergreift, so mag er doppelt nahe sein dem Dichter, der als Freund der freien Individualität in dieser Wirklichkeit nicht mehr einem Le-

Digitized by Google

benslauf begegnet, wie er ihn lieben muß. Sehnsucht darnach führt ihn zur Glanzzeit des Solipsismus zurück, die durch ihre Klugheit und Geistigkeit der unsern wiederum verwandt ist. Wie viele Gestaltungen des französischen Lebens, der Marquis, Chevaliers, der großen Kurtisanen und höfischen Feste, der unterirdischen Revolutionen, der lächelnd toleranten Abbés und der degengewandten Sinnenhelden hatten wir dieser Sehnsucht in den letzten Jahren schon zu denken! Wilhelm von Scholz hat ihren Kranz nun um einen blankgeschliffenen, kristallklaren Schmuckstein bereichert. Ein bis in die kleinsten Teile sicher und elegant geführter Dialog, eine raffinierte Intrigenbehandlung — diese allerdings nicht von eigner Erfindung — verband er einer psychologischen Treffsicherheit, die bei der Straffheit des Werkes doppelt geistreich wirkt. „Gefährliche Liebe" — Liebe, die sich langweilt oder fürchtet, sich zu langweilen, Liebe zweier sinnlich erfahrener und höchstgespannter Naturen, um nicht zu sagen: Körper; der Vicomte und die Marquise schließen einen Vertrag, der auf vorübergehenden Abbruch und Wechsel des Verhältnisses lautet, damit später durch ein neues Zusammenstürzen aus größerer Ferne Glut und Reiz des erneuten Bundes der „Liebe" sich zum Sieden steigere. Die Eskapade des beteiligten Frauen- und Degenhelden reißt ihn nun freilich aus dem Sinnenrausch hinüber in das Land des herzlichen Gefühls, scheinbar wenigstens. Und ihm entfliehend läßt er eine vornehme Frau zurück, welche irr an seinem Don Juan-Wesen verblutet, das schuldlose Opfer der „gefährlichen Liebe". Und widerwillig dem Vertrage nach zu seiner allzu irdischen Marquise kehrend, erkennt er in dieser Liebe den Haß des Geschlechterkampfes. Er ist besiegt, ist neu gefesselt. Der Schluß wirkt gewaltsam: ein Duell befreit die Marquise von dem zornwütigen Vicomte, dessen Rache sie sich allerdings eben wollüstig hingeben wollte; aber sie gibt sich selbst den Tod, da in diesem Augenblick der revolutionierte Pöbel hereinbricht. Trotz dieses harten Endes wirkt das Stück nicht „theatralisch" im üblen Sinn. Die reine und sichere Herausarbeitung des sehr verwickelten erotischen Erlebnisses, um das sich alles dreht und dessen Sinn und Erlebnisgehalt nichts weniger als alltäglich ist, ist Scholz sogar in der Sphäre feinen Geschmacks und kluger, klarer Sprache gelungen. Vielleicht hat er diesem Triumph sogar einiges an Tiefe geopfert. Dies schien wenigstens so bei der Aufführung, die nicht ohne „Striche" vor sich ging. Das Buch (Verlag G. Müller, München) wirkt reicher und schwerer. Nach alledem erklärt es sich leicht, daß selbst die ganz ungemein kundige und feinfühlige Regie des Dichters das Stück, das eine Art „Feinschmeckerkost" darstellt, nicht zu einem glänzenden Sieg führen konnte. E. N.

Parsifal in Zürich

Haben die reichlich geschehenen und zu erwartenden Vergleiche der Stimmung, der Besetzung, der Durchführung in Bayreuth mit der an andern Orten viel Sinn? Wir wissen, daß all und jede Theateraufführung in einem Teil von Fortunens Gnade abhängt und daß auch die Bayreuther Leistungen von dieser Regel keine Ausnahme bilden. Wir sagen uns auch weiter, daß die „Aufführung" eines Werkes, das Wort im weitesten Sinne genommen, letztlich nie

Digitized by Google

über seinen inneren Erfolg entscheidet. Es wäre zum Beispiel ganz widersinnig, die verhältnismäßig geringen Mängel der Züricher Aufführung mit dem Schlagwort auszubeuten, das sei eben nicht der „richtige" „Parsifal" — den könne man in all seiner Herrlichkeit nur eben in Bayreuth sehen. Völlig würde man damit verkennen, daß der innere Gehalt auch einer Tondichtung in allem groß Entscheidenden sich denn doch durch ganz andere Erlebnisse ausspricht als sie an gewisse Tempi, an gewisse Klangwirkungen, an Arm- und Beinbewegungen gebunden sind. Wer an der Vision des töricht-reinen Knaben, an der Schreckgestalt der wilden Gralsbotin und -verführerin, an dem Schmeichellaut der Gartenverführung, an Parsifals Erleuchtung durch den wilden Kuß Kundrys, an der eindringlichen Verkündung der Religion des Mitleids, an dem Zauber der Burg zu Monsalvatsch und Amfortas' Leiden, an der endlichen Erlösung der Gralswelt, — wer an diesen Geschehnissen eine innere Teilnahme überhaupt aufbringt, der konnte sie auch in Zürich ungestört und unverschwendet ausgeben, wo die Ausführung die Leistungen eines Theaters guten Ranges in einigen Punkten übertraf, nur in wenigen nicht erreichte. Ein wenig Verständnis für die Psychologie des Publikums bemerkte wohl auch so viel Ernst ringsum, daß er den würdigsten Versammlungen sachlicher Kunstfreunde nicht nachstand. Dem Bedürfnis nach alltagfremder „Weihe" der Parsifal-Aufführung kommt man überdies in Zürich in vornehmer Weise entgegen: die Aufführungen finden Sonntag nachmittags statt, man klatscht nicht Beifall, man unterläßt das Klingelzeichen, man erhellt das Haus nur schwach. Auch die wahrhaft künstlerische, unaufdringliche und stimmungsatte bildkünstlerische Inszenierung (die Gustav Gamper entwarf) lockt gerade in Zürich tief in die visionären Schönheiten des Werks. Die lachende Arie des Karfreitagmorgens etwa entzückte durch Bild und Ton den frohandächtigen Teilnehmer gleicherweise. — Unvoreingenommene wissen nun, daß „Parsifal" jenseit der Bayreuther Mauern m ö g l i c h ist. Ob er einen langen Siegeszug vor sich hat, ist eine andre Frage. Es sprechen Zeichen dagegen. S.

Der Fall Anton Werner

entbehrt einer gewissen Komik nicht: der den Titel „Hofmaler Sr. Majestät" verdienen würde, wie einer, Anton Werner, den man weit über seine Verdienste hinaus gerade wegen seiner Kriegsbilder geehrt hat, gerade ihm muß geschehn, daß man bei seiner Geburtstags-Ausstellung Schwierigkeiten macht. Wir haben gegen die Überschätzung Werners und vor allem gegen den Einfluß seiner vorweltlichen Kunstmeinungen oft genug gesprochen, wir sind nicht voreingenommen für ihn. Aber so wertvoll, wie Dutzende gleichartiger andrer, wäre die Sammelausstellung seiner Werke immerhin geworden, mindestens sogar, und aus stofflichen Gründen wahrscheinlich interessanter.

Eine Seite hat dieser Fall, die man nicht vergessen sollte. Er beweist sonnenklar, daß die gegenwärtige Verantwortlichkeit „hoher Stellen" für „offizielle" Ausstellungen geradeso die Herren zur Rechten treffen kann, wie die zur Linken. Daß die Behörde gerade durch das herkömmliche Bevormun-

Digitized by Google

den in ebenso lächerliche politische Lagen kommen kann, wie in lächerliche Lagen scheinbarer Oberkunstkritisiererei. Je mehr man die Verantwortung für Kunstausstellungen allein den Künstlern überließe, je sicherer wäre man auch vor fremdem Übelnehmen. Übrigens auch: je sicherer vor Taktlosigkeiten, denn den Künstlervereinigungen liegt schon der Gegenseitigkeit wegen außerordentlich viel daran, mit den Ausländern gut Freund zu bleiben. So, wie man's treibt, zeigt man immer wieder: wir, die Regierungen, haben die Möglichkeit, auf irgendwelchen Umwegen dreinzuwirken, und so *macht* man sich *mit* verantwortlich bei Kunstausstellungen, für deren Gegenstände man eine *volle* Verantwortung doch auch nicht tragen kann.

Warenhaus-Stil und Wohnhaus-Stil

Von alledem, was man in Schulen und Akademien hört, versinkt so vieles in das Meer der Vergessenheit; es ist dann bald, als ob man all die schönen Lehren niemals vernommen hätte. In Wirklichkeit haben sie doch ihre Schuldigkeit getan. Hatte man damals nur gut aufgemerkt, so waren sie einem doch eingegangen; sie haben auf das Denken und Fühlen wie auch auf das Handeln gewirkt und haben dem aufstrebenden Geiste die Richtung gegeben. Dann durften sie als abgetan und überflüssig verschwinden.

Nur ist es merkwürdig genug: Einzelheiten, die vielleicht ganz unwesentlich sein mögen, sind dennoch haften geblieben und wirken immer weiter nach, mag sich im Laufe der Zeiten ihre ganze Umwelt auch geändert haben. So muß ich nicht selten an eine Äußerung denken, die einer unserer Lehrer der Baukunst tat, als er eine Schauseite dieses oder jenes Gebäudes besprach. Der Professor fand daran auszusetzen, daß die einzelnen Stockwerke in der Schauseite nicht deutlich genug zutage traten; sie hätten durch kräftige horizontale Gesimse stärker betont sein müssen. „Wenn bei dieser Fassade jemand aus dem Fenster schaut, dann muß man ja das Gefühl haben, als baumelte dieser jemand drinnen im Gebäude in der Luft." Das leuchtete uns allen ein. Der Grundsatz, der damit ausgesprochen war: „Deutliche Teilung der Stockwerke" in der Schauseite des Gebäudes ist gewiß durch keinen von uns so leicht preisgegeben worden.

Wie ist das heute anders geworden! Der erste große Bau, an dem mir die Änderung deutlich vor Augen trat, war das Reichstagsgebäude von Wallot. Hier gingen die mächtig breiten Pilaster der Schauseite rücksichtslos durch die verschiedenen Stockwerke hindurch; die dazwischen übereinander liegenden Fenster waren glatt in die Wandflächen eingesetzt; Reichstagsabgeordnete, die da etwa zum Fenster hinausschauten, mußten für mein Gefühl „inwendig in der Luft baumeln"; es fehlte eben jede Betonung der Stockwerke.

Das ging nun weiter seinen Gang; der alte Grundsatz war verlassen. Als nun gar die *Warenhäuser* aufkamen, schlug der Grundsatz genau ins Gegenteil um: anstatt der Horizontalen wurde die *Senkrechte* betont; man setzte jetzt nicht mehr Stockwerk auf Stockwerk, sondern strebte in vollbewußter Weise vom Grunde auf in die Höhe, es schrie alles: *nur* in die Höhe.

Beim modernen Warenhaus hat das seine Berechtigung, wie es ja aus andern Gründen auch bei Kirchenbauten angebracht ist. Bei den

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

BILDNIS RICHARD WAGNERS
(PHOT. A. VON GROSS, BAYREUTH)

Digitized by Google

Digitized by Google

Warenhäusern sind dem Ganzen gegenüber die einzelnen Stockwerke von keiner wesentlichen Bedeutung mehr. Ein Warenhaus ist im Grunde genommen doch nur ein großer Raum, in dem bei der Offenheit des ganzen Innern, den mächtigen Treppen und der einheitlichen Glasbedachung die Einteilung in einzelne Stockwerke ganz unwesentlich erscheint. Wenn man da anstatt ruhiger Wandflächen Reihen von mächtigen Säulen an den Schauseiten aufragen sieht, zwischen denen Fensterflächen nur so gelegentlich stehn, so entspricht das wohl der Vorstellung, die man vom Wesen und Getriebe eines solchen Kaufhauses mit sich bringt.

Ganz anders liegt die Sache aber doch, wenn man den Warenhausstil auf den Wohnhausbau überträgt. Und dahin sind wir auf dem besten Wege. In den Wohnhäusern — seien es nun Einzelhäuser oder Miethäuser — besteht die alte Teilung in Stockwerke nach wie vor; man darf deshalb verlangen, daß sie auch in den Schauseiten zum Ausdruck kommt; aber das Gegenteil geschieht heute nur allzuviel. Weil der Warenhausstil neu und beliebt ist, überträgt man ihn gedankenlos auch auf die Wohnhäuser, und so kommen Schauseiten zustande, die zum Wesen des Baus wie die Faust aufs Auge passen: Ein Wald von dünnen Säulen oder Pilastern, zwischen denen die Fenster sich kaum durchzuringen vermögen. Den Pfeilern zuliebe bringt man Fenster an, die nur 70—90 Zentimeter breit sind. Während doch heute alles mit vollstem Rechte nach Luft und Licht strebt, ist es hier dunkel — dem „Stil" zuliebe.

Das Warenhaus ist etwas Neues; es ist ganz in der Ordnung, daß man ihm eine neue Form gegeben hat. Das Wohnhaus aber hat sich in seinem eigentlichen Wesen seit Jahrhunderten kaum geändert; es braucht deshalb keiner neuen Form, sondern braucht nur: daß bei immer noch schlichterer Weise sein Wesen deutlich zum Ausdruck kommt. Man lasse es nur durch Bestimmung und Material sprechen, dann spricht es auch an.

Franz Woas

Rettet die Schönheit des Hegaus!

Soll uns Deutschen wieder unbehemmt ein Raub an unsrer Heimat werden? Nur weil zweien oder dreien Ehrfurcht und Verständnis für die lebendige Erde abgeht, sollen wir wieder einmal stillschweigend ein Allgemeingut hingeben?

Wer kennt ihn — und wer kennt ihn nicht — unsren badischen Hegau mit seinen Bergen und Burgen: Hohentwiel, Hohenkrähen, Mägdeberg, Höhenhöwen und Hohenstoffeln, diese abenteuerlichen Gebilde vulkanischer Zeit, die da in südlichster Ecke Deutschlands aus weit- und weichgeschwungenen Felderfluren sich heben und dem ganzen Gebiete einen einzigartigen Charakter verleihen? Der Hohentwiel ist wohl vielen bekannt. Von Wanderern nur wenig besucht, aber weitaus gewaltiger und naturhafter ist der Hohenstoffeln. Gegen dreihundert Meter seine Umgebung überragend, und sich weit nach allen Seiten dehnend, scheint er gleichsam der schützende Vater dieser seltsamen Berge zu sein. Wer je bei klarem Wetter, von Konstanz kommend, mit dem kleinen Schweizer Dampfer nach Schaffhausen fuhr, wird sich der charakteristischen Fernelinien des Hegaus, insbesondere auch des alle überragenden, zweikuppigen Stoffels entsinnen. Wer diesen Berg aber bestieg und bewanderte,

Digitized by Google

weiß, daß dort oben über den Landen eine starke, noch völlig unbetastete Natur ihr unbehemmtes Leben hat, wuchtig, großlinig und ernst. Ein kräftiger, stiller Hochwald umstellt und deckt den Gipfel. Und die hellen Tage lassen einen Raum sich dehnen im Tal, ein rechtes Wunderland, das, über dem fernen Bodensee, die große Scheibe der Schneeberge säumt.

Dieser Berg nun soll vernichtet werden, sein unbetasteter Leib soll — zu Straßenschotter zerstückelt werden. Sein Leib, der köstliche „unbenutzte" Basalt. Den Stürmen und Wettern der Zeit bot der Hohe, Trutzige Trotz, den Menschen muß er sich beugen. Die Herren Besitzer werden die Burgen und den Berg ihrer Väter zu Tal fahren. Schon hat man an schönster Stelle den hohen Wald niedergelegt; bald werden Eisengerüste dafür erwachsen. Über den schönsten und unberührtesten Teil der Landschaft, über einen weiten Talkessel, schweben alsdann die Steinekarren zu Tal.

Und dies alles geschieht wie ein Ding des Alltags, ohne Beachtung! Warum wehrt man sich nicht? Ist in Baden der Heimatschutz nur ein Wort?

Erich Scheurmann

Die Reklamewirtschaft der „Illustrierten Zeitung"

Gelegentlich der „Wehr-Nummer" der „Illustrierten Zeitung" geht Staunen durch die Blätter darüber, daß sich das preußische Kriegsministerium als „Annoncen-Akquisiteur" für J. J. Weber in Leipzig benutzen ließ: „der Erfolg war großartig: 130 Großfolioseiten der »Wehr-Nummer« sind mit Reklame-Artikeln und Annoncen bedeckt". Das preußische Kriegsministerium hat nur getan, was schon ungezählte Behörden in ihrer Unschuld der Firma J. J. Weber zuliebe taten. Wir haben schon vor Jahren diese Geschäftmacherei berührt, vielleicht ist jetzt die Gelegenheit günstig, um die Aufmerksamkeit der in mancherlei Sinn viel angeführten „weiteren Kreise" wieder einmal dafür zu erbitten. Zumal unsre Materialsammlung sich durch entrüstete Zusendungen wesentlich vermehrt hat.

Wenn irgend etwas Besonderes bevorsteht, eine große Ausstellung oder dergleichen, so regt sich in der Brust des Weberschen Verlages die Begeisterung, ein „Sonderheft" zu machen, bleibt aber die befruchtende Gelegenheit zu lange aus, so nährt sich diese Begeisterung auch aus dauernd fließender Quelle, und man macht Extranummern für eine Industrie oder für einen deutschen „Gau". Das Geld dafür müssen dann die „Interessenten" bezahlen, mit ihm werden die Aufsätze und wird die Ausstattung bezahlt. „Wir laden Sie ein, im repräsentativen industriellen Teil dieser wichtigen Sondernummer entweder mit einem Beitrag über die Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung Ihres Unternehmens oder mit einem geschmackvoll gesetzten Inserat vertreten zu sein. Die Veröffentlichung ist selbstverständlich nur gegen Bezahlung angängig." Das ungefähr ist das Schema der Werbebriefe an die Industriellen. Den Behörden wird die Werbesache natürlich von Fall zu Fall schmackhaft gemacht, unter Hinweis auf die edle Absicht, damit sie ihrerseits, wie jetzt das preußische Kriegsministerium, der guten Sache ihre Unterstützung leihen und als Annoncenwerber gebraucht werden können. Dann erscheint das je nachdem „patriotische" oder sonstwie „hochverdienstliche" Unternehmen in Gestalt eines dickleibigen „Prachtheftes" mit einer Menge von bun-

Digitized by Google

ten und nichtbunten Bildern und Artikeln — der uneingeweihte Leser hält alles für brav unparteiische Berichte und Urteile und nimmt die von den Interessenten bezahlte „keine Kosten scheuende“ Aufmachung für großartige Spendabilität des „alten, berühmten Verlags“.

Weiß man erst einmal allgemein, wie diese Sonderhefte gemacht werden, und daß „die Veröffentlichung“ in ihrem „repräsentativen industriellen Teil“ „selbstverständlich nur gegen Bezahlung angängig“ ist, so bleibt natürlich ihre Reklamekraft aus. Was diese über gewöhnliche Annoncen hinaushebt, ist ja eben der Glaube, hier sprächen Unparteiische. Alle, die „mitmachen“, sind aber daran interessiert, diesen Glauben im Volk zu erhalten, darum schilt höchstens einmal einer unter vier Augen über die „Schröpfung“, vor der Öffentlichkeit schweigt alles fein still. Diese Wirtschaft wird so lange weitergehen, bis entweder die Behörden und die Unternehmer ihre Unterstützung oder die Leser ihre Gefolgschaft kündigen. So lange sogar Magistrate der Städte und Ministerien der großen Staaten den Rummel mitmachen, werden die Sonderhefte der „Illustrierten Zeitung“ als negative Zierblumen unsrer Zivilisation weiterblühen. A

„Großmannssucht der Massen“

Ich bitte um ein Wort, nicht in Sachen, sondern gelegentlich Kunschaks, nicht weil ich noch irgendeine neue Gruppenmeinung zu vertreten habe oder die von Malzan oder von Pernerstorfer bekräftigen will, sondern weil ich meine, es sei hoch an der Zeit, gegenüber gewissen, mit allem Pomp allermodernster Fortgeschrittenheits-Schlagworte verbrämten Ideennebeln wieder eine uralt einfache Denkweise zu Gehör zu bringen.

Zunächst die Vorbemerkung: ob Kunschaks Tat Ausfluß eines „Irreseins“ ist oder nicht, diese Frage stellen heißt im gegenwärtigen Stand der Sache die Waffen strecken gegenüber der für unüberwindlich gehaltenen psychologischen Unzulänglichkeit der Rechtsprechung und der Anmaßung des Parteienwesens, die beide jede Beurteilung eines solchen Falles aus der Höhenschicht zu stören droht. Für eine in höherem Sinne *gerechte* Beurteilung wäre ja neben unparteiischer Sachfeststellung einzig gerade das maßgebend, was „das Gericht nichts angeht“, nämlich „das Seelenleben“. Möglich, daß man im Interesse des Einzelnen bei heutiger Sachlage darauf verzichten muß, diese Gerechtigkeitsauffassung mit allem Nachdruck grundsätzlich zu fordern. Möglich, nicht gewiß. Vielleicht aber tut man damit ein größeres Unrecht gegenüber der Allgemeinheit mit allen ihren Einzelnen, als durch die Milde gegen den Einen aufgewogen wird, den man durch eine Hintertür ins Irrenhaus entschlüpfen lassen will. Denn abgesehen davon, ob dies an sich eine größere Wohltat gegen den Betroffenen bedeutet, so sanktioniert man dadurch wider Willen und Bewußtsein den juristischen Unfug in Hunderten minder auffälliger, minder sensationeller Fälle.

Aber das ist Nebensache gegenüber den grundsätzlichen Ausführungen, die man unter ausdrücklicher Berufung auf „den modernen Sozialismus“ vorbringt. Ihnen möchte ich schon um des Beweises willen entgegentreten, daß es auch einen Sozialismus — und zwar auch einen „*modernen*“ Sozialismus — gibt, der sich vom sozial-

Digitized by Google

demokratischen Parteisozialismus dadurch unterscheidet, daß er den Bezirk der Persönlichkeit um jeden Einzelnen herum für heilig, das heißt für unter allen Umständen unantastbar hält. Das Verfügen über die Einzelpersönlichkeit unter Berufung auf so erhabene Dinge wie die „Kriegsartikel des Klassenkampfes" usw. scheint mir eine der Erscheinungen, die ganz unberechtigterweise den großen Gedanken des Sozialismus an sich in Mißachtung bringen. In Wahrheit hat es gar nichts mit ihm zu tun: es ist nur eine Erscheinung des Parteiwesens als solchen, wie sie bald hier bald dort bei allen Parteien gelegentlich vorkommen.

Nun will ich über die Berechtigung des Erwachsenen, Parteimensch zu sein oder nicht, hier ebensowenig räsonieren, wie über die Höhe oder Flachheit des Sozialismus oder seiner Gegenmeinungen. Wir (das heißt ich und die gleich mir denken) wollen einfach als eins der wenigen einfachen, ernsten und unbedingten sozialen Gesetze für die Gegenwart und die übersehbare Zukunft aussprechen: daß vor allem Fortschritt zu höher organisierten sozialen Gruppenbildungen die unbedingte und noch erhöhte Achtung des Selbstbestimmungsrechts jedes Einzelnen zu stehen hat, soweit er nicht dieses Selbstbestimmungsrecht zur Vergewaltigung und sonstigen Schädigung Andersdenkender gebraucht. Der soziale Fortschritt, die sozialistische Aufklärung hat nur einen Eingang: die Hirne, nur einen Wohnsitz: die Herzen, nur eine Kraft: die freie Überzeugung, nur eine Gedeihens-Bürgschaft: das persönliche Verständnis jedes Einzelnen. Was ehrlos ist, kann nur jeder Einzelne betreffs seiner eigenen Handlungen in stiller Stunde entscheiden, wenn das Massentönen der Parteisuggestion verklungen ist. In diesem Falle bezweifle ich nicht, daß auch jeder Arbeiter sich der Ehrlosigkeit des Mittels „Verächtlichmachung und Brotentziehung gegen Andersdenkende" völlig klar werden wird. Wo nicht, so ist hier einer der wenigen Fälle gegeben, wo die Gesamtheit mit vollem Recht im Interesse der Freihaltung menschlicher Höherentwicklungsmöglichkeiten mit ihrer Macht für den Vergewaltigten eintritt, und ihm durch ihre Autorität das Selbstbewußtsein wiedergibt, das advokatische Parteiendialektik ihm abzubetrügen gewußt hat. Wenn aber dieser Schutz nicht zu erwarten ist, wenn die Justiz selber politisch geworden, in parteipolitische Auffassungsweise hineingekränkelt ist, und wenn sie auch gar nicht die Macht hat, den Kernschaden wieder gutzumachen? Dann ist der Fall für die allermildeste Auffassung gegeben, wo der Einzelne selbst seiner Idee der Gerechtigkeit (nicht sich selbst) Hilfe zu bringen versucht.

Zur Berücksichtigung des „Seelenlebens" eines so schuldig Gewordenen gehört es dann auch, daß man von ihm nicht den Anblick eines strahlenden Engels mit flammendem Schwerte erwartet, sondern in Rechnung zieht, daß ihn der Kampf im Innern wie der Kampf gegen das Äußere zumeist vorher vielleicht nicht zum Irrsinnigen, aber zum Seelenkrüppel gemacht haben wird. Solche Taten und Persönlichkeiten, wie die Kunschaks, sind stets irrationale Größen — es sind die Reste vom Menschentume dessen, was der Parteien-Größenwahn beim Demolieren mit angemaßten Ehrbegriffen übriggelassen hat.

Digitized by Google

Und abermals und vor allem: die Denkweise, die man im Namen Hunderttausender von Sozialdemokraten verkündet, ist nicht „der moderne Sozialismus“. Sie zeugt nur von einer leidenschaftlichen Massenbegierde nach Sozialismus. Es fehlt der Wille, ihm durch Entwicklung der inneren persönlichen Gesinnung den Weg zu bereiten. Parteiwesen hat, wie in so vielen Fällen der Geschichte, das ursprünglich Gute verkehrt.

Hermann Häfker

Damit hätte zu dieser Sache nun auch noch ein „unabhängiger Sozialist“ gesprochen. Mir scheint, es ist unsre Aufgabe, in solche Gedanken hineinschauen zu lassen, die mitwirken „am sausenden Webstuhl der Zeit“ und von denen man trotzdem aus der Tagespresse unsrer Parteien selten erfährt. Nun aber müssen wir die Erörterungen „gelegentlich“ sowohl wie „in Sachen“ Kunschaks wirklich abschließen. Dagegen wird eins der nächsten Kunstwarthefte unsre eigene Stellung zur Sozialdemokratie darlegen. A

Strafgesetznovelle und Alkohol

Unser geltendes Strafgesetz enthält nur eine sich ausdrücklich gegen Trunksucht richtende Bestimmung. Danach wird der, der es durch Trunk dahin kommen läßt, daß zu seinem und seiner Angehörigen Unterhalt durch Vermittelung der Behörde fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß, mit Haft bestraft. Auch kann er dem Arbeitshaus überwiesen werden.

In weiterem Umfange aber nimmt der neue Strafgesetzentwurf den Kampf gegen den Alkoholismus auf. In der Erwägung, daß einmal das Publikum Anspruch darauf hat, von dem Anblicke Trunkener in einem gewissen Zustande bewahrt zu bleiben, sodann, daß ein solch anstößiger Zustand den Keim von Ausschreitungen und Zwistigkeiten in sich trägt, will man unter gewissen Voraussetzungen fortan schon schwere Trunkenheit strafen. Der Entwurf bedroht mit Geldstrafe bis 100 Mark oder Haft bis zu einem Monat den, der in einem Zustande selbstverschuldeter Trunkenheit, der geeignet ist, Ärgernis zu erregen, an einem öffentlichen Orte betroffen wird, ferner mit Geldstrafe bis 300 Mark oder Haft oder Gefängnis bis drei Monaten den, der sich durch eigenes Verschulden in einen Zustand von Trunkenheit versetzt, in dem er eine grobe Störung der öffentlichen Ordnung oder eine persönliche Gefahr für andere verursacht.

Ferner kann nach dem geltenden Strafgesetz eine Handlung nicht bestraft werden, die der Täter in unzurechnungsfähigem Zustande begangen hat, auch dann nicht, wenn dieser Zustand in selbstverschuldeter Trunkenheit seinen Grund hat. Nach dem Entwurf soll aber jemand, der in solch selbstverschuldeter sinnloser Trunkenheit ein Verbrechen oder Vergehen begeht, mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder Geldstrafe bis 1000 Mark bestraft werden. Nur in leichteren Fällen kann er straffrei bleiben.

Ferner kann das Gericht, wenn eine strafbare Handlung auf Trunkenheit zurückzuführen ist, dem zu Strafe Verurteilten den Wirtshausbesuch auf die Dauer bis zu einem Jahre verbieten; bei festgestellter Trunksucht kann es neben einer mindestens zweiwöchigen Gefängnis- oder Haftstrafe sogar die Unterbringung in einer Trinkerheilanstalt bis zur Heilung, jedoch

Digitized by Google

höchstens auf die Dauer von zwei Jahren, anordnen, falls dies erforderlich erscheint, um den Verurteilten wieder an ein regelmäßiges und arbeitsames Leben zu gewöhnen. Bei schnellerer Heilung kann er früher entlassen werden.

Alle diese Neuerungen können als ein Fortschritt im Kampfe gegen den Alkoholismus begrüßt werden. Mögen sie Gesetz werden.

K.

Frauenstimmrecht und Rassenhygiene

Die Freunde des Frauenstimmrechts stützen sich neuerdings auch auf die Rassenhygiene: Würde die Frau politisch gleichberechtigt sein, so würde sie vor allem auf die Durchführung solcher Gesetze drängen, die der Ertüchtigung der Rasse dienen. Besonders der Kampf gegen den Alkoholismus und die Aufhebung der Minderbezahlung weiblicher Arbeit, zwei rassenhygienisch wichtige Forderungen, liegen ja den Frauen nahe. Wo sie das Stimmrecht haben, da sei man just in diesen Bestrebungen am weitesten vorgeschritten.

Von der besseren Bezahlung weiblicher Arbeit erwartet man eine bessere Lebensführung und eine Beseitigung der „Schmutzkonkurrenz". Aber man überlege: die Minderbezahlung beruht ja nicht auf einer bloßen „Mißachtung" des Weibes, sondern letzten Endes auch auf einer durchschnittlich geringeren Leistung. Das „durchschnittlich" sei besonders betont. Einzelne Frauen werden sich immer über den Durchschnitt der Leistungen erheben. Aber einzelne Frauen werden ja auch höher bezahlt als manche Männer desselben Berufes. Es handelt sich hier nur um die Frage der durchschnittlichen Gleichbezahlung. Nehmen wir an, sie würde durchgeführt. Wer um den gleichen Preis verschiedene Leistungen haben kann, wird die größere, also durchschnittlich die männliche wählen. Nur an den Stellen, wo die Frau wirklich mehr leistet, wird sie bevorzugt werden. Daraus wird sich im ganzen gerade das ergeben, was die Stimmrechtlerinnen nicht wollen: ein Zurückdrängen des Weibes aus der beruflichen Tätigkeit, ganz besonders, fürchten wir, aus den geistigen Berufen. Das wäre freilich auch rassenhygienisch, aber in anderm Sinn, als die Stimmrechtlerinnen meinen.

Wenn man ferner meint, überall, wo die Frauen mitregieren, werde der Alkoholismus am nachhaltigsten bekämpft, so verwechselt man möglicherweise Ursache und Wirkung. Nicht weil in manchen Ländern die Frauen das Stimmrecht haben, finden wir dort den schärferen Kampf gegen den Alkohol, sondern — das mag zunächst paradox scheinen —, weil dieser Kampf in manchen Ländern sehr vorgeschritten ist, finden wir dort das Frauenstimmrecht. Nämlich: sobald die abstinenten Männer in einem Lande so zahlreich geworden sind, daß sie Aussicht haben, auf die Gesetzgebung zu wirken, geben sie gern den Frauen das Stimmrecht, weil sie durch sie eine Unterstützung des staatlichen Alkoholverbots erhoffen. Es ist aber auch gar nicht einmal richtig, daß die Frauen überall da, wo sie an der Gesetzgebung mitwirken, den Alkohol bekämpfen. Man vergleiche die verschiedene Verteilung der „Prohibitions"- und der Frauenstimmrechtsstaaten in Nordamerika. Während die „trocken gelegten" Gebiete sich meist im Mississippibecken befinden, liegen die Frauenstimmrechtsstaaten im Felsengebirge. Am 5. November 1912 wurde das

Digitized by Google

staatliche Alkoholverbot in West-Virginia angenommen, aber am selben Tage fiel es in Colorado durch. Ersteres hat kein Frauenstimmrecht, wohl aber letzteres. Kansas und Oregon haben zwar Frauenstimmrecht, verdanken aber nicht erst diesem die „Trockenlegung".

Auch andere rassenhygienische Maßnahmen stellt man gern als Verdienst des Frauenstimmrechts hin. In Australien, liest man, ist „durch den Einfluß der stimmberechtigten Frauen die Kinderarbeit in den Fabriken verboten, ist das Schutzalter der Mädchen erhöht, ist die Prostitution eingedämmt, sind Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen getroffen worden". Das sind alles sehr vortreffliche Gesetze, die freilich auch bei uns schon bis zu einem gewissen Grade durchgeführt sind und hoffentlich noch kräftiger durchgeführt werden. Viel wichtiger aber erscheint doch die Frage: wie steht es in den Frauenstimmrechtsstaaten um das Hauptergebnis aller Rassenhygiene, das nach Gruber sein soll: Erzeugung und Aufzucht eines zahlreichen, gesunden und tüchtigen Nachwuchses? Man sollte also einmal die Frage stellen: haben die Frauenstimmrechtländer einen großen und gesunden Volkszuwachs, ja, können sie sich überhaupt ohne Zuwanderung in ihrer Volkszahl erhalten? Und wenn nicht, besteht vielleicht ein ursächlicher Zusammenhang dieses Mangels mit der politischen Frauenbewegung?

Von der Förderung weiblicher Berufe durch das Frauenstimmrecht erhofft man freilich rassenhygienisch eine Verbesserung des Nachwuchses. Denn, lese ich: „nur die Frauen, die durch Berufsausbildung die Möglichkeit haben, sich entweder ihr Brot selbst zu verdienen oder sich in anderer Weise Lebensinhalt zu verschaffen, nur sie sind wirklich in der Lage, ihren Lebensgefährten frei zu wählen. Kranke, sittlich entartete, durch Alkohol entnervte Männer können und werden von diesen Mädchen, soweit sie gesund empfinden, abgelehnt werden. Man kann das schon jetzt beobachten. Und der Rassenhygieniker wird es besonders freudig begrüßen". Leider beobachtete ich das Gegenteil. Mir ist kein Fall bekannt, daß ein erwerbendes Mädchen einen Mann abgelehnt hätte, weil er nicht gesund war. Gerade berufstätige Mädchen haben am wenigsten Sinn für die Verantwortlichkeit der Ehe. Diese beurteilen den Mann erstens nach seinem Äußern, sowohl nach dem guten Schnitt der Kleidung, wie nach dem Gesicht. Zweitens wählen sie möglichst einen Mann, durch den sie im gesellschaftlichen Rang steigen können. Weiter weiß gerade das erwerbende Mädchen den Wert des Geldes zu schätzen und sieht daher sehr auf den Geldbeutel des Freiers. Endlich: viel macht die leere Galanterie aus. Ein gewandter Lebemann hat bei Arbeiterinnen, Verkäuferinnen usw. ein leichteres Spiel als ein ehrlicher, trockener Geselle. Wieviel „kranke, sittlich entartete, durch Alkohol entnervte Männer" holten sich schon Mädchen, die „durch Berufsbildung wirklich in der Lage waren, ihren Lebensgefährten frei zu wählen"! Ich meine, es kommt weit häufiger umgekehrt vor, daß ein gesunder Mann sich auch ein gesundes Weib sucht.

Die Segnungen, die man von der Einführung des Frauenstimmrechts für die Kräftigung der Rasse erwartet, sind begehrenswert. Aber sie werden schwerlich gerade durch dieses Mittel erreicht. Ehe man

Digitized by Google

der Frau im Gegensatz zum Mann ein besonderes „Verständnis für das, was der Erhaltung und Aufwärtsentwicklung der ganzen Rasse“ zuschreibt, vergegenwärtige man sich die nüchternen Tatsachen, die ja uns allen offenliegen. K. L.

Wir bringen auch diesen Beitrag, ohne damit den Kunstwart als solchen „festlegen“ zu wollen. Nur, um wiederum daran zu erinnern, daß die Fragen um das Frauenstimmrecht viel verwickelter sind, als viele meinen, die in ihrem ehrlichen Freiheits- und Fortschrittsdrang hier überhaupt keine Probleme sehn.

Für die Begabten

Kürzlich sprach ich mit einem befreundeten Volksschullehrer. Wir freuten uns beide dessen, was heute zur Hilfe der Schwachen geschieht. Für Stotterer und Stumme, für Blinde und Taube, für Schwachbegabte und moralisch Kranke wird gesorgt. Das ist alles gut und recht. Aber was tut man für die Begabten? Der Lehrer verwendet wohl seine Hauptsorgfalt auf die Mittelmäßigen. Das Klassenbild soll als Ganzes anerkennenswert dastehen. Selbstverständlich muß man dem Durchschnitt sich anpassen und sich auf seine Hebung einstellen. Das ist alles gut und recht. Aber was tun einstweilen die Begabten? Uns handelt sich es bei dieser Frage weniger um einen bestimmten Vorschlag für die Einrichtung der Volksschule selbst. Da wir übrigens Freunde der Einheitsschule sind, so müssen wir auch diese technischen Fragen der Verwaltung nicht übersehen und dafür eintreten, daß auch die, welche über dem Durchschnitt stehen und sich sichtbarlich behaupten, durch den Ballast der gesamten Klasse nicht auf die Dauer herabgezogen werden. Das Hauptmittel bleibt hier weniger Schaffung von eigenen Klassen, sondern energische Herabsetzung der Schülerzahl für jede Klasse. Würde dieses Ziel einmal mit entschiedenem Willen durchgesetzt, dann würden jene Mißstände zwar nicht verschwinden, aber sich ausgleichen. Solange diese Verminderung nicht einsetzt, müßten besondere Klassen ergänzend eintreten.

Hier in unserm Kreis kommt es uns aber nicht auf bestimmte Empfehlung einzelner Maßregeln an. Wir halten uns desto mehr verpflichtet, die Augen offen zu halten und sie andern zu schärfen. Die Frage der Begabten ist nämlich gar nicht zuletzt eine Lehrerfrage. Die Kraft des Lehrers muß gesteigert werden, sobald er sich verpflichtet fühlt, wirklich tüchtigen jungen Menschenkindern etwas zu sein. Man kann vielleicht sagen, daß gerade die Arbeit am Durchschnittlichen, das näher nach der unteren Grenze hin sich senkt, zwar ein außerordentliches Maß von Geduld in Anspruch nimmt, aber den Antrieb lähmt, in ununterbrochener Fortbildung die Ansprüche an sich selbst zu steigern. Viel größeren Anlaß hierzu bieten die Grenzen nach oben und nach unten. Denn die Erziehungsfragen werden außerordentlich anregend, wenn es sich bei den Schwachbegabten in den Hilfschulen um das Ersinnen neuer Unterrichtswege handelt. Ebenso erfrischend, ja noch erquickender ist aber der Aufstieg mit tüchtigen jungen Kräften. Er gerade fordert große Anstrengung und tapferen Fortschritt von dem unterrichtenden Lehrer. Hier liegt Zwang und Trieb zur Vervollkommnung, der in unserm Volksschulwesen nicht unterbunden werden darf.

Vor allem denken wir aber an das heranwachsende Geschlecht selbst. Nichts wirkt schlimmer auf den klu-

Digitized by Google

gen Jungen als ein zu geringer Grad von Beschäftigung in der Schule. Geistige Inanspruchnahme muß stets gefordert werden. Fehlt sie, so hört das Lernen auf. Es liegt keine Würde in einem Schulbetrieb, in dem die Begabten nichts mehr lernen können. Man komme nicht mit der beliebten Redewendung: „Ja es muß aber alles fest sitzen; es schadet auch dem Begabten nichts, wenn er ein Jahr lang den gleichen Stoff noch einmal durchnimmt.“ Schadet es wirklich nicht? Ich meine, gerade dadurch wächst seine Gleichgültigkeit. Er merkt, daß man das Ziel erreicht hat. Weiter braucht man nicht zu kommen. Also spielt man seine Rolle. Dadurch wird die Schule zum Schauspiel, statt zum Tummelplatz wirklicher Kräfte. Und es gibt auch junge Seelen darunter, die es bitter empfinden, daß man ihnen nicht weiteren Stoff zum Lernen gibt. In der Volksschule bleiben bis zum vierzehnten Jahr alle die, denen die Eltern keine „höhere“ Schule bezahlen können. Und dann hört das Lernen aus Büchern, Karten, Schriften auf. Jetzt wäre es aber gerade so schön geworden. Man hatte das Grundlegende hinter sich und freute sich aufs richtige Lernen, das heißt aufs Einnehmen fürs Leben. Da stockt der Betrieb. Die Begabten recken die Köpfe und spitzen die Ohren. Aber sie werden nicht mehr weiter geführt in die Höhe. Das ist der Mangel. Man öffne die Fenster für sie, führe sie noch hinaus in die Weite und zeige ihnen, denen eine besondere Kraft gegeben ist, Höheres und Tieferes. Auch die Kraft hat ihr Recht. Es hat Einer einmal gesagt: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.“ T r a u b

Zu Ostwalds Vielseitigkeit*

Uns wird geschrieben:

Seit seinem frühzeitigen Rücktritt vom Universitätslehramt schreibt Wilhelm Ostwald immer häufiger über Aktuelles, über Schulreform, Friedensfrage, Weltsprachenbewegung und andere Kulturprobleme. Auch bespricht er selbst in seiner Zeitschrift „Annalen der Naturphilosophie“ Schriften aus allen Wissensgebieten. Daß ein hervorragender Denker gegen den sonstigen Brauch seine Ideen über vielerlei Dinge mitteilt, scheint uns an sich ein durchaus geeigneter Weg zu sein, Gelehrtenrepublik und Laienwelt miteinander enger zu verbinden. Aber leider schreiben viele Menschen Ostwald auf a l l e n Gebieten eine Autorität zu, die ihm nur dort zukommt, wo er S a c h v e r s t ä n d i g e r ist; sie tragen so selber das ihrige dazu bei, daß Ostwald sich selbst überschätzend seine Kompetenz überschreitet. Die Tatsache an sich, daß ein Mensch von der Bedeutung Ostwalds über vielerlei schreibt, ist nur zu begrüßen. Es hat Zeiten gegeben, in denen Männer von Geist alles veröffentlichten, was ihnen bei der Betrachtung von Welt und Menschen in den Sinn kam. So erklärt sich der gewaltige Umfang von Voltaires und Condorcets sämtlichen Werken. Damals schrieb ein genialer Naturforscher wie Albrecht von Haller, der als Dichter der Alpen bekannt ist, im Verlauf von 32 Jahren allein in den Göttinger Anzeigen mehr als zwölftausend Rezensionen, welche sich mit der Philosophie der

* W. Ostwald, „Große Männer“, „Die Forderung des Tages“, Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.; „Die Schule der Chemie“, Braunschweig, Vieweg.

Digitized by Google

Zeit ebenso wie mit der Sprachwissenschaft beschäftigten, mit Buffon und Montesquieu, Lessing und Äschylus. Mit Gewinn kann man aus diesen Rezensionen ersehen, wie sich ein Mensch zu verschiedensten Problemen stellte, muß doch jeder von uns alles was er sieht und hört, für den eigenen Gebrauch gewissermaßen kurz rezensieren. Zeitschriften und Zeitungen, Sammlungen kurzer Broschüren zwingen uns, ein mannigfaltiges Chaos in uns aufzunehmen. Meist fehlen aber heute die Lehrmeister, von denen wir lernen könnten, wie man dies alles zu einem Ganzen ordnen soll. Zu häufig wird übersehen, daß eine Summe von Spezialarbeiten noch kein Weltbild schafft. Und wenn im achtzehnten Jahrhundert Zeitungskollegien neben den Reisekollegien auf den Universitäten bestanden, so bedürfen wir ähnlicher Einrichtungen mit einem vergrößerten Wirkungskreis, sollen wir nicht in eine enzyklopädische Barbarei verfallen, wie das untergehende Rom. Gewiß kann heute keiner als Fachmann alle Gebiete überschauen (das war auch im achtzehnten Jahrhundert nicht mehr möglich), aber es könnten auch heute ebenso viele wie damals als Weltbürger die zeitgenössische Kultur mitgenießen. Da man von jedem gebildeten Menschen verlangt, daß er über vielerlei Dinge unterrichtet sei, so muß es wohl auch Ideallaien geben, das heißt Menschen, denen die Erfassung der Dinge nach einheitlichen Gesichtspunkten besonders gut gelungen ist. Ich glaube, daß man diesen Typus am ehesten bei Gelehrten findet, welche als Spezialforscher an die Bewältigung schwieriger Probleme gewöhnt sind, die aber nebenbei vielseitige Interessen haben. Man kann ihre Werke dann, soweit sie ihr besonderes Fach überschreiten, als Mittel zur Laienerziehung beurteilen.

Ein solcher Gelehrter ist nun Ostwald. Er ist von einer leitenden Idee erfüllt, glaubt er doch, alle Erscheinungen würden verständlich, wenn man sie irgendwie mit Energiegrößen in Verbindung bringe. Freilich nimmt dies Bemühen von Jahr zu Jahr bei ihm bedenklichere Formen an und streift gelegentlich geradezu ans Lächerliche. Die Weltsprache erspart nach Ostwald zum Beispiel Energie, da sie einen davon befreit, viele Sprachen erlernen zu müssen. Der ältere Forscher sei notwendigerweise ermüdet, da er viel Energie in einer bestimmten Richtung verbraucht habe, er könne sich aber noch andern Dingen widmen, die ihn früher weniger beschäftigten. Die Frauen seien auf geistigem Gebiet weniger leistungsfähig als die Männer, weil sie als Mütter mehr Energie verbrauchen. Der Krieg wird von ihm ebenfalls als Energieverschwendung angesehen. Mag Ostwald auch sehr oft unrecht haben und zuweilen in völlig unwissenschaftlicher Weise seine Behauptungen begründen, so zeigt er uns dennoch, wie man die Einzeltatsachen unsrer gesamten Erfahrung wenigstens versuchsweise einheitlich zu durchdringen vermag. Wer ihn daher mit Gewinn lesen will, der halte sich mehr an seine älteren Publikationen und suche zunächst jenes Gebiet etwas kennen zu lernen, aus dem er seine Grundideen geschöpft hat — die Chemie. Das ist dem Laien dadurch sehr erleichtert, daß Ostwald ein pädagogisches Meisterwerk „Die Schule der Chemie“ herausgegeben hat, ein Buch, das zwölfjährigen Kindern ebenso wie Erwachsenen in die Hand gegeben werden kann. Fesseln den jugendlichen Geist vielleicht

Digitized by Google

mehr die einzelnen sonderbaren Tatsachen, so findet der gereiftere Mensch bedeutende Gedanken in anspruchslosester Form klar und kurz dargestellt. Wer etwa in seiner Jugend mit Vergnügen Stöckhardts treffliche Schule der Chemie benutzte, ersieht mit wirklicher Freude aus der Vorrede, daß Ostwalds gleichnamiges Buch einen Ersatz dafür bieten soll. Der Gedankengang ist jetzt weit einheitlicher, die ganze Anlage pädagogischer. Die immer wissenschaftlich begründete Besprechung, auch der kleinsten experimentellen Einzelheiten, fördert sehen. Die Tendenz, mit möglichst wenig Experimenten auszukommen, hat viel für sich, wenn auch der alte Stöckhardt das jugendliche Gemüt gerade dadurch ansprach, daß man alles selbst herstellen lernte. Wer diese kleine Schrift gelesen hat, wird den einheitlichen Grundgedanken Ostwalds weit besser verfolgen können und auch manche naturwissenschaftliche Ausführung besser verstehen, auf die er in den anderen hier besprochenen Schriften stößt.

In den „großen Männern" will Ostwald den Sinn für das Werden und Wirken großer Chemiker und Physiker wecken. Da er nur Männer dieser Gebiete bespricht — er hat für andere Zweige menschlicher Geistestätigkeit keine besondere Hochschätzung — so haben seine Verallgemeinerungen nur beschränkte Geltung. Die sechs Biographien, die der Verfasser seinen Ausführungen über Erziehung, Leben und Geistesbildung vorausschickt, sind in gewisser Beziehung mustergültig. Er behandelt die Lebensweise, das Temperament der einzelnen Gelehrten, untersucht ihre Leistungsfähigkeit in den verschiedenen Lebensperioden und bemüht sich, ihre Erfolge und Mißerfolge ursächlich zu erforschen. Er sucht zu zeigen, daß zwar der Charaktertypus des Mannes bereits im Jüngling vorgebildet ist, daß aber die Art des Wirkens während des Lebens erhebliche Veränderungen erleidet. Charakteristische Briefstellen und Anekdoten nebst gelegentlichen eigenen Erinnerungen beleben die anziehende Darstellung. Dabei scheidet Ostwald grundsätzlich alles biographische Einzelwerk aus, das für die Charakteristik und die späteren Schlußfolgerungen überflüssig ist. Hiebei geht er freilich, wie ihm nachgewiesen wurde, zuweilen sehr willkürlich vor, und verschweigt gar vieles, was in seinen Anschauungskreis nicht hineinpaßt. Trotz einiger grober Verstöße gegen Tatsachen muß man dennoch den großen Fortschritt anerkennen, den seine Biographien bedeuten. Einerseits ist die Behandlung großer Männer als biologische Erscheinungen sehr anregend, andrerseits die Verwendung der so erhaltenen Ergebnisse für pädagogische Fragen grundsätzlich überaus fördernd. Ostwalds Kampf gegen eine Reihe von offenbaren Mängeln im heutigen Schulwesen ist aber nur unzureichend begründet. Ganz abgesehen davon, daß Ostwald gerade in jenen Teilen der Biographien, die gegen den klassischen Unterricht Verwendung finden sollen, keineswegs zuverlässig ist, müßten doch wohl noch mehr Gelehrte und vor allem auch anderer Wissensgebiete Berücksichtigung finden. Um die Beurteilung hervorragender Talente zu erleichtern, teilt Ostwald sie in zwei große Gruppen ein, in klassische und romantische. „Während der erste Typus durch die allseitige Vollendung jeder einzelnen Leistung, aber gleichzeitig durch ein zurückgezogenes Wesen und eine geringe persönliche Wirksamkeit auf seine Umgebung gekennzeichnet ist, fällt der Romantiker durch die

Digitized by Google

entgegengesetzten Eigenschaften auf. Nicht sowohl Vollendung der einzelnen Arbeit sondern Mannigfaltigkeit und auffallende Originalität zahlreicher, schnell aufeinanderfolgender Leistungen ist ihm eigen, und auf seine Zeitgenossen pflegt er unmittelbar und stark einzuwirken." Die Reform der niederen und höheren Schulen beschäftigt Ostwald im Anschluß an die Erörterung über die Geistesart hervorragender Talente. Er sieht vor allem die hemmenden Elemente der Schule, er hebt daher Davys Ausspruch hervor: „Ich betrachte es als einen Glücksfall, daß ich als Kind meist mir selbst überlassen war, ohne daß man mich auf einen besonderen Unterrichtsplan festlegte." Ostwald sucht nach Auskunftsmitteln und macht Vorschläge, von denen manche ohne grundsätzliche Umwälzungen durchgeführt werden können. So fordert er mit Recht, daß eine „Einführung in die Kunst des Bücherbenutzens" erfolgen müsse. Seiner Ansicht nach könnten die Volksbibliotheken in dieser Hinsicht wirken. Er sieht darin ein Mittel, den einzelnen Menschen möglichst unabhängig von seinen zufälligen Lehrern zu machen und ihn vor allem zu befähigen, auch nach der Schulzeit sich erfolgreich fortzubilden.

Die Aufsatzsammlung „Die Forderung des Tages" enthält Aufsätze über verschiedene Themen. In allen werden Ideen berührt, die wir auch in dem Buch über die großen Männer getroffen. Neben biographischen Aufsätzen begegnen uns interessante Erörterungen über Universitätspädagogik. Ostwald betont immer wieder, daß es ein Mißstand sei, wenn der Forscher nur als Universitätslehrer eine staatliche Anstellung erhalten könne, wodurch seine Energie oft übermäßig in Anspruch genommen werde, zumal dann, wenn er zum Lehren nicht besonders eignet, was bei „klassischen" Geistern meist der Fall sei. Ostwald erörtert die Art und Weise, wie man die gelehrte Forschung fördern könne, wie man dem Forscher Gelegenheit geben müsse, sich durch einen Wechsel in der Beschäftigung zu erholen. Die Entfaltung der Wissenschaft nicht nur durch *individuelle Leistungen*, sondern auch durch *Institutionen* zu unterstützen, ist ein Hauptziel Ostwalds. Immer wieder regt er internationale Organisationen an, welche überflüssige Arbeit ersparen sollen oder die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit irgendwie zu sammeln hätten. Alles was international ist, interessiert Ostwald, so auch, wie wir schon erwähnten, die Weltsprache. Für sie setzt er sich in mehreren Aufsätzen ein. Wenn seine Ausfälle gegen die historisch gegebenen Sprachen, gegen die Philologie oft ungerecht und übertrieben sind, so sind seine positiven Ausführungen über die Nützlichkeit einer Weltsprache meist schlagend. Es läßt sich jedenfalls nicht leugnen, daß es ein großer Vorteil wäre, wenn jeder Mensch, um auf der ganzen Erde verstanden zu werden, nur zwei Sprachen erlernen müßte, seine eigene und die Weltsprache. Übersetzungen brauchten dann nur mehr in die Weltsprache vorgenommen zu werden. Doch neben allgemein kulturellen Fragen erörtert Ostwald auch solche seines Spezialgebiets. In überaus klarer Weise gibt er einen Einblick in einige wichtige Probleme der modernen physikalischen Chemie, deren Mitbegründer er selbst ist. Daß sich neben bedeutenden und fördernden Ausführungen auch eine allzu große Anzahl schwächere Aufsätze finden, wie zum Beispiel der über die energetischen Elemente des Rechtsbegriffes, muß hervorgehoben werden. Wie denn über-

Digitized by Google

haupt Ostwald seinen eigenen Leistungen sehr unkritisch gegenüberzustehen scheint. Bemerkungen, die am wissenschaftlichen Teetisch unterhaltend sein können, werden von ihm überaus wichtig genommen und allzu selbstgefällig breit erörtert. Die jüngsten Veröffentlichungen sind für viele geradezu unerträglich geworden, — es ist nicht leicht, das gegenüber einem so hervorragenden Gelehrten zu sagen, der durch seine vielseitigen Interessen hätte vorbildlich werden können. Trotzdem sollte man allem Trefflichen und Trefflichsten, das wir Ostwald in so reichem Maße verdanken, immer gerecht zu werden suchen. Hätte Ostwald mehr Selbstzucht, so könnte er das Ideal des vielseitig interessierten Menschen sein, während er jetzt beinahe im Begriff scheint, dessen Karikatur zu werden.

Karl Wilhelm

Keine Losen Blätter?

Nein, dieses Heft bringt ausnahmsweise keine: es sollte Richard Wagner gewidmet sein, und wenn wir nicht aus seinen Werken und Briefen abdrucken wollten, so hätten wir nichts bieten können, was sich dem Bild einrundete. Die Werke und die Briefe aber sind entweder allgemeiner Besitz oder sie würden überaus lange Auszüge verlangen, die doch wieder ohne Erläuterungen nicht recht verständlich wären.

Dann aber: wir möchten im Kunstwart überhaupt kein zwingendes Schema, auch nicht das unabänderlich feststehender Rubriken. Weder die Losen Blätter, noch die Bilder und Noten, noch irgendeine bestimmte Abteilung möchten wir als Zwang, wenn wir auch aus praktischen Gründen vom Gewohnten nur ganz selten einmal abgehen.

Was ist deutsch?

Als Goethes „Götz“ erschien, jubelte es auf: „Das ist deutsch!“ Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespere sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei. Diese Taten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden. Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum ersten Male der Welt verkünden konnte; daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt. Alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist „deutsch“, und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen....

Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun.

Richard Wagner

Unsre Bilder und Noten

Dieses Heft, ein Wagner-Gedenkheft, ist auch in den Bildern ausschließlich Richard Wagner gewidmet.

Lenbach hat, wie alle großen Berühmtheiten seiner Zeit, auch ihn gemalt, mehrmals und in verschiedenen Techniken. Wir stellen aus seinem bekanntesten Wagnerbild (von 1874) einen Ausschnitt vors Heft, um den Kopf möglichst groß zeigen zu können und fügen ein späteres Lenbachsches Bildnis bei. Wenn man beide mit dem Gemälde von

Digitized by Google

Edmond de Pury (1880) vergleicht, welches das für unsre Augen „Unangenehme“ an Wagner betont, dann sieht man gut, wie wenig einseitig der oft als einseitig besprochene Lenbach doch schilderte: nach wieviel Seiten hin spielt der Ausdruck in seinem früheren Bild, und nur gesammelt ist er in seinem späteren! Kam die Veränderung bloß daher, daß Lenbachs inneres Auge den Meister jetzt anders sah? Möglich, daß noch etwas Zweites mitspielt: der Wagnerische „Greisenkopf“ begann zu „reifen“. Denn wie Schopenhauer, Bismarck, Böcklin, Ibsen, Tolstoi gehörte Wagner zu jenen Großen, denen die Natur mit einer wundervollen „Kunstform der Natur“ die Seele als Haupt gestaltet hatte. So sehr, daß man bei den Greisenbildnissen wahrhaftig zweifeln kann, ob nicht trotz aller Mängel der Photographie ein solches Blatt in seiner Sachlichkeit mehr bietet, als ein doch immer durch ein Malertemperament erblicktes Kunstwerk. Von unsern beiden Lichtbildern Wagners nach der Natur ist das ältere von Elliot und Fry während eines Londoner Aufenthalts 1877 aufgenommen, das jüngere 1883 ganz kurz vor Wagners Tode von A. von Groß in Bayreuth.

Dann bringen wir aus der bei Reisland in Leipzig erschienenen „Avenarianischen Chronik“, die allerlei auch über Wagner enthält, ein Altersbildnis seiner Mutter, nach einer feinen Tuschzeichnung von unbekannter Hand. Es zeigt unter anderm recht deutlich, woher das „Wagner-Profil“ stammt, das Johanna Geyer-Wagner sowohl auf ihren Sohn Richard, wie auf ihre Tochter Cäcilie vererbte, und das dann auch auf Siegfried Wagner überging.

Als leichte Beigabe zu unserm Heft werden dem oder jenem die beiden Gelegenheitsblätter von Ernst Benedikt Kietz nicht unwillkommen sein, jenes vortrefflichen Zeichners und Malers, von dem auch das früheste künstlerische Bildnis Wagners stammt, Blätter eines nahen Freundes aus dem Pariser Kreise, über deren Originale seiner Zeit auch Wagner selbst in heiterm Kindheitsgedenken gelacht hat. Die Situationen deuten auf den Sommeraufenthalt der Geyer-Wagners in Loschwitz, die landschaftliche Lage hat allerdings der Dresdner Kietz erstaunlich frei behandelt. „Richel und Cile“ erwarten abends die „Mamma“, die mit der Zille kommen soll; sintemalen es kühl ist, hat der allein Gestiefelte seiner Schwester ein Fußgehäuse geliehen, während sich beide mit den „barbsen“ Füßen mechanischerweise helfen. Ein andermal war die Mutter in der Stadt geblieben, und da geschah ein Unglück: in dem Kürbishaupt rechts klapperte der Schlüssel zwar schön, beim Rollen vom Berge jedoch begab er sich, unfindbar wohin, abseits, und die Lage erheischte nur Kampieren in der Küche. Dieses jedoch gefiel dem Aufsicht führenden Magister Fromhold bei seiner Heimkehr miß, und er berief deshalb Richard als den für den Verbleib des Schlüssels Verantwortlichen zur Rede. Dieser, der damals nach Mutter Geyers Ausspruch gern „Tränen wie die Bierflaschen heulte“, tat das auch diesmal, im übrigen aber schwieg er, seine Schwester jedoch übernahm mit Energie die Verteidigung. Noch dreißig Jahre später schrieb Wagner in einem wehmütigen Briefe an sie: „Keine Erinnerung aus jener Zeit kommt mir, ohne daß du mit darin verflochten wärst. Hätten wir damals den Schlüssel nicht in den Kürbis gelegt, wäre alles besser gegangen — meinst du nicht auch?“

Das Faksimile des ersten Briefes Wagners über die Rienzi-Auf-

Digitized by Google

führung wird auch manche erfreuen. So unmittelbar: der erste Jubelruf über den ersten großen Erfolg! In ruhiger Stunde kam dann der bekannte Bericht, den er durch dieselbe Schwester „An seine Lieben in Paris“ richtete.

Ein Noten-Faksimile fügen wir auch noch bei.

Unsre Notenbeilage gibt zu dem Aufsatz „Zur Psychologie des Leitmotivs“ (auf S. 269 ff. dieses Heftes) eines der deutlichsten Beispiele aus dem Klavierauszug von „Tristan und Isolde“ (Verlag Breitkopf & Härtel; hergestellt von H. v. Bülow): den Anfang der zweiten Szene des ersten Aufzuges. Die Erinnerung unseres Opernpublikums enthält von diesem musikalisch und dramatisch so überaus reichen und geistvollen Aufzug wenig, vielleicht allgemein nur die Trankszene. Der berauschende zweite und der faszinierende dritte Aufzug pflegen bei den Hörern (und nicht selten sogar bei den Darstellern) die Aufmerksamkeit im voraus zu belegen; überdies ist das Verständnis der Exposition einer so langen und verwickelten Vorhandlung zweifellos an das gewisse Verstehen jedes Satzes gebunden, wofür wiederum nicht immer gesorgt ist. Um so mehr sozusagen: empfiehlt sich gerade dieser Teil einem eindringlichen Studium; er enthält nicht nur den musikalischen Schlüssel zu dem gesamten Drama und den textlichen zu wesentlichen Teilen der späteren Aufzüge, sondern auch für den Stilkritiker die bezeichnendsten Folgen und Gruppen leitmotivischer Arbeit. — Unserer Szene geht außer der Einleitung der erste Gesang des jungen Seemanns voraus, dem Isoldens furchtbarer Zornausbruch folgt („Entartet Geschlecht ...“ bis „Zerschlag es, dies trotzige Schiff ... Und was auf ihm lebt, den wehenden Atem, den laß ich euch Winden zum Lohn“). Brangäne müht sich um sie und sucht ihr das Rätsel ihrer Verzweiflung zu entlocken; auf Isoldens erstickten Ruf „Luft!“ öffnet sie die Vorhänge. Damit beginnt die von uns wiedergegebene Szene. Das kleine Schifferliedchen ertönt wieder, indes in Isolde der Zorn dem begehrenden Sehnen wieder Raum gibt. Das überaus charakteristische chromatische Motiv auf die Worte „Mir erkoren ...“ tritt zum erstenmal vokal auf, und wird so an einen dramatischen Affekt, an ein seelisches Motiv unauflöslich assoziiert. Dasselbe geschieht unmittelbar darauf — nach einem textlich-psychologisch und musikalisch gleich geistvollen „Übergang“ — mit dem „Todesmotiv“ (as-a, Oktavenfall). Wo die Begleitung nun über dem g-f-Tremolo in pp übergeht, beginnt die erste Spaltung der Ausdrucksrichtung in Text und Musik. Isoldes zwiespältiges Gefühl äußert sich darin. Es ist als ob der Text dessen einen Teil, die Musik den andern „übernähme“. Während ihre Worte höhnen und hinweisen oder berichten, erscheint als Notenbild (f-fis-g-gis) die Sehnsuchtfolge, anzeigend daß „trotz“ des Hohnes ihr Wunsch sie zu Tristan zieht. Dies setzt sich bis zu Brangänes „Frägst du ...“ fort; der Vorhalt h-a (unter „Helden“) und das Motiv mit dem Septimenschritt abwärts (c-d) wie die folgende schwellende Melodie sind als Lösung des Sehnsuchtmotivs aus der Einleitung bekannt; auch sind sie so unmißverständlich eindeutig, daß ihr Gegensatz zum Text keinem Aufmerksamen verborgen bleiben kann (diese Tonfolge trägt oder „untermalt“ bekanntlich die „Erkennung“ der Liebenden nach dem Trank). Die folgenden Takte mit den Reimen auf „Reiche“ geben die Möglichkeit, der Umbildung eines Motivs („Wunder aller Reiche“) im Sinne des Textes nachzugehen, sie vollzieht sich hier vor allem in harmoni-

Digitized by Google

schen Abweichungen, auf „Leiche“ aber auch in der fast brutalen Dehnung des f um ein Viertel. Gleich darauf (nach „... gewann“) scheint das chromatische Motiv wieder Isoldens Ironie zu widersprechen. So läßt sich die Dramatik, die Ausdrucksfähigkeit der Motivsprache für starke Gegensätze, das Grundprinzip der größten Schöpfung Wagners, fast Schritt für Schritt verfolgen. Es wird der reichsten Phantasie wohl kaum möglich sein, innerhalb des unmittelbar Verständlichen eine Verstärkung solcher ganz innerlich erschauter Wirkungen zu erschaffen. Wir weisen noch darauf hin, daß Isoldens „Befehl“ an den „Eigenhold“ auf dem Todesmotiv nächstverwandte Tonfolgen geschrieben ist — hier verrät das umgebildete Motiv den tiefsten seelischen Sinn der Worte! Umbildungen des Motivs der Fahrt aus dem Schifferlied begleiten Brangäne zu Tristan. Auf sein erschrecktes Wort: „Was ist? Isolde?“ antwortet (dem Hörer!) wieder das verräterische chromatische Motiv mit dem Hinweis, daß er ihrer heimlich sehnsuchtvoll gedacht hatte, offenbar dem „Willen des Textes“ ganz entgegen; rasch genug gehen ja auch die Töne von der Sehnsuchtchromatik in die konventionellen Harmonien über, welche den „höfischen“, konventionellen Wortwechsel begleiten.

Man hat oft auf das „Intellektuelle“ an der Leitmotivik hingewiesen, hat oft gemeint, diese Musik sei auch dem „kalten Verstandmenschen“ zugänglich; und wie man oft beobachtet hat, daß musikalisch wenig Beanlagte gerade Wagnersche Musik bevorzugen, so hat man sie in einen herabsetzenden Gegensatz zur absoluten Musik gebracht. Wir haben keine Veranlassung, diese etwas oberflächliche Psychologie des Musikhörers zu übernehmen. Daß sich unendlich viele Einzelzüge der Wagnerschen Musik dem „Gefühlverständnis“, auf das Wagner baute und hinwies, nicht erschließen, kann freilich niemand verborgen bleiben, der diese Einzelzüge einmal auf die hier versuchte Art aufgesucht hat. Zu einem solchen Aufsuchen anzuregen, ist aber gerade der Sinn dieser Beilage, zumal sich die Vertiefung in die Leitmotivik und ihre Möglichkeiten auch trotz der unterschiedlichen Anregungen durch die „Führer“ noch sehr ausdehnen läßt, weitere psychologische Ergebnisse verheißend. Ob die Möglichkeit eines „verstandmäßigen“ Verstehens dieser Art gegen den Wert dieser Musik spricht, läßt sich bezweifeln; auch an der „klassischen“ oder „absoluten“ Musik ist ja viel mehr analytisch erkennbar als gemeinhin angenommen wird. Daß der Sinn der leitmotivischen Arbeit, wie sie im „Tristan“ vorliegt, nicht intellektuell determiniert ist — im Gegensatz zu gewissen anderen Tendenzen der Leitmotivik — führten wir in dem angeführten Aufsatz aus.

Wir haben endlich allgemein Tolstois These nicht angenommen, nur das sei wahre Kunst, was allgemein erlebbare Gefühle volkverständlich übermittele. Und so haben wir keinen Grund, eine Kunst zu verschmähen, weil sie dem Nachdenken sich noch anders offenbart als dem intuitiven Zuhören, und noch weniger Grund, die Hilfe der Einsicht abzuweisen, wenn sie uns an die trotz alledem unergründlichen Tiefen künstlerischer Gestaltung näher heranführt.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

Johanna Geyer Wagner

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

Richel und Cile

Die Mamma erwartet und bei Lotschwitz

Meinem kleinen Freunde Max Avenarius zum Geburtstagsgeschenk, ohne Wissen
Frau Lebus seines Mutter und seines Onkels Richard von

Paris 21 Nov. 1845

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

Dieses meinem kleinen Pathchen Richard Avenarius
zum Pathengeschenk, in Ermangelung andrer Subsidien. Eine
Szene aus dem Leben seiner Mutter und seines Onkels und
Pathen Richard Wagner. — Paris, am 19 Nov. 1874.

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

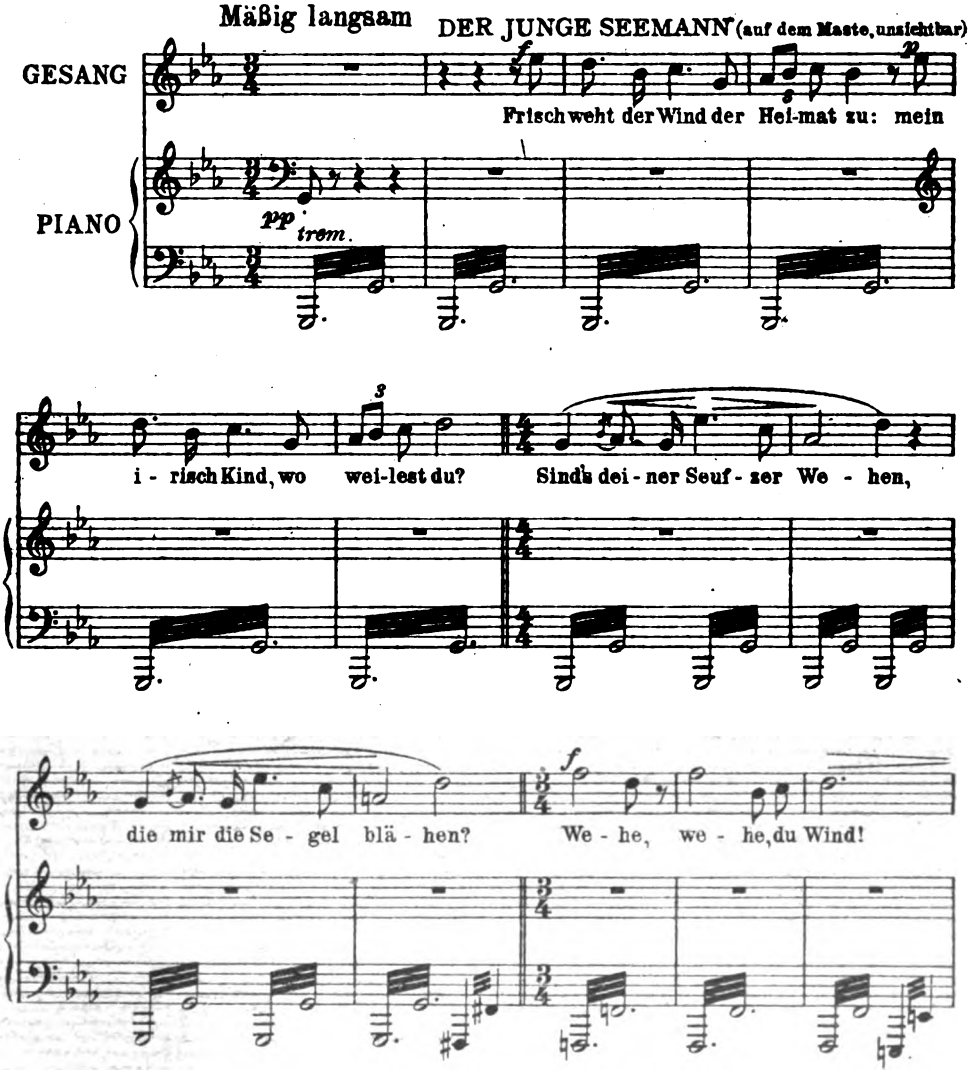
BEILAGE ZUM KUNSTWART

RICHARD WAGNER

Aus: „TRISTAN und ISOLDE"

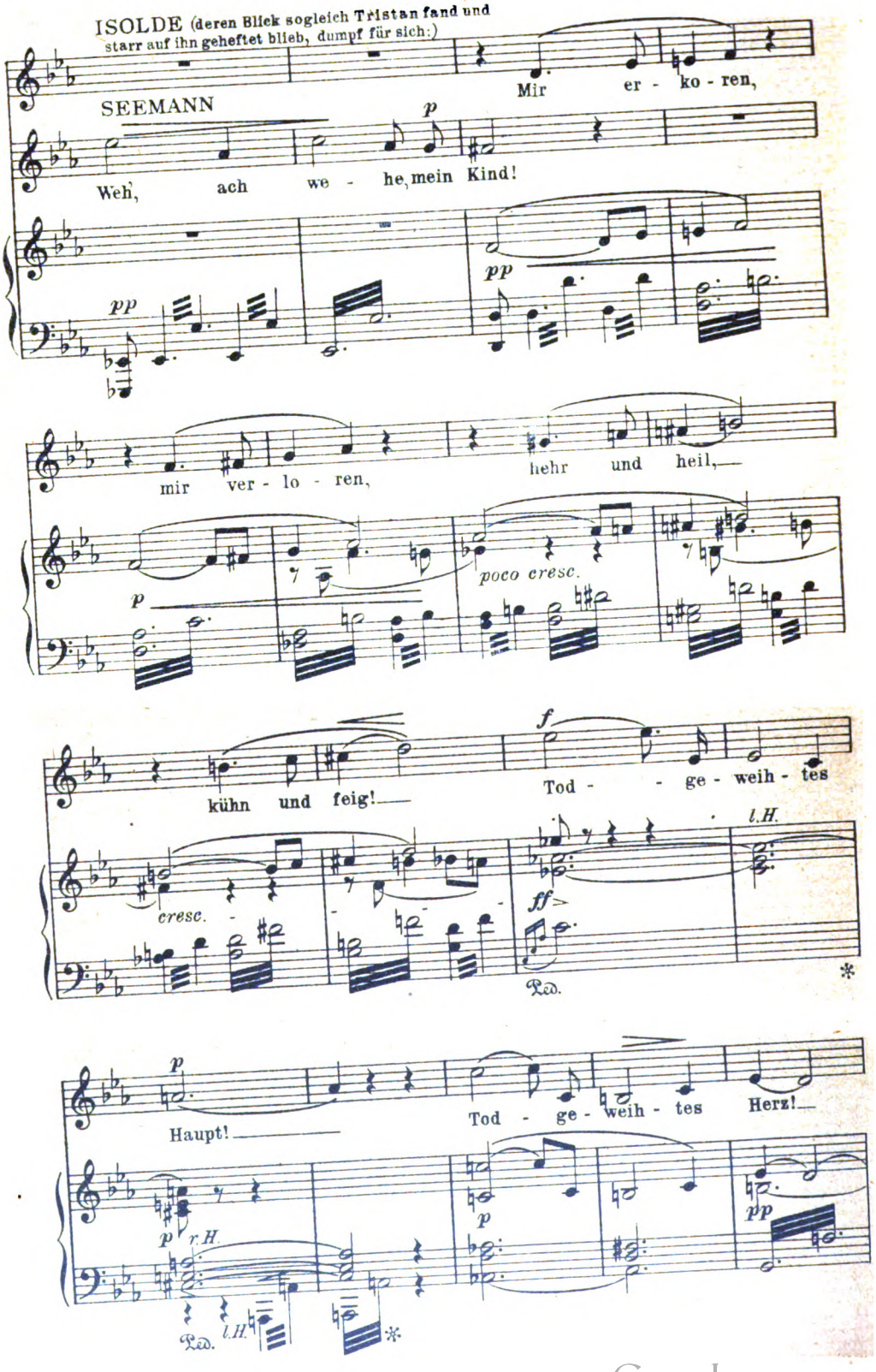
SCENE II

Man blickt dem Schiff entlang bis zum Steuerbord, über den Bord hinaus auf das Meer und den Horizont. Um den Hauptmast in der Mitte ist Seevolk, mit Tauen beschäftigt, gelagert: über sie hinaus gewahrt man am Steuerbord Ritter und Knappen, ebenfalls gelagert, von ihnen etwas entfernt Tristan, mit verschränkten Armen stehend, und sinnend in das Meer blickend, zu Füßen ihm, nachlässig gelagert, Kurwenal. Vom Maste her aus der Höhe vernimmt man wieder die Stimme des jungen Seemanns.

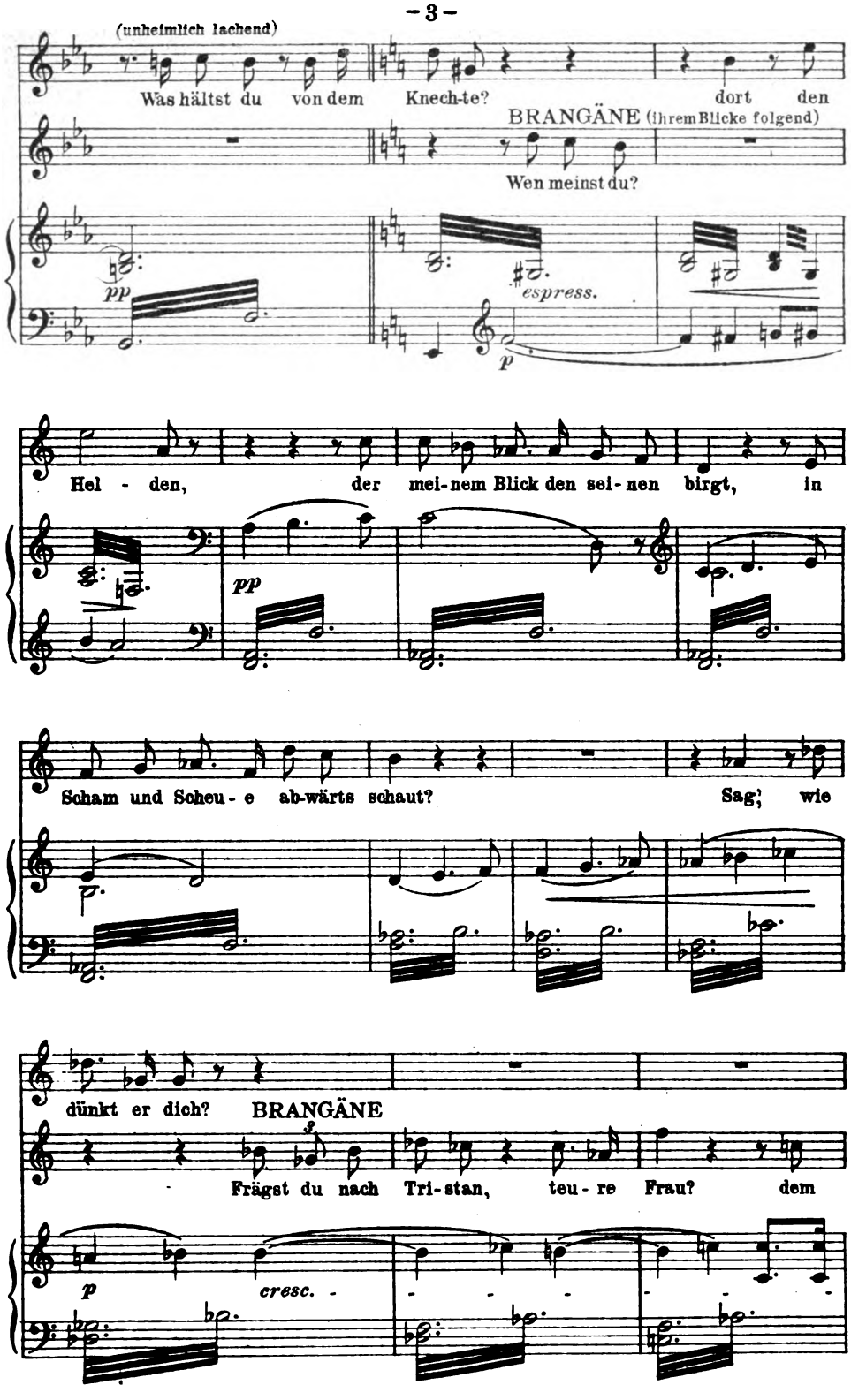


Mit besonderer Bewilligung des Verlags Breitkopf & Härtel, Leipzig

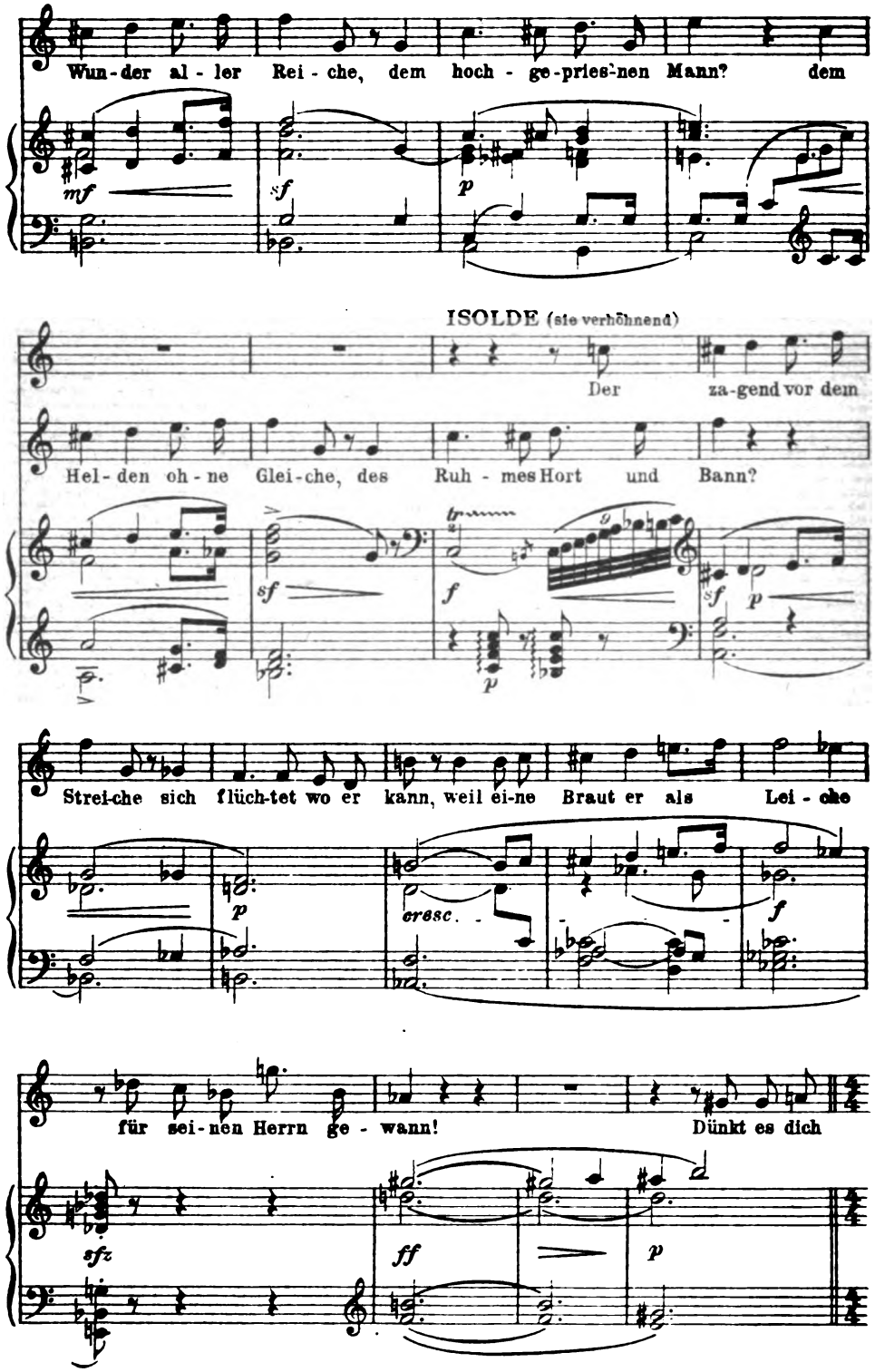
Digitized by Google



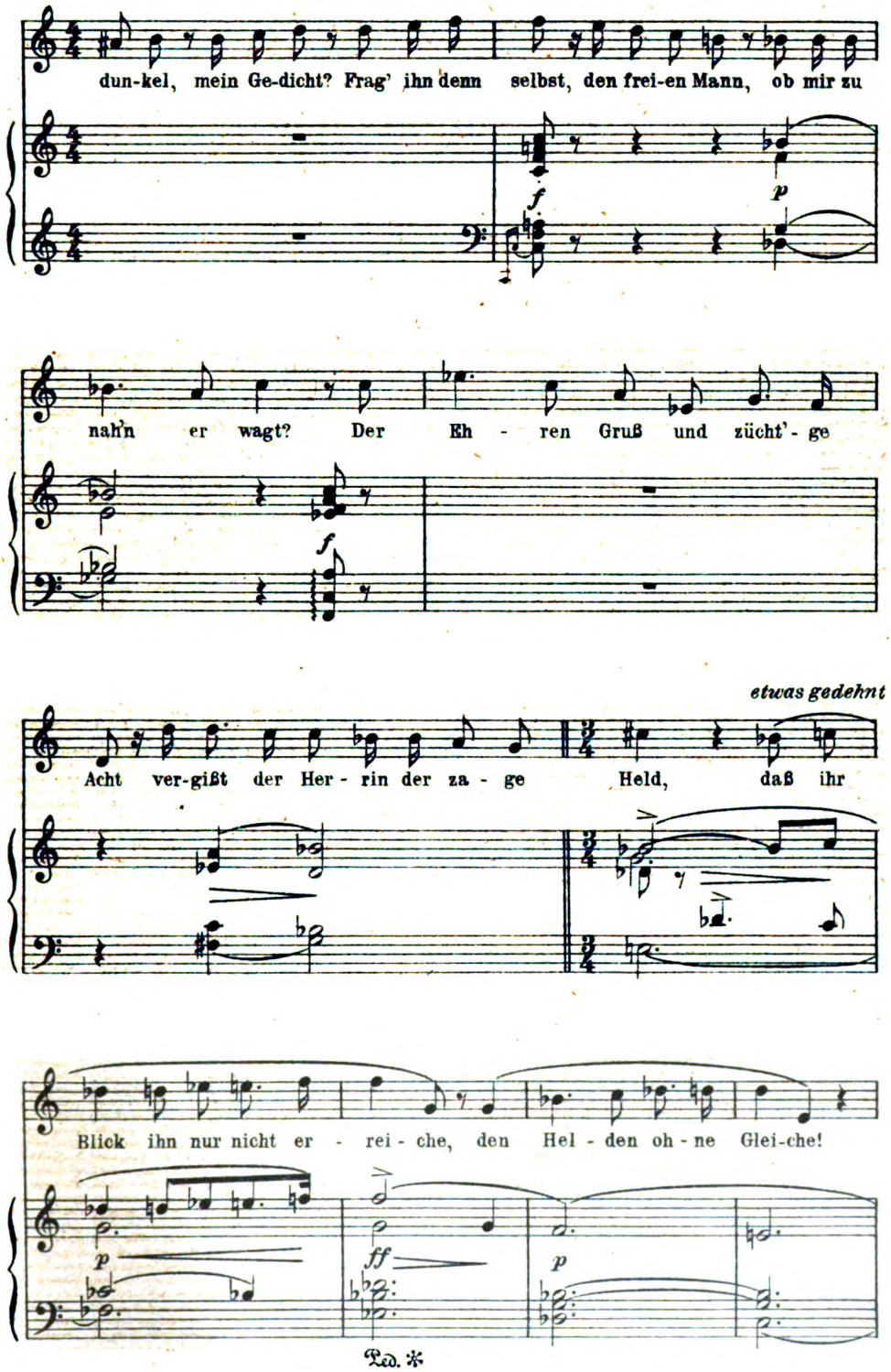
Digitized by Google



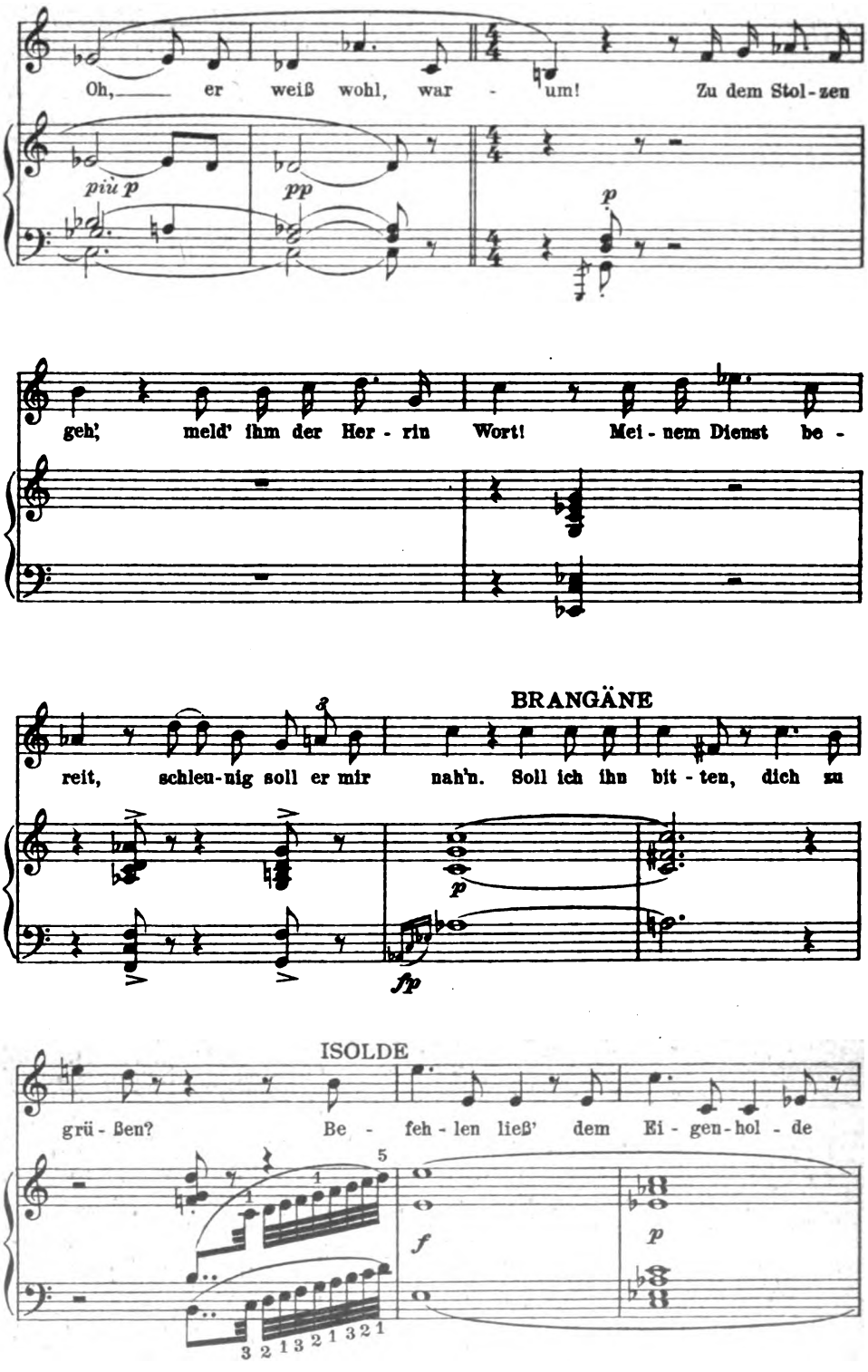
Digitized by Google



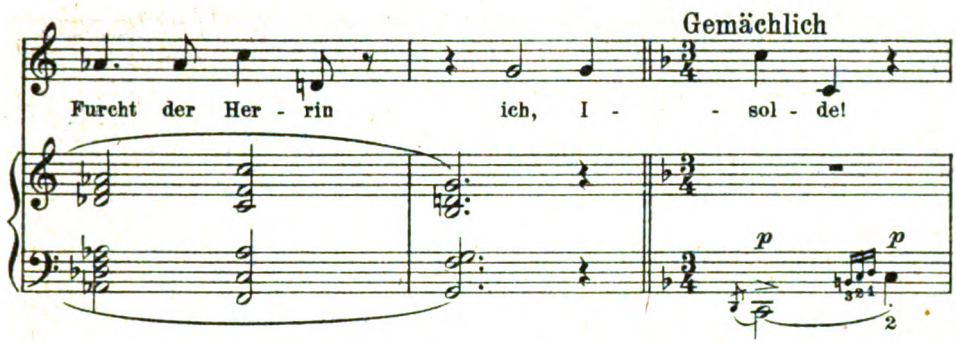
Digitized by Google



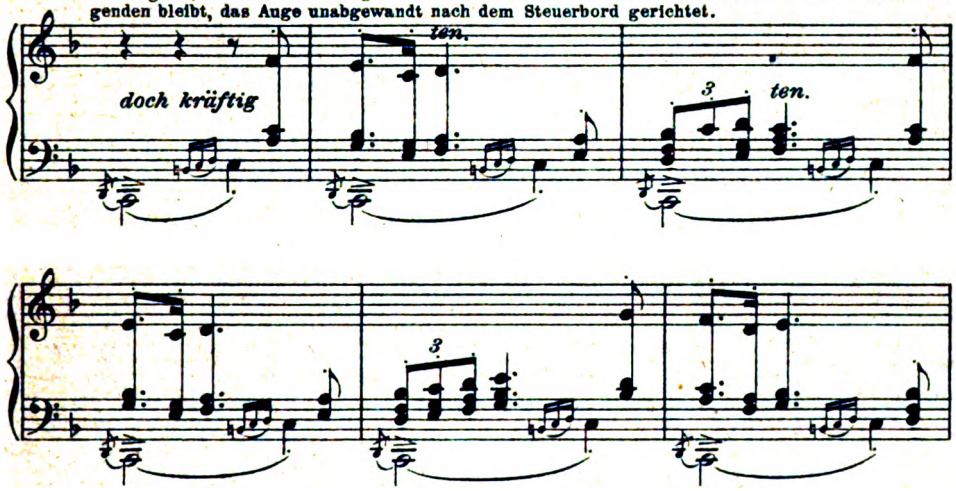
Digitized by Google



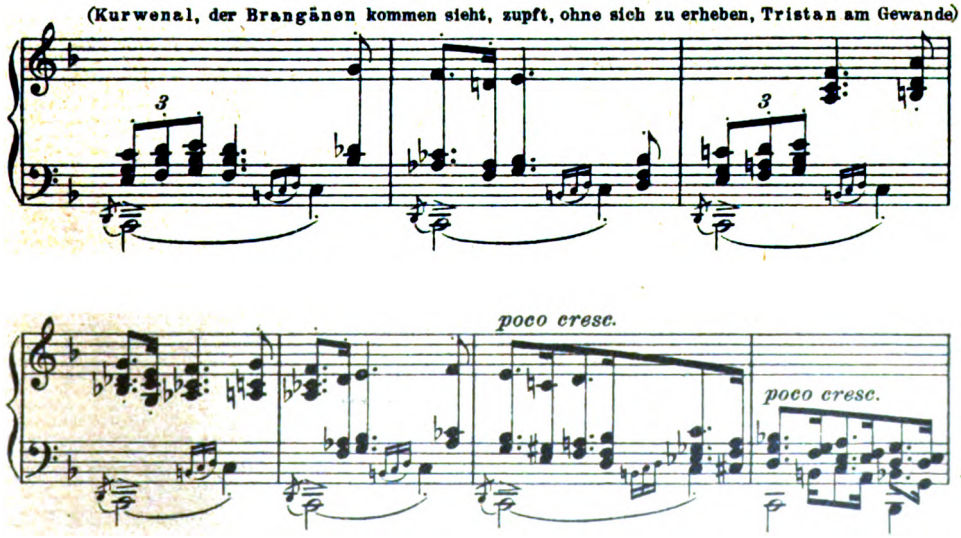
Digitized by Google



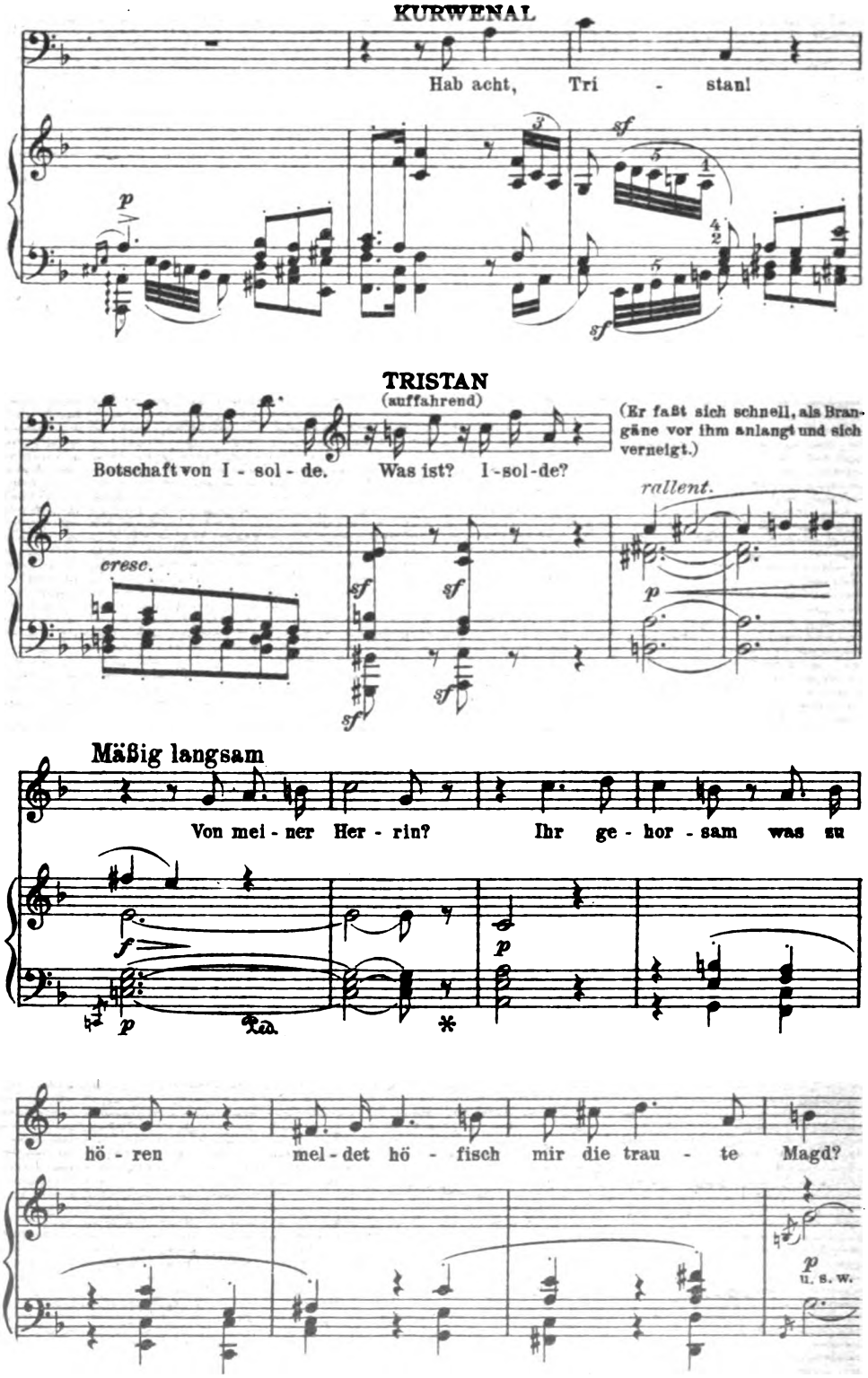
Auf Isoldes gebieterischen Wink entfernt sich Brangäne und schreitet verschämt den Deck entlang dem Steuerbord zu, an den arbeitenden Seeleuten vorbei. Isolde mit starrem Blicke ihr folgend, zieht sich rücklings nach dem Ruhebett zurück, wo sie sitzend während des Folgenden bleibt, das Auge unabgewandt nach dem Steuerbord gerichtet.



(Kurwenal, der Brangänen kommen sieht, zupft, ohne sich zu erheben, Tristan am Gewande)



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Ludwig Hofelich

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Juniheft 1913 Heft 17

„Der praktische Psychologe" — ein neuer Beruf

Man beklagt die Überfüllung der bestehenden Berufe und vergißt die Schaffung neuer; wir erleben das klägliche Schauspiel der Vielzuvielen, die auf eine frei werdende Stelle lauern, täglich, und sehnen uns nach dem großen Anblick eines Einzelnen oder Weniger, die vorhandenen Bedürfnissen in neuen Berufen die Erfüllung zu bringen den Einfall, die Kraft und den Mut haben. Die Differenzierung und die Arbeitsteilung schreiten doch fort; Betätigungen, die einst Teile gewesen sind, werden selbständig; theoretische Errungenschaften ziehen Nutzanwendungen nach sich; die Bedürfnisse wachsen, wandeln sich und nähren die Sehnsucht nach Stillung; zuweilen züchtet auch der Unternehmer erst das Bedürfnis, durch dessen Befriedigung er möglich wird und Erwerb findet. Die Nachfrage regelt das Angebot, gewiß; aber das Angebot auch die Nachfrage. Sind die alten Berufe überfüllt, so muß man neue anbieten.

In unserem Leben wachsen die Komplikationen; der Einzelne hört auf immer mehr Gebieten auf, sich selbst genug zu sein, sich allein orientieren zu können; er wird abhängig nicht nur von Seinesgleichen, in immer zahlreicheren und umfassenderen Standesorganisationen, sondern auch vom Berater, vom Fachmann auf den verschiedensten Gebieten. Die Zeit ist vorbei, da man seine Prozesse selber führte, seinen erkrankten Körper selber pflegte, sein Geld selbst verwaltete — und außerdem (sogar in erster Reihe) noch einen Beruf übte. Die Leistung im eigenen Beruf ist gewachsen und macht es unmöglich, sich mit der Sachkenntnis zu versehen, die für ein anderes Gebiet Voraussetzung des Erfolges ist. Ohne die Wissenschaft als Führerin ist aber in sehr vielen Beziehungen unseres öffentlichen und privaten Lebens nicht mehr auszukommen, seit die überkommenen Anschauungen und Lebensformen zerbröckeln.

Aber „leben" — so meint man — kann doch noch jeder *ohne* fachmännische Beratung, „leben" schlechthin sei noch die eigentliche Leistung des ganzen Individuums. Allein was heißt das: Leben? Lassen sich nicht neben die Seiten, die heute schon vom Ganzen unserer Persönlichkeit einigermaßen abgespalten sind, soweit verselbständigt, daß wir zu ihrer Vertretung und Pflege den fachmännischen Berater brauchen, andere stellen, gleicher Verselbständigung fähig, für sie reif? Ich höre nicht auf, Ich zu sein, diese Person mit eigener Prägung und Vergangenheit, Einheit durch und durch, und doch überlasse ich mich als „juristische Person" meinem Anwalt und seiner Führung, als „Lebewesen, als Körper" dem Arzt und seiner Behandlung, als „homo œconomus" der Bank und ihrem Rat. Sollte es nicht mit anderen Seiten meiner Person ähnlich bestellt sein können und müssen, *wenn* sie einmal deutlich bewußt und durchgebildet sind? Die Religionen zeigen ja sogar, daß man für sein Heil, obgleich es den ganzen Menschen betrifft und umfassen will und obgleich es das persönlichste Werk jedes Menschen sein

Digitized by Google

soll, sein Heil zu wirken, doch einen fachmännischen Führer und Berater braucht, den Priester.

So möchte ich hier vom praktischen Psychologen reden, als einem neuen, durch die Differenzierung nötig gewordenen Beruf, entsprechend dem praktischen Arzte.

Der praktische Psychologe ist nicht in erster Reihe Forscher, so wenig wie der praktische Arzt. Er ist es *gewesen*, in der Zeit seiner Ausbildung, er hat noch von der Gesinnung des Forschers die unbedingte Wahrhaftigkeit, die Sorgfalt der Beobachtung, die Achtung vor jeder Tatsache, das Interesse für die aus neuen Tatsachen sich ergebenden Ein- und Ausblicke bewahrt. Aber der Hauptteil seiner Tätigkeit ist nicht, Wissenschaft *mehren*, sondern Wissenschaft *anwenden*, nicht: das Unbekannte auf seelischem Gebiet erkennen, sondern das Bekannte oder wenigstens Erkennbare fördern und hemmen, je nach seiner Natur und im Hinblick auf letztgültige Ziele des Kulturwillens.

Man kann nicht Wissenschaft anwenden, ohne Wissenschaft zu besitzen, wissenschaftlich ausgebildet und wissenschaftlich gesinnt zu sein; mit Recht heißen uns deshalb die Ämter des Richters und Anwalts, des Arztes und Lehrers wissenschaftliche Berufe; und doch wird durch die ganze Arbeit in diesen Berufen nicht eigentlich die Wissenschaft selbst gefördert. Dem *Leben* gilt ihre Wirksamkeit, einer vernünftigen Gestaltung seines Inhaltes und Ablaufes, einer fortschreitenden Verbesserung oder wenigstens Sicherung gegen den wechselnden Gang der Naturgeschehnisse, und einer möglichsten Vereinheitlichung und Festigung des Wollens der gesellschaftlich lebenden Menschen.

Sollte die Psychologie keine Wissenschaft sein, die Berufe als ihre praktische Anwendung zu erzeugen vermag? Oder sollten heute die Bedürfnisse nach praktischen Psychologen noch nicht fühlbar, noch nicht hinlänglich allgemein sein, um „ihren Mann zu nähren"? Ich glaube beides nicht; nur die eigentümliche Schwierigkeit des Schrittes von der Theorie zur praktischen Anwendung ist heute noch ein Hindernis für den „praktischen Psychologen", nur der Mangel an Mut, die Furcht vor dem Makel des Scharlatanismus — die nicht mehr vorhanden sein wird, sobald der Beruf des praktischen Psychologen ein mehrfach geübter, eingebürgerter, anerkannter ist. Mußten nicht alle Berufe, ehe sie ihre Stellen in der menschlichen Arbeitsteilung erhielten, sich scheel ansehen lassen? als unreelle Konkurrenz? als versteckter Schwindel? als Geheimkunst und Zauberei?

Wie wach, wie verbreitet das Bedürfnis nach dem praktisch beratenden und helfenden Psychologen ist, dafür ist ein Beweis die stete Zunahme seiner Pseudoformen und Surrogate, der Graphologen, der Schicksalskünder, der Physiognomiker; dafür ist auch ein Beweis die wachsende Inanspruchnahme der Ärzte, namentlich der sogenannten Nervenärzte, der Spezialisten für Gemütsleiden, der entsprechenden Sanatorien, dafür ist endlich Beweis die Zunahme der Schrullen und Sonderbarkeiten unter den Menschen, *der* Menschen, die aus Mangel an Erziehung und Behandlung das Leben unter den gegebenen Voraussetzungen nicht mehr ertragen und in

Digitized by Google

allerlei Konventikeln der Unverstandenen zu erneuern, zu reformieren streben. Das wachsende Heer der „Unverstandenen“ hat in höherem Maße den Psychologen nötig, und lenkt heute nur deshalb seine Schritte zum Arzt, weil der Psychologe noch nicht „praktisch“ geworden ist und die so bestehende Lücke in der Gliederung der Berufe rasch durch eine Spezialität ausgefüllt wurde, die aus dem schon bestehenden, darum legitimierten, darum mit Vertrauen betrachteten Stand der Ärzte herausgewachsen ist — ich meine den praktischen Psychiater und seine abgeschwächten Formen: den Nervenarzt und Suggestionstherapeuthen.

Auch im einzelnen läßt sich das Bedürfnis hier dartun. In der Erziehung des Kindes hat allmählich der Arzt seine beaufsichtigende und mitarbeitende Bedeutung erlangt, in den Familien der bemittelten Stände als Hausarzt, der schützt und vorbeugt, berät und mithilft, im öffentlichen Schulwesen als amtlicher Schularzt, im Jugendgerichts- und Jugendpflegewesen als selbstverständlicher Sachverständiger für die leibliche Beschaffenheit der zu Erziehenden. Gott sei Dank, daß es so ist; daß man nicht mehr vom „guten Willen“ der Eltern, von ihrer „Liebe“ zum Kind und von der „allgemeinen Erziehungstradition“ allein die rechte Fürsorge für die leibliche Wohlfahrt und die gebührende Berücksichtigung des Leiblichen im Gesamtwerk der Erziehung erwartet, sondern den Fachmann nutzt. Denn der „beste Wille“ erzeugt kein Sachverständnis, und die Liebe ist blind, auch die Elternliebe. Aber ist der Seele nicht billig, was dem Leibe recht ist? Sollte es zur Beratung der Erziehenden in Haus und Schule neben dem ärztlichen nicht auch den psychologischen Praktiker geben müssen? Meint man, daß dieser weniger Arbeit hätte? Daß es ihn noch nicht gibt, hat in zwei Umständen seine Hauptursachen. Einmal glaubt jeder Vater, jeder Lehrer, kurz jeder mit pädagogischen Pflichten betraute Erwachsene gern, er selbst sei psychologischer Sachverständiger in ausreichendem Maß. Aber dieser Glaube ist genau so verkehrt, so gefährlich, er verdiente genau so das allgemeine Gelächter wie diejenigen, die „sich selbst“ behandeln, die „ohne Arzt“ ihre Gesundheit pflegen, ihre Krankheiten heilen. Merkwürdig, daß man auf dem Gebiet der feinsten und nachhaltigsten Beeinflussung, auf psychischem Gebiet, glaubt allein zurecht kommen zu können, während man sich in der Diät seines Körpers, in der Behandlung seiner Krankheiten wohl bewußt ist, ohne Sachverständnis nur zu pfuschen. Merkt man denn die Verkrüppelungen, Verwundungen, Verkehrtheiten nicht, welche die „Selbstbehandlung“ oder Mißhandlung beim Mangel an sachverständiger Pflege auf seelischem Gebiet nach sich ziehen? oder haben auf diesem Gebiet Fehler weniger zu bedeuten?

Sodann war es der Entstehung des Berufes eines praktischen Psychologen hinderlich, daß man dem schon vorhandenen ärztlichen Berater auch die psychologische Beratung zuschob, oder von ihm annektiert wurde. Ich möchte die psychologische Tätigkeit der einzelnen Schul- und Hausärzte gar nicht herabsetzen; meinetwegen nehme man an, daß sie alle allen Anforderungen gewachsen waren. Aber sicher waren sie es dann nicht als Ärzte, sondern als Psycho-

Digitized by Google

logen. Grundsätzlich scheint mir der Fall so zu liegen, daß die ärztliche Ausbildung als solche nicht befähigt zum Beruf des praktischen Psychologen; und sofern die Ärzte meinen, ihn doch nebenbei erfüllen zu können so müßten entweder wir anderen, wir Publikum verlangen, daß sie auch wissenschaftliche Studien auf dem Gebiet der Psychologie durchzumachen und aufzuweisen haben — oder sie müßten selbst zugeben, daß sie hier der Psychologie gegenüber dasselbe üben, was sie in bezug auf die medizinische Praxis sogar durch Gesetz und Gericht gesetzlich und gerichtlich als „Pfuschertum" bekämpfen, die Ausübung eines Berufes ohne legitimierende Studien. Tatsächlich wächst auch in der Ärzteschaft die Einsicht, daß nicht nur in Spezialfällen psychologisches Sachverständnis erforderlich ist, sondern daß die ärztliche Berufsübung im ganzen auch eine psychologische Schulung und Ausbildung erfordert. Es sind nicht mehr vereinzelte Stimmen, welche die Psychologie (etwa an Stelle der Botanik, die heute, in der Zeit der selbständigen Pharmakologie dem Arzt entbehrlicher geworden ist) als obligatorischen Bestandteil der vorklinischen Semester fordern. Indes ist nicht zweifelhaft, daß eine oder einige in verhältnismäßig früher Jugend gehörte Vorlesungen nicht der geeignetste Weg dazu sind, ein vollumfänglich sachverständiger Psychologe zu werden. Auch dann also scheint es unrichtig, den Ärzten die praktische Psychologie zu überlassen.

Man denke einmal an das sogenannte schwererziehbare Kind, an psychische Hemmungen und Defekte, an den Zeitpunkt des Schuleintritts, an Schulwahl und Schulwechsel, um im einzelnen Punkte zu sehen, an denen die sachverständige Beratung durch den Hauspsychologen — man erlaube mir diese Analogiebildung zum Hausarzt — unentbehrlich werden kann, weil die Eltern und der Arzt nicht weit genug das Feld der Varietätenbildung auf psychischem Gebiet überschauen und die Methoden der Untersuchung und Diagnostik nicht kennen, durch welche man sich über die Struktur einer individuellen Psyche orientiert. Was für die einzelne Familie gilt, die in Erziehungsfragen einen psychologischen Berater neben dem ärztlichen nötig hat und ersehnt, gilt auch für das öffentliche Schulwesen, namentlich der großen Städte. Die Einrichtung der Schulärzte bedarf der Ergänzung durch die von W. Stern geforderten Schulpsychologen oder schulpsychologischen Ämter. Heute wird die Arbeit des Psychologen teils gar nicht getan (es fehlen Begabungsprüfungen, Auswertung der Schulbahnen, psychologische Begutachtung der Lehrmittel, Stundenpläne, Klassenzusammensetzung), teils dem Psychiater oder Schularzt überlassen (wie die Zuweisung zu Hilfsschulen und Förderklassen usw.); dieser Zustand kann kein Endzustand sein.

In der Erziehung des Kindes in Haus und Schule finden wir eine erste Gruppe von Aufgaben, die für die Notwendigkeit, und wirtschaftlich gesprochen, Rentabilität des neuen Berufes sprechen; der praktische Psycholog muß dafür mit dem Stand der psychologischen Jugendforschung genau vertraut sein, die gültigen Untersuchungsmethoden sicher handhaben, seine Ergebnisse deuten können; er muß Erfahrung sei es besitzen, sei es sammeln, und er wird selbstverständlich in vielen Fällen mit dem praktischen Kinderarzt oder Schul-

Digitized by Google

arzt zusammenarbeiten müssen — was so wenig ein Beweis für seine Überflüssigkeit ist, wie der Umstand, daß der allgemeine Arzt oft genug einen Spezialkollegen für Ohr und Auge heranziehen muß, die Überflüssigkeit des allgemeinen Arztes beweist.

Gehen wir im Lebenslauf des Menschen weiter, so ist die Berufswahl ein zweites Betätigungsfeld für den psychologischen Berater. Heute wird sie meist vom Zufall oder von Nützlichkeitserwägungen bestimmt; es ist schon ein Glück, wenn eine gewisse Familienüberlieferung richtunggebend wirkt, Ausnahmen sind die einseitigen oder außerordentlichen Begabungen, die sich geradlinig in ihren Beruf hinein entwickeln. Die Kehrseite dieses Tatbestandes ist die weitverbreitete Berufsverdrossenheit, die wachsende Zahl derer, die „ihren Beruf verfehlt haben“ oder verfehlt zu haben glauben, die ungenügende Ausnützung der Menschenkraft und des Menschenmaterials. Alle möglichen Umstände können bei der Berufswahl eine Rolle spielen: das Geld oder die Armut, die Wünsche der Eltern, der persönliche Ehrgeiz; in der Regel stehen dagegen die zurück, von denen in erster Reihe die Berufsleistung abhängen wird, und deshalb die Berufswahl abhängen sollte. Eine sinnvolle Berufswahl hängt von zwei Gruppen von Faktoren ab: von den in der Gesellschaft vorhandenen und möglichen Berufen — man muß doch erst wissen, was es überhaupt für Berufe gibt; und man sollte sie nicht nur dem Namen nach, sondern womöglich aus genauer Anschauung kennen, um sich ein ungefähres Bild von den Leistungen, den Leiden und Freuden eines jeden oder wenigstens der wichtigsten ihrer Gruppen machen zu können — und von der Verfassung und Begabung der eigenen Persönlichkeit — man muß doch wissen, wozu man seiner Anlage nach geeignet ist. Ich nenne die erste Gruppe von Faktoren gewöhnlich die Soziologie des Berufes, die zweite die Psychologie des Berufes. Beide stellen der Erkenntnis bedeutende Schwierigkeiten entgegen; ich gehe hier näher nur auf die psychologischen Schwierigkeiten ein. Die Berufswahl muß — namentlich wenn es sich um höhere, wissenschaftliche Berufe handelt — in einem sehr frühen Zeitpunkt getroffen werden, wegen der früh sich trennenden höheren Schulen, die der Vorbereitung dienen; die Berufswahl ist schwer, weil Wünsche einem die Erkenntnis des eigenen Selbst verschleiern und erschweren, weil viele jugendliche Menschen durch Nachahmung und Mimikry jahrelang ein ihnen eigentlich fremdes Wesen annehmen, weil uns noch eine vollständige Kenntnis der Abwandlungen und Korrelationen auf seelischem Gebiet abgeht, weil wir den Menschen in der Entwicklung untersuchen müssen, also auf Grund einer bestimmten Verfassung uns ein Urteil über seinen vermutlichen Fortgang in der Zukunft zu bilden haben — was nicht so einfach ist, wie die Fortsetzung einer mathematischen Kurve aus den in ihrem Anfang enthaltenen bestimmenden Stücken.

Noch weniger als beim kleinen Kinde sind beim halbwüchsigen Menschen die seelischen Verhältnisse, Interessen, Bedürfnisse überschaubar, ohne besondere wissenschaftliche Vorbildung und methodische Hilfsmittel. Den Eltern sind die Heranreifenden besonders schwer zugänglich, weil sie sich gerade aus dem Bannkreis des Eltern-

Digitized by Google

hauses abzulösen, auf eigene Füße zu stellen streben, und deshalb ihr eigentliches tiefstes Erleben vor den Eltern verstecken. Dem Arzt ist gewiß vieles deutlicher; aber gerade die für die Berufswahl nötigen Einblicke in die echten und die angenommenen oder angezüchteten Interessen, in die Willens- und Fühlrichtungen des jugendlichen Menschen sind auch ihm versagt, oder gelingen ihm nur auf Grund seiner praktischen Menschenkenntnis oder einer sorgfältigen psychologischen Ausbildung. Erst der praktische Psychologe, meine ich, wird die psychologische Eignung für diesen oder jenen Beruf soweit als möglich aufdecken, im Zweifelsfall den Grad, die Nachhaltigkeit verschiedener Eignungen abschätzen können, auf mittelbare Vorteile oder Schädlichkeiten aufmerksam machen usw.

Die Soziologie der Berufe zu bearbeiten geht über die Kraft eines Einzelnen hinaus. Hier müssen wir einen Ausbau der Berufsstatistik wünschen und fordern, nach der Seite hin, daß nicht nur festgestellt wird, wie viele Erwachsene in den einzelnen Berufen und Sparten schon tätig sind, sondern auch wieviel Nachwuchs bereit steht, wie viele Anwärter für die einzelnen Berufsgruppen da sind, auf wie viele Jahre hinaus der Bedarf gedeckt ist; welche Berufe im ganzen eine steigende, eine sinkende Tendenz haben, welche neuen Berufe möglich sind. Nur nach derartigen Vorarbeiten — aber sie müssen vollständig und zuverlässig sein — ist eine zweckmäßige Regelung des Zustromes zu den Schulen, den Hochschulen, den Berufen möglich, und sind die Krisen der Überfüllung und der Arbeitslosigkeit, wenn nicht zu beheben, so doch zu vermindern.

Hugo Münsterberg berichtet in seinem lesenswerten Buche: Psychologie und Wirtschaftsleben (Leipzig 1912, J. A. Barth) über ein Berufsbureau in Boston, das seit mehreren Jahren tätig ist, und nicht nur die Eignung für diesen oder jenen Beruf feststellen hilft, sondern auch die Arbeitstechniken der einzelnen Berufsarten von der psychologischen Seite her zu vereinfachen und zu verbessern strebt. Die Beratung bei der Berufswahl nach der psychologischen Seite hin sollte nun Sache des praktischen Individualpsychologen werden, während für die Soziologie der Berufe die Angliederung von Berufsämtern an unsre statistischen Zentralstellen angestrebt werden sollte. Diese stellen ihre periodischen Veröffentlichungen Eltern, praktischen Psychologen und Ärzten zur Verfügung.

Vielleicht bedauert man eine solche Rationalisierung aller Verhältnisse, einen solchen „Amerikanismus“ der größtmöglichen Ausnutzung aller Kräfte; ich kann das gut verstehen. Vielleicht liebt man am Leben gerade das Irrationale als einen Reiz, das Überraschende, den Glücksfall, den Augenblicksentscheid. Aber ich glaube nicht, daß diese Möglichkeiten verschwinden, wenn psychologische Berater auch in Sachen der Berufswahl und Lebensgestaltung tätig sind, ich glaube nur, daß eine große Menge von Dummheiten, von Übereilungen, von Unglück, das damit im Zusammenhang steht, verschwinden könnte.

Sollte nicht auch das nächste große Hauptstück im Lebensgang, das sozusagen das Eingangstor in das selbständige Leben bildet, die Ehewahl durch die Tätigkeit des praktischen Psychologen

Digitized by Google

gewinnen können? Manche lächeln: der Entscheid für oder gegen die Ehe und die Liebe sind die allerpersönlichsten Angelegenheiten jeder Person, so heilig und intim wie ihre Religion; wie sollte ein fremder Mensch hineinreden können, hineinreden dürfen? Es heißt ihnen eine Art Schamlosigkeit züchten, wenn man auch für solche Fälle die Möglichkeit der Beratung ins Auge faßt. Alle diese Einreden haben recht, soweit es sich um selbstsichere Menschen handelt, die genau wissen, was sie wollen, die fähig sind, sich über noch nicht gelebte Lebensläufe im voraus zu klären, über eine andere Persönlichkeit sich ein Urteil zu bilden, die sich verantwortlich fühlen und im Notfall bereit sind, einen Fehler entweder entschlossen zu verbessern oder entschlossen seine Folgen zu tragen. Auf wie viele Menschen aber treffen diese Voraussetzungen zu?

Wer sich ohne Scheuklappen um die Praktiken kümmert, die heute oft genug die Ehewahl ersetzen bzw. unterstützen, der wird zugeben, daß gerade auf diesem Gebiet der praktische Psychologe schon Tatsache ist, — aber in Formen, die mit wissenschaftlicher Beratung nichts zu tun haben. Die zahlreichen Graphologen, welche aus der Handschrift den Charakter des Partners oder der Partnerin ermitteln und daran ihren zustimmenden oder ablehnenden Rat knüpfen, die Physiognomiker, die dazu die Photographie gebrauchen, die Ehebureaus, die aus den Kassenbüchern die passenden oder unpassenden Paare ermitteln und demgemäß beraten, gehören hierher. Außerdem ist ja „Liebe“ und „Ehe“ zweierlei geworden in unserer Zeit. Wer also dazu rät, daß bei den Eheschließungen nach vernünftigeren Grundsätzen vorgegangen werde, als heute durchschnittlich üblich ist, der kann das tun, gerade weil er von der Liebe die höchste Auffassung hat und sehr genau weiß, daß im Falle der echten Liebe sein psychologischer Berater gründlich überflüssig wird.

Ich unterlasse es, die Einzelheiten auszumalen. Zukunftsbilder sollen nur in den großen Umrissen der aus der Ferne gesehenen Dinge vor uns stehen; wir können nicht wissen, wie eine erstrebenswerte Möglichkeit, einmal verwirklicht, im einzelnen sich ausnehmen wird, und wir können unmöglich wollen, daß sie nur genau die Züge an sich trägt, die wir ihr gerne verleihen möchten.

Übrigens bietet auch hier die Tätigkeit des Arztes eine Vorläuferform dar. Nicht bloß kluger Egoismus, der sich selbst vor den Folgen unbekannter Gebrechen und versteckter Krankheiten schützt, sondern auch rassenbiologische Gesichtspunkte haben dazu geführt, daß vielen Menschen die Befragung des Arztes über die Ehemöglichkeit durchaus nicht mehr als etwas Abstoßendes erscheint.

Das größte und wichtigste Arbeitsfeld des praktischen Psychologen scheint mir aber die Erziehung und Beratung der Erwachsenen zu sein. Das klingt zunächst wie etwas Unsinniges. Manche meinen, die Erziehung des der Erziehung Entwachsenen sei nicht möglich, andere, sie sei nicht mehr nötig. Aber wie viele Erwachsene finden sich ganz allein, ohne jede Beratung mit anderen, zurecht in den wechselnden Lagen des Lebens; von den einfachsten gesellschaftlichen Verwicklungen an bis zu den Schwierigkeiten moralischer Konflikte?

Digitized by Google

Der Seelsorger, der Beichtvater ist der Erzieher und Berater der Erwachsenen in früheren Zeiten allgemein gewesen, ist es heute noch, soweit die Kirche und ihre Einrichtungen lebendig sind. Der Priester ist ein Typ des praktischen Psychologen, freilich nicht wissenschaftlich geschult, auch nicht auf das rein Psychologische beschränkt, sondern ethischen und religiösen Zielen untergeordnet. Kein Wunder, daß die Kreise, die heute noch religiöses Leben haben, aber es ohne kirchliche Bindung leben wollen, nach einem weltlichen Priestertum Sehnsucht tragen und Ansätze dazu immer wieder hervorbringen. Und mir scheint, als könnten auch diejenigen, bei welchen weder das kirchlich geregelte, noch das freie religiöse Leben eine nennenswerte Höhe erreicht, des psychologischen Beraters in vielen Fällen nicht entraten.

Ein ganz besonderes Kapitel in der Tätigkeit des praktischen Psychologen bildet die Behandlung der „Sonderbaren", „Unverstandenen", „Nervösen", die bisher sich an den Arzt, namentlich an den Psychopathologen, Psychoanalytiker oder Nervenarzt wandten. Es liegt mir fern, in Abrede zu stellen, daß der Arzt Vertrauensmann sein soll auch für solche, die ohne eigentliche körperliche Erkrankung sich in ihrer Haut nicht wohl fühlen, oder daß man vom Körper her nachhaltig aufs Seelische wirken kann. Aber ich glaube, daß viele der Leiden und Beschwerden, für welche heute der Arzt um Rat gefragt wird, dadurch heraufbeschworen werden, daß Charakterfehler, Verzogenheiten, Mangel an Rücksicht und Duldung das Zusammenleben erschweren, Konflikte mit ihren Depressionen nach sich ziehen und psychophysische Verstimmungen im Gefolge haben. In solchen Fällen kann ärztliche Behandlung sogar schaden, weil die heutige Medizin gern den Menschen mit Bakterien und ihrer Wirksamkeit entschuldigt, wo er eigentlich für seine Vergangenheit oder Charakterfehler die Verantwortung tragen müßte. Gerade viele Ärzte selbst werden mir darin beipflichten, daß ein großer Teil der nervösen Leiden, Selbstquälereien, der eingebildeten und hysterischen Übel aus nichts stammen als aus dem Mangel an lebenswerten, großen Zielen, an Erziehung und Selbstzucht, an Fähigkeit zur Härte gegen sich selbst und zur Entsagung. Solche Leute mit Medizin und Hypnose behandeln, heißt eigentlich, sie in ihrer Selbsttäuschung bestärken, und ihren ethischen und psychischen Fehlern eine entschuldigende Ausrede geben, statt sie zur Besserung zu veranlassen. Ich gestehe offen, daß in meinen Augen die „Nerven" sehr oft nichts als eine solche von der Medizin angebotene willkommene Ausrede sind. Solchen Menschen gebührt und nützt, wie viele Ärzte wissen, nicht medizinische Behandlung, sondern psychologisch-ethische Gewissenserforschung und eine nachträgliche stramme Erziehung, die soweit als möglich die Versäumnisse der Jugendzeit nachholt und ausgleicht.

Ich erhebe nicht den Anspruch, alle Gebiete gefunden zu haben, auf denen die sachverständige Beratung durch die Psychologie zur Gestaltung unsrer Kultur möglich ist; ich habe auch nicht auf alle Bedenken hingewiesen, die man diesem vorläufig utopischen Beruf entgegenbringen könnte. Nur dies sei noch ausdrücklich gesagt: durch den praktischen Psychologen würde nicht eine Art „Industrialisie-

Digitized by Google

rung“ der Intimitäten einer menschlichen Persönlichkeit heraufbeschworen. Das scheint mir so wenig notwendig, wie bei der Wirksamkeit des echten Priesters. Auch der Priester lebt von seinem Amt, aber wir wissen alle, daß echte Priestergesinnung dessen Ausbeutung unmöglich macht. Der Arzt befindet sich in gleicher Lage, und wir haben alle begründetes Vertrauen, daß keine Rücksicht auf den Erwerb die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ärztlicher Pflichterfüllung zu mindern vermag. Sollte dem wissenschaftlich gebildeten praktizierenden Psychologen nicht ebensoviel Vertrauen erzeigt werden dürfen? Das Gewicht der Verantwortung erschafft den Ernst der Lebensführung ohne Zwang.

Was wir lernen müssen, ist die Achtung vor einer Psychologen-Autorität, die sich auf die natürliche Überlegenheit des Sachverständnisses über Unerfahrenheit, Populärmeinung und Dilettantismus stützt; ihre allgemeine Verbreitung wird es dem Psychologen sicher erleichtern, praktisch zu werden.

München Aloys Fischer

Schweizerische Romane

Grundsätzliches und Gelegentliches

Die Schweizer Dichtung unseres Jahrzehnts gibt Anlaß zu mancherlei Gedanken. Sie hat, wenn wir von Spitteler absehen, ein verhältnismäßig einheitliches Gepräge, so zwar, daß ihr zugehörige Werke meist unmittelbar als solche erkannt werden können. Nicht allein durch sprachliche Eigentümlichkeiten, die außer Spitteler kaum einer der nach „Schriftdeutsch“ Trachtenden ablegte.* Vor allem in einer gewissen stofflichen Gebundenheit: es geht fast immer um schweizerische Erlebnisse, in den kleinen Dörfern, Städten und Staatswesen spielt sich das meiste ab; wenn sich aber die Gestalten der Schweizer Dichter hinauswagen, so bleibt ihnen doch eine psychologische Schweizer Artung tief im Blut: also auch im Seelischen findet sich ein Gemeinsames. Züge von Heimatliebe, von Freiheitdrang und Freiheitbewußtsein, gewisse moralische Anlagen und Strebungen, Motive der Lebensführung und Lebensformen kehren wieder, mag auch durch Persönlichkeit und Stil des Einzelnen manches davon stark abgewandelt scheinen; und auch dieser Stil der neueren Schweizer Dichtung selbst hat wiederum oft eigentlich „schweizerische“ Züge, wovon unten noch zu reden sein wird.**

---

* Auch Spitteler wohl nicht völlig! Wenn er in diesem Zusammenhang nicht weiter erwähnt wird, so geschieht das natürlich nicht aus Geringschätzung. Aber geniales Schaffen ist oft nicht so vom Nationalen und Volkgemeinsamen her bestimmt, ist vereinzelter, urwüchsiger. Auch Spittelers Lebenslauf hat beigetragen, ihn von seinen Landsleuten in manchem abzusondern. Man kann dies meinen auch wenn man „Friedli den Kolberi“ kennt und in gewissen Zügen der Darstellerkunst Spittelers Schweizerisches wahrnimmt. Auch E. Jenny in dem weiter unten genannten Werk urteilt so.

** Man vergleiche dazu Walzels Schrift „Die Wirklichkeitfreude der neueren Schweizer Dichtung“. Stuttgart 1908.

Digitized by Google

Dies alles ist gemeint von der Prosa — es *kann* auch nur von ihr gemeint sein. Ein schweizerisches Drama, das an dieser Stelle genannt werden müßte, hat es merkwürdigerweise nie gegeben und gibt es heute noch nicht. Und die schweizerische Lyrik von heute? Wohl, man darf Ilg und Gamper und vielleicht Hardung oder Ermatinger und einen oder den anderen Volksdichter unter hundert deutschen Lyrikern mitnennen. Eine „schweizerische Lyrik" bilden ihre Bände aber doch kaum, wie denn überhaupt lyrische Kunst wohl einen solchen Sondercharakter nicht recht organisch enthalten kann. Wo er, wie in der „Brücke Europas", versucht ward, scheiterte der Poet. Der als Lyriker ungleich höher als die Genannten steht, Adolf Frey, hat aber gerade mit vielen seiner besten Gedichte sich nach Stoff und Sprache ganz jenseits des Nationalistischen gestellt. Man führt dagegen an, daß er der Alpenwelt nahegekommen ist, wie kaum einer vor ihm; doch widerspricht das unsrer Meinung nicht, denn an sich ist ein Stück reiner Natur, das ein Poet dichterisch erleben läßt, weder schweizerisch noch überhaupt politisch gefärbt.

Auf die Prosa also muß ausgehen, wer zeitgenössisches Schweizertum in den Büchern finden will.* Diese Prosa stand einst an der Spitze der deutschen Prosa überhaupt. Heute steht es damit ganz anders. Innerhalb der deutschen Prosa hat die schweizerische längst die Stellung verloren, die sie durch Keller und Meyer erworben hatte; in den letzten Jahrzehnten bildete sie aber nach meinem Dafürhalten auch für die Schweiz allein nicht einen Kulturbesitz, der zu besonderem Stolz und besonderer Freude Anlaß gab. Es wird mir gewiß nicht leicht, dies so uneingeschränkt auszusprechen. Aber wer seit Jahren an einer großen Zahl von Schweizer Schriftstellern fast Buch für Buch eine Enttäuschung erlebt, wer die Ursachen dieses Tatbestandes in dem Bestehen und der bewußten Betonung einer schweizerischen Sonderliteratur zu erkennen glaubt, wer endlich, wie dies im Kunstwart öfter geschah, der Eigenkultur und Eigenkraft des schönen Landes mit der aufrichtigsten Sympathie gegenübertritt, darf am Ende nicht zu zurückhaltend sein. Man bedenke zunächst eins. Möge es mit der metaphysischen Meinung: in Prosa sei eine „eigentliche Dichtung" überhaupt nicht möglich, bestellt sein wie immer — in einer Zeit allerweitester Verbreitung der Prosa ist jedenfalls das Dilettieren in ihr unvergleichlich begünstigt. Es kommt diesem oder jenem rasch gar so leicht vor, wenn er irgendeine Stadt- oder Landschilderung, eine Reise-, Liebe- oder Kindheitnovelle liest: das kann ich wohl auch so zu Papier bringen, und erlebt habe ich allenfalls genug, um ein bißchen Eignes hineinzulegen. In der Täuschung, daß auf diese Weise irgend etwas wie Kunst, wie Dichtung, wie Bereiche-

* Eine kurze Übersicht mit mancherlei wissenswerten Angaben darüber enthält die Geschichte der Schweizerischen Literatur von Jenny und Rossel, Bern 1910, im 2. Band, S. 290 ff. Es ist mir jedoch leider unmöglich, diesen Teil des Buches zu empfehlen. Seinem Verfasser darf gewiß nicht blinde Überschätzung seiner Landsleute vorgeworfen werden, aber es scheint mir, daß er seine Kritik meist ganz äußerlich und oberflächlich anlegt; kein Wort in dem Abschnitt verrät meines Erachtens ein innerliches, lebhaftes Verhältnis zur Poesie, wie es auch vom Geschichteschreiber unbedingt zu fordern ist.

Digitized by Google

rung des fremden Ichs, wie Übertragung eines tieferen Gehaltes an Lebenswerten und eines inneren Schauens entstehen könne, in dieser Täuschung befinden sich so manche Schweizer, die heute schon ihr drittes oder viertes Buch hinter sich haben. Was wirklich mit solchen Büchern erreicht wird, ist ein Austausch von Meinungen und Erlebnissen, die allenfalls am Gasthaustisch in guter Stunde auch ausgetauscht werden könnten, ein freundliches Sichbestärken in hergebrachten Lebensanschauungen, ein gemeinsames Lächeln, Lachen, Bedenken und Drüberwegkommen. Ich verkenne auch nicht, daß manche solche Bücher einige ernsthafte Mitteilungen, etwas persönlich Gefärbtes zu geben haben, und es ist gewiß besser, man liest ein biederes Buch dieser Art als man versitzt die Zeit im Operettentheater bei Leo Fall. Aber so manche Werke Zahns, Heers, Bernoullis, Lienerts, L. Wengers, Vögtlins, Voßharts, Hüglis, Wiedmers, Möschlins tragen doch auch in dieser Beziehung eine tief eingeborene Weise von Mittelmäßigkeit. Vor allem der stets respektable, meist wohldurchgeführte und „richtig" angelegte jährliche Band von Zahn hat seit langem diese Physiognomie, die kaum noch den Dichter, wenn schon immer den soliden, tüchtigen, ehrlich strebenden Bürger erkennen läßt. Daß Heer nie ein Dichter war und in seinen letzten Werken auf einen bedauernswerten Tiefstand heruntergekommen ist, beginnt man jetzt häufiger zu bemerken. Es wäre von alledem nicht viel zu reden, wenn nicht der Riesenerfolg solcher Verfasser die Aufmerksamkeit immer wieder auf sie lenkte —, und wenn nicht durch ihre Werke Besseres verdrängt würde.

In sehr zahlreichen solchen Büchern spielt die Alpenwelt eine Hauptrolle. Es ist, als ob sie durch diese erst dem Bewußtsein der weiteren Leserkreise erschlossen worden sei. Aber was haben wohl Zahn, Heer und die ihnen folgten für ein *tieferes* Erleben der großen Natur gewirkt? Dazu eben fehlte ihrem Werk die *eigne* Tiefe. Die Unnahbarkeit und Größe der Natur haben sich aus dem Bezirk solcher Durchschnittlichkeit geflüchtet. Auf Du und Du spricht manches dieser Bücher zu dem stillen Leuchten, aber dies spricht nicht seinerseits so mit ihm. Die beiden Werke von *Heinrich Federer* (s. Kw. XXVI, 7) haben zwar auch noch nicht bis in den letzten Zug diese Schweizer Art überwunden, aber sie haben gezeigt, wie ein *Dichter* das Erlebnis Natur anpackt und gestaltet, so daß es gebietend und erhebend in das Menschliche hineinwirkt; damit sind an zwanzig frühere Schweizer Romane nicht nur überflüssig, sondern eigentlich — unmöglich gemacht.

Wie es eine Schweizer Natur und ein schweizerisches Naturgefühl gibt, das dichterisch gestaltet werden mochte, so bieten sich schweizerischer Bürgersinn, Wert und Unwert des politischen Schweizertums, der moralisch-menschlichen Traditionen, des Alltaglebens an als reicher Stoff. Und hier ist noch kein „Federer" gekommen — soweit man nicht Heinrich Federer selbst als solchen nennen mag, dessen Thema aber vorerst anders lag. Die repräsentativen Schweizer haben meines Erachtens hier gründlich versagt; zum Teil — wie etwa Zahn — erhoben sie sich überhaupt nicht über den Stoff, sondern begnügten sich mit einer schwach individuell gefärbten, vielleicht auch innerlich erarbeiteten schildernden Wiedergabe. Und wo sie, wie Bernoulli oder Vögtlin, darüber hinausstrebten, entglitt ihnen Gestalt und Gehalt. Kein persönlicher Vorwurf ist in alledem. Aber

Digitized by Google

daß ein solches Schrifttum unter den Gebildeten eines Volkes nicht herrschen sollte, scheint mir gewiß. Ein Buch wie der viel bekrittelte „Martin Salander“ erdrückt mit seiner Tiefe und Überlegenheit von dem heute Herrschenden ganze Reihen.

Es gibt noch mehr solcher Stoffkreise. Zum Beispiel das Bauerntum. Daß es etwas Vortreffliches um dessen Lebensformen und Lebenskräfte ist, weiß man — nicht einmal erst seit Gotthelf. Wer diesem urstarken Stück Menschentum in leibhafter Wirklichkeit begegnet, wird einen starken, nachhaltig bereichernden Eindruck mitnehmen. Einen stärkeren wohl, als er aus einem Dutzend Romanen von Zahn, V. Frey, Obermatt, Huggenberger, Kurz oder aus Möschlins „Bauernjohann“ heimtragen mag — Möschlins „Königschmieds“ waren vielleicht ein erster Schritt zu der Höhe, von wo aus diese Dinge dichterisch gesehen werden können. Und sagen wir nicht mit Recht, daß gerade dieses ureigenste Stück „Schweiz“ eine große dichterische Aufgabe in sich schließt? Daß die Schweizer nicht so weit hinter dem Bayern Thoma und dem Österreicher Nabl zurückstehen würden, wenn in Wahrheit ihre nationale Dichter-Aufgabe schon gelöst wäre?

Daß geschichtliches Schweizer Leben als Stoff in der gleichen Beziehung zur nationalen Dichtung steht, leuchtet ohne weiteres ein. Aber die herben alten Zeiten können dem Kenner der heutigen Dichtung fast entschlafen scheinen: wenige, völlig epigonische Versuche erinnern an sie, über denen C. F. Meyers starkes Wesen wie ein undurchbrechbarer Bann liegt.

Ein eigentümlicher Bann, eine für uns schwer begreifliche suggestive Kraft muß aber wohl vor allem von der heute bestehenden Schweizer Dichtung selbst ausgehen. Mag das nun von der konservativ überlieferungfrohen Schweizernatur sich herleiten oder von weniger psychologischen als wirtschaftlichen Bedingungen: immerzu tauchen neue Verfasser auf, die sich dem literarisch nun schon Anerkannten und Herkömmlichen restlos einfügen lassen ohne, vom billigsten Individuellen abgesehen, neue Züge hineinzuzeichnen. Die Macht des Bestehenden zeigt sich aber anderseits auch in dem Kampf, den einige Jüngere gegen sie führen. Es liegt da manchmal etwas fast Krampfiges, Leidenschaftliches in der Art, wie einer von diesem Schweizerwesen sich losringen möchte und stilistisch und stofflich hinausgreift. Ein Talent wie Schaffner ist an diesem Bemühen nun schon mehrmals gescheitert und selbst die sprachlichen Anleihen bei Keller halfen seiner innerlichen Zahlunfähigkeit nicht. Auch in Vögtlins, des Älteren, „Manesse“, in Möschlins zerfahrenem „Hitz“, in Bernoullis unkräftigem Versepos „Orpheus“ oder in seinem „Herzog von Perugia“, in Falkes und Kurz' Versuchen mag man teilweise ein Ringen um das jenseit der Heimatgrenzen Liegende erblicken. Aber wie wenig künstlerische Kraft war hier am Werke. Und mindestens Schaffner, Vögtlin, Möschlin und Herm. Kurz bewegen sich dichterisch immer noch unvergleichlich sicherer daheim, als in entfernten Bezirken und Zeiten.

Die schweizerische Öffentlichkeit steht nun, soweit ich sehe, in keinem recht förderlichen Verhältnis zu diesem literarischen Bestande. Der späte Erfolg Spittelers „draußen“ mußte der Schweiz erst zeigen, wer in ihrem Kreis über all dem Taggeborenen schuf; Frey vermochte sich nicht recht durchzusetzen. Aber die Vielen, die irgendwie zu dem oben umrissenen

Digitized by Google

Durchschnittschrifttum zählten, wurden oft nur allzu bereitwillig rasch anerkannt, gelesen und in ihrem Wesen bestärkt. Es lag darin etwas wie eine Herrschaft über das Schrifttum. Der literarische Lokalpatriotismus hat unzweifelhaft mehr als eine Seite. Es geziemt sich gewiß für eine Volksgemeinschaft, das Bodenständige und Echte zu pflegen, auf die eigne Art zu halten. Aber als Voraussetzung dafür sollte nicht schon das Weiterpflegen dieser echten Art genügen, sollte echtes Künstlertum gefordert werden. Wären die ersten Namen im Bewußtsein der literarisch teilnahmevollen Schweizer echte Dichternamen gewesen und schweizerische dazu, niemand könnte dagegen auftreten. So aber ergibt sich das betrübende Bild: daß jahrelang der Sinn für echte Dichtung in der Schweiz sank und sank, daß an Stelle der Großen, Meyer und Keller, immer kleinere traten, bis man allmählich aus dem Bereich des Künstlerischen fast überhaupt herauskam. Und wie eine Ironie muß es dem Kenner klingen, wenn trotz dieser sichtlichen Erschlaffung so viel vom Hochhalten der Traditionen Meyers und Kellers zu lesen war, von „kräftigem Nachwuchs“ und ähnlichen Schulphrasen.

Nach meinem Dafürhalten vermochte künstlerisch die deutsche Schweiz aus eigner Kraft das Bedürfnis nach neuer Dichtung in den letzten Jahren nicht zu decken. Das ist keine Schande für ein Land, vielleicht ist es nicht einmal ein Nachteil, denn ein Land wie etwa Österreich, das an Naturtalent und mittlerer schöpferischer Kraft sowohl in der Dichtung wie in der Musik verhältnismäßig ungleich reicher dasteht, vermochte anderseits in der selben Zeit kaum ein Talent zu Kellers und Meyers oder Spittelers Höhe zu steigern, und seine sonstigen Kulturkräfte durfte man bislang wohl den schweizerischen nicht ernstlich vergleichen. Aber Ersatz hätte die Schweiz nicht bei ihren eigenen Dilettanten sondern in Dichtwerken außerschweizerischen Ursprungs suchen müssen, wenn ihre künstlerische Kultur in Wahrheit gedeihen sollte. Für die Nichtschweizer, welche mir hierin nicht folgen mögen, sei noch bemerkt: ich selbst habe viele dilettantische Bücher aus der Schweiz mit Vergnügen gelesen, und ich möchte die Kenntnisse nicht missen, die mir aus ihnen zuwuchsen. Solche Kenntnisse geschichtlicher, sozialer und soziologischer Art erwirbt aber der Schweizer und soll er erwerben durch lebendige Anschauung und eignes Miterleben. Dagegen kann man die künstlerischen Werte nicht auf die Dauer im Inland den ethnographischen unterordnen, ohne dem Stillstand und der philiströsen Selbstzufriedenheit Vorschub zu tun. Wer viel mit Schweizern verkehrt, weiß auch, daß dies in der Schweiz selber allmählich deutlicher und deutlicher empfunden wird — sapienti sat. Was würden wir zu Frauen sagen, die lieber mittelmäßige Frauenbücher läsen, weil nun einmal jetzt viele Frauen „schreiben“, aber keinen männlichen Verfassern ihr Herz und ihren Bücherschrank öffneten, weil ihnen doch die Frauenliteratur „näher stände“?

Es ist unmöglich, literarische Verhältnisse und Gesamtstrukturen im engen Rahmen eines Aufsatzes anders als umrißhaft zu zeichnen. Der Einzelne wandelt als Poet und Mensch das ihm durch die überindividuellen Lagen angewiesene Verhältnis ab und wandelt es um in ein Schicksal, dem er unterliegt oder das er beherrscht. So hätte ich auch von

Digitized by Google

den vielen Unterliegenden und den wenigen Beherrschenden in der Schweiz sprechen können. Hier aber soll noch einmal betont sein, wie natürlich einzelne Stellen, einzelne Bücher oder Novellen des schweizerischen Normalwerkes scheinbar oder wirklich sich außerhalb der gekennzeichneten Grenzen stellen. Auf Federer und auf Möschlins Erstling wurde schon hingewiesen. Es gibt natürlich mehr „Ausnahmen" als diese, gibt für eine dem Individuellen zugewandte Aufmerksamkeit in dem etwas farbearmen Gesamtbilde auch deutlichere und schärfer gesonderte Farben. Die Schweizer Verfasser sind kein Grenadierregiment, eher eine Bürgergarde mit recht unterschiedlichen Uniformen, aber wiederum doch überhaupt — Uniformen. Genug der Einschränkungen und Vergleiche. Drei Beispiele mögen endlich dem Abgezogenen noch lebendigeren Gehalt geben und zugleich, erfreulich genug, zum Teil vom zu erhoffenden Beginn besserer Zustände zeugen.

Alfred Huggenberger, dessen „Bauern vom Steig"* jetzt viel genannt werden, kann uns den Typus des schweizerischen „Feld-, Wald- und Wiesendichters", wie er bisher ein Monopol auf inländischen und ausländischen Erfolg zu haben schien, darstellen. Sein neues Buch bedeutet sogar gegen sein voriges noch einen Rückschritt. Waren die Bauernnovellen des „Ebenhöch" teilweise noch technisch sicher und gestalterisch lebhaft (Kw. XXV, 18), so ist dieser Roman, der ganz ähnliche Lebenszustände schildert, schon äußerlich nur eine an biographischem Faden aufgezogene Skizzenreihe. Der prächtige Stoff, ein ganzes Dorf mit seinen Bauerntypen zu gestalten, war auf 275 Seiten allerdings kaum zu bewältigen, aber Huggenberger begnügt sich auch nun mit den bescheidensten Ansätzchen dazu. Kaum zwei bis drei Gestalten treten in eigner Wesenhaftigkeit, mit eigner Lebenskraft und Lebenslinie auf den Plan. Fast alles zeigt sich nur so weit wie es etwa zufällig des jugendlichen Erzählers — die „Bauern vom Steig" sind ein „Ichroman" — Lebensbahn kreuzt. Man geht kaum fehl in der Meinung, daß hier wieder eine jener „autobiographischen" Schriftstellersünden vorliegt, für die man sich zu Unrecht auf Gottfried Kellers, des großen Gestalters, Erstling beruft. Man verstehe mich nicht falsch — die Sympathie für Art und Charakter des Verfassers steht auf andern Blättern; begegnete man nur einmal einer schlichten und wahrhaftigen Selbstlebensbeschreibung Huggenbergers — ich glaube, das könnte ein herzliches und bereicherndes Buch werden! Ihre Übersetzung in den Gartenlaubenstil mag dem Verfasser, der noch selbst den Pflug führen soll, als eine „Poetisierung" vorschweben, uns bedeutet sie eine Entwertung des Stoffes, der für sie sogar recht konventionell zugeschnitten werden mußte.** Daß dieser Fall typisch ist, weiß,

* Verlag L. Staackmann, Leipzig

** Das Charakteristische dieses Stils ist ein ständiges Abwechseln zwischen einer einfachen, sachgemäßen Darstellung des Stoffes und der Mitteilung an den Leser, die ihm vertraulich, mit Zustimmung suchendem Blinzeln oder sozusagen in Klammern gemacht wird. „Vom Zeigerhaniß könnte ich ohne Not ein Buch schreiben. Ich kann mir mein Leben, ja selbst das Oberdorf und die ganze Steig nicht denken ohne ihn" — das ist eine Probe des unbedingt Undichterischen, was hier neben Feinerem aufdringlich wirkt. Das Buch beginnt mit der Verszeile: „Über die

Digitized by Google

wer Heers „Joggeli", Lienerts „Goldene Zeit" und (in weiterem Sinne) eine Reihe von Büchern Zahns, Schaffners, Vögtlins („Erste Liebe"), Hüglis genauer ansah.

Wer Paul Ilg kennt, weiß, daß er in die Schweizer Literaturkonvention nicht hineinpaßt. Schon sein erstes Buch vom „Landstörtzer" (Kw. XXV, 12), das mancherlei Selbstdarstellung enthielt, bezeichnete ein Hinausstreben. Dies ist nun zunächst ein künstlerisches: Ilg will auch den kleinsten Stoffteil dem Leser anschaulich machen, will rein und ohne Beziehung auf dessen Vorkenntnisse alles darstellen. Er verzichtet auf die Mitwirkung anerkannter patriotischer Gemeingefühle und historischer oder landschaftlicher Erinnerungen. Somit traut er sich die dichterische Kraft zu, einen menschlichen Stoff in uns ganz durch sich selbst lebendig werden zu lassen; er darf dies, und das hebt auch sein neues Werk* weit über fast alles Zeitgenössisch-landsmannschaftliche hinaus. Doch auch jenseit dieser negativen Absicht strebt Ilg hohen künstlerischen Zielen zu. Er ergreift einen reichen, schwer zu voller Anziehungkraft zu bringenden Stoff, holt im Seelischen allertiefste und -bitterste Erlebnisse heraus und braucht doch nicht mehr als etwa dreihundertfünfzig Seiten; dabei ist auch noch einigen Nebengestalten voller Anteil der schaffenden Liebe zugewandt, und die Abwicklung der verknäuelten, gedrängten Vorgänge geschieht ohne Anstoß, sicher und deutlich genug, so daß der kräftig Teilnehmende aller inneren Werte inne zu werden vermag in dem Gefühl, mit fester Hand durch die Tiefen und Untiefen gesteuert zu werden. Der Gegenstand selbst ist „heikel" — einem armen, vom Elend verdrückten Burschen steht ein angenommenes Kind schwer reicher Eltern gegenüber in voller Jugendkraft und Herrlichkeit. Ihre Lebensbahnen verschlingen sich bei Gelegenheit einer Schüleraufführung der „Räuber" — daher rührt der klug gewählte Titel — und durch Haß, sozialen und persönlichen Neid, durch Jugenddumpfheit und früh-geilen Überschwang, durch allmähliche Lockerung aller Bande gelangt der Arme zu einer bescheidenen Lebensversicherung und tatkräftigen Selbstgestaltung; dem reichen Adoptivkind schlägt der erste Versuch selbstverantwortlichen Handelns zum Ublen aus; zu der unverwandten „Mutter" ergreift ihn eine wahnsinnige Liebe, deren wüstes Walten den neuesten Psychiaterforschungen Stoff gibt; dieser Taumel reißt endlich den haltlos Gewordenen in den Abgrund der Verzweiflung, und die Pistole gibt dem jämmerlichen Dasein den Rest.

Es ist viel, daß diese hochgespannten Vorgänge durch die Weise der Darbietung nicht nur erträglich sondern künstlerisch fesselnd wirken; nichts eigentlich Anstößiges oder unnütz Deutliches verrät eine Unfähigkeit des Verfassers. Mir will eher das Gegenteil scheinen: daß die volle Weite und Bedeutung der Vorgänge nicht herauskommt, daß manches breiter, manches monumentaler hätte gegeben werden müssen, da dem Gegenstand

---

Scholle, an der wir so hangen . . ."; mit diesem „so" zeigt sich von vornherein der Dilettant an. Das Wörtchen ruft den Leser an wie mit einem „Nichtwahr?", und damit ist das lyrische Gedicht, das als individuelle Sprache eines Ichs angelegt ist, in den Bezirk des Übereinkünftlichen, des Konventionellen gezogen.

* „Die Brüder Moor", eine Jugendgeschichte, Roman, Verlag G. K. Sarasin, Leipzig, 4 und 5 M.

Digitized by Google

an sich eine übermenschliche Größe innewohnt. Es ist ehrenhaft, solchermaßen zu scheitern, wenn denn ein Mangel an Fülle und Ruhe mit diesem unbeliebten Wort gekennzeichnet werden darf. Aber Ilg fordert hohe Maßstäbe; es darf an „Romeo und Julia auf dem Dorfe" erinnert werden, ein Werk, worin eine unvergleichliche Spannweite des inneren Schauens mit der größten Gelassenheit des Vortrags zusammen höchste Wirkungen erzielt. Einiges bleibt bei Ilg blaß, so die begehrte „Mutter" des Adoptivsohnes, die knapp zum Eigenwesen gereift erscheint. Tiefer gesehen aber scheint mir zweierlei Ilgs Zurückstehen zu begründen. Einmal: er findet nicht immer fruchtbare Auftritte. Es war unendlich schwer, zwei Lebensbahnen nebeneinander zu gestalten, gewiß, aber sie laufen hier auch wirklich oft „nebeneinander", man vergißt öfter eine über der andern. Aber auch die verknüpfenden Auftritte haben hier alltägliche und dort wieder überhastete Züge. Die volle Bildung eines reichen Dialogs und eine vielfältige Bezogenheit der Gestalten aufeinander ermangelt gelegentlich. Statt dessen machen sich, und dies ist der zweite entscheidende Punkt, einige Seelenschilderungen breit, die an der seelischen Fläche hinführen, ohne das tiefste Weben des Lebensprozesses ganz in Geschehnis und miterlebbare Entscheidung umzusetzen. Hier spielt ein „Schweizerisches" Ilg einen Streich: die „anschauliche" Sprache, das Hasten und Drängen der Bilder. „Würmer des Ekels", „Hunde der Vergeltung", der Gedanke an die Mutter „ein dünnes, schwaches Brettlein über dem schwärzesten Abgrund", — in den Hunderten solcher Bildungen lebt endlich und letztlich nicht so das Tiefste auf, wie der Dichter offenbar meint. Das Große und Einzige will sich schlichter vortragen und wirkt ohne die unsicher schillernde Prunkgewandung mit gewisserer Kraft. Mit alledem soll dem hohen Verdienst des bedeutenden Buches nicht zu nahe getreten sein; gerade solche „Fehler" lassen sich heben, und selten verleiht ein Dichtwerk so sehr wie dieses das Vertrauen, daß sein Verfasser noch höhere Stufen kräftig erklimmen wird.

Ist dem Schweizer Leben schon mit dieser neuerlichen Bestätigung eines bedeutenden und vor allem eines arbeitstarken Talentes viel gewonnen, so widerfuhr ihm Heil durch den Gewinn eines Werkes, das ein ansehnliches Stück Schweizer Geschichte in hoher dichterischer Form dem heutigen Bewußtsein gestaltend gewinnt: Adolf Freys Roman „Die Jungfer von Wattenwil". Für das Schweizervolk als solches gewiß das bedeutsamste Werk des letzten Vierteljahrhunderts, wert und empfohlen, bis in jedes Dorf hinein bekannt und bedacht zu sein. Hier ist nichts Versprechen, sondern alles Erfüllung; über dem durchaus meisterlichen Können liegt der stille Glanz der völligen Reife, an der Jahre inneren Bildens ihren Teil haben. Es hätte keinen Sinn, hier auf einzelne technische Ungelenkheiten hinzuweisen, da der Verfasser offenkundig einem tiefsten Willen zur Deutlichkeit und Wahrheit einige Eleganz der Rede geopfert hat. Und da anderseits die Größe und Tiefe dieser Lebensgeschichte inmitten einer fernen Zeit und Volkheit in ihren Höhepunkten restlos und überwältigend hoheitvoll heraustritt, erkennt man, daß sich dieser Dichter gewisse Ungleichmäßigkeiten ohne Schaden gestatten darf; ich meine damit nicht nur die Einfügung von seltenen schweizerdeutschen Worten in ein sonst „schriftdeutsches" Werk, sondern auch die Beschreibung landtümlicher Gebräuche und Aufzählung alter Namen wie anderseits die

Digitized by Google

Hinweise auf verfassunggeschichtliche Einzelheiten. Durch all dies wird die eigentliche Dichtung tiefer eingebettet in eine in sich ruhende Welt der Vergangenheit. Eine Welt der Kultur im Vergleich zu Nachbarwelten und wiederum eine der drangvollen Engherzigkeit und kleinlichen Selbstherrlichkeit; das bewegte und tief durchdachte Gemälde schaut sich an wie ein Mikrokosmus in gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht, und es ist kaum zu viel geraten, wenn man einige Absicht des Nachdenkenmachens, vielleicht auch über die Gegenwart, hierin vermutet.

In einzelnen unverbundnen Abschnitten spielt sich das innere und äußere Leben der späten Tochter eines Berner Altpatriziers von etwa 1750 ab. In jedem schreitet sie über eine Lebenswende, in jedem betritt oder verläßt sie einen Kreis von Menschen, von Geschicken und Zielen, der für sie bestimmend ist. Ein Glück der frühesten Jugend weicht unsichern Tagen im Jungfrauenalter, über deren Leere ritterliche und lebenslustige Abenteuer kaum hinwegtäuschen; eine bittere Enttäuschung in der Liebe, darein konfessioneller Zwang herb eingreift, entscheidet; und nach einigen bangen Versuchen, dem öden Los zu entgehen, ergibt sie sich dem kleinen, bürgerlich treuen und plump herzlichen Pfarrer Schilpin zum Gemahl; früh verwitwet, gerät sie aus Liebe zu ihrem einzigen Sohne in politische Machenschaften und erleidet, kaum schuldig nach unserm Sinn, Folter und Entehrung; alles ist verloren, was der stolzen Jungherrin einst verhießen schien, verblieben nur der starke, edle Kern ihres Weibtums, der sich auch im furchtbarsten Geschick nicht in Schmach lösen kann, gewachsen ihre innere Hoheit. Schlicht geht ihr Dasein aus; das glücklichere Leben des Sohnes beglückt sie noch einmal, während sie in Stille und Klugheit wehmütig das ihre beschließt.

Es ist der Sieg einer hohen dichterischen Kunst, daß die vielfältigen Geschehnisse dieses Lebens nicht in „Sittenbilder aus der Schweiz des 17. Jahrhunderts" zerfallen, daß überall Natur und Jahreszeiten, Gestalten und politische Kräfte in ein gemeinsames inneres Wirken verbunden sind, dessen kräftige Äußerung das Leben der Wattenwilerin bildet. Und ein höchster Sieg, daß diese Gestalt, indem sie ein langes Menschenleben vollendet, uns ständig innerlich nahe bleibt; denn obwohl alle Seelenmalerei und selbst eine innigste Verfeinerung der innerlichen Geschehnisse in diesem Werk herber historischer Realistik vermieden ist, lebt vermöge der vollkommnen Schaukraft und Bildkraft des Dichters auch die Hauptgestalt Zug für Zug überraschend und einheitlich, einem über ihrem Auftreten schwebenden Idealbild getreu, leidenschaftlich und menschheitwürdig durch, was ihr beschieden ist. Einzeln gesehen folgt hier Episode auf Episode, im Ganzen hat die Dichtung ihren vollen Lebensgehalt gewonnen. Diese starke, undiplomatische Weise ist es auch, die Freys Werk neben Meyers schlanker Fügekunst und Kellers füllig bedächtiger, romantisch abgestimmter Menschen- und Geschickverknüpfung selbständig erscheinen läßt.

Daß die Schweizer an ihrer Prosa wenig Wertvolles haben, klingt dies nunmehr noch so wie am Eingang dieser Bemerkungen? Ja und Nein! Denkt man sich die Werke Federers, Ilgs und Freys neue Bücher weg, so bleibt das oben gezeichnete Bild der Gegenwart. Aber auf eine so gesegnete Zeit wie diese nun wurden diese Ausführungen immer wieder verschoben; mögen die Hoffnungen sich erfüllen, welche alle Freunde einer schweizerischen künstlerischen Kultur an sie knüpfen. Wolfgang Schumann

Digitized by Google

Zur abolitionistischen Bewegung

Werben möchte ich mit den folgenden Ausführungen für eine Bewegung, die in Deutschland bis jetzt nur wenig Fuß gefaßt hat, obwohl in unsrer Zeit, in der die sexuelle Frage einen so breiten Raum einnimmt, gerade dieser Teil der Frage wohl eine eingehende Erörterung verdient. Während in den nordischen Ländern, in England, letzthin auch in Frankreich und Italien der Kampf gegen die sogenannte staatliche Reglementierung der Prostitution von der „internationalen abolitionistischen Förderation“ (ein schrecklicher Name!), von Männern und Frauen teilweis mit großem Erfolg geführt wird, ist in Deutschland — mit Ausnahme von den Reichslanden — bis jetzt diese Bewegung erfolglos geblieben. Zum großen Teil — es muß das offen ausgesprochen werden — wohl deshalb, weil der Kampf mit der Frauenbewegung verquickt ist. Zwar muß man den Frauen durchaus zugestehen, daß sie es gewesen sind, die die Aufmerksamkeit auf Schäden und Ungerechtigkeit der Reglementierung gelenkt haben; aber mit Frauenstimmrecht und Frauenstudium hat diese Frage nichts zu tun. Es ist deshalb ungeschickt und verhindert geradezu den Erfolg, daß die Frauen durch die Verquickung dieser sehr verschiedenen Angelegenheiten weite Kreise der Männer von der Teilnahme am Kampfe gegen die Reglementierung zurückschrecken. Ich will im folgenden kurz stets von Abolition oder Abolitionismus sprechen, um den unangenehm langen Titel zu vermeiden.

Im Kampfe gegen die staatliche, die polizeiliche Reglementierung der Prostitution finden sich Menschen zusammen, die aus sehr verschiedenen Quellen ihre Überzeugung von der Verwerflichkeit der Reglementierung schöpfen und aus sehr abweichenden Gründen ihre Beseitigung verlangen. Gerade dieser verschiedene Ursprung der Gegnerschaft gegen die polizeiliche Maßregel erschwert außerordentlich die Werbekraft der Abolitionisten, das Durchdringen der Überzeugung in weitere Kreise, daß es Pflicht ist, in diesem Kampfe Partei zu ergreifen.

Da haben wir zunächst die kirchlichen Kreise. Sie müssen den außerehelichen Geschlechtsverkehr als solchen grundsätzlich verwerfen, als Sünde bezeichnen; ihr Kampf richtet sich aus ethischen Gründen gegen die Prostitution als solche. Damit muß er sich gegen die Reglementierung richten, die gleichsam die staatliche Anerkennung, das obrigkeitliche Einverständnis mit einer „polizeilichen Regelung des Unzuchtgewerbes“ bildet. Und schon hier treffen Anschauungen auch nicht kirchlich-positiver Kreise mit dem Empfinden ernst denkender Männer und Frauen zusammen. Ihnen und auch mir erscheint als einer der schwerstwiegenden Angriffspunkte gegen die Reglementierung die sittliche Verwirrung, die mit der Einschreibung und der Karte in weite Kreise getragen wird. Die weniger urteilsfähigen Klassen sehen in der Reglementierung und in der — an vielen Orten bestehenden und an noch mehr Orten erstrebten — Bordellierung und Kasernierung der Prostitution eine staatliche Anerkennung als Gewerbe. Weit hinauf in die Reihen der Gebildeten,

Digitized by Google

ja bis zu den ernstesten, höchststehenden Männern und Frauen trifft man die Überzeugung, daß diese Einrichtungen ein notwendiges Übel seien, eine Maßregel, der sich leider — wohl oder übel — der Staat nicht entziehen könne. Ich werde nie vergessen, wie nach einer Reihe von Vorträgen, die ich in Kiel über die Frage der Reglementierung gehalten hatte, ein jetzt in der Öffentlichkeit viel genannter Theologe erklärte, meine Darlegungen von der Überflüssigkeit, ja Schädlichkeit der Reglementierung seien für ihn eine Erlösung; er habe bis jetzt geglaubt, im öffentlichen Interesse dem Staate diese unsittliche Einrichtung zugestehen zu müssen — er sei jetzt überzeugt, daß dieser Grund hinfällig sei.

Diese kirchlichen Kreise, mit ihrem tiefen sittlichen Ernst, mit ihrem warmen Eifer und ihrer begeisterten Überzeugung sind Mitkämpfer, die nie müde werden und den Mut der übrigen immer wieder aufrichten. Gegen sie richten sich gerade die heftigsten Angriffe von den Verteidigern der Reglementierung, welche die Prostitution für ein nicht zu beseitigendes soziales Übel halten und demgemäß in den Anhängern der Abolition aus kirchlichen Kreisen nur Utopisten sehen, die nicht ernst zu nehmen sind.

Daneben finden wir eine zweite, in mehrere Unterabteilungen zerfallende Gruppe von Abolitionisten, die gegen die Reglementierung sind, weil diese Maßregel nach ihrer Überzeugung die Schäden der Prostitution vermehrt, statt sie zu vermindern.

In dem Gedanken finden sich hier alle zusammen, Gegner und Verteidiger der Reglementierung: die Schäden der Prostitution zu bekämpfen. Aber wir sind der Überzeugung, daß der gegenwärtig obrigkeitlich gewählte Weg der falsche ist. Hier stehen unter unsern Mitkämpfern zunächst die Frauen und zwar die Anhängerinnen der Frauenbewegung im weitesten Sinne. Die hier unbedingt vorhandene Rechtsungleichheit gegenüber Mann und Frau ist nicht zu leugnen und muß ein irgendwie erwachtes, bewußtes Rechtsgefühl empören. Als wesentlicher Grund für die Aufrechterhaltung der polizeilichen Kontrolle wird der Schutz der Volksgesundheit angegeben; ich komme darauf weiterhin zurück. Da die Geschlechtskrankheiten wesentlich durch die Prostitution, durch den nichtehelichen Geschlechtsverkehr verbreitet werden, muß diese Ansteckungsquelle unter ärztliche Aufsicht gestellt werden. Mit Recht sagen die Frauen: da das Preisgeben des eigenen Körpers an sich gesetzlich nicht strafbar ist, da weiter zum Begriff und zur Tatsächlichkeit des Geschlechtsverkehrs, also auch des außerehelichen, stets zwei Individuen, Frau und Mann, gehören, da schließlich doch der kranke Mann mindestens ebenso die Quelle und Ursache einer Weiterverbreitung der Krankheit ist, so ist eine Maßregel ungerecht und unlogisch, die nur den einen Teil, die Frau, trifft.

Auf die juristische Seite der Frage will ich hier nicht näher eingehen. Präsident Dr. Schmölder in Hamm hat sich in außerordentlich klarer und scharfer Weise über diesen Punkt ausgelassen und in dem Gedankenaustausch, den ich mit einer Anzahl Juristen geführt habe, gaben auch die überzeugtesten Anhänger einer, nicht der bestehenden Reglementierung unbedingt zu, daß das gegenwärtige

Digitized by Google

System der polizeilichen Reglementierung ungesetzlich sei. Ein großer Skandal hat im Jahre 1904 zur Einsetzung einer außerparlamentarischen Kommission in Frankreich geführt, die sich über die bestehende Reglementierung der Prostitution auszusprechen hatte. Obgleich diese Versammlung vorwiegend aus Anhängern der Reglementierung bestand — es gehörten hohe Polizeibeamte, Parlamentarier, die bekanntesten Spezialärzte zu ihr —, ist nach mehrjährigen Debatten das Urteil dahin ausgefallen: daß die Reglementierung auch ungesetzlich sei.

Deshalb muß meiner Ansicht nach jeder, der sich mit der Frage befaßt, auf Seite der Frauen treten. Wenn man auch im Gegensatz zu ihnen noch so fest überzeugt sein sollte, daß der Staat hier etwas tun müsse — eine ungesetzliche Maßregel, die überdies jährlich Abertausende von Mädchen dem bürgerlichen, physischen und ethischen Ruin zutreibt, die (Beweise liegen vor) bei der Fehlbarkeit menschlicher Natur und Einrichtungen immer wieder unbescholtene Mädchen und Frauen trifft, die weiter Ursache und Zweck des Mädchenhandels und des Kinderhandels ist — eine solche Maßregel muß zunächst und zwar bald beseitigt werden. Dann wollen wir sehen, ob überhaupt etwas und was an die Stelle zu treten hat.

Ethische und juristische Bedenken genügen für viele und sollten genügen für alle, um Gegner der Reglementierung zu sein. Aber wir wollen uns einmal auf den Standpunkt stellen, den nach Ansicht vieler der Staat einnehmen müßte. Er soll für die öffentliche Gesundheit sorgen. Ist diese bedroht, so haben seine Maßregeln zunächst darauf hinzuzielen, die Gefahren für die Volksgesundheit nach Kräften auszuschalten — die mehr oder minder großen juristischen oder ethischen Bedenken haben davor zurückzutreten.

Nun sind tatsächlich die Schäden für die Volksgesundheit, die aus dem ungeregelten Geschlechtsverkehr entstehen, ganz furchtbare. Auf Einzelheiten darf ich mich hier ebensowenig einlassen, wie gleich weiterhin bei der Erörterung der Frage, ob die Reglementierung geeignet ist, diese Gefahren einzuschränken oder nicht. Es genüge hier das Bekenntnis: daß die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten und die Folgen dieser Ansteckungen so erschreckend, so tief- und weitgreifend sind, daß auch ich jeder wirksamen Maßregel zu ihrer Einschränkung beistimmen würde. Aber wirksam müßte sie sein.

Hier stehen sich nun die Ansichten schroff gegenüber. Auf der einen Seite wird behauptet, daß die, wenn auch beschränkte Zahl der auf ihre Gesundheit hin beaufsichtigten Mädchen immerhin eine Beschränkung der Ansteckungsquellen bedeute; auf der anderen Seite wird das durchaus in Abrede gestellt, ja, es wird behauptet, daß die Reglementierung die geheime Prostitution fördere und die Mädchen aus Angst vor der Reglementierung veranlasse, ihre Krankheit zu verheimlichen und sich nicht behandeln zu lassen.

Geheimrat Neisser hat, als Wortführer für sehr ansehnliche ärztliche Kreise, 1902 in einer sehr eingehenden und erschöpfenden Arbeit erklärt: das gegenwärtig (also 1902) bestehende System biete in jeder Hinsicht so große Mängel dar, daß er allerdings zugeben müsse: wenn das System sich nicht bessern ließe, so sei ein völliger

Digitized by Google

Verzicht auf die Reglementierung vorzuziehen. Bis heute (1913) ist an dem System nichts geändert; die Verbesserungen in der Untersuchungsmethode haben bestimmt keinen Einfluß gehabt, der irgendwie eine so ungerechte und unsittliche Maßregel rechtfertigen könnte.

Weiter steht fest, daß in der obenerwähnten außerparlamentarischen Kommission die Mehrzahl der Ärzte, und darunter die fach- und sachkundigsten Leiter der Kliniken für Geschlechtskrankheiten erklärt haben, nicht ein Fall von Ansteckung weniger sei je durch die Reglementierung erreicht.

Es steht ferner fest, daß diese Kommission sich in erdrückender Mehrheit dahin ausgesprochen hat, daß nur die Ausschaltung der sittenpolizeilich-ärztlichen Überwachung und die Einführung einer absolut verschwiegenen, unentgeltlichen Behandlungsgelegenheit zur Einschränkung der Ansteckung führen könne.

Es steht auch fest, daß in Norwegen seit 1880 die Reglementierung aufgehoben ist, daß dort die in Frankreich empfohlenen Leichtigkeiten für die Behandlung geboten sind, daß trotz Kenntnis der Erkrankung ausgeübter Geschlechtsverkehr bestraft wird, — und daß die dortige Statistik beweist, daß auf Ab- und Zunahme der Geschlechtskrankheiten die Reglementierung auch nicht den geringsten Einfluß hat; daß vielmehr ganz andere, soziale, ökonomische Bedingungen Ab- und Zunahme der Ansteckungen veranlassen. Es denkt kein Mensch in Norwegen an Wiedereinführung der Reglementierung.

Es steht endlich fest, daß man in Dänemark und Schweden, ohne jeden Schaden, vor einigen Jahren die Reglementierung aufgehoben hat. —

Ich selbst habe auf breitester Grundlage, unter allerdings andern Verhältnissen, in Klein-Asien die Erfahrung gemacht, daß polizeiliche Maßnahmen vollständig wirkungslos blieben, daß dagegen Behandlungsmöglichkeit, ohne Zwang, sehr viele Kranke der Behandlung zuführte.

Aus diesen Gründen bin ich der Überzeugung, daß für die Volksgesundheit die Reglementierung nutzlos, ja schädlich ist. —

Allen, die sich für diese Frage interessieren, steht eine recht umfangreiche Literatur zu ihrer Belehrung zur Verfügung. —

Die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ sucht durch Prophylaxe und Aufklärung auf weite Schichten der Bevölkerung und besonders der Jugend zu wirken. Aufklärung ist heute ein beliebtes Schlagwort. Auch die Frauenbewegung glaubt in der Aufklärung ein wirksames Kampfmittel gegen die Gefahren des außerehelichen Geschlechtsverkehrs zu besitzen. Es ist nicht ganz leicht, sich über diese Fragen auszusprechen; es stehen sich hier — es sei ehrlich gesagt — Weltanschauungen gegenüber.

Zunächst eines: die jungen Männer, die der Aufklärung bedürften, sind sehr dünn gesät, und gerade da, wo Gelegenheit und Gefahr vorhanden sind, dürfte das auch für die Mädchen gelten — nämlich für die, die früh ins Leben hinaustreten und sich ihr Brot verdienen müssen. Das weiß ich aus vielfältiger Erfahrung: gegen die Leidenschaften sind Aufklärung und Angst vor Ansteckung Spinnengewebe.

Wenn sich die Aufklärung nur darauf bezieht, mit den gesundheit-

Digitized by Google

lichen Gefahren und gleichzeitig mit den Mitteln bekannt zu machen, um Folgen des Geschlechtsverkehrs und Ansteckung zu verhüten, so werden damit gewiß vielfach unerwünschte Folgen und sehr viele Ansteckungen vermieden. Als Arzt, nur im Hinblick auf praktische Ergebnisse, müßte mich dieser letztgenannte Erfolg ja zu einem unbedingten Anhänger dieser Art „Aufklärung" machen. Die Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sehen diesen Standpunkt für den Arzt als den selbstverständlichen an, als den allein berechtigten.

Ich meine, es ließe sich auch ein anderer Standpunkt denken. Muß man von vornherein dem Rekruten, dem Studenten sagen: es ist so gut wie sicher, daß du dich in Gefahr begibst; es begeben sich alle in Gefahr; du wirst es auch tun; hier ist ein Mittel, um dich vor den unangenehmen Folgen zu schützen? Beim Militär ist es sogar vorgekommen, daß der Nachweis, die empfohlenen Schutzmaßregeln nicht benutzt zu haben, Bestrafung nach sich zog, ebenso wie die fehlende Möglichkeit, die Ansteckungsquelle anzugeben.

Ich weiß nicht, ob es der ideale Standpunkt ist, den jungen Mädchen zu sagen: Ihr habt das gleiche Recht wie der junge Mann; lebt euch aus; wollt ihr euer Recht auf das Kind geltend machen, so tut es; wollt ihr kein Kind, so habt ihr die Mittel, es zu verhindern.

Besser gesagt: Ich weiß sehr wohl, daß diejenigen, die ihre Nation liebhaben, niemals diesen Standpunkt einnehmen dürfen. Die Frauenbewegung eifert gegen die doppelte Moral — gut, es soll nur eine Moral geben. Die aber verlangt: kämpft gegen das, was nichts als Triebleben ist.

Als Björnson in diesem Kampfe auftrat, wurde ihm entgegengehalten, ob er denn immer diesen Idealen gemäß gelebt habe. Er antwortete: „Wenn nicht, so darf mich die bessere Erkenntnis nicht von dem Kampfe für das Rechte abhalten."

Das Gerede von Aufklärung in dieser ganzen Frage ist meiner Ansicht nach lächerlich. Wissen fehlt uns nicht; unsrer Generation fehlt Willenserziehung. Anstatt stets nur vom Recht der Persönlichkeit und von der Individualität werdender Menschen zu reden, lehre man sie, sich selbst, ihr besseres Ich, zu behaupten im Kampfe gegen das Triebleben, lehre sie das unendliche Glück und den Segen der Selbstachtung, des Selbstvertrauens, des sich selbst Überwindens kennen.

Der männlichen Jugend, der man Achtung vor dem Weibe, vor der Mutter, vor der Schwester, Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem besseren Ich, gegenüber der eigenen Zukunft, gegenüber der kommenden Generation beigebracht hat, wird auch der Kampf gegen das Triebleben selbstverständlich sein. Kampf bedeutet noch lange nicht Sieg. Es ist aber für die Wertigkeit einer Nation ein gewaltiger Unterschied, ob sie die Herrschaft des Triebleben als etwas Berechtigtes, Selbstverständliches ansieht, oder ob sie kämpft — wenn sie auch oft unterliegt — mit dem Bewußtsein: du tust Unrecht. Kampf an sich ist ein Segen, kräftigt, stärkt.

In diesem Sinne mehren sich auch aus ärztlichen Kreisen die Stimmen, die, wie Brennecke in Magdeburg, Gruber in Mün-

Digitized by Google

chen, mit den Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten nicht einverstanden sind und die den mit der „Aufklärung“ im oben ausgeführten Sinne erreichten Erfolg nicht als reines Glück ansehen.

Aus den Kreisen von Männern und Frauen, die in ihren Anschauungen auf dem gleichen Boden stehen, erhoffen wir Mithilfe, Mitkämpfer im Kampfe gegen die Reglementierung der Prostitution. Die Reglementierung ist juristisch unhaltbar, ethisch verwerflich, hygienisch schädlich — sie muß in Deutschland fallen, wie sie in den nordischen Ländern gefallen ist. Jetzt geht unser Streben dahin, vor Erlaß des neuen Reichs-Strafgesetzbuches von den höchsten Behörden die Einsetzung einer außerparlamentarischen Kommission zu erlangen, in die Anhänger und Gegner der Reglementierung berufen werden sollen. Wenn das Ergebnis der Verhandlungen — woran keinen Augenblick zu zweifeln ist — dem gleichen wird, wie es sich in Frankreich ergeben hat, so ist eines sicher: in Deutschland wird die Erkenntnis von der Schädlichkeit der bestehenden Reglementierung unbedingt in kurzer Zeit ihre Beseitigung zur Folge haben.

E. von Düring

Vom Entarten der Wohltätigkeit

Wenn der mittelalterliche Fürst „Milde“ übte, tat er es nicht, um die materielle Lage seiner Krieger und Spielleute aufzubessern, sondern einfach, weil ihm Freigebigkeit als eine fürstliche Tugend galt. Und wenn der mittelalterliche Kaufherr eine Stiftung für kranke Pilger einsetzte, so tat er das auch nicht aus irgendwelchen sozialen Erwägungen, sondern weil Wohltätigkeit zu den christlichen Tugenden gehört. Beide handelten so um ihrer eigenen Ehre und Seligkeit willen. Auch heut noch begründet man wohl die Wohltätigkeit als eine sittliche Forderung, die an den einzelnen Menschen um seiner selbst willen zu stellen ist. Wenn man zu einem „guten Werk“ aufgerufen wird, so soll das Wörtlein gut meist nicht bloß auf das Werk allein bezogen werden, sondern es richtet sich zugleich verschämt an das sittliche Bewußtsein des also Aufgerufenen; er soll am Werk mithelfen, weil er selbst „gut“ ist oder doch sein will. Aber im Grunde ist heut jenes „gut“ mehr vom helfenden Menschen auf die Sache, bei der er mittun soll, hinübergeglitten. Im Vordergrund unserer Überlegungen steht fast durchweg die Frage: Ist die Sache gut, für die wir etwas hergeben sollen? In früheren Jahrhunderten kümmerte man sich weniger um die Wirkung, man war zufrieden mit dem Bewußtsein, persönlich gut gehandelt zu haben. Heut schätzt man die Handlung nach der Wirkung. So sehr der Glanz des Wortes gut über beide, Mensch und Sache hin- und wiederschillert, es macht doch einen tiefen Unterschied, woher es seine eigentliche Leuchtkraft zieht. Es ist der Unterschied zweier Welten.

Wenn etwa ein Verein „zu wohltätigen Zwecken“ Geld sammelt, so geht er davon aus, daß irgendwo eine wirtschaftliche und soziale Not vorhanden sei und behoben werden müsse. Die Hauptsache ist ihm, daß die Mittel zur Behebung dieser Not zusammen-

Digitized by Google

kommen. Wie — das gilt meist als eine reine Zweckmäßigkeitsfrage. Lotterien, Basare, Tombolen, Tanzvergnügungen, Maskeraden, Sektbuden, Reklame-Unternehmungen — ja, was wollt ihr, der Zweck ist doch gut! Und je besser er erfüllt wird, um so besser ist's, aber was ist um so besser? Die Menschen, die das Geld zusammenbringen oder die es kriegen? Nein. Es wird lediglich ein sozialer Zustand in einen aus irgendwelchen Gründen wünschenswerteren sozialen Zustand „besser" und „vollkommener" übergeführt. Das sittliche Wertprädikat gut muß Werte decken, die rein praktischer oder gar nur technischer Natur sind. Genau besehen hat also diese Art Wohltätigkeit ihren Grund nicht in einer sittlichen Verpflichtung, sondern allein in praktischer Zweckmäßigkeit. Nun aber fragt sich: welch eine „Pflicht" oder welches „Recht" überhaupt habe ich oder hat ein privater Verein, irgend etwas Zweckmäßiges für irgendwelche anderen Leute zu unternehmen? Übelstände zu beseitigen, ist doch wohl Sache derer, die darunter leiden, und der Gemeinschaft, die darunter mitleidet, also des Staates, der Gemeinde u. dergl. Ein sozialer Schade an sich verpflichtet mich ebensowenig zu „Opfern" in ethischem Sinne wie etwa eine schadhafte Landstraße. Erst wenn ein Gewissen mich zu solchen Opfern drängt, erst wenn ich sie als notwendig empfinde für mein eigenes sittliches Selbst, darf ich sittliches Pathos in die Aufforderung zur Wohltätigkeit an mich und andere legen. Dann erst dürfen auch andere mir zumuten: verbinde mit deiner Wohltätigkeit den und den praktischen Zweck. Diese Scheidung mag auf den ersten Blick allzu theoretisch erscheinen. Wer sich aber einmal dahineindenkt und durch die Hülle der Wörter zur Anschauung der Sache vordringt, dem wird ihre Wichtigkeit für die Praxis bald deutlich werden. Er wird den inneren Widersinn all unseres festlich heitern Wohltätigkeitsbetriebs erkennen: man sucht sittlich gleichgültige, ja unsittliche Triebfedern und Handlungen dadurch zu „sittlichen" zu stempeln, daß man sie — klug für allerlei praktische Zwecke mitverwertet, die auf anderem Wege erreicht werden müßten.

Niemals kann es Wohltätigkeit im echten, alten Sinne geben, wo sie nicht aus dem einzelnen Gewissen aufsprießt als unbedingte Verpflichtung gegen die Mitmenschen: ich muß andern Gutes tun, weil ich mich sonst selbst für schlecht halten müßte. Dieser letzte und einzig feste Grund aller Wohltätigkeit geht uns leider immer mehr verloren, je gieriger wir auf den Kassensturz lauern, wieviel Mark und Pfennige Reingewinn sich wohl ergeben werden. Die an sich löbliche Absicht, möglichst viel Elend auf einmal zu lindern, macht uns nur zu leicht vergessen, wie wir denn überhaupt dazu kamen, Elend lindern zu wollen. Das Streben nach Erfolg verschüttet die ursprünglichen Keime, und statt der edlen Pflanze der Menschlichkeit wuchert allerlei Unkraut empor.

Von solchen, die sich bewußt geblieben sind, daß es nicht bloß auf die Menge des Geldes, sondern mehr noch auf die Gesinnung ankommt, aus der heraus das Geld aufgebracht wird, ist gegen die Vermischung von Amüsement und „Opferfreudigkeit" schon mehrfach Einspruch erhoben worden. Auch gegen die großangelegten Fischzüge

Digitized by Google

„zu wohltätigen Zwecken", die im heurigen Frühjahr wieder in etlichen Städten auf die allzeit lockeren Groschen der Amüsierlustigen geplant werden, erhebt sich bereits Widerspruch. So warnt in Frankfurt a. M. der Verband zur Förderung der Armen- und Waisenpflege in Zeitungsinseraten eindringlich vor der Unterstützung eines Blumentages (drittes Morgenblatt der Frankf. Ztg. vom 6. April). Der Wortlaut schließt sich eng an einen Aufruf an, den vor zwei Jahren angesehene Männer und Frauen gegen ein ähnliches Unternehmen in Groß-Berlin richteten. Es wird darin den Blumentagen zweierlei vorgeworfen: auf seiten der Geber „verflachen sie das soziale Verantwortlichkeitsgefühl" und bringen „eine Verwirrung der sittlichen und sozialen Auffassung" mit sich, auf seiten der Bedürftigen wirken sie verletzend wegen des mangelnden Ernstes.

Aber auch davon abgesehen, es erhebt sich gegen die Erregung und Ausnützung der Festesstimmung für die Wohltätigkeit bereits ein Unwille, der höchst reale Gründe hat. Ganz natürlich: im Zeitalter der Massenhaftigkeit wird auch das Amüsement zum Massenbetrieb und zeitigt all die unerquicklichen Vorgänge, die alsbald da eintreten, wo ihnen nicht eine feste Überlieferung entgegenwirkt. Die Basare zum Beispiel verschwinden immer mehr, seit die Kaufleute für sie in unerträglicher Weise belästigt wurden. In Berlin führte die Methode der, wie man es nannte: „systematischen Erpressung" von Waren für wohltätige Zwecke zur Gründung einer „Wohltätigkeitszentrale der Berliner Kaufmannschaft", die alle Bitten einer strengen Prüfung unterzieht.

Wohltätigkeitsfeste und Blumentage haben noch nicht ein solches Odium auf sich geladen. Aber die Kritik an ihnen wird immer stärker. Was Albert Levy 1912 über sie schrieb, ist vernichtend.* Es wäre zu wünschen, daß alle, die für die Aufbringung von Mitteln für private Wohltätigkeit mitverantwortlich sind, sich zunächst einmal in seine Ausführungen vertieften, in denen ein sehr großes Material umsichtig verarbeitet ist. Mit genauen Schilderungen der üblichen Wohltätigkeitsfeste belegt er den „scharfen und durch keine Verbesserung der Methode auszugleichenden Kontrast zwischen dem idealen Ziel, welchem man dienen will, und dem allzu realen Mittel, welches dazu benutzt wird" (S. 107). Wer sich aber durch solche Erwägungen nicht bedenklich machen läßt, den wird doch der Überblick über die materiellen Ergebnisse jener Veranstaltungen ernüchtern. Man überschätzt sie, weil man meint: viel Lärm, viel Erfolg. Die eigentlichen Wohltätigkeitsfeste bringen nur bescheidene Summen im Verhältnis zu dem aufgewendeten Apparat. Die Blumentage freilich ergeben zuweilen große Reingewinne. Aber doch nur unter besonders günstigen Umständen wie etwa in Plauen, Chemnitz und Nordhausen. An soundso vielen andern Orten ist der Gewinn im Verhältnis zum Aufwand ziemlich mager. Und gerade bei den Blumentagen kommt ja noch der peinliche Umstand hinzu, daß die eigentlichen Wohltäter

* Levy, Die Beschaffung der Geldmittel für die Bestrebungen der freien Liebestätigkeit (Schriften des d. Vereins f. Armenpflege und Wohltätigkeit. 98. Heft). Verlag von Duncker & Humblot, München, 4,40 M.

Digitized by Google

die armen Heimarbeiterinnen sind, welche die künstlichen Blumen für Hungerlöhne herstellen. Also just die, denen geholfen werden sollte! Je besser sie bezahlt werden, um so schlechter das Ergebnis des Blumentages. Alles in allem betrug der Anteil, den die Erträgnisse aus Basaren, Tombolen, Wohltätigkeitsfesten und Blumentagen in 89 von Levy statistisch berücksichtigten Städten an der Gesamtsumme aller in diesen Städten aufgebrachten Mittel für Wohltätigkeit hatten, nur etwas über 5 vom Hundert! Die Blumentage brachten 3,75, die Feste 0,91, die Basare und Tombolen gar nur 0,6 vom Hundert! Wie winzig ist dieses Ergebnis gegenüber dem der geräuschlosen, ernsthaften Wohltätigkeit! Und dafür nimmt man Erscheinungen in Kauf, von denen Levy sagt: „Insbesondere in den großen Städten gestalteten sich die Blumentage zu wahren Festorgien, bei denen nichts fehlte, was für alle großen jahrmarktmäßigen Veranstaltungen, in denen die Masse sich zügellos ergehen kann, charakteristisch zu sein pflegt."

Aber, sagt man, wieviel Gutes bliebe ungeschehen, wenn wir auf die Summen verzichteten, die uns jene Veranstaltungen immerhin einbringen. Gewiß, die Augenblickserfolge sind unbestreitbar. Aber ebenso unbestreitbar ist, daß das soziale Verantwortlichkeitsgefühl auf die Dauer verkümmert, wenn man ihm mit fröhlichem Lachen genug tut. Auf diesem Verantwortlichkeitsgefühl aber beruht die gesamte freie Liebestätigkeit, all ihre stille, hingebende Kleinarbeit. Je mehr in unserm Volk der Sinn für den Ernst dieser Sache schwindet, um so mehr schwindet jener Tätigkeit und ihren Organisationen der Boden unter den Füßen. Und letzten Endes sägt man damit den Festen und Blumentagen selbst den Stamm ab, dem sie entsprossen sind. Es ist besser, wir verzichten auf die lustige, lärmende Wohltätigkeit trotz ihrer „Erfolge", als daß wir der Wohltätigkeit ihre Seele nehmen und sie langsam, aber sicher töten. Der Sache wird am besten gedient, wenn wir uns auf die Form des Wohltuns beschränken, die schon in der Bergpredigt empfohlen wurde. Wilhelm Stapel

Obligatorische Mädchenfortbildungsschule

Mit dem Scheitern des sächsischen Volksschulgesetzes im vorigen Jahre wird auch die obligatorische Mädchenfortbildungsschule auf lange hinaus der heranwachsenden weiblichen Jugend in Sachsen vorenthalten. Kann Sachsen, kann überhaupt das deutsche Volk auf eine solche Schule verzichten?

Nach Friedrich Paulsen vollzieht sich durch Erziehung und Bildung die Übertragung des gesamten Kulturbesitzes der elterlichen Generation auf ihre Nachfolger, oder, anders ausgedrückt: Bildung ist die Hineinbildung aller Kultur erzeugenden und erhaltenden Kräfte und Fähigkeiten in die nachwachsende Jugend. Trägt die Mädchenfortbildungsschule hierzu bei, dann sollte keiner der deutschen Bundesstaaten zögern, sie einzuführen. Süd- und mitteldeutsche Staaten haben ihre Notwendigkeit erkannt: Baden, Bayern, Württemberg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg fordern sie durch Landesgesetz allerorts. Eine Reihe andrer Staaten, wie das Königreich Sachsen, Sachsen-Gotha, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß

Digitized by Google

j. L. haben, meist in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, im Landesgesetz wenigstens Bestimmungen aufgenommen, die dem Ortsgesetz die Möglichkeit geben, Mädchenbildung auch über die Volksschulzeit hinaus festzusetzen. Im Deutschen Reichstage hat man durch die Novelle zu § 120 der Reichsgewerbeordnung in der Fassung vom 27. Dezember 1911 einen wichtigen Schritt getan: seit dem 1. April 1912 kann nicht nur für weibliche Handlungsgehilfinnen und Lehrlinge unter 18 Jahren die Verpflichtung zum Besuch einer Fortbildungsschule durch Ortsgesetz ausgesprochen werden, sondern auch für die gewerblichen weiblichen Arbeitskräfte im gleichen Alter. Die Gesetzgebungen in Deutschland zeigen also mit aller Deutlichkeit das Bestreben, die Mädchenfortbildungsschule möglichst allgemein durchzuführen. Man erkennt ihre Notwendigkeit an. In Sachsen wurde sie von der Regierung im Gesetzesentwurf beantragt. Daß der größte deutsche Bundesstaat Preußen keine Fortbildung des weiblichen Geschlechts fordert, liegt daran, daß man hier erst die Frage der Knabenfortbildungsschule regeln muß.

Warum aber tritt in den Gesetzgebungen jenes Bestreben hervor? Die nackte volkswirtschaftliche Notwendigkeit zwingt dazu. Die Statistik zeigt, daß ein Frauenüberschuß in Deutschland nur in den höheren Altersstufen vorhanden ist. Am 1. Dezember 1900 gab es beispielsweise 729 581 ledige Männer im Alter von 21—45 Jahren mehr als ledige Frauen gleichen Alters. Von den Frauen heiraten also die meisten, und 90 vom Hundert aller Frauen haben keine andere Vorbildung als die Volksschule. Ferner: nach der Berufszählung vom Jahre 1907 gab es 771 229 beruflich tätige Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren. Wahrscheinlich stellt sich die Zahl in Wirklichkeit noch höher. Sie alle kommen von der Volksschule. — Beide Zahlen zeigen, daß die allgemeine Mädchenfortbildungsschule sowohl berufliche, als auch hauswirtschaftliche Fortbildung gewähren muß. Nach dem Austritt aus der Schule — etwa eine Million Mädchen werden jährlich aus den Volksschulen entlassen — müssen die meisten sofort einen Beruf ergreifen. Um aber hier etwas der männlichen Arbeit gegenüber Gleichwertiges zu leisten, brauchen sie Berufsbildung. Oft treten sie auch nach der Ehe wieder in einen Beruf ein, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Auf der andern Seite besteht aber gerade im heiratsfähigen Alter kein Frauenüberschuß, also ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß die weitaus größte Zahl aller Mädchen zur Führung eines Haushalts berufen wird. Wie steht es aber mit der Vorbildung für den Hausfrauen- und Mutterberuf, dem natürlichen Beruf des weiblichen Geschlechts? Kaufmännische und gewerbliche Ausbildung füllt die berufsfreien Stunden vom 14. bis 18. Lebensjahr, soweit sie nicht der Erholung und dem Vergnügen gewidmet sind. Die hauswirtschaftliche Vorbereitung jedoch wird vernachlässigt, das „lernt sich alles von selbst"! Aber Kartoffelklöße bereiten, Kinder gebären und den Besen führen, wie Pache drastisch bemerkt, ist nicht mehr der alleinige Inbegriff der weiblichen Tätigkeit in der Ehe. Geschlecht nach Geschlecht hat die Verantwortung und die Pflichten, die auf der Frau ruhen, ganz bedeutend vermehrt, aber nichts getan, sie in gleicher Weise zur Bewältigung dieser Aufgaben auszubilden. Man braucht nur an die Familie einst und jetzt zu denken, an Wohnung und Arbeitsplatz, an die Teilnahme der Frau am Erwerb, an Kinderarbeit,

Digitized by Google

an erhöhte Lebensbedingungen u. dgl. In alten Zeiten trat das Mädchen aus dem mütterlichen Haushalt besser vorbereitet in ein eignes Heim über als jetzt; denn wie oft ist der Lebensweg der jungen Mädchen: Volksschule — Fabriksaal, Geschäft oder Heimarbeit — Ehe, also ein Heiraten ohne Verständnis, ohne wirtschaftliche und sittliche Vorbildung für die Führung des Haushaltes.

Immer und immer wieder betonen wir, daß die Gesundung eines Volkes, seine Höherentwicklung am besten gefördert wird, wenn man bei der Jugend beginnt. Plato bereits hebt die Beeinflussung der seelischen Erziehung des Kindes durch das richtige Verhältnis der Liebe der Eltern zueinander hervor; Quintilian fordert Bildung der Ammen und Kinderfrauen im Interesse besserer Kindheitserziehung. Moderne Sexualethiker und Psychiater betonen die Erziehung der Kinder vor der Geburt durch das Verhalten der Eltern. Der einfachste Schluß aus allem: erzieht Mütter! Das ist der sicherste Weg, die Jugend zu bilden und durch sie eine Veredelung unsrer gesamten Lebensführung anzubahnen. Auch dieser Gedankengang ergibt die Notwendigkeit weiblicher Weiterbildung. Es liegt ein Widersinn darin, daß in Kunst, Wissenschaft und Technik Befähigungsnachweise aller Grade verlangt werden, daß man sich nicht auf einen bloßen Instinkt dafür verläßt; daß aber dort, wo es sich um Gesundheit und grundlegende Heranbildung des Nachwuchses handelt, der einfache mütterliche Instinkt ausreichend sein soll, obwohl er lange Jahre hindurch geradezu erstickt worden ist, und obwohl die Bedingungen, unter denen die Mädchen jetzt diese Aufgaben übernehmen, immerfort erschwert werden. Die Norweger haben recht, wenn sie von jeder Braut den Nachweis der Befähigung wenigstens zur Führung eines Haushaltes in den einfachsten Dingen fordern.

Nicht nur diese theoretischen Erwägungen auf Grund der bestehenden Verhältnisse begründen die Forderung der Mädchenfortbildung nach der hauswirtschaftlichen Seite, sondern auch die zahlreichen trüben Erfahrungen im täglichen Leben. Besonders deutlich zeigt sich das Elend, das die ungenügende Vorbereitung auf den Hausfrauen- und Mutterberuf verschuldet, in der Armenverwaltung. Professor Gürtler führt in seinen Vorträgen über die „Fortbildungsschule für die weibliche Jugend" an, daß in einer Stadt im Rheinlande durch sorgfältige Ermittelungen festgestellt worden ist, daß bei 70 vom Hundert der unterstützten Familien diese Notlage mehr oder weniger durch fehlende hauswirtschaftliche Erziehung der Frau herbeigeführt worden sei. Die Beispiele für die Richtigkeit dieser Feststellung ließen sich hundertfach vermehren.

Aus all dem ersehn wir, daß eine Weiterbildung der volksschulentlassenen weiblichen Jugend nach beruflicher und mehr noch nach hauswirtschaftlicher Seite unbedingt notwendig ist für die Volksbildung, Volksgesittung und den Volkswohlstand. Sind wir aber mit der Forderung der obligatorischen Fortbildungsschule für Mädchen auf dem richtigen Wege?

Diese Frage hat praktisch bereits ihre Antwort gefunden. Wo immer in deutschen Bundesstaaten Mädchenfortbildungsschulen bestehen, hört man von guten Erfahrungen.* Aber sind das nicht etwa örtlich be-

* Wer Genaueres hierüber wissen möchte, überhaupt, wer sich näher

Digitized by Google

grenzte Erfahrungen? Widerstrebt der Durchführung einer allgemeinen weiblichen Fortbildung nicht der ganze Entwicklungsgang unsres Schulwesens, der immer mehr auf Differenzierung und Spezialisierung hinausläuft? Deshalb sei am Schlusse die Frage aufgeworfen: welche Stellung nimmt die allgemeine Mädchenfortbildungsschule innerhalb unsrer Kultur und unsres Bildungswesens ein?

Daß diese ganze Strömung im engsten Zusammenhang mit der großen deutschen Frauenbewegung steht, ist eigentlich selbstverständlich. Das Gefühl von der „Hörigkeit der Frau", wie John Stuart Mill es nennt, gab den Anstoß zum Aufwärtsstreben. Das weibliche Geschlecht wollte frei sein und wollte mit eintreten in den großen Kampf ums Dasein, um sich wirtschaftliche Selbständigkeit zu sichern. Dieser Kampf konnte aber erfolgreich nur geführt werden, wenn die weibliche Bildung besser wurde. So mußte sich die anfangs rein wirtschaftliche Frage zur Bildungsfrage umformen.

Da man nach wirtschaftlicher Selbständigkeit strebte, forderte man zuerst schulmäßige Berufsbildung. Für die oberen Kreise gab es auf diesem Gebiete andere Forderungen als für die Masse des Volkes. Zwei Richtungen lösen sich so voneinander: die eine, die höhere Mädchenschulen, Lehrerinnenseminare, Studienanstalten mit Gymnasial- oder Realgymnasialbildung und schließlich das Universitätsstudium forderte, und die andere, die eine Vorbereitung für das allgemeine Berufsleben verlangte. Die gemeinsame Grundlage für beide bildete das gemeinsame Streben nach wirtschaftlicher Selbständigkeit. Die erste, kleinere Bewegung erreichte die Ausbildung zu Lehrerinnen und die Berechtigung zur Ausübung ärztlicher Praxis. Die zweite errang den größten Erfolg in der schulmäßigen Vorbereitung für den kaufmännischen Beruf.

Damit gliedert sich aber das weibliche Bildungswesen nur der allgemeinen Entwicklung ein; denn seit dem Ende des neunzehnten und mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts tritt in der Geschichte unsers Bildungswesens im Zusammenhang mit dem gesamten Kulturleben eine beständige Ausbreitung schulmäßiger Bildung über das ganze Volk ein, eine Demokratisierung, zugleich aber eine Spezialisierung der Bildung. Kunst und Wissenschaft und die Fortschritte der Technik bedingen überall eine Fülle theoretischen Wissens, das neben der praktischen Einführung auch schulmäßig erworben werden kann. Jeder Stand, jeder Beruf, jede Altersstufe fordern nach der allgemeinen Grundlage besondere Lern- und Ausbildungsgelegenheiten. Diesem Zuge also schließt sich das weibliche Bildungswesen an.

Soll nun aber ein derartiger Anschluß an das vielgestaltige Leben nicht zu einer maßlosen Zersplitterung der Kräfte führen, so müssen sich große Gruppen unsers Schulwesens unter leitenden Gedanken wieder zusammenfinden. Damit sind wir bei dem gegenwärtigen Streben nach der Einheitsschule angelangt. Zwei Unterabteilungen aber werden für die höhere Stufe der Fortbildung ohne weiteres bedingt durch die Zwei-

---

mit diesen Dingen befassen will, dem empfehlen wir des Verfassers Buch „Die Mädchenfortbildungsschule, ihre Notwendigkeit, Organisation und Beziehung zur allgemeinen Volksschule". Erschienen bei Quelle & Meyer in Leipzig. Preis 3 Mark. K.-L.

Digitized by Google

teilung der Geschlechter. Die Natur fordert sie; denn einmal ist die natürliche Aufgabe des Weibes eine andere als die des Mannes, zum andern wird der freie Wettbewerb der Geschlechter sehr bald die Berufe kenntlich machen, die entweder nur von Männern oder nur von Frauen voll ausgeübt werden können.

Hier nun steht die allgemeine Mädchenfortbildungsschule: sie bezeichnet einen Abschluß in dem Besonderungsvorgang und eine Reaktion gegen die Entwicklung unsers Kulturlebens. Sie stellt einmal das letzte Glied des weiblichen Bildungswesens dar, das nun nach allen Seiten hin, vom Elementarunterricht bis zur Hochschulbildung, verschieden gestaltet und eines weiteren Ausbaues nur innerhalb der eingeschlagenen Richtungen fähig ist. Zum andern aber bedeutet sie als hauswirtschaftliche Vorbereitung eine Reaktion gegen die differenzierenden Bestrebungen, gegen die rein berufliche Weiterbildung. Die Erziehung der Jugend in der Arbeitsgemeinschaft mit den Eltern schwindet ja immer mehr. Ursprünglich waren Knaben und Mädchen durch die Hausgemeinschaft in ihre Arbeit hineingewachsen, wie es jetzt nur noch auf dem Lande geschieht. Bei unsrer städtischen und vor allem großstädtischen Jugend aber ist diese gesunde, Frohsinn und Arbeitslust spendende Gemeinschaft verkümmert: Vater und oft auch die Mutter arbeiten außerhalb des Hauses. Schule und soziale Fürsorge müssen in sehr vielen Fällen die eigentliche Erziehung der Kinder übernehmen; und wie soll ihnen das gelingen?

Gegen diese Schattenseiten der jüngsten Kulturentwicklung bedeutet das Streben nach Einführung der obligatorischen Mädchenfortbildungsschule ein Gegenmittel: was in dem hastigen Vorwärtsdrängen niedergetreten, was bei dem Streben nach beruflicher Vervollkommnung zu besserer Erwerbsmöglichkeit versäumt worden ist, das soll durch öffentliche Veranstaltungen und Einrichtungen wieder gutgemacht werden. Die zerstörte Haushaltung soll wieder aufgebaut werden durch eine allgemeine schulmäßige Anleitung zu weiblichen Handarbeiten, Kochen und anderen Hausfrauen- und Mutterpflichten. Ein neues, gut vorbereitetes Geschlecht von Hausfrauen und Müttern soll heranwachsen, das versteht, das Gute der einstigen Haushaltung mit den notwendigen Forderungen der Gegenwart zu vereinen. Die Ausbildung des gesamten weiblichen Nachwuchses unsers Volkes wird unter den leitenden Gedanken eines vollwertigen, vor allem für den natürlichen Beruf vorbereiteten Frauendaseins gestellt.

Die Ergebnisse statistischer Zahlen, die Beobachtung trüber Zustände unsers Volks- und Familienlebens, die praktischen Erfahrungen in einzelnen deutschen Bundesstaaten, die Betrachtung der Entwicklung unsrer Kultur und unsres Bildungswesen; sie alle weisen hin auf die allgemeine hauswirtschaftliche Mädchenfortbildungsschule mit angegliederter Berufsbildung nach den örtlichen Bedürfnissen. Die Forderung ihrer Einführung ist nicht eine Modesache, sondern ist eine notwendige, eine gewordene Erscheinung unsrer Kulturentwicklung. Für das Königreich Sachsen ist sie vorläufig gescheitert; aber hier wie in andern Staaten heischt sie dringend die Gestaltung unsers Volks- und Familienlebens; und so wird sie sich trotz aller Hindernisse durchsetzen. Ernst Reichel

Digitized by Google

Sprechsaal

Waffen an den Feind

Wir hatten unter diesem Titel im zweiten Januarheft eine Zuschrift veröffentlicht, die sich mit dem Verkauf deutscher Waffen ans Ausland beschäftigte, und eine weitere Erörterung der hier vorliegenden Probleme in Aussicht gestellt. Wir erhielten Zuschriften für und wider. Die, welche den Verkauf von Waffen für fremde Heere entschuldigten, wollten für die Frage allein die praktische Zweckmäßigkeit entscheiden lassen. Sie bestritten auch einzelne Angaben der Zuschrift: es sei schon rein technisch unmöglich, daß deutsche Ingenieure französische Pulvermühlen sollten in Ordnung bringen. Die Gegner der modernen industriellen Gepflogenheiten gingen davon aus, daß es sich nicht um Tages-Vorteile und -Nachteile handle, sondern um eine Stellungnahme der Gesinnung.

Wir schrieben im Januar: „Diese Fragen schreien danach, endlich einmal vor breiter Öffentlichkeit bis zur Klärung erörtert zu werden." Heut, nach den bekannten „Enthüllungen" im Reichstag, wiederholen wir das. Mag die Firma Krupp sich vor den Anklägern reinigen, mag der dem „Figaro" von deutschen Waffenfabriken zugemutete Aufsatz über erdichtete französische Rüstungen nicht erschienen sein — das Problem: „Internationaler Kapitalismus — nationale Gesinnung" bleibt. Wer von beiden soll bestimmend sein? Die beiden Unterfragen sind: Darf die Rüstungsindustrie das sie selbst tragende Volk, den Staat, dem sie selbst angehört, für ihre Zwecke irgendwie benutzen? Und zweitens: Darf sie dem Feinde Waffen liefern? Beides hängt eng zusammen. Die Entscheidung scheint auf den ersten Blick sehr einfach zu sein, wenn man im Staat nicht nur den Fiskus, sondern die Volksgemeinschaft sieht. Aber bei genauerem Durchdenken zeigen sich viele Schwierigkeiten; denn die Wirklichkeit entspricht nun einmal nicht jener einfachen Entscheidung. Wir wollen nun die Auseinandersetzung über diese Dinge wieder aufnehmen und bringen zunächst einen Aufsatz, der das Thema der Waffenlieferungen ans Ausland von einem streng nationalen Standpunkt aus behandelt. St.

Vor einiger Zeit verkaufte die Parsevalgesellschaft eines ihrer Luftschiffe an die englische Regierung. Tageszeitungen haben daran die Mitteilung geknüpft, daß ihnen aus ihrem Leserkreise zahlreiche Äußerungen des Befremdens, der Sorge und der Empörung zugegangen seien. Andere Zeitungen antworteten beruhigend, der Verkauf sei nicht zu vermeiden; die deutschen Bestellungen seien eben nicht genügend, um die Parsevalgesellschaft zu beschäftigen und lebensfähig zu erhalten; das Geld, das man von den Engländern bekomme, diene ja zu weiteren Verbesserungen und Fortschritten; und ähnliches mehr.

Den älteren unter uns wird dabei wieder einfallen, daß vor etwa fünfzehn Jahren sich etwas ähnliches mit Panzerplatten zugetragen hat. Damals hieß es, Krupp habe eine neue Panzerplatte aus Nickelstahl hergestellt, die für die damaligen Geschosse undurchdringlich war. Diese Panzerplatte wurde auch an die englische (!) Kriegsflotte verkauft.

Digitized by Google

Natürlich konnten die Beschwichtigungsräte nicht sagen, Krupp müsse den Betrieb einstellen, wenn ihm das Deutsche Reich diese Lieferung an die englische Flotte untersage. Man wird also damals wohl etwas anderes ersonnen haben; denn wo ein Wille ist, da sind sogenannte Gründe ja billig wie Brombeeren.

Ein Drittes! Im Frühling 1900 haben deutsche Kanonen den Chinesen ihre Festen von Taku zusammengeschossen. Aber die Chinesen schossen auch heraus, wie unser „Iltis" und sein tapferer Befehlshaber Lans erfahren sollten, und zwar schossen die Chinesen gut; denn es schossen deutsch geschulte Mannschaften mit Kruppschen Geschützen. Ja, es wurde damals behauptet, die chinesischen Mannschaften hätten während des Gefechtes selbst unter Leitung und Befehl eines deutschen Offiziers gestanden!

Wäre das wahr, so ständen wir vor der Tatsache, daß in Deutschland für Geld wirklich alles zu haben ist, nicht bloß Geschütze und andere Waffen, sondern auch das Beste, das Wertvollste, was aus dem Schoße des deutschen Volkes hervorsprießt, nämlich kenntnisreiche, tapfere und unbedingt zuverlässige Menschen. Der Verkauf von Machtmitteln an fremde Völker wäre damit bis zum äußersten getrieben. Aber wenn auch jene Behauptung eine Übertreibung war, es gab Zeiten, da ähnliches tatsächlich unter allgemeiner Billigung geschah.

Man sagt wohl, alles verstehen heißt alles verzeihen. Versuchen wir, den Verkauf von Machtmitteln, den Selbstverkauf von Menschen nicht ausgeschlossen, zu verstehen; ob wir es verzeihen wollen, ist dann eine andere Frage.

Im 16. und 17. Jahrhundert war es bei uns gang und gäbe, fremde Kriegsdienste zu nehmen, sich buchstäblich mit Haut und Haaren einem zahlfähigen Herrn zu verkaufen und dessen Schlachten zu schlagen. Diese sich selbst verkaufenden Krieger hießen Landsknechte oder Reisläufer. Sie waren Menschen, die um persönlicher Vorteile willen für Ziele kämpften, die ihnen selber gleichgültig, und dem Vaterland vielleicht schädlich waren. Weder die Reisläufer von damals, noch ihre Zeitgenossen hinter dem Ofen hatten ein Bewußtsein davon, daß das Reislaufen etwas Unwürdiges, ja Unsittliches ist; und das ist ja aus der damaligen jammervollen Zerrissenheit unseres Vaterlandes und aus der niedrigen Einschätzung des Menschenwertes von dazumalen unschwer zu begreifen. Nur wenige traten gegen das Reislaufen auf wie Ulrich Zwingli.

Heute ist es freilich anders. Vor allem stehen wir auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit. Krieg ist etwas so Furchtbares, Todernstes, daß er für unser heutiges Fühlen sittlich nur zulässig ist, wenn er für das Vaterland geführt wird; wer Krieg führt nur um des Soldes, der Beförderung oder Beute willen, der ist uns verächtlich; wer aber kämpft um des bloßen Sportes willen, der erscheint uns wenigstens ruchlos. Dazu kommt, daß wir jetzt ein Vaterland besitzen, für das zu leben, und wenn es sein muß, zu sterben, der Mühe wert ist. Infolgedessen stellen weite Kreise des deutschen Volkes die sittliche Forderung auf, daß persönliche Vorteile nur so weit verfolgt werden dürfen, als ohne Schädigung des Vaterlandes möglich ist. Sie fordern: wer dem Feinde Waffen liefert, Waffen im eigentlichen Sinne oder im bildlichen, der sollte verfehmt sein.

Digitized by Google

Gibt es heut noch deutsche Reisläufer? Allerdings! Und zwar im buchstäblichsten Sinne des Wortes. Die französische Fremdenlegion besteht nach einigen Schätzungen zur Hälfte aus Deutschen, die unter der schnödesten Behandlung ihre Knochen für Frankreich zu Markte tragen. Man sagt wohl, das seien Entgleiste, an denen nichts gelegen sei. Das trifft ja für Einzelne zu, ist aber für die Gesamtheit falsch. Denn die meisten sind ganz ehrbare Handwerksburschen und Stellensucher, die mit List und Betrug, häufig im Zustande der Trunkenheit „angeworben", das heißt zum Unterschreiben einer Urkunde verleitet werden, deren Inhalt sie nicht kennen. Selbst Unmündige sind davor nicht sicher, obgleich das französische Gesetz dies ausdrücklich verbietet.

Eine etwas vornehmere Art des Reislaufens ist der Eintritt von deutschen Offizieren in fremde Kriegsdienste, japanische, chinesische, chilenische, türkische. Da sagt man nun freilich: das sind ja doch nicht unsre Feinde; die Türken sind geradezu unsre Freunde. Die Deutschen, die im türkischen Heere dienen, mehren unsern Einfluß, schaffen unserm Großgewerbe Bestellungen, kurz, sie nützen dem deutschen Volksganzen. Mag sein, daß dem so ist. Aber wer bürgt uns dafür, daß es so bleibt? Der „Freund" von heute kann morgen sehr gut unser Feind sein, wie es ja mit China tatsächlich der Fall gewesen ist. Wenn aber ein deutscher Offizier im türkischen Heer Kriegsdienste genommen hat, dann geht er in seinem Beruf, in dieser Stellung restlos auf. Denn das unterscheidet ja gerade die Deutschen von Franzosen und Engländern, den Völkern mit stärkerem und älterem Rassestolz und Volksgefühl. Diese bleiben auch als Angestellte des türkischen Staates noch Franzosen und Engländer; sie verkaufen den Türken nur ihren Leib; der Deutsche dagegen gibt Leib und Seele hin. Man hat eben nicht bloß die Fehler seiner Tugenden, sondern auch die Tugenden seiner Fehler.

Zum Waffenliefern an den Feind gehört ferner die uneingeschränkte Zulassung von Ausländern an unsre Hochschulen, an die Werkstätten deutscher Wissenschaft, und die Einstellung ausländischer, selbst asiatischer Offiziere ins deutsche Heer. Für ein Linsengericht erziehen wir mit Mühe und Sorgfalt junge Russen und sonstige Slawen, selbst Söhne der farbigen Rassen zu erfolgreichen Wettbewerbern. Man tröstet sich gern damit, daß diese ehemaligen Besucher deutscher Hochschulen und Offiziersmessen uns lebenslang treu und dankbar seien und sogar unwillkürlich unsre Ausfuhr nach ihrer Heimat fördern. Mag sein, daß dies manchmal und für kurze Zeit der Fall ist; im großen und ganzen aber und auf die Dauer muß die deutsche Ausbildung von Ausländern uns zum Schaden gereichen.

Ganz ebenso steht es mit den Lehrern und Wissenschaftern, die um eines, meist nicht einmal besonders hohen Gehaltes und einer frühen selbständigen Berufstätigkeit willen sich dem Ausland zur Verfügung stellen. Wie es mit der Dankbarkeit ihres neuen, ihres Wahlvaterlandes bestellt ist, erleben sie meist noch an der eignen Haut: sobald sie einen halbwegs brauchbaren Nachwuchs herangebildet haben, setzt man ihnen den Stuhl vor die Türe.

In diesen allgemeinen Zusammenhang gehört auch das Waffenliefern im buchstäblichen Sinn, von dem wir eingangs sprachen. Es ist nun eine öffentliche Meinung im Entstehen, die das Selbstmörderische des

Digitized by Google

Waffenlieferns an den Feind empfindet und die Forderung aufstellt, damit zu brechen. So klar die Forderung, so schwierig wird die Sache bei der Ausführung. Wer ist unser Feind? Was sind Waffen im wirklichen und im bildlichen Sinne? Und zu der Schwierigkeit dieser Fragen gesellt sich noch folgende Erwägung: Geld ist Macht. Wenn unser Großgewerbe nicht soviel Geld verdient hätte, würde unser Volk nicht von 40 Millionen im Jahre 1870 auf mehr als 65 Millionen im Jahre 1913 angewachsen sein. Es müßte also im einzelnen Falle untersucht werden, ob das verdiente Geld, die Zunahme unsres Volkswohlstandes, höher anzuschlagen ist oder die Kräftigung des Feindes. Es ist klar, daß eine Entscheidung in vielen Fällen gar nicht möglich ist und daß in anderen Fällen die Sachverständigen teils mit Ja, teils mit Nein stimmen würden. Aber anderseits ist es ebenso klar, daß außerhalb dieses breiten Gürtels von zweifelhaften und unentscheidbaren Fällen Grenzgebiete liegen, über die eine Einigung möglich scheint. Hier einige Beispiele.

Jedermann weiß, daß im Augenblick England, Frankreich und Rußland als Dreiverband dem Dreibund gegenüberstehn. Selbst wenn die jetzige Weltlage sich ändern und Rußland wie 1870 und 1813 uns freundlich oder gar verbündet sein sollte, selbst dann bleibt Rußland unser Gegner, durch sein bloßes Dasein und durch seine ungeheure Ausdehnung, die es unmöglich macht, diesen Staat tödlich zu treffen. Diesem Staat dürften wir also kein Geld leihen, um in seinen Westmarken kriegswichtige Bahnen zu bauen; wir dürften ihm keine Ingenieure, keine Chemiker ausbilden, keine Flugzeuge und Luftschiffe verkaufen, keine Kriegsschiffe bauen. Wir dürften ihm nicht, wie bei seiner letzten Mobilmachung, in kürzester Frist Hunderte von Kraftwagen liefern. Wir sollten einem alten Beispiele folgen: Schon im Jahre 1547 hat der Landmeister des Deutschen Ordens in Livland mit Gewalt verhindert, daß Hans Slitte aus Goslar eine Schar von 123 deutschen Gelehrten, Künstlern, Ärzten, Buchdruckern und Handwerkern nach Rußland überführte, um dort nützliche Kenntnisse zu verbreiten.*

Wie oft Frankreich unser Feind gewesen ist, steht mit Blut, Tränen und Feuerzeichen auf jedem Blatte unsrer Geschichte geschrieben. Was den Franzosen fehlt, ist nicht Geld, Wissen und Können; in Frankreich fehlt es an Menschen. Deshalb hält sich Frankreich Turkos und andere farbige Regimenter; daneben die Fremdenlegion. Hier gilt es einzusetzen. Und die öffentliche Meinung ist bei uns am Werk: in München hat sich ein Verein gebildet, der sich die besondere Aufgabe stellt, Deutsche vor dem Eintritt in die Fremdenlegion zu warnen. Er sollte auch versuchen, die widerrechtlich Festgehaltenen zu befreien, und zu dem Ende von der Reichsregierung die allerkräftigste Hilfe und Mitarbeit verlangen.

Den Engländern gegenüber wäre zu wünschen: ihnen keine Parsevalluftschiffe und keine deutschen Matrosen! Aber freilich, das wird ein frommer Wunsch bleiben müssen, denn wie sich das Anheuern deutscher Matrosen für englische Schiffe verhindern ließe, ist nicht zu sagen. Hier kann nur die Gesinnung Besserung bringen.

* Rudolf Martin, Die Zukunft Rußlands, Leipzig 1906, S. 30.

Digitized by Google

Das wichtigste und eiligste aber wäre meines Erachtens ein Gesetz gegen das Reislaufen. Wer fremde Kriegsdienste nimmt, sollte als mit schlichtem Abschied entlassen gelten. Man wird erwidern, daß im Burenkrieg Hunderte von deutschen Männern und Dutzende von deutschen Offizieren gerade aus deutscher Gesinnung in die Reihen der Buren eingetreten sind, daß also ein grundsätzliches Verbot des Eintretens in fremde Kriegsdienste gelegentlich gleichbedeutend sei mit einem Verbot, die selbstloseste Deutschgesinnung zu betätigen. Nichts liegt mir ferner, als den deutschen Burenkämpfern Anerkennung und Bewunderung zu versagen. Aber man darf doch nicht vergessen, daß die deutschen Burenkämpfer nichts genützt, mindestens das Schicksal der Burenstaaten nicht gewendet haben; die Opfer waren also umsonst. Wenn unsre Regierung die Ansicht hatte, daß die Erhaltung der Burenstaaten für uns vorteilhaft oder gar notwendig war, dann mußte das Reich selber die nötigen Schritte wagen, um den Buren Luft zu schaffen. Dadurch hätte der Grundsatz, daß der Deutsche nur für Deutschland sein Blut vergießen soll, kein Loch bekommen.

Und eilig ist die Arbeit gegen das Reislaufen, weil gerade jetzt eine Gelegenheit vor der Türe steht, der Regierung den Wunsch nach einem solchen Gesetz eindringlich vorzutragen. Je wuchtiger sich die Deutschgesinnten für die Wehrvorlage einsetzen, desto eher dürfen sie bei der Regierung auf Gegenliebe rechnen, wenn sie den Grundsatz durchsetzen wollen: Keine Waffen dem Feind. A. Fick

Lose Blätter

Aus Adolf Freys „Jungfer von Wattenwil"

[Das Werk, dem wir das folgende Stück entnehmen, ist in dem Aufsatz „Schweizerische Romane" besprochen. Das Kapitel von der Hochzeit der Katharine von Wattenwil bildet mit seiner schweren, lastenden Stimmung und im Gegensatz dazu mit den heiteren Ereignissen eines der stärksten des Buches; ein Stück von der ewigen Unbegreiflichkeit der Daseinsnot wird darin anschaubar. Die letzten Erinnerungen aus der Zeit der jugendlichen und selbstherrlichen Freiheit treten gerade an diesem Tage vor die eben Getraute hin. Viktor von Dießbach ist ihr verlorner Geliebter. Den Bernermarsch hat sie als Lieblingskind ihres greisen und hochangesehenen Vaters in frühester Jugend schon sich zu Ehren spielen gehört. Das Fernbleiben aller adligen Verwandten, die sie wider ihren Willen nach der schweren, langen Krankheit verheiratet haben — einer Krankheit, die sie ergreift, nachdem alle Hoffnung auf selbständige standgemäße Lebensweise vergangen ist —, bedrückt sie schwer. So gesellt sich Eindruck zu Eindruck, um ihr den Tag zum Schmerzenstag zu gestalten, an dem sie den ältlichen, unscheinbaren Schilpin heiratet und allen Herzenswünschen entsagen muß.

„Die Jungfer von Wattenwil" ist im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erschienen. Br. 5, geb. 6 M.]

Digitized by Google

Es schlug eben zehn Uhr vom Kirchturm zu Köniz, als aus einer niederen Tür das just getraute Paar heraustrat.

Das war der bisherige Seelsorger der Gemeinde selbst, Jonathan Schilpin, und Katherine von Wattenwil.

Er trug ein dunkles Standeskleid, sie ein hellgraues, einfaches Gewand, gemäß den Sitten und Mandaten, und Handschuhe von nämlicher Farbe. Außer dem Brautzweig und dem zurückgeschlagenen weißen Schleier bestand ihr ganzer Schmuck in der schlanken, aufrechten Figur und den dunklen Augen im bleichen Gesicht.

Dem Paare folgte Nikolaus von Wattenwil, ein betagter Vetter, der in Köniz hauste, und etliche junge Leute aus Katherinens Verwandtschaft. Mit vier Amtsbrüdern beschloß der Geistliche, der die Trauung vollzogen, den kleinen Zug.

Jung und alt drängte sich die Bauersame beidseitig an den Weg, die Männer meistens im Sonntagsstaat und ausgerüstet mit Unter- und Obergewehr, mit rostigen Degen, mit Spießen oder klobigen Musketen. Sie wollten ihren Pfarrer sehen, heute, an seinem Hochzeitstag, da sie ihn verloren; und sie wollten vor allem die schöne, vornehme Braut sehen.

Bald da bald dort krachten von den benachbarten Höhen die Böller und Katzenköpfe.

Katherine neigte sich stumm nach links und rechts und grüßte mit den tiefen, traurigen Blicken, während der Hochzeiter strahlte und, einzelne seiner Pfarrkinder beim Namen anrufend, die Grüße laut und freundlich erwiderte.

Der Zug hatte kaum ein halbes Hundert seiner langsamen Schritte getan, so machte er halt vor dem Wirtshaus zum roten Leuen, wo das Hochzeitessen stattfinden sollte. Über die enge, steile Holzstiege gelangte man ins obere Stockwerk und in das niedrige Sälchen, dessen langer Tisch schon festlich gedeckt war.

Nun traten alle heran, zuletzt der Wirt und die Wirtin, und brachten mit Handreichung ihre Glückwünsche dar.

Da der Frühapriltag seine weiche Wärme und das schmelzende Licht durch die Scheiben hereinlachte, so wurde man rätig, den Tisch in die geräumige, nach Süden geöffnete Laube zu rücken, um sich Speise und Trank in freier Luft schmecken zu lassen und doch in der Stille. Denn die Laube lag auf der Rückseite des Hauses, der Straße abgewandt.

Müde und angegriffen setzte sich Katherine auf einen Stuhl in die Laubenecke und blickte, an die Seitenwand gelehnt, über die Brüstung, während die übrigen, die wohl merkten, daß sie der Ruhe bedurfte, da und dort herumstanden und plauderten.

Monatelang hatte sie schwer krank gelegen, mehrmals am Äußersten. Dann fand sie sich, ehe die Kräfte ihrer Lebensgeister wiederkehrten, verlobt und nun auch schon getraut.

Sie schüttelte den Kopf und rieb sich die Stirn, wie um das wirre Wurzelgeflecht eines zähen Traumes wegzustreifen. Fast wollte sie bedünken, immer noch durch die angelaufenen Fenster der winterlichen Krankenstube Schneeflocken wirbeln zu sehen, da doch der Frühling schon seit Wochen im Lande triumphierte.

Bereits flogen die Bienen, und eine, vom Brautkranz angelockt, summte um Katherinens Scheitel.

Digitized by Google

Ein Storch ruderte durch die Lüfte. Aus der Ferne sangen Kinder:

„Storcheheineli, Storcheheineli,
Chum mit mir i d' Arn!
I han es chrumms Sicheli,
Es tuet mir weh im Rüggeli,
Drum schnid' i nimme gärn!"

Aus dem Schalloch des Kirchturms war ein Dachdeck herausgeschlupft und hatte sich am freien Ende des Seiles, das er an einer Stütze des Schallbrettes befestigt und dann um den Wetterhahn geworfen hatte, zur Spitze emporgezogen, wo er sich, das Seil um den Leib geschlungen, mit der Linken festhielt und die Füße gegen das steile Schindeldach stemmte, während er mit einem Stück groben Tuches, das er in der Rechten hielt, den winterrostigen Wetterhahn blank zu putzen suchte. Die Sonne gleißte und brodelte auf seinem blonden Krauskopf.

Ein alter Mann stand auf der an einen Apfelbaum angerückten Leiter und hantierte, eine bis unter die Knie reichende grüne Schürze vorgebunden, mit der Baumsäge an den Zweigen herum.

Am schmalen Raine, auf dem sich der Kirchhof erhob, schimmerte noch ein Kranz von goldenem Huflattich. Auf dem freien Platze davor tummelten sich die Dorfbuben. Hölzerne Schwerter und Dolche an der Seite und lange Gerten oder Bohnenstangen geschultert, hatten sie sich zusammengerottet und vollführten ihre Sturmläufe, Märsche und Kriegszüge, indem sie gleichtrittig zu den Schlägen stampften, die einer von ihnen auf einer alten, löcherigen Trommel schlug.

Unweit davon rissen andere, in zwei Parteien geteilt, an einem Seil, wobei jeder Teil den anderen herüberzuziehen sich bemühte. Plötzlich brach das Seil, und alle purzelten rücklings zur Erde, so daß man zwanzig Beine miteinander in der Höhe sah und unbändiges Geschrei und Gelächter vernahm.

Abgesondert von der Wildlingsschar und näher dem Hause vergnügten sich drei Mädchen mit Blumenlesen und Spielen. Dann faßten sie sich zum Ringelreihen bei den Händen und sangen:

„Anneli mit der rote Brust,*
Chumm, mir wei i d' Haselnuß!
D' Haselnuß si no nid rif,
Chumm, mir wei i 's Bäseris!
Bäseris het no kes Laub,
Chumm, mir wei i 's Haberstrau!

's Haberstrau isch no nid da,
Chumm, mir wei i Garte ga!
Gartega isch au gar hert,
Chumm, mir wei i 's Fäderebett!
's Fäderebett isch no nid lind,
Chumm, mir wei a chüele Wind!"

Noch war der helle Singsang nicht völlig abgeleiert, als Jonathan Schilpin auf dem Kirchhof sichtbar wurde. Wie ein Schwert durchfuhr

* Brust = Brustlatz.

Digitized by Google

es Katherine: „Das ist ja dein Mann!“ Nur sie vermochte ihn von ihrem Platz aus wahrzunehmen, da er von der hinteren, ihr abgewandten Seite der Kirche herkam und just neben der vorderen Ecke halt machte.

Dann kniete er vor einem Kreuze nieder, legte den schwarzen Hut neben sich auf die Erde und faltete die Hände zum Gebet.

Es war das Grab der Mutter, von dem er Abschied nahm. Denn heute verlebte er die letzten Stunden zu Köniz. Der Amtsnachfahr war schon gewählt, seine eigene Fahrhabe schon verladen und unterwegs nach dem entfernten Dorfe weit drinnen am Fuß der Gebirge. Die Familie Wattenwil und ihre Anverwandten wollten die unter ihrem Stande Verheiratete nicht vor Augen, nicht in ihrer Nähe haben, weshalb sie den Könizer Seelenhirten auf eine Pfarre schoben, die seitab der Welt und mindestens zwei Tagreisen von Bern weg lag.

Wie nun Katherine, nachdem man sich gesetzt hatte und aufgetragen war, die kleine Tafelrunde betrachtete, da wurde ihr völlig und erst recht klar, daß sie jetzt für immer aus dem Paradies der Vornehmheit und der Edlen verstoßen und, obgleich durch die Bande des Blutes mit ihren Verwandten verknüpft, dennoch durch eine unüberspringbare Kluft von ihnen getrennt war.

Der Vetter Nikolaus, immer ein Sonderling und Liebhaber eigener Wege, war der einzige Erwachsene von allen Wattenwil, der sich eingefunden hatte. Der Bruder Anton und seine Frau hatten ihr Erscheinen bestimmt zugesichert, im letzten Augenblick jedoch unter einem, wie Katherine empfand, unwahren Vorwand an ihrer Stelle den jüngsten Sohn und die jüngste Tochter geschickt. Und andere Geschwister und nahe Verwandte hatten sich in ähnlicher Weise benommen.

Das Tischgebet, woran der Geistliche, der sie getraut, einige erbauliche Worte knüpfte, milderte die Bitternis ihres Herzens nicht.

Zwischen der Suppe und dem ersten Gericht traten zwei mit Lenzgrün herausgeputzte Dorfkinder herein, sprachen verlegen und feuerrot einen Spruch, den ihnen der Pfarrer eingedrillt, und überreichten eine mit rosa Bändern zugebundene Mappe. Sie enthielt, wie Katherine erriet, bevor sie geöffnet war, die damals üblichen gedruckten Hochzeitswünsche aus dem Kreise der Blutsangehörigen und Freunde, von denen, nach der bei solchen Anlässen im Schwange gehenden Gepflogenheit, sich mehr als einer auf den Pegasus geworfen hatte, der sonst ein solch halsbrecherisches Abenteuer wohlweislich unterwegen ließ. Auch hatten sich einige herzugemacht, die in Gewärtigung irgendeiner Spende die Blicke der versammelten Gäste auf ihr verschattetes und darbendes Dasein zu lenken begehrten.

Katherine legte, nachdem sie die Blätter flüchtig besehen, die Mappe in die Hand des Geistlichen, damit er den Inhalt zur Kenntnis bringe. Sie hatte gleich bemerkt, daß die Festpoeten, wie es den Verhältnissen entsprang, das Herkommen ihres Gatten beschwiegen, der einfacher Bauern Kind war, während sie nicht ermangelten, die vornehme Abstammung der Braut preisend hervorzuheben.

Der Geistliche las:

„Wunsch-schallende Ehren-Säul: aufgerichtet an dem hochzeitlichen Freuden-Fest des ehrwürdig hoch- und wohlgelehrten Herrn Jonathan Schilpin, getreu-eifrigsten evangelischen Pfarrers zu Köniz als Herrn Hoch-

Digitized by Google

zeiters, und der viel Ehr- und Tugend-gezierten Jungfer Katherine von Wattenwil als Jungfer Hochzeiterin, des weiland fürnehmen, weitberühmten, hochgeachteten, ehrenfesten, frommen, weisen Herrn Gabriel von Wattenwil, des kleinen Rats, Zunftherr der edlen Zunft zum Distelzwang, Seckelmeister deutschen Landes, Landvogt zu Lausanne, ihrer königlichen Majestet in Frankreich und Novarra gewesenen Guardihauptmann über einen Fahnen Eydtgenossen, ehelich herzgeliebter Tochter. Gesteuert auf den erfreulichen Hochzeit-Tag, der glücklich verloffen zu Köniz am dritten Tag Aprillen."

Diese wunschschallende Ehrensäule verkündete das Lob der Braut:

„Durch des Gerüchtes Flug schon in den zarten Jahren,
Da noch die Glieder weich, die Beine Knorpel waren,
Hat schon die Weisheit selbst von erster Wiegen an
Der hochgeehrten Braut viel Hoffnung aufgetan,
Durch hocherhebten Geist und reichbeseeltes Sinnen
Ein Ruhm zu geben ab und Preis der Pierinnen."

Schmerzlich berührte Katherine ein unansehnliches Blättchen, dessen Schöpfer, ein armseliger Hungerschlucker, sein Werklein zu dieser Stunde herumgeboten wähnen mochte an einer glänzenden Tafel, woran mindestens ein Dutzend der vornehmen, vielmögenden Herren von Wattenwil mit ihren Frauen saßen. Es zeigte das Wappen des alten Edelgeschlechtes, drei Flüge, und darüber den von mächtigen Federbüschen überwallten Turnierhelm. Der Schild daneben trug ein einfaches Kreuz. Unter den beiden Schilden stand mit schiefer, verschmierter Schrift gedruckt: „Durch Beisatzung dieses Küpferleins hat sich zu fernerer Gunst-Gewogenheit recommendieren wollen Joh. Meyer Mahler."

Das Jungvolk steckte tuschelnd und kichernd die Köpfe zusammen, als der Fetzen am Tisch die Runde machte. Schließlich wandte sich der Jüngste, von einem Alteren aufgestiftet, an Katherine: „Tante, haben die Pfarrer alle ein Kreuz im Wappen?"

Sie erkannte das Ziel der Frage aus den dummpfiffigen Gesichtern der Neffen und Nichten. Sie zwang sich zu einem Lächeln und entgegnete: „Du bist doch ein dummer Bub! So alt, und so etwas zu fragen!"

„Warum denn, Tante?" beharrte ein älterer. „Ich sehe nichts Dummes darin."

Und wieder schnitt der Chorus die Grimassen dazu.

Jetzt klingelte einer der Geistlichen scharf ans Glas, weil er die Gelegenheit für günstig erachtete, seinen Trinkspruch anzubringen, den er schon lange geladen hatte:

„Geschätzt und tugendreiches Paar, was soll ich sagen?
Ich will die güldne Zeit euch jetzo schon weissagen.
In Salomonis Lied, da ist es wohl besungen:
So werdet von der Lieb ihr herrlich sein umschlungen.
Das edel Eheweib erkennt man an den Züchten,
Hingegen den Ehherrn an seinen Pfarrerfrüchten.
Sein Ruhm in Köniz bringt hinauf bis an die Sterne,
Bald klinget überlaut sein Lob auch in der Ferne.

Digitized by Google

Es kann im grünen Tal bei himmelhohen Bergen
Die Schönheit nicht vergehn, sich Tugend nicht verbergen.
Es wird des Himmels Gunst euch reichlich sein bemessen,
Auch hohe Obrigkeit wird niemals euch vergessen.
So tuen Gott und Welt ein kräftig Bündnis schließen,
Daß ihr das schöne Glück mit Freuden mögt genießen."

Seine Stimme klang befangen, seine Augen blickten unsicher. Er spürte immer fühlbarer während seines Vortrags ein Haar auf der Zunge. Nicht weil er den Mund zu voll genommen, denn anders tat es das Jahrhundert bei Glückwünschen und Leichenreden nicht. Sondern er witterte Katherinens Lage, die er sich, während er daheim seine Verse mit saurem Schweiß zurechtgezimmert, ganz anders ausgemalt hatte. Auch wurde er aus ihren verschleierten Augen nicht klug, die so seltsam und, wie ihn bedünkte, krank aus dem bleichen Gesichte klagten.

Jonathan Schilpin ahnte nicht, daß die wohlgemeinten Reime seiner Frau ins Herz schnitten. Erfreut bat er sie, mit ihm einen Rundgang um den Tisch zu unternehmen, und erhob sich. Er reichte erst dem glückwünschenden Amtsbruder die Hand und stieß mit ihm an und verfuhr dann gleicherweise gegenüber den anderen Gästen. Nachdem er mit den vier Geistlichen einige freundliche Worte gewechselt, gelangte er zum jüngsten Sohne Antons von Wattenwil, dem Jüngsten der Gesellschaft.

„Auf dein Wohl und daß es dir immer gut ergehe!" wünschte er und klang mit ihm an.

Der Elfjährige erwiderte: „Euch auch, Herr Pfarrer!"

Katherine bemerkte freundlich, indem sie ihm die Hand auf die Schulter legte: „Aber, Hans, sag doch Onkel! Das ist ja jetzt dein Onkel."

„Nein, Tante!" wehrte er sich störrisch. „Du bist meine Tante, aber er ist der Pfarrer und nicht mein Onkel."

Die jungen Vettern und Basen verkniffen die Lippen und zwinkerten mit den Augen.

Katherine öffnete den Mund zu einer Zurechtweisung, als es an der Tür pochte. Zwei Bauern brachten ein silbernes Becherlein, das sie dem scheidenden Pfarrer als Andenken der Gemeinde und als ihr Hochzeitsangebinde zugleich verehrten. Sie mußten sich mit an den Tisch setzen und Bescheid tun aus dem blanken Trinkgefäß, das in der Runde kreiste. Bald gingen ihnen das Herz auf und der Mund über, da sie, wie sie bekannten, in der Gaststube zu ebener Erde sich allbereits etwas Mut angetrunken hatten, um in der fürnehmen Gesellschaft nicht gar zu steife Figur zu machen. Sie kramten allerhand Begebenheiten und Geschichten aus, die Jonathan Schilpins Wirken und Seelenhut ins Licht rückten.

Währenddessen raunten und ratschlagten die Herrenkinder und rutschten unruhig auf den Stühlen herum. Schließlich standen sie sämtlich zu gleicher Zeit auf, und der Älteste trat zu Katherine heran.

„Tante, wir meinen, wir wollen jetzt gehen!"

Sie sah ihn groß an. „Jetzt wollt ihr schon heim? Es ist ja erst etwas über zwölf."

„Ich habe drum heute noch Reitstunde."

„Da können aber doch die anderen bleiben."

„Ja, das eigentlich schon. Aber wir haben drum abgemacht, daß wir

Digitized by Google

alle miteinander heim wollen, weil wir auch alle auf einen Tätsch gekommen sind."

„So wartet wenigstens bis zum Kuchen!"

„Ach nein! Das Margrit hat vorhin drunten in der Küche gefragt: es gibt nur einen Kuchen mit gedörrten Kirschen. Darauf halten wir nicht viel."

Bald nachdem sie abgezogen waren, entfernte sich Katherine unauffällig und begab sich ins Pfarrhaus hinüber, um sich zur Fahrt zu rüsten, die manche Stunde erheischte.

Sie legte Kranz und Schleier ab, vertauschte das festliche Obergewand mit einem farbigeren, derberen, barg alles in eine Holzschachtel, die sie sorglich verschnürte, und setzte einen schwarzen, auf der einen Seite niedergekrempten Hut auf.

Dann ließ sie sich auf das in die Wand eingefügte Holzbänklein nieder und blickte in die niedrige, völlig ausgeräumte Stube, worin nichts zu sehen war als ein schmaler Goldgurt, den die Frühlingssonne unterm Dachrand herein durch die verbleiten Rundscheiben warf.

Sie schob, da es ihr eng und dumpf um Stirne und Brust wurde, den Fensterschieber zurück.

Ein bläulicher Heimwehduft schwamm um die Buchen am Berghang, die eben das erste Grün anschimmerte.

Plötzlich schlug eine Drossel vom Waldrand, so ungestüm und leidenschaftlich, daß Katherine das Herz leidvoll zu pochen begann und sie sich seufzend wieder auf die Bank niedersetzte.

Wie sie abermals durch den Schieber zum Wald hinüberblickte, war ihr, Viktor von Dießbach müsse zwischen den silbergrauen Buchenstämmen hervortreten, schlank und aufrecht, die behandschuhte Linke auf dem Degenkorb, und ihr mit dem breitkrempigen Hut einen Gruß zuschwingen.

Sie fuhr aus Träumen und Sinnen empor. Drunten knarrte die Haustür, Stimmen wurden laut, Tritte erscholten auf der hölzernen Treppe. Sie ergriff die Schachtel an den kreuzweise gebundenen Schnüren, eilte hinaus und stand schon oben an der Stiege, ehe Jonathan Schilpin hinaufgelangt war.

Jetzt wollte sie nicht allein mit ihm in der Stube zusammen sein.

„Ich komme, ich komme!" rief sie und schritt ihm gleich voran vor die Haustür.

Eine Blume auf dem Hut und eine im Knopfloch, stand der Fuhrmann und tätschelte die Pferde. Da standen auch die Geistlichen in den langen schwarzen Gewändern und die beiden Bauern in den langschößigen Röcken und den vielfach gefältelten, stattlichen Pluderhosen.

Frauen und Kinder, Blumen in den Händen, erharrten den Abschied.

Tauben gurrten auf den Firsten und flatterten von den Strohdächern auf die Straße und von der Straße wieder auf die Dächer, und der Dorfbrunnen plätscherte aus breiter Röhre.

„Lebet wohl, Herr Pfarrer! Lebet wohl, Frau Pfarrer! Zürnet nichts und vergeßt uns nicht!" klang es durcheinander, als die Pferde anzogen.

Der Pfarrer erhob sich von seinem Sitze, nachdem der Wagen am letzten Hause des Dorfes vorbeigerollt war, um noch einmal zurückzublicken. Dann setzte er sich wieder und richtete die zärtlichen und bewundernden Blicke eine Weile auf Katherine.

Digitized by Google

Sie lehnte mit halbgeschlossenen Augen in der Wagenecke.

Er rückte etwas näher und ergriff ihre Hand. „Liebe Frau“, sagte er.

Sie zog die Hand sanft zurück. „Ich möchte gern ein wenig schlafen. Ich bin die vergangenen Nächte nicht viel dazugekommen.“

Sie verharrte stundenlang still und abgewandt, während der Wagen durch das Frühlingsland fuhr, vorüber an vereinzelten Gehöften, an Weilern und Dörfern, vorbei an Hügeln und Bergen, immer dem Süden zu, den schneeleuchtenden Basteien und Festen der Hochwelt entgegen.

Tag und Fahrt nahten dem Ende.

Im Abendrot lodernd stieg ein gigantischer, an den Ecken mit Rundtürmen bewehrter Bergfried empor und starrte herrisch auf Dächer und Ringmauer eines Städtchens, das sich an dem niederen Hügel hinduckte, worauf er stand.

Bald sprang ein Knabe, der an der Straße auf einem Stein Auslug gehalten, an das Fuhrwerk heran und erkundigte sich, ob die darin Sitzenden nicht der Herr Pfarrer Schilpin von Köniz und seine Frau seien. Der Pfarrer bejahte verwundert und wünschte den Grund der Frage zu vernehmen. Allein der Junge rannte ebenso rasch, wie er gekommen war, wieder davon, pfiff gellend in die Finger und winkte eine nahe Anhöhe hinauf, wo zwei andere dieses Zeichens gewärtig herniederlauschten. Der eine bückte sich und entzündete einen Böller; das Dröhnen brandete weithin an den Hügeln durch die Abendstille.

Der Pfarrer schüttelte beunruhigt den Kopf. „Was soll das heißen?“ wandte er sich an Katherine.

„Du weißt doch,“ klärte sie ihn auf, „daß der Vetter Melchior, der hier als Schultheiß amtet, unsere Ankunft zu wissen verlangte und auch brieflich davon verständigt ist, daß wir heute hier nächtigen. Jetzt wird er, da er uns zu sehen und zu empfangen verlangt, Boten vorausgeschickt haben, die unser Nahen vermelden, damit er sich einrichtet. Er wird, denk ich, irgend etwas ins Werk setzen. So was tut er gern.“

Es dunkelte merklich, als sie dem Städtchen zutrabten, und die Tore waren bereits geschlossen.

Nun aber öffneten sie sich und gaben den Blick frei in die Gasse. Es gleißte, funkelte, flirrte und blitzte von Fackeln und blanken Eisen. Und plötzlich, just unter dem steinernen Torbogen, donnerte der Bernermarsch los.

Nun gewahrten sie, nachdem ihre Augen im Wirbel und Gestöber der Funken und Blitze sich zurechtgefunden, daß links und rechts in der Gasse, die Mitte freilassend, Geharnischte schritten, wohl ein halbes Hundert, angetan mit Helm, Brustharnisch und Beinschienen, die meisten lange Spieße, etliche Musketen geschultert. Dazwischen bewegten sich Knaben mit Fackeln und bunten Papierlaternen, die in der Gabel langer Stangen wippten. Voran marschierten, gleichfalls mit Helm und Brustkrebs, zwei Trommler und zwei Schwegelpfeifer. Vor ihnen ging gravitätisch, den Brustharnisch über der stattlichen Amtstracht, der von den gnädigen Herren zu Bern dem Städtchen gesetzte Schultheiß, Melchior von Wattenwil, Katherinens Vetter.

„Donnerschieß!“ lachte der Fuhrmann, „das ist justament wie Herrenfaßnacht.“

„Das gilt uns! Wir wollen aussteigen!“ mahnte Katherine und verließ mit Jonathan den Wagen, um dem Zug entgegenzugehen.

Digitized by Google

Melchior von Wattenwil bot seiner Verwandten die Hand. „Gott wilche,* Cousine und Frau Pfarrerin!“ rief er. „Ich wollte ein Zeichen tun an deinem Ehrentag, und die Mannen hier helfen mir. Guten Abend, Herr Pfarrer! Jetzt allons, zu einem Abendtrunk! Ihr seid per se meine Gäste und schlaft bei mir! Ich will dafür sorgen, daß ihr morgen nicht zu früh aus den Federn gejagt werdet.“

Unterdessen spannen sich die zwei Eisensträhne aus dem Städtchen heraus, verwirrten und lösten sich, da die Harnischmänner, um die Ankömmlinge bequemer in Augenschein zu nehmen, aus ihrer Ordnung heraustraten und, die Fäuste an den aufgestemmten dünnen Speerstangen, breitbeinig sich da- und dorthin stellten.

Nun aber schlossen sich auf den Befehl des Schultheißen die Reihen wieder, und das Tor schluckte den kriegerisch-friedlichen Zug langsam zurück in die breite Hauptgasse, zuerst Melchior von Wattenwil mit den Neuvermählten, in deren Mitte er wandelte, dann zwei als Bären vermummte Laternenträger, hinter ihnen Trommler und Schwegler und sodann die Gepanzerten, die, als ob sie aus einem Dutzend glorreicher Feldstreite zurückkehrten, sich kräftig und würdig in den Hüften wiegten und wuchtig klirrend und jeden Tritt bedeutsam markierend über das holperige Pflaster stapften, daß es unter den steinernen Arkaden und an den Häusern hallte, deren Fenster von Zuschauern strotzten.

Abermals schäumte der Bernermarsch durch die Gasse und strudelte unter die vorspringenden dunklen Dächer.

Langsam erstieg der Zug den Schloßhügel, gefolgt von der halben Bürgerschaft, die nicht nur ihre Angehörigen in Wehr und Waffen, sondern vor allem auch die hübsche, vornehme Braut und den Pfarrer sehen wollten, den der Himmel vor dem sicheren Tode so wunderbar behütet.

Um einige städtische Würdenträger vermehrt, nahm die Gesellschaft im geräumigsten Saale an zwei langen Tischen Platz. Das pfarrerliche Paar saß zwischen dem Schultheißen und seiner Frau, Katherine, dem Wunsche ihres Verwandten gemäß, den Schleier überm Brautkranz und im Traukleid.

Auf der entgegengesetzten Seite des Saales war eine niedrige Bühne errichtet. Bald erschienen darauf zwei junge Leute, geschmückt und in langen Mänteln, stellten sich vor als Theologie und Venus und haspelten einen ledernen, mit faustdicken Lobsprüchen auf den Schultheißen und die gnädigen Herren von Bern gespickten Diskurs herunter, worauf sie sich zum Schluß einträchtig umarmten.

Katherine hatte bald ein Gähnen, bald die Tränen niedergekämpft. Jetzt atmete sie auf und erwog ein Sichwegstehlen aus dem lauten Kreise. Allein ehe sie dazu gelangte, bereitete sich auf der Bühne etwas Neues vor, indem nämlich der Präzeptor mit einem ansehnlichen Rudel grüner Buben aufspazierte, sich verneigte, die Geige unters Kinn drückte und folgendes Lied der von ihm eingeübten und geleiteten Jugend begleitete:

„Die besüßten Frühlingstage
Laufen flügelschnelle fort,
Ach, es hilft uns keine Klage,
Kein erseufzend Bittewort.

* Willkommen.

Digitized by Google

Sie gedenken nie zurücke,
Was dahin ist, bleibt dahin.
Dies beruht auf einem Blicke,
Daß ich froh und traurig bin.

Drum so brauch, mein Kind, der Zeiten,
Weil die Zeiten grünend sein!
Was uns bleibt, sind Traurigkeiten,
Gehn uns diese Zeiten ein.
Ei, wie plötzlich kommt die Stunde,
Daß uns Klotho in der Eil
Schießt die Rosen von dem Munde
Durch des Todes Frevelpfeil.

Gib zwei Küßchen, gib mir eines,
Soll es ja kein mehrers sein,
Gib, mein Schatz, mir nur nicht keines,
Willst du mich dem Totenschrein
Auf ein Weilchen noch ersparen.
Was nützt denn ein kalter Kuß,
Wenn ich auf der Leichenbahren
Deiner Reu erst warten muß?"

Die heitere Unbefangenheit der Knaben, die noch die Empfindung der Worte, die sie sangen, nicht zu erschwingen vermochten, die biegsamen, frischen Stimmen, die schlankgebaute und neckisch verschwänzelte Weise brachten die Hörer in freudige Bewegung, zumal mehr als einer sein eigen Blut unter den Singenden sah. Man holte sie an die Tische und bot ihnen die Becher.

Jetzt ergriff Katherine, die vor Müdigkeit zusammenzubrechen drohte, die Gelegenheit, sich unvermerkt wegzuschleichen. Sie erhob sich, nicht ohne dem Vetter Melchior ihr Vorhaben leise mitgeteilt zu haben.

Ihre Hand lag auf der Klinke, als ein Knecht des Schultheißen, der eben hereinkam, auf sie zutrat. „Frau Pfarrer, da draußen vor der Tür steht die Marie Aidegger, die bis zu ihrer Verheiratung bei Eurer seligen Mutter, der Frau Landvögtin, gedient und Euch, da Ihr noch ein kleines Büschelkindlein wart, auf den Armen herumgetragen hat. Sie singt ihren grauen Haaren zum Trotz immer noch wie ein Distelfink, schöner als irgendwer weit im Land herum, und möchte Euch drum gern an Eurem Ehren- und Freudentag das Guggisberger Lied singen. Sie hat's Eurer Mutter selig, sagt sie, manchmal singen müssen, weil sie's so gerne hörte."

Die Frau war ergraut und etwas gebückt, obgleich sie die Vierzig noch nicht lange überschritten hatte. Sie faßte, ohne ein Wort hervorzubringen, Katherinens Hand und blickte sie aus feuchten, seligen Augen an, wie wenn ihr ein alter Herzenswunsch in Erfüllung ginge.

Von den Einheimischen, die sie alle schon gehört, mit hellem Zuruf empfangen, schritt sie bedächtig gegen die Bühne, weigerte sich jedoch hinaufzusteigen, und sang mit körnigem Alt das Guggisberger Lied, dessen schwermütige Melodie die reinste Blüte schmerzlichen Liebesverlangens ist, die den Schweizer Bergen entsproß. Es klingt, wie wenn einer in

Digitized by Google

ganz ſtiller, ſternklarer Nacht auf einſamem Felde ſein Leid aushaucht und ihm der leiſe, laue Föhn die Haare aus der heißen Stirne hebt.

„'s iſch äben e Mönſch uf Arde — Simeliberg!
— Und d's Vreneli ab em Guggisberg
Und d's Simes Hans-Joggeli änet dem Berg —
's iſch äben e Mönſch uf Arde,
Daß i möcht bi-n ihm ſi.

Und mah-n-er mir nit werde — Simeliberg!
— Und d's Vreneli ab em Guggisberg
Und d's Simes Hans-Joggeli änet dem Berg —
Und mah-n-er mir nit werde,
Vor Chummer ſtirbe-n i.

Dört unden in der Tiefi — Simeliberg!
— Und d's Vreneli ab em Guggisberg
Und d's Simes Hans-Joggeli änet dem Berg —
Dört unden in der Tiefi,
Da geit es Mülirad.

Das mahlet nüt als Liebi — Simeliberg!
— Und d's Vreneli ab em Guggisberg
Und d's Simes Hans-Joggeli änet dem Berg —
Das mahlet nüt als Liebi
Die Nacht und auch den Tag."

Jetzt hielt es Katherine nicht länger. Sie entfernte ſich raſch und wortlos.

„Bleibt doch noch ein wenig bei uns!" beruhigte der Schultheiß den Pfarrer, der ihr nach wollte. „Sie wird an Vater und Mutter denken, die ſie ſo früh verloren hat."

Katherine ſtieg eine ſteile Treppe hinauf und erreichte einen ſchmalen, hallenden Flur.

Durch einen geöffneten Laden prallte der Vollmond herein.

Sie trat unter die Öffnung und ſog die kühle Nachtluft ein. Sie blickte hinab, und es durchſchauerte ſie: ein Sturz in dieſe Tiefe, und alles wäre vorbei!

Drunten erſcholl eine Stimme. Jetzt erſt gewahrte ſie, daß es die Friedhofsmauer und der daran gelehnte Spaten des Totengräbers war, die der Mond beſtrahlte.

Unter einem ſchattigen Vordächlein hervor traten zwei Männer, die auf ſchwarzer Bahre eine Tote trugen. Augen und Mund ſtanden offen, die Arme hingen zu beiden Seiten der Bahre herunter; an den unordentlichen Kleidern blitzten einzelne Tropfen im Mondlicht.

Sie brachten ſie zu der Grube, die hart an der Mauer, außerhalb der Gräberreihe, ausgehoben war, neigten die Bahre und warfen die Tote hinab.

„So," lachte der eine und wackelte mit dem weißbärtigen Kopfe, auf deſſen Glatze der Mond kugelte, „da drunten haſt du Zeit und Weile, trocken zu werden, bis zum Jüngſten Tag."

Digitized by Google

Es war eine Selbstmörderin.

Als Jonathan Schilpin wenig später das Zimmer aufsuchte, fand er sein Weib auf den Knien vor dem Bette, das Gesicht in die tränenfeuchten Decken gedrückt, den Leib von wehlichem Schluchzen erschüttert.

Vom Heute fürs Morgen

Fünfzehnjährig und fünfzigjährig

Irgend jemand hat neulich die Bilder von bekannten Fünfzigjährigen nebeneinandergestellt. Das war nichts Neues und weckte mäßiges Erstaunen. Man kannte alle diese Köpfe schon genügend.

Da hing man die Bilder derselben Leute darunter, als sie fünfzehnjährig waren, und Blitze zuckten über das Gewölk unseres Verstehens. „So sah der aus als Knabe? Jetzt versteh ich manches." Und hinter dem Verstehen stelzte die Kritik einher.

„Seht dieses Jungen Auge an, ein Königreich verspricht es." „Und hat sich dann an einer rentablen Goldwäscherei genügen lassen." — „Und des andern feines Kinderhändchen!" „Eine Pranke ist daraus geworden." — „Wie eine Pfirsichblüte hat jenes Jungen Wange geleuchtet." „Sturzacker jetzt." — „Seht jenes vierten Knaben verschlossenes Gesicht — nichts verspricht es." „Und hat so viel gehalten."

Ich hab dann eine stille Stunde abgewartet und bin ohne Zorn und Liebe an den Bildern hingegangen. „Ohne Zorn und Liebe," las ich irgendwo, „das ist der Boden, auf dem gerechte Kritik erwächst." Aber mir erwuchs nichts daraus, gar nichts. Da mischte ich ein Tröpflein Liebe bei, und siehe, nun begannen sie zu reden:

Fünfzehnjährig — fünfzigjährig, ein Anfang und ein Ende. Aber wenn es nicht drunter stünde, daß dies und das derselbe Mensch sei, sähest du's? Ich sehe beide entfernte Punkte einer Kurve. Jedoch die Kurve selber seh ich nicht . . .

Komm, Fünfzehnjähriger, schau mir noch einmal fest ins Auge. So — jetzt will ich das meine schließen. Im Dunkeln fahr ich deinen Weg nach, unterirdisch tast ich deinem Lebensfaden nach — zwanzig Jahre — dreißig Jahre — vierzig — fünfzig — halt, jetzt hab ich's. Augen auf und verglichen — stimmt's? Jetzt stimmt es auf ein Haar.

Und nun das nächste Bilderpaar. Eine Doppelfrage blickt dich an aus beiden: Stieg dieses Menschen Bahn von fünfzehn zu den fünfzig aufwärts? Oder stieg sie abwärts? Sonderbare Antwort: Beides.

Stellst du dich so zu diesen Bildern, steigt die Kurve an. Jetzt stell dich so, was siehst du? Sie fällt.

Wie aber soll ich mich denn stellen? Stell dich selbst in ihre Kurve, dann wirst du erkennen: Es gibt hier kein Oben oder Unten, so wenig wie es eine Wahl gibt aufwärts oder abwärts, es gibt nur ein ehern Müssen in der Fortentwicklung seines Selbst.

Und du begreifst, warum der weiche Mund des nächsten Jungen später so verhärtet werden mußte. Warum die trotzig aufgepreßten Lippen eines andern so geschwätzig werden mußten. Warum der erstaunte Bergsee jenes Auges ein Krähenkirchhof wurde.

Fünfzehn Jahre — fünfzig Jahre sind in eins verschmolzen. Die Schicksalsströme rauschen. Ein hoher

Digitized by Google

klarer Stern spiegelt sich darinnen:
Notwendigkeit. Fritz Züricher

Friedrich Huch,

unter unsern Prosadichtern einer der allerbesten, ist in München gestorben. Wir teilen das unsern Freunden heute nur kurz mit, bald sprechen wir von Friedrich Huch nochmals.

„Fortgeschrittene Lyrik"

Oder: etwas vom Bluffen

Unter dieser Überschrift (ohne das vom Bluffen, versteht sich) bringt Alfred Kerr in seinem „Pan" sogenannte „Gedichte", die Anlaß zu der Preisfrage geben könnten: Hat jemand schon etwas Ekelhafteres gelesen? Also zum Beispiel:

„Es hat ein Gott mich ausgekotzt,
Nun lieg ich da, ein Haufen Dreck,
Und komm und komme nicht vom Fleck.
Doch hat er es noch gut gemeint,
Er warf mich auf ein Wiesenland,
Mit Blumen selig bunt bespannt.
Ich bin ja noch so tatenjung.
Ihr Blumen sagt, ach, liebt ihr mich?
Gedeiht ihr nicht so reich durch mich?
Ich bin der Dung! Ich bin der Dung!" und:

„Sie hat an ihrem Liebesmunde
(Verflucht ja!) eine offene Wunde,
Zu Ende ist mit meiner Ruh es.
Ist das nun Lues?
Sie sieht entsetzt mich zögernd zweifeln,
Wünscht das Geschwür zu allen Teufeln,
»Ich hab mich heute früh gerissen.«
(Wer kann es wissen?)"

Sowie, da aller „guten" Dinge drei sind:

„Wie schön, nach einer Liebeserfüllung im Bett (wenn man eins hat) allein zu liegen,
Und müde zu träumen und zu denken, sie wird vielleicht Kinder kriegen.
Aber ich? Was kann denn mir passieren?
Ich werde höchstens morgen oder übermorgen eine andre verführen.
Kondoms? Sie mangeln mir. Alimente?
Wer aus mir einen roten Heller herausholen könnte!!"

Usw.

Aber diese Schöpfungen schreibt unser Kerr: „Junge Menschen sind anständig. Indem sie so unanständig sind. Dies ist ein Neunzehnjähriger." Wieso, Verehrter, „anständig, indem sie so unanständig" sind? Kann das einen Sinn haben, so den: weil sie dann wahrhaftig sind. Aber, Herr Kerr, Hand aufs Herz: glauben Sie dem Jüngel das von den vier unehelichen Kindern und das von den drei gleichzeitigen Geliebten, was gleich folgt, und das von seiner praktischen Schweinerei ohne jede „Störung", ich will nicht sagen: durch jugendlichen Idealismus, aber doch durch das bescheidenste Maß von Anständigkeit? Ich glaube ihm nicht mal, daß er schon ein so vollkommener Lump ist, wie er sich im letzten Stück bekennt, da auch das Lumpentum bis zu seiner Vollkommenheit eine Entwicklung und also mehr Zeit braucht, als unser Neunzehnjähriger bisher gehabt hat. Sind Sie wirklich so wenig Menschenkenner, Meister Kerr, daß Sie nicht merken, wie fürchterlich dies Bürschlein aufschneidet? Schneidet es aber auf, so redet es nicht Poesie, sondern Stuß. Schamlosigkeit allein ist auch wohl noch kein Verdienst. Mit Ihren bedeutend klingenden Sätzen haben Sie bluffen wollen, Meister. Und dann: „fortgeschritten" mag das Früchtel sein, insofern es sich dem von ihm im zweiten Stück bezeichneten Endzustande des

Digitized by Google

„Dungs“ immerhin schon annähert. Aber wieso ist das „Lyrik“? Wieder ein Bluff, Meister Kerr! Wenn Sie solchen Mist vor den Fenstern Ihrer Leser abladen, so kann ich nicht sehn, warum, als: weil er ihnen geeignet schien zum Bluffen. Mit „Geist“, versteht sich: „seht, es glänzt wie Mist, also ist es Gold“. Denn das wäre doch eine Beleidigung für Sie, anzunehmen, Sie lüden die Fuhre hier deshalb ab, weil Ihre Leser so was gern röchen.

●

Diese Zeilen waren geschrieben, als mir ein „Gedichtband“ der „fortgeschrittenen Lyrik“ zu Gesicht kam. Sein Verfasser heißt Ernst Blaß, und er selber, der Gedichtband, heißt, nein, wie originell: „Die Straßen komme ich entlang geweht“. „Vor-Worte“, eins immer geistreicher als das andre, leiten ihn ein. „Der Lyriker der nächsten Zeit wird sich nicht schämen.“ Gewiß doch nicht, wir hörten das eben schon. Und er wird „voll Andacht sein“, „voll einer skeptischen, gefiederten, fortgeschrittenen, kriegstüchtigen, voll einer tänzerischen und erkennenden und geschwinden Andacht“. O, Nietzsche, bleibe im Grabe auf dem Rücken, auch, falls sich dieser Sprachschöpfer auf dich beruft! Und er, der fortgeschrittene Lyriker, „wird im wesentlichen darauf bestehen, daß seelenlose, mechanische Intelligenz nichts Auszeichnendes, daß jedoch Antiintellektualismus (mit und ohne Schweiz) zum Kotzen ist“. Man sieht: Blaß weiß den idealistischen und realistischen Sprachstil zu mischen, immerhin, das Zeitwort mit k liebt auch der andre Fortgeschrittene. Diese Art Lyrik aber „ist »fortgeschrittene« Lyrik genannt worden von einem, der, ein großer Lehrer all dieser Dinge, für Europa schafft“ — wie wird er heißen? — „von Alfred Kerr“. „Nicht wegen Großstadtmilieus so genannt, sondern wegen jener kritischen, beschwingten, fechtlustigen Daseinsstimmung selbst in der Lyrik.“

Erste Probe, „Wüten“:

„Wozu soll das Sich-Ermahnen?
Ekel blakt in mein Gestiere.
Wie besoffne, dicke Tiere
Treffen sich zwei Straßenbahnen.

Und das läuft erfreut, Gewimmel.
Parkalleen lang will ich rennen,
Aber mir der Abendhimmel
Soll, ein feurig Wüten, brennen.

Wenn der grauen Bäume Strunk
Schon zu Asche will zerfließen,
Werden meine Arme schießen,
Habichte, durch Dämmerung.“

Zweite Probe, „Freundschaft“:

„Ach, wie ist es schön zu gehen
Unter viel Kastanienbäumen,
Die die Wunderkronen blähen,
Wonne duften, Süße träumen.

Ferne fließt der Freundin Grete
Seele, die ich tief erflehte,
Sanft erlöst zu guten Kitschern...
Vögel zwitschern. Vögel zwitschern.“

So ist das Buch. Gegeistreichel bald auf Töne von Heine, bald auf solche von Stefan George, bald nach Nietzsche, dem Vielmißhandelten, bald nach ihm, der „für Europa schafft“. Sprachliche Parterre- (sehr Parterre-) Akrobatik. Damit man nicht meint, ich wählte tendenziös, ein paar Muster, die ein Bewunderer als Brillanten preist:

I

„Verloren schwebe, schlafe ich umher
In einer seidnen, guten Außenwelt,
Ich bin ja still und bin so gar nicht schwer,
Daß nichts mich nur auf kurze Zeit behält.

Digitized by Google

Ich fühl, wo hinter Häusern, Platz und Stadt
Du, Sonne, dich im Abendglanze senkst,
Daß du, Geliebte, gehst, belebt und glatt . . .
Ich fühle sehr, wie du nicht an mich denkst."

2

„Der Oberkellner denkt hinaus (entrückt)
An Mädchen, Boote, Schilf . . . an Schlachtensee.
Der Dichter träumt: ». . . und werde nie sie haben . . .«"

3

„Und schwatztest angstlos schwere Träumerein
Und dumpf und immer gütig im Gewähren . . .
Ein Fahrrad führten oft die beiden Hände dein.
Mein Leben kann noch viele Stunden währen."

Vom Muster 1 behauptet jener andere, daß hier „die mannigfachen Ahnungen von Vergänglichkeit, Begrenztheit des Daseins, Unendlichkeit, Trostlosigkeit und alle Herrlichkeit der Sehnsucht durcheinanderfluten . . . Das ist reine Lyrik". Von Muster 2: „hier charakterisieren drei Zeilen das Schicksal des Durchschnittsmenschen und des unrettbar verstrickten Geistigen". Von Muster 3: „Zauberhaft wird die Erinnerung an einen Jugendfreund beschworen." Dieser Kritiker heißt Otto Pick, und sein Aufsatz über die neue lyrische Größe Ernst Blaß kam im „Zeitgeist" des „Berliner Tageblatts". Das sei Lyrik, ja, das sei Poesie!

Sahst du dem schon zu, Leser, wenn frühlings im Zoologischen Garten die Kraniche auf einem Bein um ihre Damen tanzen? „Seht, so was kann ich!" Uns andre geht das ja eigentlich nichts an, aber es freut uns doch. Wenn der Mann, der die Straßen entlang geweht kommt, dergleichen tut, so ist das eigentlich auch eine interne Sache, nämlich von Berlin WW. Aber freuen tut es uns andere doch auch. Nur: mitbewundern tun wir nicht.

Kerr ist nichts weniger als ein „dummer" Mensch. Er ist auch kein Mann ohne ästhetisches Feingefühl: selbst wem bei seiner Sprachbehandlung mitunter nicht wohl bleibt, selbst der weiß manche seiner Theaterkritiken dankbar zu schätzen. Wie kommt das nun eigentlich, daß er den Mangel an Leben und die Aufdringlichkeit der Pose in solchen Reimereien nicht fühlt, die uns andern vollkommen evident scheinen? Sollte es doch wieder das Thema vom Bluffen sein, das da mitspricht? A

Zum Thema: Kino-Ballade

Zu Rauschers Aufsatz über die Kino-Ballade (XXVI, 13) erhalten wir folgende Zuschrift, die zeigt, wie man auch von der andern Seite, von der Dichtung her, schon zu ähnlichen Einsichten kommt.

„Mir ist der Gedanke an die Balladenmäßigkeit der Kino-Kunst gekommen, als ich Schillers Bürgschaft gründlich auf ihren dichterischen Bau betrachtete. Da leuchtete es mir auf: Das ist ja das herrlichste Kinodrama! Man lese einmal das Gedicht daraufhin unter dem Eindruck des Rauscherschen Aufsatzes. Und nun stelle man sich vor: Die Ballade selbst wird von einem verständigen Menschen (ohne das Jahrmarktspathos der Kino-Rezitatoren) vorgelesen, dann folgt in bunter Bilderreihe die Illustration. Da bietet sich auch für den großen Schauspieler Gelegenheit zu einer glänzenden Darstellungskunst, die wundervolle Naturbilder be-

Digitized by Google

gleiten könnten. Man denke an die Stufen der Verzweiflung, die der Held — immer durch neue unvermutete Schrecknisse gesteigert — erklimmen muß, man denke an das Spiel des intriganten Tyrannen und an den Übergang von Unglauben zu Erstaunen, zu fragendem Verständnis, zu Ergriffenheit, das der Schluß bietet. Mir will scheinen, das sei eine würdigere Aufgabe für einen Bassermann als die dichterisch sinnlose Darstellung eines Irren. Ebenso lassen sich aber gewiß hunderte von passenden Kinostoffen unter unseren klassischen und modernen Balladen finden. Besser wäre das jedenfalls als alles bisher eigens fürs Kino Gedichtete, auch als die gesinnungstüchtigen und langweiligen „Schülervorstellungen".

Rauh

Ein Buch über Richard Strauß

Zweihundertzweiundsiebzig Seiten umfassend, ausgestattet mit einer größern Anzahl von Bildern, die wie üblich zum Teil ganz gleichgültig sind nach Inhalt oder Gehalt, versehen mit einem brauchbaren Literaturverzeichnis, so liegt ein äußerlich recht stattliches Buch über Strauß nun endlich vor.*

Der erste, biographische Teil schildert Straußens Leben bis zur Komposition des „Rosenkavaliers". Über eine „Schilderung" zur Darstellung oder Gestaltung erhebt sich der Verfasser dabei leider nicht. Er verzichtet darauf, ein Zeitbild oder einen Überblick über die kunstgeschichtliche Stellung Straußens zu vermitteln, und selbst von der kleineren Umwelt des Tonkünstlers erhält man mehr einzelne lustige Züge als eine anschauliche Zusammenfassung. Dagegen legt der Verfasser viel Gewicht auf genaue Angabe gewisser, in unsern Augen nicht so belangvoller Daten [zum Beispiel: wann Strauß Verlobung-Anzeigen versandt habe, oder wörtlich: „Am 5. 12. 82 begleitete Strauß Benno Walter das Violinkonzert in Wien, an einem Abend, den dieser im Bösendorfersaal mit der Münchner Pianistin Eugenie Menter (der Schwester Sophiens) gab. (Voraus ging die Kreutzersonate).] Es gehört zu den kulturell bedenklichsten Eigenheiten unsrer durchschnittlichen Buchproduktion, und besonders auf musikalischem Gebiete, daß sie lieber fünfmal zu viel rohen Stoff als eine Auswahl des Wesentlichen in schriftstellerisch würdigem Gewande bietet. So sah Dahms' Schubert-Werk aus wie ein durch „Text" schlecht verbundenes Kalendarium, und wesentlich besser steht es trotz einiger Intermezzi mit dieser neunzig Seiten starken Biographie auch nicht. Es gibt dafür schon ein ganz äußerliches aber bedeutsames Merkzeichen: das Satzbild. Man vergleiche einmal ein geschriebenes mit einem zusammengestellten Buch: dort Sätze, Satzfolgen, Gedankenfolgen, Stoffgruppenbildung unter weithin reichenden Gesichtpunkten —, Ruhe im guten Sinne; hier Zerrissenheit jeder einzelnen Seite durch Klammern, Zahlen, Unterstreichungen, Stoffzerstückelung bis ins Kleinste. Es mag wohl auch in etwas mit der Minderwertigkeit dieser Form zusammenhängen, daß man vom Leben des Künstlers Strauß ohne die geringste Ergriffenheit liest, daß alles so glatt und gehaltlos sich ansieht, psychologisch so durchschnittlich wie sonst nur die Erlebnisse eines ganz alltäglichen Ta-

* „Richard Strauß" von Max Steinitzer, Verlag Schuster & Löffler, Berlin. 6 M.

Digitized by Google

lentes. Man hätte Richard Strauß einen besseren Verkünder seines Wesens wünschen mögen.

Dieser Wunsch erstreckt sich leider auch auf die folgenden Teile, von denen der zweite überschrieben ist: „Der künstlerisch-ethische Charakter im Licht seiner Zeit und im Licht der Tatsachen". Auch hier, wo man einen Darsteller erwarten sollte, findet man einen Streitredner, der oft sogar ins „Advokaten"hafte herabsinkt. Der Verfasser nimmt sich aus Zeitungen und Zeitschriften einzelne Äußerungen oder auch gewisse landläufige Schlagworte wie „Kind seiner Zeit", „Dekadent", „Artist" und ähnliche, vor und knüpft zustimmend oder ablehnend ein paar Bemerkungen daran. Daß Steinitzer — wohl der bekannte „Grobian" — dabei nicht ohne Schärfe und manchmal recht witzig vorgeht, sei zugestanden. Aber wie plump und wie unhaltbar sind doch meist seine Glossen. „Wir leben im Zeitalter der Ich-Neurose. Auch den bedeutendsten Erscheinungen gegenüber stellt der öffentlich Urteilende gewöhnlich sein Ich, auch wenn dessen eigne lebendige Erfahrung nur dem bescheidensten Kreis entstammt, nicht hinter, auch nicht neben, sondern entweder ablehnend oder irgendwie monopolisierend, über das seines Objekts und kämpft in diesem Sinne um die Superiorität mit ihm wie der heilige Michael mit dem Drachen. Natürlich siegt er meistens. Und obgleich die Gewalt jener Großen über uns in Gefühlswerten ruht, geschieht dies in Form eines analysierenden logischen Prozesses." Es ist gewiß ein schwieriges und nicht einmal ein angenehmes Geschäft, solche verschwommene Selbsterleichterungen, deren „Geschmack" hier nicht erst eigens beurteilt werden möge, näher ins Auge zu fassen; aber wer dies einmal versucht, wird bald finden, daß hier ein der Logik sehr fern Stehender, wie dies denn öfter zu geschehen pflegt, mit der Logik kämpft. Was hat es damit zu tun, daß Kunstwerke Gefühlswerte enthalten, wenn jemand irgendein Werk logisch analysiert? Nichts. Eine solche Analyse braucht in keinem Falle jene Werte zu schädigen, so wenig wie begriffliche Klärung eines Tatsachenbestandes in irgendeiner Weise „Superiorität" verrät oder verraten soll. Das „obgleich" und Steinitzers ganze Satzbildung erweisen sich nur als die leicht durchschaubaren stilistischen Hilfsmittel, einem höchst trivialen Gedanken durch „geistreiche" Antithetik Eingang zu verschaffen. Und überdies bedürfte es wahrlich einer wesentlich eindringlicheren Vertiefung in die Psychologie der Kunstwirkung, ehe man die naive Behauptung aufstellt, ihre Gewalt „ruhe" in Gefühlswerten. Endlich aber, was hat, selbst die Richtigkeit dieser Beobachtung unterstellt, das Ganze mit „Neurose" zu tun? Wenige Seiten später eifert Steinitzer selbst gegen den Mißbrauch psychiatrischer und anderer termini technici, „ein Unwesen, dessen grotesker Umfang gewöhnlich im umgekehrten Verhältnis zu dem medizinischen Wissen des Sprechers auf diesem Gebiete steht". Der Stil und die Höhe der Auffassung in diesem Buche bestimmen sich nach diesen Proben fast für das Ganze. Es kann nicht wundernehmen, daß der Verfasser statt selbst Erarbeitetes und Geschlossenes zu geben, sich auch weiterhin mit Kritikern herumschlägt, Zitate mit koketten Hinweisen abwechseln läßt, einzelne verhältnismäßig unwichtige Probleme scharfsinnig behandelt, und dann wieder mehrere

Digitized by Google

Seiten auf Straußens so wenig bedeutsame Schriftsteller-Arbeit oder irgend etwas ganz Nebensächliches verschwendet.

Der letzte Teil des Buchs besteht aus einem Verzeichnis der Werke Straußens in zeitlicher Reihenfolge; den einzelnen Titeln ist dabei je ein kleiner Text beigegeben, der teils durch stark fachmäßig musikalische Erklärungen, teils aber auch durch ein paar oberflächliche Hinweise, oft nur mit wenig Worten, zur ersten Einführung in den Sinn des betreffenden Stückes dienen soll. —

Ein Buch, und nicht nur ein Buch sondern auch manches andre Ding, sieht sich häufig ganz anders an, je nachdem, ob man es auf seinen Gehalt, seine Form, auf seine relative Annäherung an das betrachtet, was darin hätte verwirklicht werden können, oder auf seine augenblickliche zeitliche Brauchbarkeit. In diesem Fall: so wenig ich etwa Steinitzer dem Kunstfreund, dem musikalischen Laien, dem Genießer, dem Lernenden auch nur nennen würde, da ich es für unmöglich halte, sich hineinzuvertiefen, davon bereichert oder auch nur an Straußens Wesen und Werk nahe herangeführt zu werden, so muß es doch empfohlen werden für alle, die zu irgendeinem Zweck Daten, Titel, Hinweise, Fremd- und Selbstzeugnisse usw. über Richard Strauß und sein Schaffen suchen. Mit andern Worten: als „Materialsammlung“ ist das Steinitzersche Buch seit seinem Erscheinen wie man so sagt — unentbehrlich. Aber er hätte sie ohne literarische Ansprüche auf einem Drittel des Raumes und zu einem Drittel des Preises geben müssen, um sich den uneingeschränkten Dank der Musikwelt zu sichern. Fr. Gü.

Ein neuer Weg zu Bach

Selbstanzeige

Die berechtigten Klagen über den Rückgang der Hausmusik und das Sinken des musikalischen Geschmacks richten sich zunächst gegen die unheimliche Vermehrung der Klavierdilettanten, die meist überhaupt keine Musikbildung suchen. Gleichwohl bringt auch ein Einblick in die Verhältnisse des anerkannten allgemeinen Klavierunterrichts den Eindruck, daß dem Übermaß von Technik ein Mindestmaß von Musikbildungspflege gegenübersteht. Die Abhängigkeit vom Elternhaus mag manche Mißstände entschuldigen. Einen entschieden ungünstigen Einfluß übt aber auch das moderne Virtuosentum, indem es mittelbar allzu einseitig die solospieltechnische Schulung fördert. Mit dieser Störung des Gleichgewichts zwischen technischer und musikalischer Bildung hängt mancher weitere Übelstand zusammen; als besonders beklagenswert erscheint der Mangel einer methodischen Einführung in die Elemente des Begleitspiels, das die Grundlage des Musizierens bildet, zugleich aber auch die der Musikbildungspflege ist. Eine Solospieltechnik ohne die Ergänzung der Begleitspieltechnik krankt an einer folgenschweren Lücke.

Da die Einführung in das Begleitspiel mit seinen beiden natürlichen Voraussetzungen, dem Spiel vom Blatt und dem Zusammenspiel überhaupt, noch in die Zeit der Elementarstufe fallen muß, wird die Genauigkeit des Solospiels oft bedenklich gefährdet, wenn jene Übung fehlt. Ich weiß nun recht wohl, daß in der instruktiven Klavierliteratur wenig vierhändiges Übungsmaterial vorhanden ist, das sich für die Einführung in die Elemente des Begleitspiels eignen

Digitized by Google

würde; man kann daher auch den Unterricht nicht allein dafür verantwortlich machen, daß er die auch von ihm wohl gefühlten Lücken nicht schon längst ausgefüllt hat.

Natürlich ist auch nicht jeder Stoff diesem Zwecke dienstbar zu machen. Schließlich drängte sich mir im Suchen die Überzeugung auf, daß nur ein der Polyphonie entnommener Stoff für unsere Zwecke fruchtbar gemacht werden könne, ohne die Solidität der Solospielpflege im geringsten zu beeinträchtigen.

Eine Auswahl aus J. S. Bachs instruktiven Klavierwerken, eingerichtet für vierhändiges Zusammenspiel, ohne das Original irgendwie zu ändern, war das praktische Ergebnis dieser Erwägungen.

In dieser Bearbeitung steht das gesuchte Material für die Einführung in die Elemente des Begleitspiels zur Verfügung der Klavierlehrer. Versuche haben ergeben, daß schon die richtige Durcharbeit des ersten Heftes genügte, um darzutun, welche Vorteile davon zu erwarten sind. Besonders erfreulich dünkt es mich, daß damit zugleich jene vollendeten instruktiven kleineren Werke des großen Klavierpädagogen Bach dem guten Klavierdilettantenunterricht zugänglich gemacht sind, dem sie gemeinhin ziemlich fern blieben. Auch die Eltern werden bald erkennen, daß es sich nicht um die Einschmuggelung eines einseitigen Bachkultes handelt. Es wird sich wieder einmal zeigen, wie Bach in Wahrheit nicht der als langweilig verschriene Kontrapunktiker, sondern einer der melodienreichsten Meister ist.

Wenn die drei ersten Hefte bestimmt sind, der Einführung ins Begleitspiel die Wege zu ebnen, so mögen die vier weiteren Hefte, dem Inhalt des „wohltemperierten Klaviers“ entnommen, dazu beitragen, der gebildeten Klavierdilettantenwelt den Einblick in das bedeutendste Klavierwerk Bachs zu vermitteln.

Ich hoffe, daß mit alledem nicht nur zur Erziehung eines feineren musikalischen Empfindens, sondern auch für die musikalische Erziehung des Volkes überhaupt und besonders in der Hausmusik für die Gesundung des Geschmacks ein neuer Weg gewiesen ist. K. Eichler

Gabriel Seidl

ist gestorben, als unser voriges Heft schon unter die Maschine ging, wir hätten ihm darin keinen Nachruf mehr widmen können. Aber auch wenn wir's gekonnt hätten, hätten wir's nicht getan, denn gerade über Erscheinungen wie Seidl spricht sehr leicht zu rasch, wer schnell über sie sprechen muß. Seidl ist in München gefeiert worden, wie kein zweiter, und doch hat mancher, der's mit dem Bauen von Herzen ernst nahm, gerade über ihn so bitter gesprochen, wie vielleicht auch über keinen zweiten. „Er hat das moderne München gebaut“, sagen die einen. Und die andern: „Er hat verhindert, daß das moderne München gebaut wurde.“

Das ist gewiß: dem München, wie es heute dasteht, hat Seidl seinen Baustempel aufgedrückt, soweit das nicht ältere Zeiten schon getan haben. Das „Altdeutsche“, wenn gleich in der Form des Barocks, hätte sich an der Isar ganz gewiß nicht so lange gehalten und so breit entwickelt, wäre nicht Gabriel Seidls Kraft dabei und seine Autorität und sein Einfluß dafür gewesen. Die ihn nur als Eklektiker gelten lassen, sehen an den eigenen malerischen, und auch an den eigenen Raumwirkungen vorbei, die Seidl mit alten Motive erreichte. Ein Beispiel

Digitized by Google

nur: wie die Annakirche auf den Platz, wie sie in die Stadt gestellt ist, man vergleiche das mit den Leistungen andrer „altdeutscher“ Baumeister, um mit einem Schlage das künstlerische in Seidls Schaffen zu fühlen. Aber das ist auch wahr, daß er unterm Banne aus tausend Erinnerungen zusammengewebter Bilder arbeitete, nicht im Suchen nach neuen Gestaltungen, herausformend aus dem Zwecke hier und dem Stoffe dort. So ging er weniger, als uns Neuen gefällt, auf eigenen Ausdruck der Sache und mehr auf eine überlieferte malerische und reich geschmückte Erfreulichkeit. Für die Gesundheit der neuen Baugedanken ist aber gerade Gabriel Seidl Zeuge. Denn mehr und mehr wirkten sie auch auf ihn, und das „Deutsche Museum“ wird nach seiner Vollendung den Gedanken erwecken: hätte dieser Bau an dieses Baukünstlers Beginn gestanden, was hätte unsre Zeit, was hätte man für Jahrhunderte von ihm erhoffen dürfen!

Übrigens war seine Bedeutung mit seiner eignen baukünstlerischen Tätigkeit ja durchaus nicht beschlossen. Als Berater und Anreger wirkte er weit darüber hinaus. Und besonders sei ihm noch übers Grab dafür gedankt, daß er die Sache des Heimatschutzes für Bayern schon energisch geführt hat, ehe es einen Bund Heimatschutz gab.

Der Sezessionskonflikt

Als im vorigen Jahre die Künstler der Berliner Sezession den merkwürdigen Entschluß faßten, an Stelle eines der Ihrigen einen Kunsthändler zu ihrem Präsidenten zu erwählen, sprachen einsichtige Freunde gleich die Befürchtung aus, daß eine solche Wahl allzuleicht zu Mißhelligkeiten führen könnte. Was sie prophezeit, ist nur zu schnell eingetroffen. Gleich die erste Ausstellung unter dem neuen Präsidium hat einen schweren Konflikt gezeitigt.

Unter den diesmal mit Arbeiten zurückgewiesenen Mitgliedern der Sezession finden sich gerade auffallend zahlreich solche, die seinerzeit gegen die Wahl des Kunsthändlers Cassirer gestimmt haben. Es ist menschlich zu verstehen, wenn sie in ihrem Groll einen Zusammenhang zwischen dieser ihrer Gegnerschaft gegen den Präsidenten und ihrer Zurückweisung erkennen wollen und die Jury beschuldigen, daß sie sich bei ihrem Spruch von dem Präsidenten habe beeinflussen lassen.

Das Urteil einer Jury wird bei den Zurückgewiesenen selten objektiv angesehen; auch das ist menschlich. Man glaubt lieber an Ungerechtigkeit der Richter als an eigne Schuld, zumal wo Schuld soviel wie Unfähigkeit bedeutet. Wir haben auch zur Genüge erfahren, wie die jüngere Generation, solange Liebermann die Präsidentschaft führte, diesen als reaktionären Tyrannen und blutigen Unterdrücker seiner „Überwinder“ an die Wand gemalt hat. Alle Jurymitglieder mußten sich damals den Vorwurf gefallen lassen, daß sie sich bei ihrem Urteil allzusehr von der beherrschenden Persönlichkeit Liebermanns beeinflussen ließen.

Doch ist hier ein wesentlicher Unterschied.

Unter dem Einfluß einer starken Kunstpersönlichkeit zu stehen, gilt auch bei Künstlern nicht als ehrenrührige Sache. Sich aber von einem Geschäftsmann, von dem man geschäftlich nicht ganz unabhängig ist, aus diesen geschäftlichen Rücksichten in seinem Urteilsspruch beeinflussen lassen, das wäre eine Unehrenhaftigkeit, wie sie bei einem Rich-

Digitized by Google

ter nicht viel weiter gehen kann. Dieser ehrenrührige Vorwurf ist nun gegen die diesjährige Jury erhoben worden, und die Juroren werden zum Kadi gehen, um sich ihre persönliche Lauterkeit amtlich bescheinigen zu lassen.

Natürlich wird außer den gereizten Abgewiesenen schwerlich jemand, der die beteiligten Persönlichkeiten kennt, an die Möglichkeit einer plumpen, unmittelbaren, bewußten Beeinflussung glauben. Aber es hieße die menschliche Natur phantastisch verkennen, wenn man leugnen wollte, daß auch der Selbständigste ganz unbewußt und unmerklich Beeinflussungen erleiden kann. Es ist eben wieder eine rein menschliche Sache, und niemand wird sich gegen den Verdacht wehren können, daß er sich irgendwie ein wenig von einem andern habe bestimmen lassen. Steht nun unglücklicherweise ein Geschäftsmann im Vordergrunde, so wird die Lage für die Beteiligten stets eine Peinlichkeit behalten. Ebenso wie die natürlichste menschliche Einseitigkeit die Überzeugung bei einem Präsidenten, der ein Geschäftsmann mit geschäftlichen Interessen an der Kunst ist, immer leicht anders beurteilt wird, als die noch so schroffe Einseitigkeit eines präsidierenden Künstlers, als welchem immer die Anerkennung des Idealismus und der rein künstlerischen Überzeugung zusteht.

Bei dieser ganzen Angelegenheit handelt sich's also letzten Endes um die Lage, in die der ganze Vorstand der Sezession sich gebracht hat dadurch, daß er die einflußreichste Stelle einem Geschäftsmann übertrug. Das ist peinlich nicht zum wenigsten auch für den Präsidenten selbst. Die gerichtliche Austragung über den besondern Fall, das heißt die Verurteilung derjenigen, die einen beleidigenden Verdacht plump ausgesprochen haben, wird die Peinlichkeit nicht wegschaffen. Im Gegenteil. Es wäre kein Zugeständnis an die Verleumder, sondern nur eine verständige Einsicht, wenn man aus der fatalen Angelegenheit die Erkenntnis gewänne: an die Spitze einer Künstlervereinigung gehört kein Geschäftsmann, sondern ein Künstler.

Solche Erkenntnis enthielte auch keinen Mißtrauensausdruck gegen die Persönlichkeit Cassirers, dem als geschäftlichem Beirat die Berliner Sezession außerordentlich viel zu danken hat. Erich Vogeler

Naturformgärten

Die wichtigste Errungenschaft in der modernen Gartenkunst ist wohl: daß man wieder gelernt hat, die Form aus dem Zweck abzuleiten. Wenn auch die Umstände, aus denen sich ein Hausgarten, eine Friedhofsanlage oder andre Wohn- und Kulturzwecken gewidmete Gärten entwickeln müssen, teilweise andre sind als bei dem Bau eines Hauses, wenn auch Boden und Pflanzen den größten Teil des Baumaterials bilden, so haben wir es doch auch hier mit einer Raumgestaltung nach architektonischen Grundsätzen zu tun. Die Gartenkunst bietet überhaupt in den allermeisten Fällen nur Aufgaben der angewandten Kunst.

Die folgenden Anmerkungen* wollen durchaus nicht gegen den architektonischen, den „stilistischen" Garten sprechen. Aber mit dem Gesagten ist noch lange nicht, wie oft mißverstanden wird, die Ablehnung des Naturalismus in der Gartenkunst für alle Fälle begründet.

* Ausführlicheres in meinem Buche „Der Naturformgarten. Ein Versuch zur Begründung des Naturalismus im Garten." Verlag von Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. O.

Digitized by Google

Ein „Naturformgarten“ kann auch heute noch sehr wohl am Platze sein. Nämlich als freies Kunstwerk, in sich selbst abgeschlossen und unabhängig von seiner Umgebung. Diese Voraussetzung wurde in der früheren landschaftlichen Gartenkunst gar nicht oder nicht genügend berücksichtigt. Bei dem früher herrschenden Bestreben, „die Natur nachzuahmen“, entstand etwas Panoptikummäßiges, ein Zwitterding, welches nicht Natur und auch nicht Kunst war. Die „Naturwahrheit“ ist aber für die Gartenkunst als solche vollkommen belanglos. Der Naturformgarten ist etwas Unabhängiges, Eigenartiges, das in geistiger Verarbeitung der Natureindrücke entstanden ist.

Als in sich abgeschlossenes Kunstwerk ist er in jeder Größe denkbar. Architektur umgrenzt ihn wie der Rahmen das Bild. Bei einer allzugroßen Ausdehnung könnte irgendeine dichte Umpflanzung den Rahmen bilden. Im Naturformgarten selbst bietet sich eine unerschöpfliche Fülle von Möglichkeiten in der Verteilung der Massen, weit mehr als in den alten Landschaftsgärten, deren Raumgestaltung durch Herrschaft der Regeln vom goldenen Schnitt beengt wurde. Der Naturformcharakter sollte auf das strengste gewahrt werden, nirgends gestört durch irgendwelches Streben nach „Ordnung“. Die Natur selbst bildet den Rand des Gebüsches aus, belebt den Grund der Pflanzung mit ihren „Unkräutern“. Auch die Weggestaltung sollte sich hier der Natur einfügen: durch ungleiche Breite, Vermeidung der gleichmäßigen Schwingung und Höhenführung, naturalistische Gestaltung des Randes. Die Bodenplastik, die bisher durch die Theorien der alten Landschaftsschule in manierierter Weise behandelt wurde, ist selbst bei ganz unbedeutenden Höhenunterschieden unendlich ausdrucksfähig in ihrem Zusammenklingen mit der Pflanzung. Die Phantasie muß nur beweglich genug sein, um die verschiedenen Möglichkeiten herauszusehen. Die relative Schönheit einer natürlichen Pflanzengestalt in einer bestimmten Umgebung kann uns erst im Naturformgarten ganz deutlich werden. Denn im Architekturgarten kann ein malerisches Stück Natur wie etwa ein alter Baum nur eine Kontrastwirkung erzeugen. Die Ideen des Künstlers, der den Naturformgarten entwirft, werden sich freilich von Zeit zu Zeit ändern und den wechselnden Bedingungen der Natur anpassen müssen, denn aus dem Wachstum, der Verwitterung usw. ergeben sich immer neue Gestaltungsmöglichkeiten, während ältere Möglichkeiten aufgehoben werden. Aber das ist ja nur ein Vorteil.

Aus diesem allmählichen Werden des Materials ergibt sich freilich das gewichtige Bedenken, daß bei der Übertragung der Idee in die Wirklichkeit das Material des Gärtners zu widerstrebend, die Ausführung zu langwierig sei. Unleugbar ist der Landschaftsmaler in dieser Hinsicht besser dran. Aber rechtfertigt ein nur abgestufter Unterschied in der Biegsamkeit des Materials die völlige Ablehnung eines Kunstzweiges? Dem Gartenkünstler steht hier das Naturstudium zur Seite, indem er aus seiner Kenntnis heraus vorher berechnet, Bedingungen herstellt und der Natur zur Ausführung überläßt. Zusammen mit der unmittelbaren Behandlung des Materials findet er hierin die Möglichkeit zur künstlerisch notwendigen Beherrschung seines Stoffs. Rudolf Bergfeld

Klagen gegen den „Heimatschutz“

werden jetzt nicht selten laut, und

Digitized by Google

man darf kaum sagen, daß sie alle ohne Grund wären. Mit der Ausdehnung auf immer weitere Kreise verphilistere, heißt es, da und dort der Heimatschutz, fördere das nur Altertümelnde eben, weil's altertümelt, hemme auch das gute Neue. Sicher, dergleichen geschieht manchmal. Geben wir das ruhig zu und stellen wir nun unsre Fragen!

Erstens: Glaubt ihr Gegner des Heimatschutzes, daß es früher, ohne ihn, besser oder schlechter war? Die Frage stellen, heißt für jeden, der sich überhaupt noch der früheren Zustände erinnern kann, sie erledigen. Die Jüngeren aber mögen sich die Früchte jener „Baugesinnung" ansehn, gegen die der „Heimatschutz" gegründet ward; sie liegen ja noch in den Straßen genug herum. Wir haben, was Städte- und Dorfbau im Großen und Kleinen und was Ruinierung der landschaftlichen Schönheit anbetrifft, vor zwanzig Jahren noch geradezu schauerliche Zustände gehabt.

Zweitens: Hätten wir sie überwinden können ohne Heimatschutz? Ich denke nicht nur an den vom Kunstwartkreise aus gegründeten Bund dieses Namens, ich denke an all die verschiedenen Organisationen zur Pflege der Sache in Haupt- oder Nebenamt, denke daran: daß es gelungen ist, über die Kreise der Ästhetiker, Künstler und Schriftsteller hinaus das Volk für sie zu gewinnen. Daß es gelungen ist, Mehrheiten dafür zu bilden, die nun als reale Mächte wirken, wo nicht nur die Gedanken träumen, sondern sich im Raum die Sachen stoßen.

Drittens: Mehrheiten bestehen bekanntlich nicht nur aus den ungeheuer Gescheiten, die niemals Böcke schießen, Mehrheiten bestehen überall in der Hauptzahl aus Mitläufern, die nach Ansicht der Führer noch häufiger als die Führer irren. Aber: Wenn eine Sache mehr nützt, als sie schadet, besteht sie dann nicht zu Recht?

Viertens: was tut man, daß im Heimatschutzbunde möglichst wenige Schnitzer begangen werden? Man darf die Mehrheit nicht in Dingen entscheiden lassen, in denen die Mehrheit nicht entscheiden kann. Möglich, daß in dieser Beziehung viele Heimatschutzvereine zu „demokratisch" eingerichtet sind. Wir empfehlen ihnen die Organisation des Dürerbundes. Alle Mitglieder wählen den Gesamtvorstand von mehr als hundert anerkannten Sachverständigen. Der Sachverständigenrat seinerseits wählt den engeren Vorstand, den „Arbeitsausschuß", welchen Vertrauensmännern dann die selbständige Arbeit zusteht für alles, was nicht die Einzelvereine, sondern der Bund als solcher tut. Mit einem Abstimmen nach der Mehrheit aller Mitglieder auch über die Einzelfragen wird nicht nur die Arbeitslust gehemmt und die Schlagkraft gelähmt, sondern auch für eine Menge von Entschließungen als oberste Instanz der Zufall angerufen. Die wirklichen Intelligenzen unter den Mitgliedern erkennen das willig an, die Organisation des Dürerbundes ist in seinen eignen Kreisen noch niemals angefochten worden. Sorgt also auch in den Heimatschutzverbänden dafür, daß die Bestgeeigneten an die Spitzen kommen, die Sachverständigen, und die laßt dann ohne Majorisierung nach ihrem Ermessen handeln!

Ich meine also: wir sollten uns der breiten Ausdehnung auch des Heimatschutzes von Herzen freuen, denn Offiziere ohne Heere hat jede Kulturbewegung jederzeit gehabt.

Digitized by Google

Aber den Offizieren soll man auch das Führen überlassen. Anderseits sollen sich diese Herren an der eignen Nase zupfen, wenn ihnen die Führerschaft entgleitet, und sich fragen: wie machen wir's unsern Mitgliedern klar, daß bei ästhetischen Fragen nicht majorisiert werden darf? V.

Vom Straubinger Petersfriedhof

Die Bildchen, die wir in der Illustrationsbeilage vom Sankt Petersfriedhof in Straubing (Bayern) vorlegen, zeigen für Deutschland durchaus nichts Unerhörtes, aber diese, gottlob noch nicht gar seltenen Schönheiten werden allerorten bedroht. Der Petersfriedhof ist wohl seit dem 13. Jahrhundert bis zum Jahre 1879 für Beerdigungen benutzt worden, jetzt erscheint er kaum noch als ein Friedhof, mehr als ein Garten. Die Wege sehen nicht mehr aus wie künstlich angelegt, sie durchziehen nach natürlichem Bedürfnisse den teilweise mit Gras bewachsenen Platz, schlängeln sich um die romanische Pfarrkirche und die in gotischer Zeit entstandenen Kapellen (unter ihnen die Sühnekapelle Herzogs Ernst für die unglückliche Bernauerin) und eröffnen freundliche Blicke auf die Schönheiten in der Nähe und auf die Landschaft draußen. Überall begegnen wir der ausgleichenden Arbeit der Natur: die Gras- und Blumendecke verschleiert die Gräber, der Efeu umschlingt, die Rosen überblühen sie, und die einst bescheidenen Lebensbäume wetteifern nun in der Höhe mit den schlanken Formen der Bauten.

Der Petersfriedhof in Straubing war schon bedroht, an hundert andern Stellen sind alte Kirchhöfe gleichfalls bedroht, an wieder hunderten sind sie bereits zerstört. Es ist unglaublich, wie wenig unser Volk noch immer des Schatzes an Schönheit sich bewußt wird, der in den alten Friedhöfen für Gärten und Parkanlagen fertig dargeboten wird. Sogar die Stadt Wien hat, irren wir nicht: auf Luegers Anregung, alte Friedhöfe ohne viel Änderung zu Parkanlagen übernommen, aber in andern Großstädten (in Dresden zum Beispiel bei dem wundervollen Eliasfriedhof) zögert man, Wiens Beispiel zu folgen, und in kleinen steht noch vielfach eine beinahe lächerlich abergläubische Scheu dieser Benutzung entgegen. Zerstört die alten Friedhöfe nicht! Immer und immer wieder möchte man allen Verantwortlichen diesen Satz in die Seele hämmern. Zerstört sie nicht, denn ihr könnt sie bei euren Lebzeiten durch nichts ersetzen! Es gibt nichts Friedlicheres als sie, wo die Zeit längst die letzte Träne um die getrocknet hat, die hier schlafen, wo für den Vernünftigen nur der freundliche Gedanke übrigbleiben kann: hier hat das Leben seine Formen gewechselt, hier ist es wieder Erde, Baum und Blüte geworden. Da braucht es auch nicht viel Gärtnerarbeit. Vielleicht ein paar Reste von Nur-Verfallenheit ohne Schönheit hinaus, ein paar Bänke und vielleicht noch einen Spielplatz und einen Flugbauer hinein — das Übrige kann man getrost den Blumen, den Vögeln, den ausruhenden Großen und, vor allem, den spielenden Kindern überlassen.

Das Hönnetal,

„das schönste Tal Westfalens", soll durch Kalksteinbrüche der Rheinisch-Westfälischen Kalkwerke besonders an seinem Eingang „total ruiniert" werden. Man versucht, was man kann, um es zu retten und ver-

Digitized by Google

sichert uns, „alle Westfalen“ würden dem Kunstwart „von ganzem Herzen dankbar sein, wenn er auch in diesem Falle helfen könnte“. Aber wir wissen nicht, wie wir das anfangen sollten, wenn die Steinwerke das Geldverdienen vor die Rücksicht auf die Wünsche der Bevölkerung setzen. Es geht nun einmal so: die Heimat- und die Vaterlandliebe ist in Worten gar gewaltig, und jeder, der das im einzelnen Falle bezweifelt, ist ein schnöder Mann, aber gegen das heilige Kapital kommt kein andrer Heiliger auf. Und so geht Heimatschönheit auf Heimatschönheit dahin, wo „Geld zu machen“ ist. Kalk gibt es ja in Westfalen sonst auch genug, aber der im Hönnetal gehört den guten Geschäftsleuten, die nicht einsehen: Warum für die Allgemeinheit *gerade sie* die Opfer bringen sollen. In letzterem Satz liegt auch in Wahrheit die *Schwierigkeit* dieser Fragen. Wir sollten exproprieren, sollten aber auch auf billige Weise *entschädigen* können, und zwar auch das letztere von *Allgemeinheits* wegen. Bis die Mehrheiten zu dieser Erkenntnis gekommen und die erforderlichen Gesetze da sind, wieviel wird da noch zerstört werden!

Die Schußprämien der Brieftaubenvereine

Alljährlich, wenn der Frühling von den Bergen steigt, versendet das Präsidium des Verbandes der Brieftaubenliebhabervereine einen Aufruf an Zeitungen, Jäger und Forstmänner, in welchem um Fang und Abschuß von Raubvögeln ersucht wird und Prämien im Gesamtbetrage von etwa 4000 Mark ausgelobt werden. Ja, man hat sogar Sonderprämien, Ehrenpreise für diejenigen ausgesetzt, welche die meisten der gefährlichen „Taubenräuber“ wegknallen. Es wird hinzugefügt, daß im vorigen Jahre für 3187 eingegangene prämiierungsfähige Fänge, nämlich für 74 Paar von Wanderfalken, 1206 Paar von Hühnerhabichten und 1907 Paar von Sperbern, Prämien gezahlt wurden. Das bedeutet also — die etwaigen schlechten Fänge nicht mitgerechnet — eine Minderung von 1600 heimischen Raubvögeln!

Es soll gern zugegeben werden, daß ab und zu bei dem Wettfliegen der Tauben die eine oder andere, vielleicht auch viele den heimischen Schlag nicht wieder erreichen und daß auch manche den Raubvögeln zum Opfer fallen. Aber ist es darum vom Standpunkte des Naturschutzes recht und billig, in *dieser* Weise unter Aussetzung von hohen Preisen massenmörderisch gegen an und für sich schon aussterbende Tiergattungen zu wüten? Der Brieftaubensport ist heute, wo man auch beim Militär die Brieftauben viel geringer als ehedem schätzt, da er durch drahtlose Telegraphie, Heliographie, Flugzeuge in den Schatten gestellt wird, mehr und mehr zu einer privaten Liebhaberei geworden. Und darum „Räuber und Mörder“? Daß man das Raubzeug nicht allzu üppig werden läßt, dafür mögen und werden die Waidmänner schon sorgen, aber mir scheint, denen könnte man das überlassen. Unsere Tierwelt verarmt ja ohnehin zum Erschrecken. Es bedeutet immerhin etwas, unsrer Landschaft jedes Jahr anderthalb tausend Edelvögel zu entziehen. B

Vom dritten Geruch

Ist Kunst erhöhte Sinnlichkeit, so sollte auch der Geruchsinn einige Pflege erfahren. Selbst die

Digitized by Google

Fütterung der Bestie Mensch veredeln wir künstlerisch, und jedermann ist damit einverstanden, zumal wenn er selbst zwischen etwas Schmackhaftem und Schiffszwieback wählen soll. Ist der Geruchsinn niedriger oder materieller als der Gaumengeschmack?

Es werden uns täglich und reichlich so viele üble Gerüche erbarmungslos zugemutet vom üblen Dampf der Kleider der Armen bis zu dem noch übleren des Automobils der Reichen, daß ein bißchen guter Veilchenduft als Abwechslung gar nicht so übel ist. Das Parfüm verdient nicht an sich die Verachtung, die es bei uns genießt. Nur seine so häufige unkünstlerische und gemeine, sowie seine kürzlich im Kunstwart besprochene aufdringliche Benutzung verdient ihn.

Wie sind wir eigentlich dazu gekommen, gerade gegen den Geruchsinn, diesen ätherischsten und zartesten unsrer Sinne so skeptisch zu sein? Man raucht Zigaretten, man zieht den Duft des Kaffees ein und die Blume des Weins, — sind denn wirklich diese Beigaben zu gröberen Mund- und Magenfreuden so viel edler als die freien Wohlgerüche, die nichts wollen, als den Geruchsinn erfreuen?

Die Alten hielten viel von edlen Wassern. In der Bibel ist das ewige Evangelium enthalten von dem Weibe, das des Herrn Füße mit duftendem Wasser wusch. Die katholische Kirche, die so viel Ursprüngliches beibehalten hat, räuchert Weihrauch in ihren Kirchen. Wie kamen wir dazu, in unsrer Verachtung dieser Freuden so sehr unsre Ehrlichkeit zu fühlen?

Ich will es sagen, indem ich das Lied vom dritten Geruche singe:

Die Welt entwickelt sich. Wir werden steigend ehrlicher.

Das alte Indien und sein feiner Kulturduft spiegelt sich darin, daß diese Länder die Heimat der künstlichen Blumendüfte sind.

Aber nicht vorhandene Blumen darf man unsrer Meinung nach nur dem Gesicht durch Farben vorspiegeln, nicht aber dem Geruchsinn; denn jenes ist Kunst, dieses gilt uns als Betrug, und unsre Kultur ist ehrlicher. Wir halten allen Wohlgeruch für verwerflich. Wir verstehen fast etwas wie Halbweltdunst darunter.

Und vielleicht ist wirklich darin am kräftigsten der Unterschied der alten und unsrer Kultur symbolisiert, daß, was in jener ein edler Lebensgenuß galt, für uns fast etwas Verdächtiges wurde.

Der künstliche Blumenduft soll einen besseren Geruch vorspiegeln, als der Mensch eigentlich an sich hat. Deshalb geht er uns gegen die Wahrheit.

Ehrlich ist man nur, wenn man nach versessenem Tabak riecht.

Inzwischen kommt eine neue Kultur über uns gegangen, die auch der Bier- und Tabakskultur ein Ende machen wird. Niemand zweifelt daran, daß das Quadrat von Ehrlichkeit Wissenschaft heißt. Unsre Kultur ist auf dem Wege, sich aus einer Kultur der Ehrlichkeit oder des Tabaksdunstes zu einer Kultur der Wissenschaft oder des Naphtalins und des Karbols hinaufzupotenzieren.

Die steigende Ehrlichkeit riecht man schon der steigenden Fürchterlichkeit der Gerüche ab.

Die Menschen in der alten Kultur meinten durch ihr Gefühl zu wissen, was ihnen gut und was ihnen schlecht sei. Es gilt unter uns für ein Zeichen intellektueller Unehrlichkeit, sich seinem Gefühl zu überlassen oder ihm in irgend etwas Glauben zu schenken. Nur

Digitized by Google

die reine Wissenschaft darf ausmachen, was uns gut und was uns schlecht ist. Auch die Bier- und Tabakskultur räumte dem Gefühl zu viel ein, legte zu viel Gewicht auf „gemütliche" Qualitäten. Die reine Naphtalin-, Benzin- und Karbolkultur erst wird die Kultur der Wissenschaft sein. Die Wissenschaft hat festgestellt, daß das Beste für den Menschen Karbol, für seine Kleidung Naphtalin, für seine Fortbewegung aber Benzin sei. Nur so kommt er zu garantiert reiner Luft.

Wenn auch der letzte Dorfbewohner nicht mehr an Bazillen, sondern nur noch an Ekel sterben kann, so wird die rein geistige Kultur — die Kultur des dritten Geruchs und der Wissenschaft — vollendet sein. G G

Politik

Kultur und Politik sind Spiegelbilder des Entwicklungszustandes eines Volkes. So schwer nun Art und Wegrichtung der Kultur abzuschätzen sind, so leicht sind sie das bei der Politik. Vorausgesetzt, daß man an eine solche Abschätzung ohne selbstische Voreingenommenheit herantritt. Jedenfalls bietet die Geschichte der Menschheit, die Geschichte ganzer Rassen und einzelner Völker ein reiches Material an Vergleichswerten für jeden Zustand und jede Form der Entwicklung.

Was ist unter „Politik" zu verstehen?

Ganz allgemein die Art der Betätigung eines Staatskörpers seinen eigenen Gliedern gegenüber und gegenüber dem Ausland. Diese Betätigung ist abhängig vom Gehalte eines solchen Staatskörpers; sie ist aber unabhängig von seiner Formgebung. Die Folgerung hieraus mag zur Verdeutlichung hier schon vorausgegriffen werden: Ob ein Staatskörper monarchisch oder republikanisch ausgebildet sei, ist für den Erfolg seiner innern und äußeren Betätigung gleichgültig. Dies ist eine ganz einfältige Wahrheit, die an hundert Beispielen aus allen Zeiten und für alle Verhältnisse bewiesen erscheint; sie ist indessen noch lange nicht Gemeinbesitz aller Politiker geworden, so daß allen Ernstes bittere Kämpfe ausgefochten werden, welche Form des Staatskörpers nicht etwa bloß für ein bestimmtes Land, sondern ganz allgemein für „den" Einzelnen und „die" Gesamtheit günstiger sei.

Die erste feste und überlegene Staatsform, die in die Urformen der Gesellschaft ordnend eingriff, war die absolutistische. Wohl wird ursprünglich ein hervorragend begabter Stammesgenosse zum Führer in freier Wahl berufen worden sein, in fast allen Fällen aber wird dieser Führer jede ihm gegebene Möglichkeit seinen natürlichen Instinkten nach benützt haben, um seine Macht auszubreiten, sich und seine Anverwandten nach Möglichkeit über die Genossen zu erheben und Gut und Ansehen zu vererben. Begab es sich nun, daß dem tüchtigen Vater ein tüchtiger Sohn folgte, so wird bei den einfachen Formen nicht eben viel dazu gehört haben, sich mit ausgeprägten Raubtierinstinkten zum Beherrscher eines Stammes zu machen.

Es mag in einzelnen Fällen anders gegangen sein, so daß sich andre Staatsformen herausbildeten; eine unübersehbare Linie gleichgearteter Beispiele aus allen Erdteilen zeigt uns aber, daß diese absolutistische Form, die wohl ihren Ursprung im Orient hat, die erste von politischer Bedeutung war.

Digitized by Google

Es ist das auch durchaus natürlich, denn die Gesamtkraft findet ihre beste Wirkungsmöglichkeit, wenn sie von einem überlegenen Führer gelenkt wird, der die Kräfte der Einzelnen zusammenfaßt und in überlegener Anordnung zur Wirkung bringt.

Man kann aber damit, daß sich die Kräfte aller, oder wenigstens der meisten Einzelnen nach einem großen Gesichtspunkt hin richten, daß diese ideale Macht sozusagen die Führung übernimmt und der gewählte Führer eigentlich nur ihr Symbol ist, nicht ohne weiteres rechnen. Bei einem größern Volke, zumal einem begabten, sind die persönlichen Interessen viel zu verschieden, als daß leichthin das Aufflammen einer großen Begeisterung alles Selbstische verdrängen könnte. Die Ergebenheit gegenüber den noch wenig gebändigten Naturkräften liegt diesen Menschen sicherlich viel näher und sie findet in der Ergebenheit gegen einen gottbegnadeten Führer etwas Gleichgeartetes. Die Glückseligkeit des Einzelnen und der Erfolg seiner Sache hängen, wie schon bemerkt, durchaus nicht davon ab, daß jeder aus klarer Überlegung einen großen Einsatz leiste. So frei und selbständig darf man sich den Vertreter der ersten geschichtlichen Epochen ebensowenig vorstellen — wie den Menschen unsrer eignen Zeit.

Folgen wir dem Gang der Entwicklung des Staatskörpers, so sehen wir, wie sich im Schoße dieses von dem einen mehr oder weniger gewaltsam angeeigneten Staates, den er als persönlichen Besitz ansieht und als einsichtiger Mensch sorgsam verwaltet, langsam die Einzelnen entwickeln. Auch hier wieder tun zahllose Beispiele dar, daß der an der Spitze stehende Führer mit seinem Gute schlecht umgeht, seine Untertanen durch Bedrückung zur Unzufriedenheit reizt, und dadurch die Leistungsfähigkeit des Einzelnen wie der Gesamtheit herabsetzt. Aber das beweist nicht, daß diese Staatsform als solche schlecht sei, sie bietet unter den nötigen Voraussetzungen trotzdem die größte Glücksmöglichkeit. Entsprechend unsrer Kindheit, wo uns keine Sorgen, wo uns keine Verantwortlichkeiten drücken, so daß sie bei sonst günstigen Verhältnissen tatsächlich die schönste Zeit unsres Lebens ist.

So wenig wir aber für unser Mannesalter die Zustände unsrer Kindheit herbeiwünschen, so wenig wird man für ein reiferes Volk die Staatsform des Absolutismus wollen.

Den natürlichen Gesetzen nach wird die Macht der vereinigten Untertanen wachsen im selben Verhältnis wie die des absolutistischen Führers entartet. Durch kluge Duldsamkeit, die nötigenfalls sehr wohl mit eiserner Strenge gemischt sein kann, wird sich eine Veränderung weit hinausschieben lassen. Wird sie indessen zu lange gewaltsam verhindert, so wird schließlich ein überreifer Zustand explosiv, revolutionär in Erscheinung treten.

Revolutionen pflegen sodann nicht n u r das herbeizuführen, was dem Entwicklungszustand des betreffenden Volkes entspricht. Wo die Bande gelöst sind, da wird leicht alle Form zerschmettert, dem weitausgreifenden Vorstoß folgt der Rückschlag und durch beides wird eine Riesensumme an Kraft und Arbeit verbraucht. In der Reihe folgt dem Absolutismus das konstitutionelle Führertum, und von jetzt ab steigt die Macht der Volks-

Digitized by Google

glieder durch den ständig erweiterten Machtbezirk der Volksvertretungen. In ähnlicher Entwicklung pflegt sodann unter gewöhnlichen Verhältnissen die Republik und die Demokratie und schließlich die Ermüdung und die Auflösung zu folgen, die mit einem Absterben enden kann, die aber auch, in seltenen Fällen, eine Verjüngung bedeuten kann, wobei die Entwicklungsformen der Reihe nach wieder von weiter vorn beginnen.

Wir müssen uns hier versagen, die Richtigkeit dieser Betrachtung an Hand vieler Beispiele zu belegen. Schon deshalb, weil darin nur dargetan werden soll, wie die Werte der Politik recht beschränkte Gültigkeit haben, wie jeder Punkt, jede Anschauung, mag sie mit noch so viel Begeisterung und Erbitterung verfochten werden, nichts andres ist, als ein Punkt in einer Linie. Alles fließt auch hier. Wir kommen den größten und den kleinsten Problemen durch ruhige Erwägung viel eher auf den Grund, als durch affektvollen Ansturm.

Wo stehen wir nun mit unsrer zeitgenössischen Politik, was geht sie uns an, wo sollen wir anfassen, da wir doch als Pflicht ansehen müssen, der Verwaltung und Betätigung unsres Staatswesens einen persönlichen Anteil zu spenden? Oder ist es nicht notwendig, daß ein jeder sich um die Politik als eine persönliche Sache kümmere? Da doch allenthalben die Arbeitsteilung durchgeführt ist, ein Schuhmacher sich nicht um einen Schneider, ein Maler sich nicht um einen Dichter kümmert?

Es braucht gerade in diesen Blättern keines weiteren Beweises dafür, daß es eines jeden Pflicht in seinem eigenen Interesse, in dem seiner Kinder und seiner Volksgenossen ist, an der Politik teilzunehmen, das heißt: alle ihm verständlichen Fragen mit zu erwägen, und wo er's kann, mit zu entscheiden. Der Gebildete, der heute eine fast ängstliche Scheu vor allem Politischen hat, gerade er ist als der Einsichtsreichere im Volk auch der Berufenere, um sich mit Politik zu befassen! Nur, wenn das den Gebildeten bewußt wird, ist es möglich, daß sich das ganze Wesen der Politik veredelt und kräftigt. Heute ist es in schier unübersehbarem Wirrwarr die freie Domäne zahlloser gutenteils abenteuerlicher Elemente, gegen die der gewissenhafte Politiker fast hoffnungslos ankämpft.

Unsre Sorge muß es sein, daß das an Kraft so mächtig anwachsende Deutschland der Zukunft ein Deutschland sei, das nicht wie ein Hunnenstrom in der Welt zerstört, sondern in ihr als Kulturkraft segensreich gestaltet.

Die erste Frage pflegt nun zu sein: welches ist meine Partei, wo soll ich mich anschließen?

Aber schon diese Frage halten wir für verfehlt und irreleitend. Denn wessen Überzeugung sich mit einem Parteiprogramm deckt, der wird sie gar nicht stellen. Es ist ja selbstverständlich, daß sich einer Partei anschließen wird, wer mit ihrem Programm und ihrem Tun übereinstimmt, wo das zutrifft, wird einer nicht erst fragen. Wer fragt, beweist aber, daß er seiner Sache nicht sicher ist, und der unausgeglichenen Zuläufer hat jede Partei schon zu viel. Steckt doch in unserm Parteiwesen schon Unklarheit und Unwahrheit genug, daß es wahrhaft nicht zweckmäßig wäre, sie zu vermehren. Man halte sich von den unklaren Schwärmereien fern und jage keinen leeren Phantastereien nach, betrachte sein Volk und überlege, was ihm und seinem

Digitized by Google

Entwicklungszustand im einzelnen Falle gerecht werden mag.

Politik kann der einsichtige Gebildete auch dadurch selber treiben, daß er der Unredlichkeit in Zeitungen und Parteien entgegenarbeitet. Wie oft hören und lesen wir offenkundige Unwahrheiten, gegen die wir uns doch nicht auflehnen, die darum immer wieder auftauchen und zur Verwirrung der Unmündigen beitragen. Und in unsrer heutigen Politik spielen die Unmündigen, die von gewissenlosen Führern geleitet und gehetzt werden, eine so gefährliche Rolle, daß sie einem aufrichtigen Freund des Volkes mit Sorge erfüllen muß.

Wer in seinem Kopf und seinem Hause Ruhe und Ordnung hat, wer Roheit und Unwahrheit in seinem eignen Fühlen und Handeln nicht duldet, der ist berufen, auch in diesem großen Garten mit Hand anzulegen. Unverdientes Glück hat unser Volk in ungesundes Hasten und Stürmen versetzt. Soll es hierbei nicht fallen und brechen oder verrohen, so ist die Arbeit aller notwendig, aller, und der Gebildeten zumeist. Es mag bequemer sein, abseit zu stehen, aber pflichtwidrig ist es auch.

Nur auf der gesunden Grundlage eines reinen, verinnerlichten Volkslebens können Blüte und Frucht einer Kultur reifen. Daß ernstem und zähem Bestreben der Erfolg nicht ausbleibt, das wissen die Leser dieses Blattes aus den Gebieten der ästhetischen Kultur.

Bernhard Amberg

Vom neuen Kronprinzenbuch

Wenn man bedenkt, wieviel über ein paar Worte in der Vorrede dieses Buches von den Zeitungen geschrieben worden ist, so wird einem wieder einmal erstaunlich klar, was wahrhaftig kein Ruhm für uns ist: hinter den Worten unsrer Fürsten horchen wir her, als wären wir ihre beglückten oder mißvergnügten Diener. Ein Kronprinz schreibt unter ganz andern Bedingungen als irgendwer sonst. Und das ist es, was „unserer“, scheint's, nicht glauben mag: er schreibt so unbefangen darauf los, wie er unter Kameraden plaudern würde. Vielleicht liegt etwas von Tragik darin: was ihn im Verkehr menschlich liebenswürdig macht, gerade das soll er vor der Öffentlichkeit nicht tun, die Unbefangenheit wird ihm künstlich ausgetrieben. Wir haben in den angefochtenen Sprudelsätzen nichts von Bedrohung gegen andre finden können, aber Unbedachtheiten an dieser Stelle, ja das waren sie. Von andern Seiten wird an dem Buch „Deutschland in Waffen“ kritisiert, daß sich ein deutscher Kronprinz nicht dazu hergeben solle, Unbedeutendes zu schreiben, das jeder gebildete Hauptmann ebenso schreiben könnte. Ja: Bedeutendes zu sagen *hat* er doch wahrscheinlich nicht immer und *gilt* es ganz sicherlich auch nicht immer: kann nicht eine solche Kritik leicht zu einem Sich-bedeutend-*Machen* verführen, das wir am wenigsten wünschen werden? Aber aus andern Gründen würden wir wünschen, das an und für sich hübsche und geschickte Buch „Deutschland in Waffen“ wäre ohne Beihilfe des Kronprinzen erschienen. Schon deshalb, weil ein noch besseres Buch seiner Art nicht dagegen aufkommen könnte, solange der Name des Kronprinzen als buchhändlerische Beihilfe wirkt.

Digitized by Google

Kontrollversammlung und Alkoholverbot

Jüngst waren wieder im ganzen Reiche die ebenso notwendigen wie lästigen Frühjahrs-Kontrollversammlungen, und unter den dabei gebräuchlichen militärischen Vermahnungen kam auch eine Warnung vor dem Alkohol. Man stünde, hieß es, an diesem Tage der Kontrolle unter dem Militärgesetz, und falls man sich irgendeines — großen oder kleinen — Vergehens schuldig mache, müßte man militärgerichtlich abgeurteilt werden. Da sei eine Warnung vor dem Genuß des Alkohols am Platze. Es stehe statistisch fest, daß die große Mehrzahl der Vergehen vor, während und nach Kontrollversammlungen auf übermäßigen Genuß von Alkohol zurückzuführen sei, insbesondere sei das oft zu beobachtende vorschriftswidrige Verhalten gegen Vorgesetzte fast immer eine Folge von Trunkenheit.

Ich sah mich dort, wo ich dabei war, ein wenig um. Nun ja, die große Mehrzahl war, was man nennt, „nüchtern". Es war eben erst 10 Uhr. Man war um acht aus den Federn gekrochen, war um neun auf den Platz des militärischen Stelldicheins gebummelt und hatte knapp ein halbes Stündchen übrig gehabt, die Kameraden mit einigen Ganzen anzuprosten. Aber der Platz vor dem Versammlungslokal war mit Tischen und Bänken gut besetzt, dazwischen liefen Kellnerinnen hin und her, um den Neunuhrfrühdurst der angestrengten Kontrollmannschaften mit schäumenden Krügen zu löschen. Drinnen, in den Zimmern neben dem Versammlungssaal war das Bild, von dicken Rauchschwaden brennender Zigarren überschleiert, noch um einiges bewegter. Indessen, der Respekt vor dem Offiziersrock war den Leuten noch nicht weggeschwemmt, und die Kontrollversammlung konnte sich ohne Zwischenfälle abwickeln.

Was nachher geschah, sah schon etwas anders aus als deutsche Disziplin. Ohne die mindeste Scheu vor dem nahen Vorgesetzten, der soeben noch vor dem Alkoholgenuß gewarnt hatte, ward der unliebsam unterbrochene Frühschoppen von dem Großteil der Leute fortgesetzt. Und zwar keineswegs aus einer Art von böswilliger Opposition, sondern etwa in dem Gedanken, ein Räuschlein nach der Kontrollversammlung sei ein gutes überliefertes Recht. Der Sermon des Herrn Majors — Gott ja, das wird immer wiederholt, weil's eben im Dienstreglement so steht. Also Prosit Brüderchen, und noch einmal! So denkt der deutsche Ersatzreservist und Landwehrmann, und danach tut er. Längst sind die Tage der Kontrollversammlungen für die arbeitenden Hunderttausende Anlässe zum Blaumachen geworden. Und wenn dabei nicht noch viel mehr zu „passieren" scheint, so ist das wohl auch dem Umstand zu danken, daß die Vorgesetzten an solchen Tagen lieber beide Augen zudrücken, als eins.

Der Leser, der mit den deutschen Heereseinrichtungen nicht vertraut ist, fragt: wie das möglich sei, daß die Leute sich in den Kasernen und auf ihren Höfen zu Gelagen zusammensetzen. Laie, dein schlichter Verstand sieht als selbstverständlich an, daß eine so wichtige militärische Angelegenheit wie die Kontrolle der Reserve- und Landwehrmannschaft in den Gebäuden vorgenommen werde, die der Staat für militärische Zwecke errichtet hat. Aber da unterschätzest du das gute, rücksichtnehmende Herz der Militärbehörde, die weiß gemütlichere Versammlungsstätten: Gastwirtschaften, Schützen-

Digitized by Google

häuser, überhaupt Kneipen, die neben zureichendem Saalbau zureichenden Bierausschank und Schnapsvertrieb anzubieten haben.

Warum ist dem so? Wenn man für Kontrollversammlungstage die Kasernen nicht nehmen mag, warum nicht die Turnsäle, Sportplätze usw.? Will die Militärbehörde als Volkserzieherin außer in der Wahl der Räume etwas gegen den Alkohol tun, so mag sie den Anlaß der Kontrollversammlungen wahrnehmen, um über die Wirkungen des Alkohols mit Wort und Schrift gründlicher aufzuklären, als durch eine selten ernst genommene Ansprache.

Brauchen wir noch theologische Fakultäten?

Über diese Frage spricht man jetzt viel. Die neuen Universitäten in Frankfurt und Hamburg sollen keine theologischen Fakultäten bekommen. Dagegen hat der bekannte Marburger Theologieprofessor Martin Rade in der „Christlichen Welt" und in den „Süddeutschen Monatsheften" seine Stimme erhoben. Auch die Hamburger Pfarrer möchten nicht, daß ihre Fakultät bei der Neugründung leer ausgehe. Wenn man in Hamburg erwidert: die spätere Angliederung einer theologischen Fakultät sei ja nicht ausgeschlossen, man wolle vorerst nur einen Teil einer Universität schaffen, und in Frankfurt: für theologische Fakultäten sei eben kein Geld gestiftet worden — so wird man gegen solche praktischen Gründe nichts einwenden können. Darüber hinaus ist aber auch grundsätzlicher Widerspruch gegen theologische Fakultäten überhaupt laut geworden. Und darin, daß man sowohl in Frankfurt wie in Hamburg gerade dieser Fakultät am ehesten entraten zu können glaubt, liegt immerhin auch ein grundsätzliches Urteil, wenn auch verhüllt. Es lautet meist: die Theologie ist „eigentlich" gar keine Wissenschaft und gehört daher nicht auf eine universitas litterarum, für die Pfarrer genügen „eigentlich" Predigerseminare.

Richtig ist, daß, wenn man die Theologie als Wissenschaft unter die Psychologie und einige historische Fächer aufteilte, der irrationale Rest in der Tat nicht Wissenschaft nach dem heut herrschenden Begriffe wäre. Es ist heute der wissenschaftlichen Welt geläufig: weil alle Erkenntnis aus der Erfahrung stammt, kann es nur empirische Wissenschaft geben. Gegen eine Bearbeitung des Erfahrungsstoffes auf Absolutes hin ist man in weiten Kreisen mißtrauisch, um wieviel mehr gegen eine „Deutung" dieses Stoffes in einem Sinne, der mit der spezifischen Erfahrungserkenntnis nichts gemein hat. Aber eben die Erfahrung lehrt uns, daß der Begriff der Wissenschaft selbst wandelbar genug ist, und es gibt ja auch heute Philosophen, denen die gesamte Erfahrungswissenschaft, obwohl sie sie in ihrer vollen Bedeutung und mit ihrer zweifellos unendlichen Zukunft durchaus gelten lassen, doch eben nur ein Teil der Wissenschaft ist. Man mag sich zu solchen Gedanken stellen, wie man will, man mag sie grundsätzlich ablehnen, so bleibt doch immer noch bestehn, daß hier nach Ansicht ernsthafter Männer immerhin Zukunfts-Möglichkeiten für die Entwicklung eines umfassenderen Geisteslebens überhaupt gegeben sind. Diese Wege sollte man wenigstens offen lassen. Die antike Wissenschaftsentwicklung sollte uns eine Warnung sein. Warum führten die tastenden Versuche einer

Digitized by Google

exakten Naturwissenschaft und einer Geschichtswissenschaft nicht damals schon zur Ausbildung dieser Disziplinen? Zum guten Teil, weil die traditionellen Formen der Wissenschaft die Anschauung von dem, was eigentlich allein der Aufmerksamkeit des Gebildeten oder gar des „Weisen" würdig sei, bestimmten. Grammatik und Rhetorik herrschten. Ein Narr, wenn auch ein interessanter, wer andere Wege ging! Mit darum, weil es eben diesen Außenseitern an Nachwuchs fehlte, verrosteten die antiken „Fakultäten". Unsre Erfahrungswissenschaften mögen ihre Bahn in die Unendlichkeit weiterrollen, sie bleiben doch immer auf bestimmten Geleisen, ihr Gegenstand ist für alle Zeit fest umgrenzt; sie müssen daher irgendwo einmal, nämlich sobald ihre Methoden vollkommen sind, zur Routine werden. Hüten wir uns also davor, neuen Möglichkeiten von vornherein Licht und Luft zu nehmen, indem wir teils die philosophischen Professuren in rein psychologische umwandeln, teils die theologischen so weit zurückstehn lassen, daß sie gerade noch zur heut üblichen Ausbildung des Predigernachwuchses zureichen. Die Theologie aus dem Gesamtkomplex der Wissenschaft herausreißen, sie in Teile zerpflücken und die Teile, die sich dem heute herrschenden Wissenschaftsbegriff fügen, wie Textkritik, Dogmengeschichte, Kirchengeschichte usw., der philosophischen Fakultät zuweisen, das würde bedeuten: die Entwicklung der Wissenschaft auf ganz bestimmte, uns Heutigen allerdings besonders wichtig gewordene Bahnen für alle Zeiten festlegen. Gerade die Relativisten und Positivisten, die um keinen Preis Dogmatiker sein wollen, sollten also die Selbständigkeit der Theologie bewahren helfen, statt ihre Auflösung zu verlangen. Freilich, neue Erkenntnisse sind nicht an die Fakultäten unsrer deutschen Universitäten gebunden. Ist ihre Zeit gekommen, so werden sie sich auch gegen sie durchsetzen. Aber wer möchte unsre Universitäten als Hemmnis des Geisteslebens denken? Es gibt schon Blätter genug in ihrer Geschichte, die ihnen nicht zum Ruhm gereichen.

Weiter aber: ist denn die Universität wirklich allein für die Wissenschaft da? Die das behaupten, pflegen sich unter Wissenschaft die objektiven Erkenntnisse, das „Erkannte" oder zu Erkennende, vorzustellen. Sie übersehen die erkennenden Menschen, für die ja doch Wissenschaft nur ein Mittel des Lebens, wenn's hoch kommt, ein Zweck des Lebens neben anderen ist. Die Universität, so wie sie ist — und uns dünkt, auch so, wie sie sein soll — ist aber nicht bloß dazu da, den Hort von intellektuellen Goldstücken zu bewahren und zu mehren, sondern auch dazu, ihn unter die Menschen zu bringen. Und zwar neben andern rein praktischen Zwecken auch deshalb unter die Menschen zu bringen: damit diese reichere und edlere Persönlichkeiten werden, als sie ohne Wissenschaft werden könnten. Es ist ja ein schönes Bewußtsein, daß die Menschheit ihre durch Jahrhunderte gesammelte Erkenntnis irgendwo in sicherer Verwahrung hat, teils schwarz auf weiß, teils in den Köpfen der Fachgelehrten; aber Wissenschaft, die nicht in der Menschheit wirksam wird, ist wie ein Kunstwerk, das im Boden vergraben liegt, von keinem Auge erschaut, wie ein Kohlenlager, das niemand abbaut. Wissenschaftliche Erkenntnis ist eine der edelsten Weisen, sich seiner selbst und des Universums bewußt zu werden.

Digitized by Google

Sie steigert uns über die triebhafte Dumpfheit des natürlichen Lebens hinaus. Darum sollen wir uns von der Wissenschaft durchbluten lassen. Welch wundervolle seelische Erscheinungen entstehen, wenn ein Geist voll religiöser Inbrunst zugleich Wissenschaft in sich aufnimmt, durch sie den Umfang seines Denkens erweitert und durch ihre Methoden seine Fähigkeit schärft, die innersten Erlebnisse ins Bewußtsein zu heben, sie in geistige Formen zu fassen und andern mitzuteilen! Das eigentümliche Ineinander von Religion und Wissenschaft, wie es unsre theologischen Fakultäten darbieten, begünstigt solche Erscheinungen, es ist daher von besonderm persönlichkeitbildenden Wert. Es handelt sich nicht etwa um das bloße Aufputzen eines Gelehrten mit religiösen Empfindungen, oder eines religiösen Menschen mit allerlei Wissenschaft, sondern um die Disziplinierung einer seltsamen, tiefen Gewalt des Lebens durch die ordnende und erhellende Vernunft. Welch zarte und innige, dabei doch kraftvolle Persönlichkeiten das ergibt, zeigt ein Blick auf die Reihe unsrer großen Theologen, von Melanchthon und Calvin an über Schleiermacher bis zu denen, die heute leben. Wieviel weltgestaltende Kräfte sind von ihnen ausgegangen! Sie alle wären nicht denkbar ohne wissenschaftliche Theologie. Wer den theologischen Fakultäten das Daseinsrecht bestreitet, der müßte auch zu behaupten wagen, daß unser Volk, wir können getrost sagen: daß die Menschheit fortan Männer dieser Art nicht mehr nötig hätte.

Aber wenden wir unsern Blick von diesen Höhen auf das, was rings um uns in der fruchtbaren Ebene wächst. Denken wir uns all die Seelsorger in Dorf und Stadt fern vom großen Strom der Wissenschaft erzogen. Denken wir, sie seien in engen Seminarmauern allein mit dem herangebildet, was sie zu ihrem Amte „brauchen“. Freilich, vielen wäre das vielleicht ein Segen geworden. Sie wären volkstümlicher geblieben. Aber im allgemeinen gilt wohl, daß unsre Pfarrer dadurch, daß sie eine Zeitlang in die Luft einer Universität gestellt werden, daß sie einen Begriff von dem bekommen, was Wissenschaft ist, geistig aufgeschlossener werden und fähiger, die tieferen Bedürfnisse ihrer Zeit zu erkennen und ihnen entgegenzukommen. Sie haben eine wissenschaftliche Gesamtschulung nicht weniger nötig als die andern akademischen Berufe. Und da nun einmal die Entwicklung unsrer Universitäten glücklicherweise dahin geführt hat, daß die Wissenschaften nicht nach ihren objektiven Zusammenhängen, sondern nach den praktischen Bedürfnissen des Juristen, des Arztes, des Oberlehrers usw. gruppiert werden, warum sollen just die praktischen Bedürfnisse des Seelsorgers nicht gruppenbildend sein dürfen? Eine Kirche, in der wissenschaftlicher Geist lebendig ist, wird besser auf die Zeit einwirken als eine, die dem wissenschaftlichen Getriebe entrückt ist, wenigstens in einer Zeit wie der heutigen und in einem Volk wie dem deutschen. Wer die Theologen nicht leiden mag, sollte darum wenigstens nach dem Grundsatz vom kleineren Übel verfahren.

Da in unsern theologischen Fakultäten wissenschaftlich wie praktisch höchst lebendig gearbeitet wird, da sie für die Zukunft noch vieles leisten können, da sie noch immer Charakterköpfe hervorbringen, warum soll man sie vernach-

Digitized by Google

lässigen? Wie wenig wiegt gegen all das schließlich eine säuberlich schematische Trennung, was und was nicht „eigentlich“ unter die Wissenschaft gehöre! — Das Volk wächst und mit ihm das Bedürfnis nach Seelsorgern. Massenausbildung schadet in einer Fakultät, wo schlechterdings alles aufs Persönliche gestellt sein muß, besonders. Eine Überfüllung theologischer Seminare und Vorlesungen sollte darum nicht stattfinden. Aus diesen Gründen ist zu wünschen, daß die Zahl der theologischen Fakultäten und ihrer Lehrkräfte in einem Verhältnis wachse, das dem Gesamtwachstum unsrer Universitäten angemessen ist. W. Stapel

Vom Meister Eckehart

Alles Kornes innerste Natur meinet Weizen, und alles Metall Gold, und alle Geburt den Menschen. Darum sagt ein Meister: Man findet wohl kaum ein Tier, es sei denn irgendwie ein Gleichnis des Menschen.

Je weiser und mächtiger ein Meister ist, um so unmittelbarer kommt sein Werk zustande, und um so einfacher ist es. Der Mensch braucht viele Vermittelung bei seinen äußeren Werken: eh er die so herausbringt, wie er sie in sich vorgebildet hat, da gehört viele Bereitung zu. Der Mond und die Sonne verrichten ihr Werk und Meisterschaft, das Erleuchten, gar schnell: sobald sie nur ihren Glanz ergießen, in demselben Augenblicke ist die Welt voller Licht an allen Enden.

Lebte der Mensch auch tausend Jahr, er könnte immer noch zunehmen an Liebe. Wie beim Feuer: solange es Holz findet, solange regt es sich; je größer das Feuer bereits ist und je stärker der Wind weht, um so mehr wächst es. Nun setze man die Liebe statt des Feuers und den heiligen Geist statt des Windes: je größer die Liebe ist und je stärker der heilige Geist, in Gestalt der Gnade, weht, um so mehr wird das Werk der Vollendung zugeführt. Doch nicht mit einem Male, sondern allgemach, durch das Wachsen der Seele. Denn geriete der ganze Mensch auf einmal in Brand, das wäre nicht gut.

Auch in der Seele ist die Vernunft mit ihrem Wirken ganz nach innen gerichtet. Je feiner und geistiger sie ist, um so mehr und um so kräftiger wirkt sie nach innen. Und in gleichem Maße, wie ihr Wirken mehr nach innen gerichtet ist, in gleichem Maße wirkt es auf Gott zu. So ist es nicht bei den körperlichen Dingen: je kräftiger die sind, um so mehr wirken sie nach außen, in die Welt hinaus, von Gott fort. Wie beim Baume die Frucht: erst ist sie in ihm, hernach blüht sie heraus, und hängt schließlich an dem Baume. Die Vernunft hingegen, je kräftiger und je feiner die ist, in dem Maße wird, was sie erkennt, zur Einheit zusammengefaßt und wird eins mit ihr.

Wer war Meister Eckehart? Ein Zeitgenosse Dantes. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts etwa wurde er geboren, 1327 oder 1329 ist er gestorben. Das ist jene geistig so seltsam bewegte Zeit der ersten Blüte der Gotik. Damals entstand der Chor des Kölner Doms, die Westseite des Straßburger Münsters, damals die wundervolle Plastik im Naumburger Dom. Zu gleicher Zeit er-

Digitized by Google

oberte der deutsche Ritterorden Preußen. Eckehart stammte aus einem thüringischen Rittergeschlecht, wurde Dominikaner, gelangte zu höheren Ordens- und kirchlichen Ämtern, hielt Vorlesungen in Paris, schließlich an der Hochschule der Dominikaner in Köln. Er predigte und schrieb nicht nur in lateinischer, sondern auch in deutscher Sprache. Diese Predigten, zusammen mit seiner reinen und hohen Persönlichkeit, gewannen ihm einen starken Anhang in Deutschland. Er ist der Erwecker jener eigentümlichen mystischen Frömmigkeit, die, halb von der Kirche geduldet, halb bekämpft, bald zu einer starken geistigen Bewegung wurde, jener Frömmigkeit, die der indischen im tiefsten verwandt ist. Eckeharts Schriften sind für uns nicht leicht zu lesen, denn unsre Vorstellungen decken sich nicht mit seinen Worten; wir stehn seinen Spekulationen oft etwas ratlos gegenüber. Dennoch haben sie auch für uns eine starke Anziehungskraft, oft genug stoßen wir auf Worte von seherischem Tiefsinn, deren Sinn vom Wandel der Zeiten nicht bezwungen ist, oder auf feine psychologische Darstellungen, die uns auch durch das Gewand der mystischen Spekulation noch wohl erkennbar sind. Eine gut lesbare Ausgabe von Eckeharts Schriften und Predigten hat Hermann Büttner bei Eugen Diederichs in Jena herausgegeben.

Unsre Bilder und Noten

Diejenigen unsrer Leser, die nicht viel mit Bildern zu tun, folglich nicht viel Übung im Bilderbesehen haben und von denen also zu hoffen steht, daß sie uns das nicht — übelnehmen, möchten wir heut auf den besondern Reiz von Farben-Skizzen aufmerksam machen. Der die gemacht hat, welche der Steindruck vor unserm Hefte abbildet, war nicht gerade der Allerersten einer, aber auch kein Geringer, es war Ludwig Hofelich, den Künstler wie Böcklin, Stäbli und Haider geschätzt haben — wir haben ihm früher einmal ein Heftvoll Bilder gewidmet (Kw. XXIV, 16). Unter den „Laien im Kunstbetrachten" zuckt vor unserm heutigen Blatte gewiß mancher die Achseln: „Was soll mir das? Nichts ist ordentlich und akkurat darauf, mal ist hier hingefahren, mal dahin, schwupp nach rechts, schwupp nach links — bildest du dir ein, Kunstwart, ich habe Lust, wem zuzusehn, bevor er was fertig hat?" Wir andern aber mögen gerade das, wir lieben gerade, zuzusehen, wie was wird. Wie sich der Maler mit seinem Gegenstande vor Liebe herumzankt, wie er Haschen mit dem Licht spielt, wie er da was fängt und wie ihm dort was wegläuft, laufen läßt er's und was andres erwischt er dafür. Ganz im eigentlichen Sinne „erwischt": die wundersam fremdschöne Beleuchtung draußen in der Landschaft vergeht so schrecklich schnell, daß er ihr nur mit dem Wischen nachkommen kann. Noch ein paar tiefe Tupfer hier, samtige, die Schatten, die Spiegelung, noch ein paar Höhen drauf — nun geht's nicht weiter, nun ist die Lichtzauberei vorbei. „So soll er ein fertiges Bild daraus machen!" Möglich, das wäre was Schönes geworden. Aber, Sapperlot, ist denn das nicht was Schönes, was schon da ist? Man halt es nur etwas weiter als sonst von den Augen ab — wie kraftvoll modelliert sich dann

Digitized by Google

sogar auch das plastische Bild! Und wie regenfeucht ist die Welt im warmen Licht! Wie unmittelbar, wie ursprünglich ist alles! Das ist Impressionismus außerhalb der Mode, — aber guter Impressionismus ist es auch, wenn einer!

Wie ganz anders sieht uns dagegen an das mit aller Ruhe und mit größter Sorgsamkeit durchgeführte Alpenbild der Emilie Pelikan. Eins voraus: hier hat einmal der Steindruck auch nicht viel mehr zuwege gebracht, als die Autotypie. Unser Blatt wirkt nur wie eine solche. Man hat hier vervielfältigt nach einem großen, also in der Reproduktion stark verkleinerten Gemälde, schon deshalb taugt die Wiedergabe viel weniger, als die nach Hofelich. Immerhin, sie vermittelt ein entzückendes Stück Natur, gesehn durch eine wahrhaft innige Liebe zur Schönheit der Welt. Blühende Alpenrosen droben, wo nur noch die Arve recht gedeiht, wo die Bäume sonst schon fernbleiben, wo aus übernassen Almen der Bach seine Jugend verträllert und verspielt. Aber dem Saume droben sieht die weiße allerhöchste Hoheit her.

Auch in die moderne Radierkunst ist der Impressionismus eingezogen, und wir haben unsre Freude dran, denn je freier man sich in allen Techniken zu bewegen lernt, je mehr hat man Kunstmittel an der Hand, um von Fall zu Fall gerade das zu sagen, worauf es einem ankommt. Es beweist nichts gegen den Impressionismus, aber es besagt etwas gegen die Einseitigkeit und „Einäugigkeit", daß trotzdem auch in der Radierung die Anhänger des Scharfzeichnens, ja, des Stilisierens sich nicht entmutigen lassen. Stilisierungen bedeuten die beiden Radierungen, die wir heut wiedergeben, sowohl die von H. Reifferscheid wie die von O. Graf. Weder Himmel noch Erde noch was drunter, drin und drauf ist, würde etwa auf der Photographie so aussehen, wie hier, und es ist auch weder eine naturalistische Abbildung noch eine Impression erstrebt. Aus den klaren, sicheren, energischen Linien spricht ein Wille, sich mit diesen Landschaften auseinanderzusetzen, sich selbst, in gewissem Sinne: sie in der Vorstellung ordnend zu beherrschen. Und es ist wohl nicht zum kleinsten Teil gerade dieses Wollen, das sich in solcher Technik ausdrückt, was im Beschauer die Stimmung des Heroischen erweckt.

Die Illustrationsbeilage gehört zu dem Rundschaubeitrag „Vom Straubinger Petersfriedhof". A

Über den Sinn unsrer Notenbeilage wolle man die kleine Selbstanzeige K. Eichlers „Ein neuer Weg zu Bach" in der Rundschau dieses Heftes nachlesen. Wer selbst Erfahrungen gemacht hat mit den Schwierigkeiten, als Anfänger an Bach heranzukommen, wird diesen geistreichen Versuch zur Abhilfe nicht ablehnen mögen. Zumal, da ja dem Gehalt der Werke, wenn ein verständnisvoller Lehrer am Klavier mitwirkt, keinerlei Abbruch geschieht, sondern nur die Schreibweise variiert ist, es sich also nicht um „erleichterte Bearbeitungen" handelt. Die sieben Hefte (drei Bände) führen die Aufschrift: „Auslese aus J. S. Bachs Instruktiven Klavierwerken in erleichterter partiturmäßiger Darstellung für vier, drei oder zwei Hände, bearbeitet von K. Eichler". Sie sind im Verlag C. Grüninger in Stuttgart erschienen, der auch Prospekte darüber verschickt. Der Bearbeiter betont selbst, daß diese Darstellung pädagogisch auch noch

Digitized by Google

andere Benutzung als nur die vorgeschriebene erlaubt. Der Satz ist so eingerichtet, „daß die innerhalb der Primo- wie der Sekondopartie vorkommenden Spannungen die Oktave nicht überschreiten, so daß jede dieser beiden Partien auch mit einer Hand spielbar wurde. Damit ist erreicht, daß die einzelnen Nummern von denselben Noten auch dreihändig, und schließlich selbständig zweihändig abgespielt werden können." Wir drucken eine solche Darstellung eines Bachschen Werkes ab nicht nur um musikpädagogische Kreise nachdrücklich auf sie aufmerksam zu machen, sondern besonders auch für unsre vierhändig spielenden, Hausmusik treibenden Leser. Die sorgfältige Arbeit dieser Ausgabe macht sie zum Studium gewisser Werke, vor denen der Laie heute unwillkürlich etwas scheut, besonders geeignet; kleine Anweisungen in beigegebenen Texten geben noch besondre Hilfe (hierin könnte übrigens ruhig noch mehr geschehen, vom Aufbau der Fuge und damit zusammenhängenden Fachausdrücken könnte mindestens „generaliter" gesprochen sein).

Zur Wiedergabe haben wir die großartige F-Moll-Fuge ausgewählt, eine der schwierigsten der „Auslese", die aber natürlich in dieser Form geübte Kräfte nicht übersteigt. Die beigegebenen Texte, deren Verfasser Prof. W. Weber ist, enthalten über das Werk folgendes: „In diesem sehr ernsten Tonstück nehmen als in einer Doppelfuge zwei einander charakteristisch überaus gegensätzlich gegenübertretende Themen an der Arbeit teil. Manche nehmen sogar noch ein drittes Thema an, doch genügt für das allgemeinere Verständnis die Annahme des Falles der Doppelfuge. Der vierte Themaeinsatz (T. 13 Sopran) ist unregelmäßigerweise anstatt eines „Gefährten" wieder wie der dritte ein „Führer". Damit steht in Zusammenhang, daß die Modulation in der Entwicklung des Ganzen so schwer von der Haupttonart wegkommt, was übrigens bei dem großen Umfang des Tonstücks weiters ohne Belang ist. In T. 41 f. und 53 f. erscheint das zweite Thema nur rhythmisch und zwar im ersteren Fall in zwei Stimmen verteilt. Der Vortrag des Stückes kann nicht ernst und gewichtig genug sein. Namentlich werde den anlaufenden Sechzehnteln des zweiten Themas mit seinem natürlichen crescendo Aufmerksamkeit gewidmet."

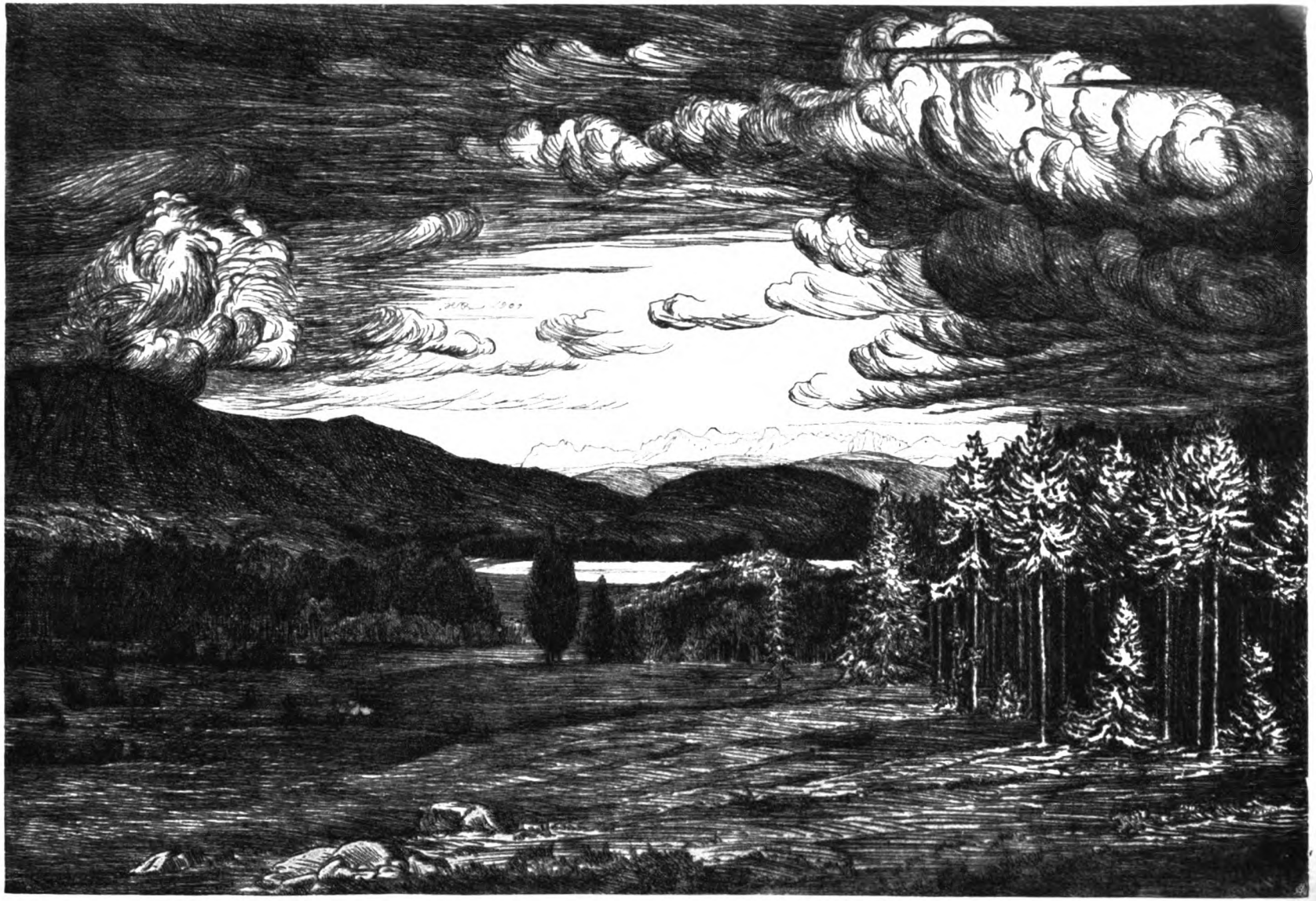
Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Emile Pelikan

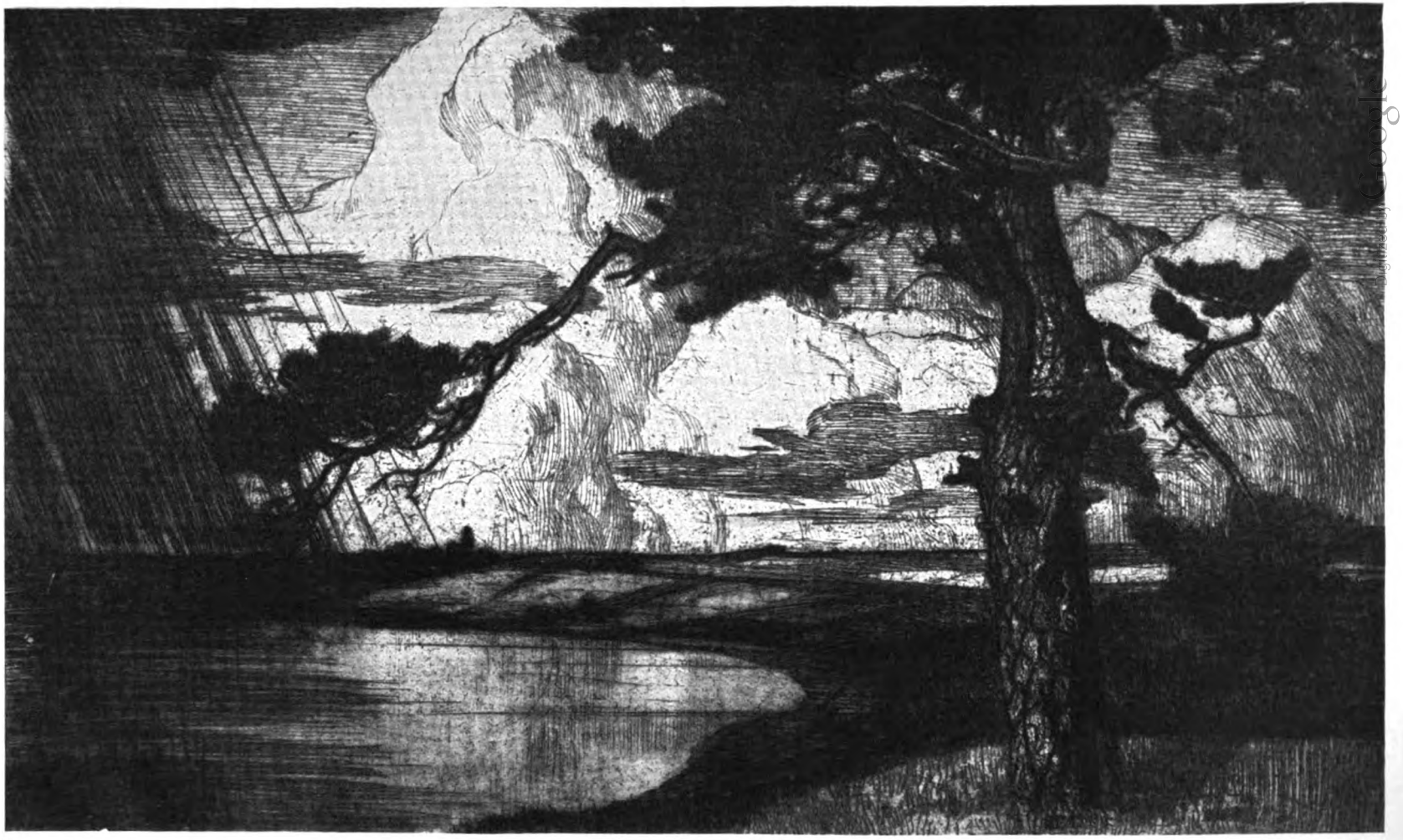
Digitized by Google

Digitized by Google



HEINRICH REIFFERSCHEID, GEWITTERLANDSCHAFT

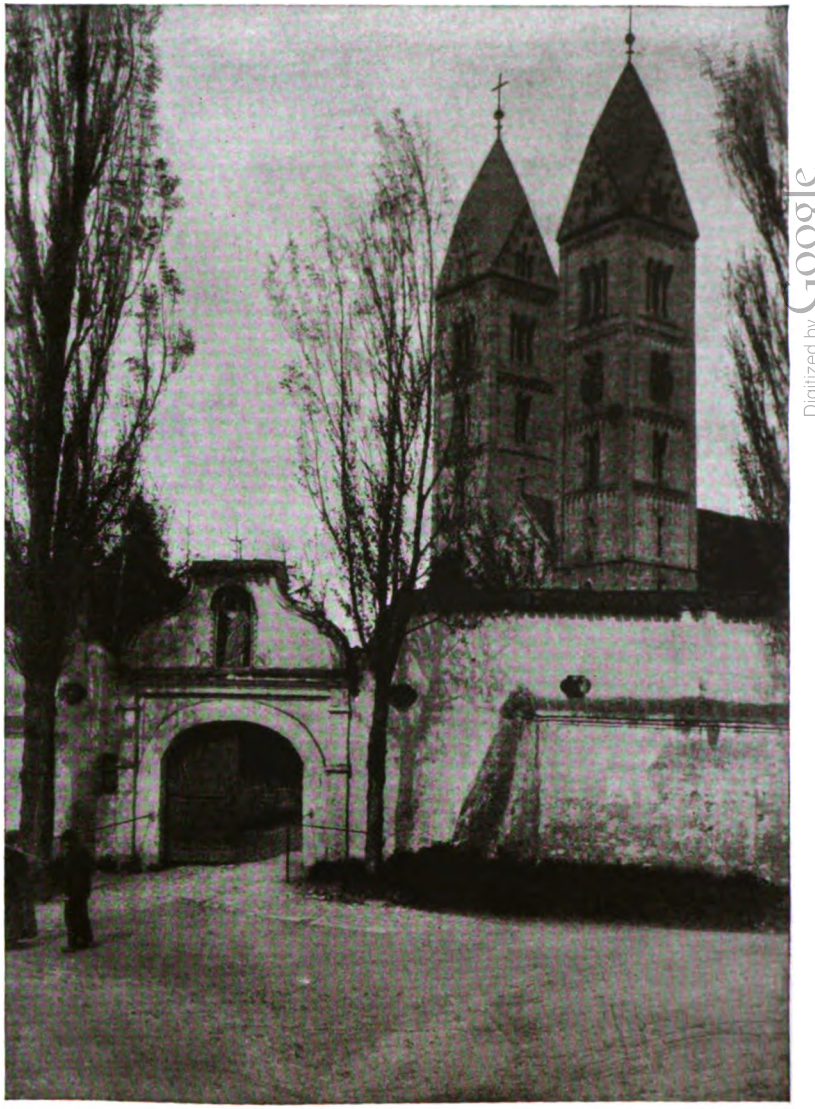
Digitized by Google



O. GRAF

KW

Digitized by Google



Digitized by Google

DER FRIEDHOF ZU STRAUBING

AUS DEM KUNSTWART

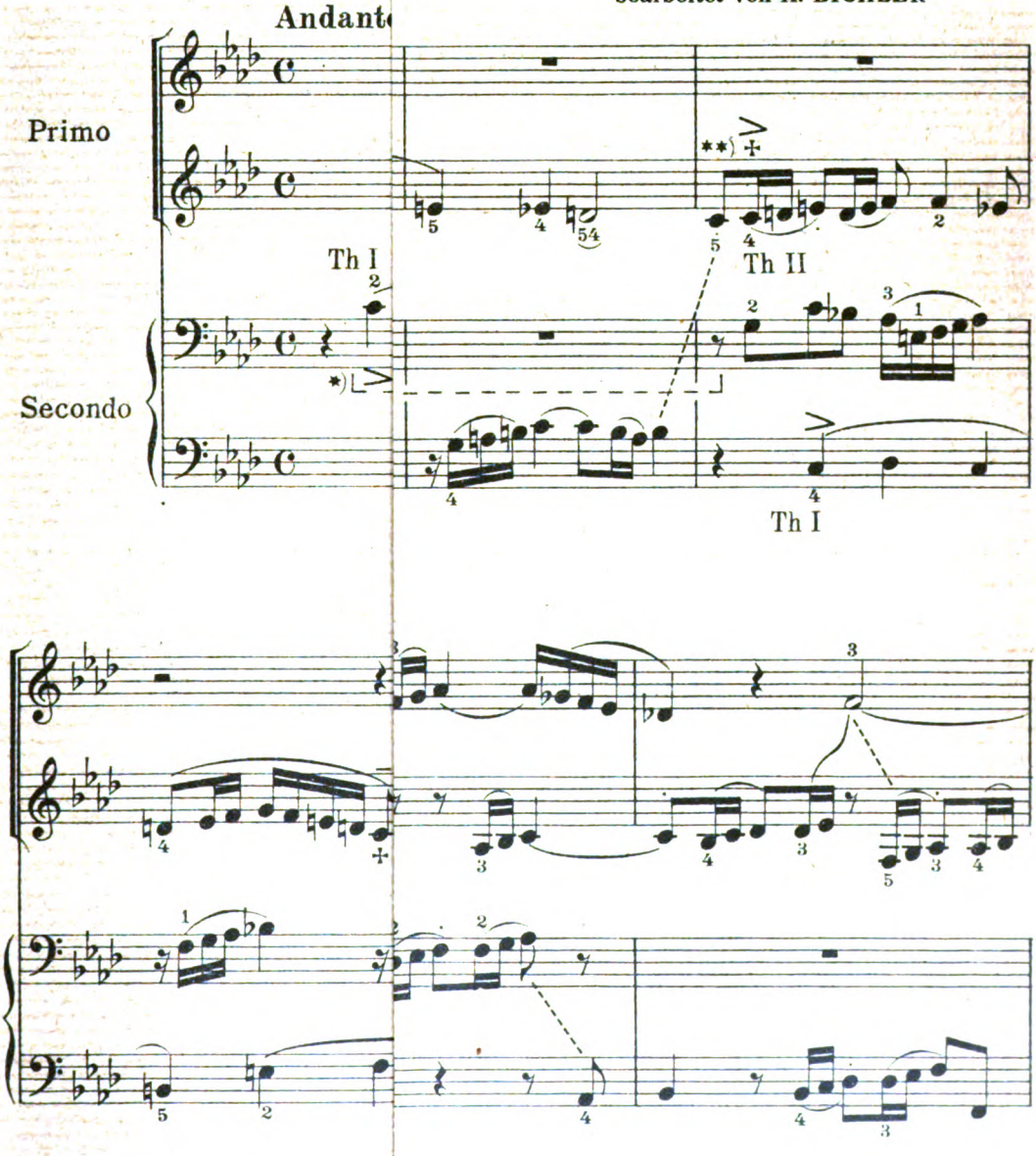
AUS DEM STRAUBINGER FRIEDHOF

Digitized by Google

BACH — FUGE in F MOLL

aus dem Wohltemperierten Klavier

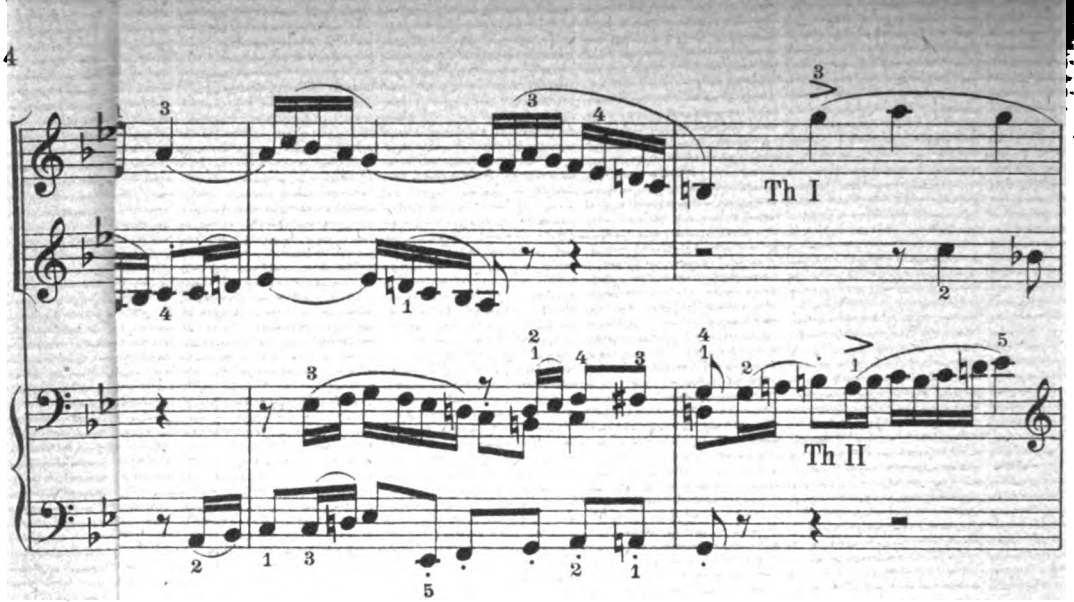
In partiturmäßiger Darstellung für 4 Hände
bearbeitet von K. EICHLER

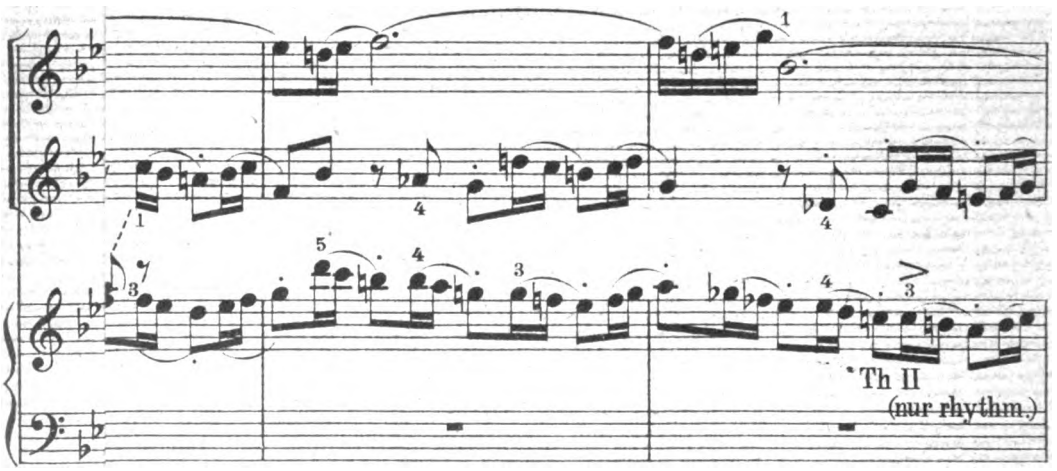


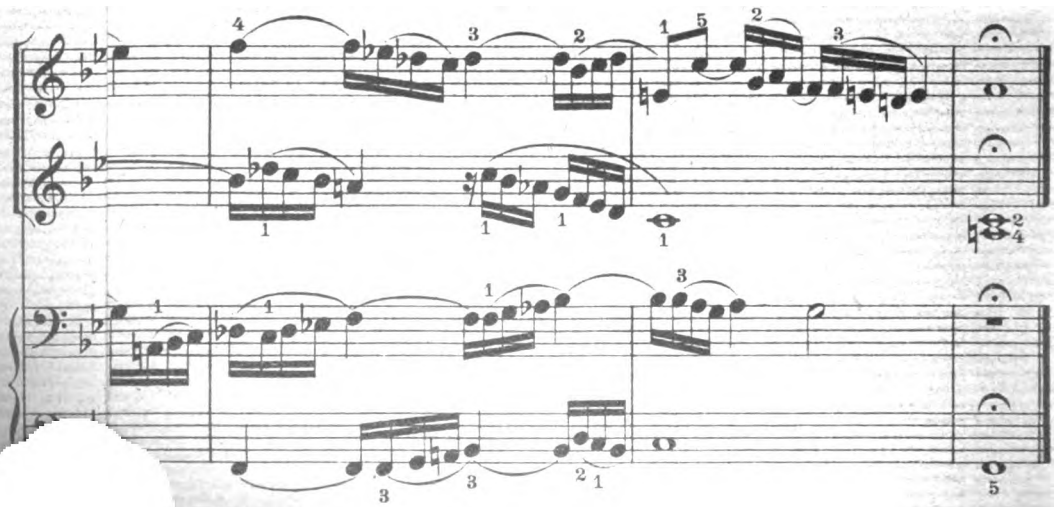
*) Das Zeichen $\overset{Th}{>}$ od. $\overset{>}{Th}$ bedeutet

Mit freundlicher Bewilligung des Verla

Digitized by Google







Digitized by Google

Digitized by Google

Claire Neuhaus: Alte Gasse

Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Juniheft 1913 Heft 18

Organisation der Bildung

Unsre Bewegung hat sich im letzten Jahre sehr verstärkt — und so wird sie natürlich auch in immer steigendem Maße beachtet. Städtische und staatliche Behörden von den untergeordneten bis zu den Regierungen hinauf haben mit Dürerbundsachen mehr als früher zu tun, Parlamente beschäftigen sich gelegentlich mit ihnen, und in verschiedenen wichtigen Interessengemeinschaften steht gegenwärtig das Verhalten zu uns im Mittelpunkte vertraulicher Erörterungen oder halböffentlicher Fachblätter-Verhandlung. Da das „Beachten" im praktischen Leben auch praktische Ziele hat, so weist es entweder auf ein Fördern oder ein Bekämpfen, auf ein Sich-Verbünden mit uns oder ein Uns-Befeinden. Von der Agitation derjenigen Herren, deren Verhalten gegen uns hauptsächlich durch Kassenschrank-Interessen bestimmt wird, gebe ich in der „Rundschau" einige Kostproben, zu den Erörterungen an dieser Stelle hier gehört das nicht. Und von Verhandlungen auf Verbündung hin soll man öffentlich erst reden, wenn alles im klaren ist. Aber es bleiben zur Besprechung heute schon und hier Besorgnisse ernster und ehrlicher Männer, die von der wachsenden Macht der Kunstwart- und Dürerbund-Unternehmungen etwas wie ein „Kultur-Monopol" mit allen seinen Schäden befürchten. Sie hätten vollkommen recht, wenn nicht unsre Arbeit gerade das vorbereitete: durch eine große Organisation der Bildung Kultur-Monopolisierungen unmöglich zu machen.

Das von mir eingeführte Wort „Ausdruckskultur" ist jetzt mehrfach wieder besprochen worden. Es sei „unklar". Ich habe es vorgeschlagen, weil der Begriff „ästhetische Kultur" für unsre Aufgabe zu mißverständlich, zu eng war. Zu mißverständlich, weil man bei ihm an Schönheits- oder gar an Kunst-Werte zu denken pflegt, zu eng, weil für uns jeglicher Gehalt einer Sache in Frage kommt, der sich in ihrer Erscheinung ausdrückt, so daß sich aus dem Entsprechen oder Nicht-Entsprechen von Sein und Schein Schlüsse ergeben. Alle ästhetische Kultur ist Ausdruckskultur, aber nicht alle Ausdruckskultur ästhetische. Wenn, beispielsweis, eine Ausstellung eine Abteilung der Verderblichkeit des Alkoholmißbrauchs widmet, praktisch aber in ihren Wirtschaften den Alkoholmißbrauch fördert, so ist das keine Erscheinung der ästhetischen, aber der Ausdruckskultur. Wenn man etwas bis heute als sachlich gut verbreitet, von morgen ab aber boykottieren will, um jemand dadurch zu schaden, ebenso. Es ist keine Erscheinung der ästhetischen, wohl aber der Ausdruckskultur, wenn eine Zeitung in ihren Aufsätzen, wenn ein literarischer Katalog in seinen Kritiken Rücksicht auf Inserate oder sonstige Geldgeber nimmt. Wenn politische Organisationen unterm Vorgeben, der Allgemeinheit zu dienen, Interessentengruppen dienen, oder wenn Regierungen Privatwünsche einflußreicher Herren, oder wenn Parlamente Klasseninteressen fördern. Wo immer sich Auguren an-

Digitized by Google

lächeln, dürfte sich's nicht um ästhetische Fragen handeln, wohl aber um welche der Ausdruckskultur. Die wachsende ästhetische Kultur hat uns feiner empfindlich gemacht in Fragen des künstlerischen Ausdrucks, wir lehnen ganz unwillkürlich energischer als das Geschlecht nach 1870 die Imitation ab und alles überhaupt, was täuschen will, wir verlangen Echtheit des Materials, verlangen, daß es seinen Eigenschaften gemäß und gemäß seinem Zwecke gestaltet sei. Aben wir das Wachsen unsrer Empfindlichkeit über das nur-ästhetische Gebiet hinaus! Ausdruckskultur stellt die gleichen Forderungen an unser Leben überhaupt: daß der Schein dem Wesen entspreche. Damit sich aus der Wahrheit des Ausdrucks erkennen lasse, wo etwa und welcherlei Schäden im Wesen sind. Ausdruckskultur ist Forderung der Gehaltskultur. Wenn wir einst auf die Erscheinungen des gesamten Kulturlebens mit derselben Feinfühligkeit antworten, wie jetzt schon der ästhetisch Gebildete auf die Darbietungen des Kunsthandwerks, so wird damit für eine Gesundung unsrer Kultur eine der wichtigsten Vorbedingungen gewonnen sein: erhöhte Erkenntnisfähigkeit für Täuschungen, erhöhte Unlust bei Unwahrhaftigkeiten schon als solchen, aber auch erhöhtes Verständnis für mitbildende Faktoren, die uns bisher nicht beschäftigten, und als Ergebnis von all dem zusammen: erhöhte Sachlichkeit.

Wer sich mit diesen Fragen näher beschäftigt, dem ergibt sich daraus, daß das *Aufsuggerieren* irgendwelcher Meinungen zum mindesten reifen Menschen gegenüber *stets* ein kulturwidriges Beginnen ist. Wie schlechte Schriften mit sogenannten guten Tendenzen verherdet es, statt zu ertüchtigen. Kommt einer durch seine Arbeit zu erhöhtem Ansehen und Einfluß, so kann er nicht ändern, daß man mehr auf ihn denn auf andere hört, und er soll's auch nicht, denn wahrscheinlich sind seine Gründe des Nachdenkens mehr wert. Aber nur, wo er auf dem Gebiete urteilt, aus dessen Sachverständnis sein Ansehen erwuchs. All unser Autoritätenkult leidet ja am „Überstrahlen": wie das Wort eines Fürsten in Fragen von Kunst oder Wissenschaft, bei denen er Laie ist wie jeder andere Laie, der Menge gegenüber trotzdem ein besonderes Gewicht hat, so strahlt auch der Erfolg eine Glorie über das Gebiet hinaus, auf dem er aufging. Wo sich's um Werte handelt, deren richtige Bemessung sich nicht beweisen oder widerlegen läßt, um Werte des Gefühls, um ästhetische beispielsweis, kann jedoch die kritische Autorität schon auf ihrem eigensten Gebiete der Allgemeinkultur bedrohlich werden. Und zwar nicht je weniger, sondern je mehr sie keine an vermeintlich objektiven „Maßstäben" nachmessende Schulmeisterei, sondern eine künstlerische Kritik ist, die sich mit einem Werke innerlich persönlich und also auch subjektiv auseinandersetzt. Neuen Werten gegenüber kann solch kritischer Autorität das natürliche Verhältnis fehlen. Ihre Stimme bleibt trotzdem von Gewicht — schon des Erhaltens einmal erworbener Güter wegen: damit die Nachwachsenden erfahren, *was* an diesen „veraltenden" Werten man schätzte (die vielleicht von späteren Geschlechtern wieder höher geachtet werden) und *was* einem Älteren nicht gefällt an den neuen Gütern (welche die Enkel vielleicht auch wieder als Zeitmoden abtun). Aber dem Neuen darf nicht die Nahrung verweigert werden nur, weil es

Digitized by Google

befremdet. Schwierigkeiten, mit denen sich jeder Mann in solcher Lage nach eignem Gewissen abfinden muß.

Wer aber vor allem nicht Kritiker sein will, sondern Organisator, für den gibt es einen klar vorgezeichneten Weg. Als Kritiker hat einer, wo er's will oder kann, seine persönliche Meinung aufrichtigst zu sagen, denn nur durch unbedingte Wahrhaftigkeit kann er zu der Fülle der Unbeweisbarkeiten etwas beisteuern, das Lebensgehalt hat. Organisatorische Arbeit aber hat um die einzige Aufgabe zu gehn: der Sachforderung zu helfen. Treten dabei Urteile der anderen mit dem des Organisators in Widerspruch, so hat er sich zu fügen, sobald er nur überzeugt ist, daß der Anders-Urteilende sachkundig, unbefangen und aufrichtig spricht. Denn auch einzelne Fehlurteile sind nicht so schlimm, wie eine falsche Organisation der Arbeit. Überhaupt kann ja die Aufgabe keiner Arbeits-Organisation im Erzielen irgendwie festgelegter Urteils-Ergebnisse, sie kann immer nur im Schaffen sachlicher Urteils-Bedingungen liegen. Was vom Urteilen gilt (auf das uns nur der Ausgang von der Kritik her geführt hat), gilt natürlich bei der Organisation jeder andern geistigen Arbeit auch. Keine kann einen andern Endzweck haben, als nach Menschenmöglichkeit die unsachlichen Kräfte durch Zusammenarbeit der sachlichen zu überwinden. Das „Endziel" sieht der Organisator nicht, er hilft nur, daß es nach Menschenmöglichkeit sachgemäß gesucht werden kann. Das „Endziel" ist niemals Ergebnis eines Machens, immer einer Entwickelung. Organisation hat es mit keinem Was zu tun, sondern ausschließlich mit einem Wie.

Wir berühren das Thema „Gemeinnützigkeit", das in allerhand Erörterungen der letzten Zeit auch eine Rolle gespielt hat. Ich kann es den Eingeweihten nicht verdenken, wenn sie gegenwärtig von einem Mißbrauch dieses Begriffes sprechen. Er wird gelegentlich einfach zum Vorwande genommen, Geschäftsleute fischen dann damit, daß sie etwa eine kleine Abgabe für Gemeinnütziges zahlen, den Hauptgewinn stecken sie ein. Auch ist es wahr, daß staatlich oder sonstwie mit Geld unterstützte Unternehmungen den Wettbewerb des freien Unternehmers erschweren und damit den privaten Unternehmergeist lähmen können, der im Ganzen der Volkswirtschaft, auch der mit geistigen Gütern, unüberschätzbar wichtig ist. Es gibt aber Unternehmungen, die sich ohne geschäftliche Beihilfe nicht halten können, obgleich sie Kultur-Erfordernisse der Gesamtheit sind. Eine unbestechliche Wegführung zur Literatur beispielsweise, wie sie in Ratgebern, Jahresberichten, Weihnachtskatalogen zu fordern ist, war bis zum Eingreifen des Kunstwarts und Dürerbundes ohne Rücksichten auf die Inserenten nicht möglich, und sie ist es beim Dürerbunde nur deshalb, weil unsre Unternehmungen nicht geschäftlich, sondern gemeinnützig organisiert sind. Wenn mir und andern Herren zum Vorwurf gemacht wird, daß wir für den Dürerbund unentgeltlich arbeiten, weil wir ihn dadurch außerhalb der geschäftlichen Wettbewerbs-Möglichkeiten stellten, so meinen wir: jede wichtige Arbeit zur Hebung der Kultur sollte außerhalb der geschäftlichen Bedingungen gestellt werden, wenn sie innerhalb ihrer nicht möglich ist. Stellt man die Geistlichen, die Lehrer, die Richter, die sonstigen Beamten,

Digitized by Google

die Offiziere irgendwo unter „geschäftlichen Wettbewerb“, ohne daß dies sofort als Unfug, als Korruption empfunden würde? Die freien Arbeiter für geistige Kultur sind nicht weniger wichtig als sie.

Eine Organisation der Bildung, wie sie sich aus solchen Gedanken ergibt, wünscht nun nicht bloß, sondern versucht der Dürerbund. Insofern habe ich in eigner Sache gesprochen, und ich könnte nun an der Hand von Dokumenten nachweisen, daß ich, der ich mir bekanntlich als Kritiker und als Kunstwart-Herausgeber „freie Feder“ zu wahren weiß, als Organisator jedes Dreinreden in die Urteile der Dürerbund-Unternehmungen versage, daß ich im Literarischen Jahresbericht, im Ratgeber usw., in unseren Flugschriften, in unseren Ratschlägen und Korrespondenzen auch mir selbst gegenüber ausnahmslos darauf halte: kein Wort der Kritik darf hinausgehen, wenn nicht sein Verfasser dafür einsteht. Verlangen es, die da mitreden dürfen, so bin ich das zu beweisen bereit, aber an diese Stelle hier gehört das nicht. Eine Bitte jedoch gehört hierher: wer sich nicht in den Ruf der Böswilligkeit oder der Dummheit bringen will, der vermeide doch nachgerade wenigstens das: vom Dürerbund als von einer Gesellschaft, sagen wir mal: von Bildungsbrüdern zu reden, die sich nach geistesturnlehrerischen Rezepten sozusagen gemeinsam heben wollen. Was uns alle vereint, ist der Wille zur Tat, gewiß, aber nicht ein lächerlicher Wille, gemeinsam zu treiben, was nur der Einzelne mit Aufwand seiner rein persönlichen Kräfte erringen kann: Hebung der eigenen persönlichen Kultur. Der Hebung unsrer eigenen persönlichen Kultur sollen ebenso wie der Kultur der andern „oben“ und „unten“ im Volk bessere Vorbedingungen geschaffen werden, bessere Möglichkeiten, sich selbst frei von unsachlichen Hemmungen zu entwickeln, das versteht sich, ja! Aber ein Blick auf den Umfang unsrer Arbeiten genügt, um als grotesken Unsinn hinzustellen, was doch bei dem Versuch öffentlicher Entwertung unsers Wollens immer wieder gutgläubigen Lesern vorgemacht wird. Der Dürerbund ist nicht wegen der Dürerbündler da; er gehört zu den merkwürdigen Vereinen, die ihren Mitgliedern „nichts bieten“ wollen. Außer dem Bewußtsein freilich, zu helfen. Er arbeitet überhaupt nicht für einen bestimmten Kreis, er mengt sich, zudringlich wie er ist, hier in ganz allgemeine, dort in ganz besondre Angelegenheiten, nämlich überall da, wo er meint, daß geschäftlich uninteressierte Sachhilfe not tue und daß er sie leisten könne. Büchlein, wie das „Heb mich auf!“ wenden sich, wie „Schatzgräber“ und „Deutsche Jugendbücherei“ an die Jugend, der „Gesundbrunnen“ ans schlichte Volk, die „Mittelstelle für Volksschriften“ soll den Werdenden und den Einfachen dienen, aber unsre „Zeitungskorrespondenz“ greift schon weit höher, die „Vertriebstelle für deutsche Qualitätsarbeit“ hat den Einfluß auf Käuferschaft, Handel und Fabrikation auf weiten Gebieten zum Zweck, unsre große „Flugschriften“-Sammlung vermittelt auf hundert Gebieten durchaus fachmännischen Rat, andre unserer Unternehmungen haben an vielen Stellen zum Teil recht praktisch eingegriffen, und über den „Weihnachtskatalog“ fürs große Publikum hinaus hat der „Literarische Jahresbericht“ und hat der „Literarische Ratgeber“ Leistungen für die höchsten Ansprüche der Gebildeten hingestellt, von denen man auch in

Digitized by Google

England und Frankreich als von Höchstleistungen der Gesamtkultur spricht und sprechen muß, weil kein anderes Volk Ähnliches besitzt. Abermals höher droben leuchten Ziele, wie der „Urheberschatz“ zur Sicherung einer sinngemäßen Volkswirtschaft der geistigen Güter überhaupt. Organisation der Bildung ist unsre Aufgabe. Und gerade deshalb: Verzicht auf privates kritisches Dreinreden im einzelnen Fall. Organisation, die nach den Bedingungen fragt: wie kann auf diesem oder jenem Gebiet frei und fruchtbar gearbeitet werden, und darnach zu helfen sucht. Nicht: in die Urteile sich einzumischen. Nicht: in irgendwelchem Partei-, in irgendwelchem „Richtungs-, in irgendwelchem außersachlichen Sinne Meinungen zu fabrizieren. Wer glaubt denn im Ernst, daß diese Hunderte von besten Geistesarbeitern im deutschen Volk bis zu Hochschullehrern von Weltruf sich an unsrer Arbeit beteiligen würden, wenn's gälte, innerhalb des Dürerbundes eine Art von gutgemeinter billiger Halbkultur auf Vereinsmeierei-Wege zu züchten? Glaubt man's aber nicht, so sollte man sich auch schämen, davon mit der Feder zu schwatzen.

Organisieren heißt auch politisieren und Politik ist nach dem tausendmal zitierten Wort die Kunst des Möglichen. In Wolkenkuckucksheim könnten wir Staaten bauen, auf der Erde macht bekanntlich schon ein Wegbau Nöte. Wir haben uns fortwährend mit den geschäftlich gewordenen Verhältnissen und insbesondere den Einrichtungen des modernen kapitalistischen Betriebes auseinanderzusetzen. Und werden, gern oder ungern, nach wie vor Zugeständnisse machen, um wenigstens schrittweis vorwärts kommen zu können, statt steckenzubleiben. Aber die Möglichkeiten, die wir unsrerseits sehn, haben sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Schon von der Gründung des Kunstwarts an ist so ziemlich jede wichtigere unsrer Unternehmungen für „unmöglich“ erklärt worden, die Tatsache ward und die gedeiht. Wenn wir einen Plan wohlbedachten und wohlberieten, so wollen wir seine Unmöglichkeit erst beweisen haben, ehe wir an sie glauben. Und zudem öffnen sich schon Möglichkeiten, die wir gar nicht ins Auge faßten, weil wir sogar selber sie für Unmöglichkeiten hielten. Eines greift ins andre, und aus dem Zusammenschluß entsteht ja mitunter noch mehr, als nur eine Summation der Kräfte. Die Organisation des Dürerbundes ist nicht mehr niederzuzwingen. Ihr Ziel aber sei, daß ihr kein einziger Sachlicher feind bleiben könne, weil alles sachliche Denken und Wollen eben als solches ihr Bundesgenosse sein muß. A

Friedrich Huch

Es klingt wie eine alte Sage von den Lieblingen und Nachkommen der Götter, und doch kann uns dies unmittelbar mit einer ganz unwiderleglichen und unantastbaren Stärke der Wirklichkeit begegnen: wie einzelne Menschenkinder mit einer freieren Seele, näher urverwandt und leidenschaftlicher zugewandt dem reinen Schönen die Erde betreten. Lebensfreuden, Lebensmöglichkeiten und Dinge, die den sich Mühenden erst spät, Vielen erst nach bitteren Erfahrungen, Vielen durch eine grausame Abstraktion allein, durch ein allmähliches

Digitized by Google

Wiedervereinigen ihres weggeworfenen Kindtums mit dem Geist des Erwachsenen sich zeigen, — ihnen sind sie von innen her offen und zugänglich. Eines Atemzuges mit der Natur, verschwistert der Jugend, die unbelastet von einengender Erfahrung die Welt anschaut, voll Ehrfurcht und kampflos gegenüber dem, was aus eigner Herzenstiefe emportreibt mit der Macht des nie zu Begreifenden, fragelos ergeben dem Schönen, dessen Wesen ihnen nie fraglich ist, so verkörpern sie die beseligende Vorstellung Platons, daß unser Werden nur ein langsames, immer deutlicheres Sicherinnern ist an ein Vorleben schönerer, hellerer Anschauung der Ideen. Weniger tief als uns ist ihnen auf dem Wege von jenem in dieses Dasein die Idee des Schönen, des durch Schönheit Lebenswerten ins Dunkel der Ungewußtheit entschwunden. So lebte Hölderlin; ein ihm Verwandter starb vor wenigen Wochen, Friedrich Huch.

Er war in eine glücklichere Zeit gekommen als der jüngere Genosse unsrer Klassiker. Es blieb ihm erspart, sich Sprache und Denken in das Wirrsal einer unanschaubaren Begrifflichkeit reißen zu lassen, der Druck einer mit leblosen Traditionen umhegten, einsamen Jugend belastete ihn nicht, machtvolle Vorbilder verrückten auch nicht vorübergehend seine eignen Ziele. Er konnte unbekümmerter schaffen, und der tragische Ernst des Schwaben war ihm fremd; heiter erlaubte er sich einen festeren Glauben an sich selbst und ein Lächeln über die Welt, deren Absichten und Maßstäbe ihm fremd blieben.

Oft hat er selbst dargelegt, wie er nicht aus innerer Not, sondern gedrängt von außen, aus innerem Überfluß ein Schriftsteller wurde. Aus liebenswürdigen Anekdoten wuchs sein Roman „Peter Michel“ zusammen, durch die er sich für immer aus der Sphäre bürgerlicher Enge und Unkraft, seltsamer Lebensarmut und verdrehter Menschlichkeit befreite, als welche ihm seine Umgebung in der Schüler- und Studienzeit oft und oft erschienen war, als welche ihm das Wesen der Vielen immer schien, wenn er mit ihnen in eine soziale Beziehung von Dauer trat. Nicht „der“ Roman „des“ deutschen Spießers konnte so entstehen, nicht einmal eine Lebensentwicklung von restlos überzeugender, innerlich gestalteter Klarheit. Aber mehr als das, künstlerisch betrachtet; weniger nur, betrachtet auf die soziologische Erkenntnis-Bedeutung des Buches. Einzelne menschliche Erlebnisse und Erlebnisfolgen, so überraschend tief behorcht auf ihren innersten Herzschlag hin, daß man immer wieder staunen muß über die unglaubhaft verfeinerte, für das Äußerlichste und Innerlichste gleich empfängliche Aufnahmefähigkeit des Dichters. Daß man die Widerstandkraft bewundern durfte, die all diese Tausende von Eindrücken der Welt auf das empfindliche Ich überstand und in sich hielt, bis sie endlich in künstlerischer Form sich wieder von ihm entfernten. Eine Sprache gab diese Erlebnisse wieder, die schlicht, unbedenklich schien und auch kaum mit andrer als mit einer Rücksicht auf Wohlklang geschrieben war. Die Grazie, das Vornehme, das knapp Ausdruckstarke dieser Sätze hatte keine andre Quelle als die Natur dessen der sie schrieb. Nicht eine Gesinnung steht hinter dem Werke, die Lachen auf Kosten der Dargestellten erzielen will, sie ist dem Humor des geborenen „Humoristen“ fern. Zwar zeigt sich immer wieder die ewige Unzulänglichkeit

Digitized by Google

in diesen Lebensdarstellungen und lockt ein Lächeln hervor, aber auch ein Leiden an der Unreinheit und stumpfsinnigen Härte des Gewöhnlichen mischt sich ein und das Lachen ist oft gleich einer unbehilflichen Gebärde darüber, wie sich das Widrige dieser Begebenheiten innerlich überwinden lasse.

Uns muß es heute scheinen, als habe es gar nicht anders sein können, was zu seiner Zeit so sehr erstaunen mußte, daß Friedrich Huch nicht wieder zu der Welt des Peter Michel zurückkehrte, sondern mit seinem nächsten Buch eine ganz andere Welt von Stimmungen und Wertbetonungen gab. Die eigne Welt. Es mußte nach der Befreiung des eignen Ichs von der fremden Außenwelt, nach deren rascher, unverhofft leichter Niederschrift er sich immer zurücksehnte, ihm bald der Zwang kommen, viel Innerlicheres, aus dunkler Erlebnistiefe Geholtes zu gestalten. Die Dichtungen „Geschwister", „Wandlungen" und „Mao", die am reinsten und ganz abgeschlossen das eigne Schauen Huchs nacherleben lassen, sind am wenigsten bekannt geworden. Zu ihnen führt der Weg nicht über ein gemeinsames Lachen über den Philister, wie es endlich auch den Bildungphilister noch scheinbar mit dem Poeten verbinden kann. Ganz und gar muß sie verwerfen, wer von der Kunst etwas wie Allgemeinverständlichkeit oder von ihren Gestalten soziale Vorbildlichkeit verlangt. Aber es gibt eine Lebensanschauung und eine Kunstbetrachtung, worin diesen Werken eine besondere Ehrung und Hingabe zukommt. Was dem tragischen Naturell Hölderlins nicht gelang und nur seiner Sehnsucht vorschwebte, ein in befreiter Schönheit wandelndes Menschentum zu gestalten, das seiner selbst bewußt, lebenbejahend, instinktsicher seine Bahn beschreitet, vornehm in seiner Einsamkeit, einsam in seiner Vornehmheit, das lebt in Huchs Geschwister-Romanen blühend auf. Nicht ohne inneren Grund stellen sich Worte aus Nietzsches Denken hier ein; es hat Sinn, zu sagen: etwas von dem, was Hölderlin ersehnte, Nietzsche umriß, dichtete Friedrich Huch. Wer dies erfühlt, weiß auch, wie fern diese Welt von der Möglichkeit ist, durch das verschwommen vergröbernde Wort „Ästhetentum" getroffen zu werden. Nicht nur durch ihre heiße, aufwühlend schmerzliche Leidenschaftlichkeit, mehr durch die Kraft der Selbstgestaltung, der geistigen Selbsterhaltung und Selbstbejahung und die körperliche Pflege eines reinen schönen Daseins, dessen Form die idealen Ziele des alten „Gymnasiums" neu und stark belebt. Zu ihr gehört es, das nackte Leben nicht zu den obersten Werten zu zählen, als ob es mit nichts zu teuer erkauft würde. Es kommt öfter in Huchs Werken vor, zuletzt in den Bruchstücken einer hinterlassenen Dichtung, daß eine der Gestalten das Leben im eigentlichen Wortsinn aufs Spiel setzt. Die stete Bereitschaft zu schrankenlosem Sicheinsetzen gibt den Erlebnissen ihre unabsehbare Tiefe, dem Dasein den Vollklang einer starken inneren Anspannung. Das „Heimliche" ist ihm fremd. Wie unheimlich der Tod es begleitet, wie das Leben gebunden ist an Werte, deren Bedeutung ganz allein in ihrer Beziehung auf den einen, in sich geschlossenen Menschen liegt, das macht die „Mao"-Dichtung unvergeßlich anschaulich. Das Kind Thomas verläßt die Erde, auf der ihm das Liebste, dem alle seine Gedanken, all sein Fühlen galt, genommen wird: das alte Haus. Tief und un-

Digitized by Google

löslich verwoben mit dem unterflächigen Bewußtsein lebte in Huch das Haus seiner Kindheit. Voll düsterer Schönheit und ahnungvoller Größe hatte es einst seinen Sinn erregt und der Reichtum dieser Vorstellung, die stille, fruchtbare Kraft, die ihm aus diesem Kindheiterlebnis wuchs und seine Träume beherrschte, gehörte zum teuersten Besitz seines Inneren. Der Tod, den er überwunden hatte, ereilt den kleinen Thomas, und wohl erst nach dieser Dichtung konnte ihr Schöpfer ganz von den düsteren Nachwehen des ersten unersetzlichen Verlustes befreit sein. In der Sammlung seiner „Träume", diesen wundersamen Gesichten, die aus weiten Fernen enttaucht scheinen und von starken Gefühlen farbig überhaucht sind, lebt das alte Haus weiter, und noch die hinterlassene Dichtung sollte seinem Rätselwesen eine Vorgeschichte geben.

Schwerlich läßt sich ein Begriff von der Kunstleistung und der dichterischen Stärke der Intuition vermitteln, die diesen drei Werken den äußeren Ablauf und die sprachliche Form gaben. Auch sie sind bedingt durch die einfache Tatsache, daß der Dichter allein aus der eignen Ideenwelt schöpfte; und die schlackenlose Reinheit dieser Sprache, der unverbrüchliche Adel in der Wiedergabe alles Menschlichen, die ungewöhnliche Fähigkeit, auch das Ungewichtige in die Abstimmung dieser abgeklärten Menschlichkeit zu beziehen ohne es zu fälschen, das Ebenmaß der Anteilnahme an allen Gestalten, die alle zu ihrer Zeit und mit ihrer eignen Geste und Deutlichkeit auftauchen und schwinden, alles dies setzt nicht nur eine unbeirrte, sondern auch eine künstlerisch voll geläuterte Persönlichkeit voraus.

In „Pitt und Fox", dem weitest bekannt gewordenen Roman Huchs, mischt sich das fremde Wesen Pitt Sintrups, der wie ein verirrter Sprößling aus der „Geschwister"-Familie wirkt, mit der Welt der Geschäfte und Geschäftigkeiten. Einheitliches konnte so nicht entstehen; die Geschichte des unseligen Pitt, dessen Einsamkeit und Zagheit selbst die große entsagende Liebe nicht lösen kann, die sich ihm schenkt, steht zuletzt in ihrer unsagbaren Traurigkeit und rätselvollen Tiefe ziemlich unberührt neben den mannigfachen grotesken Erlebnissen Fox Sintrups, des komödiantischen „Lebenskünstlers" und der Andern, die Pitts Weg kreuzen. Reich sind diese Teile der Dichtung an Gestaltenmaterial, an einzelnen schönen und durchsichtigen Zügen. Aber die menschliche, freundliche Überlegenheit des „Peter Michel" fand der einsamer gewordene Dichter damals noch nicht wieder. Er hatte selbst ein Gefühl davon, und das lustige, erfolgreiche Buch machte ihm nicht immer Freude. In einem Künstlerroman — „Enzio" — kehrte er schon bald wieder aus dem Kreise des Allzudeutlichen und Alltäglichen zurück in einen mehr abgesonderten Lebensbezirk. Enzio, das wunderschöne Kind, der stürmisch selbstgewisse Knabe, der haltlose Künstler und Mensch hat wiederum Züge, die an das „Geschwister"-Haus erinnern, an Jasmin. Aber stärker als jener reißt es ihn in die Irrungen des Daseins, rauschender, süßer ergreift ihn der Strudel und bitterer enttäuscht ihn die eigne Hoffnung. Er scheitert, gesegnet mit allen Gaben eines großen Talentes und Menschenbeglückers an einer tiefeingeborenen Schwäche und Zerrissenheit. In vielem Wesentlichen scheint sich der Dichter des „Enzio" von der Weise der „Ge-

Digitized by Google

schwister“ und „Wandlungen“ weit entfernt zu haben. Mehr vom Wirklichen hat Eingang gefunden in sein Schaffen. Die Gestalten, die Enzio umgeben, haben Blut und Gesicht. Starke Gegensätze öffnen sich hier öfter, und das gesellige Leben von heute bildet den Hintergrund. Auch die anekdotische oder die herbe Erzählweise des „Peter Michel“ und des „Fox“ sind gewichen; reif und ruhig ist die Sprache, hinter der ein Mann von Selbstbewußtheit und stolzer Resignation steht. Das ganz Natürliche in Lust und Lachen, Weinen und Leiden wagt sich hervor, es begeben sich Erlebnisse von unbegreiflicher Schlichtheit und Wahrhaftigkeit inmitten einer Welt, die ihnen unverstehend gegenübersteht. Dazwischen stehen Gedanken über die Musik von Beethoven bis zu unserer Zeit, deren klare Fülle staunen macht und manchem Musiker nicht zu Gebote stände. ‚Dies ist nun wohl das Leben, süßer und reicher als die Armen im Geist und im Gefühl es kennen, nicht so reich wie unser unersättlicher Wille es wollte‘ — so hört sich die Cellomelodie dieser Dichtung an. Es ist Bejahung des Lebens ihr Ton, unauflöslich harmonisiert durch die Forderung, es nach eigenem Maße zu gestalten. Künstlertum waltet hier vor, im Stoff wie in der Darstellung. — In „Enzio“ finden sich Worte, die von einer still-leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit Richard Wagner Kunde geben. Es konnte nicht überraschen, daß Huch bald darnach mit drei „grotesken Komödien“ auftrat in denen die Vorgänge des „Lohengrin“, „Tristan“ und „Holländer“ in einer geistreich parodistischen Verzerrung wiedergegeben sind. Mit einer eigentümlichen Sicherheit werden durch Übertreibung und durch den Mund der Handelnden selbst, die zeitweilig aus der Rolle fallen, die Schwächen der Wagnerschen Dramatik und Gestaltung darin sichtbar gemacht. Nur eine vollendete Freiheit der inneren Anschauung konnte diese schwierige Aufgabe geschmackvoll und witzig zugleich lösen; hätten wir gemeinhin mehr von ihr, diese kleinen Stücke, an denen Nietzsche Freude gehabt hätte, wären nicht so unbeachtet geblieben.

Nach langem Zaudern hatte Huch seit dem Ende des vorigen Jahres wieder eine neue Arbeit begonnen, mit der er sich ein neues Stoffgebiet aufschloß. Den geschichtlichen Roman, der das Mannesleben des Erbprinzen Carl von Braunschweig, des Neffen Friedrichs des Großen, zum Gegenstand hatte, durfte er nur noch bis in das dritte Kapitel, wohl etwa auf ein Viertel des geplanten Umfangs, fördern. Da keinerlei abstrakte Gedanken über die Form des zu erreichenden Zieles seine Arbeit beschwerten oder erleichterten, bedurfte er einer bedeutenden einfühlenden Arbeit in den reichen Stoff und einer ebenso starken Anspannung, um der Schwierigkeiten des Beginns Herr zu werden. Das Manuskript zeigt deutlich, wie glücklich der Versuch gelungen war. Die Verwandtschaft mit Huchs früheren Gestalten verleugnen die jüngsten nicht. Stolz und mutig, herb leidenschaftlich und zart empfindlich, glänzend in jugendlicher Schönheit, einsam in vornehmer Abgeschlossenheit, leidend an der Welt des Alltags, so steht der Erbprinz bald vor dem Leser. Und sein erstes Auftreten bildet den Beginn einer aufwühlenden, zitternden Liebe zu der wunderschönen italienischen Gräfin, die sich ihm anheimgibt in einer fragelosen, instinktstarken, großen Hingabe. Der Verlauf

Digitized by Google

der Geschichte führt dann bald in die Heimat des Dichters zurück; durch sie sollte auch das alte Haus in Braunschweig belebt werden. An der geistigen Handschrift erkennt man leicht den sicheren Bildner eines Lebens, dessen Formen seiner inneren Vorstellung lebendig, seinem Wesen gemäß waren. Staunenswert schlicht sind hier mit dem ersten Griff Aufgaben gelöst, an denen sich mancher Meister erst eine Niederlage geholt hätte.

Seit Grillparzers unbedachtem Wort hört man allzuoft von dem schönen Besitz und den noch schöneren Hoffnungen, die uns durch den frühen Tod eines Schaffenden entrissen seien. Friedrich Huchs dichterisches Können war voll entwickelt als er die Erde verließ; kaum glaublich, daß er Schöneres noch gegeben hätte als wir von ihm besitzen. Er schrieb nicht allzu gern, und Ehrgeiz lag weitab von seinem Wesen. Er gehörte fast gar nicht in die Geschichte der literarischen Entwicklung seiner Zeit, seine Werke bezeichneten nicht Lösungen innerer Aufgaben, wie sie Vielen unter den Zeitgenossen auferlegt scheinen könnten. Er las wenig und stand zwischen vielen Bekannten bewußt einsam. Wie bei ganz Wenigen war es fast allein das Wunder der Persönlichkeit, das aus seinen Werken zu den Menschen nachdrücklich, Antwort heischend, sprach. Er vermochte es, seine Persönlichkeit während der zwölf Jahre seines Schaffens wohl restlos in Gestalten und Gebilden von lichter Schönheit darzugeben. Viele wurden so der lebendigen Berührung mit ihr zuteil, deren klare Kraft und edle Freiheit beglückte. Wer dieses menschlichen Glückes teilhaft geworden war, der allerdings durfte sagen, als Friedrich Huch in jungen Jahren dahinging, daß mit ihm ein schöner Besitz und noch schönere Hoffnungen begraben wurden. Seine künstlerische Sendung war erfüllt, sein irdisches Dasein fand ein herbes Ende, ehe die Schuld der Welt an ihn abgetragen war, der er so hohe Werte zurückließ.

Wolfgang Schumann

Aufruf zur Gründung einer Gluck-Gemeinde

Wäre der große Tonmeister Gluck nicht auch den meisten, die ihn ein wenig kennen, in Wahrheit unbekannt, so brauchte über die künstlerische, über die kulturelle Notwendigkeit einer „Gluck-Gemeinde“ kein Wort verloren zu werden. Doch man kennt ihn heute fast nur von der sattsam bekannten, nirgends stilreinen oder künstlerisch vollendeten „Orpheus“-Aufführung her, wenn man ihn nicht etwa nur aus den Irrtümern der Musikgeschichte kennt. Diese erzählt vom Streit der Gluckisten und Piccinisten, der uns gar nicht mehr interessieren kann. Was wir aber, nachdem Glucks allmächtige Künstlerpersönlichkeit, ein halbes Jahrzehnt von Paris aus die Kunstwelt beherrschend, es für eine kurze Spanne Zeit durchzusetzen und seinen Zeitgenossen einigermaßen klarzumachen vermocht hatte, heute wiederum erst nach der analogen Schulung unserer Zeit durch Bayreuth zu verstehen anfangen, das sind die Ziele, die dieser erhabenen Kunst ihre Werte für die Gegenwart und die Ewigkeit verbürgen: Der klassische Stil der Musiktragödie und auch der

Digitized by Google

musikalischen Komödie, die besonderen Gluckschen Eigentümlichkeiten, der intuitive, leidenschaftliche, in jede Falte des menschlichen Herzens dringende Blick dieses Künstlers, sein wildes tragisches Sehertum, seine hemmungslose Meisterschaft in jedem Stil und sein abgeklärtes Stilgefühl, die Vornehmheit, die Reinheit und der Adel seiner Kunst, ihre Befreitheit von allem, was nicht ihren höchsten Zielen dient; um Einzelheiten zu erwähnen: die wundervolle, ihre natürliche Herrschaft über das Orchester behauptende Behandlung der menschlichen Gesangstimme, entspringend einerseits aus der reichsten italienischen Gesangskunst, anderseits dem tiefsten und wahrsten Gefühl für das Dramatische und Menschliche, die unvergleichlich geniale Orchesterinstrumentierung voll von intuitiven Blitzen, und im Hintergrunde vor allem: der reine, harmonische, große Mensch, ein prachtvoller urdeutscher Charakter von Einfachheit, Freiheit und Stolz.

Solche Kunst *darf* nicht verloren gehen. Denn sie ist schlechterdings durch nichts zu ersetzen.

Und seit langem ist dieser Gluck fast unbekannt. Man liest in der Musikgeschichte etwas vom „Reformator der Oper". Nur in Wenigen, so dem feurigen Berlioz, der edlen Fanny Pelletan, lebte und flammte diese große und echte Kunst. Wie hätte auch ohne weiteres die Tagesbühne Zeit und Kraft für eine so fremdartige, dem Alltäglichen so entrückte, und so anspruchvolle, dazu in ihren Mitteln uns fremdgewordene und nur bei vollendeter Beherrschung des Stils noch voll verständliche Kunst finden sollen! Das stolze Wort des Horaz: Odi profanum volgus et arceo, die Verurteilung alles modischen Musikmachens klingt mit nicht zu überbietender Deutlichkeit aus den reinen, herben, einfachen und erhabenen Tönen des Meisters, die sich freilich nur dem voll erschließen, der ihnen nach langer Vorbereitung sein ganzes Herz öffnet.

Das gilt es verständlich zu machen. Und das kann und soll nicht etwa nur durch die Mittel der Musikphilologie geschehen! Die Wissenschaft erzeugt vielleicht Klarheit, aber keine Begeisterung!

Auf dem Wege der *künstlerischen* Anregungen soll Begeisterung aus dem Stein geschlagen werden! Wir stehen beschämt — und wir haben allzuviel Ursache, beschämt zu sein — dicht vor 1914, wo sich der Geburtstag des Großmeisters zum zweihundertsten Male jährt. Möge es der Gluck-Gemeinde vergönnt sein, hier auf dem Plane zu erscheinen und für eine *würdige* Feier dieses Jahres zu wirken!

Zur Lösung ihrer weiten Aufgaben bedarf die „Gluck-Gemeinde" natürlich nicht unbedeutender Geldmittel, die durch Mitgliedbeiträge und Stiftungen aufgebracht werden sollen. Mögen unsere Musiker und alle, denen es um die hohe Kunst ernst ist, eingedenk sein, daß gerade Gluck, wie kein anderer, vernachlässigt worden ist! Möge die hoch aufgelaufene Dankesschuld, die wir alle an ihn haben, recht Viele anregen, sie an ihrem Teil abzutragen, indem sie künstlerische Kraft und Geld in den Dienst der „Gemeinde" stellen und ihre Mitgliedschaft erwerben. Der Jahresbeitrag ist mit 10 Mark absichtlich so niedrig bemessen worden, daß ihn wohl jeder ohne Schwierigkeit leisten kann, denn das ganze Volk sollte hinter der großen Sache

Digitized by Google

stehen! Außerdem aber sind Stiftungen und Spenden in jeder Höhe der jungen Gemeinde zur Erfüllung ihrer Aufgaben nötig und hochwillkommen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft und Geldsendungen werden erbeten an die Kunstwart-Leitung in Dresden-Blasewitz oder an den unterzeichneten Vorstand.

Dresden, Pfingsten 1913 Max Arend

Wir veröffentlichen den Aufruf des Herrn Dr. Arend in der großen Sache Glucks gern und schließen uns der Meinung an, daß hier etwas getan werden muß. Der Abdruck des Aufrufs in andern Blättern ist von uns wie vom Herrn Verfasser aus nicht nur erlaubt, sondern dringend erwünscht. Die neugegründete Gluck-Gemeinde kann wohl auch neben der älteren Gluckgesellschaft ein Lebensrecht beanspruchen, nachdem jene durch den Antrag ihres jetzigen Vorstandes auf Auflösung der Gesellschaft wie auch durch die Erklärung, die Werke Glucks nicht herausgeben zu wollen, ihre ursprünglichen Ziele aufgegeben hat. Die neue Vereinigung betont schon durch ihren Namen das Überwiegen künstlerischen Wirkens und Strebens, vor allem wird es, um die Entwicklung des großen Meisters verfolgen und ihn ganz verstehen zu können, notwendig sein, die Werke Glucks herauszugeben, von denen, wie auch die Notenbeilage dieses Kunstwartheftes zeigt, manch wundervolles Stück noch unbekannt ist. Dasselbe gilt von vielem für die Entwicklung des Meisters und deren Verständnis Unentbehrlichen.

Der § 1 der Satzung lautet:

„Der den Namen »Gluck-Gemeinde« tragende Verein hat den Zweck, allmählich die sämtlichen musikalischen und literarischen Werke Glucks im Druck herauszugeben, stilreine Gluckaufführungen anzuregen und zu veranstalten und literarisch das Verständnis und die Liebe für die Art und die Bedeutung des großen Tragikers zu wecken und zu fördern, durch alles dies aber ein Mittelpunkt zu sein für alle künstlerischen und wissenschaftlichen, bisher nicht zur Einheit zusammengefaßten Bestrebungen auf diesen Gebieten und für jede Beschäftigung mit der künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit Glucks. Der Verein hat seinen Sitz in Dresden."

Aus dem übrigen Inhalte der Satzung sei hervorgehoben, daß der jährliche Mitgliedbeitrag 10 Mark beträgt. Dafür erhalten die Mitglieder die Veröffentlichungen kostenlos.

Vorstand des Vereins ist Dr. Max Arend in Dresden-A., Mathildenstraße 46, ein ausgezeichneter Kenner des Meisters. Die Satzung kann nur durch einstimmigen Beschluß der Mitgliederversammlung abgeändert werden, so daß eine Verrückung in den Zielen und der Leitung der Vereinigung unterbunden ist.

Mit der Veröffentlichung von Werken Glucks soll in der nächsten Zeit bereits begonnen werden. K.-L.

Digitized by Google

Rechtsanwälte und Schuldnernot

Es ist eine betrübende Erscheinung unsres Rechtslebens, daß so viele durch vorübergehende Umstände in Bedrängnis geratene Schuldner nur deshalb den wirtschaftlichen Zusammenbruch nicht aufhalten können, weil die Gläubiger bei Einziehung ihrer Forderungen ihnen unnötig hohe Anwalts- und Gerichtskosten verursachen. In unsrer Geschäftswelt ist die Einsicht noch wenig verbreitet, daß die wirtschaftliche Erhaltung des Schuldners auch im Interesse des Gläubigers liegt, der unter Umständen selbst die unnütz aufgewendeten Kosten tragen muß. Anstatt mit wenig Mühe selbst beim Amtsgericht Zahlungs- und Vollstreckungsbefehl schriftlich oder mündlich — mit geringfügigen Gerichtskosten — zu erwirken, hält es die große Mehrzahl der Gläubiger für richtiger, einen Rechtsanwalt mit der Einhebung der unstreitigen Forderungen zu beauftragen. Der Anwalt wird in den meisten Fällen Klage erheben und Anerkenntnis- oder Versäumnisurteil gegen den Schuldner erwirken. Bei den deutschen Gerichten werden jährlich viele Tausende von Anerkenntnis- und Versäumnisurteilen in nichtstreitigen Sachen auf Antrag von Anwälten erlassen. Welche ungeheure Kostenlast dadurch den Schuldnern, auch den notleidenden und zahlungswilligen, zugunsten der Anwälte aufgebürdet wird, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß 10 000 nichtstreitige Urteile, wie sie bei großen Amtsgerichten mit Industriebezirk in einem Jahre ergehen können, in der niedrigsten Wertsklasse (bis 20 M.) 80 000 M. Anwaltskosten (einschließlich der Kostenfestsetzung, jedoch ohne Zwangsvollstreckung) und 10 000—15 000 M. Gerichtskosten verursachen, während bei Erledigung durch Zahlungs- und Vollstreckungsbefehle — unter Ausschaltung der Anwälte — nur etwa 8000 M. Gerichtskosten entstehen würden. Der Unterschied vergrößert sich aber mit der Höhe des Streitwertes, der bei den Amtsgerichten bis zu 600 M. reicht. Bei einem mittleren Streitwert von 60—120 M. würden bei 10 000 Vollstreckungsbefehlen nur gegen 19 000 M. Gerichtskosten, bei 10 000 nichtstreitigen Urteilen außer erheblich höheren Gerichtskosten 110 000 M. Anwaltskosten zu berechnen sein.

Nicht selten verursachen die Schuldner allerdings selbst unnötig die höheren Kosten dadurch, daß sie — aus Unkenntnis oder um Zeit zu gewinnen — gegen den Zahlungsbefehl Widerspruch erheben. Die Befürchtung einer durch unnützen Widerspruch entstehenden Verzögerung mag auch viele Gläubiger von vornherein zur Klageerhebung veranlassen. Zur Verhütung derartiger unnützer Widersprüche würde es viel beitragen, wenn die Schuldner vor oder bei Erlaß des Zahlungsbefehles auf den Kostenunterschied hingewiesen würden. Der Gerichtsvollzieher Finhold in Bensberg hat in dieser Hinsicht in seinem Buche „Augen auf oder den Beutel auf“ durch Herausgabe geeigneter Formulare zwecks erweiterter Anwendung des Zahlungsbefehles sehr beachtenswerte Vorschläge gemacht.

Hält aber der Gläubiger die sofortige Klagerhebung ohne Zahlungsbefehl für geboten, so sollte er doch, namentlich wenn es sich um kleine Beträge und wirtschaftlich schwache Schuldner handelt, nach Möglichkeit die Klage unter Benutzung der leicht erhältlichen Formulare selbst anfertigen oder zu Protokoll geben und selbst oder durch einen Angestellten das Anerkenntnis- oder Versäumnisurteil im Termin erwirken. Es ist

Digitized by Google

bitter, wenn ein kleiner Handwerker oder Arbeiter, der durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit mit seiner Miete oder einer anderen Schuld in Rückstand gekommen ist, dem Gläubiger — auch bei sofortiger Anerkenntnis und Zahlungsbereitschaft — noch Anwaltskosten zahlen soll, die in keinem Verhältnis zu seiner Schuld stehen und sie nicht selten übersteigen.

Mehr oder weniger ist heute jeder Gewerbebetrieb auf Kredit aufgebaut. Wehe aber, wenn bei einem Gewerbetreibenden durch irgendein unvorhergesehenes Ereignis eine Zahlungsstockung eintritt. Sobald es ruchbar geworden ist, daß gegen ihn Klagen erhoben und Versäumnis- oder Anerkenntnisurteile ergangen sind, ist es meist vorbei mit dem Kredit. Es beginnt der Wettlauf der Gläubiger; jeder sucht mit Hilfe eines Anwaltes den anderen zuvorzukommen und zu retten, was zu retten ist! Die Klagen und Urteile häufen sich, keiner will warten. Vergebens fleht der Schuldner, der seine Außenstände nicht so schnell einziehen und seine Vermögenswerte nicht so schnell zu Bargeld machen kann, um Frist. Der Anwalt weist ihn an den Gläubiger, der Gläubiger will nichts ohne seinen Anwalt tun. Nur zu oft scheitert jeder Ausgleich an den hohen Kosten, die durch die Klagen aufgelaufen sind und für die in erster Linie Deckung verlangt wird. Es kommt zur Zwangsvollstreckung, zur Versteigerung des Warenlagers, die meist einer Verschleuderung gleichkommt. Neue hohe Kosten entstehen, und das Ende ist der Konkurs, wenn noch genügend Masse da ist, oder der Offenbarungseid. „Die Kosten haben ihn aufgefressen", pflegen die Juristen zu sagen.

Natürlich haben die Gläubiger meist selbst viel Schaden. Dutzende von Versäumnisurteilen ergehen oft noch gegen denselben Schuldner, der längst vergeblich ausgepfändet ist. Die entstandenen Anwaltskosten muß der Mandant selbst tragen.

Den Rechtsanwälten kann kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie die ihnen gebotene Erwerbsmöglichkeit ausnützen. Alle die Anerkenntnis- und Versäumnisurteile verursachen ihnen nur geringe Bemühung und bringen erhebliche Einnahmen. Wollte man — zum Beispiel durch verbindliche Einführung des Zahlungsbefehles ohne Anwälte — diese Einnahmen beseitigen oder beschränken, so könnte ein großer Teil der Anwälte, von denen gar mancher Not leidet, tatsächlich nicht mehr bestehen, da die wirklich streitigen Prozesse nicht so zahlreich sind und im Verhältnis zur Mühewaltung zu wenig Gebühren bringen. Vielleicht ließe sich durch Erhöhung der Gebühren in *streitigen* Sachen ein Ausgleich schaffen. Gewiß hat das deutsche Volk ein Interesse an der Erhaltung eines *gesunden* Anwaltstandes. Müssen aber soviel Existenzen gefährdet und muß soviel Erbitterung und Unzufriedenheit gegen die staatlichen Einrichtungen geschaffen werden, um die sich immer schneller vermehrende Zahl der Rechtsanwälte so hoch zu erhalten? Das ist eine Frage, und uns scheint: eine von großer sozialer Bedeutung. G

Digitized by Google

Köpenickiaden im modernen Erwerbsleben

Es gehören gewisse Fähigkeiten, Kenntnisse und Fertigkeiten dazu, einen Brunnen anzulegen, nicht aber dazu, hernach daraus zu trinken. Ähnlich verhält es sich oft mit Erwerbsanlagen. Sie zu schaffen, das erforderte ganz sicher mancherlei Tüchtigkeit, an der es einem Durchschnittsmenschen gebricht, aber hernach mit ihr Geld zu verdienen, dazu gehört nicht viel, das kann zum Beispiel auch ein glücklicher Erbe. Im modernen Erwerbsleben sind die glücklichen Erben, Beschenkten oder Belehnten zur Regel, die erfolgreichen Neuschöpfer zur Ausnahme geworden. Bei Walter Rathenau lesen wir, daß „dreihundert Menschen, von denen jeder jeden kennt, die wirtschaftlichen Geschicke unsres Kontinents leiten und sich Nachfolger aus ihrer nächsten Umgebung suchen". Aus ihrer nächsten Umgebung, das heißt dort, wo Talente nicht häufiger hingeraten als an jede andre Stelle; wer sie haben will, darf sie nicht nur an einer suchen. Recht hatte also wohl auch Graf Posadowsky, als er, damals noch Staatssekretär, im Reichstage sagte: „Reichtum ist keine Tugend, ist selten ein Verdienst, aber er ist eine angenehme Tatsache." Wie könnte es im heutigen geregelten Geschäftsleben eine wichtigere Stellung geben, als die eines großen Bankdirektors. Und doch machte einmal ein so guter Sachkenner wie Professor Werner Sombart an einem Vortrage die Bemerkung, ein orientalischer Basarinhaber brauche mehr „Genie" zur Abwickelung seiner Tagesgeschäfte als der Leiter eines großen westeuropäischen Bankunternehmens. Er wollte natürlich nicht damit sagen, daß ein Bankdirektor kein kluger Mann zu sein brauche, sondern nur hervorheben, daß dessen Amt in erster Linie eine Machtstellung ist, zu deren Behauptung mehr Gewalt, aber nicht unbedingt mehr Geist gehöre als zur Behauptung der Stellung eines Basarleiters im Orient, bei dem es für Erfolge fast allein auf Geisteskraft ankommt.

Es sei unglaublich, mit wie wenig Verstand die Welt regiert werde, sprach einst Oxenstierna. Er spielte damit auf die Fürsten und Diplomaten an, die nach „heroischer" Geschichtsauffassung die Geschicke der Völker lenken. Wenn nun im modernen Wirtschaftsleben in Hinsicht auf dessen Goldkönige ein Gleiches gilt, wie soll man dann bei deren Satrapen und um diese herum besonders viel Geist vermuten? Wenn man sich durch eine gewisse Geste nicht täuschen läßt, mit der sich Geschäftsleute oft als Kenner einer Geheimwissenschaft geben, nämlich der Wissenschaft, Geld zu verdienen, so entdeckt man wirklich gar leicht, wie sich in solchen Kreisen eine zunächst erstaunliche geistige Armut breit macht. Davon zeugen gewisse typische Betrugsfälle, mit denen sich die Berliner Gerichte immer wieder beschäftigen müssen.

Man weiß durch den „Hauptmann von Köpenick", daß bei uns ein almosenempfängerisch aussehender, doch pfiffiger Schuster, der den Offizieren die Hauptregeln ihres Umgangs mit Untergebenen und ihres Auftretens im Dienst abgeguckt hat, in eine nicht einmal vollständige Hauptmannsuniform gesteckt, in den unglaublichsten Situationen wie ein echter Hauptmann wirken und in solcher Maske die tollsten Streiche ausführen kann. Doch können die damals ausgelachten Uniformanbeter immer noch stolz sein im Vergleich zu jenem Berliner Erwerbsmenschen-

Digitized by Google

tum, das sich vor einiger Zeit von einem halbverrückten Kanzlisten mit den allerplumpsten Tricks Hunderttausende abschwindeln ließ. Der Kanzleigehilfe Hans Müller erschien im prosaischen Licht des Gerichtssaales als ein „armer Schlucker, der in seinem grauen, schlecht sitzenden Überzieher mit dem vielen braunen Haar, das ihm in einem dichten Busch die Stirn verkürzt, mit seinem gestutzten Schnurrbart einen ganz und gar stupiden Eindruck machte". Die Mutter erzählte aus seiner Jugend, er sei im Alter von neun Jahren einmal von der Leiter gestürzt, habe dabei eine schwere Gehirnerschütterung erlitten, sei danach lange Zeit von Kopfschmerzen geplagt worden und habe ein wunderliches Wesen gehabt; eine Zeitlang sei er auch Nachtwandler gewesen. Die medizinischen Sachverständigen erklärten ihn übereinstimmend für einen psychopathischen Menschen, einen pathologischen Schwindler. Dahinter waren auch schon seine Schulkameraden gekommen. Aber offenbar haben manche selbständige Geschäftsleute sogar in Berlin weniger Menschenkenntnis als jene Schulbuben. Denn eben der „Schwindelmüller" konnte es sein, der solchen Leuten in kurzer Zeit fast dreihunderttausend Mark aus der Tasche lockte. Er hatte nur nötig gehabt, als „Gerichtsassessor Dr. Müller" oder „Oberarzt Dr. Martini" zu bemerken, der Geheime Rat im Kaiserlichen Patentamt Dr. Sachse sei sein Gönner, mit dessen Hilfe er Patentanmeldungen in nicht ganz ordnungsmäßiger Weise ausnutzen könne. Das übrige tat sein großspuriges und hochnäsiges Auftreten. Zur Strafe brummte man ihm vier Jahre Gefängnis und fünf Jahre Ehrverlust auf. Die Richter vermochten wohl nicht zu glauben, daß jemand, der Leute betrüge, die viel Geld „erwerben", etwas anderes als ein ganz ausgefeimter Gauner sein könne.

Milder ging man dann mit „Hansemanns Tochter aus der Lothringer Straße" ins Gericht. Emma Hansemann ist die Tochter eines vor einiger Zeit gestorbenen Möbelhändlers, der stark verschuldet war. Wenn sie als „große Dame" gekleidet in einer Equipage Unter den Linden vor einem Laden vorfuhr, ausstieg, eintrat, sich mit Sicherheit bewegte, sich beiläufig auf ihre „intime Freundin Gräfin Königsmarck" berief, so genügte das, um ihr gleich mehrere Kostüme im Werte von je 350 Mark auf Kredit zu verkaufen. Bei der Firma ward sie auf diese Weise 1485 Mark schuldig. In einem andern Geschäft, ebenfalls Unter den Linden, bestellte und erhielt sie ohne Bezahlung zwei Blusen zum Preise von 250 Mark und gleich hinterher noch eine dritte zum Preise von 130 Mark. Eine ganze Reihe weiterer Geschäftsleute fiel auf ihren Trick hinein. Ein Möbelhändler lieferte ihr ohne jede Anzahlung für 1485 Mark Möbel, die später spurlos verschwunden waren. Sie erhielt als Strafe zwei Monate und 25 Tage. Landgerichtsdirektor Liebenow, der Vorsitzende der Berufungskammer, bemerkte dazu, es sei doch kaum glaublich, daß es derartig leichtsinnige Geschäftsleute gebe. Jedem anständigen ehrlichen Menschen werde Kredit mit höflichem Lächeln verweigert. Wenn aber „Hansemanns Tochter aus der Lothringer Straße" oder ein Graf Metternich komme und sicher auftrete, so werfe man ihnen die Waren förmlich nach. Derartige Geschäftsleute müßten noch mehr betrogen werden, damit sie endlich klug würden.

Andrew Carnegie betont in seinen Schriften immer wieder seine

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANTON GRAFF: BILDNIS VON FRAU JEANNE CHODOWIECKA

Digitized by Google

Digitized by Google

Auffassung, daß im heutigen Erwerbsleben jedem Tüchtigen der Weg zum Erfolge offen stehe, da die Leiter großer Betriebe förmlich auf der Lauer lägen, um Talente zu entdecken, denn an denen fehle es ihnen immer. Vielleicht ist das in Amerika so, bei uns kann davon nicht die Rede sein. Im Erwerbsleben dehnen sich fast nur die stagnierenden Sümpfe aus. Die Talente in den verschiedenen Berufen, die einst ganz in dem damals aussichtsvollen Bestreben aufgingen, auf einen selbständigen, verantwortungsvollen Posten zu kommen, wenn nicht sich völlig auf eigene Füße zu stellen, sie werden heute politische Agitatoren und organisieren vielleicht aus Langerweile abhängige Arbeitskräfte für irgendwie revolutionäre Zwecke. Der übermäßige Zudrang zu allen bureaukratischen, akademischen und künstlerischen Laufbahnen erklärt sich zugleich in derselben Weise als Folge einer weit ausgedehnten Entgeistigung des Erwerbslebens. Selbstverständlich gilt all das nur vom Durchschnitt, aber daß es *überhaupt* möglich ist ohne schnell folgenden Zusammenbruch, das ist als Zeichen der Zeit interessant.

Otto Corbach

Die wirtschaftsästhetische Erziehung der Frau

So lange wir zur Pflege des persönlichen Lebens, also auch einer persönlichen Kultur, am Einzelhaushalte festhalten, so lange brauchen wir für die Frau eine gewisse Sonderbildung. Sie muß befähigt werden, ihre Aufgaben im Haushalt, die im einzelnen freilich von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht abhängig sind, zu erfüllen. Der Einzelhaushalt tritt uns in der Gegenwart in den verschiedensten Gestalten, als Arbeiter-, Beamten-, Rentnerhaushalt usw. entgegen. Er hat auch in der Vergangenheit eine lange Entwicklung hinter sich. Diese verschiedenen Formen bedingen eine verschieden geartete Tätigkeit der Frau im Hause.

Wenn wir nun eine praktisch-ästhetische Erziehung für die Frau der Gegenwart fordern, so müssen wir zuvor die Bedeutung und den Umfang der Frauenarbeit im Hause erkennen, und zwar sowohl den Wechsel der Frauentätigkeit im Wandel der Zeiten, wie deren Bedeutung für das Kulturleben.

Auf der nach Karl Büchers Untersuchungen ältesten Wirtschaftsstufe, in der Zeit des Hauswerkes, des Hausfleißes, war die Frau die alleinige Produzentin fürs Haus, nur an manchen Orten waren ihr noch Sklaven zur Hilfe beigegeben. Der freie Mann betrachtete nur die Jagd und den Krieg als seine berufliche Tätigkeit. Auch als er später manche häusliche Arbeit der Frau abnahm, behielt sie einen bedeutenden Einfluß auf das Wirtschaftsleben und seine gewerbliche Gütererzeugung. Als Kundin stand sie auf der zweiten Wirtschaftsstufe, der Stadtwirtschaft, in ständigem Verkehr mit dem Handwerker oder dem Lohnarbeiter. Sie war Bestellerin, wo sie nicht selbst produzierte. Und es lag in der Natur der wirtschaftlichen Form des Bestellens, daß die Form des Gebrauchsgutes durch sie mitbestimmt wurde. In unsrer heutigen Wirtschaftsform, im Zeitalter des Großbetriebes, des modernen Kapitalismus, kann die Frau nicht mehr die alleinige Produzentin fürs Haus sein wollen. Die Selbstproduktion hat unter dem Drucke des technischen und

Digitized by Google

wirtschaftlichen Fortschrittes längst aufgehört, die eigentliche häusliche Tätigkeit der Frau zu sein. Während in der Zeit des Hausfleißes und in den mittelalterlichen Städten noch alle Bedürfnisse durch das Haus mit Zuhilfenahme von Störarbeitern befriedigt werden konnten, sind heute jene Universalleistungen der Hausfrauen unmöglich und unwirtschaftlich. Es sind mehr Individualbedürfnisse, die heute noch durch die Selbstversorgung im Haushalte befriedigt werden, wie das Zubereiten der Speisen, die Anfertigung mancher Kleidungsstücke, die Behandlung von feinen Wäschestücken und dergleichen.

Statt selbst Güter zu erzeugen, „kauft" die Frau heute „ein", in dieser Eigenschaft als Käuferin beeinflußt sie nun sehr wesentlich unser Wirtschaftsleben. Der Mann, der durch das Berufsleben vollständig in Anspruch genommen ist, kauft sehr viel seltener ein als die Frau. Sie beschafft alle Stoffe zum Hausgebrauch, sie ergänzt den Hausrat, sie kauft Spielsachen, Kinderkleider und Geschenke aller Arten. Die Frau ist also in unserm heutigen Wirtschaftsleben eine Vermittlerin zwischen Handel und Verbrauch.

Einmal kauft sie für ihren privatwirtschaftlichen Haushalt, dann aber — und das gilt wesentlich von der Frau der oberen Schichten — kauft sie, um zu schenken, und zwar oft genug an andere soziale Schichten der Bevölkerung. Hier kommen besonders die Gaben an Dienstboten und alle häuslichen, nicht ständigen Angestellten in Betracht, denen sie verpflichtet ist, zu schenken, daneben die indirekten Gaben an gemeinnützige Vereine und Wohltätigkeitsbasare. In dieser Eigenschaft als Käuferin und Schenkerin übt die Frau außer der rein wirtschaftlichen Betätigung Einfluß auf den allgemeinen Geschmack unserer Zeit aus.

Wie stellt sich nun qualitativ die Arbeit der Frau als Selbstproduzentin im Haus, wie wir sie in der Vergangenheit sehen, zu der Tätigkeit der Frau als Käuferin in der Gegenwart? Welchen Wert für die Gesamtkultur hatte die Frauenarbeit im Hause in früheren Zeiten, und welchen im Vergleich dazu heute, wo die Hausfrau sich in anderen wirtschaftlichen Formen bewegt, nämlich als Verbraucherin und Schenkerin, und zwar oft für andere soziale Schichten?

Zur Zeit der geschlossenen Hauswirtschaft entstanden aus dem Drange, die Bedürfnisse aufs beste zu befriedigen, durch Frauenhand jene Erzeugnisse, die sich durch eine zwar primitive Technik, aber sehr feine und geschmackvolle Materialverarbeitung und Schmuckverwertung auszeichnen. Der Geschmack betätigte sich in Arbeiten, die für den eigenen Bedarf bestimmt waren. Was dieser Bedarf erforderte, war in jahrhundertelanger Arbeit erprobt und ausgebaut worden. Wir haben bei dieser Volkskunst das Bewußtsein, daß die Frau zuerst mehr als der Mann, der die Jagd und den Krieg als seine Tätigkeit betrachtete, hier kulturelle und ästhetische Werte geschaffen hat.* Aber auch später noch,

* Karl Bücher schließt in „Arbeit und Rhythmus" aus der Tatsache, daß der Frau alle Arbeit zufällt, die mit der Gewinnung und Verwendung der Pflanzenstoffe zusammenhängt und daß auf früher Entwicklungsstufe die Frauen gesellig bei den Hütten oder in den Feldern arbeiteten, während der Mann einsam im Walde das Wild beschleicht — daß die Frau früh in viel umfassenderem Maße auch Lieder geschaffen und

Digitized by Google

als der Mann manche häusliche Arbeit der Frau abnahm, wie etwa die Töpferei, leistete bei der Bedarfsdeckung der Mann qualitativ nicht mehr als die Frau. Die Arbeit beider ist freilich verschiedenartig und sich gegenseitig ergänzend, aber sie ist qualitativ gleichwertig. Der hohe Wert der damaligen Hauserzeugnisse liegt nicht in der Technik — die war entsprechend den naturwissenschaftlichen Kenntnissen sehr gering —, sondern darin, daß nicht für den Augenblick und nicht für Geschmackslaunen gearbeitet wurde, sondern um dem Hause einen dauernden Bestand einzufügen. Auch der Störarbeiter, der ja im eigenen Hause des Bestellers arbeitete, war aufs beste vertraut mit dem Bedarfe seines Arbeitgebers. Der Stoff wurde ihm gestellt, eine Täuschung oder ein Ersatz durch Minderwertiges war ausgeschlossen. Auch durch ihn, den Störarbeiter, wurden Stücke der Volkskunst geschaffen, die wir heute noch bewundern und die unsern modernen Gewerbekünstlern oft zum Vorbild gedient haben. Auch hier hatte die Frau Einfluß auf die Formengebung. Dieser läßt erst nach, als die Gütererzeugung aus dem Hause an fremde Stätten verlegt wurde. Und hier beginnt eigentlich unsere „Frauenfrage".

Treffend sagte einmal Helene Lange: „Im Prinzip beginnt die Frauenfrage schon in dem Augenblicke, als zum Beispiel das Spinnen und Weben aufhörte, die Obliegenheit der Frauenkemenate zu sein, und ein selbständiger Beruf auf dem Gebiet der sozialen Güterproduktion wurde, als die Grabschrift jener Römerin ›domum servavit, lanam fecit‹ — sie verwaltete das Haus und spann — in ihrem zweiten Teil einen Zustand der Vergangenheit andeutete, als das Gewandschneidern, das Flicken, das Backen ein Gewerbe wurde." Einmal verliert die Frau durch das veränderte wirtschaftliche Leben den sozialen Rückhalt in der Familie, zum andern verliert sie die Gestaltungskraft, da ihr zuerst die Zünfte, dann die Großbetriebe die gewerbliche Produktion abnehmen.

Langsam lösen sich die einzelnen Gewerbe von der Hauswirtschaft los. Und damit geht der Frau die Kenntnis der Technik und oft die Übersicht für den eigenen Bedarf verloren. Sie ist auf Marktware angewiesen, und die richtet sich oft nicht mehr nach dem Gebrauch, sondern nimmt Formen an, die manchmal geradezu dem Gebrauch widersprechen. Wir wissen, in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts verschwand der Gebrauchsgedanke oft ganz aus dem Gesichtskreis. Die Ausschmückung wurde als Hauptsache, die Gebrauchsfähigkeit als Nebensache angesehen. Der Sinn zum Gestalten, zur richtigen Form ging verloren, einmal durch das überwiegende Streben nach Erwerb, zum andern durch das starke Betonen des Schmuckes, der nur zu häufig die minderwertige Gebrauchsform verdecken sollte. Die Leser des Kunstwarts kennen alle jene „Hausgreuel" und Sinnwidrigkeiten von Standuhren in Gestalt eines Schweizerhäuschens, von Schreibzeugen in der Form

gesungen habe als der Mann. Unter den hundert Liedertexten seiner Sammlung, die zur Einzelarbeit gesungen werden, sind etwa sechzig unter arbeitenden Frauen entstanden (S. 396). Auch unter den Tanz- und Spielliedern sind hervorragende Beispiele der Frauendichtung. Die Kinderlieder werden sicher bei allen Völkern bis auf einen ganz geringen Teil von ihnen stammen. Also auch auf diesem Gebiete der freien Kunst stand die Frau dem Manne nicht nach.

Digitized by Google

eines Totenkopfes aus Zinnguß, Aschenbechern mit Bismarckköpfen, auf die die Asche geworfen wird, und ähnliches mehr. Die Frau, die Hüterin des Herdes, kauft alle diese Dinge, und glaubt ihr Haus damit zu verschönern. Wo ist die Ursache für diesen ihren kulturellen Tiefstand zu suchen?

Die hauswirtschaftliche Ausbildung der Frauen bewegte sich bis in unsere Tage hinein in engen Grenzen, die zum Teil nicht der veränderten technischen Produktion und nicht dem Aufkommen neuer sozialer Schichten Rechnung trug. So verlor die Frau jede Fühlung mit der gewerblichen Produktion und war oft willenlos den törichtsten Moden unterworfen. Nicht nur beim Gebrauchsgut bevorzugte sie bloße Spielereien, sondern auch am eigenen Körper trug sie Kleidungsstücke, die nicht nur unschön sind, sondern sich sogar an kommenden Generationen bitter rächen können. Den Kampf gegen das Tragen des Schnürleibs haben nun mit vielem Erfolg die Vereine zur Verbesserung der Frauenkleidung geführt. Hier erweitert sich die Arbeit dieser Vereine für die einzelne Frau zur sozialen Arbeit, indem sie den breiten Massen der Frauen die Möglichkeit geben, sich richtig zu kleiden. Die Auskunftsstellen der Vereine zur Verbesserung der Frauenkleidung, auf denen zu billigen Preisen Schnittmuster abgegeben werden, sind in den Großstädten stark besucht. Auch Flugblätter an Konfirmandinnen, worin eine Anleitung zur vernunftgemäßen Ober- und Unterkleidung gegeben wird, sollen in den Schulen durch jene Vereine verteilt werden. Zu den sonstigen wichtigen Aufgaben, die sich diese Vereine gestellt haben, gehört die bessere Ausbildung der Schneiderinnen. Man wird von diesen zukünftig auch eine bessere Kenntnis des weiblichen Körpers bei der Meisterprüfung fordern müssen.

Wie stellen sich nun heute die praktischen Forderungen für Ästhetik, insbesondere im Wirtschaftsleben, und Frauenbewegung überhaupt zueinander, die Frauenbewegung so, wie sie uns im Bund deutscher Frauenvereine entgegentritt?

Es ist eine bedauernswerte Tatsache, daß beide Bestrebungen heute nicht viel miteinander zu tun haben. Wer das erste Jahrbuch der Frauenbewegung, das von 1912, durchblättert, wird außer einer Arbeit der feinsinnigen Ika Freudenberg „Über den Stil des öffentlichen Lebens“ nichts über Ausdruckskultur und die Betätigungen der Frau auf diesem Gebiete finden. Und Else Wirminghaus spricht sich in der „Neuen Frauenkleidung und Frauenkultur“ (VIII, 6) über das bei Teubner erschienene Werk „Deutscher Frauenkongreß“ so aus: „Betrachten wir den Inhalt des Buches, das mit hauswirtschaftlichen Fragen beginnt, mit solchen über die Frau im kirchlichen und religiösen Leben schließt, und endlich die Bedeutung der Frauenbewegung als solcher nach allen Richtungen beleuchtet, so muß es nachher doppelt schwer zum Bewußtsein kommen, daß unter diesen »wesentlichsten und aktuellsten Fragen« unsere Bewegung zur Verbesserung der Frauenkleidung und Hebung der körperlichen Kultur gar nicht vertreten ist. Eine Bewegung, die sich mit der persönlichsten Kultur der Frau befaßt und die einen Verband von viertausend Frauen ins Leben rufen konnte! — Die Tatsache an sich beweist doch, daß die Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung innerhalb der Gesamt-Frauenbewegung noch nicht nach ihrer Bedeutung erkannt wurde.“ Nicht nur die Be-

Digitized by Google

wegung für Verbesserung der Frauenkleidung wird von unsrer Frauenbewegung kaum gewürdigt, es geht allen den Bestrebungen, die für eine deutsche Gewerbekunst arbeiten, ähnlich.*

Die Bedeutung dieser geistigen Strömung ist aber insbesondere für die gegenwärtige Hausfrau und ihre Ausbildung außerordentlich groß. Die Frau ist, wie wir sahen, als Konsumentin die Vertreterin des privatwirtschaftlichen Haushaltes im Wirtschaftsleben. Was sie als solche zur Hebung der wirtschaftlichen Produktion für den sozialen Organismus leisten kann, das wird heute kaum erst angestrebt und wird auch von der Frauenbewegung nur ungenügend vertreten. Die Mitarbeit der Frau in der Öffentlichkeit zur Hebung der gewerblichen Produktion in Gewerbevereinen, auch in Wohnungsvereinen, Kunstgewerbevereinen und sonstigen Organisationen ist sehr gering. Wir brauchen die Arbeit der Frau in Konsumentenorganisationen, wie sie neuerdings der deutsche Käuferbund darstellt, der heute noch ausschließlich ethisch-sozial arbeitet. Wir brauchen ihre Mitarbeit zur Hebung unsrer gesamten gewerblichen Produktion. Für diese muß also ihr Interesse und ihr Verständnis geweckt werden.

Um der Hausfrau diese wichtige Betätigung zu ermöglichen, ist eine vertiefte Ausbildung zur Konsumentin anzustreben. Sachverständige Vorträge über Materialgewinnung, über Erzeugung der täglichen Gebrauchsgegenstände, über die Bedeutung von Form und Farbe sind als obligatorische Unterrichtsgegenstände an allen Frauenschulen erwünscht. Als Vortragsthemen erwähne ich nur: Holzarten, Holzbearbeitung, im Anschluß daran: Möbel und Hausgeräte. Metalle, Metallbearbeitung. Ferner: Heizkörper, Beleuchtungskörper, Küchengeräte. Lehre von den verschiedenen Stoff- und Webearten usw. Auch als Fortbildungskurse für Hausfrauen wären solche Vortragsreihen sehr wertvoll. Darin könnte auch die Wohnungsfrage behandelt werden. Schließlich braucht die Frau Einsicht in den Produktionsvorgang selbst, um den Kindern oder den Dienstboten erklären zu können, warum man just diese Stoffe oder jene Farben verwendet. Da einige Kenntnis des technischen Produktionsvorgangs mit der Geschmacksbildung und dem ästhetischen Urteilenkönnen eng zusammenhängt, sollten mit den Fortbildungskursen Führungen durch Fabriken und Werkstätten verbunden werden. Es ist nicht zu fürchten, daß der Geschmack durch die Forderung solch einer vertieften ästhetischen Erziehung der Frau schematisiert werden könnte, er wird vielmehr individualisiert auf der Grundlage eines gesunden, starken Kulturwissens.

Zusammenfassend wäre über den Sinn unsrer Forderungen zu sagen: einmal sollen sie zur Ergänzung der Frauenbewegung dienen, die sich zu sehr der Frau außerhalb des Hauses, der im Berufsleben tätigen Frau zuwendet. Die Hausfrau wird zu einem *bewußt* tätigen Faktor in der Volkswirtschaft, indem sie zur *Förderung der Qualitätsarbeit* beiträgt. Weiter sollen diese Forderungen dazu dienen, den Frauen Einfluß auf die Bedarfsgestaltung der breiten Masse unsrer Bevölkerung zu ermöglichen, auf die Gewerbegesetzgebung, auf unser gesamtes gewerbliches Leben überhaupt. Dann wird die Frau einen Ersatz dafür haben,

* Im Jahrbuch der Frauenbewegung 1913, das *nach* der Niederschrift dieser Zeilen erschien, ist in dankenswerter Weise eine Abhandlung von Else Wirminghaus über „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur" veröffentlicht.

Digitized by Google

daß sie selbst nicht mehr Produzentin für das Haus sein kann. Sie soll heute nicht nur Verwalterin, sondern auch Gestalterin des Hauses sein, im Interesse unsrer gesamten Volkswirtschaft. Und wenn sie dazu in der Öffentlichkeit für die „Veredelung der gewerblichen Produktion" wirkt, so dient sie damit recht eigentlich dem „Heim", das bis zu unsrer Zeit ihre eigenste Schöpfung ist und ihre eigenste Kulturtat bedeutet, das der Frau heute noch als ihr Eigenstes zukommt. Irma Wolff

Vom guten Schulbuch*

In meinen „Neulandfahrten" habe ich mich über unser Schulbücherelend geäußert und darauf hingewiesen, wie überreich unsre Literatur an vorzüglichen für die Schule geeigneten Stoffen ist. In der eben erschienenen Anthologie „Garben und Kränze" habe ich den Versuch gewagt, ein neues Lesebuch herauszugeben. Kritik ist berechtigt und notwendig. Aber viel wichtiger noch ist die schöpferische Arbeit. In dem Augenblick, wo man diese Kraft zum Aufbauen erwachen fühlt, verzichtet man gerne darauf, weiter am Abbruch zu arbeiten und stellt sein ganzes Können freudig in den Dienst positiver Arbeit.

Anstatt unsre Lesebücher weiter auf ihre Unvollkommenheit zu untersuchen, sie unter sich und mit denjenigen aus dem Zeitalter Thomas Scherrs, Friedrich Gülls u. a. zu vergleichen, statt nachzuweisen, daß sie immer fader und inhaltloser werden, wenigstens bei uns in der Schweiz, habe ich angefangen, meine Zeit auf das Studium der neueren Literatur zu verwenden. Der Stoff, der mir dabei für die Schule zufloß, war überreich.

Für die Jugend ist freilich — man muß es immer wieder sagen — gerade das Beste gut genug; denn in jungen Jahren bildet sich das ethische und ästhetische Empfinden fürs ganze Leben. Man macht neuerdings große Anstrengungen, durch gute Jugendbücher, durch Schülerbibliotheken und Kinderlesehallen den Kindern gesunde und erziehende Literatur zugänglich zu machen. Warum geht man nicht noch einen Schritt weiter und trägt diese sprachlich, ethisch und ästhetisch gediegenen Dichterwerke durch das Lesebuch in die Schule selbst hinein? Die Herausgeber unsrer obligatorischen Lehrmittel könnten sich die mühevolle und undankbare Aufgabe des Überarbeitens der ausgewählten Leseproben ersparen, ohne die Lesebücher dadurch zu schädigen. Wenn ein Kapitel sich nach Stoff und Sprache für eine Klasse eignet, dann lassen wir den Dichter unmittelbar zum Kinde reden. Sonst lieber ganz weg damit. Diese fatalen Bearbeitungen „nach" erreichen ihren Zweck doch nicht. Just darum, weil sie für die Schüler zurechtgemacht sind; weil überall bald vorlaut, bald

* Die Schul-Anthologie des Verfassers „Garben und Kränze, gute Kunst und Literatur für Schule und Haus" (Aarau, E. E. Meyer) erklärt im Vorwort, daß sie unsre Arbeit unterstützen wolle, sie hat ihre Bildbeilagen hauptsächlich dem Kunstwart entnommen und erweist sich dem Geiste nach überhaupt als ein Dürerbund-Buch. Wir glaubten uns deshalb berechtigt, den Verfasser über seine Absichten selbst sprechen zu lassen. Kunstwart und Dürerbund bereiten zwar ähnliche Unternehmungen auch ihrerseits vor, sie werden aber in der nächsten Zeit noch nicht erscheinen. K.-L.

Digitized by Google

gedämpft ein lehrhafter Schulmeisterton mitklingt. Und der Lehrer findet auch schwer ein rechtes Verhältnis zu diesen unpersönlichen Machwerken.

Wenn wir die Dichter durch die Lesebücher in die Schule einführen, kämpfen wir den erfolgreichsten Kampf gegen die minderwertige Literatur. Es fehlt unserm Volke zurzeit nicht an billigen Kaufgelegenheiten für die besten Werke älterer und zeitgemäßer Literatur. Was fehlt, das ist der feine und sichere Geschmack, der es ihm so unmöglich macht, minderwertige Literatur zu lesen, wie es einem wohlerzogenen Menschen unmöglich ist, unsaubere Speisen zu genießen. Diesen guten Geschmack zu bilden, ist eine wesentliche Aufgabe des Lesebuches. Diese soll es aber nicht nur für Schule und Schüler erfüllen, sondern auch für das Volk und — den Lehrer. Es soll wieder werden, was es einst war: ein Familien- und Volksbuch, aus dem Kinder und Eltern gerne nach Feierabend und in stillen Stunden lesen oder sich vorlesen lassen. Der Büchermarkt wird derart mit neuer Literatur überschwemmt, daß es dem Manne, der im Berufe arbeitet, auch dem Lehrer, der nicht ausgesprochen literarische Neigungen hat, unmöglich ist, einen Überblick über die Neuerscheinungen zu bekommen. Durch die genaue Quellenangabe der Bücher, denen Proben für das Lesebuch entnommen sind, und durch Hinweise kann das Lesebuch eine Art literarischer Ratgeber fürs Volk werden.

Es wäre zu empfehlen, daß auch dort, wo die Lehrmittel vom Staate und der Gemeinde bezahlt werden, wie in der Schweiz, wenigstens die Lesebücher Eigentum der Schüler bleiben müßten. Sind sie nur rechte Lebensbücher, dann könnten sie zugleich auch den Grundstock bilden zu einer gediegenen Hausbücherei. Warum soll der Staat, der den Kampf gegen den Alkohol, gegen die Tuberkulose und viele andere Sachen unterstützt, nicht auch sein Scherflein zur Bekämpfung der Literaturseuche beitragen? Verbote fruchten wenig; tatkräftige Unterstützung ist nötig. Es ist weder notwendig noch wünschenswert, daß jedes Schuljahr sein besonderes Lesebuch habe. Man kann den Stoff leicht so auswählen und zusammenstellen, daß er für drei Klassen ausreicht. Das Auffassungsvermögen der Kinder ist nicht so eng umgrenzt, wie es der Lehrplan vorschreibt. In vielen Landschulen werden ja auch die Kinder verschiedener Klassen in einigen Fächern gemeinsam unterrichtet. In solchen Schulen ist ein Lesebuch für mehrere Klassen sogar vorzuziehen. Es handelt sich auch nicht in erster Reihe darum, daß der Schüler bei der ersten Lektüre jedes Wort in seiner tiefsten Bedeutung auffasse. Viel wichtiger ist, daß das Lesestück die Teilnahme der Kinder weckt und sie zum Denken und Sehen anregt. In meiner Praxis habe ich, besonders in Lesestunden, die Erfahrung gemacht, daß die Kinder sich unglaublich leicht in Stimmungen und Situationen einleben, wenn die Lesestücke in einfacher und bildhafter Sprache geschrieben sind.

Die Sprache des echten Dichters aber ist schlicht und bildhaft. Seine Landschaften und Gestalten gewinnen vor den Augen der Kinder wieder das Leben, das sie im Geiste des Erzählers oder in Wirklichkeit hatten. Diese Dichtersprache hat überdies den Vorteil, daß sie um ihrer Einfachheit willen dem Schüler vorbildlich wird, weil er sich denkt: So kann ich ja auch schreiben. Er wird dann allerdings erfahren, daß in der größten Einfachheit die höchste Kunst liegt. Wenn unsre Schüler aber

Digitized by Google

jahrelang solche Dichtersprache lesen, kann ein gesunder Einfluß auf die literarische Geschmacksbildung nicht ausbleiben. Die freien Schüleraufsätze zeigen ja leicht, wie weit es normal begabte Kinder in der sprachlichen Darstellung ihrer Gedanken und Gefühle bringen, wenn sie lange an der Quelle echter Dichtung sich erfrischt haben.

Diese Wirkung des Lesebuches muß von seiner Ausstattung unterstützt werden. Dazu gehört nicht nur ein gediegener Einband, gefälliges Format, ansprechende Schrift und Raumverteilung, sondern auch der illustrative Buchschmuck. Die Bilder des Lesebuches fördern nicht nur das künstlerische Sehen und Empfinden der Kinder, sondern sie haben auch als Sprachbildner ihre Bedeutung. Wie die Sprache des Kindes bildhaft werden muß, so wird sich, umgekehrt, dem Beschauer das Bild in „Sprache" umsetzen; es regt zum selbsttätigen Erzählen, zum Nachdichten an. Ohne sich den Lesestücken unterzuordnen, trägt es zu ihrer Ergänzung und Vertiefung bei.

In den „Garben und Kränzen" habe ich den Versuch gemacht, ein Lesebuch so zu illustrieren, wie es der Kunstwart in seinen Unternehmungen zur Verbreitung guter Kunst im Volke anstrebt. Es ist bei einem Versuche geblieben. Weitere Arbeit an neuen Lesebüchern wird mich hoffentlich zu höheren Zielen führen. Da viele Arbeiter in diesem Weinberge arbeiten, ist zu hoffen, daß unser internationales Schulbücherelend in absehbarer Zeit behoben werde.

Das Lesebuch der Zukunft muß ein Lebensbuch sein. Es muß in enger Fühlung mit dem Leben und der Kultur unsrer Zeit stehen. Es muß auf den Interessen des Kindes aufgebaut sein. Sein Inhalt muß Lehrende und Lernende in gleicher Weise fesseln und anregen. Es darf weder rein literarischen und ethischen Zwecken dienen, noch sich ausschließlich in den Dienst des Realunterrichts stellen; sondern es soll mit der literarischen Höhe ethische Tiefe und stoffliche Weite verbinden und in seiner ganzen Ausstattung geschmackveredelnd auf den Leser wirken. Es muß neben guter Literatur, die belehrend und charakterbildend wirkt, auch echte Kunst in Schule und Haus verbreiten und zu ihrem Verständnis mithelfen. Es darf keinen engherzig religiösen oder chauvinistisch nationalen Standpunkt einnehmen, sondern soll, auf hoher Warte stehend, allen vom Guten das Beste spenden. So kann es auch den Grundstock jeder Hausbücherei bilden.

Heinrich Corray

Ganz kürzlich erst sind zwei neue Lesebücher erschienen, die auch nicht bloß „Schulbuch" im alten Sinn, sondern darüber hinaus „Volks- und Familienbuch" sein wollen, ein schweizerisches und ein hamburgisches. Das eine nennt sich „Heimatboden. Ein Buch für die Schweizer Jugend und ihre Freunde." Es ist herausgegeben von Paul Högger und Albert Schäfer, mit Zeichnungen von Viktor Baumgartner, erschienen bei Kober, C. F. Spittelers Nachfolger, in Basel. Der Stoff, Prosa und Gedichte, ist zu Gruppen geordnet wie „Naturbilder" oder „Vom Kampf der Liebe mit der Not". Stimmungseinheiten sind dabei nicht angestrebt, sondern nur sachliche Einteilungen. Der Charakter des Heimatbodens tritt sehr deutlich hervor, die große Welt schaut nur gelegentlich herein mit einigen Stücken aus Schiller und Goethe, Sven Hedin, Carlyle und anderen. Von ganz andrer Art ist das hamburgische „Deutsche

Digitized by Google

Lesebuch", herausgegeben und verlegt von der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens in Hamburg. Es besteht aus sechs Bänden, die den Altersstufen angepaßt sind. Trotz des Bestrebens nach einem für Norddeutschland überall möglichen Lesebuch spürt man in der Auswahl doch, daß die Herausgeber vor allem Hamburger waren. Das Wertvollste ist, daß nicht nur „Proben" und „Häppchen" aus der Literatur geboten werden, sondern vollständige Erzählungen. So enthält der vierte Teil den ganzen Robinson, erzählt von Otto Ernst. Später kommen dann Novellen von Storm, Rosegger, Freytag, von der Ebner-Eschenbach und anderen. Ferner hat man alles nicht Literarische ausgeschaltet; Schilderungen aus der Technik etwa, aus Natur oder Geschichte gehören, sagt man, nicht ins Lesebuch, sondern in die Unterrichtsbücher der einzelnen Fächer. Prosa und Poesie sind streng gesondert. Die einzelnen Stücke sind fast durchweg nach den Verfassern geordnet, auch die Gedichte. Die Auswahl der einzelnen Stücke befriedigt uns nicht restlos, die Anordnung nach Autoren erscheint uns oft allzu schematisch; grundsätzlich aber bedeutet dieses Lesebuch einen großen Fortschritt über das bisher Übliche hinaus. St.

Lose Blätter

Aus einer nachgelassenen Dichtung Friedrich Huchs

Nach der Handschrift

[Das letzte Werk Friedrich Huchs, an dem er noch während seiner Krankheit mit Eifer arbeitete, bezeichnete er selbst als den „Branconi-Roman", nach der schönen Geliebten des Erbprinzen Carl von Braunschweig, die zusammen mit dem Prinzen selbst im Vordergrunde des Romans steht. Huch hatte eifrige Studien getrieben und gegen seine Gewohnheit eine größere Zahl wissenschaftlicher Bücher zusammengebracht, aus denen er sich ein Bild der Zeit des 18. Jahrhunderts schuf. Die rasche Niederschrift, nach der wir hier Proben veröffentlichen, war die erste; zweifellos hätte er an ihr noch viel geändert, er betrachtete sie als seinen ersten Versuch, sich in der Welt dieses Romans heimisch zu machen, und der Intuition sollte die künstlerische Selbstkritik folgen. Wer scharf blickt, wird dies auch an Satzbau und Auftrittfolge bemerken können. Um so erstaunlicher, wie leibhaft, stark und klar umrissen doch schon alles erscheint! Eine künstlerische Intuition war hier am Werke, die Kritik erlaubte und begreiflich erscheinen läßt, aber doch auch wieder fest und sicher ihrem Ziel nachgeht. Von der glänzenden Eröffnung, wo sich in Venedigs festlichem Treiben die beiden für einander Bestimmten treffen bis zu der seltsam starken Szene, da die spielerische Gemahlin des Prinzen mit seiner Geliebten zusammen den alten Feldherrn und seine ungewöhnliche Schlafkammer besucht, von der leise die Heimatliebe widerklingenden, zarten, von einer starken Atmosphäre der Liebe durchwehten Schilderung des alten braunschweigischen Palais zu der lächelnden Darstellung der Schrullen des herzoglichen Gartens — alles das lebt schon so intensiv und ist so voll vom Glanz einer großen Liebe adliger Seelen, daß man meinen möchte, dieser wundersame Reiz einer ersten Fassung könne kaum noch gehoben werden.

Digitized by Google

Wer Friedrich Huchs Werke kannte, wird leicht finden, wie sich seine Vorliebe gerade diesem Stoffe zuwenden konnte. Die edle Freiheit, der Glanz der Hauptgestalten leuchtet ja rasch auf. Daß ein tragisches Ende, ein traurig langsames Vergehen der Herrlichkeit dieses Fürsten unter dem Ansturm einer neuen Zeit geplant war, wissen wir. Und manchmal scheint über dem Glanz der Erzählung etwas wie Vorahnung späterer Bitternisse zu liegen: das stark Schwebende, Zitternde in Marias Liebe scheint darauf zu deuten. Nur bis zum Zenit ihrer Liebe durfte Huch die beiden Gestalten führen; das letzte Stück unsrer Proben mit seiner unnennbaren Süße ist das Letzte, was er geschrieben hat.]

(Beginn des Romans)

Es war Abend.

„Ich bitte Eure Hoheit — so schloß die wunderschöne Gräfin Cornaro ihre wohlüberlegte Rede, das Schiff unseres Gespräches abzukehren von der Richtung auf diese zwar verlockenden, aber gefährlichen Gestade. Ich gestehe: es dünkt mich eine Seligkeit von einem der ersten Fürsten Europas, von einem seiner glänzendsten und berühmtesten Ritter geliebt zu werden, und wäre ich selber frei, mein Herz würde seiner Schwachheit selbstvergessen nachgeben. Aber Sie wissen, daß ich verheiratet bin, an einen der ersten Männer unsres Staates, daß ihm mein Herz gehört und gehören muß, da es unter uns Italiznern keinen Herrlicheren gibt als ihn! Es wäre Tollheit von mir, wollte ich dieses Glück von mir werfen zugunsten eines Rausches, aus dem ich eines Tages erwachen müßte, denn ich weiß: die Liebe der Fürsten ist unbeständig wie das Wetter im April. — Das habe ich auch geglaubt, rief er feurig, bis zu dem Momente, wo ich Sie erblickte! Glauben Sie mir, Gräfin: Nie, niemals werden sich meine Gefühle für Sie ändern! — Er wollte ihre Hand ergreifen, doch sie entzog sie ihm; es herrschte einige Sekunden Schweigen, dann erhob sich der Prinz. Seine leidenschaftliche Miene hatte sich geglättet, mit keinem Zug verriet er, was in ihm vorging. Er lächelte. Ich sehe, Gräfin, sagte er, der bisher italienisch gesprochen, in fließendstem Französisch, daß Sie vollkommen dem Ruf entsprechen, der Ihren Namen in Venedig und über Venedig hinaus zu einem so überaus wohlklingenden macht. Es war frivol von mir, auch nur einen Moment ihn in Verbindung zu meinem eigenen Glück zu bringen, ich bin geschlagen, nie in meinem jungen Feldherrnleben war mir eine Niederlage grausamer, aber auch niemals — trotz aller Grausamkeit — so sanft, ja so entzückend! Er führte ihre Fingerspitzen an die Lippen, und mit einer hochzeremoniellen Verbeugung entfernte er sich.

In dem Dienerschaftsraum des Vestibüls stand sein Gondolier, ein junger, dunkler Mensch, ganz in Atlas gekleidet, der die braunschweigischen Farben aufwies. An diesen Farben erkannte man überall die Diener des jungen Fürsten in der Stadt. Neugierige Gestalten umringten ihn; er erzählte Fabeldinge von dem Reichtum, von der Freigebigkeit des Prinzen: Am Fuße des Vesuvs, so erzählte man sich, habe er im Freien ein Fest veranstaltet, bei dem der Wein, der dort gebaut wird und den man Tränen Christi nennt, aus einem kunstvollen Marmorbecken hervorgesprudelt sei, in Rom habe er alle Armen der Stadt

Digitized by Google

einladen lassen, mit einem Messer bewaffnet in die Halle seines Palastes zu kommen, dort wurde Brot und Fleisch verteilt, und jeder durfte sich mit seinem Messer ein Stück von der lebensgroßen antiken Göttin abschneiden, bis nichts mehr von ihr da war. Diese Statue bestand aus reinster süßer Butter und war ein Geschenk des Papstes Klemens des Dreizehnten. Der Prinz sollte sich sorglos die unheiligsten Witze über sie erlaubt haben, weswegen er auch nicht den Zutritt zu einer Abschiedsaudienz erhalten habe, sowie wegen dieser ganzen volksmäßigen Vergeudung überhaupt, die man als Nichtachtung des Geschenks empfand. Und in Florenz hatte er der Großherzogin zum Abschied einen antiken Goldschmuck überreicht, der an Feinheit und Pracht alles hinter sich ließ, was je die Renaissance hervorgebracht hatte. Die Diener staunten. — O und das alles ist noch nichts im Vergleich zu ihm selber! Seht ihn nur an, da kommt er!

Mit leichtem Schritt, goldschimmernd im Licht der Wandkerzen, schritt der Prinz die teppichbelegten Stufen nieder. Seine hellblauen Augen, die denen seines Oheims, des großen Friedrich, in der Stärke des Ausdrucks ähnlich waren, obgleich anmutiger im Schnitt, blitzten wie zwei Saphire, seine Brauen waren zusammengezogen, er bemerkte die Dienerschaft drunten an der Treppe, und gewohnt, sich jederzeit zu beherrschen, selbst vor Menschen, die er als Dienende verachtete, glättete er seine Mienen abermals, und während es in seiner Hand fast zuckte, die nächste zierliche Wachslichtgirandole herabzureißen und zu Boden zu schmettern, hob er nur eben nachlässig den Finger aus den Spitzen seines Ärmels, fragte, ob die Gondel bereit sei, und dann ließ er sich die Stufen niederleuchten. Venedig! so dachte er, Krone aller Städte, die ich gesehen habe, und in dieser Krone ein Juwel, das ich bekommen muß, und sollte ich mir die Hände blutig reißen.

Aber ein halbes Jahr dauerte nun die Reise, die den Prinzen von Braunschweig von seiner Vaterstadt über Holland nach England, nach Frankreich und durch die Schweiz nach Italien geführt hatte, und sie nahte ihrem Abschluß.

Es war im Jahre 1764, ein Jahr nach dem Ende des großen Krieges, an dem er fast vom ersten Beginn an teilgenommen hatte. Zweiundzwanzig Jahre zählte er damals, wie er plötzlich als Held auf den Plan sprang, alsbald vergöttert im Volke Deutschlands, geliebt vom großen König, als Nationalheld fast gefeiert von England, von Frankreich verehrt trotz seiner Gegnerschaft, und gefürchtet von Sachsen, Österreich und Rußland.

Diese Reise, die er sorglos aller Geschäfte und Verpflichtungen unternommen hatte, glich einem Triumphzug. In England jubelte ihm das Volk entgegen auf Kosten seines eigenen königlichen Herrscherhauses. Man pries laut seinen Namen, und der Name des Herzogs von Cumberland, Sohn Georgs II., ward mit Verwünschungen genannt, denn auf die Dauer wäre unter seiner Heeresführung die kriegerische Ehre der Engländer auf dem Kontinent gänzlich vernichtet worden; befleckt war sie schon genug durch die klägliche, unfähige Leitung des Herzogs, den Stolz und Eitelkeit seines Hauses auf seinem Posten hielten, bis Pitt es endlich durchsetzte, daß der Oberbefehl ihm genommen und dem Erbprinzen übertragen wurde.

Digitized by Google

In Frankreich wetteiferten der Hof und die großen Geister der Nation, ihm Ehren darzubringen, als wenn er beinah ein Prinz von französischem Geblüt gewesen wäre. Ludwig XV. veranstaltete die glänzendsten Hoffeste und Jagden für ihn, die Akademie der Wissenschaften feierte ihn in einer außerordentlichen Sitzung, und sämtliche Teilnehmer erhoben sich von ihren Plätzen, als d'Alembert die Ode vorlas, die Friedrich der Große an seine Schwester, die Herzogin Charlotte von Braunschweig, gerichtet hatte, in der er den Prinzen, ihren Sohn, als Helden des Jahrhunderts feiert. Ihre erste Strophe lautete:

Regardez-le, ma soeur, l'amour, vous y convie,
Dans vos flancs vertueux ce héros prit la vie,
Et ses rares talents.
Votre belle âme en lui retraça son image,
De son auguste père il a tout le courage
Et les grands sentiments.

Und als der Prinz inkognito die Befestigungswerke der Stadt Lille besichtigen wollte, erkannten ihn die Offiziere, die mit ihrem Regiment einst seine Kriegsgefangenen gewesen waren, führten ihn im Triumphe durch die Straßen bis zum Gouvernementshaus, bewirteten ihn fürstlich und ruhten nicht, bis er ihnen die Ehre gab, als Gast unter ihnen zu wohnen, und auf solche Weise vergalten sie ihm die edelmütige Behandlung während ihrer Kriegsgefangenschaft, während der sie nicht als Feinde behandelt wurden, sondern wie Kameraden, mit denen der Prinz plauderte über Kriegswissenschaft, Philosophie und Literatur des Nachbarlandes, in denen er vielleicht noch besser zu Hause war als sie selber.

Auch hier in Italien, dem letzten Lande seiner Reise, feierte man seinen Ruhm, auf dem Theater des Großherzogs von Florenz sah er gelegentlich einer ihm zu Ehren gegebenen allegorischen Pantomime am Schlusse gar sich selbst, als jungen antikischen Helden auf der Bühne, dem der Kriegsgott in Person den Lorbeer reichte. In Neapel, Rom, Ferrara, überall bewunderte man den principe tedesco, dessen blaue, unerschrockene Augen einen unwiderstehlichen Zauber auf die Italienerinnen ausübten und ihm da, wo er siegen wollte, den Sieg leicht machten, bis er jetzt, zum erstenmal, die Waffen strecken mußte. Manche Abenteuer lagen auf dieser Reise hinter ihm; bei keinem war sein Herz ganz beteiligt, eins war bald dem andern gefolgt, und so hatte die Gräfin Cornaro scheinbar recht, wenn sie von Fürstenliebe wie von Aprilwetter redete. Und doch war es nicht ganz so. Für frühere Jahre mochte es zugetroffen haben, wo ihn das Kriegsleben rasch von einem zu dem andren Orte warf, wo Bilder und Eindrücke schnell aufeinander wechselten, wo er von Tag zu Tag kaum wußte, ob er den nächsten noch seine Augen öffnen würde oder, mit einer Kugel durch die Brust, irgendwo im Felde liegen würde, wo das Leben sich in tausend Teile spaltete und immer von neuem ein Geschenk des Himmels war. Die Zeiten waren vorüber, sein Leben hatte Ordnung und Regelmäßigkeit bekommen, die Lust der flüchtigen Abenteuer war ausgeschöpft, vorbei, und wenn er sie dennoch einging, tat er es in dem Wunsch, es möchte sich aus einer raschen plötzlichen Neigung ein bleibenderes Glück entwickeln, das er in die Heimat verpflanzen könne. Trotz aller schein-

Digitized by Google

baren Leichtblütigkeit steckte ein Stück des Hausvatertums seines Großvaters Friedrich Wilhelms des Ersten in ihm. Während Friedrich Wilhelm Liebe und Ehe sakrifizierte und bis zu seinem Tode durchhielt, und nur, soviel man weiß, ein einziges Mal in seinem Leben einen fast pedantischen Versuch machte, außerhalb seines Hauses eine andre Beziehung anzuknüpfen, ein Versuch, der sogleich wieder aufgegeben ward, da er ihm bloß eine resolute Ohrfeige eintrug, setzte sich Prinz Carl von Anfang an bewußt über alle Schranken hinweg, die ihm die Verheiratung mit der Prinzessin Augusta, Tochter des Prinzen von Wales, anzulegen schien. Diese Verheiratung war ein reines Werk der Diplomatie, sie hatte im vergangenen Jahre in London stattgefunden, und sehr bald darauf hatte er seine Frau in London zurückgelassen, mit der Verabredung, sie nach seiner großen Reise wieder abzuholen und nach Braunschweig zu geleiten. Langweilig und öde erschien ihm die Zukunft an der Seite dieser Frau. Was der ärmste Bürger seines Landes durfte, — sich eine Gefährtin nach seinem Herzen wählen, das war ihm versagt, und so war die Folge der natürliche Wunsch, sich anderswie ein beständiges Glück zu schaffen. Die grauäugigen Mädchen seines Landes reizten ihn nicht mehr, hier in Italien hoffte er die Anknüpfung zu einem neuen, schönen, dauernden Glück zu finden. Und von allen Schönheiten, die er sah, war es einzig die Gräfin Cornaro, gegen die er sein Herz wirklich öffnete, die er angefleht hatte, ihr Land zu verlassen und an seiner Seite in Braunschweig ein neues Leben zu beginnen. Er war abgewiesen worden, und sein Herz, noch mehr aber sein Stolz waren auf das tiefste verwundet.

Den ganzen nächsten Tag war er in tiefster Verstimmung, die Herren von Veltheim und von Seckendorff, die ihn als Adjutanten auf der Reise begleiteten, raunten sich gleich in der Frühe zu, daß der Herr das Schlechtwettergesicht aufgesetzt habe, er speiste zu Mittag allein in seinem Privatkabinett, ließ während des Nachmittags sein Erscheinen auf dem Maskenfest des Lord Hamilton absagen, schickte aber nach zwei Stunden schon einen neuen Boten mit der Meldung, sein Unwohlsein habe sich plötzlich gehoben, so daß er doch noch kommen könne, und wirklich erschien er gegen Ende des Festes, als Schäfer verkleidet, so daß Lord Hamilton bei der Begrüßung ausrief: Europa darf sich gratulieren! Vor kurzem noch sprengten dem Fürst des Schreckens seine Kriegslöwen voraus, und jetzt erscheint er als Symbol des Friedens.

Das Fest war glänzend. Der gesamte hohe und höchste Adel war vertreten, der große goldene Renaissancesaal war schimmernd erleuchtet von Hunderten von Kerzen, die mit ihren Kristallkronleuchtern ihr Licht aus den wandhohen Spiegeln zurückwarfen. Seitwärts auf einer Galerie, die in den Saal hineingebaut war, saß ein Chor von jungen Damen, in schwarz und weiß gekleidet, die die Violine spielten, zu deren langsam feierlichem Takte sich die Paare drehten. Längs der Wände in bläulichen Sammetsesseln ruhten die älteren Damen und Herren und schauten dem Tanze zu, zu dem sie selber sich mitunter mit einem anmutigen Lächeln bereit finden ließen, und in der Mitte wogte es von den buntfarbigsten Masken: Türken, Armenier, Chinesen, Schäfer und Schäferinnen, Tataren, Indianer und mancherlei Tiergestalt, die man nicht näher hätte bestimmen können bis auf drei weibliche Speckmäuse, die

Digitized by Google

allerhand harmlosen Schabernack trieben, alsbald den Prinzen umringten und darin wetteiferten, ihn und sein Tier* mit Zuckerwerk zu füttern. Zunächst sagten sie, wenn er ein Plätzchen gegessen: gestatten Euer Durchlaucht vielleicht noch eine kleine Magentröstung? Aber da er aus übergroßer Höflichkeit immer wieder den Mund öffnete, vergaßen sie das Zeremoniöse und versuchten endlich, ihm ihre Plätzchen in den Mund zu schieben. Der Prinz wich zurück und die drei Speckmäuse erhielten eine arge Zurechtweisung von ihren Eltern. Lakaien in hochgepuderten Perücken und stahlblauer Seidenkleidung reichten Erfrischungen. Carl hatte sich nach den vielfachen Begrüßungen, nach den unvermeidlichen Gesprächen, die aus nichts bestanden und doch alle Aufmerksamkeit erforderten, da man von jeder Person irgend etwas wissen mußte und dies Etwas im Gespräche anzubringen war, in einen Winkel zurückgezogen, von wo aus er das Treiben in der Mitte des Saales beobachtete. Er hatte diesen Ball nur besucht in der Hoffnung, die Gräfin hier zu finden, sich ihr abermals zu nähern und von einer letzten Aussprache alles abhängig zu machen. Oft glaubte er sie unter den Masken zu erkennen, um jedesmal enttäuscht zu sein; oft schlug sein Herz lebhafter und einmal sprang er auf und folgte einer Maske, die von einer andern verfolgt ward, lief durchs Gewühl, bis er sie am Ende des Saales erreichte. Er rief sie an, sie wendete den Kopf, und noch ehe er ihre Stimme hörte, wußte er: sie war es nicht. Dann saß er wieder an seinem alten Platze, und so sehr nahm ihn der eine einzige Gedanke, den er dachte, hin, daß er nicht bemerkte, wie sich eine Maske in einiger Nähe neben ihm niederließ, und während auch sie das Treiben zu beobachten schien, doch immer wieder den Blick zu ihm hinkehrte aus der dunklen Umrahmung heraus, die das halbe Gesicht bedeckte. Endlich, durch Zufall, oder unbewußt berührt von diesem Blick, wendete er den Kopf zur Seite, und ein paar Momente war es, wie wenn er auf eine Erscheinung blicke; denn beim allerersten Anblick wußte er: Sie war es. Sein Blut flutete jählings zum Herzen zurück und seine Augen ruhten fragend, wie festgebannt in den ihren. Sie rührte sich nicht. Glaubte sie, er erkenne sie nicht? Hatte sie ihn schon lange bemerkt ehe er sie sah, und sich jetzt in seiner Nähe niedergelassen, weil sie bereute, was sie gestern gesagt hatte, weil sie eine Gelegenheit suchte, ihn von neuem allein zu sprechen? Er dachte an den Grafen, ihren Gatten. Der war nicht auf dem Feste; dies wußte er genau; er hätte ihn bemerken müssen. So war sie also allein gekommen. Aber auch sie selber hatte er vorher nicht bemerkt. Sie mußte erst seit kurzem hier sein. Oder war der Graf trotzdem anwesend? Stand er vielleicht irgendwo versteckt in einer Nische und sah zu was sich begeben würde? War dies ganze eine abgekartete Sache? Wollte sie ihn zu neuen Beschwörungen veranlassen und sollte ihr Gatte, der „herrliche erste Mann Italiens", wie sie sich auszudrücken beliebte, sich von ferne an der ausgezeichneten Tugend seiner Gemahlin erfreuen und nebenbei sich daran weiden, wie sein Nebenbuhler abgewiesen wurde?

Es ertönte, während er über dies alles mit großer Schnelligkeit nachdachte, plötzlich in nächster Nähe ein glitzerndes Krachen durch den Saal.

* In einer ersten Fassung der Handschrift erscheint der Prinz als Schäfer mit einem Lamm an blauem Bande.

Digitized by Google

Einer der Lakaien hatte auf dem glatten Boden die Sicherheit verloren, das Tablett mit den vielen Gläsern, das er auf den Fingerspitzen balancierte, war hinabgeglitten, und nun lag alles in Scherben auf dem Boden. Die Gräfin hatte im ersten Erschrecken heftig den Kopf gewendet, eine weiße Rose war dabei ihrem Haar entfallen, sie bemerkte es sofort, wie sie den Kopf gleich darauf zurückwendete, sie bückte sich sie aufzuheben, aber der Prinz war aufgesprungen, kam ihr zuvor und überreichte sie ihr mit einer Verbeugung. Sie hielt sie einen Moment wie unschlüssig in der Hand, dann befestigte sie sie an seiner Brust, sah ihn aus ihren dunklen Augen an und sagte: Nun gehört sie nicht mehr mir. — Er erzitterte beim Klang ihrer Stimme. Alle Sehnsucht, die er im Trotz ersticken wollte, war von neuem aufgeflammt. Diese Stimme war noch dieselbe wie gestern, aber sie hatte alles Kalte, Bewußte verloren, es war, als ob sie wie in einem Traume redete, als wisse sie nichts mehr von dem, was sie gestern sprach, als sei das alles nur Verstellung und Zwang gewesen, als spräche sie jetzt halb zu sich selbst und gestehe sich träumerisch, was ihr unbewußt schon längst gewiß war. — Von neuem stammelte er seine heißen Liebeswerbungen. Sie schwieg. Er sah gequält auf ihre schönen reifen Lippen — er glaubte sie nie so schön, so über allen Ausdruck rein und lockend gesehen zu haben, und von ihnen ging sein Blick zu ihren Augen hin, von denen er nur die dunkle Tiefe sah, von denen er nicht wußte, obgleich er sie dicht vor sich sah: mit welchem Ausdruck sahen sie ihn an? Blickten sie wohl spöttisch hinter ihrer Maske? — Das schnitt ihm durchs Herz. Antworten Sie mir nur mit einem Worte, Gräfin! flüsterte er und ergriff ihre Hand. Sie entzog sie ihm nicht. — Fürstenliebe, sagte sie leise, — wie war es? Fürstenliebe ist wie Wetter im April? So sprach sie, als verstände sie den Sinn ihrer eignen Worte nicht mehr. — Ihn überkam es wie ein wonnevoller Rausch; es war, wie wenn ein böser Zauber unbegreiflich still und schön sich löste, aber noch war ihm das Geheimnis unbekannt. — O Gräfin, Sie füllen mein Herz mit schwindelnder Seligkeit; noch fasse ich es nicht: wäre es möglich, dürfte ich wirklich hoffen?! Ich weiß es nicht, antwortete sie leise — mein Herz gehört nur Einem Einzigen. — Also doch, und immer noch — Antonia, Sie quälen mich, Sie sprechen in Rätseln, Sie spielen mit mir, Sie lassen mich hoffen, und im selben Augenblick werfen Sie mich in den Abgrund meiner Verzweiflung zurück. O daß ich diesen Grafen vor meine Klinge fordern könnte, vor der die Heere Europas zitterten! — Der Graf? wiederholte sie, Sie mißverstehen mich, Prinz, ich zittre, Ihnen das Geheimnis zu lüften, aber nun muß es sein. Sie hob die Hand zur Maske, die Maske fiel, und war alles Vorhergehende schon wie ein Traum, so schlugen seine Klänge jetzt vollends verwirrend in des Prinzen Seele:

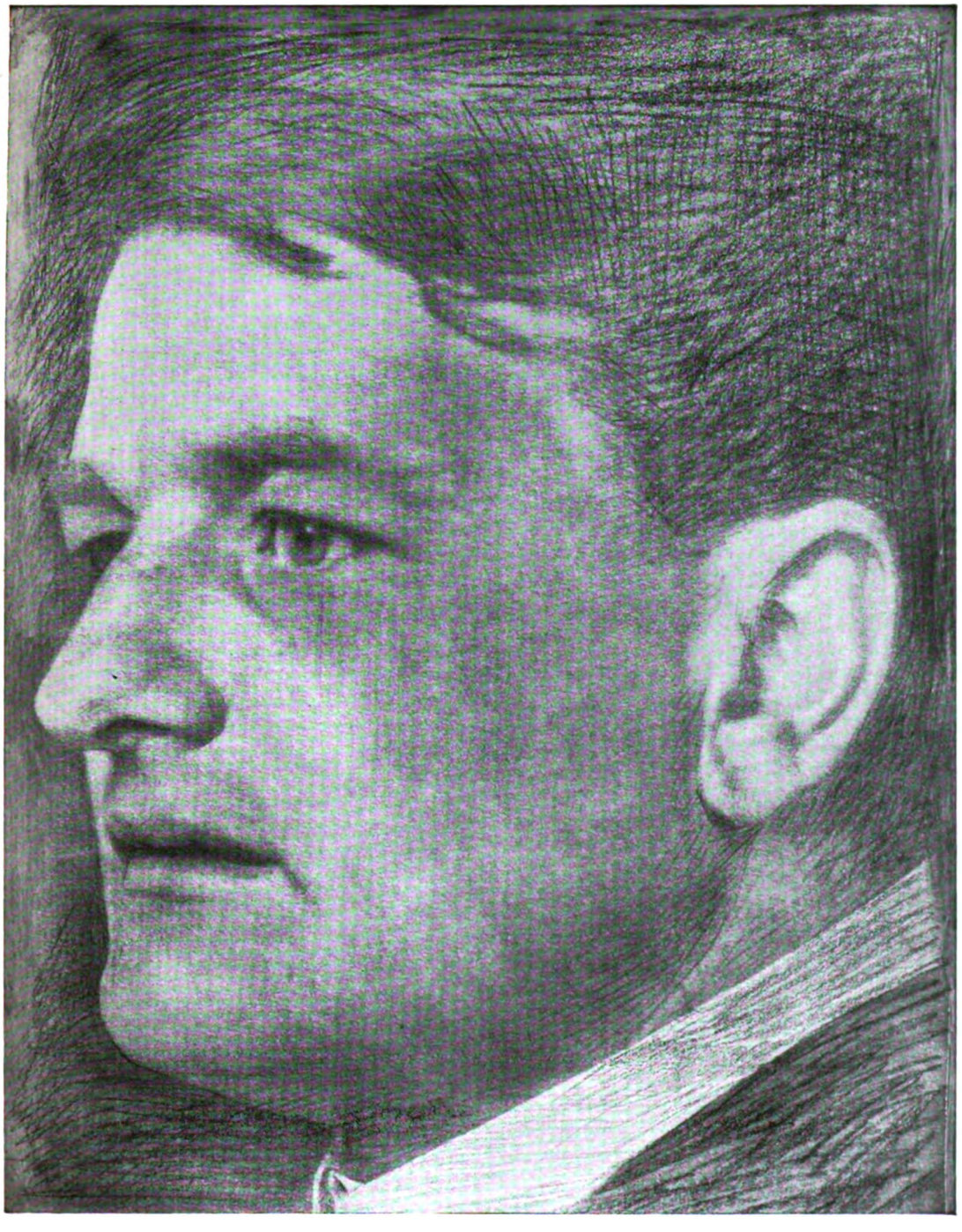
Es war die Gräfin Cornaro — und sie war es nicht. War sie ihm als das Schönste, das Herrlichste erschienen, was die Natur gebildet hatte, so war das, was er jetzt vor sich sah, zwar immer noch ihr gleich, aber es zeigte des Schöpfers Absicht in seiner vollendetsten Gestalt. Es waren die herrlichen Züge der Gräfin, die er sah, aber jugendlicher, reiner, gesammelt in einer solch wundervollen Harmonie, wie sie der Schöpfung in Jahrhunderten einmal gelingt. Es wäre dem Prinzen unmöglich gewesen, selbst wenn er in diesem Momente des hingerissenen Staunens

Digitized by Google

darüber hätte nachdenken können, zu sagen, in welchen Einzelheiten der Zauber dieses Gesichts bestand, das rein wie die Natur aus sich selber sprach und über das die lieblichste Verwirrung gebreitet lag.

Es folgte ein Schweigen. In ihm wogten die Empfindungen durcheinander. Ist dies denn wirklich ein Traum? sagte er endlich leise; Sie sind's, — und Sie sind es nicht. Ein einziges ist nur möglich: zwei so wundervolle Schöpfungen des Himmels können nur demselben Stamm entsprossen sein. Dasselbe Blut kreist in Ihnen beiden — und doch: durch Sie empfängt das Gestirn der Schwester nunmehr erst seinen Glanz, das bisher nur durch sich selbst zu leuchten schien, sein Glanz verblaßt neben dem Ihrigen, mitleidig verleiht ihm Ihr Licht noch einigen Schein — so wie die Sonne dem Monde, aber was ist uns der kalte Schimmer des Mondes neben dem wärmenden, blendenden Schein der Sonne! O Fürstin, Fürstin, meine Seele glaubte bisher im Innern des Tempels der Schönheit zu sein, und sie war nur in ihrem kühlen Vorhof! Jetzt sieht meine Seele klar! Ich glaubte ohne die Schwester nicht leben zu können, ich liebe sie noch, in Ihnen, aber jetzt sehe ich, daß ich in ihr unbewußt Sie selbst geliebt, geahnt habe! Und meine Ahnung sagt mir: es ist nicht Zufall, daß wir uns hier getroffen haben, es liegt eine höhere Absicht darin, daß Sie in meiner Nähe waren! Sie errötete leicht, sie lächelte, und dann antwortete sie: Eine höhere Absicht? Vielleicht sollte ich Sie in diesem Glauben lassen, vielleicht sollte ich selbst nun wie meine Schwester handeln, zum mindesten mich sträuben gegen das, was von meinem Wesen seit langem schon Besitz genommen hat, aber können wir durch Abwehr unsrer Arme die Welle aufhalten, die wir auf uns zukommen sehen, die vor unsern Augen höher schwillt bis sie sich bricht und uns mit ihrem Segen überflutet? Wenn ich mich zu schnell besiegen lasse, Prinz, — o sehen Sie darin nicht Leichtsinn oder gar Schlimmeres, das mit den heiligsten Dingen ein frivoles Spiel treibt, wenn ich mich besiegen lasse, so ist es nach langen Kämpfen, nach langer Qual. Ich wollte widerstehen, ich habe gekämpft, und die geschwisterliche Liebe half mir dabei — bis gestern abend. Der gestrige Abend aber entschied über mein Schicksal. — Wie? rief Carl, Sie wissen — hat Ihre Schwester Ihnen alles erzählt? — Ich wußte, daß Sie kommen würden, ich sah Sie die Treppe hinaufeilen, während der Unterredung mit meiner Schwester stand ich im Nebensaale, ach, und ich kann sagen mit Qual im Herzen! Ich hatte — Mitgefühl für Sie, Mitgefühl für meine Schwester, die sich nach langen heimlichen Kämpfen, von denen Sie nichts wissen, Prinz, entschlossen hatte, ihre Tugend siegen zu lassen, Ihrem Werben ein Ende zu machen. Weinend sank sie mir später in die Arme, und ich, ich tröstete sie, — mit Worten, die nicht aus meinem Herzen kamen, ja ich verbarg mein Herz vor ihr, das heimlich jubelte, daß sie wirklich jene Worte sprach, die sie mit Tränen vorher niedergeschrieben und auswendig gelernt hatte, um ihre Fassung im Momente, wo es notwendig war, zu unterstützen. — Der Prinz, der mit wachsendem Erstaunen zugehört hatte, war emporgezuckt: mit Tränen in den Augen niedergeschrieben — so kam die ganze kalte Rede nicht aus ihrem Herzen? Einen Moment war es, als schlüge die ganze süße Liebe von neuem in ihm empor, als sehe er das Tor des Paradieses, in das er sehnsüchtig durch das verschlossene Gitter geblickt, plötzlich geöffnet, ihm geöffnet,

Digitized by Google



Friedrich Huch.

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

vor sich liegen, aber gleichzeitig hatte sich ein neuer Garten vor ihm aufgetan, in dem dieselben Blumen blühten, aber in noch betörenderer Fülle. Und wie der Ritter im alten Märchen erkannte er, daß nun, nach scheinbarer Qual, nach den Irrgängen mißverstandener Sehnsucht, das eigentliche Ziel überraschend klar vor seinem Blicke lag.

Die beiden hatten nicht bemerkt, daß sie belauscht wurden. Blicke des Erstaunens, der Verwunderung trafen aus der Ferne auf das jetzt entschleierte Gesicht neben ihm, einer flüsterte dem andern seine Entdeckung zu, ein Tänzerpaar, noch ganz in den eigenen Anblick verloren, bewegte sich an ihnen vorbei, er als Indier verkleidet und sie als Türkin, der Indier hielt mit einem Ruck und flüsterte, so laut, daß es der Prinz verstand: Gott meiner Seele! Sehen Sie, Benedetta, die Gräfin Branconi! Der Prinz machte eine unwillkürliche Bewegung, das Paar entfernte sich tanzend. — Ich bin erkannt! sagte die Gräfin verwirrt und wollte die Maske wieder umtun. Er verhinderte sie. Die Gräfin Branconi, flüsterte er staunend, Maria Branconi? Die fast nur in der Legende lebt? — Lassen Sie mich meine Maske umtun, Prinz, bat sie von neuem. — Weshalb? — Man darf mich hier nicht sehn! Man hat Sie schon gesehen! Blicken Sie nur um sich! Da drüben am Fenster steht der Marchese da Monza mit einem Schwarm Neugieriger, die offenbar nur über Sie und mich zusammen reden, und rechts weiter, in der Nische, die Fürstin Parentini mit ihrem Anhang, die Sie mit ihren Augen geradezu verschlingt. Es ist zu spät, es würde jetzt nur auffallen, wollten Sie die Maske wieder umtun. Trotzdem hob sie sie empor. Mit seiner ringbesetzten, großen, nervigen Hand faßte er zart ihre Handgelenke und nahm ihr mit der andern die Maske aus den Fingern; es ist zu spät! wiederholte er; man hat uns gesehn, und man wird sich für die Zukunft daran gewöhnen müssen, den Namen Maria Branconi mit dem meinigen zusammen zu nennen! — Und Sie kennen meinen Namen, Prinz? — Noch ehe ich den Namen Ihrer Schwester kannte! Noch ehe ich Ihre Schwester sah! Noch ehe ich Venedig sah! Nur ist es mir durch einen unbegreiflichen Zufall nie gesagt worden, daß Sie die Schwester Antonia Cornaros sind, wahrscheinlich, weil jeder es als bekannt voraussetzte. Gütiger Gott, jetzt sehe ich einen Faden in den Wirrnissen der letzten Zeit! Ich gestehe es Ihnen, Maria: eine flüchtige Neugier, Sie kennen zu lernen, war ein Hauptgrund, daß ich ursprünglich nach Venedig kam. Anfangs suchte ich Sie auf Festlichkeiten, in Gesellschaften, bis man mir sagte, daß Sie nach dem Tode Ihres Gatten ein von aller Welt zurückgezogenes Leben führten, daß es selbst mir unmöglich sei, Sie sehen zu dürfen; dann kam schnell die Leidenschaft für Ihre Schwester und darüber vergaß ich alles andere; und nun hat uns der Himmel selbst zusammengeführt!

Sie sah ihn an mit einem stillen Blick, der ihn durchschauerte. Und setzte er stockend hinzu, — ist es wirklich kein Traum — Sie — du — Maria — o, es ist Vermessenheit von mir, so mit dir zu reden — aber mein Herz treibt mich dazu und die Sehnsucht, ein Echo in deiner Seele zu finden, du Maria, du willst mich wirklich mit dem Segen deiner Liebe überschütten? —

Wenn Sie es so nennen wollen, Prinz, sagte sie lächelnd, und ihre Augen hingen mit unverstellter Liebe an den seinen. — Nicht so! sag es

Digitized by Google

noch einmal anders! — Wenn du es so nennen willst — wiederholte sie mit leichtem Erröten, und er, der so viele Liebesabenteuer erlebt hatte, hörte dieses Du mit dem reinen Schauer, der des Jünglings Brust durchzieht, der zum ersten Male liebt.

(Mehrere Wochen später, in Braunschweig, am Hagenmarkt)

Der Tag war gekommen, an dem Carl die Gräfin in das nun fertiggestellte Besitztum einführte. Endlich, so sagte er, ist die Stunde da, die ich so lange ersehnt habe! Fahr du mit der Baronin voraus in einer Kutsche, und Sie, Baronin, haben Sie die Güte mit der Frau Gräfin zusammen mich zu erwarten, im hintern Flügel, an der Treppe; Sie wissen Bescheid, nicht wahr, ich bitte Sie, verraten Sie nichts, ich verlasse mich auf Sie!

Heimlich drückte er ihr etwas in die Hand, sie begriff sofort, was dieses war.

Es war an einem herrlichen Maimorgen, still und warm schien die Sonne, als Maria, neben der Baronin, in einer einfachen Kutsche, die nicht das herzogliche Wappen aufwies, zu dem alten Palaste fuhr. Es war ein zweistöckiges Gebäude, von dem man vom Markte aus nur den kleinsten Teil erblickte. Ein kühler, hoher Flur, den zwei dorische Säulen stützten, nahm sie auf. Aber an der breiten, flachen Haupttreppe ging die Baronin vorbei und sagte: dies ist nicht die Treppe, an der wir Seine Durchlaucht erwarten wollen, kommen Sie, der Prinz ist schnell zu Fuße, wir müssen eilen, daß er nicht schon vor uns da ist! — Aber dann müßten wir ihn doch gesehen haben, sagte Maria verwundert, wenn er an uns vorbeigekommen wäre, und ich habe ihn nicht gesehen! — Warten Sie, warten Sie, Frau Gräfin, meinte die Schulenburg geheimnisvoll und schritt mit ihr über einen Hof, der mit hohen Bäumen bestanden war, durch deren Laubwerk die Sonne tausend leuchtende Ringe auf dem Boden zittern ließ. Dann traten sie in den hintern Seitenflügel ein. An der hochansteigenden Holztreppe hielt die Baronin an und sagte halblaut: Hier ist die Stelle, wo Seine Hoheit erscheinen wird.

Sie hatten noch nicht lange so gestanden, als Maria den Kopf hob und lauschte: Mich dünkt, ich höre ferne Schritte, aber ich weiß nicht, von wo sie kommen, hier auf der Treppe können sie nicht sein. Ist dies ein Zauberschloß? — Vielleicht! lächelte die Baronin, hören Sie die Schritte noch? — Maria blickte rund um sich: sie kommen näher, aber ich weiß nicht von wo, — da! da klopfte es — dreimal.

Die Baronin schritt ins Dunkel, und undeutlich erkannte Maria unter der Wölbung der großen Holztreppe eine düstere, eisenbeschlagene Tür. Die Baronin zog jetzt einen verschnörkelten Schlüssel aus der Tasche, öffnete mit einiger Mühe, die Tür ging auf, und im rauchig-roten Lichte einer Fackel stand der Prinz dahinter, auf der höchsten Stufe einer Steintreppe, die sich nach unten in ein vollkommenes Schwarz verlor. Er war allein, und seine Augen blickten sonderbar. Pst! sagte er und lächelte, wie Maria den Mund zu einer Frage öffnete, frage mich nichts — laß dies mein Geheimnis sein! — Und nun laß dich hinaufführen in dein Eigentum. — Würde es sich nicht besser erst von außen präsentieren, vom

Digitized by Google

Garten her? fragte die Schulenburg. — Wie Sie meinen, komm, Maria, treten wir zunächst in den Garten ein!

Maria konnte einen Laut der Überraschung nicht unterdrücken, als sie, im Mittelpunkt des Gartens stehend, diesen und das ganze Besitztum übersah. Was sie bisher in der Stadt an Häusern wahrgenommen hatte, war ihr düster und traurig erschienen, all diese Fachwerkbauten, bei denen sich ein niedriger Stock vor dem andern hinaufschob, so daß alles sich unter der eignen Schwere und Düsterkeit zu neigen schien. Ähnlich hatte sie sich das Wohnhaus vorgestellt, das sie selbst beziehen sollte. Und was sie jetzt vor sich und um sich sah, war ein heiterer, langgestreckter Bau, dunkelgrün von Epheu, der die Wände ganz bedeckte und aus dem die großen weißen Schiebefenster fröhlich und vertraut herausschauten mit ihren strahlenartig abschließenden, runden Bogen. Und dunkelgrün und dicht stand der Garten um sie herum; blühende Obstbäume leuchteten und in den Bosketten, Bänken und auf den Beeten blühten die fremdartigsten Büsche und Blumen. Der Herzog Ferdinand *, ein großer Freund der Gärtnerei, hatte seinen ganzen Ehrgeiz daran gesetzt, alles von fremden Gewächsen in diesem Garten zu vereinigen, was nur halbwegs der Witterung standhielt. — Gefällt dir dieses Ganze? fragte Carl, und sah sie lächelnd an. Statt einer Antwort ergriff sie seine Hand, er war im Begriff dasselbe zu tun, beide neigten sich zu ihren Fingern und beider Lippen drückten sich leise auf die Hand des andern, während die Baronin schnell zur Seite sah.

Dies ist so schön, sagte Maria, daß ich nun kaum mehr den Mut habe, das Haus selber zu betreten; muß es nicht eine Enttäuschung werden? — Vielleicht, vielleicht auch nicht! entgegnete Carl. Sie schritten durch den Garten bis zu einer Steinhalle auf ebener Erde, und während sie sich so dem Hause nahten, begannen auf dem Andreaskirchturm, der hoch und düster aus ungewisser Ferne jenseits des Gartens ragte, die Glocken zu läuten, von andern Türmen setzten andre Glocken ein, die ganze frühlingswarme Luft war erfüllt von freudigem, feierlichem Getön.

Ist heut ein Festtag? fragte Maria. — Ich weiß es nicht. Für uns ist es ein Festtag, und sieh, Maria, all die blühenden Kirschenzweige, alle Blumen deines Gartens scheinen auch darum zu wissen. Sieh, wie sie winken, wie der Garten leise rauscht! Sie alle begrüßen den Eintritt der neuen Herrin in ihr Haus! — So sprach er, und dann traten sie in die Halle ein.

Herzog Carl ** vergaß den letzten Rest von Groll so bald und so vollkommen, daß er Maria gleich in den ersten Tagen ihres Einzuges ein ansehnliches Präsent übersandte. Das untere Stockwerk enthielt zumeist Gesellschaftsräume, Empfangszimmer und einen schmalen Saal, dessen fünf Bogenfenster in den Garten niedersahen, der obere aber hatte kleinere Zimmer, war ganz für private Häuslichkeit gedacht, und von hier hatte man einen weiten Überblick über den Hof, den Garten und auch über das Getümmel der benachbarten Grundstücke, auf die kleinen, tieferliegenden

* Von diesem hatte Carl das Braunschweigische Palais für die Gräfin und den Garten erworben; es ist derselbe, dessen Garten auf dem Landgut später beschrieben wird.

** Des Erbprinzen Vater.

Digitized by Google

Häuser mit ihren gleichsam teppichartig herabfallenden verwitterten Ziegeldächern und den vielen auf ihnen befindlichen Taubenschlägen, die viereckig, wie kleine Festungswälle, in die Dachmassen hineingebaut waren. Als jenes Geschenk des Herzogs ankam, war Maria gerade damit beschäftigt, kleine französische Porzellane in ihrem Boudoir aufzustellen, die ihr Carl aus seiner Privatsammlung geschenkt hatte. Sie schienen ihr ausnehmend gut in dies Boudoir zu passen, denn es stellte, in chinesischem Geschmack gemalt, eine Blumenlaube dar: feines Bambuswerk, das sich kreuzweise über alle Wände zog, durchbrochen und umrankt von Winden, Nelken und Glockenblumen. Je drei Blumen sproßten stets aus einem Stengel, eine rote, eine blaue und in der Mitte eine violette. Vögel und Schmetterlinge tummelten sich zwischen ihnen, und alles war so natürlich, licht und freudig dargestellt, daß sich durch die weitgeöffneten Fenster eine Schwalbe in den Raum verirrte, eine Weile hin und her flog, sich darauf auf dem Türsims niederließ und zufrieden zwitschernd verharrte. Maria rührte sich nicht und sah mit verhaltenem Atem zu ihr empor. Noch nie hatte sie ein solches Tierlein in der Nähe gesehen, noch niemals sein süßes, leises Gezwitscher gehört. Und draußen, vom Garten her, scholl das Geschmetter der Finken, das Locken der Schwarzdrosseln, das Schlagen der Meisen, ein liebliches Konzert, dem sie lauschte, ohne die einzelnen Stimmen recht zu kennen. Die Schwalbe hörte auf mit Zwitschern, senkte den kleinen platten Kopf, sah ein paar Augenblicke klug auf Maria, — ein kurzes, kleines Flügelsurren, dann war sie durch das geöffnete Fenster davonflogen. Maria sah ihr entzückt nach, blickte auf die Baumwipfel, aus denen das Schlagen der Vögel klang, auf die alten roten Dächer zur Seite, über denen in Rauch und Sonnenlicht die weißen Tauben im Himmel blitzten und flatterten, auf den weiten, grünen Rasen, wo Schmetterlinge von Blume zu Blume flogen, und das Herz ging ihr auf. Zum erstenmal begriff sie, daß sie eine neue, schöne Welt kennen lernte, die es in Venedig nicht gegeben hatte, wo man nur Wasser und Steine kannte, wenn man aus den Fenstern sah. Sie wandte sich zurück ins Zimmer, sah die gemalte Blumenlaube wieder an und dachte: Und ist es nicht schön, daß ich die Blumen und die Vögel und die Schmetterlinge doppelt habe, da draußen wirklich — und hier drin gemalt? Wenn ich mich für das eine oder das andere entscheiden müßte: welches würde ich wohl wählen? All diese Blumen hier im Zimmer welken nicht, verdorren nicht, meine gemalten Vöglein hier leiden nicht Not im Winter, keine Katze frißt sie, während die da draußen nicht so glücklich sind. So haben sie wohl einen dauernderen Wert als die wirkliche Natur! Und doch: den Blumen fehlt der Duft, und die Schmetterlinge, die hier auf der Tapete reglos ihre Flügel spannen, bewegen sie da draußen schwärmend im Sonnenlicht. Deshalb muß ich die echte Natur doch mehr lieben! Die gemalte regt die Einbildungskraft an, die wirkliche aber das Gefühl! . . .

Maria ging in ihrem blütenweißen Kleide in den Garten hinab. Sie wollte sehen, wo der Garten ein Ende nähme. In seinen vorderen Teilen wohlgepflegt, verwandelte er sich, je mehr sie in seine Tiefe schritt, immer mehr in ein blütenbuntes Dickicht. Dazu war ein tiefes Summen in der Luft, das Maria anfangs nicht begriff, bis sie, aufmerksam in die

Digitized by Google

Höhe schauend, Tausende von goldbraunen, geflügelten, schwebenden und schwingenden Punkten entdeckte.

Bienen! dachte sie entzückt, sollten dieses die schon im Altertum berühmten Bienen sein?

Sie ließ sich auf eine kleine, graue Steinbank nieder, sah in das wolkige Weiß der Blüten hinauf, durch die das Blau des Himmels schimmerte, und langsam traten ihr die Tränen in die Augen. Plötzlich und ungeahnt überwältigte sie eine Empfindung, von der sie nicht wußte: war es Freude oder Leid? Sie fühlte nur, wie wohltuend diese Tränen waren, die immer reichlicher flossen, wie sie eine Spannung in ihrer Seele lösten.

(Hofleben. Besuch bei Herzog Ferdinand)

Die Kutsche der Prinzessin hielt in den nächsten Tagen vor dem kleinen Palais am Hagenmarkte. Kommen Sie mit mir, teuerste Gräfin, sagte Augusta lebhaft und ließ ihr durch einen der Lakaien einen riesigen Blumenstrauß überreichen, wir haben einen wunderschönen Tag heute, es gelüstet mich, eine große Spazierfahrt zu machen, und ich wäre glücklich, wenn Sie mich begleiten würden! Wir werden uns von den schönsten Dingen unterhalten! Dann fuhr die Kutsche wieder fort, nachdem sie beide eingestiegen waren. Aus allen Nachbarhäusern streckten die Menschen ihre Köpfe. Die Erbprinzessin! Die Erbprinzessin holt die Gräfin ab! hieß es, würde sie das, wenn sie die Geliebte des Prinzen wäre? Nun ist es klar, daß sie die Favoritin des Herzogs ist! So sprach man und glaubte Grund dazu zu haben. Den Herzog sah man ab und zu vor diesem Haus aus seiner Sänfte steigen, den Prinzen selbst aber hatte noch nie jemand aus- und eingehen sehen; denn nach wie vor kam er auf jenem geheimnisvollen Weg, den er jenes erstemal betreten hatte, und die Diener des Hauses waren verschwiegene Leute, welche wußten, daß es um ihre Stellung ging.

Es hatte Tags zuvor stark geregnet, das Wasser stand in hohen Pfützen in den engen Straßen, die nicht gepflastert waren und auch keine besonderen Fußsteige für die Bürger aufwiesen; mit großer Schnelligkeit fuhr der herzogliche Wagen, nach rechts und links spritzten die Wasserlachen, die Passanten flohen dicht an die Häuser heran, und während sie die Hüte tief vom Kopfe zogen, suchten sie nach Möglichkeit ihre Beine vor dem Schmutz in Sicherheit zu bringen. Recht mit Absicht lenkte der Kutscher ihn immer durch die größte Nässe. Er und der neben ihm sitzende Lakai kamen sich erhaben vor über die Bürgerkanaillen, und wenn Augusta oder Maria acht auf sie gegeben hätten, würden sie bemerkt haben, wie an diesen unbeweglich geradeaus sehenden Köpfen die Backenflächen sich zuweilen leise rundeten, in heimlicher Zufriedenheit über ihren Schabernack.

Fahren wir zum Herzog Ferdinand hinaus! sagte Augusta plötzlich, man hat mir gesagt, daß er höchst originell wohnt. Sie gab dem Kutscher die Anweisung; das Gefährt hatte inzwischen schon die Stadtwälle erreicht, es kehrte wieder um, in ein paar Minuten schon war man wieder im Zentrum der Stadt. Wie klein dies Nest ist! spottete Augusta, und sehen Sie dort, liebe Gräfin, dieses Geschöpf aus Bronze

Digitized by Google

oder was es sein mag, da oben auf seinem Sockel, ist das nun ein Hund oder ist es ein Kalb? Sie waren schon vorbeigeflogen, — Maria wandte sich zurück, sah auf das Tier und dann erstaunt auf Augusta: Aber das ist doch ein Löwe! sagte sie. Sehen das Euer Durchlaucht nicht? — Nein, sagte Augusta, das sehe ich nicht; eine komische Idee, hier auf den Domplatz einen Löwen hinzusetzen, ob das der Herzog Carl befohlen hat? — Jetzt lachte Maria, und nach einem kleinen Zögern sagte sie: Wenn Euer Durchlaucht gestatten, werde ich sagen, was ich weiß: Er stammt aus der Zeit eines früheren Herzogs, der aus dem Orient einen Löwen mit heimgebracht haben soll; wie er selber hieß, habe ich vergessen. Er liegt im Dom begraben, und draußen an den Steinmauern sollen noch die Spuren des Tieres zu sehen sein, die es mit seinen Klauen machte, um herein zu seinem Herrn zu kommen! Und als die alte Burg noch von dem Herzoge bewohnt ward, da soll man aus den Fenstern bei Festlichkeiten immer Münzen in den Rachen des Tieres zu werfen versucht haben; meistens traf man nicht, und dann zankte sich das Volk drunten um die Geldstücke. — Aber woher wissen Sie das alles? fragte Augusta hocherstaunt. — Ich habe es in der französischen Übersetzung eines Werks über die Geschichte Braunschweigs gelesen. — Sie lesen Bücher? Und wie kommen Sie gerade auf die Geschichte Braunschweigs? — Sie drehte den Kopf erstaunt zu Maria hin, dann lachte sie kindlich und sagte: ach, meine Frage war ein wenig dumm! Hat Ihnen der Erbprinz jenes Buch gegeben? — Ich selber habe ihn um ein solches Buch gebeten.

Hierauf schwiegen beide eine lange Zeit. Aber Augusta brannte die Frage auf der Lippe. Der Wagen hatte die Stadt längst verlassen und fuhr jetzt in scharfem Trabe die Landstraße hinab. Es ist ein wenig sonderbar, daß ich gerade Sie, teure Gräfin, mit meiner Freundschaft beehre. Lassen Sie mich ganz offen reden, ich kenne Ihr Geheimnis, und es hat keinen Zweck, daß wir miteinander Verstecken spielen. Sagen Sie mir doch: was ist es, was Sie so sehr zu dem Erbprinzen hinzieht? Wodurch war es möglich, daß Sie Ihr schönes Land Italien verließen, daß Sie Ihr ganzes früheres Leben aufgegeben haben, nur um ihm nachzufolgen? — Maria empfand diese Frage als eine tiefe Indiscretion. Aber die Augen der Prinzessin waren mit einer so lebhaften und trotz allen Interesses kühlen Neugier auf sie gerichtet, daß sie dachte: diese Frau kann ihn in der Tat unmöglich lieben! und so ward es ihr einigermaßen leicht, zu antworten: Wüßten wir selbst um alle Ursachen unsrer Neigung, so wäre die Liebe kein Geheimnis mehr. Ich liebte den Prinzen vom ersten Momente an, wo ich ihn sah, und ich habe mir niemals Rechenschaft darüber gegeben, weshalb ich ihn liebte; nur das weiß ich, daß ich in ihm jede Art von Vollkommenheit sehe, und daß mir die Welt nichts mehr zu enthalten schiene, wenn er nicht mehr in ihr sich bewegte. — Schade, schade, entgegnete Augusta, daß Sie nicht als Prinzessin auf die Welt gekommen sind! Dies Wort wirkte abermals fast wie ein Schlag; aber Augusta sah so ehrlich und teilnahmevoll aus, daß Maria es ihr sofort vergab. — Eines, sagte Augusta nach einem Schweigen, bewundere ich auch an ihm, und das ist sein großes Kriegstalent, sein Mut, den er im letzten langen Krieg bewiesen hat, bei Zorndorf, oder Roßbach namentlich, war es Roßbach? Nein, ich glaube Kunnersdorf — ach Gott, ich weiß nicht. Kurzum, irgendwo — aber

Digitized by Google

darüber wissen Sie, setzte sie lächelnd hinzu, vielleicht auch besser Bescheid als ich? — Ich habe ihn die Probe allerhöchsten Muts selbst bestehen sehn! entgegnete Maria, ich sah, wie der Prinz ins Meer sprang, jenem Matrosen nach; aber die Geschichte hat man Ihnen gewiß schon erzählt, Durchlaucht. — Sie haben sie mit eignen Augen miterlebt? Ach, das muß ungeheuer interessant gewesen sein! Natürlich hat man mir davon erzählt, aber ich wäre glücklich, den Vorgang noch einmal, genau, von Ihnen zu hören. — Der Sturm heulte entsetzlich, das Schiff ward ganz vom Wind geneigt, haushoch gingen die Wellen, und da hinein sprang er und kämpfte tapfer, der tobenden Natur ihr Opfer zu entreißen, mitten in das graue, entsetzlich wilde Meer! — Und Sie? Standen Sie nicht die furchtbarste Angst aus? Was für ein Tollkopf ist er doch! Springt wegen eines Matrosen über Bord, dessen Namen wir nicht einmal wissen und um den es doch wirklich nicht schade gewesen wäre! Haben Sie ihm später keine Vorwürfe darüber gemacht? — Durchlaucht! sagte Maria lebhaft, wie könnte ich angesichts dieser kühnen, dieser herrlichen Tat an mein armes, kleines Leben denken! Gewiß war der Moment furchtbar! gewiß litt ich die heftigsten Qualen, gewiß machte ich ihm in Gedanken mitten in meiner Verzweiflung die heftigsten Vorwürfe, aber später, als er gerettet wieder bei uns war, schämte ich mich und dachte: wenn ein Held im Momente der Gefahr stets daran denken wollte, daß eine Gefahr vorhanden ist, so würde niemals eine große Tat zustande kommen! — Da denken Sie fast wie ein Mann; dem Prinzen mußte solche Gesinnung, wenn Sie sie aussprachen, sehr sympathisch sein. O ich hätte das um alles in der Welt gern mit angesehen! Sie verstummte und ließ Marias Erzählung in sich nachwirken. Eigentlich beneidete sie Maria um ihre große Liebe; sie selber hatte in ihrem ganzen Leben noch gar nichts erlebt, kannte die Liebe nur vom Hörensagen und hätte doch so gern gewußt, was nun eigentlich Beglückendes an ihr sei. Lebhaft stellte sie sich die Gestalt, die Züge ihres Gatten vor und dachte: es ist doch zu schade, daß ich gar nichts Rechtes empfinden kann, aber das gelbe Band des Schwarzen Adlerordens steht ihm recht gut zu Gesichte, — und daß ich nicht dabei war, wie er ins Meer sprang, — erinnern Sie sich, Gräfin, unterbrach sie ihre Gedanken laut, an welchem Datum jene Geschichte mit dem Matrosen vorfiel? Maria wußte dies genau, nannte es, und die Prinzessin rechnete nach, wo sie zu jener Zeit selbst gewesen sein mochte.

Unter solchen Unterhaltungen näherten sie sich dem Landsitz des Herzogs Ferdinand, zu Vechelde; das war ein kleines Dorf, kaum ein paar Meilen vor Braunschweig. Sonderbar mittelalterlich präsentierte sich das Schloß des Herzogs, mit Türmchen und Zinnen, einer Mauer, die es rings umschloß, einem Burggraben, der die Mauer umzog; es war neu, aber nach alten Mustern erbaut. Man mußte eine ungeheure Glocke läuten, ein alter, bezopfter Mann zeigte sich an einem Fensterchen, und als er die Hofequipage halten sah, beeilte er sich, die kleine Fallbrücke an ihren Ketten niederzulassen, machte seine Reverenz, verschwand mit eiligen Schritten wieder für einen Moment in seinem Türmchen und rief durch ein Sprachrohr in das Schlößchen selbst hinein. Ein Lakai stürzte heraus, gefolgt von einem zweiten, der Bediente der Prinzessin nannte ihren Namen und den der Gräfin, der erste Lakai stürzte mit derselben

Digitized by Google

Geschwindigkeit, mit der er gekommen war, ins Schloß zurück, während der zweite die Damen langsam zum Haus geleitete.

Seine Hoheit erwartet Euer Gnaden im großen Salon! meldete der erste wieder und riß eine Flügeltür auf, machte einen tiefen Bückling und ließ die beiden hindurchschreiten. Vor der nächsten Türe wartete ein andrer Lakai, der seinerseits einen tiefen Diener machte und die Flügel aufriß, dann ein dritter, ein vierter, ein fünfter, sechster, und der Gang war noch immer nicht beendet. Es war die Gewohnheit des Fürsten, seine Gäste auf diese Weise einführen zu lassen. Sämtliche Räume des Erdgeschosses mußten langsam und feierlich durchschritten werden, bis man schließlich fast wieder zum Ausgangspunkt kam, zu jenem Raum, der rechts neben dem Vorplatz lag und von diesem aus durch eine einzige Türe zu erreichen gewesen wäre. Die Wände des ersten Zimmers waren von der Decke an bis fast zum Fußboden dicht mit schmalgerahmten Kupferstichen behangen, das zweite ebenfalls, auch das dritte, gleichfalls das vierte, auch das fünfte, sechste, mit einem Worte: alle. Es gab keinen Fleck an allen diesen vielen Wänden, an denen nicht ein Kupferstich hing. Die Prinzessin stieß einen Lachton durch die Nase und moquierte sich, daß diese Illumination, wie sie's nannte, gar nicht endete, und als die allerletzte Tür geöffnet ward, mußte sie sich Mühe geben, nicht vollends in Heiterkeit auszubrechen, denn wenn die Bilder jener andern Räume wohl noch zu zählen gewesen wären und noch eine Art Bemühen der Gruppierung und der Anordnung zu fühlen war, schien hier in dem letzten Zimmer eine Art Bilderraserei ausgebrochen zu sein. Alle kleinsten waren darin versammelt und die Wände bis zur Decke hinauf mit ihnen geradezu gepflastert. Der Herzog saß in einem Sessel, den Blick genau auf die Tür geheftet, und als sie sich öffnete, verharrte er noch einen Augenblick in seiner Position, dann erhob er sich, schritt der Prinzessin entgegen und gab ihr die Akkolade. Hierauf machte er der Gräfin eine tiefe Verbeugung; er war sehr überrascht, daß ihn die Prinzessin mit der Geliebten Carls besuchte, aber er wandte sich mit der größten Liebenswürdigkeit gegen sie, fragte, wie sie zufrieden sei mit seinem alten Kasten, wie er das Haus am Hagenmarkte nannte, und verbreitete sich dann redselig darüber, wie er froh sei, sich dauernd auf das Land zurückgezogen zu haben, ohne Verzicht zu tun auf die Freuden der Stadt, die zu Pferde oder zu Wagen so leicht erreichbar sei. Hier, sagte er, bin ich vor lästigen Besuchen sicher und lebe bloß meinen Kunstliebhabereien und dem Gartenbau. Darf ich Ihnen nach einer kleinen Erfrischung meinen Garten zeigen? Er wird ein Meisterwerk in seiner Art. Ich lebe wie der Vater Laertes auf seinem Ithaka, nur daß mir leider Gottes der Sohn fehlt, auf den jener alte Baron zwanzig Jahre lang wartete, bis sein Warten endlich von Erfolg gekrönt war. — Und er begann, eine lange Stelle aus der Odyssee zu zitieren . . .

(Der Garten des Herzogs in Vechelde)

Dieser Garten war, im Gegensatz zu dem in Braunschweig, nur mit Obstbäumen bepflanzt, mit den alleredelsten Sorten Birnen, Äpfeln, Pflaumen, Pfirsich und Aprikosen aus Persien, Griechenland und andern Ländern, aber nicht regelmäßig verteilt über die ganze große Fläche,

Digitized by Google

sondern in besonderen Gruppen geordnet; der Herzog nannte sie Sachsen, Österreicher, Franzosen, Preußen, und erklärte den Damen, wie das Ganze ein Schlachtfeld darstellte, das er sich ausgedacht habe. — Und hier, sagte er, und deutete auf das Spalierobst, hier sind meine Rekruten! Maria wunderte sich, daß gar kein Wein vorhanden war, aber er meinte: Es fehlt ihm die Übersicht, er wächst wie er mag, und ich sehe keine Disziplin in seinen Tendenzen.

In einer Ecke des Gartens befand sich ein Sommerhäuschen, leicht und zierlich gebaut.

Gehen Sie nicht hinein! was darin ist, dürfte Sie vielleicht erschrecken, warnte der Herzog wie Maria darauf zuschritt. Hierdurch erst recht neugierig gemacht, öffnete sie die Tür, warf einen Blick hinein, prallte aber fast zurück und sah den Herzog, der sehr lachte, wirklich erschreckt an. — Gehen Sie nicht hinein, rief sie der Prinzessin zu, aber die wollte nun auch sehen, was es da gäbe, öffnete die Tür ein wenig, lugte hinein, prallte aber ebenfalls zurück. Der Herzog lachte noch immer, schritt seinerseits zur Tür, öffnete sie in ihrer ganzen Weite und sagte: Haben Sie keine Angst, meine Damen, er tut Ihnen nichts! — In dem Gemach befand sich nichts als ein großer, schwarzer, geschlossener Sarg auf ebener Erde, neben ihm ein leerer Stuhl. — Ist Ihr Gärtner gestorben? fragte Maria mit leiser Stimme. — Statt einer Antwort schritt der Herzog an den Sarg heran, klopfte von außen stark an die Wand und fragte: Gärtner, ich will nicht hoffen, daß er sich in meinen Sarg gelegt hat! Wenn er aber darinnen ist, spazier er eiligst hinaus! Ehe aber der tote Gärtner seinen Befehlen hätte nachkommen können, war Maria mit einem angsterstickten Schrei zur Tür herausgeflohen. — Aber teuerste, liebwerteste Gräfin, rief der Herzog, der sogleich hinter ihr drein lief, es tut mir unendlich leid, daß ich Sie so erschreckt habe! Es liegt ja überhaupt niemand im Sarg, es ist ein ganz harmloses Möbel wie jedes andere. — Maria hatte ihr Gesicht im Taschentuch verborgen, und wie sie es jetzt entfernte, sah ihr Gesicht totenblaß und elend aus. Die Erbprinzessin aber brach in ein schallendes Gelächter aus. Was für eine skurrile Idee! rief sie, dies ist Ihr eigner Sarg, Herr Oheim? O was hat er denn für runde Löcher auf dem Deckel? Sollen dort Blumentöpfe hineingesetzt werden? — Kommen Sie, Frau Gräfin, sagte der Herzog, und vergessen Sie Ihren Schreck beim abermaligen Anblick des Gegenstandes, der ihn verursacht hat! — Aber Maria schüttelte heftig den Kopf und sah wirklich dermaßen verstört, verschreckt aus, daß der Herzog abermals in Selbstvorwürfe ausbrach. — O lieber Herr Oheim, kommen Sie doch und erklären Sie mir dies seltsame Möbel!

Der Herzog leitete Maria fürsorglich zu einer nahen Bank, dann ging er in das Häuschen zurück. Die Löcher, sagte er, sind nicht für Blumentöpfe, sondern um die Luft hereinzulassen. — Und die Glocke, die darüber hängt? — Ist mit Schnüren verbunden, die nach innen leiten. — Aber um Gottes willen, was soll die ganze Einrichtung, und welcher Mensch hat schon vor dem Tode seinen Sarg bei sich?! — Ich, wie Sie sehen. — Und zu welchem Endzweck? — Um mich beizeiten schon an den Tod zu gewöhnen. Ich habe eine gewaltige Angst vor dem Tode, und hierdurch will ich sie bekämpfen. Noch größere aber davor, einmal lebendig begraben zu werden. Ich probiere den Apparat jede Woche mindestens

Digitized by Google

einmal, und er funktioniert zur vollsten Zufriedenheit. Alle Wochen übernachte ich mindestens einmal in seinem Innern. — Mit geschlossenem Deckel? — Mit geschlossenem Deckel. Und wenn ich morgens erwache, läute ich aus allen Kräften, und fünf Minuten später ist mein Kammerdiener aus dem Schlosse da. —

Maria hatte sich, beschämt über ihre Furchtsamkeit, erhoben, hörte diese Unterhaltung von der Tür aus und trat jetzt wieder näher. — Ist er inwendig gepolstert? fragte die Prinzessin. Statt einer Antwort stemmte der Herzog den schweren Deckel auf. Der Sarg war inwendig schwarz ausgeschlagen und oben befand sich ein schwarzes, etwas zerlegenes Kissen. — Ich möchte gar zu gern einmal hineinsteigen, ein wenig drin liegen und dann läuten! sagte Augusta. — Um Gott und aller Heiligen willen, rief Maria, tun Sie das nicht, Durchlaucht, Sie werden nachts keine ruhige Stunde mehr haben, wenn Sie das tun! Aber Augusta stand schon mit beiden Füßen drin, legte sich nieder und sagte nur: Au! ist das hart! Nun machen Sie den Deckel zu! Der Herzog schloß ihn. Es folgte eine kleine Stille, dann fragte es dumpf aus dem Sarg heraus: Kann niemand von Ihnen eine kleine Totenlitanei singen? — Liebe Prinzessin, antwortete der Herzog durch das Luftloch, ich ersuche Sie, da drinnen nicht frivol zu werden! — Und ich ersuche Sie, gnädigst und huldvollst was Weniges singen zu wollen. — Sie horchte noch eine Zeitlang, dann ertönte auf einmal ein markerschütterndes Läuten, die Glocke über dem Sarg schwang in greulicher Lebendigkeit hin und her.

Der Herzog öffnete ihn wieder, die Prinzessin spazierte heraus. Wie sie aus dem Pavillon heraustraten, nahte in vollem Lauf ein Kammerdiener vom Schlosse her, machte erstaunte Augen, wie er seinen Herrn dort draußen stehen sah, und ward ins Schloß zurückgeschickt.

Maria hatte der ganze Vorfall höchlichst abgestoßen. Entweder — so dachte sie, ist die Prinzessin wirklich noch ein Kind, oder sie ist eine verderbte zynische Person, der das Heiligste gleichgültig ist.

(Ende des Romanbruchstücks)

Carl war viel abwesend von Braunschweig, in Berlin, Potsdam und namentlich in Halberstadt, wo er der Chef eines Regimentes war. Aber Maria suchte die traurigen Gedanken, die ihr zuweilen kamen, nach Möglichkeit zu zerstreuen, und es gelang ihr auch. Jedesmal, wenn sie Carl wiedergesehen hatte, schalt sie sich töricht, denn die Leidenschaft dieses Wiedersehens war stets dieselbe. Der Prinz liebte sie in dem gleichen Maß, wie er sie zu Anfang geliebt hatte; Marias Liebe freilich war über jene Zeit hinausgewachsen. Wenn der Prinz sie wiedersah, so war es jedesmal, als blicke er mit neuen Augen auf eine wunderbare Landschaft, die sein Entzücken erregte und über die sie gleichmäßig froh und heiter hingingen, ohne an Einzelheiten zu haften. In Marias Seele aber hatte sich das Landschaftsbild ihrer Liebe ganz vertieft. Sie hatte Zeit ihre Gedanken stets in ihr spazieren zu führen, über den Prinzen und sein Wesen nachzudenken, nach Belieben hier und da zu verweilen und immer wieder, wenn es sie antrieb, die gleichen Gänge in ihm zu machen. So war er ein immer gleicher Bräutigam zu ihr, sie aber war zur liebenden Frau geworden, die das Bild des Geliebten mit immer reicherem Gold

Digitized by Google

bekleidete. — Was wußte er von ihrer Kindheit! Niemals fragte er nach vergangenen Jahren, niemals auch nach den Zeiten ihrer ersten Ehe, ja sie hatte gelegentlich deutlich herausgefühlt, daß er von jenen Zeiten nichts zu wissen wünschte, daß die Vorstellung, daß sie vor ihm schon einem andern angehört hatte, peinlich und störend sei. Sie dagegen suchte an Kenntnis der vergangenen Jahre, so weit sie ihn betrafen, zu sammeln so viel sie nur immer sammeln konnte. Er selbst sprach stets mit einer gewissen Ironie von seiner Jugend und erzählte lieber von seinen Geschwistern als sich selbst, von dem Herzog und der Herzogin hörte sie auch nur wenig, um so mehr aber durch den Oheim Herzog Ferdinand, zu dem sie nach jenem ersten Besuche öfters hinausfuhr und der auch sie zuweilen in seinem alten Palais aufsuchte, um zu sehen, wie er sich ausdrückte, ob alles beim Rechten sei. Auch er stellte sich mit ihr auf einen ähnlichen Fuß wie Herzog Carl, nur war er klug genug, sich niemals so weit hinreißen zu lassen, wie sein Bruder. Maria aber schlug einen derartigen Respektston gegen ihn an, daß er sehr bald resignierte und sich von da an gern als den alten emeritierten Soldaten bezeichnete. Von ihm erfuhr Maria viel, und alles was sie im Lauf der Zeiten hörte, trug sie in ein saffiangebundenes, goldbeschnittenes, mit Halbedelsteinen besetztes Buch ein, das ihr die Herzogin einst verehrt hatte. Es gehörte zwar nicht ihr, sondern ihrem fürstlichen Gemahl, der ursprünglich darin „Lebensmaximen" hatte eintragen wollen, von denen ihm nachher keine einfiel, aber die Herzogin hatte die Gewohnheit, ihre Geschenke auf Kosten andrer zu machen. Maria las jetzt auch Memoiren aus dem großen Kriege, notierte sich sorgfältig alle Schlachten, in denen Carl mitgeschlagen hatte, machte sich Auszüge aus den einzelnen Kapiteln, und hatte alles so gut im Gedächtnis, daß sie in kleinen Einzelheiten zuweilen besser Bescheid wußte als er selbst, was ihn sehr amüsierte. Sie hatte auch angefangen, Unterricht im Deutschen zu nehmen bei einem Professor des Collegium Carolinum, bei dem sie so gute Fortschritte machte, daß sie eines Tages Carl zum ersten Male, etwas linkisch, aber gut verständlich, zuflüsterte: Carl, ich liebe dich! Die Wirkung war aber gar nicht so wie sie erwartet hatte. Denn Carl, zwar lächelnd, aber befremdet, antwortete auf Französisch: Unsre deutsche Sprache, Maria, ist zwar unerläßlich im Verkehr mit dem Volke und den Dienstboten, aber im Munde von dir zu mir möchte ich sie lieber nicht angewendet wissen! — Sie antwortete hierauf nichts und lächelte ebenfalls, aber sie dachte: wie würde ein Italiener anders antworten auf eine solche Überraschung, die ihm seine fremdländische Geliebte macht! Sie ließ sich auch durch seinen Ausspruch nicht abschrecken, weiter in dieser Sprache zu lernen.

Im Herbste dieses Jahres war es, daß Maria zum erstenmal einen Boten zu ihm in das Schloß sandte mit einem Brief, in dem sie ihn bat, wenn es ihm möglich sei, möge er sie noch am selben Tag besuchen.

Der Prinz kam, voll innerer Unruhe, da er sich dachte, es müsse etwas Unangenehmes vorgefallen sein. Es war ein schöner, warmer Tag, man sagte ihm, die Gräfin erwarte ihn im Garten in der Laube. Maria empfing ihn mit einem Blick, den er noch nie an ihr wahrgenommen hatte, in der Art, wie sie ihn umschlang, lag eine gesicherte Hingebung, eine geheimnisvoll beruhigte stille Freude.

Digitized by Google

Was ist es, was dich so bewegt? fragte er verwundert und zugleich mit einer sehr angenehmen Empfindung, denn Maria erschien ihm in diesem Momente ganz besonders reizvoll; ihre Bewegungen waren ihm zuweilen ein wenig zu heftig, und heute war alles so überaus sanft an ihr. Er hob ihr Gesicht leise am Kinn zu sich empor. Mit großer Weichheit legte sie ihre Arme um seinen Nacken und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. — Carl machte eine plötzliche Bewegung: ist dieses wahr? fragte er und sah ihr in die Augen: o Maria, du machst mich zum glücklichsten aller Menschen! dieses hat bis jetzt gefehlt, um uns noch unlösbarer aneinander zu binden! Er ergriff ihre beiden Hände, küßte sie, und dann strich er voll Zärtlichkeit ihre Wange: schönstes, göttliches Gefäß, — so sagte er, Maria, du weißt nicht, wie über alle Maßen herrlich, wie über alle Maßen weit erhaben du bist über alles was die Natur an Vollkommenem hervorgebracht hat! Und nun hast du mich der Krone alles Glückes gewürdigt! So sagte er, und sie blickte tief in seine Augen. Was war es, was trotz seiner Worte, trotz des Feuers seines Blicks für einen Moment wie ein Schatten über ihre Seele strich, unfaßbar und schneller zerronnen, als sie sich hätte darüber bewußt werden können? Etwas, das von der Dauer eines Blitzes ihn selbst durchzuckte beim allerersten Ahnen ihres Geständnisses, was sich durch kein Wort, durch keine Bewegung, durch keinen Blick verriet, was wie der leiseste Schein eines Wetterleuchtens ihm kaum selbst wahrnehmbar gewesen war, und was sie unklar für einen Moment dennoch empfand, worauf es wie in Nacht entschwand? Es wäre für beide schwer gewesen, es in Worte zu fassen, selbst wenn es sich nicht sogleich spurlos und erinnerungslos verflüchtigt hätte. Er liebte Maria, er war glücklich über die Aussicht, daß sie ihn mit einem Kind beschenken würde und er hätte es voll Entrüstung zurückgewiesen, wenn ein hellsehender Geist ihm gesagt hätte: Dein allererstes Gefühl war eine dir selbst nicht verständliche Befremdung, du siehst in deiner Geliebten nur dein eigenes Geschöpf, das nun den Kreis seiner von dir vorgeschriebenen Bahn gleichsam eigenmächtig überschritten hat! Ein Wille ist hier erfüllt, der vielleicht auch der deinige gewesen wäre, wenn der als oberstes Gesetz gegolten hätte, aber hier hat sich alles eigenmächtig erfüllt — hier warst du nicht mehr Herrscher; bei deiner legitimen Frau würdest du als selbstverständlich hingenommen haben, was dir bei einer Geliebten fast als eine Indiscretion erscheint!

Auch Augusta, sagte der Erbprinz jetzt, hat mir vor einigen Tagen das gleiche Geheimnis eröffnet, aber welch ein Unterschied liegt da! Welch ein Unterschied der Seelen! Auf jenes Kind kann ich mich unmöglich freuen, selbst wenn es gesund und kräftig zur Welt kommen würde! Deines aber wird zur Schönheit und zur Vollendung deiner selbst das Licht der Welt erblicken! Ach, wenn es bestimmt sein könnte, dermaleinst die Krone unsres Landes zu tragen! —

Sie traten aus der Laube und wandelten auf dem gelben Herbstteppich, den das Licht der Mittagssonne vergoldete. Lautlos und langsam fielen die Blätter zu Boden. Welch ein Contrast, sagte Carl, stehen bleibend, ist zwischen der Natur hier und dem Zustand unser selbst! Hier Sterben und Vergehen, und in uns selber der Keim eines neuen Glückes! — Und doch, sagte Maria — auch sie streut mitten in all der schein-

Digitized by Google

baren Trauer neues Leben aus, sieht all die geflügelten kleinen Wesen, die sich von den Bäumen loslösen, durch die Lüfte kreisen und dann zur Erde niedersinken, die Mutter schickt sie nieder, ihre kleinen, winzig kleinen Kinder, die noch in ihrer zarten Wiege schlummern und nichts davon wissen, daß der Frühling auch sie erweckt zu Wachstum und Leben. Bald deckt sie Schnee und Kälte, aber unter der Decke ist ihnen warm und wohl, und wenn der Schnee getaut ist, wenn die Sonne wieder warm herniederscheint, dann strecken sie die kleinen Köpfe vor, voll Neugier und voll Freude über die schöne Welt, die ihnen bis dahin unbekannt war! Sieh, da kommt wieder so eine kleine schwebende, drehende Wiege zu uns nieder mit einem schlummernden Elfchen darinnen! Sie streckte die Hand aus, ein Lindenblütensamen fiel hinein. Carl nahm ihn aus ihren Fingern, voll Entzücken sah er auf Marias entrückten, schönen Blick. — Wirf es nicht fort! sagte sie schnell, es ist zu mir gekommen und ich werde es bemuttern. — Möchtest du es in die Erde tun? — Maria nickte. — So wollen wir, sagte er lächelnd, einen schönen Platz aussuchen, wo wir es pflanzen werden! — Sie schritten durch den Garten zurück, durch die goldenen Herbstfahnen der Bäume hindurch tauchte das grünbewachsene Haus mit seinen weißen Bogenfenstern auf. — Hier, sagte Carl, hier wäre ein schöner Platz dafür! Wir wollen den Gärtner rufen. — Den Gärtner? Nein, ich pflanz es selbst! — Du wirst dir die Hände schmutzig machen. — Was schadet das? — Sie kniete nieder und lockerte das Erdreich etwas. Halt! sagte Carl, dann wollen wir ihm gemeinsam seine Wohnung bereiten! Er kniete neben ihr, machte die Höhlung etwas größer, dann taten sie den Samen gemeinsam hinein und bedeckten ihn wieder mit dem Erdreich. — Ich werde dem Gärtner befehlen, sprach Carl, daß er hier einen kleinen Zaun anlegt, klein und viereckig, damit wir die Stelle im Frühjahr wieder finden. — Wie? rief Maria, denkst du, daß ich sie mir nicht merken kann? Hier soll keine fremde Hand zu tun haben mit dem, was wir gemeinsam taten. Lächelnd und versunken blickte sie noch eine Zeitlang auf den Boden, während Carl gutmütig wartete und sich die Fingerspitzen mit seinem Taschentuch säuberte.

Und im Frühjahr streckte es wirklich seinen kleinen, zarten Keim aus dem Erdreich heraus, Maria wartete und pflegte ihn und harrte selbst voll Ungeduld ihrer Zeit entgegen.

Vom Heute fürs Morgen

Zum Gedenktage des Kaisers

Innerhalb der normalen Geschichte monarchischer Staaten hat jeder Gedenktag eines Regierungsantrittes ein Doppelgesicht, weist er doch zugleich auf Leben und Tod. Er ist nicht nur ein Freudenfest, wie der Geburtstag Glücklicher, er ist aus dem Vollen zu werten, mit Lust und Leid. Das führt bei der Feier eines Amtsabschnittes wohl ganz natürlich dazu, uns nicht nur des Erreichten zu freuen, sondern auch des Unerreichten zu gedenken, ob nun Erreichen und Nichterreichen in unserm Willen und Vermögen stand oder nicht.

Auch die streng monarchisch Ge-

Digitized by Google

sinnten unter uns kennen Männer und Frauen, die sich als Gegner Wilhelms II. zeitweise gefühlt haben oder gerade jetzt fühlen. Es sind ihrer sicherlich mehr als der Kaiser ahnt: das meiste Treiben der Welt kann er ja nicht unmittelbar, sondern nur im Hofspiegel sehn, und auch das übrige ändert sich freundlich um, sobald es vor sein Gesicht tritt. Aber in allen Parteien ist ein Urteil über den Kaiser unter den Unbefangenen allgemein: „er meint es gut". So schlicht, so simpel das klingt, es bedeutet die wichtigste Anerkennung, die ein Volk seinem Fürsten darbringen kann, die seiner ethischen Persönlichkeit. Wir erinnern uns nicht, daß gegenüber Wilhelm II. in all den fünfundzwanzig Jahren auch nur ein einziges Mal der Verdacht aufgetaucht wäre, der an so viele Fürsten heranschlich, daß er irgendeine Entscheidung nach seinem Privatinteresse gerichtet habe.

An Mißgriffen scheint, soweit sich ohne die genaueste Sachkenntnis der Besteingeweihten vermuten läßt, seine bisherige Regierungszeit nicht arm gewesen zu sein. Der Verzicht auf Bismarcks Rat und auf seine Tradition in der äußeren Politik wird sicher noch heute von vielen Nationalen zum mindesten als übereilt beurteilt, der Handel mit Sansibar und Uganda wird noch heute von vielen bitter beklagt, das Verhalten im Burenkriege gerade jetzt bedauert (seinerzeit ward es ja beklatscht) — und einen Kaiser, der sein eigener Kanzler sein will, mag eine Fiktion von der Mitverantwortlichkeit freisprechen, die nüchterne Sachprüfung kann das nicht. In andern Parteien wird man noch heute Worte des Kaisers nachträglich wegwünschen, die wie eine Infamierung eines Teils der Deutschen klangen, in wieder anderen Kreisen wird man unfreundlich der kaiserlichen Versuche gedenken, in Dinge der Kunst einzugreifen. Die Gefährdung politischer Interessen durch kaiserliche Reden wurde nicht nur in allen Parteien ausnahmelos, wurde auch von der Regierung und von der Krone selbst anerkannt. Die Versuche, den Kaiser als ein Universal-Genie hinzustellen, vertrugen sich auch schlecht mit seinen Mißerfolgen in allerhand Bewegungen, bei denen er sich mit Entschiedenheit und dennoch erfolglos einsetzte. Aus dem Gebiet des Politischen sei nur an die „Zuchthausvorlage" und an den „Kanalbau" erinnert, aus dem der Geisteskultur an die neue Kunstbewegung, die durch des Kaisers lebhafte Gegnerschaft nicht aufgehalten worden ist.

Aber trotzdem: über das „er meint es gut" hinaus bleiben noch weitere große Werte auf des Kaisers Seite, die immer wieder zur warmen Teilnahme stimmen. Zunächst die erstaunliche Regsamkeit dieses Geistes, sein im Augenblick stets williges Interesse, das durch und durch anti-philiströs ist und, wenn es dann und wann bedenkliche Folgen haben mag, wenigstens gesellschaftlich unzweifelhaft „fasziniert". Aber auch darüber noch hinaus — es ist vielleicht gerade das Unkonventionelle, in gewissem Sinne: das Unpolitische in ihm, was auch den menschlich anzieht, den es politisch ärgern mag — das sein Ich betonende Sichgeben einer lebhaften Persönlichkeit mit ihren Vorurteilen und Irrschlüssen, mit ihrer gut naiven Überschätzung der eigenen und Unterschätzung der fremden Macht, mit ihrer Ehrlichkeit, die über das eigene Innere reichlich Bescheid gibt. All das gefällt menschlich, wenn der Kaiser auch lieben mag, sich in Äußerlichkeiten mitunter ein wenig in

Digitized by Google

Szene zu setzen. Gerade bei dieser Neigung erfreuen dann wieder gewisse vornehme Regungen um so mehr, wie sie der Kaiser nie zurückgenommen hat. Was muß seinem Wesen, sollte man denken, unangenehmer sein, als die Karikaturen auf das mehr äußerlich Majestätische an ihm. Und doch hat er gerade in diesem Punkte den Eifer der Staatsanwälte gelähmt, und beim Ablehnen der Majestätsbeleidigungsprozesse ist es geblieben.

Denken wir daran, wie manches der Kaiser erreichen wollte und doch nicht erreicht hat, so scheint es mitunter, als bildete sich bei uns ein neuer Übergangstyp des Staatslebens heraus. In absoluten Monarchien wird Tat, was der Herrscher, in parlamentarisch regierten Staaten, was das Parlament beschlossen hat, bei uns, der weder absolut noch parlamentarisch regierten Monarchie entscheiden die Verhältnisse oft über Parlament und über Kaiser hinweg. „Die Verhältnisse" will sagen: Mächte, die auf der politischen Bühne oder hinter ihren Kulissen zu Recht oder auch zu Unrecht stark sind. Der Kaiser kann in tausend Einzelfällen sehr viel fördern oder hemmen, aber dem Ganzen eine Richtung geben, das kann weder er noch kann es der Bundesrat noch das Parlament. Wie oft sind es ungewogene, wie oft sogar unbekannte Mächte, die da bei uns mitwirken! Mächte, deren genaueste Untersuchung das Staatsinteresse fordert und das Sonderinteresse verweigert.

Der Kaiser ist niemals allgemeiner beliebt gewesen, als da er sich auf Bülows Vortrag hin in einem Maße zurückhielt, das für ihn unzweifelhaft eine außerordentliche Selbstbeherrschung bedeutete. Aber nach dem vorhin Gesagten läßt sich bezweifeln, ob die persönliche Zurückhaltung die Volksliebe zum Fürsten schnell weiter gefördert hätte. Solcher Werte wird sich das Volk erst recht allmählich bewußt; es segnet dann erst das hohe Alter, wie bei Wilhelm I., dem Prinzregenten Luitpold und dem Kaiser Franz Joseph. Zweifelhaft scheint auch, ob der Kaiser mit seiner romantischen Vorstellung von Gottesgnadentum nach so langer Gewohnheit noch brechen könnte, selbst, wenn es (wer glaubt das?) den politischen Ermahnern zur Linken gelingen sollte, ihn selbst das wünschen zu lassen. Uns sollte genügen, uns an den modernen Menschen in ihm zu wenden, der ja ebenso erstaunlicher wie glücklicher Weise mit dem Romantiker Wilhelm II. friedlich beisammen lebt. An diesen sollten wir uns aber auch nicht nur mit Worten wenden. Beispielsweise: die „Gebildeten", die auf irgendwelchen Wegen Führenden unsres Volkes sollten dem Kaiser durch Verzicht auf all den höfischen Auszeichnungskram beweisen, daß ihnen bloß Dekoratives und Demonstratives dem Ernste der Zeit nicht angemessen scheint. Beweisen, daß wir ihrer Meinung nach heute noch in anderem Sinne Eisen für Gold kaufen müssen, als vor hundert Jahren: Eisen zum Kampf, Eisen zum Pflügen, Eisen für Maschinen, Eisen ins Blut, Eisen für den Willen. Für Gold, das heißt hier: für Glanz. Unser Verhältnis zum Kaiser ist kein rein germanisches mehr, es verrät bedrückend oft in seinem Byzantinismus slawischen oder anderen Zufluß nur germanisierter Elemente. Je mehr wir ihm den Willen zur Sache zeigen, den er anerkennen müßte (wie er Bülows Ernst an jenem Tag anerkannt hat), je mehr würden wir

Digitized by Google

auch für ihn eine Kraft werden, mit welcher sich seine Persönlichkeit verbinden könnte. Sollte man einmal minder freundlich über Wilhelm II. sprechen, als seine guten Absichten, als seine Regsamkeit, seine Liebenswürdigkeit und sein Temperament verdienen, so würde der zukünftige Geschichtsforscher ganz sicherlich bestätigen: ein sehr großer Teil des Ungünstigen, das man aus Wilhelms II. Regierungszeit hervorhebt, war nicht Schuld des Kaisers, sondern einer Dienergesinnung der sogenannt deutschen Gesellschaft seiner Zeit.

Ein Engländer über deutsches Schrifttum*

Obwohl das Werk des bekannten Schriftstellers Perris über „Deutschland und den deutschen Kaiser" sich zum größten Teil mit der heutigen Politik Deutschlands befaßt, darf es doch auch an dieser Stelle nicht unbeachtet bleiben, da es zur Erklärung der gegenwärtigen Lage in längeren Abschnitten auch das nichtpolitische Schrifttum heranzieht. Und es kann kein englischeres Buch geben als dieses. Der Verfasser hat sichtlich das Bestreben, unparteiisch zu urteilen. Was bei einem Engländer ins Gewicht fällt: er führt zwar die Neugründung des Reiches ganz allein auf eine raffinierte Intrige Bismarcks zurück und macht diesen zu einem macchiavellisch-rücksichtslosen Gewaltmenschen und Volksfeind. Aber er gesteht doch die Notwendigkeit und Berechtigung des deutschen Verlangens nach Ausdehnung der materiellen Macht zu. Bei solch verhältnismäßig anerkennenswerter Sachlichkeit, führt die Art, wie das Geistesleben Deutschlands behandelt wird, um so mehr irre und hemmt eine Verständigung. Ein Kapitel heißt „Philosophie, von Kant bis Nietzsche". Hier erscheint Kant als Sonderling, dessen Hauptwerk wohl das Denken seiner Zeitgenossen anregte, darüber hinaus aber unfruchtbare metaphysische Spielerei war und darum längst mit Recht vergessen ist. Nur Kants Befürwortung des Weltfriedens läßt der praktische Engländer gelten. Von der ungeheuren Wirkung, die Kants Ethik ausgeübt hat, ist keine Rede. Auch von dem zu reformatorischer Tat vordringenden idealistischen Freiheitsbegriff Schillers und Fichtes erfährt der Leser nichts. Flüchtigen Sprungs eilt Perris zu Nietzsche, dessen Lehre vom Übermenschen in der noch vor zehn Jahren üblichen, heute durch nichts mehr entschuldbaren Verzerrung skizziert wird. .

In der gleichen Oberflächenmanier wird die Literatur abgetan. Goethe allerdings wird als „supreme genius" bezeichnet (aber auch als Deutschlands undeutschester Dichter), Lessing als tapferer Streiter gepriesen; aber Deutschland hat trotzdem den Voltaire, Diderot (!) und Rousseau keine ähnlich befreienden und fortschrittlichen Geister entgegenzustellen. Herder existiert nicht. Selbst Schiller ist nur einer von Vielen. Die romantische Bewegung ist eine wüste Orgie, deren hervorragendste Leistung die Übersetzung von Dante, Shakespere und Cervantes bildet. Als seinen Gewährsmann zitiert der Verfasser ausgiebig Heine. Und mit diesem letzten Großen sinkt die deutsche Literatur in den Staub. Kleist, Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Keller, Raabe, Storm — sie alle werden totgeschwiegen. Zwischen Heine und Hauptmann scheinen nur Spielhagen, Auerbach und Freytag erwähnenswert.

* Germany and the German Emperor, by Herbert Perris; London, Andrew Melrose; New-York, Henry Holt & Co.

Digitized by Google

Winterthur, Kunsthalle

AUS DEM KUNSTWART

ANTON GRAFF: BILDNIS DES SCHAUSPIELERS JOSEPH ANTON CHRIST

Digitized by Google

Digitized by Google

Solchergestalt also ist das Bild, das sich heute nicht etwa ein Durchschnittsmensch, sondern ein hervorragend begabter, gelehrter und anständig denkender Engländer vom deutschen Geistesleben der letzten anderthalb Jahrhunderte macht. Er glaubt allen Ernstes, daß Mittelmäßigkeit, knechtische Gesinnung, mittelalterliche Schwärmerei in Deutschland herrsche; daß es nur in materiellen Dingen vorwärts gehe; daß nur ein gründlicher Umsturz eine deutsche Kultur herbeiführen könnte, die der Englands und Frankreichs ebenbürtig wäre.

In welcher Unkenntnis und Verachtung deutschen Wesens muß die englische Jugend aufwachsen, wenn solche Bücher möglich sind! Und da wundert man sich über gewisse politische Konstellationen. Ein neues „De l'Allemagne" ist dringend notwendig und wichtiger als manches Schlachtschiff. O. E. Lessing

Friedrich Bartels' „Burg Weibertreu"

Münchner Theater

Von sonst wählerischen Leuten, wie dem verstorbenen Herausgeber des „Literarischen Echos" Dr. Joseph Ettlinger, ist der jetzt 36jährige Friedrich Bartels als eine Hoffnung der deutschen Bühnendichtung bezeichnet worden: aber nach dem Eindruck, den die lange verzögerte Uraufführung seines „fünfaktigen" Lustspiels „Burg Weibertreu" in unserem Residenztheater machte, läßt sich diese hohe Einschätzung schwer begreifen. Gewiß, manchmal schläft auch der gute Homer; aber was man da in durchaus zureichender Wiedergabe zu sehen bekam, war nicht nur an sich so verfehlt, daß es heftigste Ablehnung erfuhr und erfahren mußte, es zeigte auch den Mangel allgemeinerer Fähigkeiten, die für einen Dramatiker unerläßlich sind. Ob das alte fröhliche Histörchen von den Weinsberger Weibern für ein rechtes Bühnenwerk überhaupt Stoff genug hergeben kann, mag eine offene Frage bleiben; jedenfalls aber müßten dann die dramatischen Spannkräfte aus dem Motiv selbst herausgeholt werden. Bartels dagegen sucht ganz unverständlicherweise sein Heil in breitester Ausgestaltung des gleichgültigen politisch-historischen Rahmens der Anekdote, er langweilt umständliche Akte hindurch mit dem Kampf zwischen Welf und Waibling, den er doch nicht menschlich nahe zu bringen vermag, und fügt in dies seriös anspruchsvolle Rüstungsgeklapper die List der Weiber nur wie eine flüchtige Episode ein, so daß sie lediglich als greller Stilbruch verstimmen kann: um so mehr, als er das Spaßhafte der Situation auch so ungeschickt und dürftig als möglich verwertet hat. Wie er nirgends das rechte Mittel zum Zweck findet, so fehlt ihm auch offensichtlich die Gabe, einen dichterisch-dramatischen Zweck fest im Auge zu behalten; überall, im ganzen wie im einzelnen, macht sein Aufwand den Eindruck der Zielloſigkeit. Noch zuletzt, als die Weiber ihre Tat glücklich vollbrachten und die Rettung der Männer vom Waibling zu Recht anerkannt wurde, läßt er die Gegenkönige unversöhnt zum grimmen Zweikampf antreten, dann diesen Zweikampf durch den plötzlich zum Kreuzfahrer und Kreuzprediger gewandelten Weinsberger Burgvogt reinreligiös schlichten und Welfen wie Ghibellinen in gemeinsamem Fanatismus zum heiligen Grab aufbrechen. So daß die braven Weinsbergerinnen trotz alledem wieder das Nachsehen haben: ein Faktum, dessen unfreiwillige Komik das einzig Erheiternde an diesem

Digitized by Google

Stück ist, das sich so bedenklich salbungsvoll „ein deutsches Lustspiel“ nennt. H. von Gumppenberg

Flötenspiel als Hausmusik

Man hat den neueren Bewegungen für „Hausmusik“ wegen ihres historischen Einschlags Vorwürfe gemacht, hat von lebensunfähigen Ausgrabungen und Ähnlichem gesprochen und hat versucht, sie mit jenem überlegenen Spott abzutun, mit dem das moderne Weltkind so oft die gediegenen, dem Zeitgeschmack fremderen Leistungen historisch geschulter Musikfreunde behandelt. Vielleicht ist solche Abneigung zum Teil auf die verbreitete Abneigung gegen die Schulmeisterei überhaupt zurückzuführen. Aber will man einmal die ungebührlich zurückgetretene Hausmusik fördern, so wird man ganz unwillkürlich auf die Zeit zurückgreifen, da der Schwerpunkt des musikalischen Lebens im kleinen Kreise des Hauses lag. Man bedenke auch, daß manches Wertvolle, zum Beispiel die Bach-Verehrung unserer Zeit undenkbar wäre ohne die gründlichen Arbeiten gelehrter Musikhistoriker, die die Fühlung mit der Musikausübung nicht verloren haben.

Was wollen wir denn mit der Hausmusik? Die Musik soll wieder in unser Leben einkehren, soll unsere Begleiterin in Freud und Leid werden. Wir sollten nicht warten müssen, bis zufällig unsere Stimmung mit dem Tag eines Akademiekonzerts zusammenfällt, wo wir dann im Smoking inmitten einer festlich geputzten Menge etwas zu hören bekommen, was wir lieber ungestört zu Hause genießen würden. So ohne Umstände, wie wir etwa daheim im Freundeskreis ein Buch aus dem Schrank nehmen und vorlesen, so sollten wir es auch mit der Musik machen können.

Als man vor einiger Zeit das Andenken des großen Friedrich feierte, da las man auch viel von Friedrich dem Flötenfreund. Man mag über seine Fähigkeiten als Musiker denken wie man will, jedenfalls übte er in reichstem Maße das, was wir Hausmusik nennen. Die Flöte war nach seinen eigenen Worten sein bester Freund. Als ich vor längerer Zeit die ausgezeichnete Schrift von Georg Thouret über Friedrich den Großen als Musikfreund und Musiker (auf die auch R. Batka im Kunstwart hingewiesen hat) las, stellte ich mir des öfteren die Frage, ob es sich wohl empfehlen könnte, der Pflege des Flötenspiels zu Nutz und Frommen unserer heutigen Hausmusik das Wort zu reden.

Bei dem gegenwärtigen Musikbetrieb kennt man die Flöte fast nur als Orchesterinstrument; gelegentlich hört man sie in Kammermusikwerken, fast nie als Soloinstrument zu Klavier. Das war nicht immer so. Im Zeitalter Friedrichs des Großen und auch noch später war die Flöte im Konzertsaal fast ebenso häufig vertreten wie die Geige. Sie war lange Zeit das Modeinstrument; es ist nun ganz natürlich, daß ernste Musiker diese Übertreibung ablehnten, in der man die der Flöte gesteckten natürlichen Grenzen überschritt. Daran ist nichts zu ändern: die Flöte ist nun einmal der Violine nicht gewachsen; sie hat geringeren Tonumfang, läßt nicht ihre dynamischen Schattierungen zu, erreicht auch im Klangcharakter die Vielseitigkeit des violinistischen Ausdrucks nicht. Das sind alles Mängel nur im Vergleich mit der Geige; für sich allein betrachtet steht sie an Ausdrucksfähigkeit doch wohl an der Spitze der Blasinstrumente. Es wäre Sache der Musikgeschichte dar-

Digitized by Google

zustellen, wie sich die verschiedenen Kunstströmungen zu den einzelnen Instrumenten verhielten, und warum bald dieses, bald jenes Instrument besonders bevorzugt wird. Die Gründe zu erörtern, warum gerade das Zeitalter des Rokoko die Flöte so gern verwendete, ist hier nicht der Platz. Jedenfalls verdanken wir dieser Zeit eine Originalliteratur für Flöte, die immerhin die Beschäftigung mit der Flöte lohnt. Im Konzertsaal hört man fast nichts davon, da die meisten Stücke nur für Hausmusik gedacht sind und dem ausübenden Künstler wohl nicht „dankbar" genug zu sein scheinen. Es ist schade, daß die ohnehin nicht übermäßig reichliche Literatur schwer zu finden und oft auch schwer zugänglich ist; die Zusammenstellung im Anhang von M. Schwedlers „Flöte und Flötenmusik" bedürfte einer gründlichen kritischen Durchsicht.

Bach und Händel stehen mit einer Anzahl Sonaten für Flöte und Klavier im Mittelpunkt. Ich kann mich nicht dazu verstehen, diese Stücke nur als Gelegenheitsmusik ohne Bedeutung zu erklären. Der H-moll-Sonate von Bach möchte ich einen Platz unter seinen besten Werken dieser Art anweisen. Allerdings gehören gute Spieler dazu, die tiefe Leidenschaft, die besonders im ersten Satz steckt, zum Ausdruck zu bringen. Von entzückender Anmut ist seine auf jeden Effekt verzichtende intime Sonate in es, deren melodische Flüssigkeit beim ersten Hören einnimmt. Sie ist in so ungewöhnlich tiefer Lage geschrieben, in der die Flöte nicht sehr laut klingt, daß sie sich nur zum Vortrag in einem kleineren Raume eignet, ganz typische Hausmusik. Es ließe sich Vieles sagen über die anderen Sonaten von Bach, oder über die Händels, die man den Violinsonaten ebenbürtig zur Seite stellen kann; doch es soll hier ja keine Kritik, sondern nur die Anregung zur Beschäftigung damit gegeben werden. Mit den Flötenkompositionen von Friedrich dem Großen oder Quantz wird sich heutzutage wohl nur beschäftigen, wer auch diese Seite der Kultur des Rokoko kennen lernen möchte. Wenn man auf außerordentliche Offenbarungen verzichtet, so wird man gern zu den Flötenkonzerten Mozarts greifen, von denen mir besonders das in c-dur gefällt. Haydn, Hummel, Kuhlau und verschiedene andere, auch Neuere vervollständigen den Vorrat an guten Noten.

Auch im Zusammenspiel mit anderen Instrumenten vermag die Flöte zur Erweckung der allgemein üblichen Literatur beizutragen. Für Flöte, Geige und Klavier hat Bach neben einer G-dur-Sonate und einem A-moll-Konzert die gedankentiefe kunstvolle Triosonate aus dem „Musikalischen Opfer" geschrieben. Von Händel besitzen wir eine Reihe guter, klangvoller Trios (mit Cello ad lib.), die man selten zu hören bekommt. Beethovens Serenade op. 25 für Flöte, Violine und Bratsche würde sicher überall gute Freunde finden. Es gäbe wiederum eine lange Liste, in der man nicht die schlechtesten Namen fände, wenn die zur Verfügung stehenden Werke alle angeführt werden könnten. Das Verzeichnis über diesen Abschnitt bei Schwedler ist fast vier Seiten lang, allerdings Spreu mit Weizen vermischt. Schade ist nur, daß es vielen häufig schwer fällt, die seltneren Werke ausfindig zu machen, da gerade in kleineren Städten, dort, wo das Bedürfnis nach Hausmusik oft am größten ist, die Musikalienhändler keine Hilfe beim Suchen gewähren können. Alle Flötenspieler wären dem dankbar, der ihnen ein ausführliches, kriti-

Digitized by Google

sches Verzeichnis der erreichbaren guten Noten zusammenstellen würde.

Niemand würde heutzutage wünschen, daß die Flöte in unserem Musikleben wiederum die Rolle von einst spielte. Unser Ohr ist zu sehr verwöhnt und würde den Mangel an Ausdrucksfähigkeit, der nun einmal der Flöte eigen ist, auf die Dauer als zu hemmend empfinden. Daß man durch sie jedoch eine höchst erfreuliche Abwechslung in der häuslichen Musikbetätigung, in vielen Fällen auch ein tieferes Einbringen in den Geist der alten Musik erreichen kann, das wissen Alle, die sich in diesem Sinn mit Flötenspiel abgegeben haben. Auch mit der Flöte kann man in der Musik vordringen bis zu den Tiefen, aus denen der Mensch Lebenswerte schöpft. Ludwig Richter

Anton Graff

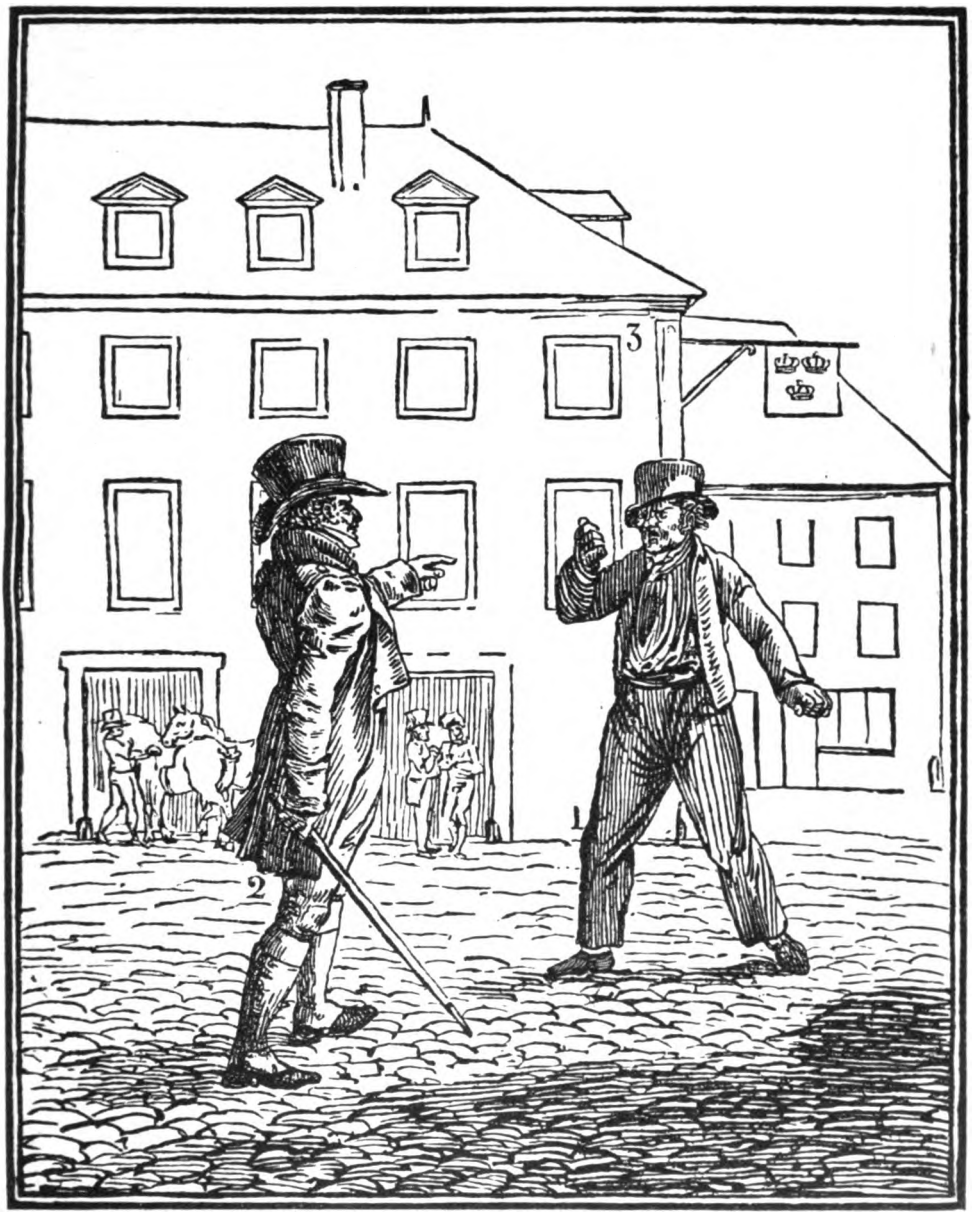
Die Erinnerung an den Maler Anton Graff, der am 22. Juni des Jahres 1813 in Dresden starb, klingt durch den vollen Akkord der Säkulärgedanken als eine Note von reiner und gesunder Kraft und Männlichkeit. Der Sohn der alten Schweizerstadt Winterthur hat zwar nichts mit den Heldengestalten zu tun, die im Lichte der deutschen Befreiungskämpfe an uns vorbeiziehen. Aber in seiner Kunst tat die Periode des ancien régime den Schritt in das Zeitalter der bürgerlichen Geistesfreiheit, die den Grund der politischen Erhebung bereitete und der ideellen Gesundung des künstlerischen Schauens und Gestaltens. Als Graff, in Süddeutschland geschult, bei noch jungen Jahren einem Rufe des Reorganisators der Dresdner Kunstpolitik, Hagedorns, in die sächsische Hauptstadt folgte, hatte er schon den Beweis erbracht, daß er imstande sei, die Persönlichkeit im Bildnis ohne allegorische Witzeleien und pathetische Vergewaltigung, aber auch ohne die malerische Affektiertheit des französischen Porträtstils zu schildern. In der geistig angeregten Luft der führenden mitteldeutschen Residenz wurde dann seine Auffassung immer sicherer, sein technisches Können reifer. Lessing und Herder, Wieland und Rammler, Chodowiecki und Gellert, Friedrich der Große und Schiller sind seine Modelle gewesen. Ihnen allen brachte er die durchdringende Verstehenskraft des gebornen Seelendeuters entgegen. Das Genie, in seiner Inkarnation von ihm erfaßt, verlor nicht seine Glorie, sondern strahlte in ruhigem Lichte von der Stirn und aus den Augen des Dargestellten, ließ durch eine Bewegung der Hand, eine Neigung des Hauptes sein bildlich kündbares Leben ahnen. Keinen ehrlicheren Apostel hätte sich die Welt der demokratischen Bildungsrenaissance wünschen können als diesen Schweizer Deutschen, der fast ein halbes Jahrhundert lang die Besten seiner Zeit vor Augen hatte, und, selbst ein schlichter und nur aufs Schaffen gerichteter Mann, den Spiegel seiner Kunst, der so in tausend Bildern glänzte, rein und untrügerisch erhielt.

E. Haenel

Berliner Sezession 1913

„Die Sezession ist kein Ruhepunkt", heißt es im Katalog der diesjährigen Ausstellung, sie ist Bewegung, immerwährende Bewegung. Ist nicht aber die Kunst im letzten Grunde gerade das ewig Ruhende, an dem nur an der Oberfläche die Wellen der Zeit das flüchtig wechselnde Spiel treiben? Und so wäre die Sezession vielleicht nur zu sehr bloß ein Bild der zeitlichen Oberfläche und zeigte zu wenig den tieferen Untergrund

Digitized by Google

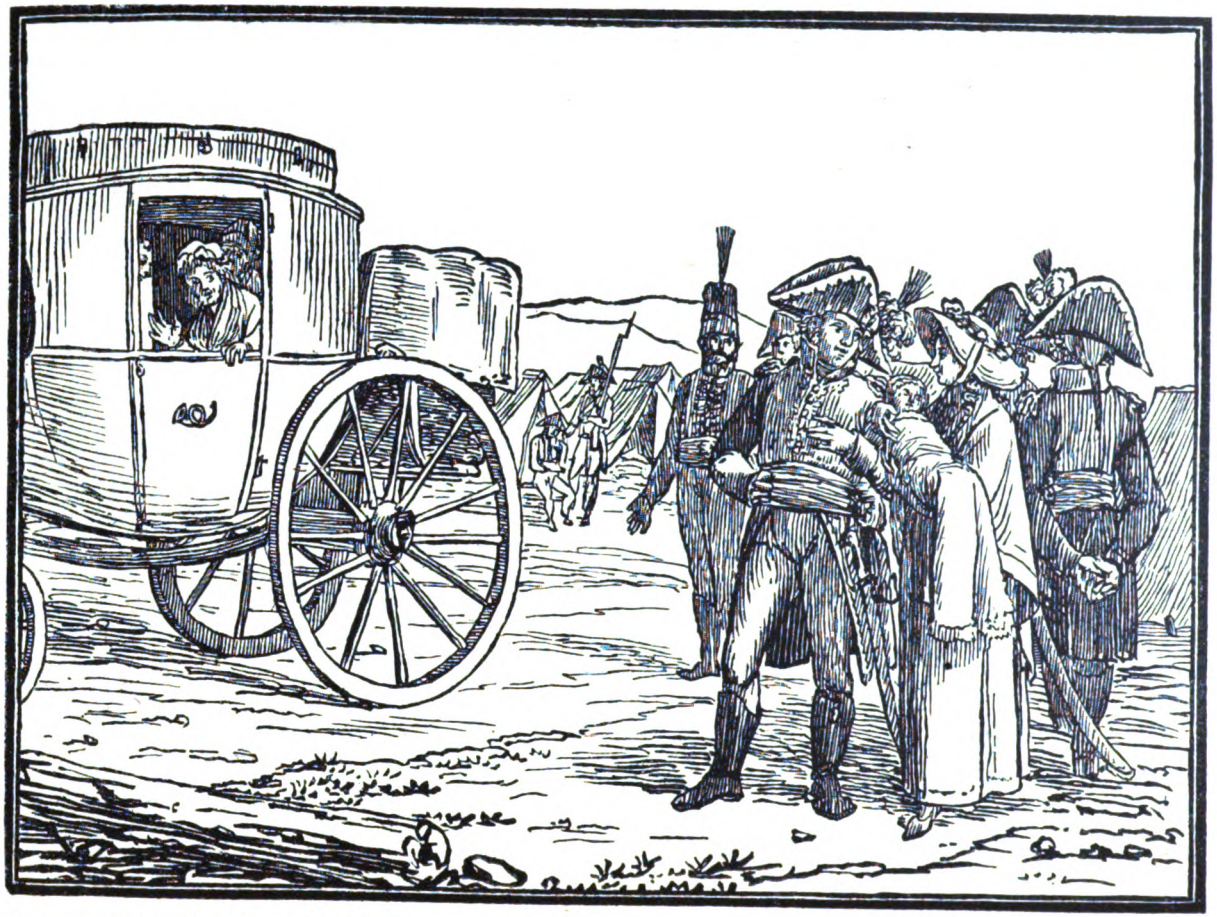


AUS DEN ALTEN
HEBEL-BILDERN

„MERKWÜRDIGE SCHICKSALE
EINES JUNGEN ENGLÄNDERS“

Digitized by Google

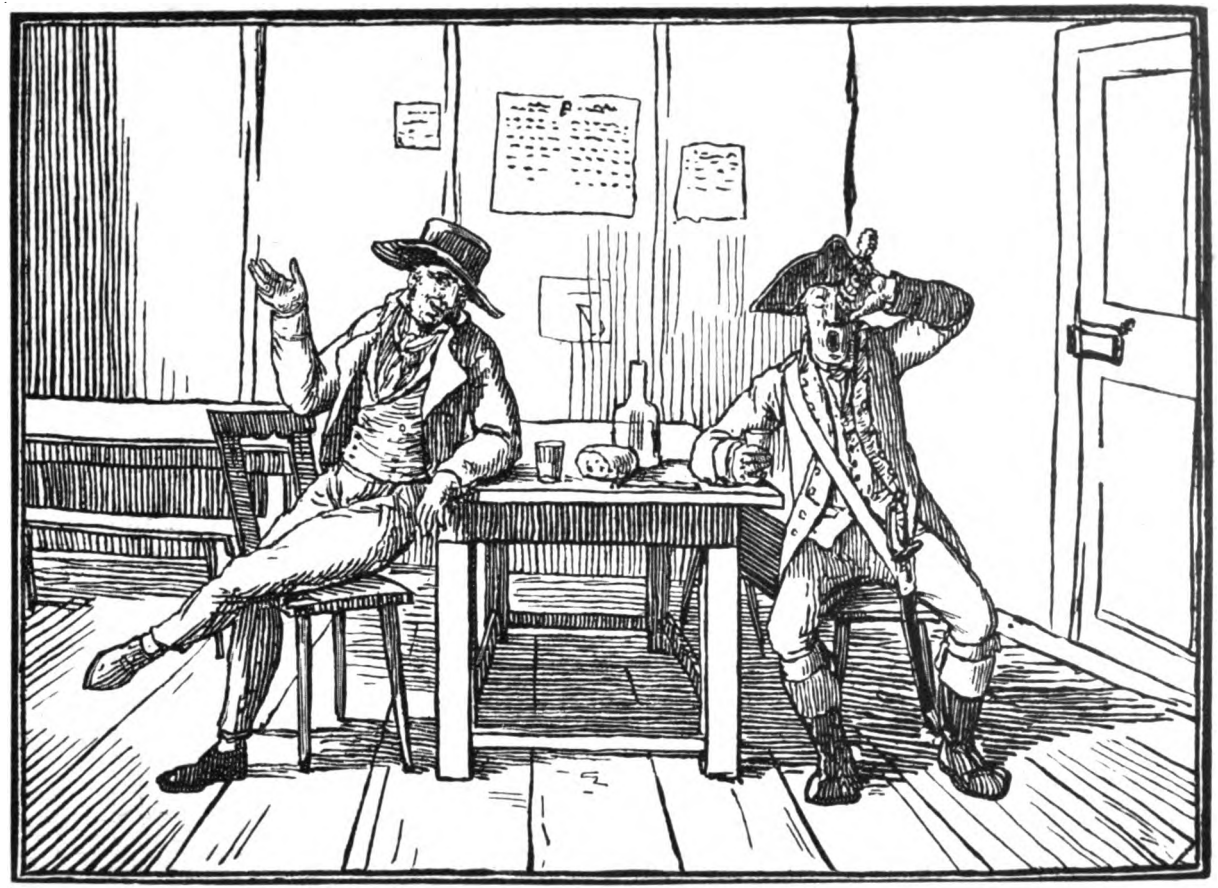
Digitized by Google



AUS DEN ALTEN HEBEL-BILDERN „DIE GUTE MUTTER“

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEN ALTEN
HEBEL-BILDERN

„WIE SICH DER ZUNDELFRIE-
DER HAT BERITTEN GEMACHT“

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEN ALTEN
HEBEL-BILDERN

„FÜRCHTERLICHER KAMPF EINES
MENSCHEN MIT EINEM WOLF“

Digitized by Google

Digitized by Google

von Ewigkeitswerten? Wir dürfen sagen, daß aus den fließenden, sich in der Bewegung immer wieder reinigenden Wellen bei aller Unruhe der Grund doch deutlicher zutage zu treten pflegt, als im stagnierenden Gewässer, das nur zu leicht moorig und trübe wird, so daß vom tieferen Grunde kein Schimmer und kein Blitz uns mehr berührt. So wollen wir uns noch immer der Bewegung freuen. Auch wenn sie zuweilen gar zu hastig und wild erscheint und den nach den Tiefen tastenden Blick im Zeitenstrudel zu verschlingen droht.

Daß wir uns jetzt in einer Zeit großer Kunstunruhe befinden, ist ja überall auch sonst zu spüren. Eine zeitliche Formanschauung, die noch bis vor kurzem fast alleinherrschend war, wird von einer neuen gewaltsam bedrängt. „Il faut être de son temps", sagte Manet, und wenn der Impressionismus sich zu legitimieren suchte mit der Begründung, daß er die eben gerade seiner Zeit adäquate Malanschauung wäre, so wird er am wenigsten der neuen Bewegung ihre Berechtigung absprechen können, denn auch sie ist „de son temps". Wir sind ein schnell lebendes Geschlecht, und unsre Zeitanschauungen wechseln im Tempo der Dynamos. Wer wollte leugnen, daß vieles von den Gedanken, Empfindungen, Strömungen unsrer Tage nicht mehr im Impressionismus seinen künstlerischen Zeitausdruck findet? Wer wollte nicht erkennen, daß auf so vielen Gebieten des Lebens unter dem Einfluß einer natürlichen Entwicklung der Ideen und Einrichtungen unser Lebensgefühl eine gewisse Wandlung erfahren hat und nach einem neuen Ausdruck dafür, einer Geste erhöhter Deutung, stärkerer Zusammenfassung und Vergeistigung, zu einem neuen Pathos strebt? Denken wir, um nur ein Beispiel zu geben, etwa an die Wandlung, die sich in den philosophischen Bedürfnissen der Zeit bemerkbar macht. Nach einer Periode naturwissenschaftlicher Empirie, analysierender Naturerschließung, das heißt gewiß: Naturvertiefung, damit aber auch empirischer, materialistischer Bindung des Geistes, strebt dieser jetzt, sich wieder freier herauszuheben aus der bloßen Naturerkenntnis zu einer geistigen Zusammenfassung seiner Erkenntnisse, zu einer Erhöhung, einer Synthese, einer runden Ausdeutung des ganzen Lebens. Der impressionistische Realismus war auch Naturſuchen, differenziertes Naturerschließen und empirisches sich Verwurzeln. „Die Kunst steckt in der Natur", predigte er, und berief sich damit auf Albrecht Dürer. Doch die neue rhythmisch-symbolistische Richtung sagt: „Erst, wer sie herausreißet, der hat sie, die wirkliche Kunst." Und beruft sich damit ebenfalls auf Albrecht Dürer. (Dürer war wohl ein Ausgleich oder eine Vereinigung jener jetzt feindlich gegenüberstehender Tendenzen. Mit der Wurzel suchte er sich treu und schlicht in die Materie und die Natur einzusaugen, während die Blüte frei und geistig sich zu symbolischem Ausdruck erhob.)

Von den Theorien und Doktrinen der neuesten Malerei ist hier des öfteren schon gesprochen worden. Und es ist leider auch angesichts dieser heurigen Sezessionsausstellung noch immer nicht möglich, über etwas weiteres zu sprechen als eben über die Tendenzen und Theorien. Noch immer fehlt es an Leistungen und Persönlichkeiten. Geht die Entwicklung zu langsam? Man kann vielleicht eher sagen, sie ist allzu fiebrig, das Talent findet nicht die Ruhe, die Gedankenerregung, die die Zeit ihm gegeben, im persönlichen

Digitized by Google

Kunsterleben kristallisieren zu lassen. Auf der diesjährigen Ausstellung hat man der neuen Richtung den weitesten Raum gegeben, sich in ihrem ganzen Umfange zu entfalten. Und das war gut. Es wird die Einsicht fördern, daß man es hier nicht mit einer vereinzelten, sporadisch auftretenden Erscheinung zu tun hat. Natürlich wird mancher die, sagen wir, epidemische Ausbreitung der Ideen nur eine Mode nennen. Und an solchem Urteil ist vielleicht die Jury nicht ganz schuldlos, die doch etwas unkritisch auch alle die bloßen Mitläufer in den Tempel gelassen hat, die in der Tat die neuen Gedanken nur als Mode auffassen, mit der drapiert sie über ihr Unvermögen hinwegzutäuschen suchen. Wieviel eklektisches Epigonentum, wieviel akademisch schematischer Klassizismus verbirgt sich oft unter der Hülle! Von Puvis bis zu Giotto hinauf stehen die Ahnen im Rahmen, nicht innerlich gewandelt, sondern äußerlich verbrämt. Auch der kindliche Primitivismus eines Henri Matisse will mir mehr als Schwäche und Verfall erscheinen, denn als das Pathos einer neuen starken Einfalt; obwohl ich den zwischen spielerisch-träumerischer Unbeholfenheit und kunstgewerblichem Raffinement liegenden Reiz in den Linien seines plakatartigen Tanzbildes, wie in den Farben seiner „Cyclamen“ nicht verkenne. Ein Führer ist dieser Matisse nicht. Schade, daß Edward Munch nicht vertreten ist. Er hat die echte Primitivität der Kraft, die erlebte Symbolik und Naturmystik, er reißt die Kunst aus dem innersten Herzen der Natur heraus und prägt sie zu letzten Deutungen unseres Gefühls aus; er ist Rhythmiker, Ekstatiker, Mathematiker und Urmensch. Er ist der einzige, in dem alle diese Tendenzen der Zeit schon ihren ganz persönlich erlebten Ausdruck gefunden haben. Kann er nur deshalb nicht als Führer gelten, weil er das alles schon vor zehn Jahren in den Kämpfen seiner nordischen Einsamkeit errang? Wie schwach erscheinen neben ihm die Experimente eines Kokoschka, die an Greco sich klammernden Ekstasen des gewiß begabten Max Oppenheimer, die Farbenmystik und Formenmathematik der „Brücken“-Leute! Selbst das entschieden stärkste, eigenste Talent unter ihnen, Max Pechstein, wirkt, wenn man an Munch denkt, doch noch recht äußerlich. Etwas Konstruiertes, Theoretisches, noch Unpersönliches bleibt immer der peinliche Rest. Man denkt mehr an Kunstgewerbe und bloß dekorative Zwecke als an ein letztes tiefstes Erlebnis. Höchstens in Ernst Barlach, dem Plastiker, finden wir den Umriß eines neuen Zeitstils schon ganz mit persönlichem Lebensgefühl ausgefüllt. Diese Holzplastiken sind in ihrer monumentalen Primitivität ebensoviel Leben wie Linie, ebensoviel Realismus wie rhythmische Phantasien. Und man wird sie zu dem Besten zählen können, das diesmal am Kurfürstendam zu sehen ist.

Beirrt von der allzu sprunghaft gegensätzlichen Reaktion, die der sogenannte Expressionismus gegenüber dem Impressionismus darstellt, zweifelte noch mancher daran, daß diese neue Phase der Malerei eine natürliche Entwicklung bedeutet. Muß er aber nicht den organischen Zusammenhang erkennen, wenn er sieht, wie auch mitten im Impressionismus diese stilistischen Tendenzen allmählich zu wirken anfangen? Wie der Impressionismus selbst seine Mittel revidiert, sie reformiert, um auf der alten naturalistisch-impressionistischen Grundlage ebenfalls zu dem neuen Pathos symbolisch monumentaler Ausdrucksform

Digitized by Google

zu kommen? Da sieht man auf dieser Ausstellung Bilder von Waldemar Rösler, den man als einen der besten Nachfolger Liebermanns kannte, und erkennt mit Staunen, wie diese naturalistischen Landschaften unter einer mystischen Sonne zu etwas ganz anderem geworden sind, zu Hymnen an das Licht, zu inbrünstiger Musik. Noch hat Rösler in dieser Synthese nicht den ganz reinen und eignen Klang gefunden, aber man fühlt, daß er nicht etwa bloß ein Kompromiß mit einer Mode geschlossen, sondern daß dieser Weg eine notwendige Entwicklung ist, eine Steigerung seiner persönlichen Art. Haben wir nicht etwas Ähnliches an Theo von Brockhusen gesehen, dieses: aus dem elementaren Natureindruck durch Zusammenfassen der Ausdrucksmittel und rhythmische Herausformung der charakteristischen Linien zu symbolisch-, wenn auch manchmal nur dekorativ-, monumentalen Wirkungen zu gelangen? Und man könnte noch manchen nennen, der diese Entwicklung durchmacht.

Der eigentliche Impressionismus hat sich in dieser Ausstellung vor dem Andrang der Neuesten auf das Altenteil zurückgezogen oder, sagen wir, auf die Klassikerwürde der gesammelten Werke. Er will nicht zeigen, was er will, sondern was er geleistet hat. Drei seiner größten deutschen Vertreter stehen mit Kollektivausstellungen da, Leibl, Liebermann und Trübner. Und wir genießen noch einmal mit dem ganzen Glück, was wir an ihnen hatten. Hatten? Es sind ja nicht mehr die immer in ihrer Herrschaft wechselnden vergänglichen Stil- und Theoriewerte, die wir an ihnen sehen, es sind die persönlichen und also die Ewigkeitswerte. Und immer wieder kehrt man aus dem Zeitgelärm zu ihnen zurück, die mit nichten tot sind, weil ihre äußere Zeitform von einem neuen Geschlechte verneint wird, sondern die nun erst ihr höheres Leben fern vom Tageskampf beginnen.

Erich Vogeler

Kindliche Meinung über Kirchen

Ein kleines Mädchen hielt mir heute eine Rede darüber, daß die Römer in einem Tempel der Bellona außerhalb der Stadtmauern mit ihren Feldherrn und den feindlichen Gesandten über Kriegsangelegenheiten verhandelt hätten. Daraus sähe man doch, daß man damals in den Kirchen noch was anderes getan hätte, als Gottesdienst gehalten. Und das gefalle ihr, und gefalle ihr besser als was die Bischöfe in Konstanz in der Kirche machten, als sie über Huß zu Gericht saßen, und auch als das, wenn sie über gelehrte Sachen stritten.

Ich erwiderte ihr, man habe sich das anders gedacht, als wir es uns heute denken. Sie hätten nicht streiten wollen, um zu streiten, sondern um die Wahrheit zu finden, und selbst wenn sie über Ketzer richteten, hätten sie geglaubt, sie müßten es tun, um die Wahrheit zu verteidigen.

Das Mädchen sagte nun, das verstehe sie jetzt, *wie* sie es sich gedacht hätten, aber es gefalle ihr nicht, *daß* sie es sich so gedacht hätten, — „da fände ich es doch schöner, wenn sie in der Kirche tanzten und schöne Musik dazu machten.“ Ich (sehr mühsam mich fassend): „Wie? Tanzen, meinst du, passe besser in die Kirche?“ — Das Mädchen (verwundert): „Ja, das muß doch den lieben Gott freuen, wenn die Menschen tanzen und gute Musik dazu machen?“ —

Ich: „Ja, das kann ihn nur freuen.“ —

Digitized by Google

Gott segne dich! was für Vorstellungen. Aber ich will sie doch meinen hochehrwürdigen Herren Mit-Theologen weiter geben. Denn im Grunde...

Und wie war doch die Geschichte von dem Reisenden, der vor hundert Jahren auf die Faröen sich verirrte? Es fand gerade eine Hochzeit statt, und da sah er die Leute unter Vorantritt ihres Pastors im Talar einen schweren feierlichen alten Tanz tanzen und dazu sangen sie die ganze Siegfriedsage.

Ja, und dann, wenn man kostbare Gesänge und Orgelmusik bietet und selbst den Geruchsinn mit Weihrauch erfreut, dazu Gold- und Silberschmuck aller Art, und bunte Bilder, auch nicht zu vergessen die Kunst der Rhetoren von der Kanzel und die Kunst der Mimik am Altar — weshalb allein die Kunst der rhythmischen Bewegung nicht? In Spanien gibt es sie übrigens auch in Kirchen, und dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ist sie als königlichem Gast gezeigt worden.

Als der Kurfürst von Brandenburg zum Protestantismus übertreten wollte, machte ihm schwere Bedenken, daß er so manche ihm liebe Zeremonien missen sollte, und sein Hofprediger mußte Luther daraufhin anfragen. Luther antwortete: Von seinetwegen könnte Seine Kurfürstliche Gnaden auch wie König David vor dem Heiligtum hertanzen. Er habe nichts dagegen.

Das paßt nicht hierher? Vielleicht paßt es doch her. Gr. G.

Landschaft und Landwirtschaft

Das Folgende ist eine wahre Geschichte, und das ist das Interessanteste dabei.

In einer lieblichen, flachen Talmulde einer weiten Ackerbauebene liegt noch heute fernab von jedem Eisenbahnverkehr das große und wohlhabende Kirchdorf X. Die höchsten Punkte des ansteigenden Geländes waren mit kleinen Wäldchen besetzt, die dem zahlreichen Wilde als Zuflucht dienten. Mit den Nachbardörfern war das Dorf durch hochstämmige Alleen verbunden. Ringsum zog sich ein fast lückenloser Kranz von Fliederbüschen. Um die Gehöfte standen hohe, alte Bäume. Ebenso um die architektonisch unbedeutende Kirche, dicht an der Feldsteinmauer, die dem höher gelegenen Kirchhof nach der Dorfstraße zu als Futtermauer diente. Die in Putzbau errichteten Gebäude der umfangreichen Gehöfte verrieten alte, geschichtlich gewordene Wohlhabenheit, besonders taten das die Wohnhäuser mit Obergeschoß, hohem Ziegelwalmdach und breiter, steinerner von Linden beschatteter Freitreppe zu den kleinen, freundlichen Vorgärtchen. Ein niedriger Zaun mit Hecken davor trennte den Vorgarten von der Dorfstraße. Überall gab es da Vögel, Gezwitscher und Gesang.

Aber das ist alles anders geworden. Zwar liegt das Dorf noch in der Mulde, aber die Wäldchen auf den Höhen sind weg, weg sind die Alleen, weg die Bäume an den Gehöften, weg auch die Flieder-hecken; und die Kirche steht kahl auf einem von kahler glatter Ziegelmauer umfriedeten Kirchhof. Die Linden von der Freitreppe des Gutshauses mußten ein paar Zypressen Platz machen; an Stelle des alten Zaunes und der Hecken steht heute ein grellgrün gestrichenes Eisengitter. Hier und da ist auch schon das alte Wohnhaus verschwunden. An seine Stelle trat die „Villa", ein mit „Renaissance" überladener Putzbau mit dem hier landschaftsfremden Schieferdach, oder gar einem

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANTON GRAFF: BILDNIS DER GRÄFIN SCHÖNFELD

Digitized by Google

Digitized by Google

Dache aus bunten Zementdachsteinen. Selbst Wirtschaftsgebäude mußten weichen, man erbaute sie neu in Ziegelrohbau und legte ein Pappdach darauf wie den Deckel auf den Futterkasten.

Was war vorgegangen? Nichts weiter, als daß ein Besitzer aus einer andern Gegend angezogen kam, der über das altmodische Dorf lachte und haarscharf bewies, daß Bäume der Landwirtschaft schädlich sind und daß man also keinen Baum und Strauch auf seiner Besitzung dulden dürfe. Dann paßten auch die Gebäude nicht mehr in die neue Zeit; sie mußten „modern" werden und da sie das nicht konnten, mußten sie „modernen" Bauten weichen. Ein Bauunternehmer, ein früherer Maurerpolier, baute billig nach von ihm selbst entworfenen Plänen; ein Gärtner aus der Kreisstadt versorgte die Gärten mit Zypressen und anderen ausländischen Sträuchern, ein Eisenhändler lieferte die Gartengitter billig; irgendwo kaufte man Zwerge und allerlei Wild in angemaltem Ton und putzte damit seinen Garten; selbst „Felsen" fehlten hier in der Niederung nicht. Kurz: X. war ein modernes Dorf geworden. So modern, daß auch keinem Wege die Tafel fehlte, die den Weg verbot.

Nur einer machte nicht mit; und gerade war es der, der von den anderen Besitzern im Dorfe als der allermodernste angesehen wurde, weil er jede Maschine, jedes Werkzeug, was ihm gut schien, prüfte, alle Hilfsmittel seiner Wirtschaft nutzbar machte und sann und sann, was zu verbessern war. Er war auch der Begründer verschiedener Vereinigungen zu gegenseitiger wirtschaftlicher Hilfe. Der war es, der vor der Vernichtung des Baum- und Heckenschmuckes vergeblich gewarnt hatte. Und nun? Mit den Bäumen auf dem Kirchhofe fing es an. Ihre Wurzeln hatten die Steine der Mauer zusammengehalten; als die Bäume gerodet wurden, fiel die Mauer zusammen. Sie mußte in Ziegeln neu errichtet werden. Das kostete Geld; nun aber kam es schon einigen vor, als ob die glatte Ziegelmauer nicht so hübsch aussähe wie die alte mit ihrem Pflanzenwuchs zwischen den Steinen. Ein andrer kam dahinter, daß die gefällten hohen Bäume die Fachwerkdächer der Scheunen und Ställe vor zerstörungswütigen Stürmen geschützt hatten: es gab jetzt mehr Dachreparaturen, als vorher. Einem dritten ward es mit der Zeit doch fraglich, ob das flache Pappdach sich für unser Klima eigne. Mit den Bäumen fielen auch die natürlichen Blitzableiter für die Gebäude. Der Garten war nach dem Fallen der Fliederbüsche den Winden überliefert. Auch fehlten die Vögel, die in den Büschen genistet hatten und damit fiel ihr Polizeidienst gegen das Ungeziefer des Gartens weg. Der Boden auf den Höhen, wo früher die Wäldchen gestanden hatten, war zu Acker gemacht worden; aber er brachte nichts, er lag zu hoch und war zu trocken. Das Wild, seiner Zufluchtsstätten beraubt, hatte sich zurückgezogen; die Jagd beschränkte sich auf Hasen und Rebhühner. Die Wege ohne ihre Alleen und Sträucher waren im Sommer dem Sonnenbrand und im Winter den Schneeverwehungen viel mehr ausgesetzt als früher. Man fand Nachteile über Nachteile, und schließlich sah man ein — daß die Alten doch nicht so dumm gewesen waren, als man gedacht hatte. Ja, man fragte sich leise: wer waren denn eigentlich die Gescheiteren gewesen — sie oder wir, die „Modernisierer"?

Ja, die Alten! Gewiß kannten

Digitized by Google

sie nicht die moderne Bewirtschaftung; aber eins hatten sie vor den Modernen voraus: einen näheren Anschluß an die Natur und damit ein feineres Beobachtungsvermögen für das, was die Natur sich selbst an Schutz bot. Was sie taten, war zudem mit jahrhundertealten Erfahrungen nachgeprüft worden. Dazu war freilich die alteingewurzelte Liebe des Germanen zu seinen Bäumen gekommen. Die Linden, die das natürliche Schutzdach für die Freitreppe bilden, laden zum Aufsteigen ein; die beiden traurigen Zypressen warnen davor. Und mit Recht. Der Landwirt hat nie großen Wert auf Innenausstattung gelegt; sein Leben und Wirken vollzog sich draußen auf dem Felde und im Hofe. Heute aber ist der Ramsch in die Stuben eingezogen, die großstädtische Schundkultur in ihren ärgsten Ausschreitungen. Keine Stube gibt es mehr, in der sich nicht die geschmacklosen Reklameartikel der Versandgeschäfte an den Wänden breitmachen. Und diese Kultur setzt sich bis in den Garten fort und erzeugt dort die Kulturspielerei, die mit dem schreiend nüchternen Eisengitter ihren Abschluß findet. Und die „Villa"! Neben dem alten trotzigen Bauernhause sieht sie aus wie ein aufgeputzter Kleinbürger, der sich aufs Land verirrte, neben den kraftstrotzenden Landwirt. Im Bauernhause Kraft, Ziel, Arbeit; in der Villa Protzentum, Hohlheit, Tändelei; kurz: Unnatürlichkeit.

Die Natürlichkeit ist eben auch auf dem Lande im Weichen begriffen und die Unnatur feiert auch dort ihre Triumphe. Die Bewohner, der Natur entfremdet, haben für sie das Verständnis verloren. Die Erde ist für sie nicht mehr die liebevolle, allnährende Mutter, sondern eine Sklavin geworden, die ihres Gottesschmuckes beraubt, dienen und dienen und immer nur dienen soll. Aber einmal rächt sie sich. Ihr Sohn heißt Acker, und der Sklave wird zum Tyrannen seiner Herren. Mit der Geißel Sorge treibt er sie über die Felder, durch das Leben. Freudlos und ruhelos ziehen sie den schweren Pflug, und das der Stadt zuflüchtende Gesinde lacht sie aus. Es sucht sich eine neue Heimat; denn die alte sank. Sank mit den Bäumen. Ob die Flüchtlinge eine neue Heimat finden werden, das freilich ist eine andere Frage. Wo gibt es in den Großstädten Heimaten? Kaufen lassen sie sich auch nicht

Noch einmal: was ich hier schrieb, ist tatsächlich eine Schilderung nach dem Leben. In jenem Dorfe ist jetzt alles kleinlaut geworden, wenn man von der „Modernisierung" spricht, auf die einst alle so stolz waren. An ein paar Stellen hat man im Stillen damit begonnen, wieder anzupflanzen, aber erst die Enkel werden halb wiedergewinnen, was ihre Vorfahren ganz zerstört hatten.

Hugo Kretschmar

Gesellschaftliche Formen

Was die heutige Gesellschaft hindert, eine eigene, ihr angemessene Ausdrucksform zu haben, ist ihre innerliche Zerfahrenheit, der Mangel gemeinsamer, klarer Ideale. Die in ihrer abgegriffenen Gestalt heute noch gültige Form des „Ritters" und der „Dame" ist ein Produkt des 13. Jahrhunderts. Da sie, wenigstens was die Männerwelt angeht, von neun Zehnteln derer, die sie sich äußerlich zu eigen machen, weder verstanden noch empfunden wird, so ist sie nur mehr „Dekoration", um nicht zu sagen Fratze. Wenn wir eine einheitliche Kultur, ein gemeinsames Ideal besäßen, wie die Ritterzeit eine gehabt hat, dann

Digitized by Google

würden wir auch den Ausdruck dafür finden, und bedürften der an sich so schönen, aber der Mehrzahl von uns so schlecht passenden Gewänder aus der mittelalterlichen Truhe nicht.

Nun preist uns Thode Richard Wagner als den Apostel eines neuen Kulturgedankens und begründet diese seine Auffassung des genialen Parsifalschöpfers mit Geist und fast jugendlichem Feuer. Und dieser Kulturgedanke ist — die Liebe. Sie ist und bleibt das edelste Leitmotiv aller Kultur — aber: „Wenn sie Moses und die Propheten nicht hören, so werden sie auch nicht hören, wenn einer von den Toten aufersteht." Wo findet sich der Gedanke der allbeglückenden Liebe stärker und reiner als in den Evangelien? Ihnen, dem eben erst zur Herrschaft über die Geister der germanischen Welt gelangten Christentum verdankte eben das Mittelalter den wertvollsten Inhalt seiner Kultur, ihm entstammt das mittelalterliche Ideal der „Triuwe", das unsere Begriffe „Treue und Liebe" umfaßt, aber von ihnen nicht erschöpft wird, und dem Wolfram von Eschenbach im Parzival ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Hoch preist der ritterliche Sänger die „Höveschеit", die „Courtoisie", aber solange der „Thumbe klare" sich nur die Form zu eigen gemacht hat, bleibt er des Gralkönigtums unwürdig, erst nachdem er „durch Mitleid wissend" geworden, die schöne Form edlen Anstandes mit dem wertvolleren Inhalte, mit der „Triuwe" erfüllt hat, verkörpert er das Ideal des Rittertums. Die Aussicht auf eine neue Erfüllung der alten Form, oder auch einer neuen mit diesem einstigen Inhalt erscheint mir in der Zeit des Subjektivismus und Klassenkampfes, in der alle Menschen viel mehr Rechte als Pflichten haben, trotz Wagner und Thode gering. Soll man nun an jeder Möglichkeit verzweifeln, für unsre Übergangszeit eine ihr natürliche Ausdrucksform zu finden? Ich meine nicht. Nur muß sie an Begriffe anknüpfen, die unsrer Zeit geläufiger sind, als gerade „Liebe" in dieſem erhabenen Sinne. Wie wäre es mit Liberalität und Vorurteilslosigkeit als Grundlage dieser Form, als Deckung unsrer gesellschaftlichen Scheidemünze? Wenn wir bei der Zerklüftung unsres Geisteslebens mit dem Nebenmenschen keine gemeinsamen Ideale haben, uns nicht durch Liebe ihm verbunden fühlen, so können wir doch seine Anschauungen „ertragen" und ihm mit wohlwollender Duldsamkeit entgegentreten. Das wäre wahrhaft „liberal" und verpflichtet niemand zur Gesinnungslosigkeit. Wie den inneren Verhältnissen unsrer Kultur würde diese Parole der Duldsamkeit auch den äußeren entsprechen. Der Menschenanhäufung in den großen Städten und der Zusammenwürfelung aller Stände, die sich überall geltend macht, von der Straßenbahn bis hinein in den Salon. „Urbanität" ist das alte Wort, das mir für diese städtische Zivilisation und Umgangsform immer wieder kommt.

Und die Form selbst? Nun einen Kodex im Sinne Knigges zu schreiben wäre ein undankbares Geschäft. Gute Umgangsformen müssen auf den einzelnen Menschen zugeschnitten sein, wie ein ordentlicher Anzug von einem guten Schneider — Konfektion sitzt schlecht. Sie müssen bei aller Gleichartigkeit individuell sein und müßten sich auf der angegebenen Grundlage auch von selbst so entwickeln. Sie könnten es namentlich auch, wenn

Digitized by Google

das gesellige Leben sich aus einer zweiten Wurzel nährte, die der alten Gesellschaft in hohem Maße eigen war: Selbstbewußtsein. Selbstbewußtsein in Verbindung mit duldsamer Achtung vor dem andern ergibt das unentbehrliche Lebenselement aller wahren Geselligkeit: Natürlichkeit.

Von Versuchen wie der neulich von Herrn von Wenzel in der „Vossischen Zeitung" angeregte, kann ich mir zunächst keinen Erfolg versprechen. Es wurde da die Gründung eines großen bürgerlichen Gesellschaftshauses in Berlin vorgeschlagen, das allen Kreisen der Berliner Gesellschaft als Mittelpunkt dienen und ihre Verschmelzung fördern sollte. Ich glaube nicht, daß die Errichtung eines Gebäudes, wie es zum Beispiel die mittelalterliche Bürgerschaft von Padua in ihren „Salone" besessen hat, das erstrebte Ziel wesentlich näher rücken würde. An solchen Zentren fehlt es ja nicht. In den Residenzstädten ist es für heute sehr weite Kreise der Hof, der ja auch die zu einer solchen Wirkung geeignete und berufene Stelle ist. Aber daß er sie auf die dort in Berührung kommenden Kreise ausgeübt habe, behauptet auch Herr von Wenzel nicht, im Gegenteil, er schildert zutreffend die Abgeschlossenheit dieser Kreise in sich. Das wird auch bei einem bürgerlichen Mittelpunkt nicht anders werden, solange das „gesellschaftliche Empfinden" verschieden ist. Baut man den Bürgerpalast vorher, so wird er, um nicht allzu große Kosten zu verursachen, an einen Unternehmer verpachtet werden müssen und eine Art städtisch subventionierten „Rheingolds" werden — womit kaum einem zwingenden Bedürfnisse abgeholfen würde.

Von innen heraus muß die Neubildung entstehen, die nötigen Räume werden sich dann schon finden. Die Mehrzahl der Menschen kann nicht mehr tun, als ihre eigene Persönlichkeit für die Zukunftsgeselligkeit entwickeln und — hoffen. Wer in der materiellen Lage ist „Haus zu machen", Gäste zu bewirten (abgesehen von einigen nahen Verwandten und Freunden), dem winkt hier eine prachtvolle Aufgabe. Was uns fehlt, sind nicht Fest- und Ballsäle, sondern Salons. Warum geizen so wenige unsrer Damen nach dem Ruhm einer Rahel Varnhagen, einer Fürstin Lieven? Der auf Selbstgefühl und wohlwollende Duldung abgestimmte Salon wäre für die Pflanze der neuen Geselligkeit wohl der wichtigste Nährboden.

Dietrich Frhr. v. Miltitz

Kleine Erlebnisse eines preußischen Landtagswählers

Dies vorweg: ich bin so konservativ, daß ich jedem Abgeordneten zufallen würde, der für die Wiedereinführung der absoluten Monarchie einzutreten verspräche.

Also bekam ich neulich eine Einladung zum konservativen Wahlverein.

Vereine sind mir zuwider. Aber um der guten Sache willen tut man schon einmal etwas Zuwideres. Ich ging daher zu dem Versammlungsabend, ließ den Vortrag „über die politische Lage" über mich ergehen und erhielt zwischen Vortrag und Aussprache den bekannten Zettel zur „Beitrittserklärung". Ich überschaute noch einmal die Gesellschaft, der ich beitreten sollte. Da waren allerlei vortreffliche Männer. Aber freilich — der erste Schriftführer war ein höherer Beamter, von dem ich weiß, daß er

Digitized by Google

sich alle Mühe gibt, ein noch höherer Beamter zu werden. Alle Welt kennt ihn als Streber, alle Welt erzählt sich, daß er nicht um des konservativen Gedankens willen, sondern um seiner Karriere willen sich in den konservativen Kreisen bemerkbar mache. Der Kassierer war ein Schornsteinfegermeister, der Ursache hat, sich wegen seines Amtes den Landrat warm zu halten. Am Biertisch hatte ich ihn gelegentlich recht umstürzlerisch daherwettern hören, hier war jede Miene und jede Bewegung an ihm ein Muster von Loyalität. Ich überlegte: ich selbst bin Beamter, und über meinen Lebenswandel wachen die Augen eines konservativen Vorgesetzten. Wenn ich in dem Verein mittue, werden die Leute sagen: der will auch Karriere machen. Und ganz ehrlich, alter Adam, kitzelt es dich nicht doch ein wenig, im vollen Glanz der höheren Orts beliebten Gesinnung zu prangen? Apage, satanas! Lieber will ich mein Dasein bis ans Ende kümmerlich fristen, als nicht bloß in den Geruch, sondern wohl gar in die Gefahr kommen, nicht aus freier Entschließung konservativ zu sein. Ich blieb bei den konservativen Außenseitern.

Bei den preußischen Landtagswahlen kam ich zeitig ins Wahllokal, um mir ein wenig anzusehn, wie die Leute sich dort benehmen. Da trat ein kleiner Beamter herein und nannte zwei sozialdemokratische Wahlmänner. Ein Ruck ging durch sämtliche Mitglieder des Wahlvorstandes. Sie sahen sich bedeutsam an, und aus diesen Blicken las man: Von dem nimmt kein Hund mehr ein Stück Braten an. Weil der Mensch den Mut hat, zu sagen, wie er's wirklich meint — mag, was er glaubt, einfältig oder gescheit, mag es vor den Menschen angenehm oder mißfällig sein — darum. Aber eine unmännliche Lüge würde ihm ein stillschweigendes Lob eingebracht haben, das für seine Zukunft von Bedeutung werden könnte. Gott verzeih mir's — ich Konservativer hatte ein Gefühl, als müßte ich einen Kampfgenossen aus einem Haufen Feinde heraushauen. Schließlich kam mir irgendwoher die Vorstellung, als müßte ich für meine Partei eine Schuld sühnen. Eine Staatsordnung, die es mit sich bringt, daß die Bürger unter Umständen unanständig handeln sollen?

Das Gefühl für die Grenzen, die *aller* persönlichen Beeinflussung gesetzt sind, geht uns, wie es scheint, immer mehr verloren. Man mag einem Menschen Lasten und Fronen auferlegen, man mag ihn mißhandeln oder verkaufen — stets hat man die Verantwortung dafür selbst zu tragen, man lädt nicht dem andern eine Schuld auf. Wer aber den andern zur Unehrlichkeit zwingt, der tut mehr, als er selbst verantworten kann. Er tut ihm Schaden an seiner Seele. Er zwingt ihn, sich selbst zu verachten, und das ist schlimmer als Leibeigenschaft und Sklaverei.

Es versteht sich, daß diese Bemerkungen nicht nur für die Konservativen geschrieben sind, sondern für *alle* Parteien. Die Mißachtung jener Sphäre der Freiheit, die selbst einem Sklaven zusteht, spukt allerorten. Es scheint, als ob das klare Empfinden von dem, was überhaupt erlaubt sein *kann* und was nicht, in der Verworrenheit unsres heutigen Lebens allmählich erlösche. Was aber können wir ohne die sichere Führung durch dieses Empfinden je Gutes zustande bringen?

Chr. Wiencke

Digitized by Google

Berliner Begeisterungen

„Auf dem Mittelbahnsteig sind mehrere Vorortzüge aus Spandau und Wustermark eingetroffen. Die Passagiere, die aussteigen, sehen plötzlich, daß sie in bequemster Weise unmittelbare Zuschauer des bedeutsamen höfischen Schauspiels geworden sind, und fast keiner von ihnen verläßt den Bahnsteig. Die Allerschlausten überlegen, daß ihnen der Anblick der Begrüßung doch wohl entgehen könnte, denn zwischen dem Mittelbahnsteig und dem Ankunftsperron liegt ja das Gleis, auf dem der Hofsonderzug einlaufen soll. Diese Weitblickenden beginnen sofort, den zuletzt eingelaufenen Vorortzug, der in der Halle stehen bleibt, zu erstürmen. In einem Augenblick sind die Dächer der sämtlichen Vorortwagen von Männern und Frauen besetzt."

„Zu einem geradezu beängstigenden und gefahrdrohenden Gedränge haben heute Montag vormittag vor dem Kunstgewerbemuseum die Menschenansammlungen geführt, welche durch die öffentliche Schaustellung der Brautausstattung der Prinzessin angelockt waren. Zahllose Damen selbst der guten Gesellschaft hatten bereits um 5 Uhr morgens von der Rampe Besitz ergriffen, obwohl das Museum erst um 10 Uhr vormittags geöffnet wird. Später sah man Tausende von Frauen jeden Standes sich in dem Engpaß der Rampe quetschen, und bald wurde das Gedränge zu einem Kampf aller gegen alle, bei dem Hüte, Frisuren, Plissees in Fetzen gingen. Die äußerst langmütige Polizei postierte Kordons in die Menge, die nun ihrerseits dem wilden Andrängen der mit hochroten und verzerrten Gesichtern um ihr bißchen Platz kämpfenden Frauen einen Damm entgegenzusetzen versuchten. Vergeblich! Es mußten erst Unglücksfälle und schwere Ohnmachten entstehen. Fünf Damen erlagen an der Stelle, wo die Sonne den wohltuenden Schatten der Gebäude durchbricht, der unerträglichen Schwüle und brachen, zum Teil unter Schreikrämpfen, zusammen. Inzwischen steigerte sich die Hitze und damit die Zahl der Ohnmachtsfälle, und man hatte reichlich zu tun, um Erkrankte wegzubringen. Obwohl die angesammelten Frauen mit eigenen Augen sahen, was ihnen drohte, und obwohl sich Offiziere und Aufsichtsbeamte mit Lammesgeduld Mühe gaben, die Menge zu vernünftigem Verhalten zu ermahnen, wich und wankte kein Mensch. Jedesmal aber, wenn wieder ein neuer Trupp in das Museum Einlaß fand, erneuerte sich der Gefahrpunkt durch wüstes und rücksichtloseſtes Stoßen und Drängen. Und wer sich bis zum Verlassen des Museums nach Besichtigung des Trousseaus hindurchkämpfte, der kam am anderen Ausgange als »Wrack« zum Vorschein."

Man weiß ja: Berlin ist der Sitz der Ultrakonservativen. Nicht? Wie, es ist bei allen Wahlen Kampfplatz der Fortschrittler und Sozialdemokraten? Und die Berliner Fortschrittsblätter hätten gelegentlich dieser Feste unmittelbar nach freiheitflammenden Aufrufen Seiten über Seiten mit den gleichgültigsten Kleinigkeiten vom Hofe vollgeschmockt, weil sie die Wünsche ihrer Leser kannten? Soviel ist richtig: auch aus dem blauesten Ostelbien haben wir von solchen Anhündelungen nie gehört. Also: weder sie selber, die hinter allem sich Guten-Tag-Sagen und ach, gar Geschenk-Ausstellen der Fürsten nachschwänzelten, hatten ein Gefühl davon, daß sie sich, noch die Reporter davon, daß sie ihre Leser prostituierten? Dann müssen poli-

Digitized by Google

tische Gesinnungen, ob sie konservativ oder freisinnig sind, doch wohl an und für sich mit Byzantinismus nichts zu tun haben. Der ist eine Gehirnkrankheit für sich. „Herzliche Teilnahme am Königshaus“.— was helfen denn solche Reden! Der alte Kaiser und Bismarck wußten, was sie davon zu halten hatten, und der neue und Bethmann Hollweg werden's auch wissen. Teilnahme an Tschakos und Epauletten, an Roben und an seidner Unterwäsche, am Nicken und Lächeln, am Räuspern und Spucken — Wonneschauer beim Vorbeischweben eines „höheren Lebens“, dem zu nahen, als der Inbegriff aller Glückseligkeit erscheint. Und das ist das echt Byzantinische: es wird zum Ideal, das nachzuahmen diesen Armen im Geiste das höchste wird, wie ein Dienerfrack die Hofuniform imitiert. Nicht man selber setzt sich das Lebensideal, der Hofbericht setzt es einem. Als welch ein Gewusel von lächerlichen Winzigkeiten müßte einem Fürsten ein Volk erscheinen, wenn er nicht zu klug wäre, um es nach solchem „Gehudel unter mir“ zu messen!

Generalspezialuniversalbildung

Ein Zukunftsbild

Professor Spiribingel hatte zehn Jahre darüber nachgedacht, zehn Jahre damit experimentiert, zehn Jahre daran verbessert — da hatte er's gelöst: Das Problem der elektrischen Gedankenübertragung. Es war im Grunde ungeheuer einfach, wie alle großen Dinge.

Daß alles Denken im Gehirn auch Bewegung im Gefolge hatte, wußte man schon lange. Auch, daß die Bewegung feine Ströme erzeugte von elektrischem Charakter. Professor Spiribingel aber war der erste, welcher sagte, daß dieselben Ströme es auch fertigbringen müßten, ganz dasselbe Denken im Gehirne eines andern zu erzeugen, wie beim Telephon die Töne hier Töne dort. Von da bis zur Vollendung war es nur ein Schritt. Der Schritt der Technik.

Professor Dr. Spiribingel machte diesen folgenschwersten Schritt, den der Geist der Zeit gesehen. Er konstruierte Kupferhauben aus feinstem Kupferdrahtgeflecht. Die stülpte er den Menschen über ihre Köpfe. Dazwischen spannte er Verbindungsdrähte. Nun mochte einer denken, was er wollte: der Gedanke zeugte Ströme in Gehirn und Haube. Diese Ströme flossen durch die Leitungsdrähte, ergossen sich rings um des andern Haube, schlüpften in sein Hirn, und, schwupp, erstand dasselbe Denken in den andern Menschen, sie mochten wollen oder nicht.

„Nun, wenn schon,“ sagt ihr, „daß einer in dem Kopf des andern die und die Gedanken wachrief, war gelegentlich auch früher ohne Draht —“

Gelegentlich, gewiß — doch jetzt geschah es mit Methode. Das war das Große an der Sache. Und von der Schule her, der Pflanzstatt aller Bildung, zog die Entdeckung ihre wundervollen Kreise. Hier war der Stein ins Wasser eingebrochen, und von hier aus überfluteten die Wellen, ringförmig sich erhebend und sich senkend, den ganzen Teich des Lebens. Bis an seine Ufer schlugen sie, berannten sie und zogen, rückwärts ihre eigenen Kreise schneidend, gepflügte Ackerfelder über alle Flächen.

Doch, was rede ich? Wir haben es ja alle selbst erlebt. Über unsre eignen Köpfe ist Spiribingels Großentdeckung hingebraust. In unsre eigne Jugend strahlte sie.

Oder wißt ihr nicht mehr, wie wir in der Quinta saßen? Wißt

Digitized by Google

ihr nicht mehr, wie wir damals schwitzten, um die vorgeschriebnen Wissensstoffe in uns aufzunehmen? Welche Mühe sich die Lehrer gaben, um das Pensum in uns einzutrichtern? Was waren das für jammervolle Zeiten!

Und wißt ihr noch, wie alles das mit einem Schlag sich wandte? Wißt ihr noch, wie eines Tages der Pedell die Kupferhaube brachte, die große Kupferhaube, die er dem Geschichtsprofessor langsam auf den kahlen Schädel setzte? Wißt ihr noch, was wir für große Augen machten, als er auch uns zum erstenmal mit unbeholfnen Händen unsre Gymnasiasten-Kupferhauben über unsre Köpfe stülpte, von denen sich die blanken Drähte durch das Zimmer schwangen zum Katheder, wo sie alle sich um eine Telegraphenglocke auf der Haube des Professors bündelten?

Und wie dann Ruhe in der Klasse eintrat, die erwartungsvolle Stille einer größten Stunde? Wie der Professor nicht mehr sprach die ganze Stunde? Wie er unbeweglich dasaß am Katheder. Wie er dachte, dachte, immerzu nur dachte, daß die Augen ihm beinahe aus den Höhlen traten? Was war doch gleich das erste damals? Richtig — der Professor dachte an die Schlacht von Salamis. Wißt ihr noch, wie wir vierzig Schüler mit einem elektrischen Schlag dasselbe dachten, dasselbe denken mußten? Wort für Wort und Satz für Satz? Wie uns die Namen und die Daten und die Taten in das junge Hirn gemeißelt wurden? Wie sich des Lehrers letzte Gedankengänge unverlöschlich eingegraben hatten in uns Sauseköpfen?

Ihr nickt, dann wißt ihr sicher auch noch, wie der Leschner Karl plötzlich daran denken wollte, wie er hinterm Nymphenburger Parke Old Shatterhand Indianer spielen wollte mit dem Milchfrau-Peperl? Und wie er es nicht konnte? Und wie er's immer noch versuchte? Bis plötzlich der Professor am Katheder aufsprang und in die Klasse schrie: „Welcher Gassenbube denkt denn da in einem fort an das Indianerspielen hinterm Nymphenburger Park mit einem Jungen namens Milchfrau-Peperl?" Und wie wir damals in einer Stunde mehr in unser Hirn hineingestopft erhielten, als sonst in einem Monat griechischer Geschichte? Knapp nach einer Viertelstunde waren wir beim zweiten peleponnesischen Kriege, und als der Pedell am Gange läutete, rutschte gerad der letzte Feldzug Alexanders in die Köpfe.

Das wißt ihr doch noch — nicht? Hatten wir nicht damals alle das Gefühl, als wir in der Zehnuhrpause unsre Kupferhauben eine Viertelstunde lüpfen durften, daß unsre Köpfe rauchten? Doch schon kam der Mathematiklehrer in der nächsten Stunde und setzte sich die Professorkupferhaube auf. Ich weiß es noch wie heute, wie damals der Pythagoras im Handumdrehen in mein Hirn einglitt. Stumm machte der Professor vorne am Katheder den Beweis — und unverlöschlich lagerten sich Prämisse, Behauptung und Beweis bis zum herrlichen „quod erat demonstrandum" in die hierzu bestimmten Gehirnwindungen hinein. Für alle Zeiten. Wie bei einer Tinte war es, die nicht mehr herausging, wißt ihr? Und unermüdlich schrieb es vom Katheder in die Hirne. Dreiundvierzig Stück Beweise bekamen wir gleich in der ersten Stunde glanzvoll aufgepfeilert.

Dann in der dritten, wißt ihr noch, bei den unregelmäßigen Verben? Das war eine Glorie. In

Digitized by Google

einer halben Stunde hatten wir sie intus.

Und bei allen Stunden war das gleiche. Oder solltet ihr vielleicht die Höhen aller Berge aller Länder nicht mehr wissen? Beim deutschen Aufsatz hatten wir binnen zwei Stunden den Stil des Aufsatzlehrers unverwischbar in den Adern. Und sämtliche Interpunktionsregeln dazu.

Alle roten Tinten trockneten damals ein. Einfach weil es nichts mehr zu korrigieren gab.

Was dann weiter folgte, ist uns allen auch noch im Gedächtnis. Die Lernzeit konzentrierte sich im Handumdrehen auf einen schmalen Teil des früheren. Wir machten fast vier Jahre früher das Examen. Die aber nach uns kamen, profitierten mehr, und nach einer Weile gab es Absolventen von zwölf Jahren. Nicht lange, und der alte Lernstoff von dreizehn Jahren war auf ein Drittel eingeschrumpft. Wir sahen die Studenten mit zehn Jahren auf die Alma mater ziehen, und mit elf Jahren hatten sie den „Doktor". Wer hätte früher je gedacht, daß Assistenten von zwölf Jahren an den Kliniken hantierten? Daß Rechtsanwälte von kaum dreizehn Jahren vor Gericht plädierten? Daß Prediger von vierzehn Jahren von der Kanzel sprachen? „Sprechen" ist nicht ganz korrekt, denn der öffentliche Vortrag war ja stumm. Man sprach nicht mehr — man dachte. Man saß gemütlich in dem eignen Hause. „Heute abend denkt Herr Doktor Kupfermaier über das konzentrische Prinzip des Weltgeschehens, lieber Mann," bemerkte die Gattin, „wollen wir uns Anschluß geben lassen — es ist acht Uhr fünfundvierzig." Ein Nicken und ein Kurbeln: „Fräulein, Denkvortrag von Doktor Kupfermaier, bitte." Darauf saß man in dem Lehnstuhl und dachte in ein paar Minuten mit dem Doktor Kupfermaier seine konzentriertesten Gedanken.

Ihr wißt noch gut, wie unsre Köpfe groß und größer wurden damals? Wie der Bildungshochbetrieb die andern Körperteile arg zusammenschnurren ließ? Sahen unsre Gymnasiasten nicht von ferne aus, als klebten ein paar Schlenkerbeinchen an gewaltig großen Kugeln? Kugeln, die vollkommen waren. So vollkommen wie die Großbetriebsamkeit des Lernens selber.

Oder ist es denn nicht richtig, daß wir inzwischen das Verhältnis zwischen Klassenlehrern und den Schülern völlig überwunden hatten? Ein Lehrer — eine Klasse hieß es früher. Bis man durch das Beispiel im Osten Deutschlands auch dahinterkam, daß so ein Lehrer viele Klassen haben konnte. Von da ab war es nur ein Katzensprung bis zur Vollkommenheit von heute. —

Heute ist es Dienstag, nicht wahr? Und gerade neun Uhr, gelt? Schön — lassen Sie mich nur einen Augenblick in den Generalspezialnormalstundenplan hineinsehn. Aha, da ist es: Dienstag vormittag von neun bis zehn Uhr „Die Veränderlichkeit des participe passé" in allen Mittelschulen. Das waren früher tausend (soundso) viel Lehrer, und jetzt ist es ein Spezialist fürs participe passé, der mit seiner Kupferhaube im Ministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten sitzt und die verzwickten Regeln dieses Partizips samt den Ausnahmen und den Ausnahmen von den Ausnahmen durch blanke Kupferdrähte auf dreimalhundertfünfzigtausend Mittelschulgehirne zwangsgedanklich überträgt. Ist das nicht schlechterdings vollkommen, he?

Was war das früher für ein Sammelsurium heterogener Lehrer-

Digitized by Google

meinungen, auseinanderklaffender Methoden, irregulärer Stoffbehandlung! Wie oft kam der Inspektor in den alten Zeiten in die Klasse: „Frankenkaiser heute, nicht wahr, Herr Kollege? Schön, fahren Sie nur fort, bitt—e.“ Und nach einer Weile: „Was! Sie sind noch beim vierten Heinrich, Herr Kollege? Laut Vorschrift sollten Sie den fünften Heinrich angefangen haben, bitt—e.“ Solche Dinge sind ja heute nicht mehr möglich.

Wie sagen Sie? Das seien alte Dinge, sagen Sie? Das wüßten Sie schon alles? Sie haben recht — jedoch, das ist nicht alles. Wir bleiben da nicht stehen. Wir werden weitergehen. Weiter auf der Bahn des Fortschritts, kann ich Ihnen sagen.

Oder ist's vielleicht kein Fortschritt, wenn zurzeit im Schoß des Ministeriums für das Innere Pläne vorbereitet werden, die nicht mehr und nicht weniger bezwecken, als dem fürchterlichen Durcheinander in der Politik mit einem Schlag ein Ende zu machen? Was ist das für ein Zustand jetzt, so frag ich Sie, mit allen den Parteien! Es ist ja besser heute als früher — das ist richtig. Früher, wo sich fast ein jeder den erlaubten Luxus einer eignen Meinung leisten durfte! Aber gibt es nicht noch heut Parteien, welche eine andre Meinung haben als die Staatsregierung? Das muß anders werden, sag ich Ihnen. Und es wird auch anders, darf ich jetzt verraten.

Denn, sehen Sie, vom nächsten Neujahr ab werden alle Untertanen Sonntags zwischen zwölf und ein Uhr polizeilich mit dem Kanzler kupferhaublich drahtverbunden werden, der sie gedanklich für die nächste Woche mit der Regierungsmeinung imprägnieren wird.

Ein Volk, eine Schule, eine Meinung. Dann endlich wird es wahr sein, was schon Hutten sagte: Es ist eine Lust zu leben!

Fritz Züricher

Schwindel gegen den Kunstwart

Erster Fall: eine Anzahl von Zeitungen brachte eine Notiz, wonach sich eine „Bekanntmachung“ des Buchhändler-Börsenvereins gegen die unerträgliche Bevormundung des Buchhandels durch den Dürerbund und den Kunstwart wende. Diese Notiz hat einen Ausnahmewert: sie ist nämlich nur zu neunzehn Zwanzigsteln falsch. Was den Kunstwart betrifft, allerdings ganz, denn die „Bekanntmachung“ des Börsenvereins beschäftigt sich mit dem Kunstwart überhaupt nicht, sie nennt ihn überhaupt nur einmal als Quellenangabe. Und was den Dürerbund angeht, so verschweigt sie, daß es sich nur um etwas handelt, was von seiner Gesamtarbeit kaum den zwanzigsten Teil ausmacht: die „Mittelstelle für Volksschriften“ zur Bekämpfung des Schundes. Allein mit der beschäftigt sich die „Bekanntmachung“, weil von ihr ein Teil der Buchhändler und der Börsenverein eine Beeinträchtigung seiner Interessen fürchtet. Da uns nichts ferner liegt, als den anständigen Buchhandel schädigen zu wollen, so sind Unterhandlungen zwischen ihm und uns angeregt. Solange sie „schweben“, halten wir Mitteilungen darüber an dieser Stelle nicht für angebracht.

Zweiter Fall: der zu „Zeit im Bild“ gehörige Herr Michalski, laut Handelsregister oberster Reklame-Mann dieser Zeitschrift zur Hebung der deutschen Kultur, erläßt gewaltige sensationelle Inserate: in der „Zeit im Bild“ werde der Kunstwart vernichtet, und gestikuliert dann in ihr mehrere Seiten

Digitized by Google

lang selbst. Die Vernichtung besteht erstens darin, daß behauptet wird, unser Vorgehen gegen den großartigen Kriminalroman mit dem Hunderttausendmark-Preisausschreiben stamme aus Konkurrenzneid. Ja, das war's: es hat mich zu sehr gewurmt, daß dieser Roman, bei dem laut Preisausschreiben nicht einmal der Verfasser weiß, wer der Verbrecher ist, den die Nicht-alle-Werdenden herauskriegen sollen — nicht in den „Losen Blättern" des Kunstwarts erscheint. Zweiter Vernichtungsstoß: der Kunstwart-Verlag hätte „Z. i. B." zum Inserieren aufgefordert: wenn nun „Z. i. B." eine Anzeige aufgegeben hätte — he, wie dann? Ich fürchte, dann wäre sie abgelehnt worden, denn als einer in der Expedition auf ein früheres Ersuchen von „Z. i. B." hin eine Insertions-Aufforderung sandte, lief der Aufsatz über das lächerliche Preisausschreiben schon unter der Maschine, konnte also gar nicht mehr zurückgezogen werden. Die Daten zum Beweis dieser Angaben sind vom Verlage Callwey dokumentarisch festgestellt worden.

Dritter Fall: der Redakteur eines Alkoholkapital-Blattes hat mutatis mutandis dasselbe zu behaupten und zu verdächtigen gewagt, wie der gute Michalski von „Zeit im Bild": auch der Kunstwart ließe sich durch Inserate bestechen. Ich wollte dem doch einmal gerichtlich nachgehen lassen, verklagte also den Mann, und das Gericht ordnete den Wahrheitsbeweis an. Was geschah, war verblüffend: man wußte nicht einen einzigen Fall, mit dem sich ein Wahrheitsbeweis auch nur versuchen ließ! Man erklärte einfach, auf den Versuch eines Wahrheitsbeweises verzichten zu müssen. Man habe halt geglaubt, da ich in meiner Polemik „scharf vorginge", dürften auch meine Gegner „scharf vorgehen". Also: wenn der andre mit wahren Behauptungen scharf vorgeht, so ist Lügen und Verleumden auch nur ein berechtigtes scharfes Vorgehen. Das Gericht verstand das allerdings auch nicht ganz; es begnügte sich nur auf die Erklärung meines Anwalts hin, daß es uns allein auf den Wahrheitsbeweis, nicht auf eine Gefängnisstrafe ankomme, mit einer hohen Geldstrafe. Namen nenne ich in diesem Falle nicht, weil der Verfasser im Dunkeln blieb und der Sitzredakteur offen zugab, im Auftrag von Hintermännern gehandelt zu haben.

So versucht man's (die anständigen Polemiken bleiben bei dieser Betrachtung natürlich außer Spiel) gegen den „Kunstwart" von allen Seiten her. Der kann seine Freude dran haben, wie der Kammerjäger, wenn die Schwaben aus den Ritzen kriechen. Man kann auch etwas wie Mitleid mit ihnen haben. Ach, meine sogenannten Gegner haben's Stück für Stück nicht leicht. Wenn seit 26 Jahren kein Haken gehalten hat, an dem man Verleumdungen gegen den Kunstwart aufhängen wollte, so ist zu besorgen, auch die neuen knacken. Versucht's mal mit dem Zusammenschluß! Ich empfehle eine G. m. b. H. zum Totkriegen meines Blatts. Titel: „Für Wahrheit, Freiheit und Ideal!", Losung: „Rache", aber dreimal zu sprechen und jedesmal mit !!! Schutzmarke: ein apolloschöner Fischer im Trüben.

Bedenkt man denn nicht, daß man durch all den Schwindel die anständigen Leute zur Bundesgenossenschaft mit dem Kunstwart geradezu drängt? Wir merken's, wie sie aus allen Parteien zu uns kommen. A

Digitized by Google

„Dürer-Kalender“ und „Dürer-Verlag“

Die Firma K. Maußner in Berlin-Zehlendorf, die sich jetzt plötzlich „Dürer-Verlag“ nennt, bringt ihren Abreißkalender für 1914 unter dem Titel „Dürer-Kalender für Kultur und Kunst, Abreißform“ in den Handel. Allem Anschein nach soll dadurch die Vorstellung erweckt werden, daß dieser Abreißkalender vom Dürerbunde herausgegeben und also etwas Ähnliches in „Abreißform“ sei, wie der „Gesundbrunnen“ in „Buchform“. Das ist nicht der Fall, der Arbeitsausschuß des Dürerbundes hat diesen Kalender nicht hergestellt oder herausgegeben. Der einzige vom Dürerbunde hergestellte und herausgegebene Kalender ist der „Gesundbrunnen“. Die Firma K. Maußner hatte sich zwar mit einer Bitte um Bearbeitung und Herausgebung ihres Kalenders an uns gewendet, die Verhandlungen waren aber ergebnislos verlaufen.

Wir richten bei dieser Gelegenheit an unsre Freunde überhaupt die Bitte, aus Verwendungen des Wortes „Dürer“ nicht ohne weiteres auf Mitarbeit des Dürerbundes zu schließen, dessen Erfolge natürlich die Geschäftsleute locken, etwas vom Ansehen des Bundes auf ihre Mühlen abzulenken. Man hat schon manche Irreführung solcher Art versucht. Wir haben uns deshalb das unsern Freunden bekannte „Dürerbund-Signet“ schützen lassen müssen und werden auch im obenerwähnten Fall hoffentlich zur Abhilfe imstande sein. Aber das dauert ja immer eine Weile.

Für den Dürerbund:
F. Avenarius

Zumsteegs „Heiß mich nicht reden“ im 14. Kunstwartheft

Herr Dr. Richard Batka schreibt uns:

Über die Echtheit des unter Schuberts Namen im Heft 14 des Kunstwarts in die Welt gesandten Liedes „Heiß mich nicht reden“ sind zahlreiche Zuschriften eingegangen, die den erfreulichen Beweis liefern, mit wie wenig Gedankenlosigkeit auch die Noten von den Kunstwartlesern hingenommen werden. Die Zweifler haben recht. Und so sei denn die Geschichte dieses Quidproquo in aller Kürze mitgeteilt.

Einige Monate vor der Haydnfeier 1909 wurde mir von ehrenwerter Seite das Lied aus Wien übersandt. Es stand dort nämlich in einer alten Handschrift der dortigen Hofbibliothek als eine Komposition Haydns. Durch verschiedene Umstände mißtrauisch gemacht, ging ich der Sache nach, und es gelang, das Lied als eine Arbeit Zumsteegs nachzuweisen. Das Lied war unterdessen ohne Autornamen für den Kunstwart gestochen worden. Ich gedachte es nun doch einmal bei anderer Gelegenheit zu bringen, zusammen mit Schuberts Komposition, auf die es offenbar eingewirkt hat und etwa mit Hugo Wolfs Komposition des Gedichtes. Dazu kam es nun nicht. Ende vorigen Jahres mußte ich wegen Überarbeitung die Musikredaktion des „Kunstwarts“ zurücklegen. Die Druckerei frug mich später telegraphisch, da das Lied zum Druck bestimmt worden war, von wem das Lied „Heiß mich nicht reden“ sei. Ich hatte im Augenblick das namenlose Zumsteeglied in unserem Plattenvorrat völlig vergessen und drahtete zurück: Von Schubert. Und so kam es zu der drolligen Verwechslung, die schon so

Digitized by Google

manchen musikalischen Leser des Kunstwarts stutzig gemacht hat.

Von Gerhart Hauptmanns Festspiel

können wir leider in diesem Hefte noch nicht sprechen, weil es durch einen besondern Zufall unserm Berichterstatter unmöglich war, der ersten Aufführung beizuwohnen und schon ein Bericht nach der zweiten Aufführung für dieses Heft zu spät gekommen wäre.

Unser Reiseheft

Das nächste Kunstwartheft erscheint, wie das erste Juliheft in den letzten Jahren schon, als „Reiseheft".

König und Vaterland

Als König Friedrich Wilhelm nach dem Tage von Leipzig einen alten Offizier frug, wie es seinen vier Söhnen ergehe, da erwiderte der Alte: „Es geht gut", und dann mit erstickter Stimme: „Sie sind alle im Kampfe für Ew. Majestät gefallen." Der König aber wandte sich tief erschüttert ab und sprach: „Nicht für mich, nicht für mich! Wer könnte das ertragen? Sie starben für das Vaterland!" So blitzte dem Könige auf einen Augenblick die Erkenntnis auf, daß eines Mannes Schultern zu schwach sind, das Wohl und Wehe eines großen Volkes auf sich zu nehmen, und er bekannte, daß das Vaterland höher steht, als der Wille des mächtigsten Menschen. An uns aber ist es, diesen großen Gedanken: „das Vaterland über alles!" auch in den Tagen des Friedens zu bewahren, ihn ganz zu verstehen und ihn frei zu halten von der Macht der Phrase, die dem leicht begeisterten Gemüte des Deutschen so hochgefährlich ist.

Heinrich von Treitschke

Unsre Bilder und Noten

Das Blatt „Alte Gasse" nach Cläre Neuhaus, das wir in einer steindruckartigen Wiedergabe vor dieses Heft setzen, wird auch den „Kennern" unter unsern Freunden Freude machen, denn hier zeigt sich wieder einmal die Überlegenheit der besseren Reproduktionstechniken gegenüber der Farbenautotypie glänzend. Glänzend? Nein, das Wort paßt nicht recht für diese Feinheit, sagen wir: die Überlegenheit zeigt sich edel. Immer wieder: wer's nicht gleich bemerkt, der verweile mit den Blicken auf solchen Farben, bis ihm das scheinbar Wenige sich in Schattungen zu zerlegen, bis die Nuancen miteinander zu spielen beginnen, bis er des Reichtums und der Lebendigkeit in dieser Einfachheit gewahr wird. Es bleibt aber nicht bei den Farben, bleibt nicht bei der Gewebe-, der Teppich-Schönheit. Das Naturbild, das schon dem ersten Blicke entgegentrat, noch aber vielleicht als ein ziemlich gleichgültiger Ausschnitt aus einer alten Stadt, das Naturbild nimmt nun beim längeren Betrachten all dieses stille Farbenweben in sich auf, und so verquickt sich die Stimmung des Wirklichkeitsausschnittes mit dem Artistischen. Wer das Bild recht genossen hat und dann ähnliche Stellen in der Wirklichkeit sieht, der wird dessen inne werden: wie uns gute Kunst die Welt selber edler zu sehen befähigt, indem sie uns die feineren und geübteren Augen der Maler zur Übung der eigenen Augen gleichsam leiht.

Digitized by Google

Vom alten Graff spricht Professor Erich Haenel in einem Rundschaubeitrage dieses Heftes. Unsre Beilagen bringen sechs nicht allzu bekannte, aber für seine Kunst sehr bezeichnende Bildnisse. So sein Selbstbildnis, als er fünfzig Jahre alt war und noch recht jugendlich für dieses Alter aussah: ein feines, freundliches Malergesicht, das von sich aus wenig zu geben scheint, das aber ganz und gar ein Aufnehmen für diese hohe Stirne ist. Dann das Bildnis, das man den „roten Rock" nennt, darstellend Herrn Hans Ulrich Hegner, den schweizerischen Aristokraten, der sehr freundlich dreinschaut, aber auch skeptisch und als Herr vom Hause dreinschauen kann: seine verschiedenen „Seiten" sind mit außerordentlichem Geschick besonders durch die zwei verschiedenen Augen geschildert, die doch durchaus zur Einheit zusammengehn. Meisterlich auch die Haltung dieses Mannes, der zuhört und eben auf etwas aufmerksam wird. Wie anders im ganzen Vortrag Johann Jakob Bodmer, und wie glaubhaft doch für alle, die den Alten aus der Literaturgeschichte kennen! Joseph Anton Christ — ist das nicht der Typus des gebildeten und geistig interessierten Schauspielers? Nicht, weil keiner ohne berufsmäßige Übung die Augen so bedeutsam weit zur Seite drehen kann, sondern von wegen jener würdevollen Gemessenheit Leibes und der Seele (die gerade Haltung, die Hand!), die von der Bühne nun einmal mit ins Leben zu gehen pflegt. Daß wir zu den Damen kommen: Johanna Erdmuth Gräfin Schönfeld — liebenswürdiges Rokoko und glatte Unbeträchtlichkeit in den Händen (auf Wunsch? oder sind die Lasuren nach und nach beim „Reinigen" abgeseift?), aber im Gesichte doch auch wieder ein Ich. Und die gute Chodowiecka dagegen! Bürgerin, ganz Bürgerin, wie wir sie aus ihres Mannes Blättern kennen, Mutter, Haus- und gemütliche Künstler-Frau. Man sieht's ihrem Gesicht an, daß sie berlinern wird, wenn sie spricht.

Zur Herstellung dieser Bilder wurden Aufnahmen der folgenden beiden großen Lichtdruckwerke benutzt: „Anton Graff von Winterthur, Bildnisse des Meisters, herausgegeben vom Kunstverein Winterthur mit biographischer Einleitung und erklärendem Text von Anton Waser" und „Anton Graff, Bildnisse von Zeitgenossen des Meisters in Nachbildungen der Originale, ausgewählt und erläutert von Julius Vogel (Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig 1898)". Wir weisen, mit Dank für die gewährte Hilfe, Freunde der Kunst des Meisters nachdrücklich auf sie hin.

Von Friedrich Huch war kein besseres Bild zu erlangen, als diese Vergrößerung nach einer Photographie, denn es gibt leider keins. Immerhin kommt der sehr „markante" Kopf, und kommen auch Auge und Mund sprechend zum Ausdruck.

Hebels „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes, mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen" (die heutigestags noch jeder auf das Wie hin studieren sollte, der gemeinverständlich sprechen will) ist nun im Delphin-Verlage zu München in einer sehr schönen, anscheinend wirklich „endgültigen" Ausgabe auch mit den

Digitized by Google

alten Bildern erschienen. Wir geben vier davon im Text, weil sie auch ihrerseits recht deutlich zeigen, welch andere Ansprüche man damals an Illustrationen stellte, als heute. Karl Voll redet davon in einem gehaltreichen Nachwort: „So wie der Inhalt der Geschichten im Holzschnitt wiedergegeben ist, hat sich Hebel ihn gedacht.“ Hier sind Gestalten, wie er sie in seiner Umgebung vor Augen sah, während L. Richter, der weit größere Künstler als dieser Unbekannte, für die alemannischen Gedichte doch aus einer andern Zeitstimmung heraus arbeitete und Land und Leute nicht kannte. Technisch taugen unsre Blätter nicht viel, der Holzschnitt war schon gesunken und noch nicht wieder gehoben, künstlerisch aber (so bemerkt immer Voll, und mit Recht) zeigen sie „dieselbe reizvolle Verbindung von klarer Einfachheit und volkstümlicher Deutlichkeit“ wie Hebels Erzählungsstil — der Humor des Textes freilich, der fehlt. „Nur das Notwendige wird gebracht, dieses aber auch mit unverkennbarer Anschaulichkeit und mitunter sogar mit namhafter Drastik.“ Man möchte sagen: es sind Bilder im „Hungerstil“, aber auch mit dessen Reizen. In den Fenstern fehlen sogar die Fensterkreuze, aber was die Erzählung braucht, fehlt nie. Sind die Linien in den neueren Wiedergaben unscharf, so kommt das daher, daß die Originalstöcke im „Rheinischen Hausfreund“ schlecht, „billig“ gedruckt waren.

Zu den beiden Gluckschen Musikstücken in der Notenbeilage macht uns Herr Dr. Arend, dem wir sie verdanken, folgende Mitteilungen: Die „Ode an den Tod“ rührt vom alten Gluck her und stammt aus des Meisters letzter Stilperiode. Gluck hat sie — im Gefühl seines Reichtums — nicht veröffentlicht. Vielmehr hat er sie J. F. Reichardt vorgetragen, als dieser ihn besuchte, und zwar, wie es scheint, als Skizze. Bekannt ist, daß Gluck eine Anzahl von anderen Klopstockschen Oden komponiert und herausgegeben, auch sich überhaupt mit Klopstock eingehend beschäftigt hat. Der begeisterte Reichardt erbat und erhielt von Gluck die Erlaubnis, das Stück nach dem Gedächtnis zu Papier zu bringen, und hat es 1792, also nach dem Tode Glucks, im „Musikalischen Blumenstrauß“, jedoch nur die Singstimme mit bezifferten Basse, veröffentlicht. Da der „Musikalische Blumenstrauß“ von 1792 auch dem Historiker kaum zugänglich ist, kommt diese Ausgabe für die musikalische Welt nicht in Frage; auch setzt der bezifferte Baß die Fähigkeit des Klavierspielers, ihn stiltreu auszufüllen, voraus. Vor etwa 50 Jahren hat dann der Thomaskantor Rust bei Gumprecht eine etwas moderne und mit den Mitteln des Kontrapunkts arbeitende Klavierbegleitung herausgegeben. Die vorliegende Bearbeitung erstrebt Stiltreue und will diesen in der Werkstatt des Genies mit Glück aufgelesenen köstlichen Splitter der musikalischen Welt erhalten und zugänglich machen. Wenn es gestattet ist, auf einzelne Schönheiten dieses herrlichen Gesanges hinzuweisen, so muß der erhaben-gewaltige Schluß „Mit hinab, o mein Leib“, ein echtester Gluckeinfall, hervorgehoben werden. Die Stelle „Wie freut sich des Emporschwungs“ klingt frappant an Beethovens (spätere) bekanntes Lied „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!“ an.

Digitized by Google

Das Andante aus der Ipermestra-Ouvertüre zeigt uns den jungen Gluck am Anfang seiner Sternenlaufbahn. Es ist im Original für Streichorchester (und Cembalo) instrumentiert und die älteste uns überhaupt erhaltene Gluckſche Instrumentalmusik, da die Ouvertüren der vorhergehenden Opern verloren gegangen sind. Der Stil klingt an die herb-erhabene altitalienische Kirchenmusik an. Interessante Hohlwirkungen (so Takt 16—19) gemahnen etwa an die Akustik venezianischer Kirchen. Das Stück zeigt eine fast moderne innere Belebtheit des Ausdrucks und ist von großartiger Wirkung. Wer den Stil des Meisters aus seinen späteren Werken kennt, wird gewisse melodische Lieblingswendungen wiedererkennen, z. B. den Übergang vom 28. zum 29. Takte (den Auftakt dabei als Takt 1 gerechnet), der zwei Takte später in Moll wiederkehrt. Das Stück ist nicht nur den Musikern, sondern auch den Musikhistorikern völlig unbekannt. Es ist bisher ungedruckt. Handschriftlich findet sich die Partitur im Britischen Museum in London. Der Bearbeiter Dr. Arend — Dresden, Mathildenstraße 46 — stellt Dirigenten, die das Stück aufführen wollen, gern leihweise seine Orchesterpartitur zur Verfügung.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANTON GRAFF: SELBSTBILDNIS IM ALTER VON FÜNFZIG JAHREN

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANTON GRAFF: BILDNIS
HANS ULRICH HEGNERS

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANTON GRAFF: BILDNIS
JOHANN JAKOB BODMERS

Digitized by Google

Digitized by Google

GLUCK

ODE AN DEN TOD

Dichtung von Klopstock

Für Alt und bezifferten Baß

Für Klavier ausgesetzt und herausgegeben von
Dr. Max Arend

Im Stile

GESANG (Alt)

PIANO

t ihr! wie ent - zückst du, An-

schau - ung der herr du, Gott Schöp - fer! Wie

stärk

freut sich wie ge-ring er, und wer

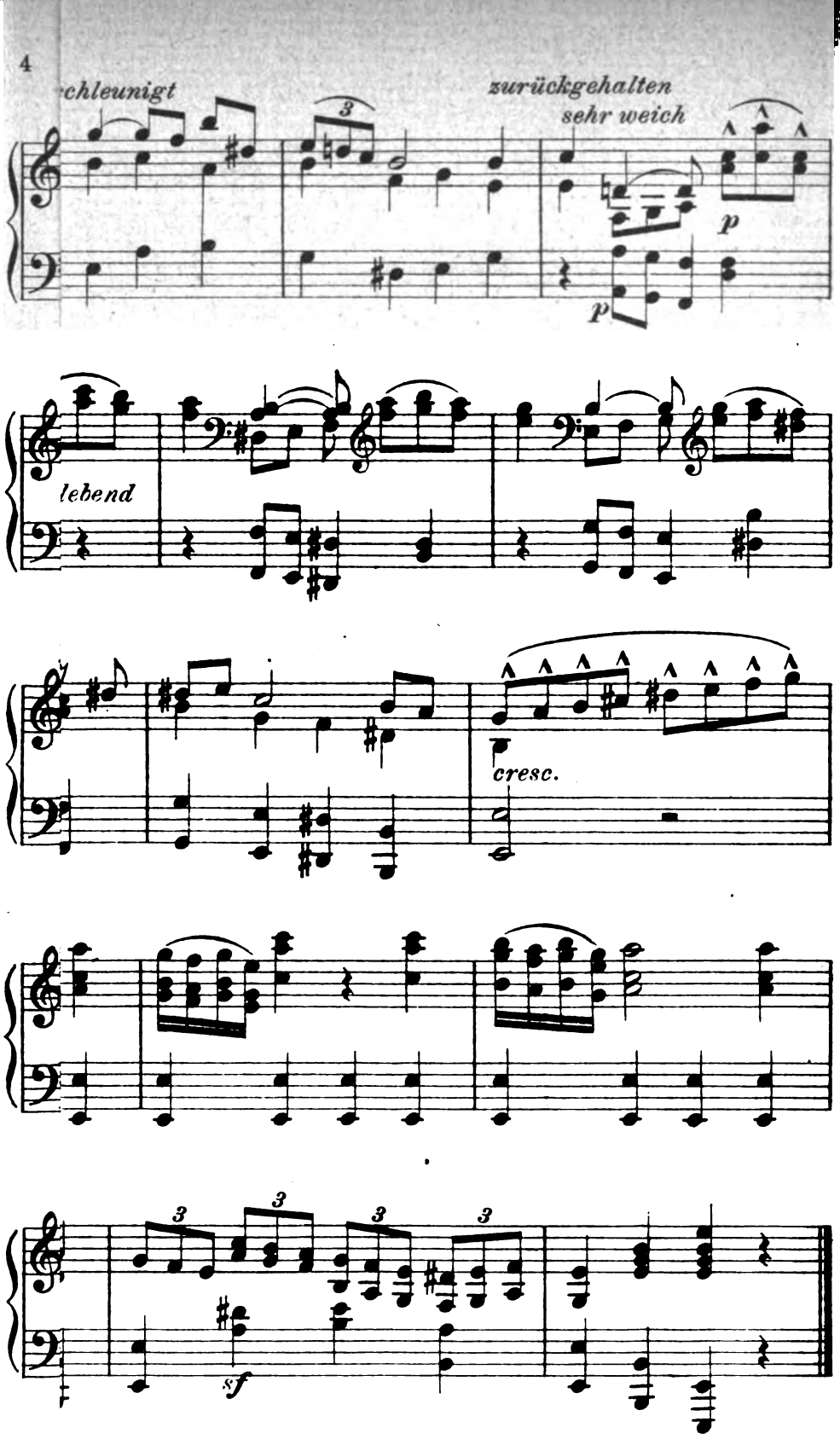
semplice

p sehr weich

Ped.

Gott! welch e Ge-fühl der Ent - zük - kung, wenn auch ich

Digitized by Google



Digitized by Google

Der Kunstwart
und Kulturwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Sechsundzwanzigster Jahrgang, viertes Viertel
Juli bis September 1913

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze", der Sprechsaal und die Rundschaubeiträge sind nach dem Erscheinen, die Losen Blätter, Bilder (diese soweit als möglich) und die Noten nach dem Alphabet geordnet.

Allgemeineres

Größere Aufsätze

Wandern und Vaterlandsliebe (Schmidt) 19 23
Der Mensch und der Alkohol (Jaskowski) 22 241
Worauf warten die Fürsten? (Avenarius) 23 321
Wieder daheim (Avenarius) 24 401

Rundschau

Hinter der Bewegung 19 51
Worte 20 134
Abgehetzt? 21 211
Langeweile 22 295
Die Eidechse 23 374
Jakob Grimm 24 455

Vom Ausland

Rundschau

Mädchenhandel für Mormonen 19 81
Sind wir noch Großstaaten? 21 234
Die deutschen Kirchen und das amerikanische Deutschtum 24 480

Bildung und Schule

Größere Aufsätze

Reisen (Avenarius) 19 1
Der staatsbürgerliche Jugendunterricht (Gnauck-Kühne) 21 189
Deutsche Antiqua und Weltfraktur (Spitzenpfeil) 23 329
Berthold Ottos Schulreformation (Ernst Weber) 23 346

Rundschau

Gute Laune im Schulzimmer 19 82
Stipendien für Fußwanderungen 19 85
Zur Geschmacksbildung der Mädchen 20 164
„Kinder-Sommerfeste" 20 165
Bildungsarbeit auf dem Lande 21 236
Vaterländisches in den Jugendschriften 22 313
Der pädagogische Fachmann 24 482

Gesellschaft

Größere Aufsätze

Die europäische Gesellschaftsgrenze 19 9
Der Runks. Ein kurzes Erlebnis mit längeren Folgerungen (Schliepmann) 21 175
Das Führertum in der modernen Demokratie (Malzan) 21 182
Soziale Settlements (Salomon) 24 427

Rundschau

„Deutschland, Deutschland über alles . . ." 19 77
Was unsre Italienreisenden mit nach Hause nehmen sollten 19 79
Kaschemmen 19 79
Anzeigen als Anzeichen 16 20 158
Der Nacheiferung empfohlen! 20 158
Ja, mit Preisausschreiben 21 230
Anzeigen als Anzeichen 17 21 230
Popert und der „Zeitungsverlag" 23 390
Veteranenpflege 23 391
„Patriotismus" im Nachtlokal 24 477
Vom Tabakrunks 24 477

Digitized by Google

Handel und Gewerbe

Rundschau
Gasthäuser für Wanderer 21 229
Vom Hosenträger „Wahrheit“ 21 230

Heer und Flotte

Rundschau
Ist Scharnhorst vergessen? 21 236
Selbstverwaltung in Kasernenkantinen 24 481

Heimatpflege

Größere Aufsätze
Heimatschutz in die deutschen Kolonien! (Krämer-Bannow) 19 13
Städtebauliche Einheitspläne. Ein Beitrag zur Veranschaulichung des Wissens (Langen) 23 342
Rundschau
Herdenreisen 19 69
Freiluftreisen und Zelten 19 70
Aufstieg 19 71
Sauberkeit um die Landstädte! 19 73
Vom Kampfe ums Hegau 22 309
„Denkmälergrün“ 22 310
Zur Wahl des „Städtebauers“ im Zweckverbande Groß-Berlin 24 471

Körperpflege

Größere Aufsätze
Nach dem Leipziger Turnfest (Classen) 22 265

Angewandte Kunst

Rundschau
Vom Ausdruckswert des Automobils 19 65
„Imperator“ und „Vaterland“ 19 67
Straßenfestschmuck 19 68
Vom Modellieren an der Baugewerkschule 20 157
Kinder-Sommer-Geräte 20 158
Die Leipziger Baufachausstellung 2 21 222
Zu dem Aufsatze „Warenhausstil u. Wohnhausstil“ 21 225
Ein modernes Museum für München 21 226
Die Jahrhundertausstellung in Breslau 22 307
Das neue Berliner Aquarium 24 469

Bildende Kunst

Größere Aufsätze
Über den Begriff des Malerischen (Wölfflin) 20 104
Von einer Segeljachtfahrt in der Ostsee und von moderner Plastik (Neumann-Heidelberg) 22 250
„Anekdoten-Malerei“ (Wantoch) 24 424
Rundschau
Schattenbilder 19 61
„Monumentale“ Schattenrißkunst? 20 149
Der Münchner Glaspalast 1913 20 149
Die Leipziger Baufachausstellung 1 20 153
Vom „weißen Rößel“-Denkmal zu Saarbrücken 20 155
Vom Berliner Märchenbrunnen 21 219
Ausstellung für Holzbildkunst 21 222
Große Berliner Kunstausstellung 22 300
Das neue Wilhelm Busch-Album 23 388
Vom Nackten in der Kunst 24 468
Vom Jäger in Kurpfalz 24 469

Literatur

Größere Aufsätze
Romane zur Jahrhundertfeier 19 32
Werning contra Hauptmann? (Avenarius) 20 89
Rosegger. Zu seinem sieb-

Digitized by Google

zigsten Geburtstage (Avenarius) 20 95
Krisis in der Literaturwissenschaft (Nidden) 21 169
Goethezeit. Wilhelm Bodes „Charlotte von Stein“ (Helene Böhlau [al Raschid Bei]) 21 172
Nachgrothische Lyrik (Poeck) 22 246
Ricarda Huchs „Großer Krieg“ (Walzel) 23 322
Briefe (W. Schumann) 24 404
Zu Theodor Körners 100. Todestag. 26. August 1813 (Otto Baumgarten-Kiel) 24 409

Rundschau
Berta von Suttners siebzigster Geburtstag 19 53
Was lesen wir in der Sommerfrische? 19 53
Von großer und kleiner Form 20 136
Camille Lemonnier † 21 214
Wie man mit Kleist umgeht 21 216
Ein Dank an Rosegger 22 296
Bücher für Jahrhundertfeiern 23 375
„Helenas Heimkehr“ von Emil Verhaeren 24 456
Die Anekdote 24 457

Mann und Weib

Rundschau
Frauenbewegung und Volkstum 20 162
Ein Buch über die Mutterschaft 23 392

Musik

Größere Aufsätze
Vogelgesang (Söhle) 19 5
Prüfungen für Musikkritiker (Gürtler) 20 100

Rundschau
Das Spielwerk und die Prinzessin 19 59
Gerhard Schjelderups „Jan Bart“ 19 60
Dalcrozes „künstlerische Versuchsanstalt“ 20 141
Kinder am Pianola 20 144
Klassiker der Tonkunst 21 216
Berlioz' „Beatrice und Benedikt“ 21 218
Haydns „Schöpfung“ mit Lichtbildern 21 219
Etwas vom Kinderliede 22 298
Frau Musicas Sommerresidenz 23 382
Wagneriana 1 23 384
Wagneriana 2 24 460
Franzosen im Liede 24 465

Naturpflege

Rundschau
Lebensbilder unsrer Tierwelt 19 74
Reisegläser 19 75
„Das ist nicht richtig“ 19 76
Halbasten im Garten 21 228
Eisenbahn auf die Kurische Nehrung? 23 389
Ernte im Haus 24 472
Der 18. Oktober ein deutscher Baumpflanztag 24 475

Vom Recht

Größere Aufsätze
Zur Justizreform (Kloeppel) 20 109
Das gesetzlose Automobil (Stapel) 23 338

Rundschau
Den Standpunkt der Rechtsanwälte 21 251
Zum Pollard-System 21 253
Letztmals Rechtsanwälte und Schuldnernot 24 478

Vom religiösen Leben

Größere Aufsätze
Schwalben vor einem neuen Sommer? (Corbach) 22 259

Von der Sprache

Rundschau
Die Sprache der Andern 20 135
Mein Stil 21 212

Digitized by Google

In den Tagesereignissen

Rundschau

Ein nationaler Opfertag? 20 161

Anzeigen als Anzeichen 18 22 513

Gute Zeichen 24 479

Theater

Größere Aufsätze

Gerhart Hauptmanns Festspiel 19 25

Ein Filmmonopol? (Frielinghaus) 21 187

Die gewerkschaftliche Bewegung der Schauspieler (Schlaikjer) 23 327

Emporkömmling Kino (Rath) 24 415

Rundschau

Berliner Theater: Schalom Aschens „Bund der Schwachen", Simons-Mees' „Kaiserliche Hoheit", ein Josef-Kainz-Theater 19 55

Münchner Theater: I: Jakob Schaffners Opferspiel „Die Heilige" 19 68

II: Ludwig Hatvanys Schauspiel „Die Berühmten" 20 140

III: „Faust" auf der Münchner Puppenbühne 22 296

IV: Knoblauchs „Faun" 23 379

Adolf von Sonnenthals Briefwechsel 20 139

Nationalfestspiele des Schillerbundes 23 378

Snob im Kino 23 380

Parsifal im Kino 24 458

Unter uns

Größere Aufsätze

Erklärung in Sachen der „Mittelstelle für Volksschriften" des Dürerbundes (Avenarius) 20 97

Abrechnung. In Sachen Dürerbund und Kunstwart (Avenarius) 22 316

Abrechnung 2. Allgemeine Vorwürfe gegen uns (Avenarius) 23 397

Abrechnung 3. Die Verbündeten 24 491

Rundschau

Neue Meisterbilder 19 86

Bitte, keine Einsendungen ohne Anfrage vorher! 19 86

Angriffe gegen Dürerbund und Kunstwart 20 166

Das erste eigene Dürerbundhaus 20 166

Zur Hebung der Volksfeste 23 395

Zum neuen Gesundbrunnen 24 484

Lebende Worte

Rundschau

Die Übereifrigen 19 86

Wie hilft man sich? 20 166

Helden und Kammerdiener 21 238

Festlichkeit 22 314

Der höhere Staatszweck 23 395

Aus Jakob Grimms Schriften 24 485

Lose Blätter

Havemann, Julius: Aus dem Roman „Der Ruf des Lebens" 19 36

Huch, Ricarda: Aus dem „Großen Krieg" 23 352

Kägi, Paul: Saul und David 22 286

Lemonnier, Camille: Aus seinen Werken 21 195

Rosegger, Peter: Aus seinen Schriften 20 114

Nachgrothische Lyrik 22 269

Unterm Hakenkreuz 22 280

Aus Briefen B. Björnsons, J. Burckhardts, A. Rethels, Henriette Feuerbachs 24 432

Bilder

Vollbilder: Heft

Bronzestatuette: wahrscheinlich eine burgundische Fürstin (um 1430) 22

Buchwald-Zinnwald, Erich: Sonnige Landschaft 21

Busch, Wilhelm: Bauernhaus 23

— Bauernmädchen 19

Digitized by Google

Heft

Grabmal des Philipp Pot, Großseneschalls von Burgund (um 1480) 22
Graff, Anton: Bildnis Christoph Friedrich Nicolais 20
— Bildnis Käthchen Schönkopfs als Frau Dr. Kanne 20
Medizi, Karl: Alpenrosen und Gletscher 21
Mencke, Otto: Grunewald 19
Milde, Dorothea: Stille Gasse 24
Müller, Erwin: Roseggers Geburtshaus in Alpl 20
Palmié, Charles J.: Morgenstimmung am Marienplatz zu München 24
Pamberger, Ferdinand: Bildnis Peter Roseggers 20
Richter, Georg: Kinder an der Elbe 22
Rosegger-Bildnis (Phot.) 20
Sluterschule: Gugelmänner vom Grabmal Herzog Johanns von Burgund 22
Steppes, Edmund: Frühlings Erwachen 21
Volkmann, Hans von: Abendlandschaft 24
Wentorf, Karl: Abendfriede 23

Illustrationsbeilagen:

Sechsundzwanzig Abbildungen zu dem Aufsatze: Heimatschutz in die deutschen Kolonien! 19
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Modellieren an der Baugewerkschule 20
Zwölf Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Berliner Märchenbrunnen 21
Vier Abbildungen: Aus den Hegauer Bergen 22
Sieben Abbildungen: Von westfälischen Schlössern 24

Textbilder:

Busch, Wilhelm: Einunddreißig Zeichnungen und Holzschnitte 25
Hindenlang, Berta: Sechs Schattenrisse 19
Liebermann, Max: Lesendes Mädchen 24
Otto, Heinrich: Niederrheinische Schnitter 22
Röhm, Hans: Bildnis Jahns 22
Saalwächter, Minna: Zwei Silhouetten 24
Tips, Carlos: Golgatha 20
— Totenvolk 20
Volkmann, Hans von: Herbstregen 24
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Anzeigen als Anzeichen 16 20
Anlageplan des Berliner Märchenbrunnens 21
Zwölf Abbildungen zu dem Beitrage: Deutsche Antiqua und Weltfraktur 23
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Städtebauliche Einheitspläne 23

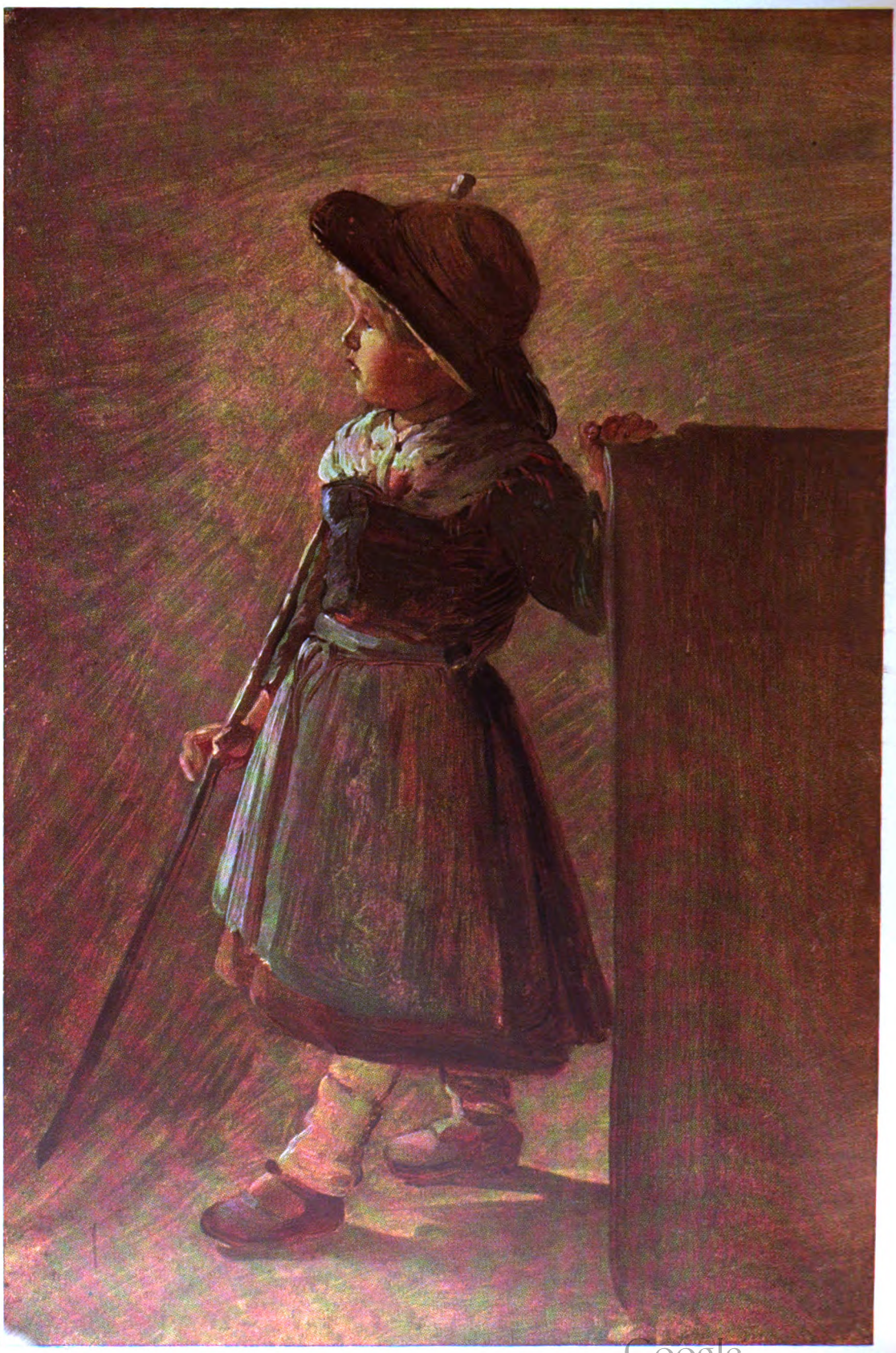
Noten

Berlioz, Hector: Arie aus „Beatrice und Benedikt“ 21
Breteuil, François de: Douce plainte 24
Frey, Martin: Hasenjagd 22
Kellermann, Hellmut: Fromm 23
Mahler, Gustav: Aus dem Schlußsatz der IX. Symphonie 20
Messager, André: Der Winter ist mild dieses Jahr 24
Nagler, Franziskus: Has und Häsin 22
— Maria am Rosenbusch 22
Ochsé, Fernand: Sur l'herbe 24
Schjelderup, Gerhard: Jan Bart 19
Schreker, Franz: Aus der Oper „Das Spielwerk und die Prinzessin“ 19

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



DEM KUNSTWART

Digitized by Google

WILHELM BUSCH: BAUERNMÄDCHEN

Jahrg. 26 Erstes Juliheft 1913 Heft 19

Reisen

Als ich, noch ein junger Gesell, auf den Epomeo von Ischia stieg, traf ich unterwegs ein paar deutsche Studenten. Droben las ich dann beim „Eremiten“ ihre Namen im Fremdenbuch, zwei dieser Herren „bekleiden“ jetzt hohe Ämter in höchst angesehenen sozialen Stellungen. Aber den Namen stand: „Hier klopften die Unterzeichneten einen urgermanischen Männerskat.“ Draußen ein Paradies, wenn nur eine irdische Landschaft ein Paradies genannt werden kann. Und die Vertreter deutscher Bildung in Jugendkraft setzten sich beim herrlichsten Wetter in die Bude, klopften Skat und waren stolz darauf.

Kürzlich erzählte ein Berichterstatter aus Skutari davon, wie überreich an tiefschneidenden Eindrücken für den Beobachter jede Stunde gewesen sei. Trotzdem gab es Zeitungsleute, die schlenderten gähnend nur zwischen Gasthaus und Postamt oder spielten in der Kaffeewirtschaft Domino. Nicht wahr, jeder von uns kennt einen dieser Leute? Oder wenigstens seinen Bruder im Geist.

Es mögen sogar Dichter unter ihnen gewesen sein. Einer, der einen an Ansehen ziemlich umfänglichen Namen hat, fragte mal in Göhren, wie weit es bis auf die Höhe da sei, von der man doch das ganze Mönchgut mit all seinem Spiel von Wäldern, Hügeln und Buchten schön überblicken müsse? „Fünf bis zehn Minuten.“ Er war erst drei Wochen da, aber er hat bis zu seiner Abreise die zehn Minuten nicht gefunden. Dieweil sie bergauf lagen.

Mit den See-Modebädern ist das so: „ich bin zum Erholen da,“ sagt dir der Mann aus Großstadt W., wenn du wähnst, er würde mal spazieren gehn und vielleicht dabei auch mal sehen wollen. In dem zu Großstadt W. gehörigen Bahnhof überspeist sich, scheint's, diese Riesenschlange, der Zug, an gemästeten oder ästhetisch gedörrten Herren und Damen, aber nun ruht sie nicht, wie die Genossen im Zoologischen, sondern sie raset davon und gibt das dann an einem Badestrand wieder von sich. Dort liegt es beisammen, kollert unter sich herum, ißt, klatscht, schmust, girrt, meckert, behauptet sich vortrefflich zu amüsieren, und wird am Schlusse wieder vom Zuge eingesogen und daheim ausgetan. Zehn Minuten weit von dem betreffenden Erholungsplatze bleibt es, gottlob, leer.

Diese Herrschaften machen auch Alpenreisen. Alpen haben das Peinliche, daß es da auf und ab geht. Wo Bergbahnen dem begegnen, führen sie in ein Hotel, so daß man „die Chose riskieren kann“. Die nüchtern scharfe Fernsicht draußen hat sich während der Auffahrt mit Licht- und Schattenschleiern umhüllt, in denen Gewitterkampfheere lauern, während dort eines weißen Schneegiganten Rüstung glitzert, dort ein schwarzes Haupt-Ungeheuer droht. Ein Urweltleben, jeden Augenblick anders und jeden erhaben-schön. „Na, komm man rin, 's Wetter wird ja nu doch schlecht... Ober!“

Ich brauche diese „Kreise“ nicht weiter zu schildern. Aber eines würde ich gern erbitten: hat man das etwa noch nicht getan, so denke

Digitized by Google

man einmal darüber nach, zu wieviel Teilen sich gerade aus solchen Leuten diejenige Schicht zusammensetzen mag, welche über unsre Kulturverhältnisse entscheidet. Der Heimat- und der Naturschutz — mit welcher Innerlichkeit mögen sie an dem beteiligt sein! Die Fragen, wie man das Vaterland lieben lehrt, indem man seine Schönheit schon der Jugend erschließt, — wie nahe mögen sie ihnen gehn! Die Tüchtigung des Volks, daß es sich durch die Körper- und Seelenarbeit des eignen Ichs Glückgefühl aus der Welt herausholen kann — wie begreifen sie das gewiß aus der eigenen Tiefe heraus! Wenn sie Bilder bezahlen, bestellen, bewundern, kritisieren — welch ein naturkundiges und lebenswarmes Publikum bilden sie dann! Wenn sie Dichtungen, wenn sie Tonwerke durch ihren Einfluß in die Moden und aus ihnen bringen — aus welcher Menge der Naturbeobachtungen, welcher Fülle von inneren Erregbarkeiten und aus welcherlei Interessen tun sie das! Ach Himmel ja, unsre Kultur ist bei ihnen in der besten Hand.

Warum reisen wir eigentlich?

Wenn wir diejenigen außer Spiel lassen, die wegen Geschäften reisen, wie die Kaufleute, oder um der Wissenschaft willen, wie die Lernenden und die Gelehrten, oder der Gesundheit wegen — so bleibt, scheint mir, eines gemeinsam: wir reisen, um uns innerlich zu ergänzen. Sei's durch ein unmittelbares In-uns-Einfügen von „Erreistem", sei's durch ein Anregen, ein Reizen unsres Ichs, wo es ohne das schlafen oder trotten würde.

Bildung ist ja kein Sich-Einfüttern bloß, Bilden ist ein Verdauen, Bilden ist ein Formen der leiblichen und seelischen Organe im Verarbeiten der, mit Verlaub: gegessenen Kenntnisse, Bilden ist ein Nähren, damit die genährten Organe in ihrer Neubildung künftig mehr leisten können. Das Alte leichter, also auch vergnüglicher, und Neues dazu, daß dem ganzen Kerl in uns das Frohgefühl werde: heißa, du wirst noch stärker, du bist immer noch im Wachsen. Wird auch den „Haxen" mit den Jahren das Steigen saurer, den Hirnen und Herzen kann's immer leichter werden.

In der Heimat, mein ich, reist unsereiner, von den eben gestreiften Fällen abgesehn, darum: daß ihm anschaulicher, gegenwärtiger werde, was es in ihr zu lieben und was der Liebe wegen zu hassen gibt, auf daß ihm, so viel nur irgend möglich, statt der Kenntnisse aus bedrucktem Papier körpergleich zur Seite schreitendes, selbst erfahrenes Leben werde. Fang mit den Augen und Ohren selber ein, nur das wird du. Aber geh auch in andre deutsche Gaue und geh auch ins Ausland, geh viel hinein! Ohne Vergleichen kein Klären, und wenn wir schwerlich so gescheit dadurch werden, daß wir den Ausländern für sie selber zwingende Lehren geben können — unser heimisches Abschnoddern darüber werden wir verlernen, das so lächerlich die ebenso üble deutsche Ausland-Nachäfferei „ergänzt". Wer schöne Völker kennt, der ist vor der Überschätzung der Pariser Damen und ihrer Kostümkunst sicher, denen so viele unsrige samt so vielen Herrlein nachtrippeln, als den hohen Führerinnen ins Geschmackland, und wer die slawischen Balkanvölker aus ihrer Heimat her kannte, der war vor der Unterschätzung der „Schlawonier" gefeit, die bis zum Kriege gefährlich gang und gäbe war. Daß man soviel wie möglich außerhalb

Digitized by Google

des internationalen Schienen- und Hotel-Netzes zu kommen suche, versteht sich von selbst, daß man trotzdem in ein paar Wochen noch nicht zum „Kenner" des Auslandes wird, ebenso. Aber zum Mahner gegen das Urteilen aus dem Handgelenk kann man schnell werden, und mindestens zu dem Philosophus, der schweigt.

All das Berührte geht freilich mehr die sozialen Verpflichtungen an, die ja, leider oder Gott dreimal Dank, mit dem Kulturmenschen von heute so verfasert sind, daß ihre Nervlein auch sein Ichgefühl überall zwicken oder streicheln. Aber, oho, er ist doch außerdem auch noch einer für sich, ganz für sich, ein Egoist, zu seinem Behagen. Und der Anwalt des berühmten gesunden Egoismus in uns, der spricht:

„Genüsse will ich vom Reisen haben. Solche wie in der Stadt auch, als da sind: schlafbare Betten, eßbares Essen, angenehmes Trinken usw., soweit ich sie ohne Einbuße an daheim rareren guten Sachen bekommen kann, vor allem aber dauerhaftere, die da länger als die Rundreisekarte, die noch als Mitbringsel halten."

Sollst du haben, Egoist in mir! Was Essen und Trinken anbelangt, so rechne billig mit den außerordentlichen kulinarischen Leistungen des gegen Bewegung und frische Luft au pair angestellten Küchenchefs Hunger, immerhin . . . aber . . . nein, dieses Sonderthema könnte uns hier auf Abwege locken. Andre Genüsse, die dauern, bekommst du vor allem durch eine Steigerung deiner Fähigkeit zu Genüssen, Egoist. „Erst mag sich dein Gehör ergötzen" — und zwar nicht bloß an Vogelgesang und Wasserrauschen und all den „Stimmen des Lebens" sonst, draußen „in der Natur" verfeinerst du dein Gehör ohne jede Anstrengung, sobald du dich nur daran gewöhnest, auf sie zu achten, nein, auch an der Rede der Leute mit ihren dialektischen und sonstigen für hunderterlei bezeichnenden Gewohnheiten tust du das. „Dann möge sich dein Auge letzen." Dieses kann es auf sehr mannigfaltige Weise ganz schleckerisch tun. Nicht so, allerdings, Egoist in mir, daß du dich etwa von einer Landschaft in der Art „überwältigen" läßt, wie die Kuh vom neuen Tor. Es schadet, meinst du, wenn du dir über den Eindruck auch klar zu werden suchst? Wenn du dich fragst: warum wirkt das so, wie geht das Licht, wie stehen die Farben, wie wirken die Linien miteinander? Es schadet nur, wenn du darin stecken bleibst, wie hier der Kunstschulmeister und dort der Artist. Es nützt zunächst, weil du dir die schönen Dinge wirklich lange ansiehst. Nur: welche Erinnerungen, welche Gedanken, welche Gefühle kommen — das darf man beim „Sichklarwerden" auch nicht vergessen. Nichts, was zum Menschentum gehört, nichts, was bei irgendeinem starken Eindruck in uns aus dem Unbewußten aufsteigt. Sei es auch nur als ein Gefühl: hier spricht etwas aus den Tiefen mit — horchst du darauf, so spricht es lauter. Freilich, solcherlei Rat kann nur Keimen nützen, die da sind. Der Nüchterling zerfasert sich, wenn er ihnen folgt, seine Blumen, oder er trocknet sie für sein Kenntnis-Herbarium; ihr Leben ist dann weg. Dem andern aber schadet das bewußte Nachgehen nach ästhetischen Wirkungen so wenig, wie uns die Alpen oder die See minder groß und schön erscheinen, wenn wir etwas von Geologie oder von Meereskunde verstehen. Nur größer und schöner erscheinen sie uns dadurch, denn neue Anregungen auch

Digitized by Google

des ästhetischen Genusses erwecken gerade dann schlummernde Kräfte der Phantasie. Nur die Schwärm- und Schwög-Eindrücke, nur der Rausch erlahmt dadurch. Der rechte Kenner, der Künstler selbst, der sich in ein Werk nachsinnend vertieft, gewinnt ja eben dadurch auch fortwährend wachsenden ästhetischen Genuß; das Wort vom „Kunstverstand" ist kein Unwort. Verfeinerung der Sinne durchs Beobachten, Übung im Sehen der „Valeurs" und der andern malerischen, zeichnerischen, plastischen Werte, für all das taugt Reisen vorzugsweise, weil es so reichen Stoff vorüberführt. Gescheit tut, wer vor und bald hinter den Natureindrücken, also im Wechsel mit ihnen Kunsteindrücke wirken läßt, um sich zur Hellsichtigkeit für all die Möglichkeiten geübte Maleraugen zu „leihen". Aber all das betrifft ja Übung der Mittel. Das beste, was einer seiner Anlage nach erreichen kann, bannt er „aus der Erscheinungen Flucht" je nach seinen Leib- und Seelenregungen in anderer, vielleicht in himmelweit anderer Gestalt als sein Mitmensch. Wenn es nur eigene „Bannung", nicht aufgeredete ist! Vertieft er sich in die Eindrücke, so wird die Summe all des unterwegs Zugebrachten außer der Übung seiner einzelnen Sinne seinem Vollmenschentume zugute kommen. Er wird, heimgekehrt, mehr vom Leben, er wird es leichter und wird es stärker erfassen, genießen, er wird sein Ich besser aus der Welt nähren können.

Eins drängt sich auf Reisen immer wieder auf: wie wenig die meisten imstande sind, auf das zu achten, was man so das Kleine, das Nebensächliche nennt. Man will haben, was hier das „Aparte" ist: an der See möglichst viel Strandsand und möglichst hohe Wellen, in den Alpen möglichst hohe Berge mit Schnee drauf, oder so. Und stumpft sich durch die Einstellung auf eine bestimmte Art von Werten für andre ab. Mir scheint: der rechte Genießer sollte sich aufs Aufnehmen einstellen, aber aufs Aufnehmen ganz allgemein. Daheim gab ich meine Arbeit und meine Sorgen im Kopf, hier: zeig her, Welt, was immer du zu zeigen hast, ich bin für alles dankbar, ich nehme. Sei's Größtes oder Unscheinbarstes, sei's Meeres-Unendlichkeit, Firnenglanz, Wolkengetürm, sei's die Farbenpracht auf dem Seidenplüsch eines Kuhfells, das lebendige Sonnensilber im Bach, ein Wiesengrün, eine Blumenzierlichkeit, ein Libellengeschwirr, eine Kindesliebkeit, eine Spatzengescheitheit, ein Hundespaß. Wer recht viel heimbringen will, wird auf der Reise auch viel allein sein, mag er immerhin im Quartier und gelegentlich einmal mit guten Gesellen und — besonders — mit „Eingeborenen" plaudern: die Natur spricht von ihren Feinheiten natürlich nur im Flüsterton und meistens in diesem Augenblicke gerade nur Einem ins Ohr, weil der Andre seins anderswo hat. Besucht ihr sie zu mehreren, so schweigt fein still, sonst hört ihr euch, aber nicht sie. Nicht einmal Liebesleute nehme ich von diesem Rate ganz aus, sofern sie etwa bei gemeinsamem Unterwegs außer dem Spiegelbild ihrer Liebe noch sonst etwas vom All verlangen. Aber dem einsam sich Hingebenden schenkt dieses All in der Tat noch mehr, als alles bisher Berührte. Religiöses Gut? „Ich habe keinen Namen dafür." Aber der kennt es, der jemals mit ganz glücklichem Erfolge zu seiner Erholung gereist ist. Dieses Gefühl der

Digitized by Google

Zugehörigkeit zu allem, was fleucht und kreucht, keimt und sich aussät, und sich, wenn es zu vergehen scheint, nur verwandelt. Dieses alles lösende Gefühl der vollkommenen inneren Sicherheit. Man ist dabei draußen und wieder daheim so gut aufgehoben, daß man hinter all dem Verworrenen und Bunten, hinter all dem Hastenden, Lauten, Schrillenden und Kreischenden der modischen Tagtäglichkeit die große reiche Ruhe fühlt, wie hinter Laternen, Signalen und Lichtreklamen den Sternenhimmel. A

Vogelgesang

Wenn man eine Reise tut, so trachte man, mit allen Sinnen die Natur zu genießen. Also auch die Ohren mitnehmen und aufknöpfen! Alles, was da tönt draußen, aus dem Wasser, aus den Halmen und Blättern, hat seine Poesie im Ohre des empfänglichen Menschen. Und nun gar die Vögel! Aus den Stimmen der lieben Geschnäbelten und Gefiederten klingt der ganze Frühling.

Leider gehört es nun mit zu den besonders schlimmen Unbegreiflichkeiten, daß die Schule bislang den Vögeln und zumal ihrem Gesange gegenüber so versagt hat, während man in botanischer Hinsicht sich ja eigentlich kaum beklagen kann. Botanische Kenntnisse lassen sich allerdings auch leichter aus der Anschauung vermitteln, als ornithologische. Ausgestopfte Bälge geben vom Wesen des Vogels keinen Begriff. Also nicht nur botanische, sondern auch ornithologische Ausflüge müßten die Lehrer mit den Schülern machen und ihnen dabei die wichtigsten Vogelstimmen erklären.

Da spaziert man mit Leuten im Walde herum, gebildeten, und man erlebt's, daß sie kaum imstande sind, eine Drossel von einer Amsel mit dem Ohre mit Sicherheit zu unterscheiden! Damit aber sind die Grundtypen des Vogelsanges gegeben. Die Drossel nämlich schlägt, rhythmische Motive, in drei- bis viermaliger Wiederholung, die Amsel dagegen flötet, ist reiner Melodiker und Gefühlsmusikant, alle schärferen Umrisse und Einschnitte fehlen bei ihr. Turdus musicus, die Singdrossel, die komponiert, in Perioden und streng in der Form, Frau Merula dagegen, die phantasiert bloß. Wo das größte Vogelgenie, die Nachtigall, fehlt — ach, und in wie vielen Gegenden Deutschlands fehlt sie leider, so zum Beispiel in ganz Südsachsen! — da ist die Singdrossel die Lehrmeisterin des Waldes, die veredelnd einwirkt auf alle Singeschnäbel um sie herum, soweit sie zu den Mischern und Spottvögeln gehören, während natürlich die übrigen Originalsänger auch ihre eigenen Noten haben, die Grasmückenarten, die Lerchen usw. Sprosser und Nachtigall sind allerdings die begabtesten Originalsänger, die beiden Hauptgenies, und glücklich zu preisen ist die Gegend, wo sie an Stelle der Singdrosseln die Lehrmeister sind. Die Nachtigall in ihrer weiblichen, holden Anmut und schönheitstrunkenen, süßen Sinnlichkeit, die ist gewissermaßen der Mozart unter den Singvögeln, und der Sprosser mit seinen charaktervollen, knappen Baßmotiven und der zusammengepreßten elementaren Leidenschaft des Vortrags, der ist der Beethoven, der große Charakteristiker.

Die Einteilung der Singvögel in Originalsänger, Mischer und Spötter ist alt und bestand schon vorm alten Bechstein. Die Mischer mischen ihren eigenen Motiven fremde bei, die sie den Gesängen anderer Vögel

Digitized by Google

entnehmen. Das mindert ihre Kunst allerdings keineswegs herab, denn viele der besten Edelsänger gehören hierher, wie das Rotkehlchen, die Steindrossel und die Blaudrossel, und auch zu den Spottvögeln gehört eine große Anzahl hochbegabter gefiederter Künstler, die freilich keine eigenen Einfälle haben, „ansonsten aber ihre Kunst trefflich wohl verstehen und darinnen einen guten habitum erlanget haben". Erfinder, Komponisten sind halt selten allerwege. Der rotrückige Würger, Sumpfrohrsänger und Gelbspötter sind die begabtesten Spottvögel, deren ungemein abwechslungreichen Gesang man um keinen Preis missen möchte. Überhaupt ist die Einteilung nicht gar so streng zu nehmen, sie soll, wie vielfach derartige Einteilungen, nur allgemeine Anhaltspunkte geben. Denn zu den Originalsängern zählen schließlich auch die stereotypen Sänger, nämlich diejenigen, die nur eine einzige Strophe oder gar nur einen Ruf hören lassen, der allerdings bei einzelnen höchst reizvoll ist, wie beim Kuckuck und der Wachtel. Und ferner gehören auch die Ammerarten hierher, und der Buchfink mit seinem frischen und feurigen Schlag, und ferner Baumpieper, Zaunkönig, Fitis und Schwirrvogel.

Man muß allerdings sich wundern, daß der Gesang der Vögel so wenig tiefer verstanden wird, während doch jedes Auge sein Wohlgefallen hat an ihrer lieblichen Erscheinung, an ihren anmutsvollen und charakteristischen Bewegungen im Hüpfen wie im Fliegen, und besonders auch an ihrem Familienleben, — wer hätte nicht schon mit ganz eigenen Gefühlen in ein Finken- oder Hänflings- oder Grasmückennest geschaut, auf die Eier, die bunten, feinen Dingerchen, oder gar in die mit beweglichem Zirpen sich aufsperrenden gelben Schnäbel der Jungen?

Auch die Musik wird ja vielfach nur in bloßem Gefühlsdusel genossen, ohne theoretisches Bewußtsein, also ohne Kenntnis der Akkorde, der Formen und des Aufbaues der Tonwerke.

Freilich, es ist nicht so ganz leicht, „vogelsprachekund" zu werden. Einen geübten und sicheren Ornithologen, der sich seiner annähme, hat nicht jedermann unter seinen Bekannten. Allerdings gibt es gute Bücher, aus denen man auch auf den Gesang hin Belehrung schöpfen kann; wertvolle Dienste leistet zum Beispiel das bereits vor etwa zwanzig Jahren erschienene und seitdem wiederholt neuaufgelegte „Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen" von Professor Dr. A. Voigt, auf das im Kunstwart damals gleich von mir mit allem Nachdruck hingewiesen wurde. Auch ich verdanke diesem Buche manche Anregung zur richtigen Einstellung meines Ohres auf die Vogelstimmen. Obgleich ich mich mit Voigts Versuchen, die Vogelstimmen in Musiknoten zu fassen, immer noch nicht so recht befreunden kann. Der Ton des Vogels ist kaum in Noten festzuhalten, denn er ist nicht konstant, sondern in sich selbst beweglich, flüssig und gleichsam hingetropft, und dabei in seinen Fortschreitungen und Intervallen stets ungenau und ungleichmäßig, in Viertel- und Achtel-, ja noch engeren Tönen, also keineswegs in die Mensur unseres Notensystems passend. Nur sehr im allgemeinen läßt sich hier allenfalls die bloße Tonlage in Noten bezeichnen, die Grenzlinie. Selbst die berühmte Kuckucksterz ist niemals rein und schwankt zwischen groß und klein, also zwischen Dur und Moll. Und so auch die Meisenterzen. Im Finkenschlag liegen zum Beispiel bis zum charakteristischen Endauslaut, dem „Würzgebier", der „Wildsau" oder dem „Reitzug", die vielen und

Digitized by Google

schnell wechselnden Töne enger beisammen als in einer Halbtonstufe. Dabei klingt's als sprudele der Fink förmlich eine ganze Oktave mindestens durch. Und was will man anfangen mit dem eiligen und krausen und doch so wunderlieblichen Gesang der Grasmückenarten und vollends mit dem Schlag der Nachtigall, wollte man ihn in Noten fassen? Ist unmöglich! Und ich meine auch, daß der Vogelsang mit der Musik theoretisch nicht zusammengeht, darin liegt sein eigener, besonderer Reiz. Von den Noten abgesehen, gibt Voigt aber noch verschiedene andere glücklich erfundene und sehr brauchbare Hilfsmittel, und er versäumt auch nicht, stets auf die altbewährten Naumannschen phonetischen Silben hinzuweisen, die in den meisten Fällen wunderbar treffend in Lautmalerei die Vogelstimmen verbildlichen. Man staunt, wie scharf der alte Naumann gehört hat! Es lag ihm halt im Blute. Und dabei waren sein Vater und sein Bruder Andreas, der Forstmann, noch mit schärferen Sinnen ausgerüstet als er selber, und er war in der Familie in der Hauptsache der große Schriftsteller, so ähnlich wie Alfred Brehm, der Sohn. Andreas Naumann vermochte zum Beispiel im Dunkeln mit dem Ohre an den bloßen Flugbewegungen schon die Vogelart zu erkennen.

Ich sagte schon: man soll vorsichtig sein im Vergleichen des Vogelgesanges mit der Musik, wenn auch ein innerer Zusammenhang entschieden besteht. Ich kenne Ornithologen, die im Vogelsang die feinsten Unterschiede heraushören können und dabei musikalisch dennoch mehr oder weniger Böotier sind. Und umgekehrt habe ich erlebt, daß ausgezeichnete Musiker am Vogelgesang sich arg blamierten. Selbst in den Kompositionen derjenigen Meister, die große Naturschwärmer waren und beim Schaffen sich förmlich eingruben in die Natur, wie Brahms und Beethoven, kann man ausgesprochene Vogelmotive kaum aufstechen. Freilich, abgesehen von dem Scherz am Schlusse des langsamen Satzes der Pastorale, wo es ja auch extra angemerkt ist, und den man allerdings auch ein Zugeständnis nennen könnte. Und dennoch ist die Musik, zumal die gesamte Kammermusik der genannten beiden großen Intimen, nur so durchrauscht und durchweht, durchsprudelt, durchtropft und durchhallt von Naturlauten und selbstverständlich auch von musikalisch umgebildeten Vogelstimmen.

In den taufrischen frühen Morgenstunden und abends nach der letzten Atzung singen die Vögel am eifrigsten und schönsten. Im April und Mai ist die Hauptgesangszeit. Nach der Sonnenwende erlischt der Gesang allmählich. Und jede Gegend hat natürlich ihre besondere Ornis. Das nächstliegende wäre, sich erst einmal auszukennen über die Vogelstimmen der nächsten Umgebung, um damit ein Grundkapital zu gewinnen. Also zunächst auf die Vögel im Garten genauer hören! Da kann schon unter Umständen viel zusammenkommen. Wohl nie fehlen hier Amsel und Singdrossel, Kohl- und Blaumeise, Grünling und Edelfink, Haus- und Gartenrötel, ferner von Grasmückenarten das kecke Müllerchen, und endlich noch, wenn der Garten am Waldrande liegt, Schwarzblättchen, Gartengrasmücke und Gelbspötter. Vom Garten alsdann durch Wiese und Feld in den Wald. Da diedeln und lullen vom Himmel herunter die Lerchen, da läßt im Grenzgebüsch der Goldammer seinen einfachen, lieben Ruf unermüdlich ertönen, und vielleicht aus einer Weide der Wendehals

Digitized by Google

sein zum Gotterbarmen bewegliches „Gäthgäthgäth“. Aus dem Korn schrillt das „Kirrrätsch“ des Rebhuhns, hallt, wenn man Glück hat, das unbeschreiblich anheimelnde „Pickwerwick“ der Wachtel und ertönt unermüdlich und im lieblichsten Pianissimo das Spotten des Sumpfrohrsängers. Hast du alsdann den Wald erreicht, so schlendere am Rande hin, um hier so recht mitten hineinzukommen in die höchste Sangesseligkeit. Im tiefen Walde trifft man nicht allzuviele singende Kleinvögel mehr. Hier muß man sich begnügen mit dem „Sip sip sip sirrrr“ des Waldschwirrvogels und dem weichen, zierlichen und empfindsamen Verschen des Fitislaubsängers, was unterbrochen wird allenfalls auf einer Waldblöße von den langen und überkünstlichen Trillern und dem schmachtenden „Ziazia“ des Baumpiepers. Grenzt der Wald an einen Bach, Fluß oder Teich, so kommt alles Schönste, Köstlichste zusammen. Da flötet der Pirol sein „Gidleo“ in den weichsten Buttertönen. Da hohnlacht der Grünspecht plötzlich jäh in die Kuckucksrufe hinein: „Glüglühglühglühglückglückglückglückglückglück“. Da räätscht der Eichelhäher. Da trillert und schmettert mit ungeheurem Selbstbewußtsein der Knirps, der Zaunkönig, seine Strophe. Alle Edelsänger wetteifern hier miteinander und schlagen, flöten, trillern, rollen, schmettern, schockeln, klingeln, gurgeln, orgeln ihre Strophen, oder sie tacken, fieten, knarren, schnickern, gätzen, pinken, meckern und gäckern zwischendurch ihre Lockrufe. Gott sei Dank, daß die Vogeltöne musiktheoretisch nicht meßbar sind, denn da müßte man sich die Ohren zuhalten und das Ganze klänge ohrenzerreißend scheußlich, schlimmer wie der neueste Schönberg. Die besonderen Solisten sind allerdings als solche immerdar herauszuhören, Schwarzblättchen, Singdrossel und die Nachtigall, obschon letztere buschreiche Parkanlagen dem eigentlichen Walde vorzieht. Die Nachtigall! Vollends, wenn sie ihre Zauberlieder erschallen läßt im Schweigen der Nacht, schluchzend und herzbrechend sehnsuchtsvoll, und dann wieder jubelhell, goldfunkelnd und in unnachahmlicher, holder Anmut. Oder gar den Sprosser schlagen zu hören! Am Ufer der Weichsel, oder im Weidicht eines der großen russischen Ströme. Hier zu lauschen, seinem leidenschaftlichen Stahlschmieden, seinen tiefen Glocken- und dröhnenden Baßtouren, seinen Knarr-, Lach-, Moll- und Wassertouren, seinen unvergleichlich tonschönen Rufen: Davitt, Tarrack, Kulick, Dobriluck, Pauwißt und wie die berühmten Sprosserrufe sonst noch lauten. An der Donau nisten und schlagen, wie auch am Rhein, die besonders guten „tiefschalligen“ Nachtigallen. In Gegenden des Südostens, wo sie zusammen nisten, Sprosser und Nachtigall, da nehmen sie voneinander an, verderben sich gegenseitig und sind dann im Ohre des Kenners die geringwertigen „Zweischaller“. Thüringen hat die berühmtesten Finken aufzuweisen, gegen die man vor Alters, in den Tagen der besonders leidenschaftlichen Finkenliebhaberei, Kühe eintauschte und wo die Kenntnis und Bewertung der Finkenschläge sich zu einer förmlichen und höchst schwierigen Wissenschaft entwickelte. Gewiß, alle Achtung auch vor den sonstigen Singvögeln in Thüringen und im Harze, jedoch der Preis gebührt nach meinen Erfahrungen den Vögeln im böhmischen Mittelgebirge! Davon überzeugte mich unlängst wieder eine ornithologische Studienfahrt, und zwar nach Salesl diesmal. Hier kann man etwas erleben, zumal im letzten Drittel des Maimonats, wo alle Vögel ihre höchste Gesangslust

Digitized by Google

bekunden. Hier sind, wie schwerlich sonstwo noch in einer deutschen Landschaft, alle Bedingungen für ein reiches Vogelleben gegeben. Die Vögel sind hier immer in Deckung und finden die üppigste Nahrung. Da ist zunächst der große Strom, die Elbe, und das sich hier stark aufweitende Tal, wo auf dem fruchtbaren Schwemmland die Wiesen und Fluren im Segen nur so überquellen. Dazu der größte Baumreichtum. Die ganze Gegend bis auf die Gipfel der Berge ist Parklandschaft. Sogar die Ackerfluren, die Roggen-, Weizen-, Kartoffel- und alle sonstigen Felder sind dicht bepflanzt mit Obstbäumen, alle Böschungen und Raine sind bewachsen und Hain schließt sich an Hain die Schluchten und Halden hinauf, bis heran hinten an den Hochwald. Und nichts ist hier zu gewahren von irgendwelcher genaueren Durchforstung, zum Segen der Nistständen. Viel Unterholz gibt's, Haselbüsche zumal und alle erdenklichen Stockausschläge, umsäumt von natürlichen Hecken aus Hainbuche, Liguster, Kletterrose und Weißdorn und durchwachsen und umknäult von wildem Hopfen, Waldrebe und Geißblatt. Bäche fehlen nicht, Tümpel und wilde Wasserläufe, nach allen Richtungen hin, umsäumt mit Akanthus- und Lattichblättern in unbeschreiblicher Größe. Verläßt man den Ort Salesl und wandert am Mühlbach hin und zur Dubitzer Kapelle hinauf, so weiß man alsbald kaum noch, wo man die Ohren hinwenden soll im Genuß der alleredelsten Vogellieder, die ununterbrochen erschallen, in Massenchören. Und oben an der Kapelle, da saß ich ganz am frühen Morgen und schaute und horchte hinunter in die paradiesische Landschaft. Sie verdient die Bezeichnung „bömisches Paradies". An allen Ecken unten schlugen die Nachtigallen. Verschiedene Kuckucke riefen immer zugleich, spaßhafterweise, und Singdrosseln mit wunderbaren Touren, Pirole mit Flötentönen, voll, weich und süß, wie halb Butter, halb Honig, und zahlreiche graue Grasmücken gurgelten und orgelten und wetteiferten mit den Schwarzblättchen, expressivo, con fuoco, appassianato. Von jeder Vogelart hört man dort die Gesänge gewissermaßen in feinster alter Kultur, in klassischer Überlieferung, denn das Land ist sicherlich immer gleich schön und üppig gewesen und an guten Vorsängern hat's hier nie gefehlt. Und wie sich mir da so ein Gedanke in den andern spann, da sagte ich mir zuletzt: Man darf sich nicht wundern, daß man etwas liederlich ist dort, wo die Natur dem Menschen das Dasein so leicht macht, und daß aber auch die Menschen hier musikalischer sind wie anderswo und das Land Böhmen bekanntlich die ganze Welt mit Musikanten versorgt. Sollte also nicht doch eine Art Wahlverwandtschaft zwischen Musikanten und Singvögeln bestehen? Karl Söhle

Die europäische Gesellschaftsgrenze

Daß man mitten in Europa noch gesellschaftliche Entdeckungen machen kann, wird vielleicht manchen wundernehmen, nun kommen aber Entdeckungen bisher unbekannter Erscheinungen sehr oft gerade aus den besterforschten Teilen der Erde, denn es gelingt gerade in diesen häufig, die Erscheinung zum ersten Male zu beobachten.

So ist es auch mit den Kulturgrenzen. Daß es solche gibt, wußte man bisher nicht allgemein. Es dürfte wohl kaum bekannt sein, daß eine Gesellschaft an die andre geradezu anstößt. Es ist neu, daß man

Digitized by Google

sich die Kulturen förmlich als Körper vorzustellen hat, deren Grenzen für jeden sichtbar in der Natur wissenschaftlich beobachtet und beschrieben werden können.

Von eigenen Reisen und aus Studien wissen die meisten, daß es in Europa zwei grundverschiedene Geschichtskreise gibt, den ost- und den westeuropäischen. Wie aber die Grenze zwischen beiden beschaffen ist, und wo sie liegt, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Sehr allgemein ist die Vorstellung, daß Ost- und Westeuropa ganz allmählich ineinander übergehen. Andre glauben, die Grenze sei ziemlich scharf und verlaufe zwischen den katholischen Polen und den orthodoxen Russen. Die das glauben, sind Leute, welche der Religionsform eine entscheidende Kulturdeutung beimessen. Wieder andre halten schon polnische Zustände für halbasiatische, kurz die Ansichten über die Grenzen Osteuropas sind sehr geteilt. Die große Masse aber meint, strenge Kulturvergleiche ließen sich überhaupt nicht anstellen, dazu seien die Kulturerscheinungen zu verwickelt. Aus diesen Unklarheiten herauszukommen, ist heute ein ziemlich allgemeines Bedürfnis. Insbesondere auf dem Gebiete der Politik. Man ist des nationalen Kampfes müde und sucht den nationalen Frieden. Dieser aber kann nur aufgebaut werden auf klarer Einsicht in die tatsächlichen Verhältnisse der beteiligten Völker. Die gesellschaftliche Friedensfrage, eine der großen Lebensfragen, welche Europa in der Gegenwart beherrschen, ist zweifellos ein starker Antrieb für die Kulturwissenschaften, der Frage des Kulturvergleichs näher zu treten. Der wissenschaftliche Völkervergleich wird dem praktischen Völkerausgleich vorangehen müssen.

Einen entscheidenden Schritt nach vorwärts bedeutet in dieser Richtung nun die Entdeckung der europäischen Kulturgrenze. Die Natur hat es gerade den Bewohnern von Berlin und von Wien leicht gemacht, die Naturerscheinung der Gesellschaftsgrenze zu beobachten. Fünfzig Kilometer östlich von Wien, hundertfünfzig bis zweihundert Kilometer östlich von Berlin liegt sie da. Jeder Wiener kann in einem Tag, jeder Berliner in zwei Tagen nach Osteuropa hinübergehen und den Abfall des westeuropäischen Geschichtskreises besichtigen.

Der Wiener fährt nicht ungern die Donau abwärts nach Preßburg. Die schöne Fahrt auf dem breiten Strom, die liebliche Landschaft im Durchbruch der Donau durch die Karpathen, die alte Stadt Preßburg, all das lockt nach dem Osten. Aber nördlich und südlich von Preßburg sind Wiener fast nie anzutreffen. Denn nördlich der Donau ist tschechoslawisches, südlich magyarisches Land. Gerade da nun ist die Grenze. Nördlich der Donau trennt die March Deutsche und Slowaken, West- und Osteuropäer. Südlich der Donau sind es einzelne Donauarme, welche sich zwischen Deutsche und Magyaren legen, abermals Ost- und Westeuropäer sondernd. Die letzte deutsche Siedlung Marchegg an der March und die erste slowakische, Stampfen, sind nur zehn Kilometer voneinander entfernt. Trotzdem sind beide Orte typische Vertreter West- und Osteuropas. Seit Jahrhunderten leben die beiden Siedlungen ohne einander zu beeinflussen, förmlich in getrennten Geschichtskörpern. Man möchte glauben, eine himmelhohe Mauer trenne die zwei Dörfer. Indessen ist es nur die Staatsgrenze zwischen

Digitized by Google

Österreich und Ungarn, welche die Kulturgrenze so scharf macht. Sonst würde hier wie an andern Stellen Europas ein breiteres Grenzgebiet entstanden sein.

Ohne einen ersichtlichen natürlichen Grund, lediglich nach Überschreitung der bescheidenen March tritt man aus einem reichen Volke in ein armes. In Marchegg leben noch die letzten westeuropäischen Bauern in ziemlichem Wohlstand, ihre großen gemauerten Höfe sprechen davon. Mächtige Schlotküchen ragen aus den hohen Höfen auf. Sie zeugen von der Mehrteiligkeit des Bauernhauses, die hier, wie im Westen Europas, die Regel ist. Küchenlose Häuser sind Ausnahmen.

Das städtische Leben spielt eine entscheidende Rolle. Der beträchtliche Wohlstand erlaubt die Kulturbedürfnisse in der Stadt zu befriedigen, das sieht man an den Werkzeugen, an den Möbeln, in den Wohnungen und an den Kleidern der Leute. Die kleine Landstadt arbeitet meist in Formen, die den bäuerlichen Kulturkreis stören. Die mittlere Höhe des Besitzes, alle Formen des wirtschaftlichen Lebens, die Höhe des geistigen Lebens — es gibt keine Analphabeten —, alles ist westeuropäisch wie die Sprache der Bewohner.

All das wird anders jenseits der March. Da leben in Stampfen die ersten Slowaken: mit einem Schlage treten an die Stelle der westeuropäischen Formen fast rein osteuropäische. Der Bauer, drüben wohlhabend, ist hier meist arm. Hatte der Niederösterreicher zwanzig bis fünfzig Joch, so besitzt der Slowake kaum fünf bis zehn, ähnlich wie der Bauer in den meisten Teilen des östlichen Europa. Wer das nicht weiß, der kann es ablesen an den Höfen. Lehmgebaute, strohgedeckte Kleinformen treten auf einmal auf. Die Küche, drüben ein mächtiger eigener Raum, ist hier ein kleiner dunkler Abschnitt des Flurs. Wagen, Werkzeuge sind auf einmal anders geformt und zeugen im Verein mit den ganz andern Kleidern des Volkes von einer neuen Erscheinung, deren Bedeutung nicht klar genug herausgearbeitet werden kann. Es ist die wichtigste Erscheinung des Wirtschaftslebens in Europa: die Stadt, die im Westen eine Lebensgrundlage ersten Ranges ist, scheint für den ländlichen Osteuropäer kaum zu bestehen. Seine Hosen und Hemden erzeugt er sich selbst. Es sind beim Slowaken weite weißleinene Gewänder. Selbst der Stiefel ist oft, besonders weiter im Gebirge, Erzeugnis des Hausfleißes: ein selbstgefertigter Bundschuh, ein Stück Leder mit Riemen um den Fuß gebunden, ohne gesonderte Sohle. Kaum Rock und Hut sind Erzeugnisse des Handwerks, sei es nun bäuerlichen, sei es städtischen. Woher sollte auch der arme slowakische Bauer die Mittel erübrigen, seinen Kulturbedürfnissen durch Ankauf städtischer Ware Rechnung zu tragen? Es ist eine ganz natürliche wirtschaftliche Erscheinung, daß die Stadt aus der Wirtschaft des Bauern mit einem Schlage fast ganz verschwindet. Man versteht nun die große soziale Tatsache, warum von hundert Osteuropäern im Durchschnitte keine zehn Städter sind und neunzig und mehr Bauern, von hundert Westeuropäern hingegen mehr als die Hälfte in der Regel Städter. Die wenigen osteuropäischen Städte dürfen nicht täuschen. Es sind zum Teil Hauptstädte in riesigen Zwischenräumen liegend, ohne stärkeren Kultureinfluß auf die weiten

Digitized by Google

Landstrecken oder Fremdstädte, das heißt solche, die vorwiegend von Juden oder Deutschen bewohnt sind. Diese arbeiten mehr an der Befriedigung der Kulturbedürfnisse des Adels und des europäischen Westens, als an der Befriedigung der geringen Mengen städtischer Bedürfnisse des umliegenden armen Landes.

Der Ursprung aller dieser Verschiedenheiten liegt in einer fernen Vergangenheit. Während im Westen Europas das Land zum größten Teile doch in die Hände des Volkes kam und in dessen Händen bis zum heutigen Tage verblieb, hat das slawische Volk kaum die Hälfte des Bodens erhalten, die andre Hälfte riß eine adelige Minderheit an sich und behielt sie bis auf den heutigen Tag. In Stampfen, wie in den meisten andern osteuropäischen Dörfern, besitzt der adelige Herr, der oft auf einem Schloß haust, fast ebensoviel Land wie alle Bauern zusammen. Solange diese Teilung besteht, wird auch die slawische Welt nie Volksstädte bekommen können, wird sie nie auf die Stufe der hohen Kultur aufsteigen können, welche der größte Teil Westeuropas seit dem frühen Mittelalter erreicht hat. Was so für Osteuropa im ganzen gilt, gilt auch für die Grenzgebiete der Kultur im Osten Westeuropas in Preußen, im Süden Westeuropas in Süditalien und Spanien und für den äußersten Westen des Erdteils in Irland. Das Sinken der Kulturhöhe an fast allen Grenzen Westeuropas geht überall hervor aus der Veränderung der Besitzverteilung.

Aber auch für das geistige Leben Europas bildet die March eine linienscharfe räumliche Gesellschaftsgrenze. Der Bürgermeister des schlachtberühmten Dorfes Blumenau, südlich von Stampfen im slowakischen Gebiet, war noch 1909 ein Analphabet und der größte Teil der älteren Leute der ganzen Gegend kann gleichfalls weder lesen noch schreiben. Das alles angesichts von Wien, der zweitgrößten deutschen Stadt der Erde!

So schneidet der westeuropäische Kulturkörper an der March in Form einer scharfen Grenze ab. In allen Teilen der Kultur tritt eine grundsätzliche Veränderung ein, im wirtschaftlich geistigen, gesellschaftlichen und endlich auch im staatlichen Leben. So haben die Wiener vor den Toren ihrer Stadt die Kulturgrenze, eine mit Unrecht wenig besuchte europäische Sehenswürdigkeit, denn es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß so scharf am osteuropäischen Abgrunde sich ungestört jene Stätte der höchsten geistigen Kultur hat entwickeln können, als die wir Wien verehren.

Auch Berlin hat seine Kulturgrenze, aber man merkt schon im Westen der Stadt infolge des Wechsels der Besitzverhältnisse eine Veränderung der westeuropäischen Kulturhöhe. Ferner ist das Naturschauspiel der Berliner Kulturgrenze mehr wirtschaftlicher Art, kurz es hat sein eigenes soziales Gesicht.

Lernen läßt sich viel für jeden an der europäischen Gesellschaftsgrenze. Ein tiefer Blick in die Natur und Geschichte des Erdteils ist hier ermöglicht. Vom Wirtschafts-, Staats- und Geistesleben in Geschichte und Gegenwart erfährt man hier viel in der freien Natur. Man soll nicht aus am Schreibtisch entstandenen Büchern allein seine Kenntnisse über das Gesellschaftsleben schöpfen. —k.

Digitized by Google

Heimatschutz in die deutschen Kolonien!

Seit ich aus den Tropen zurück bin, zeigt mir immer wieder ein Traum, wieviel meine Gedanken noch in den schönen Südseegegenden weilen. Dann sehe ich dort die herrlichen, sorgsam gebauten Häuser im Zerfallen zwischen neuen Bretterbaracken und die einst in fast griechischer Schönheit wandelnden, stolzen Menschen mit europäischen Lappen bekleidet. Dann ist das ein richtiger Angsttraum.

Er entspricht auch noch nicht der Wirklichkeit. Die Leute halten ihre alte Art noch heilig. Aber wie lange noch?

In unserm Vaterlande wird nun Gott sei Dank überall wenigstens zum Kampfe gerufen, wo ehrwürdige Gebäude oder schöne Stätten urwüchsiger Natur in Gefahr sind, und Vereinigungen wie Dürerbund und Heimatschutz arbeiten kräftig gegen die Sucht, bei allen Entschlüssen nur ans Geld zu denken. Auch rettet man nicht nur, man lernt auch, die bodenständige Baukunst der einzelnen Gaue weiter zu entwickeln. Selbst der allmächtige „Verkehr" hat sich hie und da fügen müssen, damit Wertvolles erhalten blieb.

So möchte ich nun die Blicke lenken auf Gegenden, die in ihrer schönen, reichen Ursprünglichkeit noch herrlich dastehen, die keine nennenswerten Opfer zur Erhaltung dieses Zustandes benötigten und die dennoch gefährdet sind. Ich meine unsre deutschen Südseekolonien im Bismarckarchipel, und jene im Meer verstreuten Inselgruppen der Karolinen usw. mit ihren braunen Völkern.

Zunächst sind sie bedroht von der Massenausführung „ethnographischer Artikel", die mehr oder minder von allen dorthin kommenden Weißen betrieben wird. In Wirklichkeit läßt sie das Land verarmen an den echten, landesüblichen Gebrauchs- und Schmuckgegenständen. Niemand wird etwas sagen gegen ein vernünftiges Sammeln von solchen Sachen, die leicht wieder hergestellt werden können, von Matten, Schnitzwerken, Gefäßen. Schön wäre es, wenn Regierung oder Mission die Eingeborenen anhielte, daß sie die verkauften Gegenstände in gleicher Güte wieder anfertigen und damit die Heimatkunst erhielten. Es kommen aber allerhand berufs- und gewerbsmäßige Sammler dorthin, wie mir ein Amerikaner in Erinnerung ist, der, auf deutschen Schiffen reisend, alles nahm, dessen er habhaft werden konnte und ungeheure Mengen davonschleppte. In Amerika soll er ein Vermögen damit gemacht haben und als Dank die Deutschen beschimpfen. Um ähnlichen Räubern das Handwerk zu erschweren, wäre ein tüchtiger Ausfuhrzoll angebracht.

Was aber bekommen die Eingeborenen für ihre guten Sachen von den Weißen als Ersatz? Es ist in den meisten Fällen schändlich gering an Wert und sehr wenig geeignet bei späterer Erkenntnis die Achtung vor den Fremden zu heben. Eine Achtung, nebenbei bemerkt, die schon genug herabgesetzt ist durch die geringe Selbstzucht vieler, von der besonders die Übergriffe gegen eingeborene Mädchen und der Alkoholismus zeugen. Auch die geschäftsmäßige Massenausrottung der Paradiesvögel, Krontauben und anderer Vögel auf Neuguinea usw. fördern sie nicht. Aber das führt auf andere Felder.

Im ganzen herrscht ja in unsern deutschen Schutzgebieten das Bestreben zu schonen und zu erhalten. Wir Deutschen müssen uns auch bemühen,

Digitized by Google

tropengewohnte, lebenskräftige Völker, und damit Arbeiter in unsern Kolonien zu erhalten. Daß dies am sichersten geschieht, wenn man die Leute möglichst unter ihren eigenen Lebensbedingungen läßt, sofern sie nicht zerstörend sind, ist längst erwiesen. Die aus der Eigenart des Volkes geborenen und mit ihm entwickelten Sitten sind vielfach im Schwinden begriffen. Verschiedene Ursachen wirken da zusammen, eine der stärksten will ich in folgendem auszuführen suchen.

Weithin verteilt auf den vielen, verstreuten Inseln, oft tief im Innern wenig erforschter Landstrecken, wohin sich noch kaum ein einzelner Händler wagte, liegen Missions-Stationen. Sie gehören vielerlei Gesellschaften an, und ihre Art und ihr Wirken ist verschieden. Einige kamen arm und bescheiden, wie die ersten Christen in die Welt zogen, andre mit großen Mitteln hinter sich, manche kauften das Land auf und gründeten eigene, blühende Unternehmungen. Alle aber gewinnen in kurzer Zeit Einfluß auf die Völker, bei denen sie sich selbst zu Gaste geladen haben, und diesen Einfluß zum Frommen oder Schaden ihrer Wirte anzuwenden, steht in ihrer Macht.

Ich persönlich habe so viele freundliche Erfahrungen bei Missionsleuten gemacht, ich habe ihr Walten, soweit ich Gelegenheit zur Beobachtung hatte, als so mild und segensreich empfunden, daß ich um keinen Preis als Gegner der Mission erscheinen möchte. Vielmehr möchte ich die Missionare den andern Ansässigen in manchen Dingen zum Muster aufstellen. Schon in der Art, wie sie oft mit geringen Mitteln ihr Heim und seine Umgebung traulich zu gestalten wissen gegenüber der lieblosen Nüchternheit der meisten Europäerwohnungen in der Südsee. Unrecht wäre es auch, der Verdienste zu vergessen, die sich deutsche Missionare um die deutsche Sprache bei den Eingeborenen erworben haben, in diesen Gebieten, wo das „Pidgin-Englisch“ wütet und von vielen Deutschen sogar sorglich gehütet wird.* Auch im Familienleben der Eingeborenen soll vielfach durch Missionseinfluß eine Besserung, und damit gesteigerte Kinderzahl eingetreten sein. Rührend ist es oft, mit welcher Liebe die Eingeborenen an ihren Lehrern hängen. Aber wie alle Menschen, haben natürlich auch die Missionare ihre Fehler. Manche von ihnen sind mit einer gewissen Willkür und Herrschsucht vorgegangen; sie haben, vielleicht bestärkt durch Weisungen vom Mutterhause, allzu wenig Achtung vor der vorgefundenen Kultur gezeigt, sie haben diese vielmehr als heidnisch schlechtweg bekämpft und die Leute zu Änderungen in ihrer Lebensweise veranlaßt, die nicht immer zum Vorteil waren.

Nur wenige haben so viele verschiedene Gebiete, Inseln und Völker unsrer deutschen Südseekolonien kennen gelernt, wie ich, die ich auf mehreren selbständigen Reisen mit meinem Manne, und darauf als Mitglied zweier größerer Expeditionen Gelegenheit hatte, auch die entlegensten zu besuchen. Es gibt da größere Unterschiede in Hausbau, Geräten, Kleidung und Lebensweise, als man bei uns meistens ahnt, und selten fand ich, daß das Vorgefundene nicht in ganz besonderem Maße der Art des Volkes und des Landes angepaßt war. Die Völker dort haben den Haus- und Bootbau von Urväterzeit her überkommen,

* Man lese darüber Friedericis Abhandlung in der „Kolonialen Rundschau“ von 1911.

Digitized by Google

ausgebildet und an manchen Plätzen sehr vervollkommnet. Wer einmal die großartigen Männerhäuser von Yap und Palau, die herrlichen, schönen Wohnungen in einigen Dörfern an Neu-Mecklenburgs Ostküste, etwa von Hamba, Lessu, Fesoa oder andern gesehen hat, wird die Einwohner nicht mehr ohne Einschränkung kulturlose Wilde nennen, er wird im Gegenteile vor mancher Leistung der Bewunderung voll sein. An der regenreichen Westküste sind die Hütten niedriger, zum größeren Schutze, auf den hochliegenden, nebelumhüllten und kalten Bergdörfern im Innern der Insel ist das Rundbach bienenkorbartig bis auf die Erde gezogen, sind die Eingänge winzig klein, um möglichst viel Wärme zu sammeln. Und so paßt sich alles den Verhältnissen an. Wollten einmal eine Anzahl Weißer sich zusammentun und mit den Mitteln der Natur versuchen, ähnliche Bauten aufzuführen, so würden sie wahrscheinlich kläglich scheitern, wie ja beispielsweise die Häuser weißer Händler, die nicht Geld genug haben, um sich die Bestandteile dazu fertig von irgendwoher schicken zu lassen, erstaunlich armselig und unschön sind. Wir Kulturmenschen haben verlernt, die Hilfsmittel der Natur zu benutzen, der zivilisationsferne Eingeborene vermag sich mit ihren Gaben zu kleiden und Unterkunft zu schaffen. Und so lange er das kann, ist er der freie Herr der Schöpfung.

Einige Bilder mögen dies deutlicher machen.

Da ist die kleine Insel Tumleo an der Nordküste Neu-Guineas, wo ich von den Schwestern vom heiligen Herzen Jesu sehr freundlich empfangen wurde. Die Zöglinge spielten lebhaft und vergnügt im Garten, aber die jungen Mädchen waren mit häßlichen, aus vielen dickstoffigen Flicken zusammengesetzten Hemden bekleidet, die diese körperlich zierlichen, aber von Gesicht etwas grobzügigen Papuas sehr entstellten. Angesichts der drei Nähmaschinen der Schwestern sprach ich meine ästhetischen und gesundheitlichen Bedenken auch offen aus, ich würde mich freuen, wenn die armen Kinder mit den Flickensammlungen, die sicher milde Gaben aus der Heimat sind, verschont blieben. Unsre deutschen Missionsvereine tun da trotz bester Meinung aus Unkenntnis manchen Schaden, indem sie die fast immer mit gutem Geschmack begabten Eingeborenen mit Gewändern beglücken, die nicht im entferntesten zu ihnen passen, unnötig und recht unschön sind. Da werden zum Beispiel unter Vorsitz einer Landesbelfrau in Mecklenburg allerhand formlose Hemden, Jacken und untragbare Kleidungstücke genäht, womit die armen Heidenkinder umhüllt werden sollen, an anderen Plätzen strickt man gar Strümpfe, die doch in den Tropen das Allerentbehrlichste sind. Ist es denn nötig, daß mit christlicher Gesittung geschmack- und reizloses Äußere eng verbunden sei? Will man den Leuten etwas Nützliches geben, so kann es sich nach meiner Ansicht nur um glatte, unverarbeitete Stoffe, Hüfttücher oder auch warme Schlafdecken handeln, die dann Alten und Kranken dienen würden.

Ich führe den Leser in die sturmumbrausten, von einer rauhen See umwogten Inseln der Ralik-Ratak-Gruppe, auch Marshall-Inseln genannt. Nur noch ganz vereinzelt findet man an entlegenen Teilen Häuser der alten Bauart. Auf vier starken, freistehenden Pfählen mit Querbalken darauf ruht eine aus feinen Stäben sorgsam zusammengebundene Decke, die durch ein Einsteigeloch Zugang zu dem Dachboden

Digitized by Google

und Schlafraum gibt. Der luftige Unterraum zwischen den Pfählen war der angenehme Aufenthalt der Familie am heißen Tage, bei rauhem Wetter wurden Matten zum Schutze aufgehängt. Der Maler Choris, Chamissos Begleiter, hat in altmodischer, aber anschaulicher Weise das Leben in solchen Häusern dargestellt, Chamisso selbst die schönen, sanften Leute beschrieben. Wo sind sie hin, die starken, reich tatauierten Männer im Grasschurz, die anmutigen Frauengestalten in ihrer kleidsamen Mattentracht? — Dort kommt trägen Ganges eine Reihe kichernder, schwatzender Mädchen in stoffreichen Kattunkleidern, das Haar ist mit häßlichen, grellfarbigen Zelluloidkämmen glatt zurückgehalten und hinten zu einem Schulmädelzopf vereinigt. Schlecht ist ihre Haltung in den losen, langen Hängerkleidern, die aus Keuschheitsgründen eng an den Hals und an den Handgelenken schließen und die Schweißbildung befördern, wobei dann leicht ein übler Geruch entsteht. Noch übler jedoch nehmen sich die braunen Männer aus in ihren Hemden, Hosen, Jacken und Hüten europäischen Musters, worin sie nach kurzem Gebrauch einen schäbigen, bettlerhaften Eindruck machen.

Wir sind jetzt bei einem vielumstrittenen Thema: Die Bekleidung der Eingeborenen, die von so vielen Weißen draußen und in der Heimat als ein erwünschter Fortschritt angesehen wird.

Immer mehr wächst in den Ländern der alten Welt das Verständnis für eine naturgemäße Lebensweise. Wer je das Wohlgefühl bei Licht- und Luftbädern genossen hat, muß bedauern, daß bei uns Klima, Sitte und andere Gründe nicht eine leichtere Kleidung erlauben, damit der kulturgeschwächte Körper an Luft und Sonne erstarken und gesunden könnte. In den Tropen verbietet sich uns jedes Entblößen von selbst, unsre dünne, bleiche Haut würde der glühenden Sonne nur mit wenig Ausnahmen standhalten. Aber den Kindern der heißen Länder gab Gott eine starke, dunkle, herrliche Haut, die sich weich über die Knochen und Muskeln legt, aller häßlichen Härten und Falten bar, wenn man Alte und Kranke ausnimmt. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Eindruck von anstößiger oder gar schamloser Nacktheit nach kurzer Gewöhnung schwindet, die Dunkelheit und größere Dicke der Haut wirkt an sich fast wie bei uns eine Bekleidung, und wenn dann noch Tatauierung hinzukommt (und die helleren Völker tatauieren sich sehr reich), so wird dieser Eindruck noch verstärkt. Ist es nun wohlgetan, diesen glücklichen Naturkindern nicht nur ihr Wohlbefinden, ja ihre Gesundheit, sondern auch ihre Unbefangenheit zu nehmen, weil uns, die wir aus ganz andern Bedingungen kommen, die dem Süden angemessene Freiheit von Kleidern zunächst befremdet?

Viele Missionare mögen im Grunde ebenso ihre Freude haben an den gewandten, unbekleideten Naturmenschen dort und längst einsehen, daß man sie am besten so ließe, aber sie wagen das nicht durch die Tat zu zeigen, weil man in den Mutterländern an den veralteten Ansichten festhält, daß größtmögliche Verhüllung Zeichen der Gesittung, der Kultur und des Fortschrittes sei. Hier wäre eine Aufklärung und dann ein Wechsel im System sehr zu wünschen. Noch ein weiterer Umstand spricht gegen die Stoffkleider der Eingeborenen: die Abhängigkeit, in die sie sich begeben, da sie sie nicht selbst erneuern können.

Entsprechend steht's mit den Häusern. Dort am Strande stehen die Hütten der vorhin beschriebenen Marshallaner: die Boston-Mission

Digitized by Google

hat die offenen Wohnungen als anstößig verpönt und die Leute gelehrt, aus eingeführten Brettern Buden zu bauen, mit Türen und festen Wänden, worin dann die Kattunkleider und andre Errungenschaften unsrer Kultur in malerischer Unordnung herumhängen und -liegen. Tritt man unversehens rasch in eine solche Behausung, so kann man erleben, wie eine Frau, die sich der großen Hitze wegen entblößt hat, angstvoll ihr Kleid überwirft; die Unbefangenheit ist verloren. Außerdem begünstigt die vermehrte Schweißbildung unter den Kleidern Erkältungen, sowie Ausbreitung von übertragenen Krankheiten, deren Keime nicht mehr von der Sonne zerstört werden können, wie ehemals am nackten Körper. Das ist nicht theoretische Annahme, die Tatsachen bezeugen es.

Ähnlich ist das Bild auf Kusae, das schon seit langem von derselben amerikanischen Gesellschaft missioniert ist. Bis auf die kleinsten Kinder ist alles bekleidet und die ursprünglichen Hausformen sind einem kunterbunt charakterloser Hütten gewichen. Die Kusaer sollen prachtvolle hohe Häuser gehabt haben, jetzt ist diese Baukunst verloren. Die Kusaerinnen waren berühmt wegen ihrer farbigen, schönen, überaus mühvollen Webereien, deren Hauptwirkung in den unzähligen Anknotungen der gefärbten Kettfäden bestand. Jetzt werden diese Matten, die frühere Kleidung der Leute, nicht mehr gemacht, die Frauen weben Hutbänder oder Gürtel, die auf die Schiffe verhandelt werden, Anilinfarben ersetzen die alten Naturfarbstoffe. Mit Mühe und großen Versprechungen gelang es mir, bei einigen Frauen die untergehende Kunstübung zu beleben, aber bald wird sie vergessen sein. Es wäre zu begrüßen, wenn wir in Deutschland Verwendung und damit Absatz für die kostbaren, schönen Tol-Matten fänden. — In Ponape ist es nicht viel anders. Die Leute eilen in Kleidern, mit Kopftüchern und Hüten in die Kirchen, die einst hochentwickelte Weberei hat aufgehört, die wundervollen alten Häuser werden selten, man sieht überall wahre Monstren nachgeahmter Europäerhäuser. Hier zeigt es sich auch sonst, daß man nicht ungestraft das geistige Eigentum eines Volkes verändert. Man hat den Leuten zum großen Teil ihre eigenen, altvererbten Sitten herabgesetzt, was sie nicht von den Weißen lernten, war schlecht, heidnisch oder wild. Manche wertvollen Überlieferungen, manche ehrwürdigen Bräuche sind da mit den wirklichen Mißbräuchen untergegangen, ohne daß es die Neuerer auch nur für nötig hielten, sich recht mit ihnen vertraut zu machen oder gar sie der Nachwelt zu überliefern. Darin ist wohl bei der heutigen Mission eine große Besserung eingetreten, immer aber berührt es als Willkür, wenn die Lehrer ihren Zöglingen alle möglichen Sachen verbieten, die sie nichts angehen.

In Truk, jener großen, zentral gelegenen Karolineninsel, wurde mir seinerzeit gesagt, daß die Missionare (Boston-Mission, jetzt durch Deutsche ersetzt) den Bekehrten ihren reichen Schmuck aus allerhand Muschelsteinen und Kokosperlen abredeten als etwas Heidnisches und die Sachen dann als Ethnographika verhandelten, während die Leute sich Stoffe und Kleider von der Mission erwerben müßten. Ich konnte nicht prüfen, inwieweit das wahr ist, jedenfalls sind mir ab und zu bei farbigen Missionaren auf diesen Inseln vorgedruckte Lieferungszettel über Kleider, Hüte und Bibeln in die Hände gekommen, und das Schiff, auf dem wir kamen, führte große Warenvorräte aus Amerika für den Missionar auf, die auf regen

Digitized by Google

Geschäftsverkehr schließen ließen. Nun tritt aber gerade auf Truk das Fehlerhafte solchen Tuns dadurch hervor, daß der Truker, der an und für sich lässig und wenig reinlich ist, daneben dem reichlichen Gebrauch des Gelbwurzelpulvers huldigt. Der ganze Körper, zumal das Gesicht, wird damit gepudert, oder das Pulver wird mit Kokosöl vermengt als Paste aufgetragen. Die Kleider nehmen nach und nach immer mehr und mehr von dem edlen Gelb auf neben dem reichlichen Schmutz. Ich sah ein Fest nach alter Art auf der Insel Vela, deren Leute in die alten Bräuche zurückgefallen sind, und mußte staunen über die günstige Veränderung. Fremdartig genug mag uns im einzelnen die Anordnung des Schmuckes erscheinen: die Diademe, Haarkämme, vielfachen Ketten um Hals, Arm und Bein, die aus den vergrößerten Ohrlöchern überreich hervorquellenden Kokosringe und großen weißen Muschelscheiben, aber es ist ihrer Eigenart angepaßt und kleidet sie gut. Prachtvoll, bald feierlich ernst, dann wieder wild und hinreißend waren die Tänze der Männer. Wie bogen sich die geschmeidigen, kaum verhüllten Leiber in sicherer Kraft und Schnelligkeit und zu ihrem eigenen Gesange tanzten sie fast eine Stunde lang mit steigendem Feuer. Und dabei die jungen, noch kindlichen Mädchengestalten, die mit niedergeschlagenen Augen in großer Zartheit die Arme und Füße bewegen, um den Fregattvogel- oder Schmetterlingstanz vorzuführen! Golden erglänzt die gepuderte Haut des Oberkörpers, die schön gewebte Matte um die Hüften biegt sich bei jedem Tritt der kleinen Füßchen, die feinen Gesichter werden von der fremdartigen Bemalung nicht entstellt, Halsketten und Armringe klirren leise, und die weißen Federn auf dem Kopfputz schwanken — es ist ein reizendes Bild der Anmut, das man nicht so leicht vergißt.

Reizend ist es auch, die Trukerin am Webstuhl zu sehen. Mit geringen Mitteln wird Treffliches geleistet, es bedarf der ganzen Aufmerksamkeit, um die haftenden Fäden zu entwirren und in die rechte Reihenfolge zu bringen. Die gelb-schwarz gemusterten Matten sind die schönste Kleidung dieser Frauen, und sollten ihre einzige sein!

Aus vielen Gründen ist es schwer, die schon beeinflußten Völker zurückzugewöhnen. Nun gibt es aber auf den kleinen entlegenen Koralleninseln und auf einigen größeren Eilanden ursprüngliche Menschen, die bis jetzt mit zäher Hartnäckigkeit der von den Weißen gebotenen sogenannten Kultur widerstanden. Sie gilt es zu schützen und zu bestärken in ihrer Art. Da ist zuerst das rätselhafte Herrenvolk der Insel Yap, dem die umwohnenden Inselvölker bis fern hinüber nach Truk dienten und Abgaben brachten. Die Yaper stehen noch unbeirrt in ihren strengen Sitten und Riten. Hoch ragen die gewaltigen sechseckigen Männerhäuser auf ihren Steinwerften — wie von Riesenhand hingestellt die Reihe der mächtigen, kaum behauenen Urwaldstämme, die das Dach stützen und die mit kunstvollen verschwenderischen Garnbindungen geziert sind. Hundings Hütte in unserer altgermanischen Sage mutet nicht viel anders an. Die saubern steinbelegten, schattigen Dorfwege, an deren Seite kleine Wasserläufe plätschern, woran rechts und links die umzäunten baumgeschmückten Gehöfte grenzen, sind ideale, kühle Aufenthalte bei der heißen Sonnenglut, bei den alles durchweichenden Regenschauern. Hier auf den Steinen bleibt der Fuß sauber, während die baumlose, ungepflasterte Straße des Europäerviertels sich bei Regen in

Digitized by Google

einen Morast verwandelt. Und die Männer, in der Eigenart ihrer kräftigen Glieder, ihrer starken, etwas faunartigen Gesichter, sie schreiten frei und schön wie zum Fest, das Haupt blumengeschmückt, die reich tatauierten Körper bis auf ein Bastgerieſel um die Hüften unbedeckt, Jünglingen des Altertums gleich! Wie armselig erscheinen dagegen die kümmerlichen, in schlotternden Anzügen steckenden Chamorro, ein spanisch sprechendes Mischvolk, das auf Yap angesiedelt ist. Die Yaperinnen in ihren großen, bauschenden Blätterröcken, aus denen die schönen Oberkörper so schlank und gerade aufragen, sieht man wenig; sie arbeiten hart im Felde und fliehen vor den weißen Männern, vor denen sie streng bewahrt werden. Das große, mühlsteinähnliche Steingeld, das vor den Häusern aufgerichtet ist, wurde früher unter Lebensgefahr auf Flößen von den etwa hundert Meilen entfernten Palau-Inseln herübergebracht, wo die Yaper es vom Sinterkalk der Felsen gebrochen hatten und an Ort und Stelle bearbeiteten.

Das bringt mich zu dem letzten und schönsten in der Reihe der Bilder, zu den Palau-Inseln, die mir durch wiederholten Aufenthalt besonders lieb und vertraut sind. Eigenartig reizvoll hat die Natur die Inselgruppe bedacht, aber die entzückendste Wirkung auf das Auge haben ihre Bewohner ihr gegeben. Durchstreift man die wilden, unbewohnten Waldländer, deren es leider, bei der Abnahme der Palauer, allzuviele gibt, so bringt man wenig wirklich schöne und erhabene Eindrücke mit, der Busch ist bei dem armen Boden kümmerlich und eng, und, wie die meisten Tropenwälder, überaus feucht. Die mit ihm wechselnden, trockenen Grasflächen bieten herrliche Blicke auf die zerrissene bergige Inselwelt, aber auf geht einem das Herz beim Eintritt in die von ehrwürdigen Fruchtbäumen beschatteten Dörfer; die langjährige Pflege des Bodens hat hier Wunder geschaffen. Freie, grasige Flächen mit jungem Nachwuchs schließen sich den prächtigen Gruppen riesiger Bäume an, und der Wechsel der Bilder, der Farben und Formen ist so reich, daß der gewiegteste Gartenkünstler nichts Schöneres schaffen könnte. Sind doch schon die breiten, steinbelegten Straßen, die Treppenaufgänge und Steinterrassen mit ihrem gründunklen Hintergrund bewundernswert. Die zierlichen, aus Balken und Flechtwerk gefügten Wohnhäuser zeigen große Feinheit der Arbeit, wie denn überhaupt die Palauer alles genau und ordentlich ausführen. Der schmucke hölzerne Hausrat, die rotlackierten, mit Muscheleinlagen verzierten Boote geben davon Kunde. Die größte Bewunderung jedoch nötigen die über und über mit bemalten Schnitzereien versehenen Klubhäuser ab, die einzeln oder zu zweien und dreien auf erhöhten Steinpflastern liegen. Schon die Wahl der Plätze zeugt meist von großem Geschmack, und die bildliche Darstellung von Sagen und Begebnissen, welche die inneren Trägerbalken und äußeren Giebel bedecken, verraten künstlerisches Empfinden. Mit den einfachsten Mitteln ist alles ausgedrückt, was die einzelnen Gestalten oder Gruppen uns sagen sollen. Trefflich sind die Tiere wiedergegeben, und wie stimmungsvoll wirken mitunter die mehr als naiv aufgefaßten Landschafts- und Pflanzenbilder! Alles ist geschnitzt und mit Erdfarben bemalt. Diese Klubhäuser haben einen gut behaunen Bretterfußboden und bieten den denkbar angenehmsten, kühlsten Aufenthalt bei der großen brütenden Hitze. Fast bei jedem solchen Männerhaus

Digitized by Google

ist ein Badeteich, der täglich mehrmals von den Männern benutzt wird. Geht man etwas weiter, so kommt man meist an ein Tarofeld, deren jedes Dorf eine Anzahl hat. Dies ist das Reich der Weiber. Träumend breitet sich dieses Meer sattgrüner Taroblätter, auf deren wachsmatter, geflammter Oberseite das Wasser in Silberperlen stehen bleibt. Alle Stadien des Wachstums sind in kleinen Feldern vertreten, bei deren Einteilung und Bepflanzung uralte Regeln walten. Die erhöhten Dämme schmücken Zierpflanzen, die Ufer bilden kleine Spitzen und Halbinseln, darauf Palmen und Laubbäume in schönen Gruppen ragen und aus dieser Arbeitstätte ein wundervolles Gartenbild machen.

Da kommt eine Reihe der braunen Schönen zierlich wiegenden Ganges, daß die seidig rauschenden Bastschürzen schwenken. Einige tragen ungeheure, in lose Körbe gepferchte Blätterbündel auf den Köpfen, womit sie das Feld düngen, andere haben Taropflänzlinge, die sie einsetzen wollen. An einer versteckten Stelle werden die saubern Schürzen mit alten, verbrauchten vertauscht, und nun geht es hinein in die grüne Pracht, die nur für das Auge so lockend erschien und in Wirklichkeit ein tiefer Sumpf ist. Mit spitzen Füßen stechen sie in den Morast, in den sie bis über die Knie versinken. Wo der Taro abgeerntet ist, müssen die Frauen die ganze braune Schicht mit den Händen forträumen, um ganz unten den frischen Dünger auszubreiten. Es ist harte Arbeit im heißen Tarofeld. Es kommt vor, daß Frauen morgens nüchtern vor Sonnenaufgang hingehen und erst nach Mittag heimkehren mit ihren Taroknollen, dennoch ist dieses Schaffen ihr Stolz und ihre Freude. Das ganze Feld ist von fließendem Wasser umrieselt, größere und kleinere Badeplätze sorgen für die Reinigung vom Schlamm, und sauber, wie sie gekommen, in ihren hellen Kleidchen, verlassen die Frauen ihr Feld. Würden sie, an lange Stoffkleider gewöhnt, noch die Arbeit tun, die das ganze Land mit guter, gesunder Nahrung versorgt? Haben sie einmal Kleider angenommen, so können sie sie nicht ablegen, ohne unanständig zu wirken; mit Kattunkleidern können sie nicht in den dunklen, gerbstoffhaltigen Schlamm gehen, und so müßte die Feldarbeit bald notleiden. Was das heißt, die Verstopfung einer Nahrungsquelle, kann sich jeder selbst sagen!

Schön sind die Bestattungsgebräuche; wie die Leute ihre Toten festlich schmücken und pflegen, in selbstgeflochtene Matten einhüllen, einen Tag lang besingen, ehren und betrauern und sie schließlich vor dem Hause in die Erde senken, so daß sie die toten Angehörigen in der Nähe behalten, während bunte und blühende Sträucher neben den steinernen Grabhügeln aufwachsen. Wie müssen wir dagegen unsere Toten hingeben, in den häßlichen, gekauften Sarg, in fremde, weit entfernte Kirchhofserde!

Helle Sonne liegt auf dem trocken gefallenen Korallenriff, das sich blendend in schmutziger Gelbheit, scheinbar von allem Tierleben verlassen, breitet. Tümpel stehengebliebenen Meerwassers sind vereinzelt nahe der Küste und mehren sich dem Meer zu. Da sammeln sich die Männer und Knaben des Dorfes: mit Netzen, Behältern und Fischspeeren ausgerüstet, eilen ihre geschmeidigen, bronzenen, sonnegewöhnten Körper dahin auf dem unebenen, schlüpfrigen Grund, dessen Schärfen sie vermeiden oder an den lederstarken Sohlen nicht fühlen. Hier hat

Digitized by Google

einer der Knaben eine Muräne entdeckt, die ihren Kopf zu weit aus ihrem Loch steckte, und schon windet sich der große, giftbissige Aal an dem Fischspeer des kleinen Jägers. Krebse, Seegurken, kleinere Fische werden auf dem Wege mitgenommen, aber alles strebt möglichst schnell nach dem Riffrande, wo die Korallen jählings abfallen und die tiefe, blaue See beginnt. Hier ist ein Getümmel von Fischen: die blanken, großen Hornhechte und silbernen Meeräschen schießen in wilden Sprüngen durcheinander, die Menschen laufen, springen und jagen in dem über knietiefen, bewegten Wasser, mit großer Sicherheit und Schnelle die Beute spähend und treffend. Wollte ein Europäer es ihnen nachtun, er würde sich schnell seiner Unfähigkeit diesen Naturföhnen gegenüber bewußt werden. Solche Geschicklichkeiten müssen von Jugend an geübt werden, und erhalten dann auch die Körper bis ins Alter gewandt und wohlgeformt. Möchten alle weißen Lehrer darauf Rücksicht nehmen, daß den Kindern auch Zeit zur Erlernung ihrer Eingeborenenkünste bleibt, die für sie im späteren Leben von so hohem Wert sind! In Truk sah ich braune Zöglinge, die nicht einmal ein Boot sicher auf den Strand bringen konnten.

Ich könnte noch vieles aus dem Leben der Palauer erzählen, sie zeigen sich in allem als ein geistig entwickeltes, reges Volk auf hoher, eigener Kulturstufe, die ihrem Land und Klima angepaßt ist. Wenn gerade diese Menschen sparsamer als andre ihre Körper verhüllen, so zeigt das am besten, daß die Kleidung kein Gradmesser der Kultur zu sein braucht. Ich wiederhole meine Bitte an die dortige Mission, besonders an die neu hinzugekommenen Schwestern, darin nichts ändern zu wollen, eine Bitte, die ich ihnen seinerzeit persönlich aussprach. Einer der Palauer Missionare, es sind Kapuzinermönche, sagte mir einmal, er nähme die ihm von den Eingeborenen gebotenen Speisen nur von palauischen Geräten, jener selbstgeschnitzten Schüsseln, nicht von eingeführten Porzellantellern, er ermuntere sie auch ihre Bauart und Sitte beizubehalten. Möchte solche Gesinnung nicht vereinzelt sein! Welche schöne Aufgabe würde damit der Mission erwachsen als Erhalterin der alten Landessitten zu Nutz und Frommen der Pflegebefohlenen, denn nur so können sie sich stark und lebensvoll entwickeln.

Es wäre sogar für die Weißen gut, sich einiges von der Lebensweise der Eingeborenen anzueignen, in Haus- und Gartenbau, Speisen usw. Unsre Landsleute in den Südseegebieten leben unnötig teuer in ihren nüchternen, angeblich praktischen Tropenbehausungen, die für dasselbe Geld auch hübsch sein könnten. Das gänzliche Ausroden des vorhandenen Pflanzenwuchses geschieht wohl der Moskito- oder Malariagefahr wegen, doch habe ich für mein Teil keinen Unterschied zum Nachteil bemerken können, wenn ich längere Zeit in den schattigen Dörfern der Farbigen lebte.

Zwischen den tödlich langweiligen, heißen Pflanzungen der eingewanderten Weißen wären schmale Streifen natürlichen Baumwuchses, wie man sie bei den Farbigen findet, sehr erwünscht fürs Auge und, wie sich neuerdings herausstellt, auch von praktischem Nutzen. Künstler und Ethnographen, die imstande sind, sich in die Umwelt einzuleben, sollten Gelegenheit haben, praktisch beim Ausbau unserer Kolonien, bei Anlage weißer Siedlungen mitzuwirken. Sie würden sicher bald Rat schaffen

Digitized by Google

und zeigen, wie man wohlfeil, zweckmäßig und schön zugleich aus dem Bodenständigen heraus bauen kann, und wie sich das Leben reicher und würdiger einrichten läßt, als jetzt meist der Fall ist. Der Maler Vogel, der gelegentlich der Hamburger Südsee-Expedition die Verhältnisse kennen lernte, hat unter anderm beachtenswerte Vorschläge gemacht zur Verbesserung der geschmacklosen Kleidung farbiger Dienerinnen. („Eine Forschungsreise im Bismarckarchipel" von Hans Vogel.) Photographien, die mir aus anderen deutschen Kolonien zu Gesicht kamen, zeigen, womöglich noch deutlicher, wie verbesserungswürdig durchweg die Bekleiderei der dunklen Bediensteten ist. Ich möchte mich da an alle, die hier gute Vorschläge machen können, mit der Bitte darum wenden. Will man seine farbigen Diener bekleiden, und das wird in den meisten Fällen wünschenswert sein, so gebe man sich auch die Mühe dies in geschmackvoller, ihrer Natur angepaßten Weise zu tun, wie etwa bei den Tamilen und Singalesen auf Ceylon geschehen ist. Nie sollte die Luft zu sehr abgesperrt sein, Beinkleider sind fast immer zu vermeiden, mit Ausnahme vielleicht solcher von chinesischem Schnitt.

Doch dies sind besondere Fragen, die sich wohl noch in weit besserer Weise lösen ließen, wollten Berufenere als ich ihnen ihr Aufmerken zuwenden. An alle, die gleich mir ein tiefes Bedauern mit dem Verfall im Eingeborenenleben empfunden haben, wende ich mich um Ratschläge.

Diese Völker gehen unter durch das rücksichtslose Hineintragen unserer ihnen fremden Kultur und Unkultur. Möchte da die Regierung feste Normen finden, die allen Beamten als Richtschnur dienen, damit nicht jeder Neukommende die Maßnahmen seines Vorgängers umstoßen kann! Der Regierungsbeamte soll lernen, seine Schutzbefohlenen zu verstehen, sie unterstützen in ihren alten Rechten und Sitten, wo diese gut sind, ja diese selbst mit leisem Nachdruck verteidigen gegen unberechtigte Eingriffe von andrer Seite. Die Mission aber möchte ihre höchste und schönste Aufgabe darin finden, in aller Stille und Geduld die Gesinnung des reinen Christentums in den von Dämonenglauben aller Art geplagten Seelen ihrer Pfleglinge zu verbreiten und etwa vorhandene Roheiten gegen Tier und Mensch zu bekämpfen, nicht aber die äußeren Kennzeichen unsrer christlichen Kultur ihnen aufprägen. Damit werden auch gar zu leicht Dünkel, Heuchelei und jene andern Fehler großgezogen, von denen die Klagen über missionierte Farbige sprechen.

Die meisten dunkeln Völker sind sanft, genügsam und geduldig, wenn sie nicht gereizt oder durch Kriege aufgestachelt sind. Glückt es vollends den Missionaren, die Völker äußerlich in ihrer Eigenart zu erhalten oder gar zu ihr zurückzuführen (und niemand anderem ist die Möglichkeit dazu so gegeben wie ihnen), so haben sie neben ihrer eigensten Mission ein weiteres großes und segensreiches Werk getan. Die Kolonialbeamten aber werden sich ein dauerndes Denkmal setzen, wenn sie den Heimatschutz auch auf die Kolonien übertragen. Elisabeth Kramer-Bannow

Digitized by Google

Wandern und Vaterlandsliebe

Sechs Mann hoch waren wir aus den Thüringer Bergen hinabgestiegen durch Sachsen und Brandenburg und über Berlin hinaus. Wir wollten zum Meere, zu Fuß nach Greifswald. Im fruchtbaren Pommern hatten wir auf einem großen Gute Bleibe gefunden. Es war an einem Sonnabend. Und wie der helle weiche Sommerabend leis die korngefüllten Scheuern zudeckt, und wie wir wandermüde die Nagelstiefel ausziehen, da kommen in kleinen Gruppen über den weiten Hof die Tagelöhner zur Lohnauszahlung. Im Flur gerad vor uns sitzt der Verwalter mit seinen Büchern und Zetteln, neben ihm die Vorschnitter. Die Leute werden vorgerufen und erhalten ihr Geld. Erst ein paar Deutsche, und dann Polen und immer wieder Polen. Wir wollen gerad auf unser Lager steigen, da hören wir draußen Schimpfen und Fluchen. Da glaubt einer den Akkordlohn nicht richtig bekommen zu haben und redet nun los in einer fremden, uns unverständlichen Sprache.

„Kinnings, was haben wir jetzt ein paar Tage lang gesehen? Güter und immer nur Güter, und auf allen diesen Gütern wie hier: Polen und immer nur Polen. In diesen Jahrzehnten werden vom Osten her ganze Landstriche unsres Vaterlandes friedlich erobert, ebenso gründlich wie weiland von unsern angelsächsischen Vettern Britannien, als sie von den alten Briten zur Hilfe gerufen wurden. Ja, auch wir rufen uns Fremde als Hilfe in Berufen, die unsre Landsleute verschmähen, wie einst die Römer sich die Germanen fürs Waffenhandwerk riefen — bis unsre germanischen Vorfahren später ungerufen kamen."

Wir waren sehr still, als wir heut schlafen gingen. — —

Ein andermal in Böhmen. In den Dorfgasthäusern stehen Sparkassen auf dem Tisch, darauf steht: „Für den deutschen Turnverein." Diesen Turnverein sollten wir noch kennen lernen. In einem kleinen Städtchen waren wir angeredet worden: „Kommen Sie heut abend in den Schwarzen Bären." — Niedrige Stuben, lange Tische, wackere Bürger, die über dies und das reden. — Ein würdiger Handwerksmeister begrüßt uns mit freundlichen Worten und sagt, sie wollten uns erzählen und zeigen, was unsre deutschen Brüder hier zu kämpfen und zu dulden hätten.

Es war feierlich unter all den Leuten. Wir hörten von dem stillen und heißen Ringen ums deutsche Volkstum. Und wir, die wir frei und sorglos in den Turnstunden Vaterlandslieder gesungen hatten, weil sie so frisch klangen und einen so schneidigen Marschtakt hielten, wir sangen heut wieder: „Deutschland, Deutschland über alles."

Aber es war heute ein ganz neues Lied. Ein Erlebnis, das uns ganz durchschüttelte. Ein Bekenntnis, ein Gelübde. — —

Auf freier, fröhlicher Fahrt im Hessenlande. In einem Einzelgehöft wohnt der Bauer, der uns aufgenommen hatte. An den Wänden der Wohnstube Soldatenbilder. Vom Reden über die Ernte kamen wir zum Weltlauf im allgemeinen und im besonderen. Und wie der Alte erzählte und urteilte, so schlicht und doch so stark, so praktisch wägend und doch aus reinem Christentum, aus warmer Vaterlandsliebe und aus einem reichen Herzen, da wußte ich, wer die Schlachten von 1870 gewonnen hat.

Digitized by Google

Als wir uns gute Nacht sagten, drückten wir uns die Hände wie alte Freunde, die sich seit Jahren kennen. — —

An einem Abend in der Rhön. In die Schulstube hatte man uns Stroh geschafft, dort wollten wir schlafen. Am Abend gingen wir noch einmal ins Dorf, um dort mit den Leuten zusammenzutreffen und wenn möglich von ihren Liedern zu lernen. Ich selbst ging Milch holen.

Da erblicken wir eine Frau. Die ist schmutzig und blöde. Auf dem Arm hat sie ein kleines Kind: an einem riesigen Wasserkopf ein schwächlicher Leib — wie das nur leben konnte! Ein Kretin.

Ich sehe mir genauer die andern Kinder an, die hinter uns hergekommen waren. Fürchterlich, wie sie aussahen! Ein Angetrunkener kommt angetorkelt und sucht uns klarzumachen, wir müßten in seiner Scheune schlafen.

Der Lehrer erzählte mir nachher, daß es in der Schule kaum möglich wäre, vorwärts zu kommen.

Warum?

Der Suff! —

Als wir auf unserm Stroh lagen, sagte der Führer: „Vergeßt dies Rhöndorf nicht! Hier habt ihr einen chemischen Prozeß in der Retorte, der sich anderswo unmerklicher, langsamer, verdeckter abspielt. Wenn ihr mal älter seid und Stellung zu nehmen habt zur Alkoholfrage — und als Kulturmenschen habt ihr die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das zu tun — dann denkt daran, daß es nicht bloß darauf ankommt, für euch selbst die richtige Antwort zu finden. Denkt dabei auch ans Draußen, ans große Vaterland. Geht am Sonnabend abend durch die Straßen einer Fabrikstadt, denkt an dies Rhöndorf, und dann entscheidet euch. »Um die Milliarden, die sie versaufen, könnten die Deutschen die Welt sich kaufen.«"

Man hat an einigen Orten die Jugendwandervereine zu Schaufesten heranziehen wollen, und als die Wandervögel nicht recht mitmachen wollten, da waren einige Überpatrioten nicht müßig in Verdächtigungen gegen uns.

Ihr lieben Eltern und Freunde der Jugend! Glaubt ihr, eine Jugend, die die Gaue ihres Vaterlandes durchwandert, die die warme Sommernacht in einsamen Zelten verträumt und sich den scharfen Winterwind deutscher Gebirge beim Schilauf ums Gesicht wehen läßt, ja, ich frage euch: K ö n n t ihr denn überhaupt anders als glauben: solche Jugend muß ihr Vaterland lieben mit allen Fasern des Herzens und der Seele?

Laßt eure Kinder wandern! Seht mit freundlichem Wohlwollen auf die stürmende, drängende Jugend, die einmal sich befreit von allem Zwange und ihren eigenen romantischen Idealen lebt. Strebt nicht danach, Paragraphen aufzustellen, nach denen gewandert werden muß. Raubt der Jugend nicht die Poesie ihres Jugendtollens. Wo Stadtluft die Jungen angekränkelt hat, daß sie lieber in Kneipen hocken und in faber Blasiertheit im Schleichschritt durch die Straßen trotten, da mögen einsichtige Freunde des Vaterlandes sie bei der Hand nehmen und sie durch Berg und Tal, Wald und Feld führen, bis sie wieder Kraft bekommen haben zu eigenen Abenteuerfahrten. Danken wollen wir diesen Männern.

Glaubt es aber einem Erfahrenen: sogar das Spiel „Räuber und

Digitized by Google

Soldat", das die Jungen aus sich selbst heraus organisiert haben, ist selbst für die Liebe zum Vaterland nicht wertlos, ja, es ist vielleicht wertvoller dafür, als eine Kriegsspielübung mit Regimentsmusik und sechs aktiven und sechs Reserve-Offizieren. Wo in der Jugend noch nicht der romantische Sinn erloschen ist, wo sie von selbst in schönem Wandern höchste Freude findet, da laßt sie nicht nur gewähren, nein, da werdet Schirm und Schutz der Jugend wider trockene Philisterei, die bei allem Tun einen Zweck sehen muß, den sie selber erkennen kann und womöglich: den sie selber gesetzt hat. Laßt die Jugend wandern um des Wanderns willen. Weil es ein Heidenspaß ist, am kleinen Feuerchen seine Kartoffeln zu pergeln, einmal all unsrer schönen Überkultur zu entsagen, Wälder zu durchstöbern, am See sein Zelt aufzuschlagen, mit dem Bauern und seiner Kunst gut Freund sein, die Flüsse Deutschlands zu durchschwimmen. Einfach und natürlich froh zu sein. Zu leben gemäß dem Zweck, den Mutter Natur doch wohl mit den Halbwüchsigen vorhaben muß, wenn sie ihnen an so Einfachem so viel Freude schenkt!

Es wird sich als sichere Nebenerscheinung solchen Wanderns zeigen, daß es zu körperlicher Kraft, zu einem gesunden Empfinden für Schönheit in Natur- und Menschenwerk, zu Heimatfreude, zu Vaterlandsliebe und zu Gefährtentugend führt, ohne daß man all solches wie ein Ziel aufstellt, in dem ein Examen bestanden werden muß.

Laßt die Jugend wandern und freut euch der Burschen, die nicht mit Vaters Gelde den feinen Mann spielen wollen. Es werden tüchtige Deutsche werden.

Jena Georg Schmidt

Gerhart Hauptmanns Festspiel

Die „Schwächen" dieser Dichtung „in deutschen Reimen" liegen so unverhüllt am Tage, daß ihre ausführliche Darlegung wohl keinem kritischen Verstande besondere Ehre machte. Wenn es eine scheinbar gute Gelegenheit gibt, aus dem Waffenschrank einer früheren Ästhetik den herben Pfeil: „Stillos" zu holen, so hat sie Hauptmann hier geschaffen. Er beginnt auf einer Riesenbühne mit dem kleinsten Format der Theaterei, mit Puppenspielvorstellungen, indem er in einer Art Rahmenspiel den „Direktor" auftreten läßt, welcher durch Sternenmantel und manche Worte seine Gottähnlichkeit von vornherein weist; neben ihm springt Philistiades auf, der als Götterbote, Regiegehilfe und Spruchbandvorleser dient. In langen Vorreden, die fast ein Zehntel des Buches füllen, stellen sie ihr „Welttheater" vor, seinen Umfang, seine Möglichkeiten, seine Puppen — von denen „jedwede blutet, wenn man sie ritzt". Aber schon die erste Szene macht diese Stilanweisung vergessen. Ein „Pariser Straßenbild aus der Revolutionszeit" lebt von den schauervollsten Worten und grausigsten Wirklichkeitvorstellungen und führt mit seiner welthistorischen Bedeutung, die noch von einem lebenden Bild * vertieft wird, weit aus dem „Rahmen" hinaus, der sich mit Philistiades' Worten gleich wieder unorganisch vordrängt. Kaum ist er davon, so hebt sich

* „Man erblickt die Guillotine und Samson, den Henker der Schreckenszeit, daneben, der ein abgeschlagenes Haupt — (Louis Capet) — hochhält. Der Trommler Mors schlägt einen dumpfen Wirbel."

Digitized by Google

die Dichtung abermals in Sphären, wo nicht das Puppenhafte, diesmal aber auch nicht der bisher bevorzugte deutsche Knittelvers gilt: die Pythierin in mystischem Lichte spricht inbrünstig heiße Worte auf Europas Schicksal.

„Europa, du, dem Christengotte untertan!
du, seit der Griechengötter Flucht mit Nacht bedeckt,
in deines Schicksals Abgrund blick ich tief hinein
und fernehin vorsehend deiner Zukunft Weg.
Du zuckteſt oft und zuckſt auch jetzt in Blut
und Schmerzen auf, gleich einer Kreißenden,
denn immer iſt das Kind noch nicht geboren, das
du ſeit zweitauſend Jahren ſchon geboren wähnſt.
Europa, du noch immer Schwangre mit der Frucht
des Zeus, der dich in Stiergeſtalt trug durch das Meer,
du Heimatloſe, die gleich Jo umhergepeitſcht
als Kuh, von Herens Rache, nicht zur Ruhe kommt.
Wutſchäumend, blöd und ſinnlos brüllend, raſeſt du,
in eine Wolke ſchwarzer Bremſen eingehüllt,
die giftige Stacheln in dich ſenken, Tag und Nacht
in unermüdet gieriger Arbeit, dicht wie Staub."

In fernen Zeiten gewahrt ſie, nachdem „die Schmerzbrüllende" noch lange „durch Stein und Dorn gehetzt", „dämmern fern des Friedens Tag", wenn einſt „Europens Friedensfürſt" geboren ſein wird.

Raſch reißt der Dichter den Hörer nun wieder aus der philoſophiſch-dichteriſchen Erſchütterung in die Jakobinerauftritte zurück, deren blutige Ausſchreitungen der zwölfjährige Knabe Napoleon, harmlos kreiſelnd mit der „Welt", unterbricht, der nach wenigen Wortwechſeln mit dem Rufe „Vive l'empereur!" davongetragen wird. Wo ſtand man eben noch? Napoleon zwölfjährig, alſo — *vor* der Revolution? Jakobinerregiment — alſo *in* der Revolution? „Vive l'empereur!" — alſo *nach* der Revolution? Hauptmann läßt dies verſchwiegen. Philiſtiades nennt den Vorgang naiv „eine Art Geniebliß", rekapituliert raſch die Weltgeſchichte von der Krapüle bis zur Kaiſerkrönung in etwas dünnen Verſen, und ſchon ſind wir im faſtnächtigen Deutſchland, wo unter Friedrichs des Großen Schelten und Napoleons beifällig-ſelbſtgefälligen Reden der alte Reichskaiſer und Reichsadler verſchimpfiert werden.

Schon iſt die Hälfte des Buches faſt verbraucht, da tritt deutſches Volk und Weſen auf. Hegel, Turnvater Jahn, Freiherr vom Stein, deutſche „Bürger", ein „Weltbürger", Gneiſenau, Scharnhorſt, Kleiſt, John Bull mit dem Geldſack, alle dieſe wechſeln Spruchbandworte („Ich bin der Turnvater Jahn. Echt grobianiſch, echt teutoniſch."), ein jeder in dem Sinne, wie die Geſchichte ihn berichtet: Hegel napoleoniſch, das Volk lau, ängſtlich, demütig, die andern glühend umſturzfreudig. John Bull bietet vergeblich der Menge Gold. Er verſteht ihr Zaudern nicht,

„So frage ich alſo zum letztenmal . . .?

Stimmen

(aus der Orcheſtra)

Wir bleiben neutral! Wir bleiben neutral!

John Bull mit ſeinem Geldſack verſchwindet hinter der Gardine. Eine Kriegsfurie raſt durch die Menge, zwei brennende Fackeln ſchwingend. Sie

Digitized by Google

stürmt die Treppe hinauf zur ersten Bühne. Gleichzeitig hört man gedämpften Kanonendonner."

An dieser Stelle gewinnt Hauptmann meinem Fühlen nach die Ebene, wo die riesenhaften geschichtlichen Ereignisse ihre innere Gewalt hergeben können. Mit Puppenspiel, lebendem Bild, Fastnachtsymbolik, Pythischer Weissagung, Spruchbandtechnik, mit deutschen Reimen, Streckversen, französischen Brocken, englisch-deutschem Schnack, mit buntem Szenengewirr vorher rang er um die Möglichkeit, gleichzeitig Geschehnisse und deren tiefere Bedeutung, Bild und Gedanken, Anschauung und Deutung zu geben, und was ihm im Wechsel des Wollens einzig gelingen konnte, war: bald dies, bald jenes und oft dies von jenem zersetzt. Mit Worten echter Menschlichkeit, mit einigen Anschauungen und Erfindungen von dichterischer Kraft mußte man sich bis dahin begnügen.

Die Furie brüllt die letzten Ereignisse mit erschreckend bösen Worten aus: Preußens Schwäche, Louis Ferdinands Tod, Jena und Auerstädt, die „Blutsprache" der korsischen Majestät und ihrer Marschälle, die Retraite der guten alten Zeiten vor dem neuen Leben, dem Lichte der Vernunft.

„Krieg! Krieg! ich verkündige Preußens Untergang!
Ihr schlieft zu lang! Ihr schlieft zu lang!"

Das Publikum antwortet noch immer:

„Was geht uns das an: Jena und Auerstädt?
Tant de bruit pour une omelette."

Noch einmal tritt Philistiades mit einer geschichtlichen Betrachtung, mahnend zur friedlichen, „gesunden Freiheit" der „Vollstrecker der Reformation", Preußens und Englands, etwas ablenkend auf. Dann aber beginnt vor einem noch haltloseren Publikum Fichte eine metallene Ansprache im Sinne seiner Reden an die Nation. Er endet:

„Werdet ihr endlich das Machtwort sprechen?
Schlagen die große Reveille der Selbstachtung
in die schmachvolle Todesumnachtung?"

Bürger gegen ihn, Studenten für ihn, so entspinnt sich langsam ein Geplänkel um Fichte, in das endlich Blücher mit starken Worten eingreift. Plötzlich ertönen die Schüsse der Füsillade an Schills Offizieren, die ein lebendes Bild nun als Leichen zeigt. Napoleon, auf der Höhe der Macht, sieht sie und schreitet mit ein paar nachdenklichen, harten und klaren Worten über das schlimme Bild hinweg zu ekstatischen Erobererphantasien. Sie werden zur Tat: Abermals stürzt nach diesen kurzen, starken Auftritten die Kriegsfurie herein.

„Krieg! Krieg! Ihr habt geschlafen.
Die Welt steht in Waffen. . .
Ich verkündige Rußlands Untergang.
Ihr schlieft zu lang! Ihr schlieft zu lang!"

Die Furie rast davon. Die Orchestra hat in Dämmer gelegen. Von dort her werden jetzt einige Stimmen vernehmlich.

Erste Stimme: „Er treibt die Welt wie einen Kreisel!"
Zweite Stimme: „Gottesgeißel! Gottesgeißel!"
Dritte Stimme: „Blitzschleuderer! Ägiserschütterer!
Wolkenversammler! Reichezersplitterer!"

Digitized by Google

Die obere Bühne enthüllt sich.* Man erblickt Napoleon, als Zeus, auf dem Thron, zu seinen Füßen den Adler. Es blitzt in seiner Hand. Ein furchtbarer Donnerschlag rollt nach. Aber das Bild verblaßt in zunehmender Dunkelheit und allmählich eintretendem Schneeflockenfall. Während des folgenden hört man Schlittengeläute. Stimmen aus der Orchestra:

„Duckt euch, duckt euch.
Es gewittert!
Die Bühne erzittert!
Es schlug ein. Aber wo?
Wo? wo? wo schlug es ein?
Es ist still, ganz still;
So verhalten!
Es riecht nach Schwefel und Brand!
Hat sich die Erde gespalten?
Armes Deutschland.
Was ist das für ein Blutgequill?
Nein, es ist Regen, ist blutiger Schnee.
Horcht doch: was ist das? Seufzer Sterbender!
Röcheln im Eis und Schnee Verderbender!
Abgerissene Glieder! Wunden! Lumpen!
Zähnefletschende Leichen! Blutklumpen!
Hunde und Wölfe in Eingeweiden wühlend.
Tod aus steifen Kadavern schielend."

Es ist heller geworden. Nur die erste Bühne ist noch unverhüllt. Dort sitzen zwei preußische Unteroffiziere an einem grünen Tischchen bei der Lampe. Sie halten Gänsefedern und haben Schriftstücke vor sich. Der Eintritt zu dieser Bühne aus der Orchestra wird durch preußische Soldaten abgesperrt, die mit vorgehaltnem Gewehr andrängende deutsche Mütter aller Stände zurückweisen.

Erste Mutter:

„Was ist geschehen? Was ist geschehen?
Blutregen fällt auf meine Hand."

Zweite Mutter:

„Ich will meinen Sohn wiedersehen.
Er zog mit dem Kaiser nach Rußland.
Der König hat ihn nach Rußland gesandt.
Hier bleibe ich stehen unverwandt.
Warum hat ihn der König hingegeben,
Für den Korsen zu lassen sein Leben."

Nach dieser großartig einfachen Vision von Napoleons Untergang im unendlichen Schnee und unter dem unheimlichen Klingeln des Schlittens, nach der furchtbaren Erhebung der ahndevollen Mutterherzen nimmt das Festspiel immer mehr visionäre Züge auf, immer rascher wechseln die Monde, immer reiner spricht das eigentlich Innere der Ereignisse. Die Mütter streiten mit den Beamten, Studenten treten hinzu und befreien sie von der Härte der Soldaten, die „nationale Ehre" erwacht in Körner-

* Die Bühne hat drei hintereinander liegende Teile, von denen jeder höher ist als der vordere.

Digitized by Google

schen Worten, Stein erscheint, indem die erste Mutter allmählich zu heldischer Größe wächst, die Notwendigkeit der Einigkeit, des Opfers ersieht und flammende Worte des Mutes findet. Zur „Athene Deutschland" gekrönt und gewappnet, opfert sie zwei ihrer Söhne symbolisch am Altar. Die Volksmenge tost in Freiheitdrang, die Lieder der Zeit klingen auf. Das Festspiel ist damit zu Ende. Der Dichter aber hat sein letztes Wort noch nicht gesagt. Durch Philistiades gedenkt er des tragischen Endes des Korsen. Durch Athene Deutschland wendet er den Blick von dem Grauen und Wirbel der Zeit auf die Ewigkeit und die Hoffnung der Zukunft. Einsam steht sie

„Hoch überm finstern Wahn des Krieges,
hoch überm Taumel blutigen Sieges."

Während eine leise Sphärenmusik durchsichtiger Klänge ertönt, begibt sich die letzte größte Vision Gerhart Hauptmanns.

„Welch reine Töne, neue Klänge hör ich nun,
da sich aus blutiger Nacht der reine Tag erhebt.
Die Reifen schmelzen, die ein Alp um mich geschweißt,
und reich und leicht vermählt sich mir das klare Licht.
Wie Nacht von meinem Helm und Schild und Schwerte rinnt,
zum Hades, also trieft von meiner Seele auch
das Nächtliche und sinkt hinab. Der blutige Spuk
zergehet. Noch schauernd von dem Bad traumschwerer Nacht
betret ich nun den reinen Gipfel des Olymps,
die klare Heimat selger Götter. Hoch hinaus
mich weitend in des lichten Athers andres Bad.
Und alldurchdringend, mich durchdringend allzugleich,
erkenn ich meines Daseins, meiner Waffen Sinn:
die Tat des Friedens ist es, nicht die Tat des Kriegs.
Die Wohltat ist es! Nimmermehr die Missetat!
Was andres aber ist des Krieges nackter Mord?
So ruf ich euch denn auf, ihr eines anderen Krieges
Krieger! Ihr, nicht todbringend, Leben Schaffende.
Des heiligen Werkzeugs goldne Waffe schenkt ich euch,
die volle Frucht aus steinigem Grund zu schöpfen, und
ich machte euch zu Ringern mit dem Wahn. Ich hob
des blinden Hasses Binde euch vom Auge los.
Ich machte euch zu Liebenden. Ich wies euch an,
Pfade zu treten mit des Friedens lieblichen
bekränzten Füßen. Breite Straßen lehrt ich euch
auswerfen für der Liebe Bruderschritt. Ich hieß
die Kluft, die unversöhnliche, verstummen, und
die Trennende sich fügen in das Brückenjoch.
Nun eint sich über Klüfte hin so Mensch zu Mensch,
wie Volk zu Volk. Beladne Karawanen ziehn
köstlich belastet, außer mit der Zwietracht Last.

In der Orchestra erscheint der Anfang eines schön gegliederten Zuges, der alles umfaßt, was der Friede an Tätigkeiten und Segnungen enthält. Mit Bannern, Fahnen und bekränzten Werkzeugen schreitet der Handwerker neben dem Landmann, der Adlige neben dem Bürger, der Bergmann neben dem Schiffer und Fischer. Schöne Frauen aller Stände,

Digitized by Google

aber besonders Landmädchen sind darunter, die Fruchtkörbe tragen, Getreidegarben usw. Seine Krönung gleichsam bekommt der Zug durch große Männer aller Zeitalter; in porträtähnlichen Erscheinungen sieht man Künstler, Dichter, Forscher, Philosophen, Musiker und Erfinder. Auch einige Herrscher, die sich um die echte Kultur ihrer Völker verdient gemacht haben. Bekränzte Knaben tragen bekränzte Namenstafeln hinter den auszuzeichnenden Erscheinungen her.

Athene Deutschland

Welch eine Schar erklimmt die Stufen jetzt zu mir herauf:
wie freundlich rauschen ihre Banner mir
und wohlbekannt aus meines Tempels altem Dienst.
Empor! Empor! Mir ist, als würde ich erst jetzt
zur Göttin! Und als wäre des Olympos Glanz
nur eine Leere, etwa eine andre Nacht.
Dort wo ich bin, und wo ihr zuströmt, ist das Licht:
wir nie Getrennten, stets Geeinten, wissen nichts
von Krieg. Und also wohnt der Friede unter uns!
Nicht da, nicht dort und etwa nicht umringt von uns,
wie einer heiligen Schar, die einen Herrscher schützt,
nein! Unsre Seelen sind in seiner Seele eins!
Uns trennen Sprachen, trennen Strom und Meere nicht.
Nicht trennen Götter, noch der unbekannte Gott
die, denen aller Menschen Heil am Herzen liegt.
Was trennt, ist Irrtum, Irrtum, der allein den Haß
entfesselt, ist Unwissenheit, ist nackte Not
des Hungers! Nicht was Göttliches im Menschen wohnt.
Denn dieses Göttliche ist Eros! Eros ist
der Schaffende! der Schöpfer! Alles was da lebt
ist Eros, ward aus Eros, wirkt in ihm und zeugt
ihn neu. Und Eros zeugt sie immer neu, die Welt! —
Was ist der Sinn des Auges ohne ihn? Nur er
entschleiert Schönheit: dem Gehör, wie dem Gesicht,
so dem Geruch, wie dem Gefühl und nicht zuletzt
dem blitzbeschwingten, die Unendlichkeit im Nu
durchmessenden Gedanken. Bessre Diener haben Götter nicht.
Und darum laßt uns Eros feiern! Darum gilt
der fleischgewordnen Liebe dieses Fest, die sich
auswirkt im Geist! Und aus dem Geiste wiederum
in Wort und Ton, in Bildnerei aus Erz und Stein,
in Maß und Ordnung, kurz in Tat und Tätigkeit.
Und also folgt mir in des deutschen Domes Liebesnacht,
zu jenem Wunder, das untrüglich euch mein Wort
das heiligste euch nennt, das uns beschieden ist.
Doch euch nicht brauch ich nennen, was ihr selber ja,
ein brennend Glück, in eures Herzens Herzen tragt.

Unter mächtigem Orgelklang und Glockenläuten, unter Vorantritt Athenens verschwindet der Zug nach und nach im Innern des Domes."

Nach der überwältigenden Größe dieser Szene folgt ein kleines Puppenspielepilögchen, dessen Grazie mit schildernden Worten nicht zu geben ist.

Digitized by Google

Blücher erhebt sich gegen den Direktor, der das „Friedensbimmelbammeln“ erlaubt hat und wird von seinem Hauch in den Puppenkasten geworfen. Seinen „Vorwärts“-Geist aber brennen ein paar Worte des Direktors Deutschland ins Herz.

„Stilistisch“ hält auch in diesen letzten Teilen der Wechsel an. Aber es zeigt sich für mein Gefühl, daß darauf sehr wenig ankommt. Mir will scheinen: im ersten Teil zwingt keine wirklich große, innere Anschauung die Bruchstücke zusammen, im zweiten aber verschmelzen sie zu höheren Ganzheiten. Und ich kann mich der Schlußfolgerung nicht entziehen, daß die Stilkritik eben um dieser Erfahrung willen ihr Hauptrecht verwirkt hat. Daß Gerhart Hauptmann diesen Anlaß eines nationalen Ehrenauftrags nicht eben genutzt hat, eine technisch bis in den kleinsten Winkel „saubere Arbeit“ zu leisten, stellte kritische Empfindlichkeit ebenfalls bereits fest. Man braucht es nicht zu bestreiten, wenn man weiß, daß auch in diesen Dingen viel mehr dem Gefühl unterstellt ist als dem Beweis. Etwa: man hat den Gebrauch französischer Worte, die in den Jakobinerszenen mit deutschen wechseln, bemängelt — ich für mein Teil empfinde darin einen Stimmungreiz, und da Hauptmann sich überhaupt *über* die Völker, nicht zu einem Volk gestellt hat, scheint mir kein Anlaß, daran zu mäkeln.

Daß er aber über den Völkern stehen wollte in diesem Stück, das ist vor allem für viele anstößig gewesen. Man hat dieses Werk als eine politische Angelegenheit aufgefaßt. „Demokraten“ haben es für ihre Tendenz in Anspruch genommen, Kriegervereinler dagegen protestierten. Sogar die ungeheuerliche Meinung ist aufgetaucht, die kein ruhiger Leser des Werkes bestätigen kann: daß das Werk der Verherrlichung Napoleons diene. Mir erscheint Napoleon etwas schwächlich *gestaltet*, wesentliche Seiten seines Wirkens fehlen, nur die absolute Größe des Mannes wird umrissen, aber — verherrlicht wird er nirgends. Ob Hauptmanns Stellung den Wünschen seiner Auftraggeber entsprach, können allein diese selbst entscheiden. Die Zuhörer haben bei der ersten Aufführung deutlich für ihn votiert. Da das Stück von vielen Theaterleitern gesehen wurde und auch für kleinere Kreise aufführbare Teile bietet, wird man noch viel davon hören. Ob unser Volk durch ein Näherkommen an diese Dichtung unsrer Meinung nach beraubt oder bereichert würde, davon wird im nächsten Hefte des Kunstwarts die Rede sein.

⊙

Wenige Worte zu der Aufführung, deren *erste* unser Urteil bestimmt (entgegen der irrtümlichen Mitteilung im vorigen Hefte — nur *berichten* konnten wir für jenes Heft nicht mehr rechtzeitig). Sie hat nach meiner Meinung das Wesen und die Verhältnisse der Hauptmannschen Dichtung fast in allen Teilen verzerrt, — das Buch wirkt danach auf mich wie eine erlösende Überraschung. Mit allen Mitteln einer gleißenden Theatertechnik hatte Reinhardt die Visionen der Dichtung in die grellbunte Beleuchtung seiner Massenproduktion herabgezogen. Ohne tieferes Kunstgefühl aber sicher seiner „Wirkung“, wie denn auch zuletzt der Massenschrei nach ihm bewies, der ihn *vor* Hauptmann in die Schranken rief. Die Revolutionszenen, die nur als Akkord gelten dürften, breiteten sich überladen und peinlich derb aus, atembeklemmend, die Aufmerksamkeit vom Dichterischen lenkend zum Regiekunststück, dessen technische Schwierigkeiten

Digitized by Google

natürlich spielend und anerkennenswert überwunden waren. Die große Zeus-Vision drückte sich spielerisch klein in den hintersten Winkel, fand keine Zeit, sich auszuwirken, und wurde überspült von einem undeutlichen Gewirr und Gewinsel, als welches die tief ergreifende Mütter-Szene dünn und fahl herauskam. Auch der zwar liebenswürdig gestellte und ruhige aber entgegen dem Buch ungegliederte Aufzug in den Dom am Schluß wirkte nur durch strömende Masse, ohne der dichterischen Erfindung gerecht zu werden. Zwischen Undichterisch-Massenhaft-Aberdeutlichem und Verworren-Ungeschicktem schwankte man hin und her. Vor allem fehlte es allenthalben an Sprechern. Etwa die Pythierin und die erste Mutter ausgenommen und des Philistiades etwas derbe Art anerkannt — vom übrigen war höchstens ein Drittel *verstehbar*, geschweige denn, daß es zu würdiger Klarheit gestaltet gewesen wäre. Wer noch nicht die Gefahr der Verrohung und des Amerikanismus kannte, die von Reinhardt dem Theater droht, hatte in Breslau Gelegenheit, sie Zug für Zug zu studieren. Auch darum müssen wir Gerhart Hauptmanns Werk die Wiedergeburt aus feinerem Geiste wünschen.

Romane zur Jahrhundertfeier

Will man sich einen Begriff machen, welchen Gehalt an dichterischer innerer Anschauung und visionärer Kraft ein Werk wie etwa Gerhart Hauptmanns „Festspiel“ in sich schließt, so muß man sich einmal den Stoß von Festspielen und Gedichtsammlungen, Romanen und sonstigen Gedenkbüchern durch die Hand gehen lassen, der sich heuer wohl schon in jeder Redaktion angesammelt hat. Man muß die kindlichen oder auch kindischen Einfälle, die jeder dichterischen, jeder lebensvollen Erfindung baren Auftrittbildungen, muß die Gestalten gesehen haben, die Papierworte sprechen, als ob sie sie Anno 1813 in irgendeiner verstaubten Kanzlei aufgelesen hätten.* Muß diesen ganzen Schwall leerer Phrasen und plumper Grob-

* Hier ein paar Zitate: (Aus einer Szene, wo Blücher unamtlich und in ruhigem Gespräch spricht): „Sie, lieber Gneisenau, beauftrage ich hiermit, dem heute früh zum Könige gerufenen und daher hier nicht anwesenden Prinzen August meinen gebührenden Dank, den Dank des Obergenerals, auszusprechen für die vorzügliche Aufstellung der Artillerie und für die unschätzbare Vorarbeit, welche Prinz August der nachfolgenden Infanterie gemacht hat.“

(Aus einem Körner-Festspiel ein Lützower):

„Freund Körner schreitet sinnend auf und ab
In aller Morgenfrüh, ich möchte wetten:
Die Muse war just bei ihm zu Besuch.
Ich hoffe, daß ich nicht zu sehr gestört.
Wir andern harren schon erregt des Kampfes,
Den dieser Tag uns sicher bringen wird. . .“

(Ein Soldat während der Schlacht bei Leipzig): „Das ist ein Schlachten, eine Schlacht nicht mehr zu nennen.“

(Aus einem patriotischen Mehrakter): „Und allen seinen Kreaturen voran stand im unerreichten Beispiel des Frevels der Kaiser der Franzosen, Napoleon.“

Digitized by Google

wirkungen einmal gehört und gesehen haben, der tief unter der Ebene geistig erzogener Menschen allenthalben durch die Massen gelenkt wird.

Aber auch auf dieser Ebene gelingt nur selten und hie und da ein dichterisches Werk. Die meisten Poeten, und gewiß Viele unserer Ernstesten, schrecken wohl vor der Riesenaufgabe zurück. Der volle Stoff „1813" ist zu groß als daß er in wirklichkeittreuer Erzählung kurzen Umfangs erschöpft werden könnte. Wer ihm nahekommt, sieht sich von tausend Fragen umdrängt: soll man alle wichtigen geschichtlichen Führer berücksichtigen, die Kriegs- und Friedenshelden aller Nationen? oder nur ein paar charakteristische? soll man die wichtigsten Ereignisse schildern oder nur ihre Wirkung? soll man die deutschen Gaue durchgehen, um die vielfachen, grundverschiedenen Erlebnisse des Volkes darzustellen? die Stimmung in mancherlei Kreisen? die Schlachten? soll man mehr die inneren politischen Wandlungen, die Verwaltung- und Verfassungfragen berücksichtigen oder die endlichen Wirkungen aller solcher Vorarbeit? mehr das geistige Leben der oberen Fünfzigtausend in den Städten oder das Leben des Volkes, des Adels auf dem Lande?

Zerrissen in lauter unorganische Teile, so scheint auch dem Kundigen das Leben vor hundert Jahren, bewegt von zahllosen Strömungen des Geistes und Gemüts, die sich widersprechen und kreuzen, erschüttert in furchtbaren, langwierigen, endlosen Kämpfen, deutbar in jedem Sinne, ein Schauspiel, das zu tiefstem Ernst und fast zu schweigendem Verzicht herausfordert. Ein Leo Tolstoi konnte den Mut haben, mit junger Kraft Derartiges anzugreifen, verzichtete dabei auf alles, was nicht vom russischen Gesichtwinkel her faßbar war, schuf sich eine großartige aber unhaltbar einseitige geschichtphilosophische Hypothese, nach deren Richtlinien er alles verlaufen ließ — und brauchte doch zu seinem Ausschnittwerk vier Bände. Es lohnt sich, solche Tatsachen zu bedenken, um zu einem Maßstab zu kommen, welche Schwierigkeiten sich vor einem ernsthaften Schriftsteller auftürmen, der diese Zeit gestalten will. Und, um noch einmal Gerhart Hauptmann zu erwähnen, — dichterisch und technisch bezeugt die Anlage jenes Festspiels zweifellos eine starke geistige Leistung. Man empfängt den Eindruck, den wesentlichen, den tieferen Kräften jener Zeit innerlich gegenübergestellt zu sein, den gröbsten und den zarteren. Und die anschauliche Zusammenfassung so auseinanderstrebender, wirrer Kräfte in kurze, gedrängte Szenen gehört in jedem Fall zu den starken Intuitionen der Dichtung.

Dem Prosaiker ist diese Möglichkeit kaum gegeben; tiefer muß er in den rein menschlichen Gestalten- und Erlebnisgehalt der alten Zeit greifen, weitere Stoffmassen durch jenen hindurch lebendig machen. Ruhiger ist seine Sprache, die uns nicht Kräfte allein und Gedanken, sondern den Gang der Tage, das Wohnen und Werkeln, das Denken und Trachten der Leute von einst erstehen läßt.

Anderes als das eben Geforderte wollte Max Ludwig mit einem umfänglichen Roman „Der Kaiser" (München, Alb. Langen). Das Wesen Napoleons zu ergründen spiegelt er seine innere Entwicklung vom Konvent bis zur Leipziger Schlacht; er erfindet einen Jugendfreund Napoleons, der den Korsen von Anfang an bis zuletzt

Digitized by Google

beobachtet und darin eine Art Lebensaufgabe sieht: an seinem Tun, das er anfangs billigt, dann verachtet, dann tiefer versteht, sich darüber klar zu werden, wie das Leben der Menschen beschaffen ist und wie man es führen muß. So enthält das Buch eine Deutung des Kaisers und des Erdendaseins — eine Philosophie der Geschichte. Leider war Ludwig nicht genügend Dichter um diese zu gestalten, er wirkt hier sogar überhaupt kaum als Dichter, sondern erschöpft sich in geistreichen, oft sehr breiten politischen Gesprächen und Mutmaßungen, in Witzworten und zugespitzten Grundsätzen, welche die Schemenbildungen seiner Geschichte einander zuraunen. Der Verfasser hätte die 550 Seiten des Buches vielleicht besser benutzt, um eine psychologische Monographie darauf zu veröffentlichen. Über seine Gedanken selbst ist hier nicht der Ort zu handeln; man wird viel Überraschendes und Kluges darin finden, leider so viel und so unbeherrscht in der Form, daß Vielen schwer werden wird sich darin zurechtzufinden. Und dennoch lohnt es sich, das Buch in Ruhe zu lesen, denn für eine Vertiefung des Anblicks jener unerhört starken Vorgänge, die sich an Napoleons Auftreten knüpften, wird es jedem dienen können.

„Deutschland marschiert", Ein Roman von 1813 von Kurt Martens (Berlin, E. Fleischel & Co.), so heißt ein Buch viel bescheidenerer Absicht und geringeren Tiefgangs. Es spielt hauptsächlich in Dresden, im Körnerschen Hause, umfaßt bekannte Gestalten wie E. T. A. Hoffmann, Goethe, Kügelgen, C. D. Friedrich, Napoleon, Lefèbvre, Graf Reynier, und ein paar minder bekannte wie Andreas Textor und vor allem die Pucelle de Rivoli, ein Lagerkind, Adoptivtochter Reyniers, „Leutnant" von Napoleons Launen und erotische Hauptgestalt des vorliegenden Romans. Martens ist mit seiner klugen Kühle weder der Stimmung noch der Größe der Ereignisse gewachsen. Es spielt sich mit Ausnahme der Schlachtenszene alles im harten Lichte modern psychologisierender Nüchternheit ab, die Gestalten muten dürftig und bald langweilig an, da der Zeitgehalt nur in sie hineingesteckt, nicht durch sie nacherlebt erscheint. Und zur Abwicklung der halb pikanten, halb durchschnittlichen Liebeerlebnisse der kleinen Victoire bedurfte es wiederum nicht der Historie von 1813 — es verstimmt, in einem „Roman von 1813" nur mehrere zeitgeschichtlich verbrämte enge und untiefe Romänchen zu finden.

Das Weitere und Tiefere fand aber auch schon seinen Gestalter. Julius Havemann, ein noch nicht lange bekannter Dichter, hat mit einem zweibändigen Roman aus der Zeit der Freiheitkriege, „Der Ruf des Lebens", den glücklichen Wurf getan, den Berühmtere als er nicht wagten.* Dies ist das Buch, das unter allen seiner Art einen großen Erfolg in dieser Zeit des Rückschauens vielleicht allein verdiente. Ein Kritiker von Passion würde zweifellos viel dagegen anzuführen haben, und auch hier soll nicht alles verschwiegen werden, aber kein Einwand bringt aus der Welt, daß hier ein wirklicher Dichter am Werk war, der aus Überfluß, nicht aus innerem Mangel manches verfehlte. Sein Thema ist das Thema des Dichters: die Gesellschaft und ihr Treiben, ihre Sitte von damals; die großen Ereignisse wirken in das bunte Leben nur hinein, von ferne oder aus

* Verlag G. K. Sarasin, Leipzig.

Digitized by Google

nächster Nähe, je nachdem wo man sich gerade befindet; und indem man ein paar Lebensläufe recht von innen her und mit voller Muße nacherleben darf, bekommt man die Sicherheit: ja, so wurde die Geschichte der Welt damals erlebt, so geschah sie erst fern den Tausenden von Herzen und Köpfen, so nahte sie sich erst bedrohlich den äußern Gewohnheiten und Wünschen und Zuständen, dann bemächtigte sie sich des Denkens und Fühlens, und schließlich — wir erleben es mit — hob die Bürger und Bauern und Leute aller Stände unaufhaltsam eine Welle in jene Höhe, wo die Geschicke sich entscheiden, sie wurden selbst Teile der Geschichte, es zwang alles sie, Stellung und Teil zu nehmen, — bis dieser Gemeinzwang sich nach den Leipziger Tagen löste, und der Einzelne wieder sein kleines Geschick erfüllen oder verfehlen konnte. Und was kein Deuter und Durchdenker der Begebenheiten vermittelt, wird dem ernsten Leser dieses Buches unmittelbar bewußt: die furchtbare Gewitterwucht einer solchen Epoche, die tiefen Spannungen und Erregungen, die Hoheit und die Geringe des Erdenvolkes, das Beseligende großer Zeiten und ihr Niederschmetternd-Gemeines und Grausiges. Der junge Christian Holthusen, den aus der Stimmung der Hamburger Patrizierzufriedenheit und Selbstzufriedenheit das Leben seiner Zeit zu sich ruft, langsam, leise erst, lauter, vieltöniger dann, endlich hell und unwiderstehlich — er durchlebt die ganze Fülle und Schwere einer mit Leben und Tod gesegneten Zeit. Der tragisch große Ernst, zu dem er reift, ist auch für uns die würdige Haltung, wenn wir jene Tage betrachten. Ein Mensch, ein sehender, fühlender, gebildeter, nachdenklicher und reichbegabter Mensch nur konnte uns diesen Anblick dichterisch eröffnen.

Nicht ein Klassiker. Havemann hat die reizende Liebenswürdigkeit aber auch die Zerfahrenheit und Selbstvergessenheit eines nicht völlig kunsternsten Poeten; er verliebt sich in Nebengestalten, die nach ihrer Bedeutung in dem großen Werk weder diese Liebe noch den vielen Raum verdienen, und seine Liebe gilt nicht einmal immer der Tiefe, sondern er häuft drollige Äußerlichkeit, Anekdoten und Schnurren über sie an, spielt mit ihnen und füllselt so oft fünf, zehn Seiten dahin. Dann aber, wenn man eben recht verstimmt weiterblättert, um wieder auf erzhaltigeres Gestein zu fahnden, nimmt er plötzlich ein Menschenwesen in die Hand, daß vor dem Licht, womit er es bis ins Innerste belichtet, unser Herz zittert, oder er hebt von irgendeinem großen Vorgang der Geschichte die Schleier und die hellharte, grauenvolle oder seltsam spukhafte, großartige oder nachdenkliche Wirklichkeit bannt unsern Blick. Und wer die achthundert Seiten gemächlich zurückgelegt hat, weiß, daß ihm der Dichter hier trotz seiner Schrullen einen guten Schlüssel in die Hand gab. Die kleinen empfindsamen und die großen hingebungvollen Frauen der mächtigen Zeit, die starken Jünglinge, die gewandten Politiker, die Städter und Ländler, die Franzosen und die Deutschen, die Hamburger, Heider und Sachsen, die alten Edelleute und die jungen Weltleute, — was immer Havemann auf seine Romanbühne bringt, es lebt und ergreift unser Mitleben. Daß die großen Heerführer und Fürsten kaum, die Schlachten nur in geringerer Zahl, die inneren und äußeren politischen Wandlungen nur von ferne hineinspielen, ist kein Mangel, der Gang

Digitized by Google

der Handlung bedingt es. Wer Kenntnisse dieser Art sucht, greift in jedem Fall besser zu Lehmann, Delbrück, Pflugk-Hartung, Meinecke oder andern Fachleuten.

Das ist der Schluß, der sich immer wieder ergibt: der Dichter kann nicht und wird nie da stehen, wo der Politiker und sein geschäftkundiger Handlanger stehen. Stimmzettel trägt der edle Baum nicht, in dessen Schatten er ruht und Gestalten beschwört. Und daß nicht zehn, zwanzig Poeten die gleichen beschwören können, werden wir auch einzusehen haben. Wir dürfen nun immerhin schon sagen, daß ein Festspiel für gemeinsames Feiern und ein gehaltvolles Dichtwerk für unsre nachdenksamen Stunden der Rückschau in diesem Jahre erstanden sind.

Lose Blätter

Aus Julius Havemanns Roman „Der Ruf des Lebens"

[Das Werk, dem die folgenden Proben entnommen sind, ist in dem Aufsatz „Romane zur Jahrhundertfeier" besprochen. Die erste kurze Stelle enthält das nachdenkliche Gespräch zweier Lützower, am Abend vor kriegerischen Taten, noch lange vor Kitzen. Christian Holthusen, die Hauptgestalt des Romans, und sein Freund Staubwasser tauschen Erinnerungen, Gefühle, Gedanken. Eine Stimmung, deren tausendfache Wiederholung in der Wirklichkeit wir für gewiß halten, wird hier — zeitgeschichtlich abgewandelt — lebendig wie wir sie in der ganzen Dichtung selten finden. Christian ist Hamburger Patrizierkind und Student der Rechte; seine in Tradition und Selbstsucht erstarrte Familie hat den Übertritt in Lützows Korps ohne Verständnis und Teilnahme aufgenommen.

Der zweite Auftritt spielt während der Leipziger Schlacht; im Spital hat Christian als Krankenpfleger eine alte Bekannte, die einstmals lustige, kleine Schauspielerin Josephine neben sich wiedergetroffen, die inzwischen Fritz von Liskows Geliebte war, aber Christian nicht vergessen hat. Der Ernst der Stunde liegt über beiden; und Christians nachdenkliches Wesen erfährt hier die tiefsten Antriebe. Der Gang mit Konstanze, der Tante seines Zöglings, die ihm still zugetan ist, reift in beiden tiefe Erkenntnisse und Entschlüsse. — Das zweibändige Werk ist im Verlag G. K. Sarasin in Leipzig erschienen. 8 und 10 Mark.]

(Zwei Lützower)

Die Schwadronen lagerten in der Nähe eines Schlosses, das einem Lützow befreundeten Adligen gehörte. Dieser hatte überallhin in die Umgegend Kundschafter entsandt. Trotzdem war wegen der Nähe des Feindes auch hier ein Feldlager bezogen worden.

Hinter der Schloßterrasse waren die Fenster erleuchtet. Der Baron und seine Familie unterhielten sich noch mit einzelnen der Freiwilligen und ihrer Offiziere. Über den Lagerplatz der Reiter breitete der Abend seine Schatten. Eine Allee lief an ihm hin dem Schlosse zu. Auf der andern Seite erhob sich hinter Bäumen, die einen Höhenrücken gegen ein sanftes Tal mit Fluß und Waldungen hinunterkletterten, die

Digitized by Google

große tiefgelbe Mondscheibe. Jenseits der Allee schloß ein eisernes Gitter, das einen Ziergarten mit weiten Rasenplätzen umhegte, den Blick ab. Ein Springbrunnen ließ dort mit eintönigem Geräusch sein Wasser in ein Becken fallen. Es war eine schöne Nacht. Die meisten der Reiter hatten nach dem scharfen Ritt des Tages, dem eine fröhliche Bewirtung im Schlosse gefolgt war, in ihre Mäntel eingehüllt, die Ruhe gesucht.

Christian Holthusen saß, mit dem Rücken gegen einen der Lindenbäume gelehnt, am Boden, und blickte nach dem Mond, wie er weißer, blanker und kleiner wurde. Neben ihm hatte sich Staubwasser ausgestreckt. Er stützte den Kopf in die Hand und hielt den Blick der Terrasse zugewandt, hinter der die Lichter allgemach spärlicher wurden. Auch er schien Gedanken nachzuhängen. Eine hellgekleidete Dame trat vorn an die Balustrade, schlank und hoch. — Nun ging sie ins Schloß zurück, in dem noch auf einem Klavier gespielt wurde. — Ihr Schatten dunkelte einen Augenblick in der matterleuchteten Türöffnung und glitt verblassend nach hinten. Eine Männerstimme sang — eine Frauenstimme fiel ein. Dem horchte man eine Weile. Es kam über verschiedene Säle her. Bald darauf wurde es still. Lichter entfernten sich. Stimmen und Lachen klangen auf und verloren sich. Es ward dunkel im Schlosse.

„Gottlob! — endlich Heimkehr zu sich selbst!“ sagte plötzlich Christian in die nachlauschende Stille hinein.

Staubwasser wandte sich ihm zu und erkundigte sich gemütlich, ob ihm Einsiedlerlaunen kämen.

Ihm wurde nicht gleich Antwort. Dann aber sagte Christian: „Wer ist kein Einsiedler, der überhaupt ein Eigener ist? Wie käme ein Eigener zu einem andern hinüber? Wer meine Gedanken nicht erlebt hat und darum nicht zu meinen Resultaten gekommen ist, dem sind meine Worte Schall. Wozu eigentlich all der Schall?“

„Reden ist auch wohl Rechenschaft geben von sich“, erwiderte Staubwasser.

Christian dachte darüber nach. Rechenschaft gab er sich, der ewigen Wahrheit und Marianne von seinem Leben. Und dem Freunde? Auch ihm konnte er sie schuldig werden. Staubwasser schien seine Gedanken zu ahnen. Er legte sich gegen ihn herum, betrachtete des Freundes von schwarzen Blätterschatten überspielten Kopf mit den verschwimmenden Umrissen und den Blinklichtern in den Augen und forschte: „Nicht wahr? — Wenn wir nicht hinüberfinden können, kann man uns doch hinübergeleiten! Man kann und soll nicht immer in sich hineinwühlen. Allerdings kann man nicht jedem Rechenschaft geben. Aber bei ein wenig Schall erholt und unterhält man sich dann und wann auch.“

„Erholen — unterhalten! — Nun ja! — Aber schließlich sind wir zu leben da. Wir bekommen unsere Richtung, und die führt uns mit jedem Schritt weiter ab von allen andern. Wenn wir nicht charakterlos sein wollen. Zuerst von den Blutsverwandten, den Brüdern, dem Vater.“

„Du hast unerfreuliche Nachricht von zu Hause?“

„Man will mit dem Freiwilligen nichts zu tun haben.“

Und Christian erzählte von dem Vater und der Familie nicht ohne Bitterkeit.

Staubwasser hörte ihm schweigend zu. Als Christian schwieg, brummte er: „Traurig. Das gibt es also auch. Aber dabei läßt sich nichts machen.“

Digitized by Google

„Als daß man seine Aufgabe tut", ergänzte Christian. „Die wollen etwas erhalten; wir wollen etwas schaffen. Aber das ist doch nur das Äußerliche. Wir machen uns eine Zukunft in den Köpfen zurecht, aber nicht unsere. Wer nur an sich denkt, muß freilich auf irdischerem Boden fußen."

„Hältst du dich deshalb für Hans den Träumer?" — Jetzt lachte Staubwasser. — „Wir wollen das Reich nicht in die Wolken bauen, sondern auf die Erde — und wollen selbst auch an dem Glück teilnehmen, das darin aufblühen soll. Bei mir zu Hause sind sie auch gute Rechner, aber sie verstehen da meine Aufgabe doch. Sogar die Mädels."

Eine Minute verging. Keiner sagte etwas. Leise spielte der Wind über ihnen im Laub. Auf fernen Waldkronen zitterte weiches Licht neben tiefen Schatten. Eine Fledermaus jagte an den Linden hin und kam flatternd zurück. Wie eine Silberkugel rollte der Mond über die Baumwipfel des Parks.

„Gretel solltest du kennen! — Mein Gretel! — Vielleicht lernst du sie noch einmal kennen!" — Es klang das tiefinnerste Behagen des Besitzenden, der seine Schätze zeigen kann, aus diesen Worten, und Staubwasser reckte beide Arme und verfaltete die Hände hinter dem Kopfe. Dann fuhr er fort: „Gretel ist Vaters Jüngste. Vierzehn Jahre. Aber Grete war immer schon fix und fertig mit ihrem gesunden Urteil. Ich hab nie ein Mädel kennen gelernt, wie unsere Grete. Die laute lärmende Kommandostimme solltest du nur hören! Einem Unteroffizier müßte sie Ehre machen. Das kommt von der Heide. Aber ich will nicht sagen, daß Grete nicht auch herzig sanft flüstern könnte, wenn es nur für ein Paar Ohren bestimmt ist und ein Herz um und um kehren soll. Und auch der Lärm deutet statt auf Sturm stets auf Frieden. Denn gegen solch eine Willensäußerung wird nicht gemuckst. Dann denke dir blitzsaubere Schürzen, einen Kranz Sommersprossen über den Nasenrücken hin und ein feuerrotes Zopfband. Kannst du sie dir nun vorstellen?"

„So einigermaßen. Und sie begriff, daß du ins Feld ziehen mußtest?"

„Das begreifen sie alle, Anna und Diete und Kläre und Jutta auch. Aber Grete hätte mich nicht mehr angeguckt, hätte ich hinterm Ofen sitzen mögen. Sie sagt gewiß nicht zu allem Ja und Amen, was ich tue. Sie hat schon ihren eigenen Kopf, wenn auch wir zwei uns immer auf sieben Meilen — wie sie sagt — verstehen. Dies war ihr so recht nach dem Sinn. Und nun ist sie so gewissermaßen immer mit dabei. Die alten Weiber nennen sie patzig, weil sie gegen zudringliche Leut recht kurz angebunden sein kann. Sie ist keine Deern für alte Weiber. Aber sie hat entschieden erzieherische Talente und übte sie auch tüchtig. Ihre kleine Hand, die hart wie Holz ist, bekommt zwar nur das jüngste Brüderpaar zu spüren; aber ich werde zuweilen auf andere Weise energisch vorgenommen. — Pfui, Franz! wer wirft seine Mütze so in die Sofaecke? — Hast recht, Grete! häng du sie auf! — Aber sie tat's schon ohne das. Das greift mir dann an die Nieren. — Alle schelten auf die Frida Lücke, sagt sie, weil sie von den reichen Boltens kein Geld annehmen will. — Diese Boltens haben der armen Frida nämlich eine kleine Erbschaft abprozessiert, die sie sich eigentlich schon durch langjährige treue Dienste verdient hatte, und wollten ihr dafür einen anerkennenden Almosen

Digitized by Google

zustecken. — Ich hätt's auch nicht genommen! Niemals! erklärt Grete. Du etwa, Franz? Du auch nicht. — Hätte ich anders denken wollen, ich hätt's nicht einmal gekonnt. Ich kleide meine Meinung nur in ein hausbackenes Wahrwort, so wie wir sie liebten, wenn wir den Sinn davon neu erlebt hatten: Ne, Grete, ein verdientes Stück trockenes Brot schmeckt allemal besser als ein gnädigst zugeschobener Kalbsbraten. Da war sie zufrieden, und wenn sie den Kuchen zerlegte, bekam ich ein extra großes Stück mit vielen Rosinen. — Tat es not, waren wir zwei immer gegen die übrigen verbündet, das ist wahr. Auch wenn einer von uns einmal im Unrecht war. Dann gab es nur nachher unter vier Augen eine gehörige Abrechnung. Denn Wahrheit muß Wahrheit bleiben. Warum sagst du das denn vorhin nicht? fragt sie unwillig. — Aber das nächste Mal macht sie es wie ich. — Warum hieltest du es denn mit mir, wenn du gar nicht der Ansicht bist? mucke also auch ich auf. — Weil du ein großer Schlingel bist und sonst erst recht nicht nachgibst! — So ein Grasaff ist sie! — Übrigens einen Strohhut mit einem Gummiband trug sie im Sommer seit unvordenklichen Zeiten. Davon wäre noch allerlei zu sagen, Holthusen. — Der ist eine Art Wetteranzeiger. Aber lassen wir das. Das will erlebt sein. Schreib uns auch, Franz! sagt sie beim Abschied. Ich halte ihre kleine Holzhand fest: Dir Grete! Sie nickt und beißt auf dem Gummiband herum und sieht mich dann plötzlich groß und gerade an: Ich stick dir inzwischen ein Paar Morgenschuhe. — Wie lange rief sie uns noch vom Birkenhügel ihr Hoi-hoh! über die Heide nach! Glaubst du mir's, daß so ein halbes Gör weiß, was mich hinaus trieb in den Krieg? Und meinst du wohl, es könnte nichts daran sein und es bedeute nicht viel mehr als der Kampf um den Helm Mambrins, wenn so ein Mädel mein Mittun nur in der Ordnung findet? Sie fragt nicht. Sie klagt und zagt nicht. So selbstverständlich ist es ihr. Und macht sich doch über alles ihre Gedanken. Wäre sie nur ein Bub, sie zöge auch. Nun stickt sie mir hübsche Schuhe für die Zeit, wo man wieder mit aufgestütztem Kopf über Büchern sitzen und büffeln wird. Auf die Morgenschuhe freu ich mich jetzt jeden Abend."

Er schloß, brummte noch einmal behaglich vor sich hin, sah plötzlich, als überliefe ihn eine Einsicht erst jetzt, zur Seite nach dem Freunde und meinte: „Allerdings — bei dir ist es anders. Aber du darfst doch den Glauben an die Menschen nicht verlieren. Wenn da mein Schwesterchen mithelfen könnt. . .! Oft braucht man nur zu wissen, daß so was existiert — und man weiß, was man zu tun und zu hoffen hat."

„Es hat jeder, was er hat", gab Christian zurück. „Was du nicht hast, habe vielleicht ich, und das erhält mir den Glauben. — Jedem wird seine Portion Glück zugemessen. Aber was ist Glück? Mich hat eine zu allen befreit — zu allen, die vom Geiste sind. Mit ihr bin ich eins, wie du mit deinem Schwesterchen."

„Eine Liebste?" fragte Staubwasser nach einer Stille leise. „Dann ist ja alles gut?"

„Eine, die ich lieb habe, wie sie mich. Sie weiß von allem und billigt es. Wir haben es zusammen ins Leben gerufen — dies Erkennen, um das ich hier im Felde liege — und meine Aufgabe. Nun kann ich für sie und ihr Los nicht eintreten, denn hinter meiner

Digitized by Google

Aufgabe muß alles zurückstehen — wie das Vergangene, so auch meine Zukunft und die ihre. Bei unserm Korps gefällt mir nicht, daß wir aus jedem Tag einen Sonntag, einen Tag der ritterlichen Freuden, voll Poesie machen können. Selbstsucht, Rechnerei und niedere Interessen sind hier freilich nicht die Triebkräfte; aber wir schöpfen doch den Rahm von der Milch; was bleibt denen, die das Werk vollenden sollen? Ich wünschte mir Entbehrungen, Mühsal, Elend, Übersehenwerden, ein Aufgehen in jener großen Masse, in der der einzelne nichts gilt und viel schafft und ungenannt, ohne Dank, ohne Ehre, ohne Ruhm zum Ziel kommt oder untergeht. Denn was hat sie, der allein ich doch es verdanke, wenn ich frei vom Weibe und Herr meines Blutes ins Auge fassen kann, was mir zu tun obliegt, — was hat sie als Not und Sorge? So hätten wir wenigstens dieselbe Anwartschaft auf ein spätes Glück."

„Hör auf!" brummte Staubwasser, „was sind das für Grillen?" Sie würden auch so nur ihre Aufgabe erfüllen, meinte er dann nachdenklicher.

„Das werden wir vielleicht. Und — es gibt ja denn auch wohl kein besseres Glück für sie, als auf den Freund so gewirkt zu haben."

„Laß uns nur schlafen", brummte es neben ihm. „Das ist nichts für uns Lützower, kein Vertrauen in die Zukunft setzen! Werdet euch schon ein Nest erkämpfen."

Aber Christian war nun im Sichanvertrauen. Es mußte noch mehr vom Herzen, und so sprach er weiter: „Ich hab nach den Leuten nie gefragt; aber wohl nach vererbten Formen und Satzungen. Was man dem Rock, dem Titel, der Ehrbarkeit nach außen an Höflichkeit erweist, das hielt ich vor kurzem noch für unerläßlich, und wenn ich auch das Wesen dahinter sah, so hatte ich doch für das keine Achtungsbezeugung. Ich studierte ihre Rechtsanschauungen und hielt mir ihre zu persönliche Freiheit steifgepanzert vom Leibe. Auf den Oberflächen mußte ich erschüttert und von dort hinabgescheucht werden in die Tiefe, damit ich für meine Aufgabe frei und geschickt würde — die Arme aus den tausend Netzen der Konvention brächte und die Augen entnebelte. Aber für meinen bürgerlichen Beruf ward ich über Nacht unmöglich. Das alles ist wohl Fügung — oder Führung. Aber nun ist meine Aufgabe dies: Ich will mithelfen, daß jeder auf seinem Boden er selbst sein kann. Und deutsch will ich das erhalten, was es von den Vätern her ist. Denn unter der fremden Prägung würde ihr Wesen verkümmern wie ein freies Tier im Käfig oder Maulkorb und nichts Großes mehr würde aus diesen Ländern hervorgehen. Und da bin ich nicht ohne Vertrauen in die Zukunft."

Der in seinen Mantel gewickelte nächste Reiter warf sich herum und schalt, ob man bald mit dem Geschwatze fertig werden würde. Er könne nicht eine Minute Ruhe zum Einschlafen finden.

Da schwieg Christian.

Staubwasser hatte den Kopf in die Hand gestützt. Seine Silhouette zeichnete sich scharf vor dem lichten Nachthimmel ab. Es hatte so sauber da droben in der großen Stadt auf der hohen Diele ausgesehen — so sauber und vornehm. Er hatte es wohl nur nicht bemerkt, daß alle Wände voll Schimmel waren. Denn dieser, sein Kamerad, litt nicht an sich.

Ein Wind wühlte in den alten, schon vollen, aber noch zartblättrigen

Digitized by Google

Kronen der Linden. In solchem Laub hat das einen ganz anderen Klang als in dem des Hochsommers. Es ist ein seidiges, festliches Rascheln, aus dem so ein junges, jubelndes Brausen herausschwillt und in die Ferne galoppiert wie stolzestes Leben.

Gottlob! Er war jung — er würde sich herausringen aus dem Moder und der Enge.

Das Plätschern des Springbrunnens klang jetzt vernehmlicher. Der Himmel glänzte sanft und war voll von jenen Lichtern, von denen man sagt, daß es ferne Welten seien.

„Es vergeht keine Stund in der Nacht,
Da mein Herz nicht erwacht
Und an dich gedenkt."

Christian Holthusen ging das Lied plötzlich durch den Sinn, als hätte es fern über Täler und Dörfer her jemand gesungen. Die Bäume schienen es leise verträumt mitzurauschen. So grenzenlos die Welt! — Und so einzig das Herz! Ob sie einst dort auf jenen Sternen — —?

Von nebenan kam ein lauter Schnarchton.

„Rasch tritt der Schlaf den Menschen an!" spottete Staubwasser. „Der Mond geht hinter die Bäume. Wachst du noch, Holthusen?"

„Ich wache."

„Wer dran glaubt, hat das Glück. Wie heißt sie?"

„Marianne."

„So träume von Marianne; ich will von Gretel träumen. Laß uns schlafen."

Staubwasser streckte sich auf dem Rücken liegend aus.

Der Springbrunnen platterte im Niederfallen lauter. Er klöterte geradezu. Springbrunnen haben ihre Eigenheiten. Sie meinen, sie könnten auf solche Weise das Gefühl der Leere loswerden. Dann schien ein Wind das Wasser zu zerstäuben. Es zischelte geheimnisvoll wie Flüsterstimmen, die sich vor einem Ohr fürchten, als wollte man Pferde stehlen. Scht! — Sssst! — Schlafen sie noch immer nicht? — In den aufs Gitter hängenden Lindenzweigen raschelte es, als biege jemand sie lauschend im Garten auseinander. Vielleicht war der Springbrunnen vorhin beim Auffahren des Soldaten stutzig geworden. Seitdem hielt er sich still zurück. Belauschte da am Ende jemand seinen heimlichen Hokuspokus? Denn er trieb in der Heimlichkeit wie alle Narren ernsthaft Hokuspokus. Deshalb schwatzte er jetzt äußerst laut und sinnlos, soweit er es glaubte verantworten zu können:

Plörrrr! Höterdidöterdidöter — Bsch!

Das war für Menschenohren geeignet. Das war, als narre man sie, wenn es auch nur die Verlegenheit war, die sich überklöterte.

Aber Christian achtete nicht auf den Springbrunnen. Er war weit weg bei Marianne und erzählte ihr heimlich, was nur sie beide anging.

Fern über Heide und Kiefern flötete von einer höchsten Baumspitze eine kleine Amsel ihr zärtliches Frühlingslied.

„Es vergeht kein Stund in der Nacht,
Da mein Herz nicht erwacht
Und an dich gedenkt,
Daß du mir vieltausendmal
Dein Herz geschenkt — — —"

Digitized by Google

Da schlief er schon. —

Plörrr! — Hatte man sich endlich wegempfohlen? — Klöter — di — Pschl! pschl! ptsst!

Der Wind neckte sich mit dem alten Narren, der ihn spritzte, ein kleiner, kecker Wind mit Schmetterlingsflügeln. Das klöterte und zischelte, als wären die beiden ganz allein auf der Welt.

Man raufte sich, und der Springbrunnen mit seiner kleinen weißen Perücke bükerte sich. Aber endlich machte sich der Wind davon in ferne Büsche.

Durch das Gitter schimmerten farbige Blüten. Die Sterne wanderten ihren stillen Weg. Ein Reiter sprach im Schlaf. Ein Posten ward abgelöst. Ein Pferd schnob. Und jetzt erzählte der Springbrunnen sich selber wieder eintönig seine untiefe Geschichte von einer trostlosen Ureinsamkeit alles Lebendigen.

(Während der Schlacht bei Leipzig)

Sie stiegen eine steile, dunkle Treppe hinauf. Oben auf der schmalen Diele sah er die Silhouette des Mädchens vor einem Fenster dunkeln. Hier mußten sie sich trennen, denn Josephine stieg noch eine Leiter höher. Da fühlte er, wie sie ihn an sich zog und ihr Mund sich auf den seinen drückte, ruhig, fest und kurz.

„So, Buberl! Den hab ich mir nun einmal 'wünscht. Ich nehm'n mir heut einfach. Du gibst'n mir doch nimmer. Wer weiß, was morgen wird! Wohin man da muß?"

Flink kletterte sie im Dunkeln die Sprossen hinauf.

Die feuchte, nebelnde Herbstnachtkühle quoll durch eine zerbrochene Scheibe zugig herein. Er stand noch unbeweglich neben der Leiter.

„Josephine!" Jetzt griff er nach ihr und faßte ihre Hand. Nicht mehr weit unter der Bodenluke mußte sie sich auf eine der Sprossen hinkauern.

„Was hast noch?"

„Warum ist Fritz von Liskow fort? Sollte er hinüber zu den Verbündeten sein?"

Sie strich durch seine Stirnhaare — einmal — zweimal — ehe sie antwortete. Es war, als wolle sie ihn abhalten, über das, was sie zu sagen hatte, bitter zu werden.

„Darfst ihm nit böse sein, Christianle, daß er dich nit mitgenommen hat — Gelt? — Hast was von meinem Fritzl gehalten. Er war ein guter Bub."

Christian wußte von Fritz von Liskow nur, daß er vor Tagen wieder aus dem Lazarett verschwunden war, in dem er sich wenig nützlich zu machen verstanden, um so mehr aber beanstandet hatte, weil er die Barackenlazarettpläne, die er sich im Keller zurechtgedacht hatte, für die beste Hilfe in der Not hielt, und daß er sich nicht wieder hatte sehen lassen. Es war das nun einmal seine Art, seine eigenen Wege zu gehen. Auch Josephine pflegte er in das, was er beabsichtigte, nicht einzuweihen.

„Nicht mitgenommen?!" wunderte er sich jetzt. So wußte Josephine diesmal, wo er war?

„Ja, sixt!" begann sie. „Am — — Wann war's gleich? — am Mittwoch abend also steht mein Fritzl plötzlich wieder da in der Dunkelheit

Digitized by Google

unten auf'm Hof, nimmt mich ein bissel in Arm, nennt mich sein gut's Josephinele, hat auch nach Ihnen gefragt und erzählt so nebenbei — denn so ist er —, er wolle nun zu den Preußen hinüber. — Ich denk: So muß es halt sein! Nix ist für ewig — aber gute Kameraden sind wir zwei gewesen. — Er küßt mich mehrmals auf'n Mund. Fast weh hat mir's tan; war aber doch gut. So wild konnt eben nur er sein, der liebe Bub, wenn ihn mal die Zärtlichkeit packt hat — —! Na, aber dann ist er halt doch 'gangen, Christian."

„Und Sie meinen, er sei noch hinübergekommen?"

„Sicher ist er. Was Tolles hat der Fritzl immer zu Ende geführt. Aber sixt, Christian — wieder seh ich ihn nun nit."

„Warum sollten Sie ihn nicht wiedersehn?"

„Wer's sagen könnt. Wenn nur er mir nit zu leiden hat. Bei jedem der armen Buben drunten muß ich an ihn denken. — Als Freitag abend über Leipzig die drei weißen Raketen hoch'gangen sind und wie Sterne vom Himmel fielen und dann über Gohlis die vier roten, mit denen ja wohl der Blücher dem Kaiser Franzl seine Aufwartung gemacht hat, da hab ich gedacht: Nun ist er da, und er schickt damit auch gleich die letzten Buss'ln der Tschossefin — — —"

Und sie kam ins laute Träumen hinein:

„Der Fritzl hat alleweil seinen eigenen Kopf gehabt, und das war ein toller. Meist hat'n sein Schutzheiliger über alle gefährlichen Löcher weggebracht. Das ist wie mit'm Mondsüchtigen oder einem, der 'n bessern Schwips hat. Ich will dabei nix gegen meinen lieben Buben gesagt haben. Aber die Haar hätten einem manchmal zu Berge stehen mögen, wenn er so was erzählte und selbst nit mal merkte, daß es 'n ganz tolles Stückchen war. Drum wär's auch nit das Rechte gewesen mit Ihnen, Christian. Sie haben kein Glück bei so etwas. Das hat er auch gespürt. Sonst hätt er Sie sich gewiß geholt. Denn er hat Sie gern gehabt, das kann ich Ihnen schon sagen. Denken's einmal an die »Pagenstreiche«. So Pagenstreich mit 'm Bürgermeisternacken werden's immer machen, wenn's auch nit immer so lustig zutag kommen wird. Jeder Mensch steckt nun in seiner Haut drin. Ich hätt den Fritzl immer gern bei Ihnen gesehen, aber Sie nit so bei ihm. — Na, Kindle! — Aber schön war's von Ihnen, daß Sie ihm ein bissel gut gewesen sind. Nun werden wir beide gut schlafen. Was meinen's?"

Und nun zog sie seine Hände sanft an ihre Brust hinauf. „Jetzt geben Sie mir auch noch ein Buss'l herauf."

Er tat es, und sie schieden. —

Der neue Tag brach frisch und lichtverheißend an. Die Nacht hatte es geregnet. Noch in der Frühe sah man im fernen Wolkenfetzen herabfallen. Dann begann ein Gleißen und Reißen im Gewölk. Südöstlich auf den Höhenwellen sah man unaufhörlich Truppen von Osten nach Westen marschieren, wie ein endloses Gespensterheer. Bald klafften breite Spalten durch die Wolken, und blauer Himmel sah hindurch. Goldenes Licht huschte über alle die weiten Schlachtgefilde um Leipzig voll von Leichen und Grauen und die blitzenden Scharen, die überall zwischen den Dörfern in Bewegung waren, und die in Pulverrauch gehüllten Schützenreihen. Denn schon in aller Herrgottsfrühe hatte der Tod seine Diener ausgesandt, um heute die Ernte einzubringen. Aus den Büschen und

Digitized by Google

Mooren um Pleiße und Elster verzogen sich die Nebel, und der weiße Dampf, der auf den angeschwollenen Wassern der Flüsse und Gräben mitgekrochen war, zerflatterte in den Baumwipfeln und strich mit einem Geruch von moderndem Laub über die Felder und in das Vorwerk Pfaffendorf hinein. Das Donnern der Geschütze nahm fern und nah von Stunde zu Stunde zu. Die Erde zitterte vor Angst, daß die Fenster der Gebäude klirrten. Arrighische Reiter schrien im Hof nach Wasser. Sie hatten schon heiße Arbeit getan. Kaum daß sie fort waren, sprengten neue heran und griffen gierig nach den Krügen. Polnische Offiziere standen in der Tür und schwatzten laut und erregt über einen vermeintlich sinnlosen Befehl ihres Höchstkommandierenden.

Im Lazarett war Josephine um einen jungen Burschen bemüht, der sie unausgesetzt aus großen Kinderaugen anschaute und ihr auf Französisch von seiner Heimat, seiner Mutter und einem jungen Mädchen zu erzählen versuchte. Sie prüfte seinen Verband und nickte hin und wieder in seine Augen hinein. Aber er fühlte doch wohl, daß sie ihn nicht verstand und betrübte sich darüber.

„Kommen zu ma mère. Wenn sein aus la guerre. Sehen!"

Wie den Abend zuvor Christian, strich sie nun ihm die Haare aus der knabenhaften Stirn und antwortete: „Gewiß! dann komm ich zu euch! Aber nun nimmer reden, Büble! Schlafen! Schlafen!"

Das Krachen und Knattern wurde lauter und kam näher. Plötzlich machte ein dumpfer Knall, dem ein Poltern und Prasseln folgte, die Köpfe von den Strohsäcken hochfahren. „Eine Granate! Eine Granate!" riefen die Verwundeten. Vom Hof klang wirres Geschrei. Eine Granate war zwischen die Wagen und Karren eingeschlagen. Man sah einen kleinen Trupp Infanteristen über den Hof laufen und hinter dem äußersten Schuppen Posto fassen, wo sie auch sogleich zu feuern begannen.

Gleich darauf schlug krachend eine zweite Granate in das Dach, daß die Ziegel flogen und herunterprasselten. Eine Flamme zuckte auf, sank nieder und spülte am Gebälk hoch. Dicker Rauch brach durch die nackten Dachsparren. „Löschen! Löschen!" schrie man. Soldaten pumpten schon in Eimer, doch ohne Hast. Und bald erklärten sie, da sei nichts zu helfen. Man müsse die Verwundeten ins Freie schaffen.

Drinnen tobte das Entsetzen. Ärzte, Gehilfen, Soldaten wühlten durcheinander. Wieder schlug eine Granate ein. Im Lazarettraum zog der Rauch dick und gelblich unter den Balken hin. Die Verwundeten krochen von ihren Strohsäcken herab, um die Türen zu erreichen. Viele schrien kläglich. Man schleppte die, welche man erreichen konnte, hinaus und warf sie zwischen die Wagen. Das Feuer verbreitete sich mit rasender Eile. Bald erfüllte dicker Rauch die mit nur kleinen Fenstern versehenen Räume. Das Knacken der sich durchfressenden Flammen im nassen Material war unheimlich genug, aber schrecklich war das Knattern und Sausen des hochaufschlagenden Feuers, das Luft bekommen hatte. Vom Winde niedergeschlagen, wälzten sich schwarze Wolken über den Hof, auf dem ein unbeschreibliches Getümmel entstand. Dazu schien das Gefecht sich hierher zu ziehen. Reiterscharen jagten durch den Rauch. Rasende Pferde ohne Reiter und Sättel galoppierten über die wimmernden Geretteten weg. Die herausgezogenen Kühe stürmten vor Angst in die brennenden Ställe zurück. Von drinnen klang das Heulen und

Digitized by Google

Rufen derer, die sich nicht allein von ihren Lagern erheben konnten, und mischte sich mit dem Gebrüll des verbrennenden Viehs.

Viel schon hatte man unter die Weiden am Fluß hinausgeschleppt; da erklang der Warnerruf: „Das Dach! Das Dach!“ Fast im nämlichen Augenblick stürzte fauchend und krachend das Gebälk des Dachstuhls in sich zusammen. Sparren und Latten schossen durcheinander. Quirlende Ballen schwarzen Qualms verhüllten die Trümmer. Die Flammen rollten einen roten Reif daraus hervor, der sich knatternd ausschnellte und pfeifend wie mit Hohnlachen die dunklen Massen auseinanderschleuderte, in gelbe, sausende Gluten zerjagte und sich in den höheren Dünsten auflöste.

Auch auf den Hof rutschten brennende Hölzer herab und verbarrikadierten den Eingang mit hellloderndem Wall. Noch ein paar Schreie drinnen. Etwas wie Wimmern. Dann nur noch das Sausen und Prasseln der hochaufliegenden Flammen.

Als man zu sich kam, sah sich Christian nach Josephine um. Man hatte sie Verwundete mit hinaustragen sehn. Als ersten jenes junge Bürschchen, jetzt aber suchte man sie vergebens.

Und sie blieb verloren.

Noch immer jagten die geschwärzten Reiter, schreiend wie Teufel, durch die Verwirrung. Noch immer krachten und rollten die Geschütze, knatterte auf allen Seiten das Gewehrfeuer. Noch immer brüllten fern und nah die Stürmenden. Auch hinter den Bäumen des Rosentals sah man Flammen aufschlagen. Dumpfes Triumphgeschrei scholl dort.

Drüben aus dem Löhrschen Garten, der sich von der Gerbergasse bis ans Rosental erstreckte, begannen die Kanonen die anstürmenden Russen zu begrüßen. Einige von diesen mit verwilderten Bärten und Gesichtern wie von rissigem Holz drangen bald darauf in das Vorwerk ein, aber sie fanden nur einen brodelnden, flammenschleudernden Trümmerhaufen und einige hilflos umherliegende Verwundete und ihre erschöpften Pfleger am Ufer der hochgehenden Parthe vor.

Den Fluß weiter aufwärts wütete vom Nachmittag bis zum Abend der furchtbarste Kampf um das Dorf Schönefeld. Gegenüber auf den Wiesen lagerten die geflüchteten Einwohner von Plaussig und Seegeritz, nagten an rohen Kartoffeln und sahen zu, wie ihre Häuser von den Kanonenkugeln in Trümmer geschossen wurden. Im Dorfe war ein Jagen und Stürmen hinein und hinaus durch die durchkrachten Gassen, ein Wühlen und Zerbranden um das Herrenhaus an der Parthe. Marmont ließ es endlich durch Pechkränze in Brand stecken. Der Sturm jagte die Flammen über die Dächer bis hinauf an die Schwalbennester des Kirchturms, die Feuer fingen. Der von Flammen durchschossene Rauch, der Dampf des Pulvers, der aufgewirbelte Staub erfüllten die Luft zuweilen so dick, daß die Sonne davon verhüllt wurde und das Toben sich in einer Düsternis dahinwälzte. Haufenweise lagen die Leichen an den Mauern, in Gassen, in Gärten und Gräben.

Fern über den Wassern der Parthe scholl immer wieder wie die Stimme des treibenden Schicksals des alten Marschalls „Vorwärts! Vorwärts!“

Granaten platzen. Geschütze jagen. Der Kirchturm des Dorfes stürzt donnernd in Staub und Dampf hinein — ist verschwunden.

Digitized by Google

Das Winseln der Sterbenden sucht vergebens noch einen Fetzen Licht, um an ihm zu den Höhen emporzubringen.

Vorwärts! Vorwärts!

So tobt es rund um die graue Stadt, die wie zitternd ihre Arme aus dem Lande einzuziehen scheint.

Da schieben sich Gewölke beiseite, als wenn eine goldene Hand hindurchgriffe. Es glitzt, es gleißt.

Und die Sachsen steckten die Säbel in die Scheiden und gingen mitten unter dem Donner der Geschütze im Marschschritt zu ihren Landsleuten über.

Am Abend rief Doktor Grisson, der im neuerbauten, vom Feuer verschont gebliebenen Lazarett zu Pfaffendorf weiterwirken wollte, Christian Holthusen zu sich und trug ihm auf, einen verwundeten höheren französischen Offizier, der gebeten hatte, zu seinen ehemaligen Quartierwirten gebracht zu werden, auf einer Bahre in die Stadt zu geleiten. Das hatte ihm Josephine noch ausgewirkt, das war ihr Vermächtnis.

Christian nahm es gleichgültig hin.

Mit einem stummen Händedruck nahm er Abschied von dem alten Arzte. Er möge Dumonts in den Stunden der Gefahr zur Seite stehen, das sei nun seine erste Pflicht; so entband ihn der alte Mann zart von seinem Dienst.

Und Christian Holthusen kehrte nach Leipzig zurück, das er seit Tagen, die ihm so viele Monate zu sein schienen, nicht betreten hatte. Bald vermochte der kleine Zug sich durch das Getümmel, das auf der Promenade herrschte, die zusammengefahrenen Wagen, die marschierenden Regimenter und langsam heranknarrenden Abteilungen des Trosses nur Schritt für Schritt durchzuarbeiten. Alle diese Haufen aber nahmen die Richtung nach dem Ranstädter Tor.

„Platz! Platz!“ rief Christian mechanisch, während er neben der Bahre und ihren Trägern herschritt. Wer hätte in dem Gewühl wohl auf einen solchen Transport Rücksicht zu nehmen vermocht? Wenn die Massen sich stauten und sie anhalten mußten, wandte der Offizier auf der Bahre seinen Kopf in die Richtung hinüber, die die Truppen verfolgten. Er schien sich kaum zu wundern. Nur einmal sagte er zu Christian: „Ich war mit in Rußland, Monsieur! Aber dieser Rückzug der Großen Armee aus Deutschland dünkt mich niederdrückender noch als der durch die Schneefelder. Damals war es ein Gott, der ihm Halt gebot, nun aber sind es die Völker, in die der Gott fuhr.“

Christian sah nach Westen in das Getümmel, und nach allen den dumpfen Tagen zuckte wieder ein Licht durch seine Seele: Die Völker! Sie zersprengten des Einen Joch — er erkannte es plötzlich in voller Klarheit. Jeder sollte herrschen in seiner — nicht in aller Welt Einer.

Durch das Hallesche Tor kamen sie in die stickigen, düsteren, von Kot und Unrat erfüllten, mit Leichen und Sterbenden bedeckten Gassenschläuche der Stadt, durch die sich Angst und Müdigkeit und eine stumpfe Teilnahmlosigkeit hinschleppten, während die Augen durch die Fenster auf die Vorüberziehenden herunterstarrten, als erwarteten sie immer noch ein Schrecklicheres oder — den Erlöser selbst in seiner milden Glorie, daß sie wieder glauben könnten an eine andere Welt.

Digitized by Google

Noch kurz vor dem Aufbruch aus dem Pfaffendorfer Lazarett hatte Christian die Frage, die sich in den letzten Stunden immer mehr in ihm verdichtet hatte, beschäftigt: Warum war Fritz von Liskow allein gegangen? War es nur in der Erkenntnis, von der Josephine gesprochen hatte, geschehen? War es nicht viel mehr das instinktive Gefühl gewesen, in Christian sei die alte Begeisterung nicht mehr wach? — nicht jene, welche ihn selbst jetzt erfüllte und zu Taten rief? — und war es so? War er tatenmüde? In letzten Gesprächen mit Liskow war in diesem immer wieder eine wilde Sehnsucht nach Kampf — geradezu eine Todessehnsucht aufgeloht. Das war ihm freilich ein fremder Ton gewesen. Dann hatte er geistesabwesend ins Weite geträumt, so, daß Fritz ihn einmal angestarrt und geschwiegen hatte, um — fortan seine Gefühle und Pläne für sich zu behalten. Jeder lebte schließlich doch nur sein Leben. Er sah wohl wieder kühler in die Dinge. Wenn ihn auch im Gedenken an Marianne eine warme Wehmut anrührte, die aus dem Leben stammte und ins Leben zog. Aber hielt er sich denn wirklich nur eben bereit, ein Versprechen einzulösen? War da keine innerste Teilnahme mehr an den stürmischen Hoffnungen der Zeit? — Überblick über das Ganze mußte er wieder haben. Heraus mußte er aus den umbrodelnden Massen, die ihn zu ersticken drohten. Aber ihnen stehen, daß er wieder empfand, was sie bewegte.

Unterwegs war dann das alles überflutet worden von den neuen herandrängenden Bildern, und ein leiser Goldhauch war aus den Worten des Offiziers emporgedunstet und hatte sie verklärend überzittert. Und nun stand er vor Konstanze. Die sah den leisen Schimmer in seinen Augen, der doch so anders war als das, was früher wohl darin aufleuchten konnte, als er noch der Held gewesen war, wie er in alten Gedichten vorkommt; nun war er nur ein Mensch, der aus dem Leben heimkehrt. Er hatte sich nur notdürftig reinigen können, dazu erschien er abgezehrt, verschabt und verwildert. Eine scharfe Falte war über der Nasenwurzel in die Stirn gekerbt. Auch sie selbst hatte sich ja vernachlässigen müssen — wie sie alle. Aber sie beide ergriff das mit einem Erschrecken, das zu einer stummen Trauer wurde. Sie schauten sich an und hielten sich still an beiden Händen. Das Unausgesprochene, das sich einst zwischen sie hatte schieben wollen, das war nun fort. Und als Christian sich zurückgezogen hatte, um ein wenig Toilette zu machen, da reifte in Konstanze ein Plan.

Von ihrer Tante, die täglich aufs Rathaus ging, um zu hören, daß man sich noch nicht um ihren Mann hatte kümmern können, und einige Geldstücke in die Hand des Aufsehers gleiten, wie Essen und Nachrichten an den Gefangenen gelangen zu lassen, die immer zielbewußter eine Vergünstigung nach der anderen zu erkaufen verstanden hatte; von ihr hatte sie erfahren, wie es in der Stadt herginge, daß eigentlich niemand mehr wußte, wer der Herr sei, und auch wie grausig es auf den Straßen aussah. Viel Schreckliches erblickte sie ja selbst unter den Fenstern und im Hausflur, aber die Ansprüche, die an sie gestellt wurden, waren derart, daß sie das Haus seit Tagen nicht hatte verlassen können. Jetzt wollte sie Zeit haben. Sie wollte sehen, was er gesehen hatte.

Als Christian wieder zu ihr trat, bat sie ihn also, sie zum Kornmagazin zu begleiten, wo für die Schlachttage das Hauptlazarett eingerichtet war. Nur auf einen Gang.

Digitized by Google

Christian warnte sie, aber sie bestand leidenschaftlich auf ihrem Vorhaben. So erklärte er sich denn bereit.

Sie wollten sofort gehen und bevor er die Tante begrüßt habe, die von ihrem Vorhaben nichts zu wissen brauche. Es fing schon an zu dämmern. Eilig band sie ihre Schürze herunter und lief, um Klapphorn zu holen, der einiges für die Verwundeten mitnehmen sollte.

Bald kam sie, in ihren Herbstmantel gehüllt, zurück, und die drei machten sich auf den Weg — hindurch durch die sie kläglich Anrufenden auf Flur und Gasse. Am Eingang zum Neumarkt schauderte Konstanze zurück. Vielleicht machte das der entsetzliche Geruch, der ihnen hier entgegenschlug, oder es war das Durcheinander von gewimmerten, gestöhnten, geheulten Tönen, oder es war das Bild, aus dem hier und dort schon schreckliche Einzelerscheinungen sich ins Bewußtsein drängten, was sie betäubte. Sie nahm Christians Arm. „Mein Gott!“ flüsterte sie.

Was da auf den beiden Straßenseiten an den Häusern hin in Blut und Schmutz zwischen den überall im Schlamm umherliegenden Pferdeleichen kroch, war kaum Menschen mehr ähnlich. Sie gingen schnell. Aber nach einer Weile mäßigte Konstanze ihren Schritt und begann die Gestalten schärfer zu betrachten. Gerade vor ihr kauerte einer, der um die zerschmetterte Kinnlade notdürftig alte Lappen gewickelt hatte. Daneben kamen in blutgetränkten Lumpen Stümpfe von Armen und Beinen in Berührung mit der Gosse. Ein junger Soldat lag quer über den Bürgersteig und schlappte das vorbeiquirlende Wasser, in das aus einer großen Blutlache an seiner Seite ein dünner roter Bach rieselte. Er spuckte aus und dämmerte mit der Hand den Bach ab. Aber ihn mußten sie fortsteigen. In den Hausfluren, auf den Stufen, an den Häusern entlang ein Geschöpf fürchterlicher zusammengeschossen, als das andere. Die einen lehnten stumpf oder finster da; die andern winkten schon von weitem und bettelten um einen Schluck Branntwein. Niemand holte mehr wie an den ersten Tagen diese Opfer des Krieges in die Lazarette.

Ein Wagen mit nackten, abgezehrten Leichen knarrte langsam heran. Die Verwundeten wühlten sich fluchend oder jammernd aus dem Weg. Durch eine Seitengasse trugen Männer auf einer ausgehobenen Tür einen schwerverwundeten Offizier heran, der ganz unter seinem Mantel verschwand. Die Träger mußten anhalten, denn ihnen entgegen wankte ein Dutzend Jammergestalten die Straße herauf, unter denen ein hinkendes Pferd mitdienerte. Diese sieben oder acht verfolgten so gerade die Richtlinie, als wollten sie über den Haufen werfen, was ihnen hindernd entgegentreten würde, oder, falls jene sich im Anprall als die Kräftigeren auswiesen, ihnen unter die Füße fallen und sich zertreten lassen.

Überall streckten sich den Weiterwandernden Arme entgegen. Mehr ergriffen die sie, die das nicht taten. Ein Leidender biß die Zähne zusammen und erwiderte nicht einmal ihren Blick. Vielmehr wandte er, als quäle es ihn, beachtet zu werden, das Gesicht zur Seite. Erst der Tod würde sie alle gleich machen, die Vornehmen und die Gemeinen. Irgendwo klang ihnen ein Fluch nach. Um ihrer Gefühle Herr zu werden, versuchte Konstanze, ihre Aufmerksamkeit auf einen einzigen zu konzentrieren, der sie französisch anredete. Es war ein blasser Mensch, der entsetzlich zu leiden schien. Er zitterte und knirschte mit den Zähnen, Schweißtropfen standen auf seiner Nase. Langsam richtete er fiebertrübe Augen auf sie

Digitized by Google

und ließ den Blick dann wieder abgleiten. Er antwortete mit keinem Wort. Was gab es denn zwischen seinem Elend und dem Leben jener Dame, das in Worten auszusprechen sich gelohnt hätte? Da rollte ihr aus dem nahen überfüllten Hausflur ein noch lebendiger Körper vor die Füße, daß sie strauchelte und Christians Hand faßte. Andere, die seinen Platz für sich wollten, hatten den Hilflosen hinausgeworfen — und vielleicht mit Absicht just vor sie hin.

Schnell zog Christian sie vorüber.

Keiner der Dreie sprach jetzt mehr. Man bemerkte weder die enttäuschten Blicke, noch die, welche starr an ihnen vorbeigingen. Sie hatten nur den Gesamteindruck von etwas unerhört Schrecklichem, von einem blutüberströmten, zuckenden, sich windenden Knäuel unseliger Menschen.

Aus spätnachmittäglichem Herbstblau spülte, von Gewölken zurückgeworfen, ein trübes Licht an den hohen Häusern herunter. Von den Ringpromenaden herüber hörte man ein immerwährendes Brausen mit darin aufzuckendem und vergehendem vielstimmigen Schreien. Im weiteren Umkreis brüllten fern und nah die Kanonen.

Machten sie einen Gang durch die Hölle, so war man in einen ihrer untersten und grausigsten Gänge geraten, dahin, wo die Schuld, ein Mensch gewesen zu sein, gesühnt wird. Denn welches Gemeinsame sonst band alle diese zu gleicher Verdammnis zusammen?

„War es draußen auch so? War es draußen ebenso?“ fragte Konstanze mehrmals. „Mein Gott! Mein Gott!“

Gottlob! da sah sie ein altes Mütterchen, das einen Topf Suppe trug.

Die Alte ging eine kleine Strecke mit ihnen.

„Für ein paar Mäuler ist es immer etwas, liebes Fräulein!“ sagte sie und wandte sich an einen der Gleichgültigen, der langsam das Gesicht auch von ihr wegdrehte. Aber das Mütterchen begann ihm zuzusprechen, und endlich fütterte sie ihn — ruhig — unbewegt — nichts als Güte.

Konstanze sah das, wandte sich weg uud fing plötzlich an zu weinen. Sie strebte vorwärts, blickte umher und meinte überall Verachtung ihrer Teilnahme zu erkennen. Ihre Tränen waren zwar schnell versiegt, doch war sie wie betäubt und sah nur einmal lange nach der Alten um. So bemerkte sie es nicht, daß nebenbei ein Mensch in zerfetzter Uniform auf einen Pferdekadaver gekrochen war und das bloße Fleisch benagte. Sie sah auch den nicht, der nicht weit davon als ein Sterbender in einem ganzen Teich von Blut lag. Sein Gesicht verriet bitteren Trotz, die zur Faust gekrümmten Finger zerrten noch erstarrend an dem Verband, den sie aufgerissen hatten. Nicht das Tier im Menschen — nicht den königlichen ward sie mehr gewahr. Sie dachte an das Mütterchen, das den Widerwilligen mit sanfter Überredung zwang, zu essen, um zu leben.

Inzwischen wuchs ein dumpfes, brausendes Getöse, aus dem Töne aufsprangen, die etwas Wahnwitziges hatten, immer mehr, je weiter sie schritten. Da klafften düster die Riesentüren des Lazaretts weit offen vor ihnen, durch die ein Gewühl Heraus- und Hineindrängender gepreßt wurde, während der entsetzliche Geruch schon zwanzig Schritt davon den Atem benehmen wollte.

Jeder Verwundete, der die Tore Leipzigs passierte, erhielt an diesem Tage ein Billett, das ihm ein Anrecht zur Aufnahme im Hauptlazarett

Digitized by Google

gab. Mit dem letzten Kräfteaufwand schleppte er sich also diesem zu. Aber der ungeheure Raum war längst überfüllt. Aufwimmernd brachen die Zurückgewiesenen auf dem Pflaster zusammen. Weinend wie Kinder, fluchend, anklagend, brüllend wälzten sie sich zwischen den vom Magazinboden herabgerollten leeren Mehlfässern umher. Als jemand an eins dieser Fässer stieß, antwortete aus dem Innern ein Schrei. Es hatten Verwundete darin ein Lager für die Nacht gesucht.

Die Hände gefaltet, mit schlaff herabhängenden Armen, die Brauen ein wenig zusammengezogen und totenbleich, so stand Konstanze da und drehte langsam den Kopf in die Runde umher.

„Madame! Pour l'amour de Dieu! Madame!"

Zwei zerschmetterte Arme streckten sich ihr entgegen. Sie richtete den Blick dahin, hob dann die aneinandergelegten Hände, wie im Gebet, gegen den Mund und schüttelte langsam den Kopf.

Ihr war keine segnende Hand gegeben. Unter der Wucht der Erkenntnis brach sie in sich zusammen.

Christian bemerkte nicht gleich, was mit seiner Gefährtin vorging. Klapphorn zupfte ihn am Ärmel: „Führen Sie das gnädige Fräulein fort!"

Er sah nach ihr, ergriff ihren Arm und beschwor sie, umzukehren. Sie folgte willenlos.

„Herr Gott! Erbarme dich unser!" hörte er sie flüstern. Ihre Augen blickten starr mit einem Ausdruck tiefen Sichergebens. Der Kopf war ein wenig zur Seite geneigt. Aber sie ging festen ruhigen Schritts wie im Traumwandeln, durch die Unseligen zurück.

„Um was Tausende solches leiden, das muß wohl des Leidens wert sein", sagte sie im Hofe. „Leben ist es — das Leben, wofür sie alles einsetzen — oder was sonst?"

Christian, den wieder die dumpfe Resignation übermannen wollte, antwortete nur: „Und was ist Leben als Aufgeben?"

Er fragte sie, ob man vom Boden des Hauses ins Land hinausblicken könne, und als sie es bejahte, bat er, hinaufgehen zu dürfen. Sie zeigte ihm den Weg; aber sie selbst mußte mit sich allein in der Stille ins reine kommen.

Bis unter das Dach stieg er und sah lange durch die Luke ins Land hinaus. Der eisenblitzende Ring der heranziehenden Völker lag jetzt in fester Ordnung, breit und nicht allzu fern. Darin aber um Leipzig herum und in die Stadt hinein war ein wildes Wühlen. Dort hinter die Wäldchen hinab wälzte sich grau und riesenhaft eine Dunstwolke. Ein Schatten lief über die Hügel und die Soldatenreihen — ein grauer Mantel — ein Zweispitz — und er glitt hinter den schauernden Besenwald — verdunstete blasser und blasser gegen den Horizont — der Alb, der auf ihnen allen gelegen hatte.

Und auch von Christians Geist sank es wie Schatten.

Furchtbar — aber herrlich wie das Lied von den Nibelungen war dieser Krieg.

Und jetzt schoß dort überall Sonne durch. Aber Geheul und Gestank, über das Wälzen zerschmetterter Leiber, über Blut, Verwüstung, Entmenschung goß es sich. Dieselbe Sonne lachte und blitzte noch immer am Himmel. Und auch die Gedanken fuhren noch immer hin und her und

Digitized by Google

sogen sich Kraft und Wahrheit aus dem tausendfältigen Tod und Verachtung aus dem Schrecklichen. Was galt denn das Leben? War es nicht tausendmal schöner, es für eine Idee wegzuwerfen, als in seiner Umklammerung brünstig zu vertieren und geistig zu verhungern? Heilig ist der Krieg! Er erlöst vom Leben. — Und sein Unglück? Es war das Mariannes. Sie war sein Jugendtraum. Aber war das nicht längst ausgeträumt? Er hatte keine Zeit mehr, Gefühle und Wünsche zu pflegen. Gewiß, er liebte sie noch. Sonst hätte ihn wohl Konstanze mit emporgerissen zu einem höheren Schwung der Seelen — zu einem stolzeren Bejahen des Lebens. Nun sann er über den stillen, kleinen Tälern, in denen seiner Liebsten Seele sich ihr Nestchen baute, und wollte sich für diesen Frieden, wenn es sein mußte, zum Opfer bringen. Auch wenn das Glück von ihr selbst nicht gekostet werden sollte. Die Idee war es, die sie ihm geheiligt, für die sie ihn zum Kampfe geweiht hatte durch ihre Liebe. Was galt ein Leben demgegenüber? Und was der Tod?

Und wie Christian so träumte, überkam es ihn wie eine Vision.

Wieder ging er über den Neumarkt durch die Opfer des Krieges hin. Konstanzes Hand lag auf seinem Arm, und vor ihnen durch die Reihen schritt eine weiße Gestalt — um das Haupt eine milde Glorie — er, der vom Leben erlöst.

Vom Heute fürs Morgen

Hinter der Bewegung

Einmal kehrte ich in einem Kloster ein. Winter war's. Man führte mich durch lange Gänge. An einem Fenster blieb ich stehen und sah hinunter in den Hof. Weiß blinkte es herauf vom Schnee, und in der Mitte glänzte spiegelblankes Eis. So blau das Eis, so weiß der Schnee, so düsterstill die Klostergänge . . .

Da flitzte drunten ein Schlittschuhläufer um die Ecke. Ein zweiter und ein dritter, immer mehr und mehr — eine lange schwarze Kette zog Spiralen übers Eis, und ihre langen Klosterkleider flatterten und wehten. Denn es waren junge Mönche.

Jetzt haschten sie einander. Flinke Kreise zogen ihre tief versteckten Füße. Wie schwarze Stäbchen kreisten sie durch Pavillons aus Schnee, von Mönchshänden aufgebaut. Und jetzt — Gelächter? Ja, die jungen Mönche lachten. Leise gaben des Fensters geschlossene Scheiben dieses Klosterlachen weiter an mein Ohr.

Nun war es gar ein schwarzes Knäuel auf dem blanken Eise hinter weißem Schnee — nun löste sich dies Knäuel wieder — nun wiegten sich die schwarzen Stäbchen — schief standen sie nach rechts — schief standen sie nach links — glitten schneller — auf wirbelten die Soutanen wieder — die Hände griffen an die Hüften — jetzt stolperte ein Klosterbruder — am Boden lag er — Schlittschuh, Schuhe, Strümpfe, zerfältelte Soutane — welch ein Anblick . . .

Die Klosterpforte lag schon eine Strecke hinter uns, und mein Reisekamerad und ich, wir schritten schweigend über das Gebirge. Plötzlich sagte er:

„Diese Klosterbrüder auf dem Eise — hast du nicht gesehen — wie komisch war das alles, ach, wie komisch — gar, wie der eine hinfiel . . .“ Er lachte. Aber sein Lachen prallte

Digitized by Google

stumpf und hölzern auf die Felder auf und fand kein Echo.

Es war in einer Volksversammlung. Ich saß neben einer Dame. Auf dem Rednerpulte stand ein begeisterter Mensch und sprach . . .

Glühende Lava floß aus seiner Rede und wälzte sich durch den Saal. An der ersten Stuhlreihe angekommen, zerteilte sich der glühendrote Strom in viele Ästchen und Äderchen. Die gingen durch die Reihen der Hörer durch. Aber es war sonderbar: Bei diesen Hörern floß die Lava funkelnd, sprühend, und bei jenen Hörern war sie grau erstarrt.

Der Vortrag war vorbei. Wir gingen heim. Ich schritt an der Seite der Dame.

„Haben Sie gesehen?“ sagte sie, „wie der Redner bei jedem neuen Punkt seiner Rede in die Hosentasche griff und jedesmal einen andern Gegenstand daraus hervorholte?“

„Nein,“ sagte ich, „ich sah es nicht.“

„Aber das müssen Sie doch gesehen haben, wie es einmal ein Taschentuch war, dann eine Börse, dann ein Schlüssel, und zuletzt ein Stück von einem Radiergummi. Wie das alles schließlich nebeneinander in einer Linie auf dem Katheder lag — nein, wie das komisch aussah, zu komisch, sag ich Ihnen . . .“ Und sie lachte. Aber leer kam ihr Lachen wieder von den Mauern der engen Straße zurück, durch die wir eben gingen.

Wir trafen einen hohen Würdenträger auf der Straße. Mein Begleiter kannte ihn. Gruß und Gruß — er lud uns ein — wir gingen nebeneinander die Straße hinunter. Der große Mann sprach kluge Worte, feine Worte, und jetzt eben — ich horchte auf — hatte er ein großes Wort gesagt. Da kam ein Windstoß um die Ecke — sein Zylinder rollte quer über die Straße.

Der hohe Würdenträger ging ihm nach, lief ihm nach, sprang ihm nach, und immer etwas schneller rollte der Zylinder. Die Leute blieben stehen und verfolgten begierig die Entwicklung dieser Jagd. So, jetzt noch ein Sprung, ein Schlag mit seinem Schirme — er hatte ihn. Zerbeult, beschmutzt trug er ihn in der Hand und ging weiter neben uns her. Gelassen setzte er das Gespräch fort, und die Leute sahen uns nach. Vor dem Regierungsgebäude sagte er ruhig Adieu. Wir gingen weiter.

„Nein,“ sagte mein Begleiter, „das war doch zu komisch, nicht wahr . . .?“ Und lachte. Aber sein Lachen verfing sich in einem Straßenbahnwagen, der gerade vorbeifuhr, und wurde mit davongetragen.

Heute morgen sah ich zwei Krankenschwestern vor mir hergehen. Still und sittsam gingen sie, und ihre Augen waren niedergeschlagen. Ihre Nacken waren leicht gebeugt. Ihre Hände sah man nicht, und ihre Füße sah man nicht. So gingen sie dahin. Gewiß zu einem Kranken?

Kam ein Junge angerannt, und sagte ein paar Worte zu den Schwestern. Ich verstand nicht, was, ich sah nur des Jungen ängstliches Gesicht. Sagte er: „Es ist höchste Zeit, beeilt euch, ich glaube, sie stirbt . . .“? Wie gesagt, ich hörte kein Wort; der Wind blies von mir weg. Und jetzt faßte derselbe Wind die beiden Krankenschwestern im Rücken und trieb sie rascher vorwärts. Der leichtgebeugte Nacken straffte sich, die Augen schienen in die Ferne auf ein Ziel zu sehen, das im nächsten Augenblick verschwinden konnte, nicht mehr län-

Digitized by Google

ger still und sittsam gingen ihre unsichtbaren Füße. Man sah die Füße jetzt, die Hände kamen aus dem Faltengewand hervor, die Füße trippelten, die Füße liefen rascher, immer rascher, im Winde bauschten die Gewänder . . .

Halb bestürzt sah ich mich nach allen Seiten um: War da niemand auf der Straße, welcher lachen wollte? Welcher sagen würde:

„Nein, wie komisch — ist es nicht zu komisch . . .?"

Aber da war sonst niemand auf der Straße.

Niemand?

Doch — jetzt, wo die beiden laufenden Krankenschwestern mit dem Jungen in einem Hausgang verschwunden waren — jetzt stand doch noch wer auf der leeren Straße. Ein Mann? Eine Frau? Ich kann's nicht sagen. Eine Riesengestalt, ein ungeheures Wesen war es, das da plötzlich quer über der Straße stand, unbeweglich und starr. Das mich fast auf die Knie zwang mit seinem Blick. Und nun tat es langsam seinen Mund auf und sagte:

„Ich glaube, du kennst mich schon. Ich bin das Wesen, das hinter den Bewegungen steht."

Fritz Züricher

Berta von Suttners siebzigster Geburtstag

fiel in eine für die gealterte Frau schmerzvolle Zeit: Krieggeschrei, Waffenklang, Blutopfer, Rüstungfieber ringsum. Und dunkle Wolken am Himmel Europas, durch welche Eirenes Haupt verhüllt schien. Und doch — hörte man nicht in dieser selben Zeit zum ersten Male von einer deutsch-französischen Parlamentarierzusammenkunft, waren es nicht in den Jahren 1912 und 1913 die Diplomaten Europas, die das Werk des Friedens aus allen Kräften förderten? Die Wandlung der Meinungen über den Wert und die Notwendigkeit dieser Diplomaten- und Völkeraufgabe ist handgreiflich. Längst mußten die Freunde des Friedens, der mehr als eine „befristete Waffenruhe" sein soll, eingesehen haben, daß sie auch nur mit dieser Waffenruhe für immer jetzt noch nicht rechnen konnten, nachdem der Zar selbst vor einigen Jahren das Schwert gezogen hatte und solange Männer von der Art Nikitas eine eigenmächtige Politik machen dürfen. Es geht langsamer, aber es geht auch tiefer, als man vor der ersten Vereinigung Bevollmächtigter im Haag dachte. Und was die Hoffnung an Spannung verlor, an Geduld gewann, war mit einer weiten Verbreitung, einer geistigen Vertiefung und wissenschaftlichen Verstärkung der ganzen Bewegung wohl auch nach der Meinung der Eifrigsten nicht zu teuer bezahlt. Also trotz alledem — Berta von Suttner kann mit Genugtuung um sich sehen.

Ihr jüngstes Werk, „Der Menschheit Hochgedanken", einen „Roman aus der nächsten Zukunft", habe ich mit Spannung in die Hand genommen. Wie hätte die Verfasserin heute, nach der Erstellung des kriegtüchtigen Luftschiffs, der brauchbaren Flugzeuge, nach den hundert Waffenerfindungen der letzten Jahre, nach den Entwicklungen der Diplomatie, der Wirtschaftkunde, der Soziologie, der sozialen Verhältnisse und Völkerstimmungen wahrhaft aus dem Vollen schöpfen können, wie großartig und überwältigend selbst für den Gegner hätte sich der Anblick einer Zukunft gestalten lassen, deren Daseinsbedingungen die Friedenfreunde, und nicht nur sie, mit dem hingebungvollsten Eifer erforschen! Ich ward leider enttäuscht. Diese „Hochgedanken" mußte man mühsam

Digitized by Google

erst einer denn doch recht banalen und schallreichen Form entkleiden, um hinter dem flatternden Wort — noch nicht einmal Hochgedanken, sondern nur so viel von Gefühlfanfaren umschmetterte Denkergebnisse zu finden, wie ein mit den friedenfreundlichen Alltaggedanken vertrauter Kopf in zwei Stunden des Träumens zusammengebracht hätte. Wo ich Energie und Zielsicherheit, Fülle und Bedeutung erwartet hatte, fand ich also Worte, Worte und „romanhafte" Umweggängerei, Dürftigkeit und Mattheit. Mit einem Wort: Dilettantismus. Frau von Suttner war nie eine Dichterin, das war mir bekannt. Aber die leidenschaftliche Kraft ihres Wollens und Wirkens hatte einst ihr Schaffen durchglüht. Und nun ist es wie ein Schicksal: die Bewegung, der sie ein Leben geweiht hat und der sie, wie kein Denkender bestreiten kann, unsagbar genützt hat — es tut heute nicht mehr gut, diese Bewegung mit den Augen Berta Suttners anzusehen, denn diese Bewegung ist in Wichtigem über das hinweggeschritten, was Frau von Suttner einigermaßen gestalten und in seinem lebendigen Wesen klarlegen kann, sie ist fortgeschritten zu einer größeren Sachlichkeit, zu feineren Begriffen, zu tieferem Betrachten als noch ihr jüngstes Buch enthält. Die Friedensbewegung von heute ist ein Stück geschichtlicher, soziologischer Wissenschaft von produktiver Kraft und Bedeutung geworden, die man kennen lernen muß, wenn man die bestimmenden Größen unseres Zeitenlaufs kennen will, so wie die Parlamente, die Zeitungsorganisationen, die politischen Hauptereignisse und die sozialen Umwälzungen — gleichviel, wie man selbst dazu stehen mag. Der Kunstwart wird ein andermal davon sprechen.

Dies alles aber zugegeben, so dürfen wir dennoch nicht ohne Ehrfurcht der Frau gedenken, deren Wirken durch eine innere Entwicklung der Dinge heute fast nur mehr ein mittelbares ist. Man war lange Zeit geschmacklos genug, von ihren „Duseleien", von „Schwärmereien der Friedensberta", von ihren phantomischen Utopistereien zu reden, und eine Zeit des öden Rationalismusses konnte nicht verfehlen, die Herzensgröße zu verkennen, die, wie immer sie gerichtet gewesen sein mag, doch eigentlich im Werk der Frau von Suttner hätte unverkennbar sein sollen. Die Treue, die sie sich und ihren Freunden gegen eine Welt von Widerstand hielt, der großartige Glaube — man gestehe sich das doch ein: daß ohne diese das Werk des Friedens heute nicht dort stände, wo es steht, wie ohne sie kein weithin wirkendes Werk besteht, und daß sie im Weltgeschehen einen unersetzlichen Wert bilden. Von den „Dichtungen" Berta Suttners wird vielleicht bald nichts mehr leben, selbst die einst so viele erschütternde Kraft des Hauptwerkes wird bald ins Leere stoßen. Aber der prachtvolle Anblick ihrer glaubenstarken, hoffnungfrohen, unerschütterlich treuen und herzlich menschenfreundlichen Arbeit wird Empfängliche noch lange bewegen. Ihre nach ihrer Art überaus offenherzigen und reichhaltigen „Memoiren" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), ein starker Band, dem hoffentlich einmal noch ein zweiter folgen wird, geben nicht nur ein Stück Zeitgeschichte, ein in Briefen und Dokumenten lebendiges Sammelzeugnis edler Gesinnung Hunderter von Zeitgenossen, sondern auch ein Abbild eines ganz wundervollen Menschenlebens. Eine Kämpferin gibt darin von sich

Digitized by Google

Kunde, die das Höchste erreicht hat, was Naturen ihrer Art erreichbar ist. Ezard Nibden

Was lesen wir in der Sommerfrische?

Etwas „Leichtes“ natürlich! Und etwas, das nicht nach Asphalt riecht, sondern nach Berges- oder Meeresluft, nach Roggenfeldern und Buchenwald, meinthalb auch nach ungelüfteten Bauernstuben. Das Buch soll uns nicht daran hindern, soll uns womöglich helfen, wieder zur Natur zurückzufinden. Wer gibt uns aber Rat, daß wir solche Bücher finden? Unsre Leser wissen schon: für all dergleichen sucht der Dürerbund zu sorgen. Mitglieder des Arbeitsausschusses haben in der 103. Flugschrift „Leichtes zum Lesen“ (30 Pf.) 60 Bücher zusammengestellt und bei jedem angegeben, ob es spannend oder gemächlich, lustig oder traurig zu lesen ist, in welcher Gegend die Geschichten spielen und für welche Leser sie in Betracht kommen. Wo es für die Wahl nötig ist, sind auch kurze Inhaltsangaben beigefügt. Roseggers und Raabes Novellen sind eingehend behandelt, damit der Leser sich das für ihn passendste heraussuchen kann und nicht zufällig etwas erwischt, das ihm nachher gar nicht zusagt. Eine kleine Übersicht gibt an, welche von den Büchern „spannend“ und welche vor allem lustig sind, ferner, welche den einfacheren Bedürfnissen und welche den feineren Bedürfnissen nach Erholung entsprechen. Auch was sich für Kranke eignet, ist besonders verzeichnet. Im allgemeinen wendet sich die Flugschrift an „anspruchsvollere“ Leute, die nicht bloß gutgemeinte Volks- und Familienlektüre, sondern literarisch Wertvolles kaufen wollen. Wir hoffen, dieser ersten Lese eine zweite folgen lassen zu können, die den Kreis um ein beträchtliches erweitert.

Schalom Aschens „Bund der Schwachen“, Simons-Mees' „Kaiserliche Hoheit“, ein Josef-Kainz-Theater

Berliner Theater

Nicht ohne Grund hat hier mehrere Hefte hindurch über das Berliner Theater Schweigen geherrscht. Es gab wohl hier und da eine Neuigkeit, aber entweder war sie so läppisch im Gehalt, so lotterig in der Form, daß sich beim besten Willen keine Möglichkeit fand, zu ernsten Menschen ernst darüber zu reden, oder sie erschien dem abwägenden Auge des Kritikers schon nach wenigen Tagen so leicht, so schwächlich und nichtig, daß er, schon aus purem Mitleid mit dem schwanken Bäumchen, nach irgendeiner Gesellschaft suchte, nach einem Pfahl, einer Stütze, an die sich jene zerbrechliche Gerte anlehnen könne, um doch in ihrer wurzellockeren Kahlheit nicht gar so gottserbärmlich dazustehen. So ging es mir mit Schalom Aschens „Bund der Schwachen“, den die Kammerspiele des Deutschen Theaters in den jungen Maitagen als „Schauspiel“ in die rauhe Welt hinausstießen. Immer hoffte ich, irgendwo werde noch ein anderes Stück hervortreten, fest und forsch genug, den schlotternden Balg, der allein nicht gehen noch stehen konnte, unter den Arm oder ans Gängelband zu nehmen — aber nein, es verging Woche auf Woche, und als es dann doch nochmal zur Premiere klingelte — wiederum in den Kammerspielen —, da war es ein Lustspiel, das zwar aus Holland kam und sich „Kaiserliche

Digitized by Google

Hoheit“ nannte, aber weder etwas fürstlich Erhabenes an sich hatte, noch weit her war. Doch wie der Berliner Theaterfrühling heuer mal aussieht, dürr, entlaubt, ohne Halt und ohne Richtung, müssen die beiden nun schon miteinander hinauswandern — als letzte klägliche Zeugen einer Spielzeit, die nicht einmal zu dem wenigen Guten, was die Dramatik der Gegenwart zu geben hat, den Mut aufzubringen vermochte.

Dabei schien dieser Schalom Asch, ein junger jiddisch schreibender Mann aus dem polnisch-russischen Osten, vor Jahr und Tag einmal wie ein leuchtender Morgenstern über unsrer Bühne aufgehen zu wollen. Sein „Gott der Rache“ war zwar in der Wahl des Milieus — ein jüdisches Bordell, in dem sich lockere Lebensgier und skrupelloser Handelsgeist mit altorthodoxer Patriarchenstrenge in die Haare geraten — ungleich kühner als in der dramatischen Ausschöpfung des Konflikts, aber eine gewisse Urwüchsigkeit der Welt- und Menschenbetrachtung, eine gewisse unverbrauchte Herzhaftigkeit der Darstellungsmittel ließ hoffen, daß er dereinst dem Theater auf eine neue, eigne und robuste Art seine Wirkungen abzwingen würde, ohne den dichterischen Verpflichtungen ganz untreu zu werden. Sein „Bund der Schwachen“ bedeutet für diese Hoffnungen eine lähmende Enttäuschung. Übriggeblieben von den einstigen Versprechungen ist allein eine betuliche Gefühlsechtheit des slawischen Milieus. So wie sich dieser einarmige polnisch-russische Fabrikinspektor unter den Werbeschauern des jungen Frühlings aus seiner fernen öden Einsamkeit heraus nach dem Weibe sehnt, von dem er doch geschieden ist, und nach Kindern, lachenden, hüpfenden, spielenden Kindern, die er doch gar noch nicht hat, wie er, bar alles mannhaften Stolzes, um ein bißchen Zärtlichkeit und Liebe und Familienhaftigkeit schier hündisch immerfort bettelt, und wie er dann, als sich sein üppiges, in einen verlotterten Maler vernarrtes Weib ihm hartnäckig versagt, die verschmähte, vernachlässigte Frau jenes verkommenen Genies mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel auf seine breiten Schultern lädt, nur um mit dem Überschuß seiner Kraft und seines Liebesdranges irgend etwas anfangen zu können — das trägt in seiner Mischung von Sinnlichkeit und Sentimentalität, naivem Egoismus und selbstloser Opferfähigkeit die Farbe slawischer Gefühls- und Charakterechtheit auf den Wangen. Dramatisch aber weiß Schalom Asch damit rein gar nichts anzufangen. In dem Augenblick, wo er seiner Partei der Schwachen den Triumph des Herzens verschafft hat, steht er am Rande seines Könnens. Gefühl in wirkende Kraft zu verwandeln — woran erst der Dramatiker sich erweisen würde —, ist ihm nicht gegeben. Die Szene, in der der brave Stephan Berkowitsch „sein“ Weib Helenka und „seine“ Kinder gegen den schnell wieder zerfallenen Bund der beiden Starken verteidigt, entbehrt mit ihrer erklügelten ironischen Überlegenheit und spielerischen Grausamkeit aller Überzeugungskraft. Da landet der Slawe bei jener äußerlichen Theatermache, die ihn zwingt, all seine echten Steine des Gefühls, all das warme, tröstlich-kosende Mitleid des Unterdrückten für die Unterdrückten gegen kalten Situationswitz auszutauschen, der seiner immer wieder durchschimmernden Sentimentalität übel zu Gesichte steht. Was bisher

Digitized by Google

„innig“ oder „rührend“ klang, wird auf einmal, unter dem Anhauch des Bühnenmäßigen, zur schrillenden Phrase, zur peinigenden Grimasse. Wir wissen es jetzt: es mag bei diesem Talent aus einer primitiven und deshalb noch unerschöpften Gefühlswelt zum Novellisten reichen, auf der Bühne wird es auf dem Wege zu seinem Ziel all sein bißchen eigentümliche Begabung doch irgendwo und wie verkaufen müssen.

Wie hier die ursprüngliche Echtheit des Gefühls, so hat die Kammerspiele bei dem Lustspiel „Kaiserliche Hoheit“ der Holländerin Simons-Mees offenbar der Ansatz zur satirischen Charakterkomödie gelockt. Und in der Tat: wenn man zunächst die Hauptfigur, diesen berühmten holländischen Dichter und Journalisten, sich so entfalten sieht, als einen Hjalmar Ekdal des Feuilletons, gedruckte Phrasen im Schnabel, über und über mit Eitelkeit gepolstert und mit Egoismus gemästet, ein Poseur und Schönredner, der mit unsäglicher Selbstgefälligkeit das Banner der Menschenliebe, Moral und Aufklärung vor sich herträgt, so macht man sich ernstliche Hoffnung auf ein feineres Lustspiel, das auf menschlichem Grunde unsre versteckten Menschlichkeiten durchhechelt. Aber bald verwandelt sich die Komödie in den Schwank, das Kammerspielhaus in das Residenztheater — wie ein lebendiges Menetekel saß Richard Alexander im Zuschauerraum der Erstaufführung! Vom zweiten Akt an schon wird er sich ganz bei sich zu Hause gefühlt haben. Denn da hat der Poseur die Rolle eines Großfürsten zu spielen, der vom Hotelier und seinen Gästen längst vergeblich erwartet wird, und während es eine kurze Weile noch so scheint, als wolle die Verfasserin aus dem Spiel, das einem bewußten und gewollten Komödianten gleichsam zur Strafe seiner Sünden aufgezwungen wird, tragikomischen Gewinn ziehen, verliert sich die Rolle und damit das ganze Stück bald so gründlich an die ausgemachtesten Possensituationen, daß die Versuche, zur Charakterkomödie zurückzulenken, nur noch wie Ungeschicklichkeiten oder schwächliche Reueanwandlungen erscheinen. Elsa Otten und Rudolf Lothar haben das Stück übertragen und auch wohl bearbeitet; wenigstens gibt es Stellen, die sich auf dem Grunde des gemessenen und gepflegten Dialoges wie Simili-Brillanten ausnehmen und nach Wirkungen schielen, die erst wieder jenseits der natürlichen, schon reichlich billigen Theateraugenblickswirkungen liegen.

Zu den Naturbühnen, die Großberlin schon hatte, ist mit diesem Frühling eine neue getreten: der unermüdliche, gewiß ehrlich von dem Wert seiner Bestrebungen überzeugte Rudolf Lorenz hat am kleinen Wannsee ein Josef-Kainz-Theater gebaut, so genannt, weil Kainz in Vindonissa, auch einer Gründung von Lorenz, sein Interesse, ja seine begeisterten Sympathien für solche Freilichttheater bekundet hat. Man könnte sich diese Art Theaterzezession, zumal wenn wie hier Geschmack und Ernst sie beraten, als sommerliche Spezialität wohl gefallen lassen, wenn nur schon mehr gute, für sie geeignete und geartete Stücke da wären. Aber daran fehlt es auch diesmal wieder, soweit Lorenz seine Blicke durch die dramatische Weltliteratur hat wandern lassen. Grillparzers „Medea“ und „Sappho“, Hebbels „Gyges“, Goethes „Iphigenie“ und „Tasso“,

Digitized by Google

Ibsens „Nordische Heerfahrt“, Sudermanns „Teja“, Hans Sachsens Schwänke und Widmanns Lustspiele — das alles hat seine Tücken unter Gottes freiem Himmel, auch wenn dieser gute Miene zum bösen Spiel macht. Friedrich Düsel

Jakob Schaffners Opferspiel „Die Heilige“

Münchner Theater

Der junge Schweizer Jakob Schaffner hatte bereits auf sich aufmerksam gemacht als Novellist von vielleicht mehr eigenwilligem als eigenwüchsigem Stil, aber doch auch von unzweifelhaftem Können. Nun kam er mit einem Drama, mit dem „Opferspiel“ in drei Aufzügen „Die Heilige“, und fand das Münchner Künstlertheater dafür offen. Nicht zu seinem Heil, denn die Folge war eine durch tröstenden Applaus für die Darsteller und den begabten Verfasser kaum verhüllte Niederlage. Das Stück krankt an jener ästhetischen Grübelei so vieler jüngeren Talente, die das künstlerisch Bedeutende möglichst abseits der unbefangenen Natürlichkeit sucht; in einer Einführung, die Schaffner im Programm des Künstlertheaters gab, bekennt er sich zu dem „Streben der jüngsten Generation nach Stil und würdiger, gereinigter Erscheinung“. Das wären ja nun gewiß schöne Dinge; aber wo sie sich nicht von selbst ergeben aus einer großen und reinen Dichternatur, die ihren Gestaltungen aus sich heraus Stil und Würde gibt, kommt bei derlei Bemühungen nur ungesunde Künstelei zustande. So geschah es leider auch hier. Eine ländliche Mordgeschichte brutalster Art wird aufgerollt und mit dreifachem Selbstmord abgeschlossen. Wer das Schwierige unternimmt, für solch Untermenschliches um die Teilnahme eines gebildeten Theaterpublikums zu werben, kann sein Ziel nur mit purem Naturalismus erreichen, denn die fremdartig berührende Roheit der Vorgänge wird sofort zur Lächerlichkeit, wenn sie nicht in durchaus wirklichkeitstreuer, von ihrer Tatsächlichkeit überzeugender Form erscheint. Schaffner aber verquickte als Symbolist und Stilfanatiker die Bauernroheiten mit subtilsten seelischen Motiven und sublimsten Ideen, die gar nicht in diese Sphäre passen, und präsentiert das Ganze in einer so künstlichen Gestaltungs- und Ausdrucksweise, daß Vorgänge, Charaktere und Reden nicht glaubwürdig erscheinen.

Der „Tatbestand“ ist im wesentlichen folgender. Die Frau eines Dorfwirts hat sich mit dem Großknecht eingelassen, auch ihr Sohn Adam stammt von ihm, und eines Nachts bringt er mit ihrer Beihilfe den Alten um, weiß auch den Verdacht auf einen andern abzulenken. Aber das Gewissen macht ihm zu schaffen, er scheut sich, die Witwe zu heiraten, und diese, jetzt selbst unsicher, bleibt in simulierter Gelähmtheit drei Jahrzehnte lang auf einem Lehnstuhl sitzen, um das darin versteckte Mordmesser vor der Entdeckung zu hüten. Ihr Sohn wächst zu einem sinnlichen Gewaltmenschen heran und gewinnt die schon verlobte, seelisch hochstehende Pfarrerstochter Toni zur Flucht und zur Heirat mit ihm. Unmittelbar nach der Geburt ihres zweiten Kindes eröffnet der gewissenzerquälte Knecht der jungen Frau die wahre Sachlage, sie erkrankt vor Entsetzen, ihr Kind stirbt, und nun faßt die fromm Erzogene den Entschluß, als „Heilige“ den Verkehr mit ihrem Mann aufzugeben und in ständigem Gebet für das Seelenheil der Drei die Verbrechen zu sühnen. Adam

Digitized by Google

begreift ihre plötzliche Sprödigkeit nicht, obschon auch er nun über seine Herkunft und den Mord aufgeklärt wird, er wähnt nur ihre Liebe zu ihm erloschen, sucht die Verschlossene vergeblich durch Schläge gefügig zu machen, nimmt sich eine birnenhafte Base zum Ersatz, jagt diese aber alsbald aus dem Hause, weil es ihn mehr zu der Widerspenstigen treibt. Jetzt will seine Mutter die Gatten wieder vereinen; durch Aufgabe der Simulation, Anslichtbringen des Mordmessers und freiwillige Stellung bei der Behörde will sie Tonis Opfer entbehrlich machen. Doch ihr Entschluß kommt zu spät; durch Adams Brutalität zum äußersten getrieben, hat sich die „Heilige" bereit erklärt, auf sein Geheiß sich selbst zu töten, der Rasende nimmt sie beim Wort, und sie geht ins Wasser. Erst an ihrer Leiche erfährt er den religiösen Beweggrund ihres Verhaltens; seine Mutter öffnet sich die Adern, sein Vater erhängt sich, und Adam selbst bricht in völliger Verzweiflung zusammen.

Manche Momente dieser grellen Schauergeschichte müssen schon beim Lesen durch den Widerspruch von Gegenstand und Darstellungsweise unfreiwillig komisch berühren: und in der Bühnenverwirklichung greifen sie natürlich noch heftiger ans Zwerchfell. Wenn die „jüngste Generation" das Stilisieren und die „würdige Reinigung der Erscheinung" nun einmal nicht lassen kann, wird sie in ihrem eigensten Interesse dramatische Stoffe wählen müssen, bei welchen die Ergebnisse ihres „Strebens" in verschwimmendem Dämmerlicht bleiben können. Andere von unseren Neuromantikern haben ja schon zur Genüge gezeigt, daß es solche rücksichtsvolleren Stoffe gibt.

Hanns von Gumppenberg

Das Spielwerk und die Prinzessin

Der Wiener Tonsetzer Franz Schreker, der mit seinem „Fernen Klang" vor einiger Zeit einen großen Opernerfolg errang (siehe Kw. XXVI, 11), erschien bald darauf mit einem neuen zweiaktigen Werk, das von der Wiener Hofoper mit großem Aufwand, aber ohne eigentlichen Erfolg, aufgeführt wurde. Und so sehr ein Künstler wie Schreker auch jederzeit Achtung und Beachtung erwarten darf, so fesselnd es stets sein wird, seinen Versuchen einfühlsam zu folgen, so wird man doch das (allerdings allzu laute) Urteil des Premierenpublikums im wesentlichen nicht nachträglich als Fehlspruch umstoßen können. Die Bühne kann hier nicht halten, was der tonpoetische Traum dem Künstler etwa verhieß; allzusehr ermangelt es diesen Vorgängen an durchsichtiger und zwingender Klarheit, allzuwenig wird deutlich von dem, was sich als tiefer Sinn hinter diesen sich in derber Leibhaftigkeit aufdrängenden Symbolgestalten birgt.

Seltsam genug, daß die Geschichte unserer Oper mit ihrer vollendet eindeutigen Erfahrung so wenig auf die nachfolgenden Künstler wirkt. Daß der ständige Mißerfolg undeutlicher, gestaltarmer Texte von „Euryanthe" bis zur „Rose vom Liebesgarten" oder zu „Herrat" die Tonsetzer noch immer nicht hinreichend bedenklich gemacht hat gegen eine unhaltbare Wortunterlage. Das Gesamtergebnis einer Arbeit wie der neuen von Schreker enthält zweifellos meisterliche und höchst anregende, geistvolle Einzelheiten, aber der Mangel an Stil wird davon nicht zugedeckt. Man kann auf die Dauer eben trotz aller Musik der Stimmungmischungen

Digitized by Google

und aller Genialität der Klang- und Sinnenwirkungen nicht verkennen, daß in der Oper für diese Formen das Schaffen nur ein beschränkter Raum ist. Aber auch das kann gesagt werden: gerade Schreker selbst strebt von dieser Richtung weg, die mehr auf die Ekstase des Augenblicks und die Austönung der innerlichen Zustände und Beziehungen geht und die er virtuos sowohl in der Harmonik und Instrumentation wie durch die Erfindung rhythmischer Flimmergebilde beherrscht; der sinnvollen, durchgestalteten Handlung möchte er wohl näher kommen als ihm bisher gelang; er bildet Auftritte, die an sich nicht wirr angelegt sind, aber noch bildet er sie häufig unsicher, mit plötzlichen Störungen, die mehr überraschend als dramatisch wirken, und mit einem starken Ballast von gehäuften Wirkungen, die sich gegenseitig aufheben. Vor allem aber wollte der Dramatiker auch als Tonkünstler das „Symbolische" schauen, worin immer schon die Gefahr der Halbwirkung liegt. Schrekers Prinzessin und ihr Gegenspiel, der Meister des Spielwerks, bedeuten mehr als zwei Figuren, bedeuten: jene Schönheit und Liebe, dieser Gott oder die Natur. Und das Spielwerk selbst bedeutet etwas und der plump tückische Wolf und der junge Wanderbursche.

Man muß sich also an die Musik oder an Teile des Werks halten, und da ist es bedeutsam genug, daß sich deren Studium trotz der grundsätzlichen Verfehlung lohnt. Es stehen Dinge darin, um derentwillen man die Kenntnis des Werks allen zur Pflicht machen möchte, die von unserem heutigen musikdramatischen Schaffen Bescheid wissen wollen. Ist nicht alles abhängig von gewissen Vorgängern, so geben sich doch gerade jene flimmernden Gleißwirkungen ganz eigen und in manch melodischen Partien schwingt der lange Atem echter Leidenschaft. Man muß auf die ferneren Werke dieses Künstlers gespannt sein. G

Der Klavierauszug des Werkes ist im Verlag der Universal-Edition, Wien, erschienen. Die Notenbeilage dieses Heftes enthält ein Stück daraus.

Gerhard Schjelderups „Jan Bart"

Die Ballade als Kunstgattung hat in unsrer Zeit einen schweren Stand. Wie seit Guras Hingang kein allgemein anerkannter Balladen-Sänger mehr auftritt, so ist auch kein Tonsetzer bekannt geworden, der dieser Gattung sich mit Vorliebe widmete. Die Wirkungen, die man heute innerlich bevorzugt, liegen im Lied. Im Lied sind die allerfeinsten Abschattungen und Mischungen der Stimmung möglich, das von Takt zu Takt sich wandelnde seelische Erlebnis kann hier sein Widerspiel in Tönen finden, für jede Wendung ist Spielraum. Die intensivsten Steigerungen des Ausdrucks durch harmonische und rhythmische Komplikationen sind im Liede innerlichst erfordert. Die alte Ballade, wie sie Löwe als Meister und Plüddemann als bedeutender Epigone schrieb, kennt diese Möglichkeiten nicht. Sie wirkt mit ihrer verhältnismäßig weitreichenden Einheitlichkeit der Harmonik und Rhythmik, mit einem halb und halb leitmotivischen Tonsatz, mit der über lyrische Feinheiten hingleitenden Erzählerstimmung minder willkommen auf die heutige Reizsamkeit. Sie wirkt durch Strecken, wo das Lied durch Punkte oder Augenblicke wirkt; man mag diesem Unterschied, der hier nur angedeutet, nicht erschöpfend dargelegt werden kann,

Digitized by Google

etwa dem zwischen der linearen Technik Schwinds und der Flächentechnik der Modernen vergleichen.

Daß eine Ballade unserer Zeit Elemente des modernen Liedschaffens in sich aufnehmen müsse, erscheint mir nach dem Gesagten unzweifelhaft. So hat Draeseke sich an der Ballade versucht und durch eine den leisesten Wendungen des Textes in jedem kleinen Teil angeschmiegte Tonsprache schon eine Intensivierung versucht auch innerhalb des Epischen. Die Ballade „Jan Bart", die dem vorliegenden Kunstwartheft beigegeben ist, scheint mir darin einen Höhepunkt zu bezeichnen. Schjelderup vermeidet den alten Konventionalismus völlig in der Harmonik, die mit leisen und doch deutlichen Abwandlungen der Psychologie des Gedichtes nachgeht; und Fontanes Psychologik, die so harmlos aussieht, hat hier sehr geistreiche Wirkungen geschaffen, die Schjelderup mit vollendeter Sicherheit vertont. Man muß den Text genau erfassen, um all dieser Innenbeziehungen inne zu werden. Aber die Charakteristik des Titelhelden durch ein ausgesprochenes Leitmotiv, das rhythmisch und melodisch in derber und kräftiger Manier gebildet ist, verbürgt doch die vollkommene musikalische Einheitlichkeit des dichterisch Einheitlichen; die andern Teile — Barts Hofgang und die Worte mit dem Mädchen — erhalten ihre eigene Motivik, und so ist die alte „Streckentechnik", auf einer modernen Grundlage mit einer sehr verfeinerten Tonsprache, doch noch erhalten.

Es gibt kleine Werke, die doch einen Meister verraten; zu ihnen gehört nach meinem Gefühl diese Ballade. Einer prachtvollen „Wirkung" ist sie überdies bei gutem Vortrag auch sicher. Wir veröffentlichen sie um so lieber im Kunstwart, da ihr Komponist, Gerhard Schjelderup, leider noch immer nicht zu den weithin Bekannten gehört. Es wird, nachdem er viele Jahre einsam in Deutschland geschaffen und gewirkt hat, allmählich eine Ehrenpflicht der Deutschen, seine Werke kennen zu lernen und sie zu klingendem Leben zu bringen. Wir gedenken auf sein Schaffen bald noch ausführlicher und öfter einzugehen. S

Schattenbilder

Wenn man in meinem Alter steht und all die Ansichten über Kunst und ihr Wesen an sich vorüberziehen gesehen hat — Meinungen, an denen man sich auch lebhaft beteiligt hat — so kommt wohl etwas wie Besinnung über einen: aus all den Verwirrungen, welche durch die Strömungen des Kunstbetriebes sich gebildet haben, sucht man gar gern nach den Quellen, aus welchen ihr Ursprung hervorgegangen sein könnte.' Es ist, als sähe man dann die Fluten selbst klarer, als sie sich in den Vermischungen zeigen, die im Laufe entstanden sind. So kann ich mich jetzt freuen an Zeichen künstlerischer Betätigung, die außerhalb des Großbetriebes der Kunst ihr Dasein haben. Wenn sie auch, wie ja Quellen gewöhnlich, klein erscheinen, so steckt dafür doch oft etwas in ihnen, was mir vorkommen will wie Gebilde, welche die Natur hervorgebracht hat aus der ursprünglichen Begabung zur Kunst, die dem Menschen allein gehört.

Hier einige Schattenbilder, die ein siebzehnjähriges Mädchen geschnitten hat, Berta Hindenlang. Mir scheint, sie sind vortrefflich beobachtet und dargestellt, wenn sie auch, fern vom Kunstbetriebe entstanden, keine vollendeten Kunstwerke bedeuten sollen.

Es gibt wohl keine andre Kunst-

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART *BERTA HINDENLANG*

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART *BERTA HINDENLANG*

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

BERTA HINDENLANG

Digitized by Google

übung, in der sich so primitiv und deutlich der Zusammenhang mit der Vorstellung zeigte, wie beim Schneiden solcher Schattenbilder. Es mag dies die Wirkung sein von der notwendig sorgfältigen Handhabung mit der Schere, an der sich nachher nichts mehr ungeschehen machen läßt. Dies mag wohl zu der präzisen Vorstellung zwingen, und wo so eines auf das andre einwirkt, da wird eine Einigkeit von Wollen und Können hergestellt, die wir gerne als ein Hauptelement aller Kunst anerkennen mögen. Solche Scherenkunst scheint ja nur durch den Tastsinn der Hände hervorgebracht zu sein, die das tun, was das Auge zu sehen wünscht, ohne daß das Auge zur Kontrolle während der Arbeit herangezogen zu werden braucht.

So könnte ich wohl das, was ich einmal im Kunstwart über Traum und Phantasietätigkeit gesagt habe, einigermaßen richtig ergänzen, indem ich die Tätigkeit der schaffenden Hand voll anerkenne, denn es ist doch wohl in den bildenden Künsten die Hand, welche die Tat schafft. Das Auge nimmt die Eindrücke auf und bildet die Vorstellung — der Wille zum Schaffen und auch die Fähigkeit liegt in der Hand. Dieser Wille der Hand, vielleicht richtiger: des ganzen Menschen durch die Hand bringt die Vorstellung, dies unmaterielle Traum- und Phantasiegebilde in materiellen Gebilden zu kräftigem Ausdruck.

Hans Thoma

Vom Ausdruckswert des Automobils

[Vorbemerkung: Wir hatten vor, den Ausdruckswert des Automobils von den verschiedenen Seiten her zu beleuchten, von der aristokratischen, demokratischen, protestantisch-altgläubigen, protestantisch-liberalen, katholischen, modernistischen, jüdisch-strengen, jüdisch-aufgeklärten, freireligiös-monistischen, sezessionistischen, futuristischen, kubistischen, naturalistischen, übermenschlichen und untermenschlichen. Leider ist nur die übermenschliche Beleuchtung zur rechten Zeit fürs Reiseheft fertig geworden.]

Auto und Aurora fangen nicht nur mit denselben Buchstaben, sie fangen auch beide eine neue Zeit an. Eine geistigere, nervenstärkere, geruchskräftigere, wagendere Zeit und einen höher organisierten Menschen. Der Übermensch, er selbst, autós, wird im Auto geboren.

Wie lieblich klingt das Lachen der Wohlgeratenen, der Heiteren, der mit der Gefahr Spielenden aus dem gepanzerten Wagen, wenn jemand links in den Graben springt, rechts einer die Mauer in die Höhe zu klettern begehrt, weil ihm der Rock gestreift wurde! Während die Vielzuvielen die Finger in Nasen, Augen und Ohren stopfen, braust mit königlichem Rauschen wie Weltuntergang — wahrlich Untergang einer Welt! — die geistigere, zukünftigere Menschheit vorüber, aus welcher der Übermensch geboren wird. Die geistigere und zukünftigere, denn die Maschine ist die Zukunft und ist organisierter Geist. Selbst Serenissimus und der reich gewordene Baustellenbesitzer, wenn sie im Auto sitzen, haben Geist, wo nicht in, so doch unter sich. Während der Kutscher der untergehenden Welt hinter seinen Pferden träumt, blitzt es von Geist und Energie aus den Augen des Autoführers, und sein Griff ist Schicksal. Schicksal für die auf der Straße und Schicksal auch für die im Wagen: ein Griff und der durchgeistigte Insaß wälzt sich als ein Gemenge von durcheinandergeratenen Gliedern im auf-

Digitized by Google

gewirbelten Staub. Zudem wecken alle Kräfte ihre Gegenkraft. Ich lobe die klugen Staaten drüben, welche gestatten, den zu schnell Fahrenden die Reifen zu zerschießen — es könnte die Menschen statt der Reifen treffen —, so kommt die Gefahr auf der Gasse wieder zu Ehren. Auch das ist Gewähr für die Erhöhung der Menschheit.

Im Auto, während das Gemeine an den Blicken vorüber, und der Pöbel in die Gräben fliegt, höchstens der Wehruf eines zu spät Aufgescheuchten das sausende Ohr noch erreicht, wird der Übermensch geboren

„aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen
Ein leichtes Gewölke."

In das Rauschen der Räder auf dem Kies, das Stoßen der Maschine, das Heulen der Hupe, das Fluchen der Geängsteten und das Lachen der Belustigten tönt das erste Lallen des Übermenschen, und sieben Städte auf dem Wege zwischen Petersburg und Paris streiten sich um die Ehre, sein Geburtsort zu sein: so wird der Übermensch als der „gute Europäer" Ereignis. Hinter sich lassend den Stank, den Staub und das Erbrechen der alten Welt und der Herde, vor sich Licht, Luft und freien Tag. Vom „Schrei der Erde" umdröhnt, einem Knurren, das aus den Eingeweiden des Bauchs der Erde zu kommen scheint. Siehst du von ferne seinen Weg sich aufrichten? Zwanzig Fuß hoch bis in die Kronen der Bäume hinein erhebt er sich, eine stehende Lawine, eine Mauer aus aufgelöstem Stein. Mitten in diesem Stein gehen dort die Menschen, sie sehen rings um sich nichts als Stein, sie atmen Stein, durch alle Poren ziehen sie den lebendigen, geflügelten Stein ein: nie waren sie so in die Erde, in den Boden, der sie trägt, hinein gebettet, getaucht und getauft als hier, wo der feurige Wagen des Übermenschen sie überholt hat. Siehst du das hochaufgerichtete helle Band? Strenge das Auge an, so siehst du den kleinen, schwarzen Kopf dieses Riesenbandwurms, wie er sich in dem schwellenden Körper der Erde vorwärts frißt, ein Erdenkopf, eine Offenbarung des Sinns der Eingeweide des Bauches der Erde. Mit den Schnelligkeiten der kreisenden, kreißenden Weltkörper, Weltleiber, Weltbäuche rast es im nie rastenden Fortschritt moderner Wissenschaft und Technik dahin. Nie hat sich eine höhere Schicht so distanziert als in diesem zu Unrecht sogenannten demokratischen Jahrhundert. Was man früher mühselig durch Aneignung einer fremdsprachigen und -begriffigen Bildung zu schaffen vergeblich suchte, das hat das Auto fast mit einem Schlage zuwege gebracht: die obern Zehntausend zu Beherrschern der Straße gemacht, den Rest in die Gräben gefegt, und, wie Arrhenius so schön sagt: „Wir können in der festen Hoffnung, daß die Zukunft nur noch besser werden wird, mit dem großen Natur- und Menschenkenner Goethe sagen:

Es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann so herrlich weit gebracht."

Achte darauf, daß Goethe dieses große Wort nicht Faust, sondern seinen Famulus Wagner sagen läßt, den Schüler also, der auf den Schultern des Meisters höher steigt, um reinere Luft zu atmen,

Digitized by Google

und um zu sehen, was dem Meister nicht mehr zu sehen vergönnt war. So spricht es gewissermaßen der höher entwickelte Goethe, der antwortende Goethe, der Schüler seiner selbst, der auf seinen eigenen Schultern steht. Bonus

„Imperator" und „Vaterland"

Stolze Namen und stolze Schiffe — wir haben gar keinen Grund zu bezweifeln, daß sie, alles in allem genommen, in ihrer Gattung die ersten der Welt sein werden. Die größten sind sie, was die technischen Leistungen anbetrifft, so sind sie, es scheint nach einstimmigem Urteil, unerreicht, und die Vorzüglichkeit der Technik geht auch in alles Gewerbliche hinein. Es drückt sich darin eine Großzügigkeit des geschäftlichen und wirtschaftlichen Denkens aus, die machtvoll vom Zeitalter der Weltwirtschaft spricht. Und dennoch bleiben Wünsche! Wünsche aus jener vaterländischen Denkart, die aus nunmehr schon langer Erfahrung weiß: nicht das Verleugnen, sondern das Betonen des selbst erworbenen Guten bringt uns auch im Ausland Ehre und Gewinn.

Gehen wir kurz darüber hinweg, daß auf einem deutschen Dampfer ein Restaurant Carlton-Ritz unentbehrlich schien, verwaltet von Ritz in Paris und Carlton in London. Mußte es von französischen Arbeitern hergestellt werden? Mußte der Rauchsalon von Engländern gemacht werden? Reichen die Kräfte all der kunstgewerblichen Werkstätten, vor deren Wettbewerb auch den Engländern und Franzosen bange geworden ist, nicht aus, um das Restaurant und den Rauchsalon hinzustellen? Aber weiter: in welchen Stilen wird gebaut? Ritz-Carlton im Empire, der Damensalon im Kolonialstil, der Rauchsalon flämisch, der Schwimmsaal pompejanisch, der Wintergarten Louis XVI., die Halle des Schiffs Louis XVI., der Speisesalon Louis XVI. — Louis XVI. scheint der eigentliche Imperator gewesen zu sein. Die deutsche Form der Gegenwart, die unser Streben ausdrückt und unser Kunsthandwerk in der Welt groß gemacht hat, wo bleibt die?

Sie sollte nicht allein aus ästhetischen Gründen da sein, aber auch aus solchen. Alle jene historischen Stile sind Ausdruck vergangener Zeiten, wer sie gern aufnimmt, zeigt damit, daß es ihm nicht auf ein wesenhaftes Verhältnis zu den Dingen ankommt, auf ein Zusammengehen seiner Phantasie mit den Bedingungen von Zweck und Material im Leben ringsum, sondern auf ein im Unterbewußtsein schauspielerisches, trotz allem Amerikanertum dem Wesen nach romantisches Sich-hinein-Versetzen in Vergangenheiten. Kommt die Ermüdung, so kommt eben etwas anderes, aber was kommen mag, bleibt an der Oberfläche des Erlebens. Nur der aus Stoff und Aufgabe heraus gestaltende Stil des Heute beteiligt unser Innenleben in größeren Tiefen mit. Dazu kommt, daß die historischen Stile unter ganz andern Bedingungen ihre Räume bildeten, als die moderne Schiffbaukunst sie liefert. Ein pompejanisches Bad, ein Renaissance-, Barock- oder Rokoko-Schloßraum (von denen manche zudem die auf Schiffen unmögliche Hochräumigkeit als Voraussetzungen ihrer Formenspiele brauchen), was haben sie mit modernen Riesenfahrzeugen zu tun? Nur der Stil von heute gehört dorthin, weil er in seinem engen Verhältnis zu Material und Zweck auch hier jede Sachforderung des großen Reiseschiffs aus seinen Bedingungen heraus gestalten kann.

Digitized by Google

Wirtschaftlich mag hier ein Interessengegensatz der Schiffahrt-Gesellschaft und der Allgemeinheit vorliegen. Die Schiffahrt-Gesellschaft wird ihr internationales Publikum, wird insbesondere die Amerikaner kennen; möglich, daß diese durch das Durcheinander von Stilen in diesem höchsten Luxus auf deutsche Schiffe gelockt werden. Das Interesse der Allgemeinheit aber würde von diesen Schiffen verlangen, daß sie fürs Deutschtum, insbesondere für die deutsche Industrie *werben*. Sie sollten in gewissem Sinne moderne Ausstellungen der deutschen Arbeit von heute sein, nur, daß jeder Ausstellungsgegenstand sich gleich im praktischen Gebrauch zeigte. Daß man überhaupt ausländische Arbeiter heranzog, scheint unter diesem Gesichtspunkt ein besonderer Fehler; man sollte von diesen schwimmenden Palästen sagen können: sie sind deutsche Arbeit in jedem Stück. Das deutsche Interesse hätte auch die Durchbildung im deutschen Geschmacke verlangt, den man ja jetzt überall in der Welt zu begreifen beginnt eben als einen Geschmack der Sachlichkeit. Unser Kunsthandwerk ist jetzt geklärt genug, um vor Experimentier-Entgleisungen sicher zu sein: man hätte das wagen können. So sind wieder große Gelegenheiten auf diesem Gebiete verpaßt, mögen es die letzten versäumten sein!

Straßenfestschmuck

Zur Gedenkfeier des Kaisers hatte man die Berliner Straßen ganz besonders festlich und künstlerisch schmücken wollen. Und es wurde schon lange vorher viel von den großen Summen und dem noch größeren Nachdenken, das zu besagtem Zwecke aufgebracht werden sollte, gesprochen. Leider merkte man dem Ergebnis bloß die Summen, nicht das Nachdenken an. Trotz eines halben Dutzend Architekten war der Charakter des Festschmucks im ganzen kaum über das Schützenfestmäßige hinausgekommen, und die einzelne Erscheinung schwankte beängstigend zwischen ältesten Kirmeserinnerungen und neuesten preußisch-klassischen Kunstverlegenheiten. Girlanden und grellbuntes Lappengewirr; paradestehende Säulen, Blumenschäfte und Pylonen; kunstgewerblich kunterbunte Triumphbogen, grellgelb-rote Türme mit vergoldeten Kronen und vergoldeten Ws; vergoldete Körbe und giftfarbige künstliche Blumen; und in Konkurrenz mit den üppigen Reklameschildern, Teppiche und Velarien. Von einer „einheitlichen Wirkung", die man hatte erzielen wollen, konnte nur im Jahrmarktsinne die Rede sein und zu einer organischen Gestaltung, einer organischen Einfügung in das Straßenbild, in die Architektur war gar nicht der Versuch gemacht. Mit einer einzigen Ausnahme. Das war der Schmuck der Königgrätzerstraße zwischen Brandenburger Tor und Potsdamerplatz, den der Architekt Friedmann, der Leiter des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses, arrangiert. Weiße Margeriten und darunter blaues Band in Bogen geschlungen, so zog sich die Dekoration einheitlich hin, eine Mauer krönend oder an den Häusern in den architektonischen Akzenten sich hebend. Die Träger der Straßenbahnleitung waren weiß umkleidet und trugen als Bekrönung Blumen blau und weiß. So im Grunde auf nur zwei Töne gestellt und dem Straßenbilde sinnvoll eingepaßt wirkte der Schmuck ganz eigenartig ruhig und zugleich heiter, stimmungsvoll und im wahren Sinne festlich; während alles andere nur schützenfestlich war. Man kann ihn geradezu als ein Beispiel für großstädtische Festdekoration auf-

Digitized by Google

stellen. Man wird nachgerade erkennen müssen, daß es ein anderes ist, eine Dorfstraße zu dekorieren, ein anderes eine Großstadtstraße. Dort zu dem ruhigen, geschlossenen, schwerfälligen Bilde gehört als Festgewand das Bunte, Lärmende, ja unorganisch Aufgetakelte und Bewimpelte. Das unruhige, bewegte, lärmende Großstadtbild aber wird auf einen wirklich festlichen Ton nur gestellt, wenn die Dekoration im Gegenteil alles auf harmonisch klare Töne sammelt und etwas freudig Ruhiges hat, das den Lärm nicht übertönt, sondern aufhorchen läßt. Man verzichte nach Möglichkeit auf die Verlegenheitsversatzstücke der Türme und Säulen, die bloß die Unruhe mehren, sondern suche den Rhythmus der Dekoration möglichst aus den Linien der Architektur zu gewinnen. Und vor allem spare man sich die üppige Vergoldung, die, abgesehen davon, daß sie meist erbärmlich schlecht ist und den Regen nicht verträgt, so selten in die Farben des Bildes paßt und mit ihrer Aufdringlichkeit einen peinlichen Talmiton in den Festschmuck bringt.

Erich Vogeler

Herdenreisen

„Sonntag, den 27. Juli. Früh Abfahrt mit Sonderzug über Frankfurt, Offenbach (Schwarzwaldbahn mit 38 Tunnels), Singen (Hohentwiel) nach Schaffhausen-Neuhausen (Besichtigung des Rheinfalles) nach Zürich. Übernachten daselbst. Montag, den 28. Juli. Früh Abfahrt nach Arth-Goldau, dann mit der Rigibahn nach Rigi-Culm — Mittagessen — abwärts mit der Bergbahn nach Vitznau und von hier mit dem Schiff nach Luzern. Besichtigung der Stadt. Übernachten. Dienstag, den 29. Juli. Früh mit der Gotthardbahn nach Göschenen. Spaziergang in das wild romantische Reußtal über die Teufelsbrücke bis zum Urner Loch und zurück nach Göschenen und den Vierwaldstättersee — Mittagessen auf dem Schiff —."

Und so weiter hurre hurre hopp.

In sieben Tagen „die Schweiz", so verspricht es der Prospekt. „Zweihundert Kollegen und Kolleginnen", wie das in Zürich die Straße zum Nachtquartier heraufkommt, lodengrün und moderot, wie das trappelt und trippelt und schnattert. Scheu räumen die Eingeborenen den Bürgersteig. Ein Spazierstock reckt sich weisend auf einen Kirchturm hin. Zweihundert Nasen wenden sich der Spitze des Spazierstocks nach. Und wenn sie alle wieder daheim sind, was wissen sie den Zurückgebliebenen Staunenswertes zu berichten! Soviel Meter tief ist der Wasserfall, und Schulzens wurden ganz naßgespritzt. Mit dem Mittagbrot da und da waren wir reingefallen. Der Meier hat sich wieder als ein rechter Filz gezeigt. Ja, man ist innerlich reicher geworden in diesen sieben Tagen. „Lehrreich" war's, sehr lehrreich, und „ganz gemütlich".

Aber was hat man gelernt? Außer mit den Kellnern und Beamten hat man mit niemanden im fremden Lande gesprochen. Man hat die Fremden nicht einmal sprechen hören, denn man war immerfort unter sich, im Extrazug, im Extraschiff oder im Herdengetrappel. Und was hat man gesehn? Just einen Blick in die Ferne zwischen den Hüten der Kolleginnen und Gattinnen hindurch. Dann wurde man weitergerissen, und der Nebenmann setzte seine Erörterungen über das äußerst wichtige Fachproblem fort. Über die Schweiz selbst hat man sich, abgesehn vom Essen und Trinken, das es da gibt, nicht unterhalten, man war ja selbst „drin".

Ein Kollege war zu Haus ge-

Digitized by Google

blieben. Der arme Teufel! Morgens um vier war er aufgestanden und in den Buchenwald gegangen. Da hat er dem frühen Vogelschmettern zugehört. Nachmittags hatte er auf der Wiese gelegen und ein Buch gelesen. Und zwischen den Kapiteln sah er die Wolken ziehn, die Schmetterlinge gaukeln. Wie unabsehbar wogten die Grashalme! Ein Käfer kitzelte ihm die Hand, er sah näher zu: welch ein wundervolles Gebilde war das! Abends ging der arme Mann einsam durch die gemähten Felder. Dann sah er die Sonne brennend rot im Wolkengewühl versinken, und er empfand etwas Heiliges, das fortan wie ein heimlicher, ahnungsvoll funkelnder Schatz tief, tief im Dämmer seines Bewußtseins liegt.

Wer hat nun „mehr von der Welt gesehn", die zweihundert in der Schweiz oder der eine daheim? Wer hat nicht bloß gesehn, sondern mit seinem ganzen Menschen ein Stück Welt *erfahren*? Wer ist *reifer* geworden? Sollte man etwa an einem verbummelten Sommertag in der Heimat mehr „lernen" als auf einer siebentägigen Massenreise durch die Schweiz?

So wie man die Schweiz auf einer *solchen* Fahrt zu sehen bekommt, kann man sie auch im Kientopp oder im „Kaiserpanorama" genießen. Da kostet's nur dreißig Pfennige, geht *noch* schneller, und man hat *doch* auch „alles" gesehen: den Rheinfall, die Jungfrau, die Tellplatte usw. Und man braucht sich dabei über keinen Kollegen zu ärgern, braucht nicht aufs Essen zu schimpfen und nicht zu schwitzen.

C. W.

Freiluftreisen und Zelten
(Camping out)

Wie wir uns in der Erhebung der Wanderkunst zu einer erlaubten und schicklichen Leidenschaft zu höherer Bedenkenlosigkeit geläutert haben, so tönt nun auch machtvoll laut und lauter der Aufruf zur letzten unbedingtesten Vollendung zu uns her: „Camping out!" Heil, zweimal Heil uns, daß dieses Wort schon geschaffen und gerundet schon zu uns kommt! Heil einmal, weil wir so für eine Sache, in der auch wir Gutes zu finden entschlossen sind, schon den Vorgang eines bewunderten Auslandes haben. In England, in Amerika wird's schon gemacht: das ist geeignet, Schwankende zu ermutigen, mancherlei Bedenken zu entkräften, behördliche Bevormundungsgelüste in etwas zu entwaffnen. Heil uns zum zweiten: wir haben für eine Sache, von der wir uns eine *Vorstellung* erst formen und an-erfahren müssen, bereits einen Namen. Wir können also schon von ihr wie von einer bekannten Größe reden, und können *kurz* von ihr reden. Denn es versuche mal einer, „camping out" mit einem kurzen Wort ins Deutsche zu übersetzen! Nun ja, es heißt mit einer einfachen Halbübersetzung: „im Freien kampieren". Aber „im Freien kampieren" oder „lagern" bezeichnet ja nicht das, wovon die Rede ist: eine Art zu wandern, zu reisen, oder auch eine festliegende Sommerfrische durchzuführen, wobei das „Lagern im Freien" in möglichster Ausschließlichkeit ein Hauptkennzeichen, aber durchaus nicht das ganze Wesen bildet. Ein Kenner, der dies Wesen auch in Schweden einführen möchte, Dr. Stjernström, übersetzt es in seinem „Sommerbuch" als „Freiluftkampieren, *Zelten* (tältning) in Wald und Feld". Derselbe Kenner schildert dort, wie man in England und Amerika einzeln, zu zweien, familienweis mit Hilfe von kleinen

Digitized by Google

Handkarren, Zweirädern, Booten, Pferden, kleinen Eselsfuhrwerken usw. eine mehr oder minder umfangreiche Ausstattung mit sich nimmt, und so entweder die Lande durchwandert, oder sich an geeigneten Stellen in der freien Natur sei's für die Urlaubszeit, sei's für länger ansiedelt („zeltet") und einer möglichst „naturgemäßen" dach- und insbesondere wirtshausflüchtigen Lebensweise hingibt. Das Zelten ist dabei nicht, wie bei uns bisher meistens, nur fürs Tagesausruhen, Abkochen usw., sondern eben wesentlich auch für das Übernachten im Freien gedacht.

Können wir diese „radikale" Verlegung unsres Daseins in die freie Natur als Deutsche und in Deutschland nachmachen? Davon, daß es etwas Gutes ist, und warum, brauch ich hier nicht zu sprechen. Wer sich darüber nicht selber klar ist, wird ja auch nicht den Versuch machen wollen. Für Erhebung des „Zeltens" zu einer neuen Massen-Geniebetätigung zu werben, liegt mir auch vollkommen fern. Also: „als Deutsche", warum nicht? Schon deshalb, weil wir ja auch „als Deutsche" im Ausland reisen, wandern und kampieren können — eben da, wo es sowieso eingeführt ist. Und „in Deutschland"? In der geschilderten Art „mit Übernachten" usw. nicht überall, denn das setzt bestimmte Klima-, Boden- und Bevölkerungsverhältnisse voraus: warme Nächte, geschützte Plätze, Trokkenheit von unten, Schatten von oben, gutes, lebendiges Wasser in der Nähe und — eine gewisse Entfernung von Wohnungen und Heerstraßen. Überdies will mir's vorkommen, daß in gut bevölkerten Gegenden, wo die Gasthäuser dicht gesät sind, das Übernachten im Freien (abgesehen von einzelnen Malen, um es kennen zu lernen) ein etwas ideologischer Eigensinn ist, der — das Gepäck unverhältnismäßig belastet. Ohne Zelt im Freien zu übernachten, ist aber bei uns nur selten behaglich. Wollen wir uns in Deutschland das „Freiluftreisen" zunutze machen, so denke ich, betrachten wir das „Zelten" als Nebensache und bilden um so mehr das Tagleben im Freien aus. „Freiluftreisen" gibt's. — Wen's dazu drängt, der braucht sich nicht mehr als Sonderling vorzukommen.

Hermann Häfker

Aufstieg

Zum Säntis wollte ich hinauf. Zwischen der Wider-Alp aber und dem „Krätzerli" hatte ich mich verirrt. Mehrere Stunden lang stapfte ich im knietiefen Schnee umher, dann sah ich in der Ferne ein mattschimmerndes Licht, dem strebte ich zu, und nun stand ich vor einer sauberen, zwei Stock hohen und im Appenzeller Baustile ganz mit Schindeln verschalten Hütte, aus der fröhlicher Gesang und übermütiges Lachen kam. Beim Scheine meiner Taschenlampe versuchte ich die Hütte auf meiner Karte zu finden. Umsonst. Sie schien ganz neu zu sein, die Hütte, meine Karte aber wohl nicht. Ich klopfte an eines der Fenster. Ein junger Mann kam heraus, in Hemdärmeln, Filzschuhen an den Füßen und einer Sportmütze auf dem Kopf. Der führte mich hinein, half mir, meine verschneiten Sachen abzulegen und holte freundlich mehrere Paare Filzschuhe zur Auswahl herbei.

Währenddem sah ich mir den Raum und die singenden Mitbewohner an, die sich nicht im geringsten stören ließen. Das Zimmer hatte Tische und Bänke, bot wohl für dreißig Leute Platz, wies einen Herd auf, wo eine der Frauen gerade eine Suppe kochte, und einen

Digitized by Google

großen Schrank mit Tellern, Tassen, Töpfen, Kannen, mir schien: genug für eine ganze Kaserne. Vor jedem Gast stand ein Becher mit heißem Tee, und ein Samowar auf dem Tisch sorgte reichlich für mehr.

Das fiel mir vor allem auf: weder Koch noch Kellner waren da, weder Wirt noch Bedienung. Sonst fehlte es an nichts, außer an Lebensmitteln; die aber hatte jeder im Rucksack. Man fühlte sich hier wie im eigenen Hause, und wer kam, gehörte „dazu". Nie hatte ich bisher, obwohl im Bergwandern kein Neuling, Ähnliches gesehen.

Während die anderen weitersangen, fiel mein Blick auf einige Wandsprüche, die rings als Zierat dienten: „Wissen ist Macht", „Bildung macht frei", „Die Natur ist ein offenes Buch, in welchem zu lesen eine Quelle reinen Genusses und unerschöpflicher Anregung ist" (Humboldt). Und derlei mehr. Auf dem Schrank eine kleine Bücherei wohl von hundert Bänden. Aufs Geratewohl greife ich einige heraus: Roseggers „Volksleben in Steiermark", Falkes „Gedichte", Jeremias Gotthelf: „Kurt v. Koppigen", Droste-Hülshoff: „Die Judenbuche", Goethes „Reise nach Italien", Grottewitz: „Sonntage eines großstädtischen Arbeiters in der Natur", Sven Hedins „Durch Asiens Wüsten", Otto Ludwig: „Zwischen Himmel und Erde", Gottfried Kellers „Leute von Seldwyla" und „Zürcher Novellen".

In einem Schränkchen nebenan gab es Spiele aller Art: Domino, Lotto, Schach, Dame, Karten, ferner Liederbücher und Deklamationssammlungen, Anleitungen zu Unterhaltungs- und Gesellschafts-Spielen — kurzum: meine Neugierde wurde immer mehr auf die Folter gespannt. Aber ich getraute mich nicht zu fragen. Man fragte ja auch mich nicht nach Namen und Art, nach Woher und Wohin. Man plauderte über die Alpen, über Firnfelder und Skigelände, über Gletscherübergänge und den preußischen Landtag.

Nach und nach gingen die Hüteninsassen (so nannten sie sich) „zu Bett". Auch ich bat, mir ein Lager anzuweisen, und der junge Mann mit der Skimütze führte mich hinauf. Zwei lange Reihen von Heulagern, mit Segeltuch überspannt. Auf jedem Schlafplatze zwei dicke Wolldecken, eine zum Kopfkissen, eine zum Zudecken. An den Schlafstätten in zwei Reihen wohl 60 Paar Filz- und gefütterte Holzschuhe, in der Schweiz „Finken" genannt, in allen Größen und Weiten, für Männer, Frauen und Kinder. Neben diesem großen befand sich ein kleinerer Raum für weitere 20 Schläfer, und darunter der „Damensalon", für etwa 15 Personen ausreichend. Ein Zwischenraum diente als Aufbewahrungsort für die Skier und Rodel, ein anderer als Dunkelkammer für Photographen. Der Dachboden war angefüllt mit Heu (für Notquartiere bei Überfüllung der Hütte) und Brennholz. An der Tür hing ein gedruckter Zettel: „Hütten-Taxe": „Schlafgeld für Mitglieder sämtlicher alpinen Vereine 30 Rappen (25 Pfg.), für Nichtorganisierte 50 Rp., Aufenthalt bei Tage (ohne Benützung der Schlafstätten) 20 Rp., Holzgeld für Person und Tag 20 Rp." Darunter: „Touristenverein Naturfreunde." Daneben hing eine von Frauenhand geschriebene „Haus-Ordnung" folgenden Inhalts:

„Du sollst dieses Häuschen ehren,
Seine Ruhe niemals stören,
Seiner Einfachheit nicht spotten:
Dann wird Dir Asyl geboten.
Speis und Trank ist mitzubringen,
(Merk Dir dies vor allen Dingen!).
Gefällt Dir diese Ordnung nicht,

Digitized by Google

So wende schleunigst Dein Gesicht
Und such in Sturmesschritte
Dir eine noblere Hütte."

Die Hütte war Eigentum des T. V. N., der fast nur aus organisierten Arbeitern besteht. Über 2000 seiner Mitglieder leben in der Schweiz, die übrigen 22 000 des Vereins, der seinen Sitz in Wien hat, verteilten sich auf Österreich und Deutschland, Holland und Dänemark. Der Verein hat ein eigenes Monatsblatt „Der Naturfreund", das durch illustrierte Reisebeschreibungen, wissenschaftliche Abhandlungen usw. die Teilnahme der Arbeiter für die Schönheiten der Natur und für gute Kulturarbeit zu fördern sucht. In den Gasthöfen aber findet man die Preise zu hoch und in den Hütten des „halbaristokratischen" Schweizer Alpen-Klubs fühlen sich die Mitglieder nicht recht wohl, deshalb beginnen sie nun damit, sich eigene Hütten zu bauen. Diese hier war die erste davon, im Mai sollte eine im Berner Oberland dazukommen. (Sie ist inzwischen fertig geworden und wird fleißig benutzt.) Außerdem haben die Zürcher Arbeiter sich einstweilen eine Sennhütte am Talalpsee in den Glarner Alpen gemietet und eingerichtet.

Und wer verwaltet die Hütte? Niemand. Oder richtiger: Alle. Unten im letzten Dorfe nimmt sich der Besucher den Schlüssel mit, und wer sie zuletzt verläßt, liefert ihn dort wieder ab. Beim Weggehen wirft jeder Hüttengast sein Scherflein laut Taxe in eine Blechbüchse und Samstag abends kommt mit den St. Gallern ein Vorstandsmitglied des Vereins mit, um nach dem Rechten zu sehen und Buch über die „Kasse" zu führen. Das wickelt sich alles sozusagen automatisch ab und verursacht nicht die geringsten Umstände.

Im Sommer wird die Hütte vielfach als „Ferien-Hotel" von den Arbeitslosen benutzt. Für reichlich acht Tage kann man Lebensmittel (Suppenwürfel, Butter, Zucker, Kaffee, Tee, Brot, Büchsengemüse, Wurst und Käse usw.) im Rucksack unterbringen, alles weitere findet man droben. — was kann es Besseres und Billigeres für den arbeitslosen Proletarier geben als hier oben Luft und Sonnenschein zu trinken und seine Glieder neu zu stärken für Fabrik und Werkstatt? Mancher bringt auch seine Familie mit hinauf.

Allen wird der Abschied schwer, alle haben „Heimweh" hierher.

Diese Arbeiterhütte ist an sich gewiß nur ein bescheidenes Ding, wenn sie auch rund 18,000 Franken gekostet hat. Aber als ich aus ihr weiterschritt, war mir doch, als läge sie noch in einem andern Morgenrot als in dem des jungen Erdentages, der sie mit den ewigen Gipfeln rings gemeinsam emporhob aus der Dämmerung ins Licht. Vielleicht noch ein, noch zwei Jahrzehnte, dann werden sich Tausende solcher Stätten übers Land streuen, und eine jede wird nicht nur erfreuen und erquicken, sie wird auch stärken und ermutigen, und Leib und Seele von hundertmal mehr Tausenden von Menschen, als die Zahl dieser Hütten ist, wird im Lärm der Arbeitsstunden einen Gruß ihres Segens spüren. A. K.

Sauberkeit um die Landstädte!

Es ist ein Unfug gröbster Art, daß sich am Rand unsrer Landstädte nicht selten Abfall, Unrat, besonders alte Kannen, Töpfe, überhaupt Scherben, als nichts weniger denn erfreuliche „Randverzierungen" anhäufen. Besonders fielen mir diese Greuel beim

Digitized by Google

Besuch einer altmärkischen Stadt auf, deren liebliche Lage nur aus der Ferne einen Genuß gewährt. Nähert man sich ihrer alten Umwallung, so wird das Auge auf Schritt und Tritt beleidigt. Was helfen neue Anlagen viel, wenn sich neben den grünen Rasenflächen Lagerbestände verbrauchten Geschirrs ausbreiten? Und nun die Gräben! An Stelle blumigen Schmuckes und hurtiger Wasserkäfer im fließenden Wasser: übelriechendes Wasser mit Resten von Matratzen, Konservenbüchsen und Scherben. Jede Stadt, auch die kleinste, die etwas auf sich hält, sollte ihr Gerümpel irgendwohin schaffen, wo es nicht ihren Anblick schändet. Vielerlei solcher scheinbar nutzlos gewordenen Dinge lassen sich ja auch noch industriell verwerten. Hat sich also genug an Konservenbüchsen zum Beispiel angehäuft, so schiebe die Stadtverwaltung einmal einen Eisenbahnwagen voll an die Verarbeitungsstätten. Es ist wohl anzunehmen, daß die Staatsregierungen für solche Frachten Minimalsätze an Gebühren gewähren. H. Philipp

Lebensbilder unsrer Tierwelt

Seit einer Reihe von Jahren nimmt die Teilnahme der Allgemeinheit an den biologischen Fragen und Forschungen beständig und rasch zu. Dagegen hat die wirkliche Beobachtung des freien Naturlebens vielfach nachgelassen, so daß es Zeit wird, gegenüber den mechanischen und systematischen Untersuchungen die eigentlichen Zeugnisse des Lebendigen wieder mehr in den Vordergrund zu stellen. Wir sprechen neuerdings so viel von Naturdenkmal- und Heimatschutz; da sollten wir die heimische Tierwelt recht kräftig mit einbegreifen. Reiher, Storch und Kranich werden von Jahr zu Jahr seltener. Die zierlichen Falken kreisen immer spärlicher über den Burgruinen, die größeren nordischen Gäste werden an der Krähenhütte oft wahllos heruntergeholt. Unter den Säugetieren sind Nerz und Biber, Edelmarder, Wildkatze und Luchs fast verschwunden, viele andre selten geworden. Man hat ihr Treiben bisher nicht einmal genauer belauschen können.

Erst seit kurzer Zeit beginnen wir, unsern „Nützlichkeits"-Hochmut abzulegen und uns bescheiden das Leben der Heimat erst einmal innerlich zu erobern. Wieviel praktische Werte dabei herausspringen, hat jüngst Rörig in seinem ausgezeichneten Buche über „Wild, Jagd und Bodenkultur" gezeigt.* Uns scheinen aber wichtiger fast als alles „Praktische" die geistigen Früchte der neuen Bewegung. Droht die Luft der Zergliederungssäle und die Methode der Tierexperimente das Leben zu entseelen, da es auf mechanische Fragen freilich nur mechanische Antworten geben kann, so ist die Beobachtung in freier Natur recht geeignet, auch den Geist des Lebens auf uns wirken zu lassen. Staunendes Bewundern ist das Ergebnis solcher Forschung. Wirklich große Meister der Beobachtung haben uns leider seit Brehm gefehlt. Um so mehr freuen wir uns, von dem Abschluß eines schönen Werkes berichten zu können, das sich die urkundentreue Darstellung der heimischen und darüber hinaus der europäischen Vögel und Säuger in Bild und Wort zur Aufgabe gestellt hat. In sechs Bänden liegen die von H. Meer-

* J. Neumann in Neudamm, geheftet 8,50 M., fein gebunden 10 Mark.

Digitized by Google

warth und K. Soffel herausgegebenen „Lebensbilder aus der Tierwelt“ fertig vor. Was sie auf über 4000 Seiten und in etwa 3000 Abbildungen bieten, ist etwas Einzigartiges. Jahrelang hat der Voigtländersche Verlag die besten „Lichtbildpirscher“ unterstützt, um unsre Tierwelt vom Hochwild bis zur Spitzmaus, vom Seeadler bis zum Zaunkönig getreu auf die Platte zu bannen. Alle Bilder sind ohne jede Veränderung wiedergegeben, es sind wirkliche „Ur“kunden in schärfster Bedeutung des Wortes. Bilder wie die am spiegelnden Wasser aufgenommenen Hirsche bieten in ihrer einfachen Wiedergabe dem Betrachter auch ästhetischen Genuß. Es gibt eine köstliche Unterrichtsstunde, wenn der Lehrer diese Geheimnisse im Lichtbild vorführen kann.* Und sie wird mehr Liebe zur Natur wecken als die bestgemeinten Ermahnungen.

Auch der Text des Werkes entspricht dem Wert der Bilder. Mit großer Hingebung haben Bley, Löns, Kapherr, Bräß und andere neben den Herausgebern ihre Erfahrungen hier niedergelegt und in fesselnder Weise berichtet, wie sich das Leben der Tiere nach ihrer Anschauung abspielt. Die beste Vereinigung von dichterischer Wärme und wissenschaftlicher Klarheit gelang Fritz Bley. Seine Arbeiten über Elch und Hirsch, dann im letzten Bande über Ren und Reh, über Bär, Luchs und Wolf sind außerordentliche Leistungen. Wir wünschen, daß sich recht viele an diesem Werke erfreuen und das Leben wieder mutig in seiner ganzen Fülle betrachten, ohne künstlich zuvor „den Geist herauszutreiben“.

Ludwig Müller

* Der Verlag hat solche Reihen zur Verleihung an Schulen bereits zusammengestellt.

Reisegläser

Gute Reisegläser haben ihren Wert durchaus nicht nur darin, daß man durch sie größer und deutlicher sieht, sie vermitteln auch ganz besondere ästhetische Genüsse, darunter solche, die man auf andere Weise sich gar nicht beschaffen kann. Nehmen wir an, ich hole durch ein gutes Prismenglas das Bild eines Talkessels mit dem abschließenden Gebirgsstock aus der Ferne heran. Zunächst: ich sehe ihn größer und bildmäßiger umgrenzt. Aber ich sehe ihn auch von einer Stelle, von der aus ich ihn näher nicht sehen könnte, ich flöge denn. Und ferner: ich sehe ihn mit all der verschönernden Luft zwischen ihm und mir, die beim Anblick fehlen würde, auch wenn ich ihn aus der Nähe, also ebenso groß sehen könnte, wie durchs Glas. Dieser besonderen Werte nun sind sich gar nicht viele Besitzer von Triedergläsern recht bewußt. Jedenfalls trifft man nur sehr selten einen, der mit solchem Bewußtsein nach besondern optischen Genüssen suchte. Wer sich ein wenig geübt hat, „versprechende“ Stellen zu finden, dem öffnen sich eben hier Schätze über Schätze oft ganz überraschender, märchenmäßiger Schönheit. Sprechen wir nur von zweierlei, von Wasser und Himmel. Bewegtes, zumal beglitzertes Wasser; man meint, man sähe in seinem Spiel „auch so“ schon alles, und nun enthüllt sich ein ganz neues Weben von lebendigem Licht und entzückenden Farben. Gleiches gilt von den Wolken: hier können, besonders bei Sonnenuntergang aber durchaus nicht nur dann, in doppeltem Sinne überirdische Schönheiten sich dem Trieder erschließen, von denen das freie Auge trotz all seiner Freude noch gar nichts sah. Ebenso bergen die ganz „leisen“ Feinheiten

Digitized by Google

am fernen Horizont der Tiefebenen häufig Überraschungen.

Aber an einem Fehler leiden auch jetzt noch die meisten unsrer Reisegläser: sie sind zu einseitig auf Fernbeobachtungen mit der Einstellung auf „unendlich“ eingerichtet. Der Durchschnittskäufer will eben mit ihnen vor allem das Ferne „näher“, das heißt größer haben, an Nahbeobachtungen denkt er kaum. Und doch ist die unmittelbare Nähe für Entdeckungen nicht minder reich als die Ferne. Ein Krautgrüppchen zwischen drei Steinen, ein bemooster Baumstumpf, fünf Ähren im Feld — das kann für Trieberbeobachtungen zu Schaubühnen werden, vor denen man halbe Stunden lang in anregenden und befruchtenden intensiven Genüssen verweilen mag. Und dann die Tiere! Ein Hund, den's schläfert, ein Igel, der sich „auftut“, eine Henne, die sinniert, ein Spatz, der füttert, ein Star, der vor sich hin schwatzt, eine Libelle, die „steht“, eine Käfergruppe auf einer Blütendolde — wer ein Trieber zu benutzen weiß, wird diese Gewöhnlichkeiten vollkommen als Neuheiten sehn, nun er die Tiere in all ihrer Unbekümmertheit nicht nur vor sich „wie auf dem Tisch“, sondern wohl gar über Lebensgröße sieht. Solche Beobachtungen können oft im höchsten Maße „interessant“, sie können aber auch durch ihre ästhetischen Werte geradezu beglückend sein.

In weitem Maße ließe sich bei der Anfertigung dadurch helfen, daß man für Nahbeobachtungen den „Auszug“ länger macht. Gläser, die sich hübsch weit ausdrehen lassen, sind natürlich das bequemste. Will man starke Vergrößerungen in nächster Nähe benutzen, so muß man Aufsteckinsen anwenden. Die Anstalt Zeiß in Jena liefert solche für ihre erstaunlich kompendiösen „Liliput“-Trieder. Mit ihnen kann man noch aus einer Entfernung kaum von einem Meter mit sechs-, ja achtmaliger linearer Vergrößerung beobachten. Was übrigens auch für Museumsbesucher gelegentlich angenehm und nützlich ist. A

„Das ist nicht richtig“

Oben im Riesengebirge gingen wir an einem schönen Juniabend durch den Wald. An einer Stelle, wo der Weg seitlich von Bäumen frei war, bemerkten wir plötzlich eine märchenhafte, für uns ganz fremde Farbenstimmung. Der Himmel war nicht mehr blau, sondern graugrün; die sonst grauen Fichtenstämme leuchteten in saftigem Zinnober, die Zweige waren nicht grün, sondern im Schatten violett, im Lichte orangerot und unser Weg erschien statt mit Steinen, wie etwa mit glühenden Kohlen besät — es waren die letzten rötlichen Sonnenstrahlen, die die einzelnen Steine noch streiften.

„Wenn ich früher in der Sezession ähnliche Farbenstimmungen gemalt sah,“ sagte mein Begleiter zu mir, „habe ich den Maler für verrückt erklärt und das Bild unwahr, unnatürlich, ja als widersinnige Farbenklexerei bezeichnet. Jetzt ist mir manches verständlicher.“

Wie oft findet man in der modernen Kunst etwas nicht richtig, unnatürlich, ja „gräßlich“; nur, weil man noch nicht die genügende Kunsterziehung, das genügende Kunstverständnis hat, um zu begreifen, daß es richtig ist.

dell' Antonio

Digitized by Google

„Deutschland, Deutschland über alles“ ...

Sieben erlebte Stimmungsbildchen

Weimar lag hinter mir. Allenthalben im D-Zug rasseln Eisenteile, und leise schwanken die langen Durchgangswagen. Man mustert seine Reisegefährten. Erst den, dann jenen, dann die Dame, die sich herausfordernd ein Taschentuch mit den englischen Farben vorgesteckt hat. (Solche Tücher sind ja jetzt Mode. Außer Deutschland sind meist alle europäischen Länder „zu haben“.) Man sieht wieder zum Fenster hinaus, Telegraphendrähte, sieht wieder zur Dame zurück. Eine Engländerin? Draußen auf dem Weltmeere trugen die englischen Seeleute ja auch solche kleinen Flaggentücher bei sich, als Heiligtum sozusagen.

„Ach nee! ich bin bloß von Leip'zch.“ „Bloß.“

⧈

Mein Freund hat sich einen neuen Füllfederhalter geleistet. Stolz zeigt er ihn mir im Pappkästchen. „Kannst mir mal übersetzen, was die Worte bedeuten ... Fountain pen ... cheapest and best quality ... made in Bavaria“... Seit wann ist Englisch in Bayern Landessprache?

⧈

Es war irgendwo auf dem indischen Ozean. Deutsch-Ostafrika mit seinen beiden Häfen Daressalam und Tanga war angelaufen, und der Woermann-Dampfer hatte sich ziemlich gefüllt mit „Afrikanern“, die für einige Zeit wieder die südlichen Breiten mit den nordischen vertauschen wollten. In heißer Mittagssonne schlendre ich übers Deck. Vor mir spielen zwei hübsche blonde Jungens, Söhne eines deutschen Bezirksamtmannes aus dem Hinterlande Deutsch-Ostafrikas. Sie unterhalten sich, und zwar — ich traue meinen Ohren nicht — auf Ki-Suaheli. Die Mutter kommt dazu, redet zu den Kindern — wieder traue ich meinen Ohren nicht — auf Suaheli. Ich erkundige mich näher und erfahre, daß die Jungens kein Wort deutsch sprechen können und nur einige wenige Worte zur Not verstehen. So etwas war möglich im Hause eines deutschen Reichsvertreters draußen in einer deutschen Kolonie. — Ich schämte mich für mein Volk. Ich war unter den Buren, Engländern, Portugiesen gewesen, überall hätte es als Schande gegolten, wenn ein weißes Kind nur eine Negersprache gesprochen hätte ... und unter Deutschen nun solch ein Erlebnis. Vielleicht aber gab's daheim dann noch gefällige Vettern und Tanten, die vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn deutsche Kinder, abgesehen vom Äußern, „die reinen Negerknäblein“ waren.

⧈

Wir gleiten über den blauen, weiten Ozean. Vom Schornstein zum Mast spannen sich die Drähte der Funkenleitung, mit der jetzt jeder größere Dampfer ausgerüstet ist. Im Speisesaal der zweiten Klasse erscheint am Brett ein Anschlag vom Beamten der Funkenleitung: „Communication with“ ... alles auf Englisch! Dieses geschah einmal, dann nochmals, und dann wanderte ein Schreiben hinauf zum Kapitän: „Die deutschen Fahrgäste der zweiten Klasse bitten höflichst um Übersetzung des englischen Wortlautes.“ Fünf Minuten später war der Anschlag verschwunden. Doch jetzt große Aufregung auf dem ganzen Schiff, bei Beamten, bei verengländerten Deutschen, denen von ihrem Volkstum nichts als der Name geblieben war: „Wie kann

Digitized by Google

man nur! Ist das nicht gerade das »Feine« bei uns, daß wir auch die Sprachen der anderen Völker verstehen? Ihr Chauvinisten . . .“ Also geschehen auf einem deutschen Reichspostdampfer, für den vom Reich Zuschuß gewährt wird. Daß man dort, wo man Herr im Hause ist, doch erst mal seine eigene Sprache zur Geltung bringen müsse, wollte keinem recht in den Sinn. Nur ein Engländer, dem man dienstbeflissen sofort alles erzählt hatte, meinte mit einem Blick auf das Verdeck der 1. Klasse: „Ist es nicht seltsam, daß man dort oben fast nur Englisch hört, obwohl die meisten doch Deutsche sind? Well, wir Engländer sprechen eben die Sprache der Welt, und eure Landsleute haben meist »so etwas von Kellner« (waiter) an sich.“

Im Gasthaus. Es ist ziemlich überfüllt, und ich muß länger warten. Wie ich gelangweilt umhersehe, fällt der Blick auch aufs Besteck. Einige lateinische Buchstaben sind in der Messerklinge: „Cast Steel Solingen.“ Steel bedeutet Stahl; das wußte ich. Aber Cast Steel? Muß doch zu Hause gleich einmal in meinem großen englischen Wörterbuch nachsehen! Wozu das doch alles gut ist, zumal wenn man für längere Zeit in Deutschland lebt . . .

Oder wie war's doch damals mit dem kleinen Sachsen? Er war noch nicht lange unten am schönen Kap der guten Hoffnung, und Englisch und Holländisch waren ihm noch Bücher mit je sieben Siegeln. Die Vereinsamung mochte das Heimatsgefühl in ihm stärker geweckt haben . . . und doch, als ich ihn ausforschen wollte, welches Zeichens und Handwerks er wäre, bekam ich die stolze Antwort: „Ech ben ä Deelär.“ — „Wie meinen Sie?“ — „A Deelär“, tönt's stolz zurück. Ich nahm all meine thüringischen und sächsischen Sprachkenntnisse zusammen, doch darin kam das Wort nicht vor. Es mochte irgendein Fachausdruck sein. Ja so: a tailor! Es heißt ja auch auf Deutsch: „tailor made“.

Wieder in Weimar, der Goethestadt. Etwa zwanzig junge englische Studenten waren zu Besuch gekommen. Heidi, gab das ein Leben! Eiligst griffen die Spitzen der Behörden hinein in den Kleiderschrank und holten Frack und hohen schwarzen Hut hervor. — Da wurden englische Begrüßungsreden entworfen, da suchte ein jeder zu zeigen, daß auch er es verstehe, in der Sprache Alt-Englands zierlich die Worte zu setzen. Pünktlich, mit tadelloser Bügelfalte und weißer Binde stellte man sich auf. Wer nicht kam, schien's, waren leider die jungen Herren aus England. Aber dann kamen sie doch. Gemütlich, erst der, dann jener, sämtlich erstaunt über das Aufheben, das man mit ihnen machte. Und dann wurden sie geführt von einem Dichterzimmer zum anderen. . . . Der Höhepunkt war ein Fest zu Tiefurt, wo der Musensitz Anna Amaliens gewesen ist. Mädchen aus der besten Gesellschaft warteten mit Tee auf — Tee, selbstverständlich! Wir Deutschen wissen ja so genau, wie es bei allen übrigen Völkern zugeht. Zu guter Letzt haben dann die Mädchen einen Reigentanz aufgeführt, deutsche Mädchen vor einigen englischen Jünglingen.

Später las ich einmal beim alten, knorrigen Turnvater Jahn, der freilich in kein exotisch-ästhetisches Teekränzchen hineingepaßt hätte, folgenden Satz: „Wir Deutschen würden

Digitized by Google

glücklicher und deutscher sein, wenn wir uns nur den Fehler aller Nachbarvölker angewöhnen könnten: »Selbstzweck«. Recht haben wir dazu mehr als alle die anderen — die doch so weit damit gekommen sind."

Dieses Wort ist nun hundert Jahre alt. Walter Tröge

Was unsre Italienreisenden mit nach Hause nehmen sollten

Als ich zum erstenmal Italien sah, erlebte ich gleich an der ersten Stelle, wo ich Aufenthalt nahm, etwas Sonderbares: ein Tramschaffner stand neben seinem Wagen; auf einmal bückte er sich bis zum Boden, und ich hörte, wie er vernehmbar bellte. Ich fürchtete, der arme Mann sei übergeschnappt, aber es war anders: auf der andern Seite des Wagens stand ein kleiner Junge, und der Schaffner forderte ihn zum Versteckspiel auf. Ein andermal sah ich einen alten weißhaarigen Mann, der mit großem Eifer kleine Steine in die Luft warf. Als ich ihn fragte, zeigte er mir ein Ziel ganz hoch in der Luft und sagte mit einem seligen Lächeln, er und der Junge da versuchten zusammen, wer von ihnen das am besten träfe.

Ich will diese Beispiele nicht erklären. Ich fand Ähnliches sogar zwischen Offizieren und Soldaten und habe nicht bemerkt, daß die Disziplin davon lockerer geworden wäre. Doch gebe ich zu, daß ich hier wenig Bescheid weiß, nur, daß ich später bei längerem Aufenthalt in Italien viele Beispiele guten vertrauensvollen Einvernehmens, nie ein Beispiel schlechter Disziplin gesehen habe.

Man empfindet aber gewiß, was gemeint ist, wenn ich sage, daß ich mich freuen würde, dergleichen Kindlichkeiten auch in Deutschland wieder zu sehen. Es ist merkwürdig, wieviel weiter man in Italien mit einem freundlichen Lächeln kommt, als mit dem üblichen strengen Blick.

Mir kommt vor, als wäre das Volk trotz seines Alters jünger, und diese Empfindung ist mir als Deutschem nicht angenehm. Ich hoffe immer noch, es löse sich so, daß unser Volk in jenen unerquicklichen Jahren sei, wo man finstere Blicke mit männlichem Wesen und Grämlichkeit mit Tiefe und Ernst verwechselt. Hätte es dann erst wirklich Tiefe und Ernst erobert, so möchte es finden, daß sie sich besser mit Kindlichkeit und offener Frohheit vertragen, als mit bitterem grämlichen Wesen. Stolterfoth

Kaschemmen

Herbergen! Das Wort hat nicht mehr den alten, guten Klang. Sie sind nicht mehr das Heim für müde Tippler, die die Landstraße mit Staub und Hitze hinter sich hatten. Mit anderer Romantik zog diese Zeit davon. Etwas davon findet man noch in alten Büchern und Zeitschriften. Nicht immer herrschte ein angenehmer Geist in diesen Herbergen, nicht immer war der fahrende Gesell zufrieden mit dem, was er in der Suppe der Herbergsmutter, noch mit dem, was er in den Betten fand.

Trifft man aber jetzt auf Herbergen, so haben sie, wenigstens in den großen Städten, den üblen Beigeschmack der Kaschemmen. Sind Sammelstätten für allerlei zweifelhafte Leute; man braucht nicht zu glauben, daß man nur Besucher ohne „weiße Wäsche" und in abgetragener Kleidung antrifft. Aber auch die Kriminalpolizei ist ständiger Gast an diesen Sammelstätten dessen, was die Großstadt begeifert und vergiftet ausspeit, nach-

Digitized by Google

dem sie ihre Gier befriedigt hat. Zunächst sind diese Lokale Ausschankstellen von Bier usw. und auch der Verkauf von warmen Würsten blüht. In den meisten können die Besucher außerdem gegen geringes Entgelt nächtigen.

Ich habe so eine Kaschemme in Hamburg besucht. Ich sage gleich, es gibt weit schlimmere, und überhaupt machen meine Beobachtungen auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Wer hinein wollte, zahlte 10 Pfennige. Dagegen erhielt er eine Marke und dafür konnte er ein Glas Bier oder ein Paar Würstchen bekommen. Ein großer, kahler Raum; scheußliche Luft: der Geruch ungepflegter Körper, schlechten Tabaks und ähnlicher Zusatzteile. Ein Gewirr von Stimmen. Hier standen Gruppen zusammen in leiser oder lauter Unterhaltung, dort saßen Leute an einem der Holztische oder lehnten teilnahmslos an der Wand.

Man fand da auch Leute ehrsamen Gewerbes, Arbeiter, Schiffstrimmer, ein paar Ausländer von einem Dampfer. Das sind die Passanten in solchen Lokalen, die Stammgäste sind andere. Die sitzen zunächst mit Handelssachen an einem der Tische. Sie haben alles, was Menschenbegehr für den Alltag des Lebens. Anzüge, Krawatten, Stiefel usw.

Nicht alle sind so offen im Feilbieten. Da sind welche, die müssen vorsichtig sein, da sind andere, die wollen den Anschein erwecken, als handle es sich um Ware, die nur infolge der besonderen Art ihres Erwerbs so günstig zu kaufen sei. Ich vergesse nicht den Burschen, der an einen herantrat, den er als Neuling ansah. „Kannst Du schweigen?“ Der sah ihn an und schon holte er aus der Brusttasche eine — ganz billige Talmi-Uhrkette heraus. „Es geht keinen was an, wo sie her ist!“ Das mußte in den Augen des Unbefangenen lächerlich wirken, konnte aber einen günstigen Verkauf bringen. Das ist Handels-Raffinement dieser Auch-Geschäftsleute.

Aber man trifft auch offene Seelen. Da will einer einem anderen etwas verkaufen. Natürlich sehr billig. „Wenn Du es nicht selbst behalten willst, kannst Du es weiterverkaufen mit gutem Nutzen.“ „Ach nee, auf das Handeln versteh ich mich nicht, lieber stehl ich was!“ Soll man das „ehrlich“ nennen?

Ein anderer bettelt uns um die Eintrittsmarken an. Noch ein anderer hält Postkarten feil mit den schlimmsten Bildern, die sich denken lassen.

Besonders blüht der Handel mit unechten Uhrketten, Uhren, Ringen. Hier sind die Leute, die sich diesen Luxus gestatten wollen, der ihnen wie ein Lebensbedürfnis erscheint von denen, die sie nicht innerlich erreichen können, denen sie aber äußerlich möglichst gleichkommen möchten.

Hinter dem großen Raum ist eine Barbierstube. Es ist viel zu tun da, allerdings nicht gerade saubere Arbeit.

Um 9 Uhr ist die ganze Sache zu Ende. (Das ist nicht bei jeder Kaschemme so; in vielen wirft das Treiben im Verlaufe der Nacht seine schmutzigen Wellen am höchsten.) Die nicht in den Schlafraum wollen, müssen gehen.

Ich habe angedeutet, was sich an diesen Stätten sammelt. Wozu hat man dadurch die Gelegenheit? Nicht nur zu Studien, die einen mal wieder empfinden lassen, wie gut man es doch eigentlich hat, die einem beweisen, daß man immerhin noch zu den bekannten „besseren Menschen“ gehört. Nein, auch dazu, um planmäßig an diese Leute heranzukommen! Neben der Kriminalpo-

Digitized by Google

lizei sollten gemeinnützige Vereine ständig an solchen Orten vertreten sein! Aber — Vorsicht! Nur nicht den Leuten kommen mit schönen Reden, nicht ihnen sagen, „so ist es nicht recht, wir wissen es besser". Da würde sich mancher scheu zurückziehen, den das Leben und vielleicht auch die Einrichtungen des Staates vorsichtig gemacht haben und so viel klüger als den, der ihm so kommt. Die Leute, die Erfahrung haben in innerer Mission und in Gut-Taten, werden wohl wissen, wie sie vorzugehen haben. Natürlich vor allem bedarf es da der Erfahrung, der Geduld, der Ausdauer!

Und: hinter solchen Versuchen muß die Möglichkeit stehen, die Leute auch auf den richtigen Weg zu bringen, ihnen den nicht nur von fern zu zeigen!

Sollten sich nicht um die schwersten Aufgaben die besten Kräfte sammeln? Hier harrt ein schweres Werk der Lösung.

Heimschütz

Mädchenhandel für Mormonen

Im zwanzigsten Jahrhundert gibt es noch Leute, die folgendes glauben: Ein gewisser Joseph Smith wurde vor ungefähr achtzig Jahren vom heiligen Geist im Osten der Vereinigten Staaten an einen Platz geführt, wo ein Buch von goldenen Tafeln vergraben lag. Dieses Buch war in einer Sprache und Schrift verfaßt, die noch nie ein Sterblicher gekannt hatte. Aber eine himmlische Zauberbrille lag bei dem Buch. Diese setzte sich Joseph Smith auf und las nun „reformiertes Ägyptisch". Er hatte die Bibel Mormons gefunden, des heiligen Mannes, der mit jenen verloren geglaubten Stämmen Israels in Amerika Jahrhunderte vor dem asiatisch-europäischen Christus eine christliche Kirche gründete. Degenerierte Nachkommen dieser Juden sind die Rothäute! Joseph Smith war der Prophet, der die reine Kirche nach langem Schlaf zu neuem Leben weckte. Sie wurde die Kirche der „Heiligen vom letzten Tage" getauft. Ihre Priester sind unfehlbar, denn sie sind fortgesetzter, unmittelbarer, göttlicher Offenbarungen teilhaftig. Eine dieser Offenbarungen befahl die Vielweiberei. Denn nur solche Frauen, die einem Manne „angesiegelt" wurden, konnten selig werden.

Man könnte über diesen Schwindel leicht hinweg gehen, wenn er nicht wieder einmal allen Ernstes debattiert würde. Bischof Spalding von der Episkopal-Kirche in Utah, ein um die Aufklärung von Mormonen und Nicht-Mormonen besorgter Mann, wies öffentlich wieder einmal auf die „ägyptische Wissenschaft" des Propheten Smith hin. Und da zeigte sich zur Überraschung weitester Kreise, daß es eine systematische mormonische Theologie gibt, die zum Beweis ihrer Lehrsätze einen Scharfsinn und eine „Gelehrsamkeit" und einen Eifer aufbietet, der unsrer christlichen Theologie nicht nachsteht. Und dabei steht dokumentarisch fest, daß Joseph Smith ein ganz liederlicher Geselle war, den schließlich ein Lynchgericht noch allzu gelinde bestraft hat.

Aber der ägyptische und sonstige Zauberschwindel ist nicht das Schlimmste. Die von der Bundesregierung längst verbotene, von der Mormonenkirche offiziell aufgehobene Vielweiberei besteht noch. Vor einigen Jahren hat der Senator Cannon nachgewiesen, wieviel Unheil damit angerichtet wird. Mädchen von aller Herren Ländern werden zum Mormonismus bekehrt, nach Utah oder sonstigen Nieder-

Digitized by Google

lassungen gelockt und feierlich einem Manne „angesiegelt“, als zweite, dritte oder dutzendste „Frau“. Vielleicht hat das Mädchen von dem staatlichen Verbot der mehrfachen „Ansieglung“ gehört und trägt Bedenken. Aber dies Bedenken wird vom Priester und Ehemann beschwichtigt: „Höher als der Staat ist die heilige Kirche! Was vor Gott recht ist, muß auch dir recht sein“ usw. Glücklich die Angesiegelte, ob gesetzlich oder ungesetzlich verheiratet, wenn der „Gatte“ sie und ihre Kinder dauernd versorgt. Aber in ungezählten Fällen bleibt das Opfer der priesterlichen Überredungskünste, wenn der Mann ihrer überdrüssig ist, „sitzen“. Und nun kommt das Teuflische. Klagt die Ärmste vor Gericht, so hört sie: „Eine gesetzliche Ehe ist deine »Ansiegelung« nicht gewesen; du mußtest das wissen.“ Alimente? Das Land ist groß und auch ein zehnfacher Ehemann verschwindet leicht.

Es handelt sich also um nicht mehr und nicht weniger als um eine Abart des Mädchenhandels. Die deutschen Regierungen sollten darum, wenn sie ihre weiblichen Untertanen schützen wollen, nicht nur einzelne Mormonen-Missionare ausweisen, wie es in letzter Zeit ja des öfteren geschah; sondern auf jede Weise, vor der breitesten Öffentlichkeit sollte auch vor dem mormonischen verschleierten Mädchenhandel gewarnt werden. Da dies in der Tagespresse versäumt wird, mag es einmal an dieser Stelle geschehen. O. E. L.

Gute Laune im Schulzimmer

Korrekte Pädagogen schreiben der Laune keinen Empfehlungsbrief. Sie halten es für zweckdienlicher, der Jugend stets gleichmäßig abgestimmt gegenüberzutreten. Weil dieses Sichimmergleichbleiben aber nur wenigen Menschen von der Mutter Natur gegeben ist, so hat sich mit der Zeit jenes gezwungene Wesen in die Schule eingeschlichen, das einen lachenden Pädagogen an der Klassentür vollständig umwandelt. Der Ruck in die Schulter mit seinen Folgeerscheinungen im Mienenspiel und im Gesprächston wird noch heute in der großen Welt als Merkmal schulmeisterlicher Art empfunden und selten anders als mit lustigen Glossen vermerkt. Ist es notwendig, daß die Lehrerschaft sich solchem Zwange unterwirft? Die moderne Pädagogik sagt nein. Und der gesunde Menschenverstand sagt es auch.

„Aber all die Menschlichkeiten, die Unvollkommenheiten, die Albernheiten, die euch dann vor den bedauernswerten Kindern entschlüpfen werden?“ werfen in ehrlichem Warnerton die lieben alten Praktiker ein. Nun, das Alberne müssen wir vermeiden — es sieht übrigens für den kühlen Kritiker manches eher danach aus als für die lebhaft beteiligten Kindergemüter — das Menschliche aber, sei es auch unvollkommen, wollen wir unsern pädagogischen Maßnahmen verbünden, wo wir es nur können, darum hat auch die Lehrerlaune in der Schule ihr Recht.

Vorausgesetzt wird natürlich, daß der Lehrer an Leib und Seele gesund ist, daß er ausgeschlafen hat, und daß er sich nicht unterfängt, eine Laune, die ihm von Natur nicht kommt, künstlich zu präparieren. Zwanglosigkeit ist hier alles. Jede Selbstnötigung schafft Karikaturen und wirkt verrohend statt vergeistigend. Wie die krankhafte Mißlaunigkeit, sollte darum auch alles Gepreßtlaunige verschwinden. Kommt jemand mit ernsten Gedanken zur Schule, so soll er sich klar

Digitized by Google

darüber sein, daß er mit andern als Worten von innen her keine ersprießliche Erziehungsarbeit leisten kann, und wer eben lustig war, soll nicht im nächsten Augenblick feierlich reden, es sei denn, daß er humoristisch wirken will. Und warum soll der Lehrer verdammt sein, eine Verstimmung durch tatsächliche Widrigkeiten in sich zu fressen? Beherrschen soll er sich, das versteht sich. Aber er könnte ruhig den Kindern sagen: nehmt heute mal Rücksicht auf mich. Wenn er sie an Menschlichkeiten schon *gewöhnt* hat, wird er das ohne Risiko dürfen, und es hilft, *sie* in der Selbstbeherrschung üben. Wird übrigens von ihnen auch gewiß nicht zum erstenmal verlangt. Wie oft müssen sie sich zu Hause bedrohlichen Situationen anpassen, um heilende Pflästerchen auf Vaters empfindliche Stelle zu legen! *Ungerechtigkeiten* in der Behandlung einzelner sind natürlich unter allen Umständen zu vermeiden und Gelüste dazu energisch zu unterdrücken.

Wovon ich aber reden wollte, das ist nicht dieser Ausnahmezustand, der immer doch nur Hemmungskräfte in Tätigkeit setzt; das ist jener Zustand der Produktionsbereitschaft, der durch den Ausdruck „in Laune“ bezeichnet wird. Glücklich der Mensch, der nur in diesem Zustande zu schaffen brauchte! Außer Goetheschen Naturen ist das leider niemandem erlaubt, wagt sich's niemand zu erlauben. Um so mehr sollte jeder das Geschenk vereinzelter köstlicher Stunden, wenn sie kommen, als ein Pfund betrachten, mit dem er ganz besonders zu wuchern hat. „In Laune sein“ bedeutet „unter Kraft sein“. Das Gefühl des Könnens macht begierig nach Gelegenheiten, wo es triumphieren kann. Ja, es schafft sich diese Gelegenheiten selbst, erweckt sich Schwierigkeiten, wo der alltägliche Sinn mit der gewohnheitsmäßigen Erledigung zufrieden sein würde, hat blitzartig in die Tiefe leuchtende Einfälle und ungewöhnliches Glück in der Versinnlichung des Geistigen.

Das sind im Schulleben die wahrhaft fruchtbaren Stunden, wo der Lehrer mit überquellender Laune vor den Kindern steht. Festtagsgefühl liegt über der Klasse. Ostern mit seinen Zeichen und Wundern kehrt ein. Alles was von den Schülern Eigenleben hat, reckt die Hälse, um mitzumachen. Der Sinn fürs Schelmische, fürs Neckische, für den Humor in der Sprache erwacht. Ungezwungen kommen Formen und Wendungen, die den Gedanken glücklich einkleiden. Schulgemäße Betrachtungen solcher Formen müssen natürlich weniger bewegten Stunden vorbehalten bleiben: hier sind sie lediglich die hochgeborenen Kinder der Laune, aus deren Augen die Mutter schaut, und an denen niemand vorbeigucken kann.

Was ferner in solchen Stunden sich in höchster Anschaulichkeit darstellt, das ist die Persönlichkeit des Erziehers und Lehrers. Launen sind nicht immer angenehm, aber ehrlich sind sie. Daher sieht auch aus all den scheinbar verhüllenden Einkleidungen, die der Übermut liebt, die wahre Meinung heraus. Sie will sich ja nicht verleugnen; sie mag sich nur nicht so breit hinstellen, sie gibt nur ein wenig zu tun: Schleier zu lupfen und überhauchtes Glas abzuwischen, lebhafte Gemüter tun das *gern*. Mag der Fund dann auch klein sein, er wird mit Entdeckerwonne begrüßt und pietätvoll aufbewahrt.

Sollte es wohl noch Lehrer geben, denen für solche Stunden um ihre

Digitized by Google

Autorität bange ist? Ach ja, das fürchte ich. Und doch ist nichts so gewiß, als daß es für die Eigenliebe eines Pädagogen erhebendere Augenblicke gar nicht gibt. So in göttlicher Laune über den Geistern zu schweben, das sollten die Zaghaften nur erst kosten; sie würden mit Entzücken von dieser Würze ihres amtlichen Daseins reden! Hat nicht der Schöpfer ohne weiteres Autorität bei seinen Geschöpfen? Und was die Schüler hier sind, das ist doch dann zum Teil unsere „Schöpfung". Dem Gleichgültigen haben wir Triebe geweckt; den untätig dasitzenden Geist haben wir gerüttelt, daß er aufsteht, um zu gehn. Wohin? Dahin, wo wir um ihn sind. Er greift nach Blumen, die wir ihm zeigen, nach flatternden Bändern, die wir lachend ins Blaue warfen, er tappt dem bunten Scheine nach und lernt das Wesenhafte erschauen, das er verbarg. Jetzt sind wir ihm einmal unentbehrlich. Soll uns da um unser Ansehen bange sein?

Zwar ist es eine besondere Art von Autorität, die wir so genießen. Wer sich seines „übergeordneten Standes" nur freuen kann, wenn er die andern tief unter sich sieht, und wessen Selbstachtung desto üppiger gedeiht, je mehr die Untergeordneten sich ihres Selbstwertes entäußern, der kommt nicht auf seine Rechnung. Man muß aber in der modernen Welt nicht bloß mit allem sklavischen Wesen und Getue aufräumen, sondern auch mit altübererbten Ansprüchen von Sklavenhaltern. Die Freude an der Eigenäußerung des Kindes sollte jeder Erzieher als seine beste Mitgift betrachten und pflegen. Wenn er dann das wogende Getriebe angeregter Kräfte und Stimmungen als Herr und Meister unter seinen leitenden und bildenden Händen hat, wenn er sich in innigstem Kontakt mit den lebhaft schwingenden Kinderseelen fühlt, dann wird ihn der Gedanke an Autoritätseinbuße gewiß nicht beunruhigen. Er will ja in Wahrheit an seinem Platze gar nicht mehr sein als die kleinen Schöpfer an den ihren. Einen Außenstehenden aber kann der Anblick solcher Klassen lehren, wie wahrhaft menschenwürdige Autorität auftritt, und was sie wirkt.

Daß eine besondere Disziplinierung der Geister nötig ist, damit der Übermut gewisse Grenzen innehält, darf allerdings nicht geleugnet werden. Aber hier haben wir den besten Bundesgenossen wieder im eigenen Lager. Ihre natürliche Feinfühligkeit bilden die Kinder am glücklichsten aus, wenn sie beständig sehn, wie der Erwachsene das Alltägliche veredelt, indem er es ausspricht oder tut. Die Laune, von der wir reden, duldet nun nichts Alltägliches in ihrem Umkreise. Sie zieht an allem das Feingeistige hervor und registriert das Gewöhnliche mit launigen Glossen. Ist's nicht der Geist, so ist's das Gemüt, das sich an scheinbar Kleines heftet und so den Stoff bedeutsam macht. Die Jugend, die solchergestalt ästhetisch geschult wird, wird wohl manchmal noch Rohes, Formloses in die Unterhaltung werfen, aber gewiß nur als verunglückten Beitrag, wider besseren Wunsch und Willen.

Unleugbar gibt es keine schönere Weise, die geistigen Eigenschaften seiner Schüler kennen zu lernen, als diese. Trotz des leuchtenden Firnisses, mit dem die Laune alles überzieht, bleibt für den Kundigen die Zusammensetzung des Grundes sichtbar, und die Art, wie das Individuelle sich zu kleiden liebt, verrät ein weiteres. Man unterscheidet mit Behagen die Schüler, die in starker Einseitigkeit immer wieder

Digitized by Google

denselben Gedanken fortzuspinnen versuchen, immer wieder auf ähnliche Weise reagieren, von den Allerweltkindern, die sich schon recht früh als Meister der Kunst zeigen, den Brunnquell ihrer Laune nach dem Geschmack und dem Beifall der Zuhörer einzurichten. Man sieht, welchem Gebiet die Klasse ihre Teilnahme von selber leicht zuwendet, und wo sie weniger „mitmacht"; manchmal erlebt man da Überraschungen. Man beobachtet aber auch die Kraft des persönlichen Einflusses: Dinge, von denen die Kinder kurz zuvor nichts wissen wollten, gewinnen durch einige Bemerkungen Beziehung zu ihrem Innenleben; ein Aufleuchten in den Augen des Lehrers kann einen Berg von Vorurteilen auseinanderwerfen. Und so bildet sich, trotz aller Pflege der eigentümlichen Auffassungen und Produktionen, allmählich doch jene Einheitlichkeit des Urteils, die man im besten Sinne als „Klassengeist" bezeichnen darf. Daß es in Wahrheit Geist und Gemüt des Lehrers ist, was sich hier widerspiegelt, braucht wohl nicht noch hervorgehoben zu werden.

Wenn nun unsre Aufgeräumtheit so köstliche Arbeit leistet, müssen wir da nicht auf Mittel sinnen, sie uns recht oft und recht lange zur Verfügung zu stellen? Auf Mittel, aber nicht auf Zwangsmittel! Es bleibt im wesentlichen nur eins, was helfen kann, wenn der Quell verstopft ist, vorausgesetzt natürlich, daß wir nicht mit Krankheit zu tun haben: man muß sein Augenmerk auf kleine Geschehnisse richten, aus denen Heiterkeit zu saugen ist. Dergleichen gibt es zu jeder Stunde, die man unter Menschen weilt, und in reichlichem Maße auch in den Lehrstunden. Und seien es kleine menschliche Schwächen, die sich der Beobachtung darbieten, sie pflegen mit den großen, unter denen man vielleicht im Augenblick leidet, auszusöhnen. Wer aber die Welt und ihre Ordnung nur wieder interessant findet, der ist den Alp los, und frisch schreitet er weiter.

J. Barkow

Stipendien für Fußwanderungen

fordert in einem Märzheft des „Bayerlandes" Architekt Möstel in München. Wir haben an unsern höheren und mittleren Schulen Stipendien der verschiedensten Art, auch für Reisen nach Italien und Griechenland. Aber keins von allen fördert das Wandern in der eigenen Heimat. „Die einseitige Betätigung auf vielen Schulen, alle Lehrstoffe nur aus Büchern zu lehren, muß durch emsige Wanderungen in eine gesündere Bahn gelenkt werden. Dafür spricht schon die erschreckende Abnahme der Wehrfähigkeit der gebildeten Schichten. Von jedem Standpunkt aus müssen solche Wanderungen in den Heimatgauen gefördert werden. Da alle Kreise der Studierenden — auch junge Kaufleute — solche Wanderungen unternehmen sollten, wäre es gut, wenn einmal durch Stiftungen an den Hoch- und Mittelschulen aller Arten die Sache in Fluß gebracht werden könnte. Durch Schulsparkassen für diese Zwecke würde die Sache auch populärer zu machen sein. Charakter, Verstand und die Allgemeinbildung gewinnen durch solche Wanderungen und Studienfahrten in der Heimat in ausgiebigster Weise. Man spricht ja so viel davon, daß die Kunst, das Kunstgewerbe und die Architektur die Verbindung mit dem Heimatboden lange Zeit verloren hatten, und heute noch fehlt der Kunst in vielen Fällen die innige Ver-

Digitized by Google

bindung mit der Heimat — der beste Beweis ist ja der »Futurismus« und der »Kubismus«. Für Kunstakademien, Kunst- und Baugewerbeschulen sind solche Stiftungen ein unabweisbares Bedürfnis; alle Freunde einer bodenständigen Kunstbetätigung werden mir recht geben. Die Heimatkunde ist ein Urquell für alle künstlerische Betätigung. Aber nur durch ausgedehnte Fußwanderungen ist eine vertraute Kenntnis der Natur und Kulturgeschichte unseres Vaterlandes zu erzielen. Die Bücherweisheit allein — die haben wir fast vierzig lange Jahre überschätzt! Und noch eins: Sport allein verflacht — das frische, freie Wandern vertieft das Gemüt." Möstel

Neue Meisterbilder

Seit die neue Ausstattung der Meisterbilder eingeführt ist, die nun jedes Bild außer im Umschlag auch noch auf einem Karton gibt, und seit die Techniken der Vervielfältigung noch weiter vervollkommnet sind, haben sich für die Meisterbilder abermals neue Kreise von Freunden gefunden. So konnten wir in den Aufwendungen wieder „kühner" sein, und wir denken, man merkt das den neuen Blättern an. Bilder wie der Adam- und der Gott Vater-Kopf nach Michelangelo, wie das „Konzert" und „Orpheus und Eurydice" nach Feuerbach bedeuten wohl wieder „Rekorde". Der Preis von 25 Pfennigen ist der alte geblieben seit Beginn.

Die beiden neuen Folgen enthalten: 211 Böcklin, Der heilige Hain, 212 Boehle, Junger Ritter, 213 Michelangelo, Kopf Adams aus der „Erschaffung Adams", 214 Michelangelo, Kopf Gottvaters aus der „Erschaffung Adams", 215 Bronzino, Lucrezia Pucci, 216 Moroni, Der Schneider, 217/18 Feuerbach, Das Gastmahl des Platon (Berlin), 219 Feuerbach, Das Gastmahl des Platon (Karlsruhe), 220 Feuerbach, Orpheus und Eurydice, 221 Feuerbach, Madonna, 222 Feuerbach, Das Konzert.

Bitte, keine Einsendungen ohne Anfrage vorher!

In der letzten Zeit hat sich das Angebot von Beiträgen für den Kunstwart in einer Weise gemehrt, die uns zwingt, die auf der ersten Seite jedes Kunstwartheftes wiederholte Bitte dringend zu betonen: uns nichts ohne vorherige Vereinbarung mit uns zu schicken. Wer bei uns mitarbeiten will, habe die Freundlichkeit, uns kurz zu schreiben: was sein Beitrag behandelt, in welchem Sinne er das tut, und wieviel Raum er verlangt — können wir uns so ungefähr ein Bild machen, so können wir dem Anfragenden vorerst auch mitteilen, ob der angebotene Beitrag überhaupt in Frage kommt oder nicht. Ersuchen wir, ihn zur näheren Prüfung zu senden, so übernehmen wir damit auch eine Verantwortlichkeit fürs Manuskript. Andernfalls können wir keine übernehmen. Das fortwährende Anwachsen der Teilnahme an der Kunstwartarbeit erfreut uns gewiß, aber unsre Kraft und unsre Zeit reichen zu gewissenhafter Prüfung auch der unverlangten Einsendungen tatsächlich nicht aus. K.-L.

Die Übereifrigen

Wir Menschen sind meistens wie eine Orgel: wenn man dieselbe nur ein wenig anrührt, so pfeift sie.

Wir Menschen sind öfters wie ein Kißlingstein: wenn man denselben nur ein wenig schlagt, so gibt er Feuer.

Wir Menschen sind mehrenteils

Digitized by Google

wie ein Spiegel: wenn man denselben nur ein wenig anhaucht, so macht er ein finsters Gesicht.

Wir Menschen sind immerzu wie ein Kriegsstuck, wenn man dasselbe nur mit der Lunte kitzelt, so knallt es.

Wir Menschen sind meistens wie ein Fließpapier: wenn man dasselbe nur mit der Feder tupft, so macht es gleich einen großen Klex.

Wir Menschen sind wie eine grüne Staude: wenn man dieselbe nur ein wenig biegt, so schlägt sie wieder zurück.

Wir Menschen sind ziemlich oft wie eine Krenwurzel: wenn man dieselbe nur ein wenig schabt, so tut sie sich gleich rächen, daß einem die Augen übergehen.

Abraham a Sancta Clara

Unsre Bilder und Noten

Das kleine Fräulein, das, den Bergstock in der Hand, mit diesem unserm heurigen „Reiseheft“ zusammen abmarschieren will, hat Wilhelm Busch zum Vater und ist A. D. 1858 zu Brannenburg als Bildchen auf die Welt gekommen. Von Busch als Maler hat man bekanntlich ein sehr großes Aufheben gemacht, als Busch der Mensch gestorben war; denn bei des letzteren Lebzeiten hatte man ja vom ersteren nichts zu sehen bekommen. Möglich, daß man den Maler Busch in der ersten Überraschung gar zu hoch eingeschätzt hat, sicher, daß er auch als solcher ein sehr eigenartiger Künstler von besonderem „Korn“ war. Wieviel Busch bei den Niederländern gelernt haben mag, seine Malkunst hatte von Anfang an ein Ziel, das nicht niederländisch war, das aber ganz und gar dem Wesen seiner Zeichenkunst entsprach: äußerste Zusammenfassung und dadurch Verstärkung der farblichen Einzelheiten, Vereinfachung auf ganz wenige, aber ganz starke Klänge. Wenn unsre Leser die früher von uns gebrachte farbige „Heimkehr“ Buschs (Kw. XXIV, 3) vergleichen, so erkennen sie das auf den ersten Blick. Unser Stück heut ist Arbeit vor der Natur, aber mehr „Notiz“ als Studie; es sitzen noch lange nicht alle Farben darauf, denn „die“ war kein Berufsmodell, „die“ hielt nicht still — es ist mit dem Pinsel die Form gefaßt, aber die Farbe nur ritsch ratsch angedeutet. Wie reizvoll ist alles in seiner Ursprünglichkeit! Auch das Farbige mit dem feinen Spiel nur einiger Wenigkeiten. Besonders aber erkennen wir am Erfassen des Charakteristischen unsern Busch. Man vergleiche mit diesem Bilde andre Dirndlbilder nicht nur aus jener, auch noch aus späterer Zeit und solche der berühmtesten Alpenleutschilderer: wie viele von allen bringen denn mehr an Natur mit mehr, in bestem Sinne: an Geist? Wie weit ist dieses bralle Wesen von den „stilisierten“ Dirndln entfernt, die entweder von ihrem Stich ins Kellnerinmäßige oder ins Sentimentale oder ins Schauspielerische ästhetisch leben wollen, wie echt ist dieses Persönchen, und was für ein eigenes Menschlein ist's! So sieht man dem Bildchen auch die Freude des damals noch jungen Künstlers an; wir haben hier unzweifelhaft eine der Arbeiten, mit denen er sich über seinen eigentlichen Beruf klarer ward.

Otto Mencks Bild „Grunewald“ mag im Reiseheft an die Schönheit der ganz „einfachen“ und „alltäglichen“ Landschaften erinnern. Eines

Digitized by Google

haben sie im Flachland alle: den weiten Horizont, den „großen Himmel", den freien Schauplatz für Wolken und Licht. Haben sich die Augen erst geübt, die Erde mit dem Himmel zusammen zu sehn, als die leuchtende oder dunkelnde Einheit „Welt", so sehen sie jedes Stückchen Flachland selber groß. Das Menckesche Bild ist bei all seiner Einfachheit an malerischen Feinheiten reich, es ist recht eines von denen, welche die Augen zu bilden helfen.

Einen ganz besonderen Wert glauben wir diesem Heft durch die 26 Bilder aus unsern Kolonien zu geben, welche die Forderung „Heimatschutz in die deutschen Kolonien!" unterstützen sollen. Mit Ausnahme der „Dorfszene aus Neu-Mecklenburg", die in einer Kolonial-Ausstellung photographiert ist, stammen alle diese Aufnahmen aus den Kolonien selber. Kann man mit feurigern Zungen predigen, als sie tun? Es ist furchtbar, was von Schönheit dort schon vernichtet ist, und es ist die letzte Stunde, zu retten.

Dann finden die Leser in diesem Hefte noch eine Anzahl Schattenrisse von Berta Hindenlang. Wir verdanken sie Hans Thoma, der auch in der heutigen Rundschau einen kleinen Beitrag dazu veröffentlicht. A

Unsre Notenbeilage enthält zunächst ein Stück aus Franz Schrekers Oper „Das Spielwerk und die Prinzessin", deren Klavierauszug in der Universal-Edition in Wien erschienen ist, dem rührigen Verlag so vieler jungösterreichischer Werke und mancher guter Neuausgaben. Der von uns reproduzierten Stelle gehen folgende Geschehnisse voraus. Die kranke Prinzessin wird vom Pöbel überfallen. Der junge Bursch aber, der von ihr hingerissen ist, mischt sich ein und verspricht ein Heilmittel gegen ihre Krankheit; während man dies gespannt erwartet, lenkt er die Aufmerksamkeit ab mit diesem Gesang: „Ich will dir spielen ein seltsam Lied. Doch sollst du mir tief in die Augen blicken. Mein Lied kennt nicht Worte und weiß nicht zu singen, es will nur voll in die Seele tauchen. Und weckt es den Hall, den der Dichter ersehnt, — und weckt es die Freude, die ewig ist, — dann mag es in brausend jubelnden Tönen allen Menschen zum Tanz erklingen! Von einem Spielwerk kündet die Mär und einer Sehnsucht, die keiner begriff, — und einer wundersüßen Prinzessin, — die gerne im Glücke gestorben wär." Nach einer Fermate auf dem hohen B (mit der Beischrift: „Der Bursch spielt. Das Spielwerk beginnt zu klingen.") beginnt die Weise, die wir wiedergeben. Gleich danach bricht gewaltsam das Ende herein. — Das Werk als Ganzes wird in einem Rundschaubeitrag dieses Heftes besprochen.

Dasselbe gilt von Gerhard Schjelderups Ballade „Jan Bart". Wir drucken sie nach dem Manuskript, das der in Dresden lebende norwegische Tonkünstler uns zum Erstdruck überlassen hat.

Auf die Angriffe gegen den Dürerbund wegen der Mittelstelle für Volksschriften usw. wird im nächsten Kunstwartheft geantwortet. A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

Aus dem Kunstwerk Otto Mencke

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: HEIMATSCHUTZ IN DIE DEUTSCHEN KOLONIEN!

MÄNNERHAUS VON PALAU, WESTKAROLINEN

KW

Digitized by Google

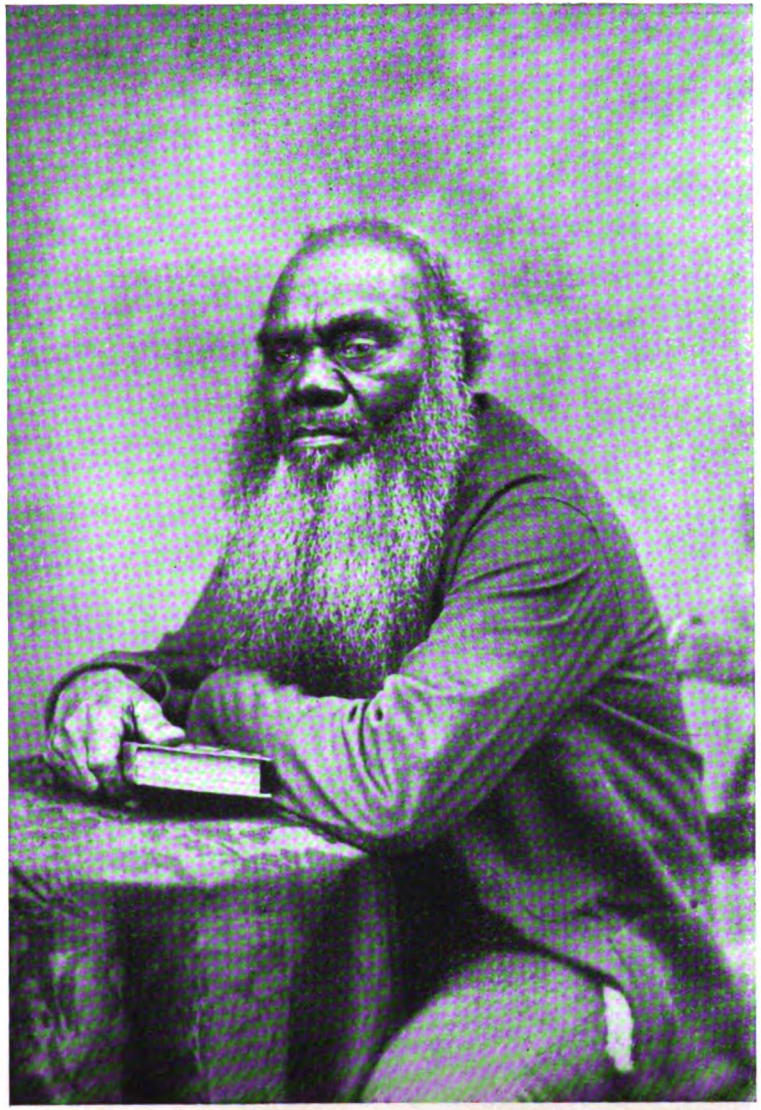
MELANESIER IM SCHMUCK SEINER HEIMAT

Digitized by Google

Digitized by Google

SAMOANER IN „KULTUR"-KLEIDUNG

SAMOANER, URSPRÜNGLICH



MELANESIER, „KULTIVIERT“

Digitized by Google

KAROLINISCHE MÄDCHENGRUPPE (NAMOTREK)

GRUPPE VON PALAU, WESTKAROLINEN

Digitized by Google

KINDERGRUPPE VON VOLEAI, ZENTRALKAROLINEN

KINDERGRUPPE VON MOKIL, ZENTRALKAROLINEN

Digitized by Google

MÄDCHENGRUPPE IM TANZSCHMUCK VON TRUK (KAROLINEN)

„KULTIVIERT" BEKLEIDETE KAROLINIERGRUPPE

Digitized by Google

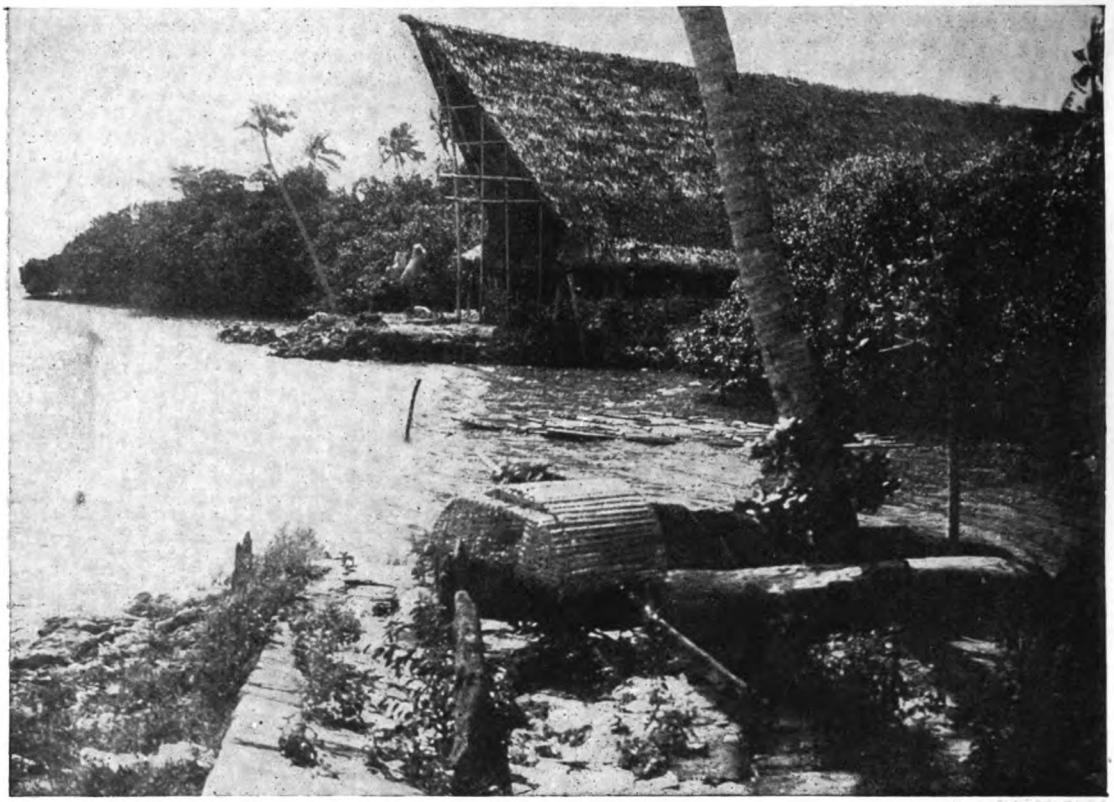
KAROLINISCHES GEHÖFT (NAMOTREK)

Digitized by Google

(Nach „Kolonie und Heimat")

DORFSZENE AUS NEU-MECKLENBURG, SÜDSEE

Digitized by Google



YAPHAUS, VON DER SEE AUS GESEHEN

STEINAUFBAUTEN UND MÜHLSTEINGELD VON YAP

Digitized by Google

SALOMONSINSULANER IN EIGENEM BOOT

Digitized by Google

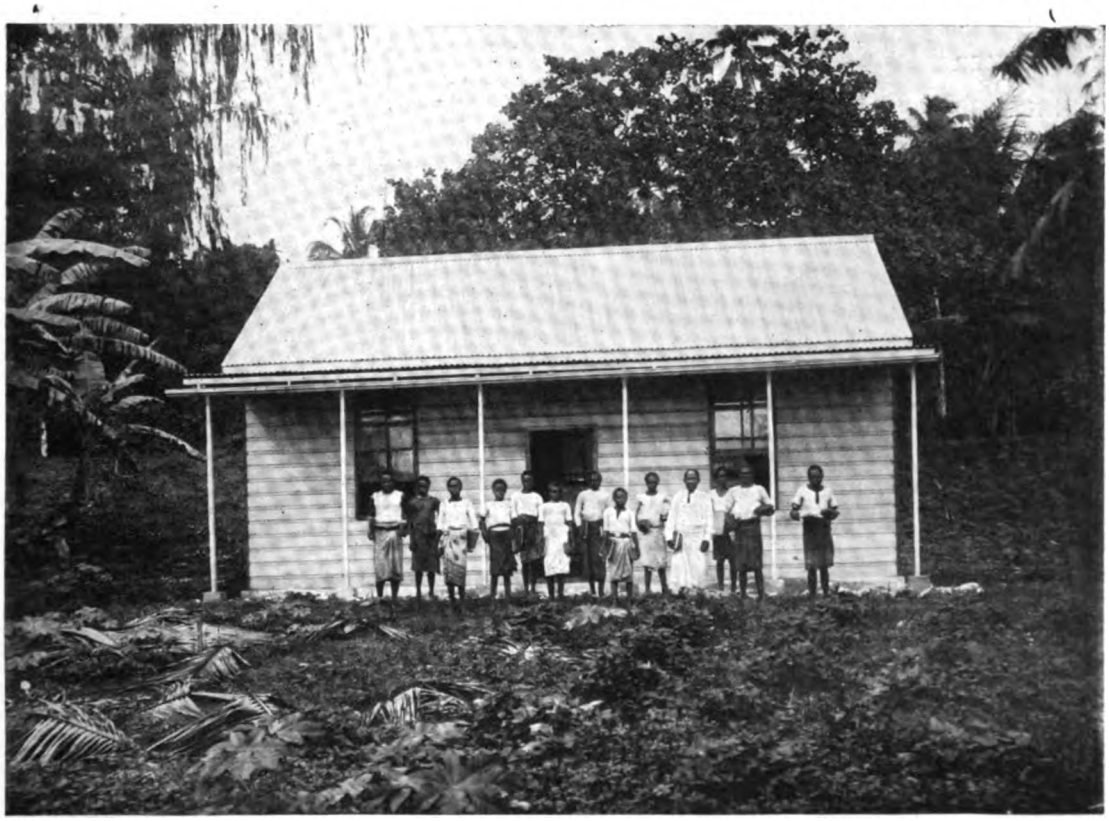
SAMOANER IN EUROPÄISCHEN BOOTEN

INNERES EINES YAPHAUSES

NEUBAU EINES HAUSES AUF SAMOA

Digitized by Google

KAROLINISCHES MODERNES „HEIM“ (KUSAE)

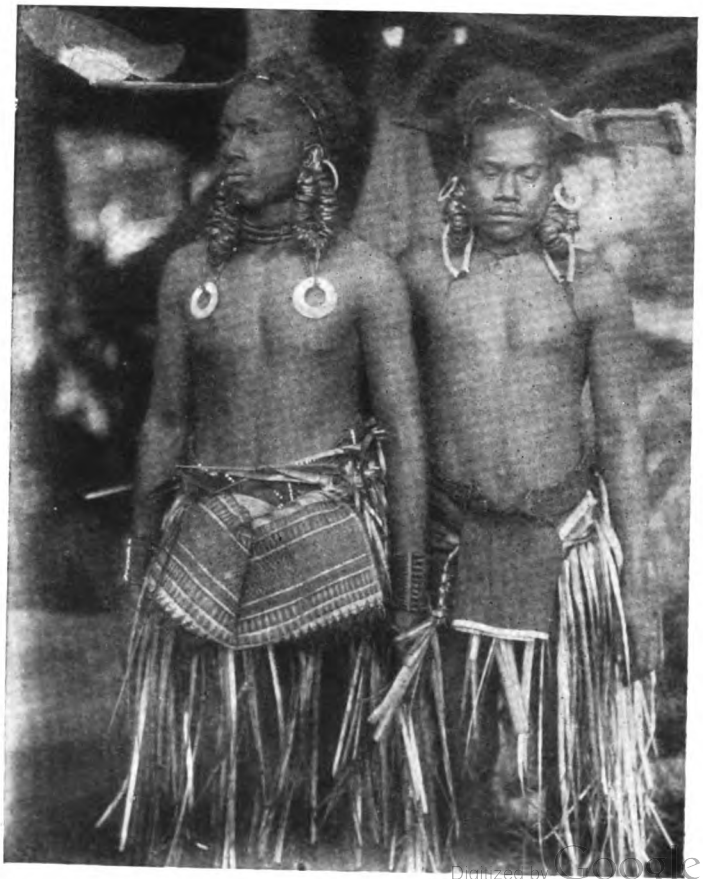


MELANESIER VOR EINEM WELLBLECHHAUS

Digitized by Google

OBEN:

TRUKER
VOR
IHREM HEIM



UNTEN:

JUNGE
TRUKER
IM FEST-
SCHMUCK

Digitized by Google

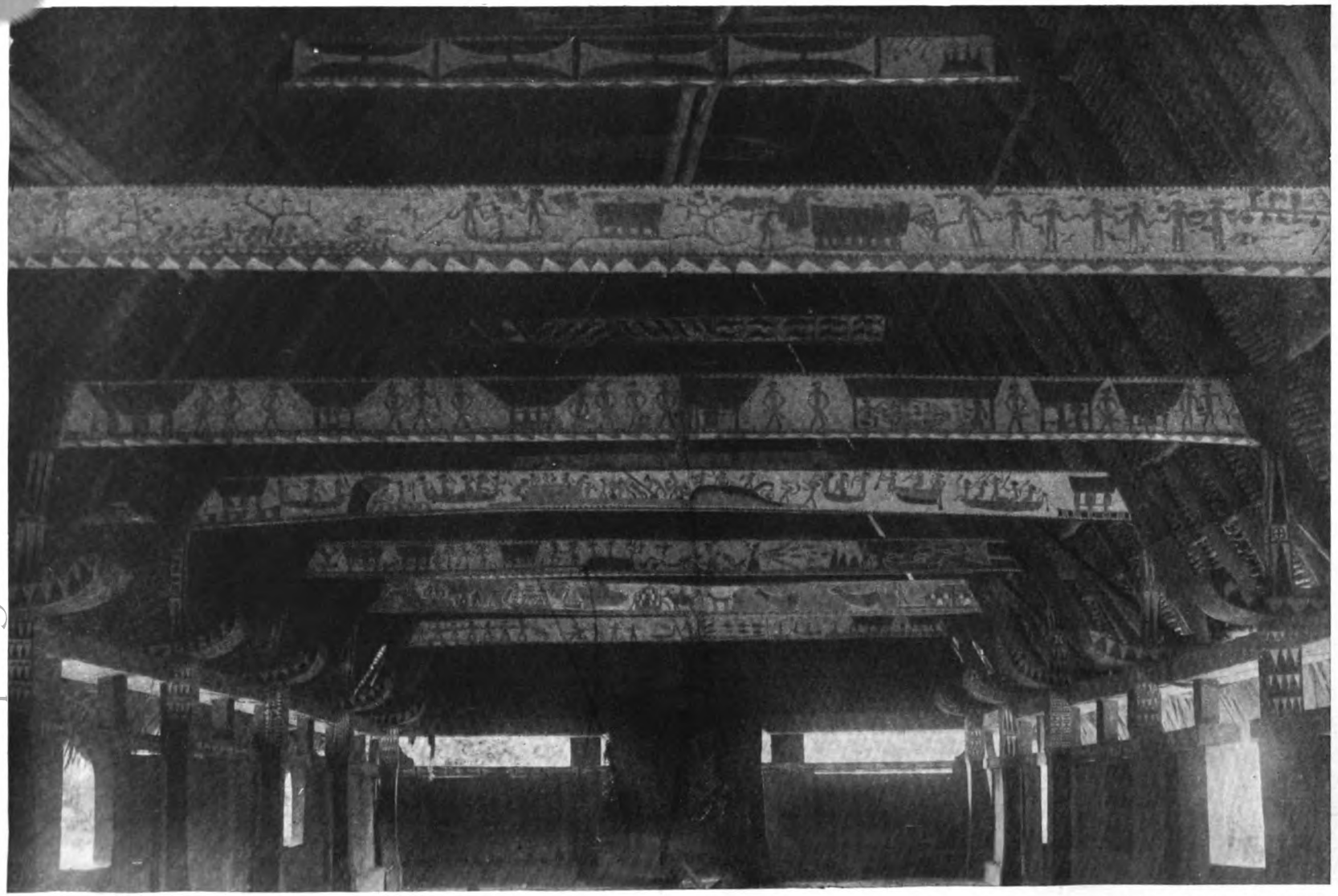
OBEN:

SPIELENDE MISSIONS-SCHÜLER VOR EINEM WELL-BLECH-HAUS AUF UMAN (TRUK)

UNTEN:

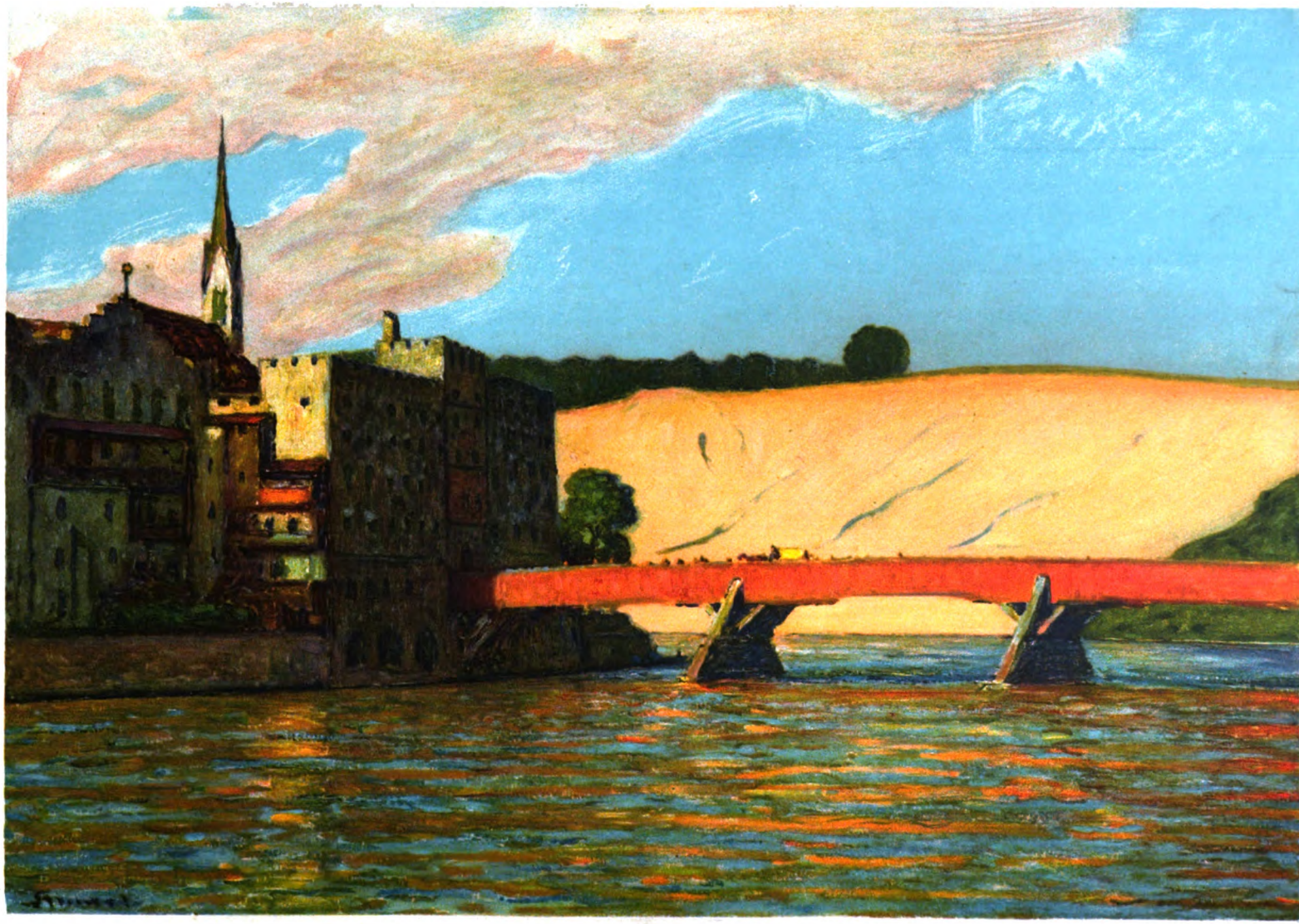
HAWAIE-RINNEN IN „KULTUR-TRACHT“

Digitized by Google



INNERES EINES MÄNNERHAUSES VON PALAU, WESTKAROLINEN

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

M. A. Stremel. Die rote Brücke von Wasserburg

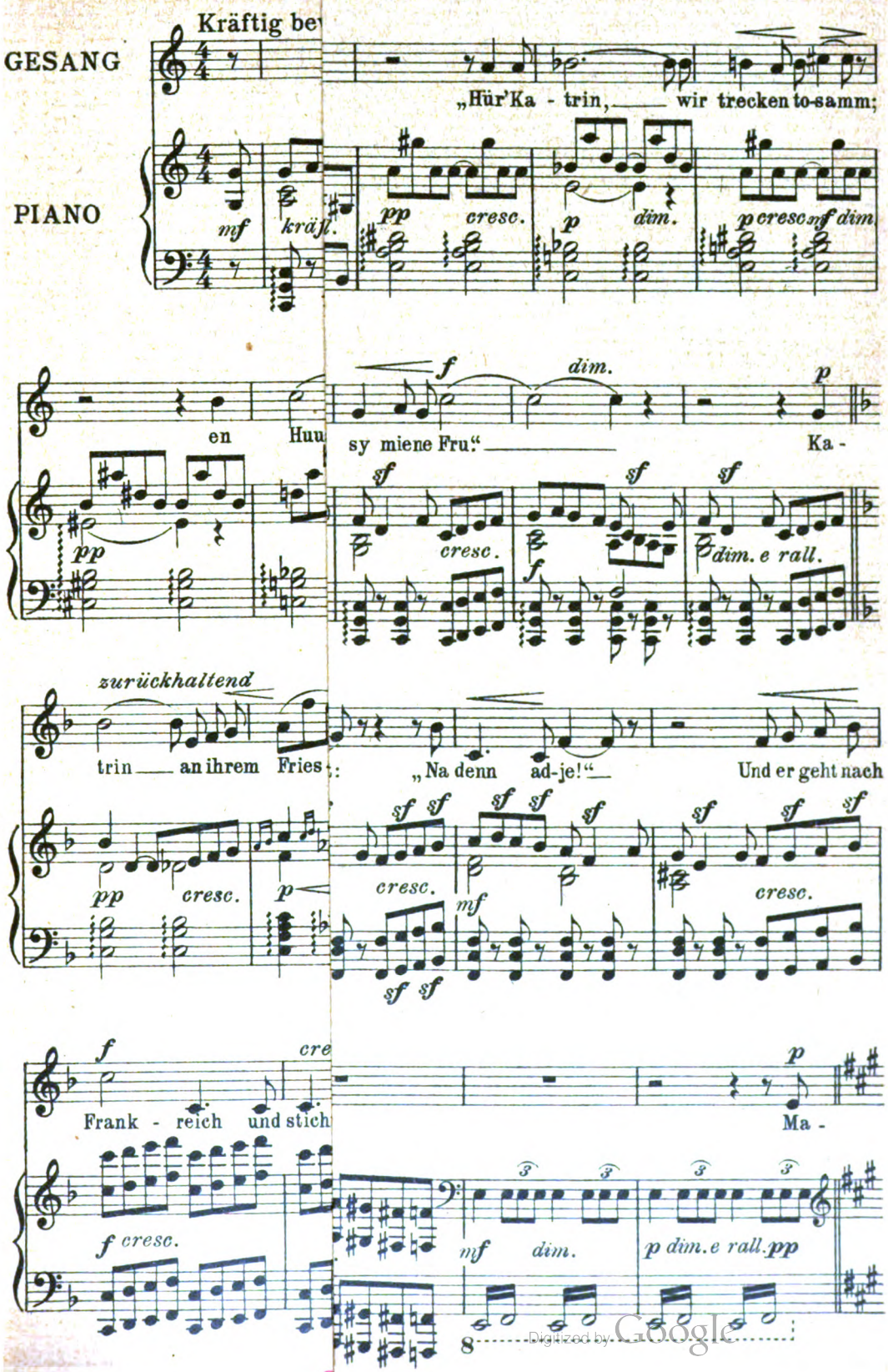
Digitized by Google

LIBRARY
OF THE ILLINOIS

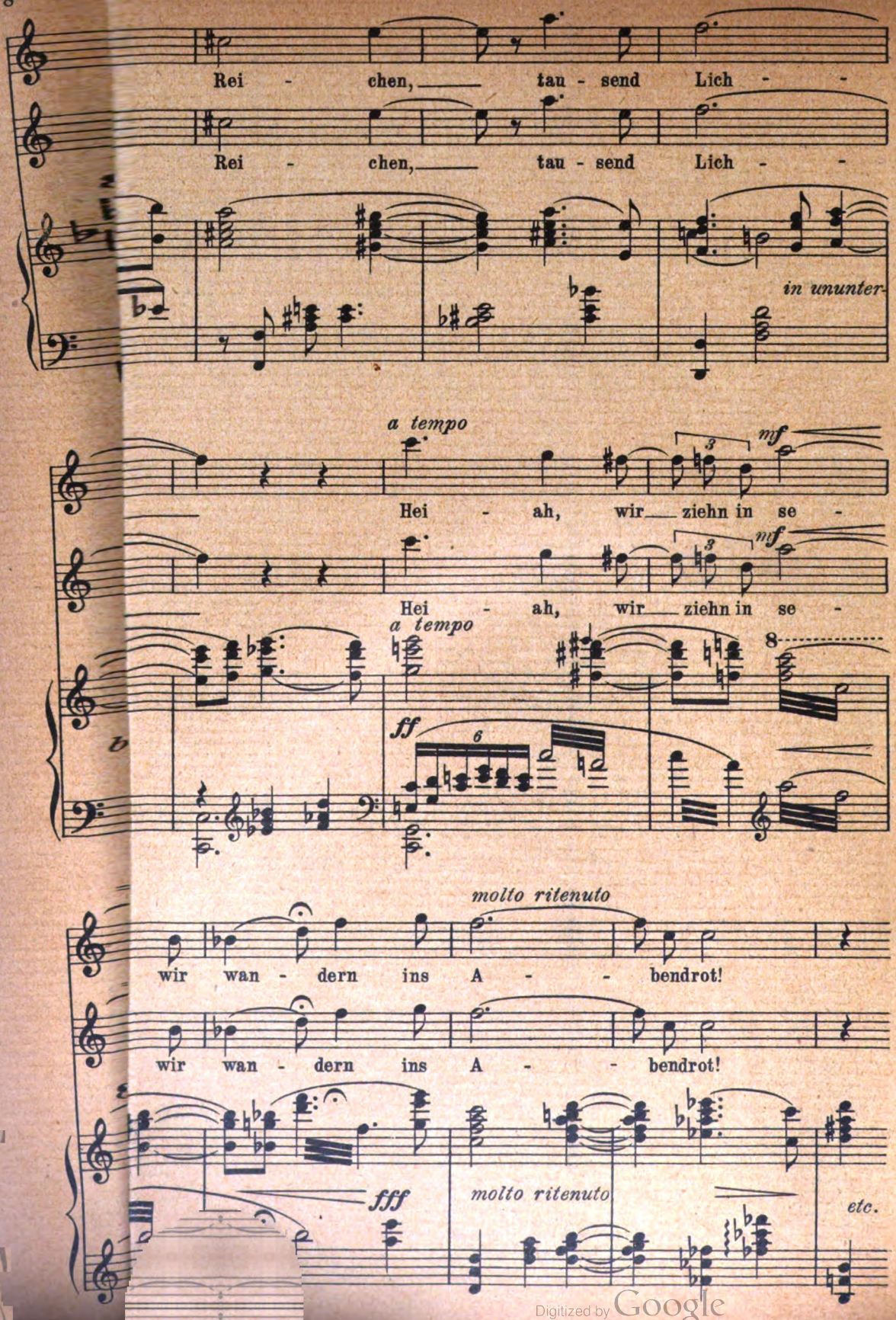
Digitized by Google

D SCHJELDERUP

Theodore Fontane:
JAN BART
Ballade

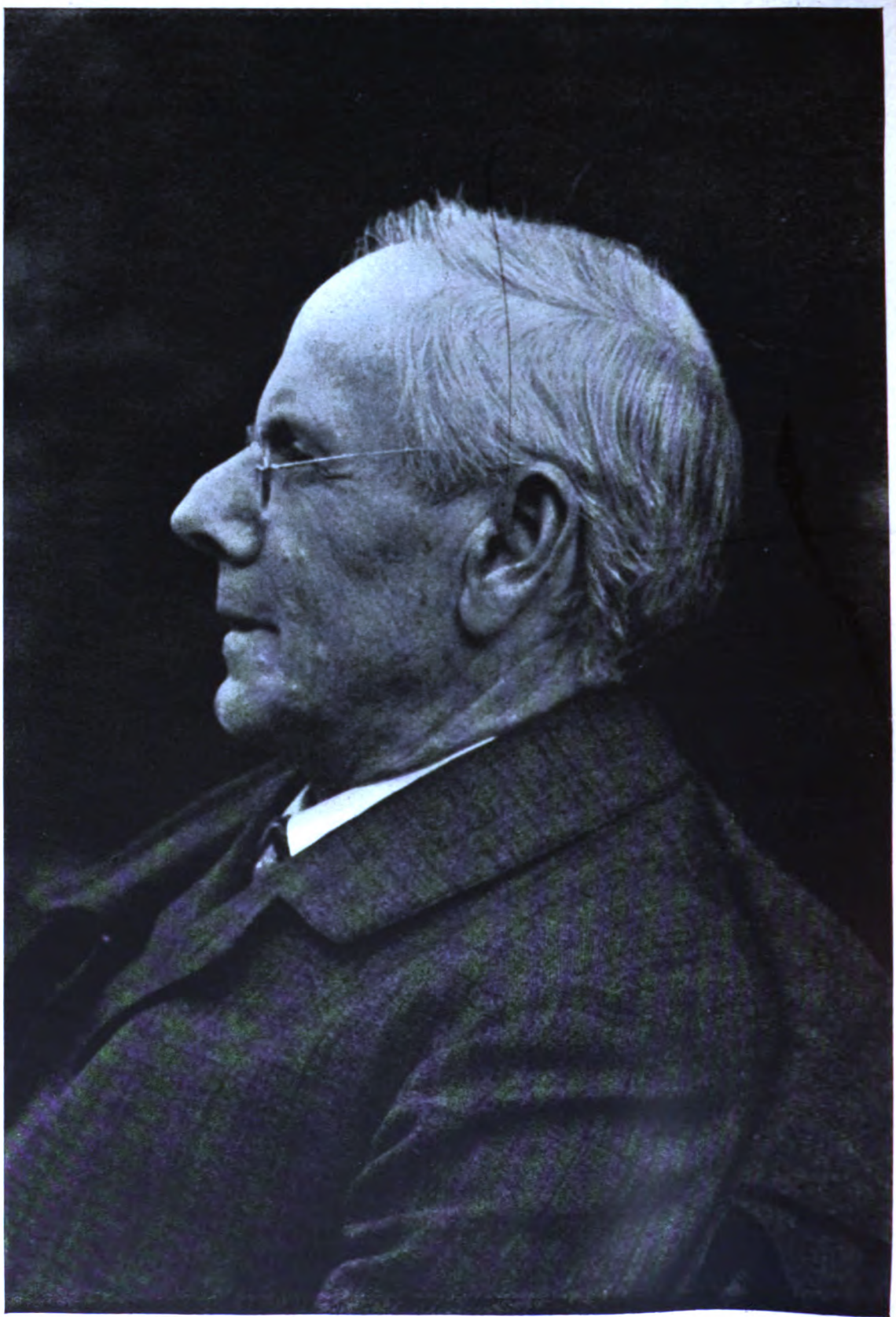


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Juliheft 1913 Heft 20

Werning contra Hauptmann?

Das Bekenntnis meiner Meinung vorweg, ich glaube: daß Hauptmanns Festspiel als einziges Festspiel der Breslauer Jahrhundertfeier nicht am Orte war, ich halte trotzdem die Unterdrückung seiner letzten Aufführungen für einen außerordentlich schweren Fehler, und schließlich: ich meine, daß es hoch an der Zeit ist, bei unserm öffentlichen Verhalten gegenüber aller „Richtungs"-Poesie gewisse einfache Wahrheiten zu bedenken, zu denen jeder sagt: „selbstverständlich!", und die doch Tausende in den Wind schlagen.

Gerhart Hauptmanns „Festspiel" ist trotz all seiner Mängel meinem Wissen und Urteil nach* das beste Festspiel vaterländischen Gehalts unsrer modernen Dichtung, und wahrscheinlich der deutschen Dichtung überhaupt. Wer ein besseres weiß, bitte: er nenn es. Ich bin nur immer Verstummen auf solche Frage begegnet, es werden nicht einmal diese und jene genannt, es ist einfach nichts da, was an Gedankengehalt und phantasiemäßiger Gestaltung mit dem Hauptmannschen „Festspiel" auch nur in Vergleich treten könnte. Wer ihm eine Verherrlichung Napoleons vorwirft, muß es mit vorgefaßter Meinung gelesen haben, wer sagt: es fehlt ihm an vaterländischer Gesinnung, versteht unter solcher nur seine Art und läßt keine andre gelten. Aber die Art vaterländischer Gesinnung, die für ein einziges Festspiel bei der Breslauer Ausstellung in Frage kam, das sei zugegeben: die spricht hier nicht. Festspielkunst ist angewandte Kunst, sie läßt sich nicht ohne Zusammenhang mit den Hörern bilden, der Poet muß ihr Sprecher sein, muß reden aus einer gemeinsamen Auffassung der Dinge heraus mit dem Kreise, zu dem er spricht, aus der Massenpsyche durch seine Einzelseele wieder in die Massenseele hinein. Wenn man nur ein Festspiel für Breslau wollte, so brauchte man eines, das Männer und Frauen aufnehmen konnten, welche die Erhebung von 1813 so fühlten, wie man sie in den preußischen Schulen zu lehren pflegt, und ein Festspiel für Konservative wie Fortschrittler, Protestanten und Katholiken. Besser wäre es gewesen, man hätte mehrere gehabt, die abwechseln konnten, aber man bekam ja schon das eine kaum. Unwürdig jedoch wäre auch die Aufgabe des allgemeinen, des eigentlichen Volksspiels wahrhaftig nicht. Die Hörer ins Miterleben dieser Erinnerungen hineinzuversetzen, an deren entstelltem Bericht schon sie sich begeisterten, in die Zeit, da man Gold für Eisen und Blut für Ideen gab, diese Zeit dann aus tieferem Erfassen als dem der Geschichtsklitterei so körperhaft und so überzeugend darzustellen, daß man durch Auge und Ohr mit der ganzen Seele dabei war, nun erfühlen zu lassen, wieviel gewaltiger die Wahrheit war, als die geschminkten Bilder — das war eine Aufgabe für einen Starken. Es galt, den Hörer während des

* Die Besprechung im vorigen Hefte hat nicht mich, sondern Wolfgang Schumann zum Verfasser.

Digitized by Google

Spiels, ohne daß er es merkte, feiner, freier, stärker zu machen, ihn mit allem, was ihn umrauschte, aus der bisherigen Enge zum weitblickenden Großschauen zu erheben. Derartiges etwa als Aufgabe hat Hauptmann auch gesehn. Volkstümlich wollte er sein. Aber die Puppenspielform war fehl am Ort, wo schon der Raum die Anforderungen so ins Große dehnte und wo ein so leidenschaftliches Miterleben mit einer Volkserhebung der Ahnen gefordert war, „Athene Deutschland" paßte zum Volksspiel auch nicht, ganze Reihen von Gedanken paßten nicht dazu. Das Weglassen der eigentlichen Erhebung, das Vorbeispielen an Krieg und Sieg mit seinen Nöten und Jubeln paßte nicht dazu. „Deutsche Reime" hätten's nicht getan, auch wenn sie seltner flüchtig und mager gewesen wären, und manchen Gestalten, wie Fichte, fehlte in dieser Zurichtung durchaus die lebendige Kraft. Hauptmann wollte sich anpassen, aber ohne sich selbst aufzugeben hätte er's nicht gekonnt. Er entwickelte sein Gebilde nicht aus dem, was im Volk bewußt war, zu dem, was er sah, sondern er begann sogleich mit der Auffassung, die seine war; so fehlten die gemeinsamen „dritten Vorstellungen", die jeder braucht, der zu sich hinziehen will. Auch seine Bemühungen um die Volksspielform mußten deshalb äußerlich, die Volksspielform selber mußte hohl bleiben, sie brachte von sich aus keine Frische, sondern eher eine archaisierende Artistik in sein Werk. Zudem verletzte er die Katholiken und kränkte er manche Soldaten. Nein: mit einzelnen Teilen mag dieses Festspiel auch zum Volke sprechen, als Ganzes gehört es „Intellektuellen" und auch von ihnen nur einem Teil. Aber eine vaterländisch gefühlte Verherrlichung des deutschen Geistes, das bleibt sein Werk trotzdem. Es ist endlich einmal eine wahrhaftige Dichtung, welche die Legende von der Führerschaft der Fürsten beiseite läßt und die politischen Dinge etwa wie Treitschke sieht. Auch für die „Intellektuellen" noch mit ein paar überraschenden Fehlgriffen. Aber doch eine Dichtung, und eine von großem Wurf, mit ein paar Lösungen, die in ihrer symbolischen Phantasiekraft hinreißend sind, und mit einigen überaus schönen Stellen. Nochmals: wo haben wir ein besseres nationales Festspiel? „Das bedeutet nicht sehr viel?" Zum mindesten bedeutet es doch wohl genug, um das Werk eines Mannes respektvoll zu behandeln, der sich wahrhaftig nicht aufgedrängt hatte.

Man konnte die Breslauer Aufführungen ablehnen, wenn man meinte, zu dieser Gelegenheit passe das doch nicht. Aber die letzten Vorstellungen zu unterlassen, nachdem man das Stück bis dahin gespielt, ging nie und nimmer an. Auch dann nicht, wenn sonst der Kronprinz sein „Protektorat" niedergelegt hätte. Hätt er das wirklich getan, man würd es bedauern müssen, wieso aber stand deshalb „die Ausstellung" auf dem Spiel? Traut man den Ausstellern der Schätze der historischen Abteilung die Erbärmlichkeit zu, ihr Eigentum zurückzuziehen, wenn Hauptmanns Stück ankündigungsgemäß noch dreimal gegeben wurde? Diese „Protektorate" sind ja nachgerade lächerlich gewordene dekorative Fassaden, welche die Protektoren wie die Unternehmungen ohne jeden Grund beengen. Vielleicht hätte uns die Aufhebung der Breslauerschen ihrer endlichen Beseitigung überhaupt näher gebracht. Und was ist mit der „Inhibierung" von Haupt-

Digitized by Google

manns Stück erreicht, wenn man die Sache vom Standpunkt der „Inhibierer“ ansieht? Für das Stück: eine Propaganda — die drei weggefallenen Aufführungen können durch dreimal dreißig dreimal mehr besuchte anderswo ersetzt werden. Für Breslau: der Anschein einer unerhörten Unhöflichkeit gegen einen, der nur der Bitte der ihn jetzt Verletzenden nachgab, und der doch wohl ohne Zweifel zu den besten Köpfen im deutschen Geistesleben gehört, — und anderseits: der Eindruck einer skandalös unwürdigen Liebedienerei. Für Preußen: die Meinung, daß man dort nicht nationale Kunst wolle, sondern dynastische, selbst um den Preis, daß sie nicht der Wahrheit, sondern der Geschichtslüge dient. Alle diese Eindrücke mögen falsch sein, und teilweise sind sie es sicher — um so schwerer begreiflich, daß man sie hervorrief. Ein Schildbürgerstreich in Monumentalgröße.

An dieser Stelle zum erstenmal ist, im 1. Novemberheft 1910, durch einen preußischen Schulmann auf ein Stück aufmerksam gemacht worden, das seit nunmehr 15 Jahren mit vielleicht 6000 Aufführungen in mehr als 500 Städten, wie Frese sich ausdrückte, „an der Verblödung des Volkes arbeitet“. Wer es liest, kommt nicht aus dem Verwundern darüber, daß derlei Pathos, das längst ausgeleierte Phrasen falsch nachschraubt, derlei Gedankenarmut und Leblosigkeit, derlei unechter Ton und platter Byzantinismus tatsächlich im deutschen Volk noch gedeiht. Bis er des Rätsels Lösung sieht: dieselben Kriegervereine, die sich durch Hauptmanns Stück empört fühlen, tragen die Werningerei von Ort zu Ort. Aus denselben Kreisen, die sich an Hauptmann ehrlich entrüsten, öffnen von Stadt zu Stadt Ausschüsse mit den Namen der ersten Mitglieder der „Gesellschaft“, der höchsten Amtswürdenträger und Offiziere, ja, unterm Protektorat sogar von Königen ihm, Werning dem „Patrioten“, die Tür.* Werning contra Hauptmann! Wir wollen das Lachen darüber den Sozialdemokraten überlassen, die es überall, wo Werning oder einer seiner Konkurrenten unter obrigkeitlichem Schutze einzieht, zur Verspottung der nationalen Parteien ausgiebig besorgen. Aber wie kommt der groteske Gegensatz zustande, da sich doch Leute wie wir in ihrem vaterländischen Empfinden nirgend peinlicher beleidigt fühlen, als bei Werning und seinesgleichen?

Denn das stimmt ja nicht, ihr Herren, daß wir für den naiven Ausdruck vaterländischen Fühlens minder empfindlich seien. Wenn wir vom Volk bei guter Gelegenheit die Wacht am Rhein jubeln hören, wenn wir unsre Jungen einen Reiterangriff im Manöver oder ein Kriegsschiff bei der Ausfahrt mit roten Backen, blitzenden Augen und frischer Kehle grüßen hören, wenn wir Urlaubern begegnen, mit dem schwarz-weiß-roten Band am Stock und einem vaterländischen Lied auf der Lippe, so sind doch auch wir so sehr dabei, daß uns die Augen warm werden, und wärmer hat uns Ältere gewiß noch nichts auf der Welt gemacht, als die allgemeine Beglücktheit bei den Siegesnachrichten 1870 oder beim Truppeneinzuge damals in Berlin. Wenn wir aber mit Geböller, exerziertem Hurra,

* Näheres über Werning und sein „Festspiel“ findet der Leser außer in älteren Kunstwartaufsätzen in der 114. Flugschrift des Dürerbundes „Vaterländische Feste und ihr Gegenteil“.

Digitized by Google

lebendem Bilder-Starrkrampf und bengalischem Farbengift sogenannten Patriotismus machen sehen, so hören wir wie ein Zwischenspotten die Fragen: Fühlt ihr denn hier die Veräußerlichung, Verrohung, Erniedrigung dessen nicht, was ihr euch heiligen solltet? Seid ihr so matt an patriotischer Kraft, daß ihr euch vorgeschrien wünscht, was Gebet wäre, wenn es in euch lebte? Daß ihr ein Ohren- und Augengeknall ertragen könnt, wo die Vaterlandswelt aus eurer eigenen Liebe heraus aufgrünen müßte, wie die Welt im Frühling? Wähnt ihr euch selber so schlecht, daß euch dieses plumpe Selbstlob nicht beleidigt, mit dem man euer Vaterland anstreichen will, wie eine Parvenuwohnung mit Vergolderlack? Seid ihr so kläglich daran, daß ihr den bezwungenen Feind mit Schlechtigkeit falschfärben müßt, damit ihr anständig genug ausseht? So verlogen, daß ihr ohne Scham diese handgreiflichen Entstellungen dulden könnt? So dumm, daß ihr diese Phrasen als ernsthafte Worte nehmt? Wo ist denn in all dem da vorn auf der Bühne etwas vom Vaterland als Tempel, als Opferaltar, auf dem der Einzelne das Beste darbringen soll, was er aus den ererbten Tiefen in sich erzeugen kann?

In Hunderten unter den berauschten Tausenden dort lebt ganz gewiß die Vaterlandsliebe, die nicht nur singen und prahlen, die auch wirken und opfern kann. Nur: dann lebt sie trotz solcher Spiele. Freise hat die nüchterne Frage getan: Glaubt ihr, daß einer unter den Hunderttausenden, welche die Werningerei betrunken macht, bei seiner nächsten Steuererklärung gewissenhafter gewesen ist? „Das wäre eine patriotische Wirkung.“ Aber die Leute würden es, meint er, übelnehmen, wenn man ihre „patriotische Erhebung“ mit so „niederen“ Dingen störte. Geschäftsleute machen „patriotische Schlager“, wie andre andres, sie haben sogar ein Recht zu glauben, daß sie nützliche Sachen liefern, solange ihre Kunden das glauben. Diese, zumal die Kriegervereine wissen nicht, was sie tun. Aber es wäre an der Zeit, daß man sie's lehrte. Wenn sie gegen Hauptmann auftreten, so muß ihnen gesagt werden: ihr selber treibt durch eure Werningerei am vaterländischen Gut einen Raubbau, der euch jedes Recht nähme, über Hauptmann entrüstet zu sein, selbst wenn der's auch täte. Und in mehr als einem halben Tausend von Städten mit mehr als einem halben Zehntausend von Aufführungen habt ihr die Werningerei und ihresgleichen betrieben.

Rausch ist keine Nahrung. Nicht, daß wir seelischen Rausch dieser Art immer für übel, daß wir ihn auch nur immer für entbehrlich hielten: ob das Hoch auf den angestammten König oder die völkerbefreiende Sozialdemokratie, auf den Wahrer des alten Glaubens oder das monistische Jahrhundert geht, auch das Hoch bedeutet einen kurzen, durch das Gefühl der Gemeinschaft erregten Rausch. Und nicht nur im Kriege ist ein rauscherregter Einsatz der Vollkraft zu Zeiten dienlich. Aber Nahrung ist er nicht, denn wenn er verflogen ist, bleiben keine Gedanken und Gefühle zurück, die Neustoff fürs geistige Wachstum bilden könnten, es bleibt vom Rausche nichts übrig, als die Erinnerung an den Rausch. Und hier wären wir bei der Frage: Lebensausdruck oder Tendenzliteratur?

Es ist erstaunlich, wie selten wir über das zunächst doch Erstaun-

Digitized by Google

liche nachdenken: daß jeder von uns seine Seele aus Werken der allerverschiedensten Gesinnungen nährt. Die Märchen und Sagen unsrer frühen Kinderzeit hat das germanische Heidentum geschaffen — und sie nähren uns. Das Judentum hat das Alte Testament geschaffen — und es nährt uns. Das Christentum mit seinen Ergänzungen wie mit seinem Gegensatz nährt uns mit tausend Gebilden. Die griechische Antike tritt an uns heran und nährt uns, die römische nährt uns. Das Mittelalter, der Geist des Orients, der Geist der Reformation und jener der Gegenreformation, der Geist von Dante und von Shakespere, von Michelangelo und von Raffael, von Lope und Cervantes, von Palestrina und Bach, von Macchiavelli und von Rousseau, von Voltaire und Friedrich dem Großen, der Geist unsrer Klassiker, der Geist der verschiedensten Religionen und Weltanschauungen, Gefühlsarten und Denkweisen, die einander fern oder nah, befreundet oder verfeindet sind bis zum Kampfe auf Leben und Tod — aus ihnen allen nährt sich der Mensch von heute. Alle geben ihm etwas zur Stärkung, alle etwas für sein Wachstum. Soweit nur ihre Gebilde aus wahrhaftigem Erleben kommen. Denn das eben ist es, was uns nährt: nicht die Deutung, nicht die Meinung, nicht der Glaube an sich, sondern das innerliche Erleben an sich, das in hunderttausend Formen vermittelt wird, das Echte, das, mag es gemeint, geglaubt, gewollt, gehandelt haben, mit welchen Formen und mit welchen Inhalten immer, doch wahrhaftiges Menschentum war. Wir verarbeiten es und verwandeln es, aber da es Leben war, nährt es uns. Niemals jedoch kann uns nähren, was uns ohne inneres Nacherleben auf einen bestimmten Zweck hin vorgemacht wird. Nein, meine Herren von den Ausschüssen für Werning und gegen Hauptmann, wir überschätzen das Künstlerische nicht. Aber das ist kein Zeichen für starke Geisteskultur, daß in unsern öffentlichen Erörterungen über den vaterländischen Gedanken in der Literatur und über ähnliche Themen so selten betont wird, daß auch die Wurzel aller ernsthaften ästhetischen Bewertung unmittelbar im Leben steckt. Wie der Baum aus dem Erdreich, nährt sich der echte Künstler aus dem Stoffe, den er gestaltet, nicht aus irgendwelcher Absicht drumherum oder nebenher, und nährt er durch dieses Sichversenken und Auffaugen sein Werk herauf. Der Stoff kann sich durch seine Persönlichkeit und seine Stimmung gewaltig verändern — wenn er nur durch sein Erleben geht und von dem umgeschmolzen, das eben besagt: wenn er nur gestaltet ist. Das macht sein Werk „künstlerisch“, während ein Arbeiten auf formale Schönheiten hin eine Veräußerlichung wie jede andere ist, ein Spiel, das ästhetenhaft sein kann, aber nicht künstlerisch im tiefen Sinn. Das wahrhaftige Durchdringen der Dinge mit einer ehrlich suchenden Menschenpersönlichkeit ist es, was auch jede echte Kunst ethisch macht. Und eben deshalb nährt sie uns, ganz gleichviel, ob wir die Gesinnung des Künstlers teilen. Er dichtete nicht bloß, es dichtete durch ihn. Das „allgemein Menschliche“, das „Ewige“. Die alten Inder, die Juden, die griechischen und lateinischen Heiden, die alten Germa-

Digitized by Google

nen, die Katholiken des Mittelalters, die Protestanten, sowohl unsere Vaterlandsgenossen wie ihre Feinde, wir brauchen sie alle, denn das besondere Ich in uns verengt, verkümmert, verkrüppelt, wenn es nicht aus ihnen allen die Samen des besten Menschentums in uns zusammenträgt. Das unentbehrlich Konservative in uns, das Bewahrsame ist das Aneignende und Umformende. Deshalb müssen wir die Kraft zum Abwägen, zum Umformen stärken. Das Selber-Verarbeiten üben, so viel nur angeht. Das Auffuggerieren ist auch ein Sündigen am konservativen Gut, denn es ist ein Schwächen der vererbten Fähigkeiten. Das Tiefste seines Ichs kann ja gar keiner ändern, höchstens entwurzeln könnte er sich in einer Art von Selbstmord. Durch das Aben im geistigen Verarbeiten wird kein Ich entwurzelt.

Das aber ist es, was zugestandener oder verheimlichter Maßen ein großer Teil von uns nicht glauben will. Der Bürger ist vor allem einmal bequem. Er mag das nicht, das Zulernen und Umbewerten. Er will auch vom literarischen Spiegel der Welt, sei es sein Tageblatt, sei es eine Dichtung, letzten Endes nur, was „ihm aus der Seele gesprochen ist", so daß er im Redner oder Schreiber sein eignes Bewußtsein spürt, in dem alles hübsch bleiben kann, wie's ist. Mit andern Worten: er will nur, was er schon hat. Und das will er eingewickelt in mitgelieferte Hochgefühle, also: er will bekommen, was er schon hat, aber mit Rausch. So kommt in allen Parteien die Unduldsamkeit des Philisters zustande, des Stehenbleibenden, der gegen abweichende Weltanschauungen wie gegen abweichende Einzelurteile sich entrüstet, als wären das moralische Minderwertigkeiten. Sie schädigt nicht die andern, sondern den Philister selbst und diejenigen, die seiner Macht anheimgegeben sind, denn sie sperrt ihnen die wachsenmachende Nahrung. Die doch, wie jede Nahrung, aus Nicht-Eigenem kommen muß! Mögen die feinsten und tiefsten Lebenswerte in einem Werke blühen, dessen Verfasser etwa das Wort National anders versteht als wir, wir entrüsten uns drüber und greifen zu Nachbar Schulzes Unentwegtheit. Entrüsten wir uns denn über das Heidnische im Heidentum, über das Französische im Franzosentum, vor dem wir uns ernähren helfen? Mir scheint sehr schwer, über diese Erscheinungen anders als bitter, über sie mit einem gerechten Einfühlen in die arme Enge solcher Leute zu sprechen, denn sie sind Träger einer ungeheuren völkischen Gefahr. Breitet sich der Geist des Hürdenbauens weiter herum im deutschen Volk, den wir den letzten Winter hindurch gegen ein tieferes Erfassen der nationalen Aufgaben bei der Jugendliteratur und jetzt wieder umgehen sahen, so sind wir mitten im Herdenmenschen-Züchten. Wir sind besorgniserregend stumpf gegen alle andern ethischen Werte geworden, wenn sich's um „Richtungen" handelt, die sich mit unsern politischen Meinungen zu kreuzen scheinen. Im Erinnerungsjahr an 1813! An das Geschlecht der Stein, Arndt, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, Fichte, Schleiermacher, Humboldt, Jahn und wie alle diese Grundverschiedenen hießen! Jeder von ihnen gehörte in der schweren Not der Zeit zu den Rettern, aber jeder von ihnen sprach auch gelegentlich Worte, die ihn heut in nationalen Kreisen als „national

Digitized by Google

unzuverlässig" „suspekt" machen würden. Wir sind auf dem Wege, Schematiker des Patriotismus zu werden. Wir haben ihn mit Parteiprogrammen in der Tasche; was dazu „stimmt", dem rufen wir bravo zu, was nicht dazu paßt, das sind wir Narren genug, „ablehnen" zu wollen, als säßen wir in den Köpfen und Herzen der andern drin. Werden wir nicht freier, so sagt man 2013: die wollten damals unsre heiligen Worte zu Pfiffen und Signalen für die Massen machen.

Greifen wir zurück. Hauptmanns Werk war ganz gewiß nicht das allgemeine Festspiel für alle Schichten, das man in Breslau brauchte, es ist auch nicht das Volksfestspiel dieses Erinnerungsjahres überhaupt. Aber die denken wie ich, bedauern tief die Behandlung, die man ihm und dadurch seinem Dichter widerfahren ließ und legen Gewicht darauf, das eindeutig zu bekennen, weil sie sich national bis in den letzten Gedanken wissen. Mit mehr als Bedauern aber, mit Scham empfinden wir als Deutsche: daß man dieses Stück nicht nur als Volksspiel ablehnte, daß man nicht nur seine künstlerischen Mängel besprach und übertrieb, sondern daß man seine Gesinnung ihm zum Verbrechen machte. So beraubte man sich und sein Gefolge durch das einfache Mittel der Gegensuggestion der naiven Empfänglichkeit auch für das Echte, Großgesehene und im allereigentlichsten Sinn Deutsche darin. Aber die Bühnen wird Hauptmanns Stück nun leider nur in Reinhardtscher Vertheaterung gehn. Immerhin, schaden kann es auch da keinem, der vom Kunstwerk nicht Echo, sondern Einsprache, Hineinsprache in sein Ich zur Anregung selbsttätiger Innenarbeit will. A

Rosegger

Zu seinem siebzigsten Geburtstage

Es ist sehr lange her, daß ich Rosegger zum ersten Male sah. Ein Vereinssaal, und auf dem Pulte der schmächtige Mann, von dem man ungefähr so sprach, wie von einem musikalischen Wunderkinde. „Der kleine Bauernschneider, Sie wissen doch?, den sie in Graz entdeckt haben und der nun so nette Geschichten schreibt. Na ja, man wird ihm wohl dabei geholfen haben, aber immerhin, viel — nicht? Und zu komisch ist er." Er las auch nur Komisches. Schlicht, beteiligt erzählend, gut, aber nur Komisches. Er tat's, weil's die Leute nicht anders wollten. Die lachten und klatschten. „Zu nett", dieser unbeholfene kleine Schneider, von dem man gleichzeitig denken durfte und sich zu sagen erlaubte: „nein, wie talentvoll" und: „aber natürlich: die Bildung, die haben wir voraus". Ich konnte diese Art Wohlwollen schlecht vertragen und bin deshalb nur in wenigen seiner Vorlesungen gewesen. Rosegger hat das öffentliche Vorlesen sofort aufgegeben, als er das konnte. Im Herzen des deutschen Vereinsbürgers aber lebte er lange nur als „Humorist", wie er, der Vereinsbürger, das Wort versteht, und viele von ihnen sehen ihn heute noch vor allem als Spaßmacher.

Andere betrachteten Rosegger als einen von denen, die man im Kreise des alten Literatur-Obersten von Reder in München „die

Digitized by Google

Krachledernen" nannte. In echtem Kostüme Salontirolertum, wie das bekanntlich auch bei „Eingeborenen" nicht selten vorkommt. Neben dem Lustigen der fatale Stich nach dem „Herzigen" und „Sinnigen". Hatte er den denn? Unter seinen zahlreichen Geschichten waren welche, aus denen man diesen Ton heraushören konnte, wenn man Rosegger nicht gut kannte, das geb ich zu. Aber hörte man denn das Eigen-Roseggerische nicht, in dem wieder noch etwas Tieferes mitklang, als sogar das Persönliche?

Als er noch Bauernsohn und Bauernschneider war, war er ein Fabulierer, wie Bauern fabulieren. Was Freud macht und wie's Freud macht. Dann kamen die Jahre des Erarbeitens der Kenntnisse, des Erwerbens und Sicherns von Unterhalt, des Gestaltens der Wirkfähigkeit. Was früher das umgebende Leben war, ward aus Abstand gesehener Stoff. Aber, was Roseggers Bedeutung einzig macht: trotzdem b l i e b er darin. Nicht nur, daß trotz des ungeheuren äußeren Bruchs in seinem inneren Leben kein Bruch ist, wie doch fast bei allen, die aus Bauern Bürger geworden sind. Die im Kulturleben fürs Erkennen erworbenen Möglichkeiten richteten sich ihm alle wieder auf sein Bauerntum. Beunruhigende Gefühle und unklare Gedanken aus der Jugendzeit klärten, sammelten, verbanden, formten sich um. Wer tiefer sah als die Menge konnte sie von Anfang an in Roseggers Schriften hinter dem Unterhaltenden und Spielenden da und dort mit ernstem Auge herausschauen sehn. Sie sind auch später nie zum Deklamieren an die Rampe getreten. Aber sie haben all seinem Sprechen und Tun den stillen und doch unüberhörbaren Klang gegeben. Sie haben diejenige Gruppe von Werken gebildet, die Roseggers bleibendes Lebenswerk sind, vom „Waldschulmeister" durch den „Gottsucher" zu „Jakob dem Letzten" und „Martin den Mann" bis zum „Ewigen Licht" und „J. N. R. J." Und haben aus ihm, dem älplerischen Schriftsteller, in ganz allmählichem Wachstum schließlich eine der größten Kulturerscheinungen des österreichischen Deutschtums gemacht. Sein Heimtum wuchs in ihm zu solcher Stärke, daß um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts das deutsche Bauerntum durch Peter Rosegger in der deutschen Gesamtkultur von sich selber zeugen, von sich selbst aus mahnen, von sich selbst aus raten, von sich selber aus wirken konnte. Das deutsche Bauerntum der Alpenländer — für ein Jahrhundert wird es unmöglich sein, es nach Rosegger noch zu überhören.

Das agitatorische Wort schafft rasch Bewegung im Willen, doch wie der Wind die Welle in der See, sie steigt, schäumt, vernichtet vielleicht, aber zerbricht selbst oder zerfließt auch schnell. Das dichterische Wort wirkt langsamer und wohl auch minder bemerkt, aber es hebt und senkt, gräbt und baut am Festen. Rosegger hat manches wie nebenbei erreicht, und das Augenfälligste davon, so die Millionenspende, wie durch einen guten Einfall, aber sein tiefstes Hineinwirken ins Heut steht doch wohl erst im Beginne. Noch ist die Pflege des Völkischen bei den Vielen allzuoft nur ein lautes Bekennen „ich bin deutsch", auf den Tisch geworfen, wie man Karten hintrumpft. Allmählich erst wächst bei den Mehreren das Bewußtsein, Bekenntnis zum Volkstum bedeute die sittliche Forderung: hilf für

Digitized by Google

dein Teil, es zum tüchtigsten Volkstume der Welt zu machen, damit es ein Recht habe, vor allen andern zu bestehn. Je mehr solches Gefühl sich ausbreitet und sich stärkt, je mehr wird auch Rosegger und wird durch ihn sein Bauerntum wirken. Wieviel darin von edeln alten Werten durch das Nichtbegreifen einer geld- und zivilisationsüchtigen Zeit verschüttet sein mag, im Samen ist noch Vieles und Herrliches da. Fortpflanzung kann auch wieder Mehrung sein. Von dem Vielen kann manches wiederkommen, manches, was keine „Errungenschaft der Neuzeit" je ersetzen kann und was doch keiner wirklichen Errungenschaft der Neuzeit feindlich ist. Dasjenige, was wir brauchen, damit unser Deutschtum seine Neuzeit gestalte, ohne das Gute vom Erbe seiner Altzeit, ohne das Gute von sich selber zu verlieren.

Über den Dichter Rosegger ist im Kunstwart oft gesprochen worden. Mir scheint, gerade heute brauchen wir das nicht wieder zu tun. Es hieße, von den Mitteln reden, durch die er spricht, und heut und an dieser Stelle wäre das ein Ablenken vom Wesentlichen. Genug, daß er so zu wirken vermochte, wie er gewirkt hat. Noch steht er im Betrachten und Bilden. Segnet er einst das Zeitliche, so wird dieses bibeldeutsche Wort für ihn voller Gehaltes sein. Ihm aber hat kein Leserkreis zu danken, sondern ein Volk. A

Erklärung in Sachen der „Mittelstelle für Volksschriften" des Dürerbundes

Der Börsenverein deutscher Buchhändler hat gegen die vom Dürerbund zu begründende „Mittelstelle für Volksschriften" Erklärungen erlassen, die uns zwingen, über die bisher nur in den Buchhändlerfachblättern erörterten Fragen nunmehr auch unserseits vor einer breiteren Öffentlichkeit zu sprechen.

Im Kampf gegen die Schundliteratur haben sich die bisherigen Einrichtungen des Buchhandels nicht nur nach unsrer Meinung, sondern auch nach der sachkundiger Buchhändler als unzureichend erwiesen. Aus den Kreisen der Verleger selbst ist die Aufforderung an die Sortimentsbuchhandlungen ergangen, tatkräftiger für die Verbreitung guter Volks- und Jugendschriften zu wirken, aber angesehene Sortimenter haben bezeugt, daß bei der gegenwärtigen Organisation auf diesem Gebiet wohl negative Arbeit, Ablehnung des Schlechten, nicht aber positive, Verbreitung des Guten, mit rechtem Erfolge geleistet werden kann. Der Börsenverein selber konnte in seiner Bekanntmachung nur dieses erste, das negative Moment betonen. Soll diese ganze Kulturarbeit dem Buchhändlerstande erhalten oder wiedergewonnen werden, der nach unserer Überlieferung vor allen andern dazu berufen ist, so muß sie auf neue Weise organisiert werden. Unsre „Mittelstelle für Volksschriften" ist als ein Mittel solcher Organisationsverbesserung unter andern gedacht, und es stand im freien Willen des Buchhandels, es ausschließlich innerhalb seiner Organisation zu benutzen.

Die „Mittelstelle für Volksschriften" soll dem Unerwachsenen und

Digitized by Google

sonst dem Unkundigen durch besondere Staffeleien und durch eine kontrollierende Stempelung der dort ausgelegten Bücher auf den ersten Anblick kenntlich machen, welche Volks- und Jugendschriften ein geschäftlich unbeteiligter Ausschuß von Sachverständigen gelesen hat und ohne Rücksicht auf Stoff oder Richtung mit der einen Bürgschaft empfiehlt: das ist keine Schundliteratur. Die Verkäufer erhalten die Bücher von der Mittelstelle gestempelt zu denselben Preisen wie ungestempelte von den Verlegern, denn den Verlegern wird, von anderem abgesehen, schon durch die Absatzerhöhung ihrer guten Bücher ermöglicht, sie der Mittelstelle mit höherem Preisnachlaß zu liefern. Was der Dürerbund seinerseits aus dem Ertrage der Mittelstelle erhält, wird restlos für gemeinnützige Zwecke verwendet. Wer ein gestempeltes Stück kauft, steuert also ohne Mehrkosten für sich doch zugleich für Kulturarbeiten bei. Wer eine Dürerbund-Staffelei aufstellen will, bindet sich natürlich nur für diese selbst an eine Auswahl aus den empfohlenen Schriften, wie man z. B. in einem Reclam-Automaten nur Reclambücher ausstellen kann. In seinem sonstigen Betriebe wird der Verkäufer nicht im mindesten beengt.

Diesem Plane waren die ersten Zuschriften aus dem Buchhandel von Verlegern wie von Sortimentern günstig. Bald aber begann in den Buchhändlerzeitungen eine Agitation, die sich in einzelnen Fällen bis zu Beleidigungen und Beschimpfungen gegen den Dürerbund und bis zu der Androhung mit offenem oder heimlichem Boykott nicht nur aller Dürerbund-Unternehmungen überhaupt, sondern auch des Kunstwarts und seiner Unternehmungen steigerte. Dagegen nahm der „Börsenverein" deutscher Buchhändler nicht Stellung, ebenso hielt er es für nicht angebracht, sich durch direkte Anfrage beim Dürerbund oder beim buchhändlerischen Geschäftsführer der „Mittelstelle" näher über unsre Pläne zu erkundigen. Wohl aber erließ er eine Bekanntmachung, die gegen das neue Unternehmen Stellung nahm als gegen „eine unerträgliche Bevormundung des Verlagsbuchhandels und seiner Autoren", eine „Gefährdung großer Kapitalien", ein „angestrebtes Monopol", eine Vermehrung sogenannter „Auch-Buchhändler" usw., was alles geeignet sei, „den deutschen Gesamtbuchhandel sowohl materiell als in seinem Ansehen schwer zu schädigen". Ebenso forderte er die Verleger und die Sortimenter zu Erklärungen auf, die sie dauernd an einer Verbindung mit der „Mittelstelle" hindern sollten. Aufsätze in der gesamten Buchhändlerpresse unterstützten diese Agitation gegen uns durch Versuche, die Kunstwart- und Dürerbund-Arbeit nach möglichst vielen Richtungen bei den Buchhändlern zu entwerten.

Daß zur Sicherung vor der Einschmuggelung des Schundes für Unerwachsene und im Bücherkauf Unerfahrene bei Volks- und Jugendschriften eine Führung nötig sei, ist einmütig von der Presse aller Parteien von der äußersten Rechten bis einschließlich der Sozialdemokratie anerkannt worden. Der Dürerbund als solcher kritisiert überhaupt nicht, zensiert also auch nicht, er organisiert nur eine Vorwahl durch Sachverständige. Daß aber eine Vor-Prüfung durch geschäftlich unbeteiligte Sachkenner notwendig ist, wenn die Auswahl bei den

Digitized by Google

hier in Frage kommenden Volkskreisen Vertrauen erwecken soll, ist für jeden, der die gegenwärtigen Verhältnisse nur einigermaßen übersieht, unzweifelhaft. Hat eine solche Vor-Prüfung erst den eigentlichen Schund ausgeschaltet, der auf niedrige Instinkte spekuliert oder sonst rein zu Geschäftszwecken skrupellos gemacht, möglicherweise aber für den Verkäufer besonders hoch rabattiert ist, so kann der Händler immer noch aus Tausenden von Schriften für seine Staffelei auswählen, was seiner Auffassung entspricht: die Vorarbeit sichert *auch ihn* von vornherein vor der Einschmuggelung von Schundschriften. Wenn man bei solcher Beihilfe von Zensur, von Monopol, von Bevormundung usw. überhaupt reden kann, so ist, vom „Monopol" ganz zu schweigen, jede auslesende „Bibliothek", jede Auswahl-Ausgabe eines Klassikers, jede Anthologie eine „Zensur" und eine „Bevormundung". Sollte übrigens auf irgendeiner Seite ein Vorurteil bestehen, als wenn gerade der Dürerbund zur Organisation dieses Prüfungsausschusses nicht geeignet sei, so ist er sehr gern bereit, diese Arbeit andern geschäftlich unbeteiligten Sachverständigen zu überlassen.

Aber schon in unsrer ersten öffentlichen Mitteilung im Kunstwart hatten wir als „einen unsrer ersten Grundsätze" mit gesperrtem Satze betont: „Wir wollen nicht gegen den Buchhandel arbeiten, sondern, wo immer er sich mit uns verbünden will, mit ihm." Unser Volk hat Grund, auf seinen Buchhandel stolz zu sein, und wenn tatsächlich gerade der Sortimenter, der sich in alter Überlieferung als Kulturarbeiter fühlt und fühlen darf, gegenwärtig oft schwer um sein Dasein zu ringen hat, so wollten wir auch *ihm* nützen, indem wir uns mit ihm verbündeten. Also richteten wir an den Vorstand des Buchhändler-Börsenvereins die folgende Erklärung:

„1. Die Angabe, daß es sich bei der »Mittelstelle für Volksschriften« um ein »von unbekannten Personen ausgeübtes Zensorenamt« handle, ist unrichtig. Der betreffende Ausschuß wird selbstverständlich aus den sachkundigsten und angesehensten Männern bestehen, die für eine solche Arbeit in Deutschland überhaupt zu finden sind. Diese Männer werden öffentlich *genannt* werden.

2. Um auch den leisesten Anschein einer »Bevormundung« des Buchhandels zu vermeiden, hat sich der Dürerbund bereit erklärt, in diesen Ausschuß auch vom *Buchhandel* vorzuschlagende Herren *in gleicher Zahl und mit gleichen Rechten* aufzunehmen, wie seine eigenen Abgeordneten. Dadurch würde die Vor-Sichtung der Volks- und Jugendschriften als eine *gemeinsame* Arbeit des Buchhandels und des Dürerbundes dastehen. Die eigentliche Auswahl aus hunderten oder tausenden vorgeschlagener Schriften bleibt ja ohnehin Sache ausschließlich des Sortimenters.

3. Auch dazu erklärt sich der Dürerbund bereit: die *Mittelstelle unter der Mitarbeit des Buchhandels zu organisieren*, um Einrichtungen zu vermeiden, die sich mit den Interessen des wirklichen Buchhandels nicht vereinen lassen.

4. Für den Fall gemeinsamer Arbeit mit dem Buchhandel erklären wir uns fernerhin bereit, auf *alle Nicht- und Auch-Buchhändler zu verzichten*."

Zur Klärung dieser Vorschläge und aller dieser Fragen überhaupt

Digitized by Google

schlugen wir eine gemeinsame Aussprache zwischen bevollmächtigten Vertretern des Dürerbundes und des Börsenvereins vor. Diesen Vorschlag hat der Buchhändler-Börsenverein abgelehnt.

Nach dieser Abweisung nicht nur unsrer Anerbietungen, sondern auch der Aussprache über sie trägt der Börsenverein deutscher Buchhändler allein die Verantwortung für alle Schädigungen, die etwa dem Ansehen des deutschen Buchhandels aus dem Mangel einer Verständigung mit uns erwachsen könnten. Ebensowenig, wie wir daran denken, einen uns nützlich erscheinenden Plan aufzugeben, weil er dem „Börsenverein" nicht gefällt, denken wir aber auch daran, ihn außerhalb des Buchhandels durchzuführen, so lange noch eine Verständigung mit dem Buchhandel möglich ist. Eine deutsche Zeitung schrieb jetzt: „Es ist gut, daß eine so umfassende Organisation wie der Dürerbund dieses ganze Problem aufrührt — vielleicht führt uns das einmal auch aus der üblen Zersplitterung heraus, die seit langem unsre Volksbildung beherrscht. Es wird gut sein, wenn wir auf der Grundlage der Vorschläge des Dürerbundes in öffentliche Diskussion eintreten und wenn gemeinsame Beratungen der verschiedenen Gruppen und Organisationen der Volksbildung im Verein mit dem an allen diesen Dingen stark beteiligten Buchhandel stattfinden." Das zeichnet auch unsern Standpunkt.

Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" hat seine Mitglieder bereits davor gewarnt, in dieser Sache gegen den Dürerbund Stellung zu nehmen.

Für den Dürerbund:
Ferd. Avenarius

Prüfungen für Musikkritiker

Daran haben gewiß schon Viele gedacht, sei es wenn ein eindrucksvolles Musikstück oder ein beliebter Tonmeister in ihrer Tageszeitung „verrissen" wurde, wenn gegen einen Sänger, einen Violinisten der betreffende Zeitungreferent eine andere „Auffassung" ausspielte, wenn eine ganze Kunstrichtung vielleicht schlecht wegkam oder einem Theaterleiter seine „Sünden" vorgehalten wurden — daran: wie kommt eigentlich der Schreiber zu dem Recht, es besser verstehen zu wollen als die, welche doch schließlich berufen sind, zu singen, zu dirigieren, Spielpläne zu schaffen, Theater zu leiten, Tonwerke auszulesen und endlich: Tonwerke zu schaffen? Denn wer kritisiert, so meint man oft allzu naiv, der nimmt für sich ein Besserwissen in Anspruch; und man denkt gar nicht daran, daß es außer dem Besserwissen auch noch ein schlichtes Anderswissen gibt; man übersieht, daß ein Kritiker häufig nicht für den oder die Kritisierten schreibt, sondern für die Leser, die ja wohl meist noch nicht einmal so viel wissen wie der von der Kritik betroffene „Berufene"; man übersieht, daß ohne die Kritik in vielen Angelegenheiten bald die schlimmsten Zustände einreißen würden; man übersieht — ja, was übersieht man nicht alles, wenn man mit ein paar Sätzen alltäglicher Auffassung über das Wesen der Kritik daherredet!

Digitized by Google

Jede Art öffentlicher Kritik hat eine fast unübersehbare Fülle historischer, psychologischer, sozialer und persönlicher Tatbestände und Erfahrungen zur Voraussetzung, und die Musikkritik überbietet an Schwierigkeit dieser Verhältnisse wohl fast alle andern. Nur einige der Besonderheiten dieses Faches seien hier hervorgehoben. Ein Kritiker der bildenden Kunst ist in der Zeit, wann er seinen Gegenstand betrachten will, nicht annähernd so beschränkt, wie ein Musiker. Jener kann in die Ausstellung gehen, wann er will, früh, mittags, nachmittags, heute, morgen, in Wochen. Der Musiker ist gebunden an den Abend, den einen Abend der Aufführung. Das Bildwerk steht fertig, rasch vergleichbar dem benachbarten, vor den Augen des Kunstrichters; das Tonwerk entschwindet, kaum erfaßt, dem vielleicht nicht starken Gedächtnis des Hörers, das unmittelbar darnach mit fünf, zehn andern Werken belastet wird, ohne daß man in Ruhe zum ersten zurückkehren kann. Das Bildwerk ruht in sich, nur ihm selbst kann die Aufmerksamkeit gelten; im Anhören eines Tonwerkes drängt sich oft die Frage auf: hat man es auch in seiner eigentlichen, vom Künstler gewollten Form gehört, war die Ausführung, das schlechte Spiel des Cellisten, die kokette Weise des Stabführers nicht vielleicht an dem ungünstigen Eindruck schuld? oder hat nicht vielleicht — ein auf der Bühne häufiger Fall — die vortrefflich lebendige Ausführung hier einem minderwertigen Werk ein vorübergehendes Scheindasein erwirkt?

Und wieviel mannigfaltiger sind nicht die Aufgaben des Musikkritikers als die andrer Kritiker! Der Literat hat Romane, Gedichte, Theaterstücke und manchmal noch das Theater als solches zu beurteilen, der Kunstkritiker Bilder, Plastik, Ausstellungorganisationen. Der Musiker in weit höherem Maß *alte* neben der neuen Kunst, Kammermusik, Lieder, Klavierspiel, Kirchenmusik, Chorgesang, Instrumentation, Orchesterdarbietungen und die Instrumentalisten darin, Stimmbildung, Bücher über Musik, Theaterleistungen, Programme, Dirigenten, Konservatorien, Musiktheorien, Orgelspieler, Möglichkeiten der Entwicklung, soziale Tatbestände — hunderterlei durcheinander, nacheinander in raschem Wechsel und oft auf eine notwendig kurze, nur teilweise erschöpfende Prüfung hin. Mit alledem ist ein fragwürdiger Punkt noch gar nicht erwähnt, der oft und hartnäckig in den Vordergrund geschoben wird: daß angeblich die ästhetischen Maßstäbe für musikalische Kunstwerke überhaupt ganz allein aus individuellen Anlagen stammen, keinerlei objektiven Wert haben, mindestens aber bedeutend mehr schwanken als die für andre Kunstwerke. Wer sich so die zahllosen Schwierigkeiten der Musikkritik vergegenwärtigt, muß sich eigentlich wundern, daß es Männer gibt, die den Mut noch aufbringen, sie auszuüben, und mindestens muß er wohl gegen Mißgriffe der Tagespresse milde werden.

Zuweilen entsteht nun gegen diese Mißgriffe eine etwas ausgedehntere Mißstimmung, und so tauchen ab und an immer wieder Vorschläge auf, den „Herrn Kritikern" das Handwerk zu erschweren oder ihnen wenigstens aufmerksamer auf die Finger zu sehen. Neuerdings hörte man von einem Versuch, in Holland eine Prüfung für Musikkritiker einzurichten, und ein angesehener Musikschriftsteller,

Digitized by Google

Dr. L. Kamienski, machte kürzlich für Deutschland dem jungen „Verband deutscher Musikkritiker“ denselben Vorschlag; sogar die „Beteiligung des Staates“ ist diesem neuesten Apostel des Examens erwünscht. Er denkt an die Einrichtung besonderer „Lehrgänge für Musikkritik“, welche den zukünftigen Standesgenossen „gerade mit dem Komplex von Fächern vertraut“ machen sollen, den er „am meisten braucht“. Er ist allerdings vorsichtig genug, über diesen Komplex sehr wenig zu verraten; nur der „Lehrgang in der Komposition als Hauptfach“ wird von ihm vorgezogen. Ich habe oben eine Reihe von Fächern zusammengestellt, die der Musikkritiker „braucht“; dabei ist mit Absicht noch manches sehr Wichtige weggelassen; trotzdem ließe sich schon ein gutes Schock „Komplexe“ von je fünf bis sechs Fächern daraus bilden. Und jeder würde die Ansicht irgendeines Sachverständigen für sich haben. Und blieben schließlich nur zehn solche Komplexe übrig, so würde man über diese in Musikerkreisen noch einige Jahrhunderte weiterstreiten, ehe einer sich durchsetzte. Es liegt mir nichts an Spott, aber solche Vorschläge sind nach meinem Dafürhalten utopisch und schlimmer als das.

Felix Dräseke, der wohl einen ziemlichen Komplex von Fachkenntnissen in sich vereinigte, lehnte die „moderne“ Musik nahezu vollständig ab — seine Gegner aber hatten nicht minder erweisliche Kenntnisse als er. Damit will ich nicht die alte Tatsache bezeichnen, daß zwei Musiker mindestens zwei Ansichten haben, sondern die andre, daß jene Kenntnisse und überhaupt Kenntnisse irgendwelcher Umgrenzung allein niemals zur Musikkritik wie zu *keiner* Kritik befähigen. Kein Redakteur hätte Dräseke angestellt, wohl keiner hätte ihn anstellen können; aber ein Mann, der jenem Tonkünstler an Bedeutung und Kunstsinn in keiner Weise das Wasser reichte, nicht einmal an Vorbildung und Kenntnissen, konnte ihm *leicht* den Rang ablaufen, wo es tägliche Kritik galt; und dieser fingierte Tatbestand enthielte *keinen* Vorwurf für den Leiter einer Zeitung, welcher einen Unbekannten gern, einen Dräseke nicht anstellte! Aus vielen Gründen wird stets der, welcher besser „schreiben“ kann, eine regere Teilnahme für allerlei Musikalia zeigt, sich den Bedürfnissen des Publikums, der Redaktion, der praktischen Arbeit besser einzufügen weiß, mindestens *einen* großen Vorzug haben. Ich rede nicht der Leichtfertigkeit das Wort, im Gegenteil; aber es gibt Dinge, die sich nicht unter Kuratel stellen lassen, diese Tatsache muß berücksichtigt werden. Und wohin kann, wohin wird die von „kompetenten, angesehenen Fachleuten abzunehmende Kritikerprüfung“ führen? Wie wäre damit der Begünstigung, der Cliquenwirtschaft, der Beckmesserei Tür und Tor geöffnet! Gewiß wollen Herren wie Kamienski und seine Freunde dergleichen nicht, auch der Verdacht dieser Art wäre schon ungeheuerlich, aber eine einmal geschaffene Einrichtung haben sie nicht für immer in der Hand. Ich persönlich würde es für eine Ehrensache der Musikkritiker halten, sich einer solchen willkürlichen Prozedur *nicht* zu unterwerfen, und würde als Schriftleiter meinen Musikreferenten bitten, es nicht zu tun. Käme es erst einmal dahin, daß die Geprüften sich als solche kenntlich machten — und das würde nicht ausbleiben —, so wären Mißtrauen und persönliche Angriffe

Digitized by Google

gegenüber den andern bald an der Tagesordnung. Und angenommen, daß Prüfungfächer festgesetzt werden, die einem Kritiker gar nicht wichtig erscheinen, andre vernachlässigt werden, die er für ausschlaggebend hält, soll ein solcher auch durch das Joch gehen? Soll er bekennen: ich halte das zwar für überflüssig, aber ich kann ohne das nicht „konkurrieren"?* Wer auf freie Äußerung der Meinung, auf Selbständigkeit und Gewissenhaftigkeit hält, könnte dies nicht. Sezessionen und Kriegzüge wären die Folge, Wissenschafter und Praktiker, geschichtlich Gebildete und Bekenner zur Gegenwart, Theaterkundige und Instrumentkundige ständen sich gegenüber, Gruppen jeder Art und jedes Ziels.

Daß Dr. Kamienski auch „in moralischer Hinsicht" die Kritiker „überwacht" sehen möchte, habe ich mit aufrichtigem Erstaunen gelesen. Dreifach gälte es dann, den Einfluß einer solchen moralischen Wachgesellschaft von vornherein lahmzulegen, wenn jener Vorschlag zur Tat würde. Doch wird man allerdings erst abzuwarten haben, welche Moral und welche Kompetenz, welche Stellungnahmen und in welchen Fragen denn gemeint ist.

Der Kritiker erweist seinen Beruf durch die Tat. Letztlich und endlich kann nur gelten, daß der berufen ist, der gute Musikkritiken schreiben kann, möge seine Vorbildung sein welche sie wolle. Daß ein „moralisch" einwandfreier Mann angestellt werde, dafür hat zu sorgen, wer ihn anstellt, nicht eine dritte Instanz. Wenn sich jemand schlimme „Blößen" gibt, so mögen Fachleute es ihm beweisen, und ein „Bund der Guten" möge notfalls öffentlich gegen ihn geschlossen auftreten; genießt der Bund wohlerworbenes Vertrauen, so wird er damit nicht ohne Wirkung bleiben, sofern er Splitterrichterei meidet, Verständnis für die soziale Lage auch des bösen Kollegen zeigt und individuelle Standorte gelten läßt. Wohl, es gibt schlimme Zustände und Vorgänge in der Musikkritik, aber nicht durch jenes Mittel sind sie zu bessern.** Will man etwas Praktisches tun, so wirke man auf den Abschluß vernünftiger Anstellungverträge hin, durch welche der angestellte Kritiker nicht gezwungen wird, über etwas zu urteilen, was er nicht versteht; was man selbst versteht, muß man freilich wissen; die Entscheidung darüber kann aber eben nur der Kritiker selbst fällen; es gibt Gegenstände der Kritik, deren sämtliche Seiten mancher berühmte Kritiker nicht übersieht; aber auch solche, deren wichtigste jemand richtig beurteilt, der manches „Fachmäßige" vernachlässigt. Für die Tagespresse schiene mir am wichtigsten, daß die Kritik an den Ausübenden so weit wie irgend möglich zurückgedrängt würde. Es ist eigentlich für Publikum, Kritiker und für die Kunst gleichgültig, ob Herr F. oder Fräulein G. so oder so gesungen oder gespielt haben; vielfach würdigt es den Kritiker geradezu herab, sich immer wieder mit

* Kamienski schlägt ganz offenherzig vor, „dahin zu wirken, daß ausschließlich geprüfte und »patentierte« Kritiker zum öffentlichen Musikrichteramte gelangten". Meines Erachtens würde das das Ende einer beachtenswerten Kritik hier wie auf allen andern Gebieten bedeuten.

** Es verlautet inzwischen, daß der betreffende Verband die Einrichtung der Kritiker-Prüfung abgelehnt hat.

Digitized by Google

diesen Nichtigkeiten beschäftigen zu müssen. Und die Zeitung erwürbe sich ein Verdienst, der Kritiker eine Krone, der grundsätzlich erklärte, nur nach eignem Ermessen und dann über Persönliches schreiben zu wollen, wenn damit eine Förderung des Kunstverständnisses verbunden ist. Darin liegt überhaupt ein Ziel, das heute so oft verkannt wird, daß es fast verloren scheint. Die Kritik dient bewußt oder unbewußt in zahllosen Fällen der Sensation und dem Geschäft, dient auch wohl sich selbst — „Kritik um der Kritik willen“ — aber sie dient allzuselten der Kunst. Im Ganzen könnten wir die Hälfte der heutigen Kritik ohne Schaden entbehren. Sorgfältige Analysen, Einstellungen auf die Werke auch schon vor der Aufführung, eine Tätigkeit für das Publikum, nicht allein vor dem Publikum — da eröffnen sich hunderte von Zielen für die Reform der Musikkritik; ein Musikkritikerverband, der durch Beispiel, durch reformatorische Schriften, durch grundsätzliche Selbstverpflichtung, Erstellung von Musterverträgen dahin wirkte, schiene mir reiche und segensreiche Wirkung zu versprechen. Aber mit der Errichtung eines Examenjoches schwächt man die Kräfte, die man stärken möchte. Franz Gürtler

Über den Begriff des Malerischen*

Alle Perioden der abendländischen Kunst haben bisher im Malerischen geendigt. Die antike Klassik ist malerisch geworden. Die gotische Architektur hat in der Spätgotik die Wendung ins Malerische genommen. Wenn man Dürer und Rembrandt, Michelangelo und Bernini vergleicht, so sagt man auch da: die Kunst hat sich ins Malerische abgewandelt. Ja, im einzelnen Künstlerleben stößt man auf denselben Begriff: es scheint uns natürlich, daß nicht nur Rubens und Rembrandt einen besonderen malerischen Spätstil haben, sondern daß auch Cinquecentisten wie Raffael oder Tizian sich mit zunehmendem Alter einer (relativ) malerischen Anschauung überließen.

Sieht man genauer zu, so legt sich der eine Begriff des Malerischen allerdings in einen ganzen Büschel von Begriffen auseinander. Es ist kaum möglich, den ganzen Inhalt der Entwicklung auf eine einzige Formel zu bringen. Was sich aber im spezifischen Sinne als malerisch bezeichnen läßt, das möchte ich hier zunächst zu skizzieren versuchen.

I

Man wird dieses Spezifische am sichersten fassen, wenn man von dem Gegenbegriff des Linearen ausgeht. Nicht alles, was mit Linien gemacht ist, ist dem Stil nach linear. Es gibt reine Strichzeichnungen, die doch vollkommen malerisch wirken und umgekehrt sind gewisse Gemälde, auch wenn man in Wirklichkeit keine Linien

* Dieser Aufsatz ist zuerst in der „internationalen Zeitschrift für Philosophie der Kultur“ „Logos“ erschienen, die im Verlage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen erscheint. So vortrefflich diese Zeitschrift ist, sie hat natürlich nur einen beschränkten Leserkreis, uns schien es aber, daß dieser Aufsatz verdiene, von vielen gekannt zu werden. Beantwortet er doch die Frage „Was bezeichnen wir als malerisch?“ auch sehr gemeinverständlich. K.-L.

Digitized by Google

darin sieht, doch nicht anders denn als linear zu bezeichnen. Das Entscheidende ist, wie weit die Form auf bestimmte Grenzen hin gesehen und wie weit diese Grenzen als das Wesentliche für das Auge zur Geltung gebracht sind. Nicht daß überhaupt Linien da sind, bedingt den Charakter des Linearen, sondern daß diese Linien Grenzlinien sind, in denen die Form sich ausspricht und die das Auge als gleichmäßig und sicher führende Blickbahn benutzen kann. Niemand wird die Linie als etwas für sich auffassen, als einen schwarzen Faden; auch in einer reinen Umrißzeichnung gibt sie eben nur den Rand an, den die Phantasie willig mit Masse ausfüllt, aber es ist die Eigentümlichkeit linearer Darstellung, daß der Akzent auf der Silhouette liegt. Und auch Binnenformen haben ihre Silhouette.

Die modellierenden Elemente von Licht und Schatten sind noch kein Widerspruch zum linearen Stil. Sie können in starken Dosen vorkommen, ohne den Charakter des Linearen zu alterieren, sobald sie nur innerhalb fester und leicht faßbarer Grenzen sich halten. Der malerische Stil beginnt erst da, wo die Randlinien für die Aufmerksamkeit zurücktreten und die Massen von Hell und Dunkel, die „Töne", ohne Rücksicht auf ihre genauere Begrenzung, den Blick zunächst anziehen. Das Auge läuft dann nicht mehr dem Rand entlang, sondern springt von Licht zu Licht, von Dunkelheit zu Dunkelheit. Es bindet Ton mit Ton. Je weniger dem Beschauer die Möglichkeit gegeben ist, Konturen abzulesen, um so stärker wird das Element dieser Massen sprechen. Darum liegt es durchaus im Interesse des malerischen Stils, alle Begrenzung unscheinbar zu machen oder als zufällig erscheinen zu lassen. Was eine Zeichnung Dürers von einer Zeichnung Rembrandts prinzipiell unterscheidet, ist nicht das Mehr oder Weniger an Licht und Schatten, sondern daß die Massen dort mit betontem Rand auftreten und hier mit unbetontem. Die Grade des „Unbetonten" sind natürlich zahllos. Man braucht die Form nicht auszufransen, um die Silhouette zu vernichten, sie ist schon entwertet, wenn sie keinen Ausdruck mehr enthält oder durch komplizierte Bildung dem Auge schwer faßbar ist. Auch der entschiedene malerische Stil wird nur selten auf jede feste Grenzsetzung verzichten, aber wenn Ränder sichtbar werden, so geschieht es eben nur sporadisch und ungleich, bald mehr oder weniger deutlich, ohne die Erklärung einer Gesamtform zu vermitteln. Eine malerische Silhouette deckt sich nicht mit der „Sache". — Immer kommt es auf Verhältniswerte an und man kann unmöglich in der Kunstgeschichte den Finger auf den Punkt legen, wo das Lineare aufhört und das Malerische einsetzt.

Wo der Rand als Wesentliches spricht, da trennt sich Form von Form; die Flächen des malerischen Stils mit unbetonter Grenze verbinden sich untereinander. Helligkeiten und Dunkelheiten schießen zusammen, und es entsteht ein eigentümlicher Bewegungseindruck, dem Wogen eines Stromes vergleichbar, wie ihn die lineare Kunst nicht kennt. Höhen und Tiefen, Helles und Dunkles, — sie scheinen demselben Element anzugehören. Eine nackte Venus auf schwarzem Grund von einem Lukas Cranach hebt sich ganz gesondert von der Tiefe ab, wenn Rembrandt etwas Derartiges malt, so scheint das Licht mit dem Dunkel verflochten zu sein und aus dem Dunkel sich gleichsam

Digitized by Google

erst herauszuentwickeln. Daß man die formauflösenden Erscheinungen der Dämmerung und des Nebels im ausgezeichneten Sinne als malerisch empfindet, geht eben darauf zurück, daß sie ein isolierendes Auffassen der Teile unmöglich machen und jene Bindung der Formen mit dem Raum notwendig herbeiführen, die den Ausdruck einer Gesamtbewegung in sich schließt.

Allein schon im Bereich der greifbaren Form waltet der Unterschied eines linearen Nebeneinanders und eines malerischen Ineinanders der Teile. Eine Draperie, ein Kostüm malerisch sehen heißt: Form in Form sich verlieren lassen, statt die einzelnen Falten, jede für sich, für das Auge des Beschauers herauszuholen.

Und so kann es auch eine malerische Plastik geben. Licht und Schatten allein machen den Bernini noch nicht malerisch, aber daß die Lichter freigeworden, über die „unbegrenzten" Flächen hinzüngeln wie Flammen und mit den Schatten, in denen die Form manchmal völlig verloren geht, sich mischen zu einem Schauspiel unendlicher Bewegung, das ist es, was ihn von einem Michelangelo unterscheidet.

Auch hier freilich ist mit scharfen Trennungen und absoluten Urteilen nichts zu machen: Rembrandt ist malerisch mit seinen Lichtführungen, aber für Correggio mit seinem Ineinander der plastischen Teile ist der Begriff auch schon unentbehrlich. Und wie lang ist der Weg noch von Rembrandt bis zu Carrière oder Signac!

Beiläufig: Die Farbe hat an sich mit dem Malerischen nichts zu tun. Sie kann aber ebenso wie die Form malerisch behandelt sein, je nachdem ihr der Charakter der Bewegung, des Werdens und Sich-Wandelns aus einheitlichem (tonigen) Grunde mitgeteilt oder versagt ist. Ein noch so harmonisches Nebeneinander farbiger Elemente ergibt keinen malerischen Eindruck.

II

Die malerische Malerei gibt den Schein der Dinge, nicht das Sein; die Dinge, wie sie uns, beständig wechselnd, *erscheinen*, nicht wie wir wissen, daß sie *sind*. Es kann geschehen, daß dieser malerische Schein das Gegenständliche vollkommen verschlingt: Monet hat schließlich nur noch farbigen Lichtstaub gemalt. Und wenn das ein extremer Fall ist, so bleibt doch so viel wahr, daß für das malerische Auge von Anfang an die malerische „Erscheinung" sich als etwas Eigenes von der „Sache" scheidet. (Die Maler blinzeln, um die dingliche Deutlichkeit herabzusetzen.) Man macht sich das Verhältnis klar, wenn man sich erinnert, wie Holbein und wie Velasquez Kostüm und Schmuck behandelt haben. Bei Holbein deckt sich Sache und Zeichnung vollkommen, er gibt z. B. Stickereien mit nicht zu steigernder Deutlichkeit und objektiver Bestimmtheit, Velasquez hält sich nur an den Eindruck. Er weiß, daß die Dinge für das Auge sich in etwas ganz anderes umsetzen können, als was sie ihrer Natur nach sind. Den Kostümen, die er bei seinen kleinen Prinzessinnen zu malen hatte, hat es an linearer Präzision nicht gefehlt: es gab da geometrische Muster, Zickzackbordüren, ein hartes Absetzen der einzelnen Teile der Kleider, aber in seine Darstellung ist nur ein allgemeiner Schimmer übergegangen, der zwar vollkommen sachlich-deutlich wirkt, in dem aber die

Digitized by Google

gegebenen Linien- und Formmotive nur wie eine zweite Stimme da und dort vernehmbar werden.

Die vollkommene Entfremdung von der Sache erreicht die Darstellung natürlich da, wo die Erscheinung des Bewegten festgehalten wird. Das bekannte Beispiel ist das rollende Rad, dessen Speichen im Eindruck zu etwas sich wandeln, das mit der objektiven Unterlage schlechterdings nichts mehr zu tun hat.

Bei diesem Impressionistisch-Malerischen kommt es nicht darauf an, daß die objektiven Zeichen, die einzelnen Pinselstriche, in der Anschauung untergehen. Gewiß verlieren sie sich für den Fernanblick und die Illusionskraft des Bildes wird dadurch nur gewinnen, aber es ist gerade ein besonderer Reiz, daß man des Widerspruchs zwischen den aufgewendeten Formeln und dem, was sie vorstellen, gewahr wird. Bei Zeichnungen ist das Verhältnis ganz offenkundig. Und zwischen Zeichnungen und Malereien besteht hierin kein genereller Unterschied.

Und umgekehrt darf man das Bewußtsein vom Gegenstand auch da nicht fallen lassen, wo die Darstellung die äußersten Grenzen von Unbestimmtheit berührt. Monets „Lichtstaub" als bloße Tapete gedacht, ohne gegenständliche Bedeutung, verlöre den wesentlichsten Teil des Reizes, der eben darin besteht, daß man die uns bekannten Formen der Dinge in der unerhörten Metamorphose immer noch durchfühlt. Und wenn eine Whistlersche Radierung mit ein paar ganz isolierten Punkten und Flecken einen Blick auf Venedig gibt, so gehört zum Genuß des malerischen Reizes, daß die „Sache" für den Betrachter eben immer noch durchschlägt. Als bloße dekorative Punkte auf dem Papier würde die Komposition zwar stets einen angenehmen Rhythmus besitzen, man würde das aber nicht malerisch nennen.

III

Wo immer ein malerischer Geschmack sich herausbildet, da entfremdet sich die Linie und Licht und Schatten ihrer formerklärenden Bedeutung. Sie treten zu einer neuen Einheit zusammen, die die Form „überwuchert" und ein Bewegungsschauspiel für sich darstellt. Die einzelnen Figuren der Rembrandtschen Nachtwache bilden nicht die einzelnen Wellen der Bewegung, diese Bewegung ist nicht vom Gegenständlichen getragen. Und auch in Bildern, wo das Objekt stärker betont ist, bleibt das Wesentliche der malerischen Erscheinung doch immer der unkörperliche Zusammenhang des Lichts und der vom Einzelding abgelösten Farbe.

Unter diesen Gesichtspunkt möchte ich auch die Motive stellen, die man als die Motive der malerischen Konfiguration kennt: malerische Überschneidungen, malerische Verkürzungen, malerisch-freie Gruppierungen usw. Sie gravitieren alle mehr oder weniger nach dem Eindruck des Bewegten, daß aber die verkürzte Ansicht eines Gebäudes an sich malerischer wirkt als die unverkürzte, möchte mit dem Bewegungscharakter dieser Ansicht nicht genügend erklärt sein: wichtiger erscheint mir die Entfremdung der (perspektivisch verkürzten) Linie von der Sache. Es entsteht eine Figur, die mit der eigentlichen Form des Gegenstandes keine oder nur noch geringe Verwandtschaft hat. Die Linienerscheinung löst sich bis zu einem gewissen Grade von ihrer sachlich bedingenden Grundlage ab und wird zum freien Spiel.

Digitized by Google

Die Ansicht einer zweitürmigen Kirche, wo der eine Turm perspektivisch klein hinter den anderen zurücktritt, wird immer einen gewissen malerischen Reiz haben, während das geometrische Bild einer Kirche mit ungleichhohen Türmen diesen Reiz gar nicht besitzt.

Alles liegt in der Ansicht. Daß für gewisse Standpunkte die Massen eines Gebäudekomplexes sich lebhaft verschieben, daß eine mächtig bewegte Silhouette sich bildet, daß die bekannte Form durch Überschneidung zu einer neuen wird, das bedingt den malerischen Charakter, und je nachdem eine Architektur leicht solche Bilder liefert, oder nur karg und mühsam, wird man sie mehr oder weniger malerisch nennen.

IV

Die alte Frage der Ästhetiker, warum Ruinen besonders malerisch seien, beantwortet sich ganz wörtlich nach unserer Definition: weil hier die Linien als Grenzlinien entwertet sind, weil die einzelne Wand, das einzelne Fenster sich nicht mehr als selbständige architektonische Form behaupten kann, sondern in der Gesamtbewegung der Massen untergeht, und weil die zufälligen Schattenhöhlen und Lichter gewöhnlich ein Schauspiel von großem Bewegungsreichtum erzeugen. Insofern ist es wahr, daß Ruinen für malerische Schönheit prädisponiert sind. Immerhin besitzt die lebendige Architektur Mittel genug, um auch ohne Zerbröckelung der Mauer die höchsten Grade malerischen Reizes zu verwirklichen.

Man spricht von malerischer Architektur im besonderen Sinne da, wo, nicht allein mit Mitteln des Lichtes, ein Eindruck erzeugt ist, der über die architektonische Bedeutung der Form hinausgeht. Das ist leicht mißzuverstehen. Alle Architektur ist mehr als bloßer Stein und täuscht ein Leben vor, das nur für die Phantasie existiert. Allein auch in einer gotischen Kathedrale des klassischen Stils, wo es strömt von Bewegung, ist eben doch der architektonische Körper das Wichtige und nicht das „Bild“. Die faßbaren Werte konstituieren den Formenorganismus, der alles Wesentliche enthält. Ebenso ist ein Bau der klassischen Renaissance ein Gebilde, das man auch „mit verbundenen Augen“ genießen könnte. Es stellt eine Körperlichkeit dar, die ihre Bedeutung in den bestimmten greifbaren Formen und kubischen Abmessungen besitzt, und daran ändert nichts, daß den Formen ein ideales Leben auch hier zugewiesen ist, daß die Säulen emporgehn, die Kuppel sich wölbt usw.

Die malerischen Zonen der Architektur rechnen dagegen von vornherein auch mit Effekten, die nur mit den Augen aufgenommen werden können und nicht mehr mit dem vorhin supponierten Tastsinn. Dazu gehören nicht nur Lichteinfälle, wo aus dem Wechsel von Hell und Dunkel ein selbständiges Thema gemacht ist: jede Überschneidung und jeder Durchblick ist in diesem Sinne etwas Rein-Optisches, weil hier eben — um bei dem letzteren Beispiel zu bleiben — das Bild der sich folgenden Räume mit den rahmenden Kulissen das Motiv abgibt und nicht die Räume an sich nach ihrer architektonischen Qualität. Schon auf einer bloßen Fassadenwand kann der Gegensatz sich offenbaren. Eine solche Wand muß dann als malerisch bezeichnet werden, wenn die einzelnen Formglieder mit ihren Lichtern und Schatten zu

Digitized by Google

einer das Ganze überschauernden Bewegung sich zusammenfinden. Es kann die mächtig rauschende Bewegung römischer Barockfassaden sein oder ein ganz sanftes Rieseln, immer hängt der malerische Eindruck davon ab, wie weit die Teile über ihren architektonischen Sinn hinaus zu einer — rein optischen — Illusion sich hergeben. Die strenge Renaissancefassade in der Art der Cancelleria oder der Villa Farnesina in Rom tut das unter keinen Umständen: man sieht immer nur die einzelnen Pilaster und die von ihnen eingerahmten Wandfelder. Je mehr aber der Reichtum sich steigert (Vervielfachung der Linien!), um so schwerer wird es den Formen ihre Wirkung als Einzelglieder zu behaupten, und es kommt der Moment, wo das Auge kapituliert und nur noch den Gesamtschwall sieht. Das ist dann der entschiedene Sieg des Malerischen. Eine Rokokodekoration, wie die des Residenztheaters in München, ist grundsätzlich nicht mehr darauf berechnet, im einzelnen gesehen zu werden. Die künstlerische Absicht geht in erster Linie auf den faszinierenden Rhythmus einer flimmernden Gesamtbewegung.

Die Geschichte des malerischen Stils läßt sich nicht als eine bloße Angelegenheit des imitativen Verhaltens zur Natur behandeln. Jede Anschauungsform, die lineare und die malerische, hat eine erkenntnismäßige und eine „dekorative" Seite: mit jeder neuen Optik ist auch ein neues Schönheitsideal verbunden.

Die Kunst der vollkommenen Proportionen, wie sie die italienische Renaissance zu verwirklichen suchte, war auf einen Stil der Linie angewiesen. Wo man mißt, da müssen klare Formgrenzen vorhanden sein, gleichgültig, ob der menschliche Körper in Frage steht oder ein Gebilde der Architektur. Für den Geschmack einer malerisch gestimmten Zeit tritt das Interesse für den Bau der Gestalt zurück hinter dem Interesse für ihre Erscheinung. Es handelt sich jetzt nicht mehr um klare Linien und Flächen, um plastische Einzelwerte, in denen die Schönheit sich verkörpert, sondern um ein Bewegtes, Werdendes, Sichwandelndes. Es gibt jetzt auch eine Schönheit des Unkörperlichen.

Wir stoßen hier auf die Zusammenhänge zwischen Schönheit und Weltanschauung, und für die Geschichtsphilosophie tut sich die Frage auf, wie weit das bestimmte dekorative Gefühl einer Zeit die Erkenntnis bedingt und wie weit es von dem Inhalt der Erkenntnis bedingt wird. Nicht alles ist zu allen Zeiten möglich in den Künsten der Anschauung. Nicht alle Gedanken können zu allen Zeiten gedacht werden.

Heinrich Wölfflin

Zur Justizreform

I

Die wachsende Teilnahme der Allgemeinheit an der bevorstehenden Umgestaltung unsres Justizwesens äußert sich darin, daß jetzt auch Zeitschriften wie der Kunstwart diesem Probleme ihre Spalten öffnen. Das ist an sich erfreulich und wohlbegründet und muß auf die Dauer dahin führen, daß das vielbeklagte mangelhafte Verständnis unsrer Rechtseinrichtungen behoben wird, mag es sich schon im Anfange besonders unangenehm fühlbar machen.

Digitized by Google

Justitia fundamentum regnorum — wir Juristen sind uns der vollen Wichtigkeit unsrer Aufgaben nicht immer bewußt. Ist die Wehrkraft der Arm des Volkskörpers, so vergleicht sich die Rechtspflege mit dem Fuße, dessen Standfestigkeit und Tragfähigkeit für gute Funktion der andern Glieder und Organe eine der unerläßlichen Vorbedingungen bildet. Die Biologie zeigt uns, wie erst der eigentümliche Bau des Menschenfußes, indem er vermöge der aufrechten Körperhaltung die Hand entlastet und die Gehirnkapsel im Schwerpunkte unterstützt, die menschliche Entwickelung beider ermöglicht hat. So beginnt die Kultur eines Volkes mit den ersten Anfängen der Rechtsordnung und folgt in Fortschritt und Rückgang ihren Schwankungen.

2

Der deutsche Volkskörper von heute fühlt empfindliche Schmerzen in diesem Fuße, ohne doch recht zu wissen, wo der Schuh drückt. Daher das wechselnde Ziel der stürmischen Klagen; sie richten sich oft gegen die mangelhaften Gesetze, vor wenigen Jahren gegen den „weltfremden" Richter, seit kurzem mit besonderer Vorliebe gegen den Anwaltstand. Modemeinungen haben das Gute, daß sie sich ebenso rasch von selbst erschöpfen, wie sie unversehens aufgetreten sind. Am wenigsten sind sie durch Selbstverteidigung des angegriffenen Teils zu heilen; ich bin deshalb schon durch meinen Beruf als Rechtsanwalt verhindert, auf die Ausführungen Nordhausens im zweiten Januarheft des Kunstwarts näher einzugehen. Wenn Nordhausen meint, die Anwaltschaft setze sich gegen Mißstände in den eigenen Reihen nicht genügend zur Wehre, so sei ein Hinweis auf das Januarheft der „Juristischen Wochenschrift" gestattet. Da fordert der Berliner Rechtsanwalt Justizrat Dr. Hugo Neumann, der diese Zeitschrift im Auftrage des Deutschen Anwaltvereins herausgibt, „eine strenge Disziplin, die als Korrelat der offenen Tür am Eingange der Rechtsanwaltschaft die Tür am Ausgange öffnet für diejenigen, die den notwendigen Anforderungen des Standes in Ansehung seiner Würde und Ehrenhaftigkeit nicht nachleben". Er fährt fort: „Allerdings, solche Forderungen sind leichter erhoben als durchgeführt. Der Vorstand der Berliner Anwaltskammer hat Grundsätze für die Beziehungen der Rechtsanwälte zur Presse aufgestellt, in denen es heißt: »Um den Verdacht unlautern Werbens um Praxis zu vermeiden, muß der Anwalt jede Tätigkeit zur Herbeiführung von Berichten über die von ihm bearbeiteten Rechtsangelegenheiten in der Tagespresse unterlassen, es sei denn, daß der Bericht im Interesse des Auftraggebers oder im öffentlichen Interesse liegt. Der Anwalt darf deshalb regelmäßig weder der Presse und ihren Mitarbeitern, insbesondere den Berichterstattern, Mitteilungen machen, noch die Nennung seines Namens in den Berichten dulden, noch für Beteiligung von Berichterstattern der Presse an den öffentlichen Verhandlungen wirken. Der Anwalt darf auch nicht dulden, daß seine Bureauangestellten oder andere Personen den hinsichtlich der Presse für ihn selbst geltenden Grundsätzen zuwiderhandeln.« Die energische und konsequente Anwendung dieser Grundsätze hat sich zwar in unsrer ehrengerichtlichen Rechtsprechung leider noch nicht durchgesetzt, aber die Forderung wird so oft und kräftig wiederholt werden, bis ihr voll genügt sein wird."

Digitized by Google

Soweit Justizrat Neumann. Hinzuzufügen ist, daß der Anwaltstand sich einer reinen Standesgerichtsbarkeit bisher nicht erfreut. Die Berufungsinstanz besteht vorwiegend aus Richtern und ist, wie oft geklagt wird, geneigt, die verhängten Strafen zu mildern. Insbesondere entschließt sie sich zur gänzlichen Ausscheidung des Sünders aus dem Anwaltstande weniger leicht als die eigene Kollegenschaft.

3

Nordhausen seinerseits legt das Hauptgewicht auf seine These, daß das Heil der Rechtsprechung in Erweiterung der richterlichen Machtbefugnis und Beseitigung der gegenwärtigen Stellung des Anwaltstandes zu suchen sei. Im Parteibetriebe erblickte er den Sitz aller Übel. Mit dieser Anschauung steht er ja nicht allein, und sie beschränkt sich auch nicht auf das Gebiet der Rechtspflege. Es ist die Anschauung, die in der Partei weiter nichts sieht, als eine einseitig befangene Interessenvertretung, die für die Ermittelung der Wahrheit und die Rechtsfindung ebenso wie für ein gesundes Staats- und Volksleben nur von Nachteil sein könne. Daß weder die Rechtsprechung noch die Politik einseitig sein darf, leugne ich durchaus nicht. Wenn ich gleichwohl politischer Parteimann und berufsmäßiger Parteivertreter bin, so geht daraus hervor, daß ich von der Bedeutung und dem Werte des Parteiwesens eine bessere Meinung habe. Andernfalls müßte ich annehmen, daß die ganze Entwicklung unsrer inneren Politik wie unsrer Prozeßordnung seit hundert Jahren uns in die Irre geführt habe und daß wir nichts Besseres tun könnten, als zu den seither überwundenen Zuständen zurückzukehren. Denn das Gerichtsverfahren, wie es Nordhausen und andere erstreben, ist ja nichts Neues, sondern in Deutschland erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die jetzt bekämpften Einrichtungen teilweise verdrängt worden.

Den richtigen Ausgangspunkt werden wir finden, wenn wir uns fragen, was denn unsre Großväter sich dabei gedacht haben, als sie verbrannten, was heute wieder angebetet wird, und damit ihrerseits einen großen Fortschritt zu machen überzeugt waren. Lassen wir einem berufenen Vertreter jener Generation das Wort. Es ist ja schließlich dieselbe Generation, der wir die deutsche Einheit und manches andere verdanken.

4

Dr. Julius Wilhelm Planck, ordentlicher Professor der Rechte zu Kiel, schreibt in seiner „Systematischen Darstellung des deutschen Strafverfahrens seit 1848“, erschienen 1857, folgendes:

S. 147: „Damit ... das Strafgericht seine ... Aufgabe lösen könne, ist notwendig, daß es in den Besitz des tatsächlichen Stoffs gesetzt werde. ... Das ist der Zweck des Strafverfahrens. Dasselbe kann nach einer doppelten Grundansicht organisiert sein.

Nach der einen Auffassung wird dem Strafgericht der Stoff *vorgelegt*, es nimmt an dessen Sammlung keinen tätigen Anteil; es beschränkt sich auf die Beurteilung des vorgelegten Stoffs, auf die Entscheidung des Streits zwischen denjenigen Personen, welche bei der Erforschung beteiligt sind.

Nach der zweiten sammelt es den zur Erkenntnis ... tauglichen Stoff selbst.

Digitized by Google

Die erste Auffassung fordert notwendig das Auftreten anderer Personen, welche die Entscheidung des Gerichts über den von ihnen vorgelegten Stoff anrufen, und da sie ein entgegengesetztes Interesse verfolgen als streitende Teile, als Parteien sich darstellen. Ihre Tätigkeit im Verfahren bedarf ... der gesetzlichen Ordnung, welche ausgehend von dem leitenden Gedanken der Gleichheit der Parteienrechte die beiderseitigen Befugnisse und Pflichten, die Form, Reihenfolge und Wirkung der Parteihandlungen feststellt. Das Strafverfahren erhält dadurch die Form eines Rechtsstreits.

Der zweiten Auffassung dagegen ist das Auftreten anderer Personen etwas Zufälliges, welches nur als Unterstützung der gerichtlichen Tätigkeit in Betracht kommen kann. Parteien kennt sie nicht... Das ganze Verfahren ... trägt die Form einer Untersuchung ... daher: Untersuchungs(Inquisitions)maxime oder -prinzip."

S. 152: „Die zweite Auffassung führt ... zu dem reinen Untersuchungsprozeß, in welchem die Stoffsammlung ausschließlich der Tätigkeit des zum Aburteilen berufenen Gerichts anheimfällt. Anfang, Fortgang, Richtung und Schluß des Verfahrens muß daher lediglich dem richterlichen Ermessen anheimgestellt bleiben, eine maßgebende Einwirkung dritter Personen findet nicht statt. Der Angeschuldigte selbst kommt nur in Betracht als die Quelle eines näheren Aufschlusses über die zweifelhaften Tatsachen, nicht anders, wie jeder Dritte, der als Zeuge oder Sachverständiger erhebliche Mitteilungen zu machen imstande ist. Deshalb wird an ihn dieselbe Forderung der Wahrheit gestellt, wie an diese.... Diese Prozeßform ist mit einer strengen durch das Gesetz im Voraus festgestellten Anordnung unverträglich. Sie wird immer geneigt sein, selbst die wenigen Schranken, die das Gesetz dem freien Ermessen des Richters in der Sammlung und Benutzung des Stoffs entgegengestellt hat, zu durchbrechen und als leitenden Gedanken nur die nach den Umständen des einzelnen Falles abgemessene Zweckmäßigkeit erkennen... Allerdings sammelt sie den Stoff unparteiisch sowohl im Interesse der Schuld als der Unschuld, und durch Nachlässigkeit einer Partei kann daher kein Mangel in dem gesammelten Stoff herbeigeführt werden. Allein gegen die Befangenheit des etwa voreingenommenen Untersuchungsgerichts selbst hat sie in sich keine Schutzwehr. Der Befangenheit aber, welche durch die vorausgegangene Stoffsammlung für die Aburteilung hervorgerufen werden möchte, kann sie nur unvollkommen durch die ihrem eigentlichen Wesen widersprechende Einrichtung vorbeugen, daß für beide Geschäfte verschiedene Gerichtspersonen verwendet werden. Es ist daher ein Irrtum, zu behaupten, daß nur das Untersuchungsprinzip die materielle Wahrheit ans Licht fördere. Es ist nicht minder ein Irrtum, zu behaupten, daß die von der neueren Wissenschaft erkannte Natur des Verbrechens das Untersuchungsprinzip fordere. Sie fordert nur eine solche tätige Teilnahme des Staates an der Stoffsammlung, wodurch der nachteiligen Wirkung von Privatpersonen zweckmäßig vorgebeugt wird. Dies wird aber durch das Institut der Staats- und Rechtsanwaltschaft erreicht. Auf solchem Wege ist für die Erreichung materieller Wahrheit, soweit sie menschlichen Kräften überhaupt erreichbar ist, sicherer gesorgt, als durch Ver-

Digitized by Google

mischung von unverträglichen Funktionen in der Stellung des Gerichts."

S. 151: „Diese Prozeßform würde, damit durch sie das Ziel alles Verfahrens vor Gericht: Übereinstimmung des Urteils mit dem wahren Inhalte des bestrittenen Rechtsverhältnisses erreicht werde, eine sehr sorgfältige Durchbildung der Gesetzgebung voraussetzen, darauf berechnet, jeder Partei vollen und gleichen Spielraum in der Wahrnehmung ihrer Gerechtsame zu gewähren. Sie sichert daher vollkommen dem Angeklagten die seiner persönlichen Würde als Staatsbürger zukommende rechtliche Stellung, kraft deren er in seinen durch die Strafe gefährdeten individuellen Rechten dem Staatsganzen ebenbürtig gegenübersteht. Sie bewahrt ferner dem Gerichte die zum Prozeßleiten und Richten unumgänglich erforderliche Unbefangenheit, indem sie dasselbe von der damit für menschliche Kräfte unverträglichen Funktion der eigenen Stoffsammlung entbindet. Dagegen muß sie allerdings die Folgen der Untätigkeit oder fehlerhaften Tätigkeit der Parteien mit unerbittlicher Strenge im voraus gesetzlich feststellen und selbst den mangelhaft vorgelegten Stoff als einzige Grundlage des Urteils anerkennen. Allein den daraus entspringenden Gefahren beugt sie vor durch das Institut der Anwaltschaft, in welchem der Staat jeder Partei einen rechtskundigen Beistand allenfalls wider seinen Willen aufdringt. . ."

S. 49: „Der Beruf des Rechtsanwalts ist der Dienst der Gerechtigkeit. Er wird daher jede Wirksamkeit verschmähen, die sich nur mit Mitteln, deren sich ein rechtschaffener Mann nicht bedient, durchführen läßt. Willkürliche Verdrehungen unbezweifelter Rechtssätze, wie Entstellungen unleugbarer Tatbestände bleiben ihm fremd. Nur solcher Waffen wird er sich bedienen, die im ehrlichen Kampfe gestattet sind. Aber die Form, in welcher er jenen Dienst üben soll, ist eine durchaus einseitige. Eben damit die wahre Gerechtigkeit zur Herrschaft gelange, soll er seine ganze Kraft derjenigen Partei und der Seite des Streits zuwenden, deren Vertretung er übernommen hat. Das nächste Ziel seiner Arbeit ist keineswegs, daß die Wahrheit an den Tag komme, sondern daß der seiner Partei günstige Ausgang des Prozesses herbeigeführt werde. Daher bleibt, was die streitigen Rechtsfragen betrifft, seine eigne, vielleicht irrige, juristische Überzeugung außer Betracht, obgleich er nur solche Gründe gebrauchen wird, die auf einen verständigen Richter Eindruck zu machen imstande sind. Daher ist er nicht verbunden, seine bessere Kenntnis der Tatsachen, die seiner Partei zu Schaden gereichen müßte . . . zu offenbaren, sondern befugt und verpflichtet, bei dem vom Gegner . . . gesammelten tatsächlichen Material stehenzubleiben. Die Gesetze entbinden ihn mit Rücksicht hierauf jeder Pflicht zur Ablegung eines Zeugnisses wider seinen Schützling. . . . Die Erfüllung dieser einseitig gestellten Aufgabe scheint menschlicher Kraft durchaus zugänglich und angemessen, das notwendige Gegengewicht liegt teils in der ähnlichen nur in entgegengesetzter Richtung sich bewegenden Tätigkeit des Staatsanwalts . . . teils . . . in dem unparteiischen Urteil des Richters."

Was in diesen wörtlich wiedergegebenen Stellen für das Strafverfahren gesagt ist, läßt sich auf den Zivilprozeß ohne weiteres übertragen.

Digitized by Google

Der Grundgedanke ist der: gerade damit die Wahrheit an den Tag komme, müssen die Parteien ihre Ziele einseitig verfolgen. Damit der Richter unbefangen und unparteiisch sein und bleiben kann, damit er nicht nötig hat, sich Sorge zu machen, daß eine Partei zu kurz komme, muß ihm die Vertretung der Parteien abgenommen und zugleich den juristisch vollwertig (gleich dem Richter) geschulten Anwälten übertragen werden.

Der Wegfall der Parteianwälte gefährdet die richterliche Unbefangenheit: mit diesem Satze stehen und fallen unsre derzeitigen Einrichtungen. Und ist der Satz richtig, so dient auch die Tätigkeit des Rechtsanwalts nicht trotz, sondern wegen ihrer einseitigen Richtung dem Siege der Wahrheit und Gerechtigkeit. Friedr. Kloeppel

Lose Blätter

Aus Roseggers Schriften

[Was wir im folgenden bieten, ist wie für eine kleine private Roseggerfeier zusammengestellt. Ein kleines Gedicht. Ein Stückchen im steirischen Dialekt, das ganz und gar aufs Vorlesen gebildet ist, und das deshalb an die Zeit der Roseggerschen Vortragsreisen erinnern mag. Dann innerlich Großes aus „Jakob dem Letzten". Schließlich Stücke aus „Heimgärtners Tagebuch", das nun in einen Band zusammengefaßt vorliegt. Die literarisch „unansehnlichen" Stücke darin sind von jeder Mache, jeder Pose frei, sie sind so einfach und natürlich, daß sie allein dadurch in dieser Zeit der Schauspielerei etwas ganz Besonderes sind. Wer dies „Tagebuch" liest, verkehrt mit Rosegger von Auge zu Auge. Alle wichtigeren Roseggerschen Bücher sind bei L. Staackmann in Leipzig erschienen. Ratschläge für Roseggerfeiern enthält das kürzlich erschienene 30. „Dürerblatt".]

Urwaldstimmung

O ruhsamer Wald, wie bist du fein!
Wie bist du in Ewigkeit jung und rein!
Vom blutigen Kreuzweg der Menschensöhne
Entweiht keine Spur deine heilige Schöne.
Wohl heut wie zur Urzeit die Stürme tosen,
Und wühlen im See und brechen den Baum.
Wohl heut wie zur Urzeit blühen die Rosen
Und funkelt der Tau am Blütensaum. —
In dir ist Ruh.
Mein Leib will liegen
In blumiger Wiegen.
Meine Seele kam her aus unendlichen Zeiten,
Und wie der wandernde Vogel den Ast,
So wählt diesen Leib sie zur kurzen Rast,
Ehe weiter sie fliegt in die Ewigkeiten.

Digitized by Google

Die wohri Gschicht von Bärn

„Geh, Toni, geh her a wenk zan uns, luig uns wieder amol wos für!“ „Jo freilih, freilih — woaß ma!“ sogt auf de Red da Toni, „ih geh ins Wirtshaus, daß ih wos trink, und nit daß ih wos luig.“

„Vasteht sih, Toni, vasteht sih,“ sogn die Ondern, de ban Tisch banonda sitzn, „trinkn muaß ma! Däs muaß ma — trinkn. Bring da s! Guck a wenk in mei Krüagl! — Jn meins ah, Toni! Gunn da s! Ausschwoabn (ausschwemmen), die Gurgl, wan ma wos redn will.“

Da viel groasti Sotlagsell, da Toni, tuat sih schöan broat hin af die Bonk, do ruckn s umi, die Ondern, und buffn sih a wenk in d Rippn mitn Elbogn: „Heint gibts wieder an Gspoas, heint!“

„Luign!“ sogt da Toni und wischt sih s Maul oh nochn erstn Trunk — is ah an unnötigs Sochn, s Maulohwischn, wan mas olli Augnblick wieda muaß netzn — „luign!“ sogt er. „Wans ees moants, ih war ländapossirn gonga, daß ih wos z luign hät, selm dabormts ma! Wer ban Ofn dahoam sitzn bleibt, der mog luign. Herentgegn, wer siebnadreißg Manat und fünf Tog in da Fremd is gwest und gor tiaf in Ungarlond untn, der wird doh ah wos Wohrs probirt hobn. Nit?“

„Vasteht sih! Freilih, vasteht sih!“

„Na olssa! Af dos gib ih n a Bußl, in Schnobl von Kruag do.“ Und wiar er drauf wieda seini Leffzn (Lippen) ohwischt mitn Elbogn, do sogt er, da Toni: „Daß ih enk a pormol scha steign hon lossn, Leut, und hisch hoch ah noh — ih laugns nit. Oba heint, wos ih heint dazähln will, däs muaß so gwiß wohr sein, as wias wohr is, daß ih hiaz den gonzn Kruag Wein austrink!“

Denkt eahm da Wirt: Do mog er recht hobn. Sei Wohrheit wird ah a so a Wein sein, der sei leppa ka Traubn nit gsechn hot. — Js a Schlaucherl, der Wirt!

Da Toni hebt on: „Wan da Mensch!“ hebt er on, da Toni, „wan da Mensch von Ungarlond ins Goll — Gollizien einipossirn will, so muaß er über an hochn Berg steign. Vadonkt hochi Berg, die Karabatschn hoassn s as. Af der ungarischn Seitn auffi, do sein noh die Pustasau: oba wia mar üba d Höch überi kimt und die gollizasch Wildnuß onhebt, sein ah scha die pulnischn Wölf und Bärn do. Nau, und daß ih mei Sochn fürbring: Wiar ih selm mei Roas üba die Karabatschn gmocht hon, do bin ih untawegn einikeman in — nau, Hiasbaur, wo wiar ih sein einikema?“

„Jns Gollizaschi!“ moant da Hiasbaur.

„Nit wohr is s! Jn d Nocht bin ih einikema, in d stock-kuhlrobn-finster Nocht! Hon ka Hiaba (Herberge) gfundn, hon in Fuaßsteig valorn, hon mih verirrt in da Wildnuß. Leut, do is ma höllasch Ongst worn. — Durch d Woldstäm — denkts enk — do hon ih fuat Liachtla funkazn sechn — sein oba koani Seeln von vawunschnan Prinzn oda Prinzessinnen gwesn, wia s ma dozamol früaher in böhmaschn Wald begegnt sein — sa häufti, sog ih Enk, wia d Sunawendkäferln sein s umagflogn, die böhmaschen Prinznseeln, die vawunschnan. Däsmol ober in da gollizaschn Wildnuß, seins lauta lebendigi Wulfaugn gwest — müaßts wissn! — Heint, mei liaba Sotlagsell, heint kons da guat gehn! sog ih tröstweis zu mir selba. s gscheitast derf sein, du kraxlst af an Bam auffi und bleibst obn sitzn, bis s Tog wird.“

Digitized by Google

„Däs kon a bitteri Nocht sei worn!“ moant da Hiasbaur und beißt af dos, daß er wos Bravs gsogt hot, schön fest in sei Pfeifnspitzl.

„Ah na,“ sogt da Toni, „konträr in Gegnteil, a süassi Nocht is s worn. — Ih nit faul, steig af an oltn Bam. Is obn da Wipfl weckbrochn, so daß ih mih schön broat afn Stam setzn kon. Wa sa weit guat, gonz guat wars; hiaz is oba da Saggerer einweni huhl gwest, und wiar ih so sitz und noch und noch einschlof — woaß mar a so, müad bin ih gwest — bums soll ih in den huhln Bam owi!“

„Jessas, aus is s!“ schreit da Hiasbaur.

„Lous na weita!“ sogt da Toni. „Untn in huhln Bam is a Humelnest gwest — und akrat bin ih mittn einpotscht ins Heni (Honig).“

D Händ schlogn s zsom: „Toni, wos host hiaz ongstellt?!“

„Wos wirst dan onstelln, wanst in Heni sitzt?“ sogt er, „leckn wirst. Sa long leckn wirst, as bis da d Augn übagehn und du za dir selba sogst: Wer hät eahm däs denkt, daß du a so an süassn Tod sullst hobn! Schauts, afs Sterbn hon ih gleih denkt; ka Menschnmiglihkeit is do, daß ih af d Höch kunt und aussi möcht ausn huhln Bam. s Erst is, daß ih Reu und Load moch, vasteht sih, und za da sewin Stund hon ih ma s heili fürgnoma: Won ih hiaz mit Gotshilf nohamol davonkim mitn Lebn — s Luign loß ih sein. — Schauts Leut, und wiar ih däs Fürnehma hon gfoßt, do is s mar, ih hörat draußn wos dahergehn. — Is da Schutzengel denk ih ma. — Hiaz krotzt er, hiazt kraxlt er außt aussi afn Bam, hiazt is er obn — hiaz schaut er ober ins huhli Loch, und weils Monscha schöan scheint, sa siach ihs, dakenn ihs, wer s is. A großmächtiga Bär is s!“

„Uh Muada Gouttas!“ schreit d Wirtin auf, „und hot er dih gfressn?“

Moant da Toni: „Wirtin, gsechn hots neamt. Wan ih aufschneidn wult, ih kunt Enk an Bärn aufbindn und sogn, er hot mih gfressn. — Oba den Bärn, den is ums Heni z toan gwest. Mogs öfta scha hoamgsuacht hobn, s Humelnest; hots gonz brav in der Nabung ghobt, wiar er hiaz ruckwärts, mitn hintern Ort voran, owikrotzt in huhln Bam — za mir. In sewin Augnblick, wiar ih olli Heilign onruaf, do follts ma ein: Ban Schwoaf beißt ah da Bär nit! — Wiar er saweit owakimt, pock ih n mit boab Händn ban Schwoaf. Da Bär, in sein Schrockn nix vagessn, krotzt aufwärts und schaut, daß er wieder aussikimt aus n Loch — und hot mih mit auffizogn. — Ih sitz aufn Mias (Moos) unta frein Himel — ziachs Schneiztüachl aussa, wisch mar in Schwitz oh und denk: Du vaboanti Romsau, du! — Da Bär hot nix vagessn — is wia bsessn davongrent.“

Aso hat er dazählt, da vielgroasti Sotlagsell, da Toni.

Do sogt da Hiasbaur: „Däsmol is s nit nochn Sprichwort gonga, daß ma s Glück ban Schopf fossn sult.“

„Nit ollamol,“ moant da Toni, „ma kons ah ban Schwoaf fossn.“

Altenmoos

(Aus „Jakob dem Letzten“)

Am Abende desselben Tages waren die Wirtshäuser zu Krebsau und Sandeben voller Leute. Sie konnten nicht genug reden von dem Ereignisse des Tages, von den Ansprachen, von den Pferden, von dem lieben Herrn und wie freundlich er gegrüßt habe.

Digitized by Google

„Just auf mich hat er hergegrüßt!“ wollte jeder wissen, „just mich hat er angeschaut, und ich hab schon gemeint, er will mich ansprechen.“

Im Wirtshause zu Sandeben am kalten Ofen saß ein Kohlenbrenner aus den Rabensteiner Waldungen. Er war vom Meiler weg, der eben ausgestört worden, die halbe Nacht gegangen, um in Krebsau den Kaiser zu sehen. Als er nun zurückkehrte, drückte er seinen verwitterten Hut ins Gesicht und murmelte: „Eine Schand ist's!“

Ein Nebensitzender fragte ihn, was er meine.

Der Kohlenbrenner hieb die Faust auf den Tisch und schrie: „Ein Schafskopf will ich sein, wenn ich noch einmal einen Kohlenkrampen in die Hand nehm. Rauben geh ich! Der Arbeitsmensch ist nichts mehr, muß kuschen, der Arbeiterrock wird verschandiert. — Das Müßiggängergesindel hat sich vorgedrängt, der Gendarm hat's hübsch in die Reih gestellt, natürlich, die haben seidene Fetzen am Leib. Wie ich mich auch ein bissel durchwinden will, daß ich meinen Kaiser kunnt sehen und noch woltern acht geb, daß ich keinem auf die Zehen trete, packt er mich an der Achsel, der Gendarm, wie einen Taschendieb packt er mich an: hinteri mit dir! Ein Kerl im rußigen Flickenkittel! sagt er, das wär eine saubere Zier in der Front! Und stößt mich zurück. Die Leut haben all auf mich geschaut, haben gelacht, und ich hab gemeint, in die Erd müßt ich sinken vor Schand. Leckt's mich allmiteinand! hab ich gedacht und bin davon. In den Felberbüschen hab ich meinen Rock ausgezogen und ihn angeschaut über und über, ob er nicht doch wo einen Schmutzfladen oder einen losgetrennten Lappen hat. Flicken, Flicken, sonst sehe ich nichts Unrechtes. Oder seht Ihr was? Der Arbeiterrock ist's und nichts weiter. Weil ich keinen andern hab im Wald. Verschmäht und verlästert! Da hab ich mir gedacht: So schaut's jetzt aus auf der Welt? Das ehrlich Werksgewand zu Schand und Spott! — Keinen Handgriff arbeite ich mehr. Stehlen und rauben gehe ich. Mehr als Schand und Spott steckt auch im Arrestkittel nicht. Kreuzverdammte Bande!“

Der Schulmeister von Sandeben war eingetreten, der suchte den knirschenden Mann zu beruhigen. „Hätte es nur der Kaiser gewahrt!“ sagte er, „unser Herr, selbst ein Mann gewissenhafter und unausgesetzter Arbeit, würde den Gendarmen sauber gestutzt haben. War ich doch selber dabei, wie vor vier Jahren der Kaiser in Auenstein ist gewesen, da haben sich die Bauern und Bergarbeiter in ihrem Werktagsanzug und mit ihren Werkzeugen aufgestellt in Reih und Glied, da hat der Kaiser mit jedem gesprochen, ihm die Hand gedrückt und gesagt, ein schönerer Schmuck wäre noch nicht an seinem Weg gestanden. Ist wohl ein lieber Herr!“

„Ich weiß es ja,“ rief der Kohlenbrenner, „und just deswegen hätte ich ihn sehen mögen.“

Doch hatten den Mann die Vorstellungen des Schulmeisters besänftigt, und er machte sich auf den Heimweg — zur Arbeit im Walde.

„Gehst du über Altenmoos?“ fragte ihn der Schulmeister.

„Freilich wohl über Altenmoos. Aber den Scherwald erlaubt's der Jäger nicht mehr. Er hat dort junges Wildgehege.“

„Willst du so gut sein und beim Reuthofer eine Post ausrichten?“

„Beim Jakob?“ fragte der Kohlenbrenner, „ist schon recht, ich geh eh vorbei gleim (nahe) an seinem Haus.“

„Sei so gut, sag ihm's, sein Weib liegt bei mir.“

Digitized by Google

Der Kohlenbrenner lachte, aber der Schullehrer sprach: „Es ist kein Spaß, sie liegt in meinem Hause und ist schwer krank. Er soll herauskommen und ob er sie heimführen will. Ich meine aber," setzte er leise bei, „unter uns gesagt — es wird sich nicht auszahlen, daß er sie nach Altenmoos führt; sie wird doch über kurz wieder herausgetragen. Der Schlag, sagt der Arzt. Sie war auch draußen. Auf einem Kälberwagen ist sie zurückgebracht worden. Sie liegt recht dahin. Bring ihm's kleinweise bei, daß er nicht zu sehr erschrickt."

„Gute Nacht", sagte der Kohlenbrenner und stieg anwärts. Unterwegs dachte er bei sich: Wäre ich lieber beim Meiler geblieben. Draußen das Giften und jetzt eine solche Botschaft tragen!

Als er nach Stunden, es war schon dunkel, am Reuthofe die knarrende Torschranke aufmachte, rief an der Haustür der Jakob: „Bist es, Maria? Lang bist aus, aber mit guter Nachricht kommst, gelt?"

„Dein Weib ist es nicht, Jakob," sagte der Kohlenbrenner, „s ist ihr doch der Weg zu weit geworden für einen Tag. Sie ist beim Schulmeister in Sandeben und rastet sich aus. Wird sich gewiß freuen, wenn du sie morgen abholen gehst."

Der Jakob schritt ganz nahe an den Boten und fragte: „Ist sie vielleicht gar krank?"

„Keine Unmöglichkeit bei der Anstrengung. Und eine Hitz hat's gehabt zum Schlagtreffen."

Der Jakob fragte nicht weiter, es bebte seine Seele.

„Willst einen Löffel Suppe mit uns essen?" lud er endlich den Boten ein.

„Hab keine verdient", versetzte der Kohlenbrenner und ging nächtig seines Wegs.

Der Reuthofer sagte es dem Friedel: „Heut wird was geschehen sein, Friedel. Spannen wir zwei Ochsen ein und fahren um die Mutter."

„Ich weiß nicht, mir ist heute den ganzen Tag schon so hart gewesen", gestand jetzt der Friedel.

Sie spannten den zweiräderigen Karren an und fuhren in der Nacht auf schlechten Umwegen nach Sandeben. Unterwegs redeten sie nichts, der Friedel trieb die Ochsen an, der Jakob ging hinter dem knarrenden Karren drein und nahm sich vor, das Beste zu hoffen und auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Lange nach Mitternacht klopften sie am Schulhause zu Sandeben.

„Sie schläft noch immer", berichtete die Lehrersfrau. „Ihr solltet sie ruhen lassen."

Bei ihrem Eintritt erwachte sie und sagte die zwei Worte: „Jakob. Heim."

Der Jakob sah nun wohl, wie es stand. Was kümmerte es ihn jetzt, daß die Bittschrift noch bei ihr gefunden wurde! Sie legten die Kranke auf das Stroh des Karrens und fuhren davon. Wie war der Weg holperig! Der Jakob stellte sich mit den Achseln an die rückwärtigen Karrenjöcher und trug sie so über die rauhesten Stellen. Das Frührot ging auf, in den Wipfeln wurden die Vögel munter. Wie war dem Jakob weh ums Herz! — Erst als sie beim Morgensonnenschein in den Reuthof einfuhren, atmete er ein wenig auf. — Jetzt ist sie daheim. Wird's wie Gottes Willen, jetzt ist sie daheim!

Maria lag im Schlafe dahin, lallte aber mehrmals: „Jetzt kommt er! Ich will nicht zurück. Der Kaiser! Mein Friedel!"

Digitized by Google

In der Stube waren die Fenster verhangen, weil der Jakob meinte, der Kranken müsse das grelle Licht weh tun. Er flößte ihr Milch ein, er kühlte ihre heiße Stirn mit Essig, er legte Meerrettichblätter auf ihre glühenden Hände und Füße, in welchen das schwache, aber rasche Zucken des Pulses war.

Am zweiten Tage kam sie zu sich, erkannte alle, erinnerte sich an den Kaisertag und was geschehen war, blieb aber gleichgültig, als ob sie das nichts mehr anginge.

Mit ihrem Manne, der nicht von ihrem Bette wich, sprach sie noch, manchmal wie im Halbschlummer lallend, als könne sie sich vor der Müdigkeit nicht erwehren. Schlafen aber konnte sie doch nicht.

„Es ist so," sagte sie, „gut lieg ich." — Dann fuhr sie mit halbgeschlossenen Augen zeitweilig stockend fort: „Wenn man so nachdenkt — es geht halt doch alles anders aus — auf der Welt — als man sich's denkt, in vorhinein. — Einen Schluck Wasser, meinst? — Wohl, Wasser mag ich alleweil. So. Dank dir Gott. — Setz dich doch nieder, Jackerl. — Närrisch, jetzt hab ich gemeint, der Jackerl steht dort bei der Tür. — Ist ja schon lang gestorben, der Jackerl — schon lang — ist er gestorben. — Ein Bissel werd ich halt doch Fieber haben, weil mir so Sachen unterkommen. — Möchtest so gut sein, Jakob, das Kopfkissen ein klein wenig flacher — ein ganz klein wenig. So, ach! so so! — Jetzt ist's gut — so viel gut. — Wenn der Mensch nur daheim ist, sag ich alleweil — krank oder gesund — nur daheim. Deine Hand gib mir her, Jakob. — Der Friedel. — Die Angerl. — Weit sind sie wohl eh nit weg, gelt, weit wohl eh nit? — Brauch sie jetzt nit — wenn sie nur nit weit weg sind. — Ein bissel schlafen." — Hauchend wiederholte sie noch einmal: „Am besten ist's halt doch — daheim?"

Er gewahrte es kaum. Ohne einen weiteren Laut, ganz sachte schlich sie sich aus dieser Welt. — Als es dem Jakob plötzlich beikam, es gehe etwas Besonderes vor, es wäre eine Veränderung an ihr, und als er eilends die Kinder rief — war es vorbei.

Der Friedel und die Angerl brachen mit herzzerreißenden Klagen nieder auf ihre Knie und überschütteten die Leiche mit Liebkosungen und zärtlichen Zurufen, wie im Leben niemals. Der Jakob blieb aufrecht wie ein Stamm. Später erst ging er hinaus in die Kapelle, und gleichsam, als wollte er es an der geheiligten Stelle seinen Vorfahren sagen, was über ihn gekommen, weinte er sich dort stille aus.

Am nächsten Tage ging er nach Sandeben, um für sein Weib die Glocken läuten und das Grab bereiten zu lassen. In ruhigem Ernste wiegten die Klänge hin in die Wälder. Das waren die Glocken, welche auch die Vorfahren zum Altare und zu Grabe geläutet hatten. Die Leute bei der Arbeit und auf den Gassen zogen ihren Hut vom Haupt und beteten ein Vaterunser für das hingeschiedene Mitglied der Gemeinde.

Als der Jakob nach den traurigen Bestellungen über den Kirchplatz ging, hielt ihn der Amtsbote an und sagte, wie froh er sei, daß ihm der Weg nach Altenmoos erspart werde und der Reuthofer die Sachen gleich selber mitnehmen könne. Zwei bläuliche Papierbogen waren es, der eine vom Steueramt, der andere vom Militärkommando. So oft der Staat sich beim Landmann meldet, will er etwas haben. Gleichwohl

Digitized by Google

dachte sich heute der Jakob, kann es diesmal anders sein und es ist etwan gar die Befreiung da, für den Friedel.

Was auf dem Papier vom Steueramt steht, das weiß man. In der Schrift vom Militärkommando stand, daß der Friedrich Steinreuter binnen achtundvierzig Stunden sich bei seinem Regimente einzustellen habe, widrigenfalls er als Deserteur behandelt werden würde.

Bei einrückenden Rekruten ist es der Brauch, daß sie jauchzen. Der Friedel war dieser Sitte enthoben.

Er sollte das Haus verlassen zugleich mit seiner Mutter, die im Sarge lag. Bevor die Altenmooser männer den Sarg hoben, sangen sie das übliche Totenlied, in welchem die Hingeschiedene also spricht:

„Leb wohl, du Ehmann, vertrauter,
Ich muß in das kühle Grab,
Ich bitte dich wohl um Verzeihen,
Wenn ich dich beleidigt hab.

O trauert nicht, Freunde und Nachbarn,
Wir kommen einst wieder zusamm,
Jetzt hebt meinen Leib und tragt ihn
Zum Freithof hinaus im Gott'snam.

Auch euch wird der Tod abfodern,
Ihr Lieben, und heut ist's an mir.
Auch du mußt im Grabe vermodern,
Schon morgen vielleicht ist's an dir.

Jetzt wird mich die Erde bald decken,
Ich wart auf das Jüngste Gericht,
Da wird die Posaune mich wecken
Zu Jesu ins ewige Licht."

Nach diesem Gesange, der von den Umstehenden mit tiefen halblauten Stimmen abgesungen wurde, hoben sie den Sarg. Der Zug bewegte sich aus dem Hause und mit ihm ging der Friedel.

Ein alter Mann, der auch mit war und sich bei den Leuten auskannte, der flüsterte während des lauten Gebetes seinem Nebenmann zu: „Wir haben heute zwei Leichen bei uns."

„Wieso?"

„Die eine wird getragen, die andere geht zu Fuß."

Mit der letzteren meinte er den blassen Burschen, der sich zwar bemühte, stramm aufrecht zu bleiben und der Sonne schuld zu geben, wenn er unterwegs den Hut vor die Augen hielt, dem aber doch anzumerken war, was in ihm vorging.

Der alte Mann fuhr in seinem Geflüster fort: „Heute geht's noch, heute hat er zwei Wölfe in sich, da frißt der eine an dem andern. In vier Wochen, wenn auf der Mutter Grab das erste Gras wächst, wird das Leid um die Mutter aufhören zu nagen. Aber das Heimweh! Das Heimweh! Es wird so sein. Es wird gewiß so sein. Er ist des Jakobs Sohn."

Als sie an den Steppenhof kamen, setzten sie auf der Brücke den Sarg nieder, wie es Sitte war, wenn sie einen Toten davontrugen,

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

FERDINAND PAMBERGER:
BILDNIS PETER ROSEGGERS

Digitized by Google

Digitized by Google

und stimmten auch hier ein altes Lied an, in welchem der Tote Abschied nimmt von der Heimat:

„Mein Altenmoos, behüt dich Gott!
Nun muß ich dich verlassen;
Sei mir bedankt für Speis und Trank
Auf meiner Pilgerstraßen.
Und sei bedankt für Dach und Fach,
Nun muß ich Urlaub nehmen,
B'hüt Gott, bis du am Jüngsten Tag
Zu Aschen wirst verbrennen."

Auch Friedels Herz klang mit: „Mein Altenmoos, behüt dich Gott!"

Als sie auf dem Kirchhofe den Sarg mit Stricken in die Tiefe senkten, duckte sich hinter einem Bretterkreuze Furchenbauers Iderl und wußte sich vor Schluchzen nicht zu fassen. Sie weinte um den Toten, der auf den Füßen stand. Als Friedel nach dem Begräbnisse an ihr vorüberstrich, tastete er ein wenig gegen ihre Hand und sagte mit heiserer Stimme: „Geh, begleite mich."

„Das darf nicht sein," antwortete das Mädchen, „du mußt jetzt mit deinem Vater und deiner Schwester gehen. Bleib gesund, Friedel, und halt dich fest. Wir werden noch lange beisammen sein all zwei. Da — da — verlier's nit. Behüt dich Gott!"

Einen Silbertaler hatte sie ihm in die Hand gedrückt.

Als die Leute aus Altenmoos im Dorfwirtshause gegessen, getrunken und allsamt ein lautes Gebet verrichtet hatten für die arme Seele derjenigen, die man zur Erde bestattet, verabschiedete sich der Friedel von seinen Bekannten. Dann nahm er sein blaues Handbündel und ging. Sein Vater, seine Schwester Angerl und ihr Mann, der Florian, begleiteten ihn hinaus bis zu den zwei Ahornen, wo sich das Wiesental einengt und die Straße zwischen Waldbergen und neben der stillwogenden Freising davongeht. Sie wußten unterwegs nichts mehr zu reden, es war alles schon besprochen und wiederholt besprochen worden, und einiges wiederholten sie nun noch einmal. Als der Vater Jakob an einem Holzstock zurückblieb, um seine locker gewordenen Schuhriemen zu binden, eilte die Angerl mit dem Bruder voraus und hub neuerdings zu weinen an.

„Noch ein Anliegen habe ich halt", schluchzte sie dem Friedel zu.

„Schwester!" sagte der Friedel weichmütig.

„Dem Vater getrau ich mir's gar nicht zu sagen", fuhr sie fort. „Er wird jetzt wohl bald ganz allein sein zu Altenmoos. Wir werden auch fort müssen. Es wird nicht lange mehr möglich sein, daß wir uns halten. Du glaubst es gar nicht, wie uns der Waldmeister aufsässig geworden ist. Wo er uns was antun kann, da tut er's. Jetzt versagt er uns auch die Waldstreu. Über den Hag her ist ein Zaun gestanden, daß unser Vieh nicht in die Baumschul des Kampelherrn hat kommen können. Den Zaun hat der Waldmeister wegreißen lassen, und gestern hat er uns zwei Kühe, die in den Hag gegangen sind, davongetrieben. Oben hat er von der Schlucht das Wasser herausgeleitet, wegen der Wiese, sagt er, aber jetzt rinnt es über unsern Weg herab und hat schon Löcher ausgerissen, daß man eine Heufuhr kunnt hineinwerfen. Du weißt es, Florian," fuhr die junge Bäuerin nun zu ihrem Manne gewendet fort, „wo du dich

Digitized by Google

wehrst, da ist er mit dem Abstiften da. Wir stecken mitten im Kampelherrn, er kann uns ersticken wann er will, wir haben schon heut keinen Atem. Zu Altenmoos ist kein Bleiben mehr."

„Angerl," unterbrach sie der Florian, „wir wollen dem Friedel nicht auch noch mit unserer Sach hart machen. — s wird schon wieder besser werden, und bis du heimkommst, Schwager, findest du uns vielleicht heraußen auf der Sandeben oder wo. Komm halt bald zurück, wir wünschen dir nur den lieben Gesund."

Jetzt war auch der Vater nachgekommen und sie hatten die zwei Ahorne erreicht. Dort blieben sie ein wenig stehen, dann begleitete der Friedel seine Leute wieder eine Strecke zurück. Hernach verabschiedete er sich von Schwester und Schwager. Der Vater sagte, er habe Zeit und er gehe noch einmal mit dem Friedel bis zu den Ahornen. Dort angekommen, standen sie eine Weile, und der Bursche war beschäftigt, mit seiner Schuhspitze ein Steinchen aus dem Radgeleise zu schnellen. „Ja also," sagte er plötzlich, „einmal muß es sein. Nur was ich noch sagen wollt, Vater. Ihr seid nicht mehr so bei Kraft, lasset Euch leichter geschehen daheim. Nicht gar zu arg abmühen. Für wen denn auch?"

„Friedel!" fuhr jetzt der Jakob fast hastig auf, als ob des Sohnes Wort in seiner Seele eine Schleuse geöffnet hätte, „was denn? Ich muß ja dein Vaterhaus hüten! Du, versprich mir Eins, mein lieber Sohn: bleib uns getreu! Und der Heimat, mach ihr keine Schand. — Das Geld hast gut eingesteckt? So, im Gottesnamen!"

„Aufs Wiedersehen, Vater. Behüt Gott!"

So sind sie auseinandergegangen. Keiner hat mehr zurückgeschaut auf den anderen. —

Aber als der Friedel so dahinschritt, der weiten, fremden Welt zu, da ward ihm das Herz schwerer und schwerer und er vermochte nicht mehr, es weiter zu tragen. Einen Seitenweg schlug er ein, der nicht gegen die Kreisstadt führte, und als es Abend ward und die Sterne am hohen Himmel leuchteten, schlich er in Sandeben gegen den Furchenbauernhof. Die Iderl erschrak fast zu Tode, als er an ihrem Fenster klopfte.

„Ich muß noch ein Wort reden mit dir", sagte der Bursche. „Iderl, wie kannst du mir so was antun! Willst mir schon ein Angedenken mitgeben, so . . ."

„Jetzt weiß ich aber heilig nicht, was du da redest", versetzte das Dirndel.

„Ein Blattel aus deinem Gebetbuch, ein Ringel oder so was, ich hätt's in Ehren gehalten von dir. Aber ein Geld! . . . Da hast es wieder, sei so gut, nimm's zurück."

Jetzt hätte sie bald einen Lacher getan. „Schon Soldat sein und noch so kindisch!" kicherte sie. „Ja, meinst du denn, ich hab dir einen Taler Trinkgeld schenken wollen? Für was denn? Geld schenk ich keins her. Hättest du dir das Stückel erst einmal angeschaut. Ein Frauenbildeltaler! Ist die Mutter Gottes drauf, ist hoch geweiht und stammt von den heiligen drei Königen! Ich hab den Weihtaler von meiner Großmutter selig; wie sie gestorben ist, hat sie mir ihn gegeben, und wer ihn an seinem Leib trägt, dem kann kein Unglück widerfahren."

„Und den willst du hergeben?" fragte der Friedel.

„Ich will ihn nur dir geben. Du mußt weit fort, du kannst in allerhand Gefahren kommen."

Digitized by Google

„Iderl," sagte er, „du mußt ihn selber behalten, du kannst auch in Gefahren kommen."

„Oh, Lapperl!" sagte sie, „was werd denn ich daheim viel in Gefahren kommen! Bei uns ist nichts. Du kannst in den Krieg müssen, verhoff wohl, daß es nicht dazu kommt, aber ich meine nur, und da möcht doch was geschehen. Nimm ihn, Friedel!"

Er wollte jetzt etwas sagen und wußte nicht recht, wie er's anstellen sollte, daß es schicksam herauskommt. Er hat seine besonderen Besorgnisse, die ihm das Fortgehen schwer machen. Nun streichelte er ihre Hand und sagte stotternd: „Wenn du mich lieb hast, Iderl . . . wenn du mich lieb hast, so behalt ihn. Schau, wenn du auch daheim bist, wenn auch! Dir kann doch was geschehen, ich — ich bin weit weg von dir . . ."

Sie verstand ihn nicht, sondern wehrte sich, als er ihr den Weihetaler zurückgeben wollte. So rechteten sie eine Weile um den Talisman, daß ihn eines dem anderen zuschanze. Plötzlich warf er seinen Arm um ihren Nacken, preßte ganz rasend wild seine Wange an die ihre, stieß das Wort „Behüt dich Gott!" heraus und lief davon. Das Mädchen fühlte in demselben Augenblick an dem Busen etwas Kaltes hinabrieseln, und da war's der Taler, den er meuchlings hineingesteckt hatte.

Und so ist der Friedel, des Jakobs Sohn, ohne Schutz und Schirm fortgezogen in die weite, wildstürmische Welt.

Der Jakob hatte auf dem Heimweg in sein Altenmoos den Stock fest eingesetzt. — „Das ist heute ein Tag!" sagte er zu sich selbst, denn wenn der Mensch keinen Genossen mehr hat auf der Welt, so muß er mit sich allein reden. „Da hätt ich gemeint, von solchen Unglücken wäre eins allein nicht zu ertragen, und jetzt sind mir auf einmal zwei aufgeladen und ich fall nicht zu Boden. Der Mensch kann was aushalten, wenn es sein muß. Jetzt geh ich heim."

Und daheim, wie war es? Der alte Luschel-Peterl, ein paar Mägde und ein Hirtenjunge machten seinen Hausstand. Lauter fremde Leute, aber sie ließen sich mit Fleiß angelegen sein, dem Hausvater das große Kreuz nach Kräften tragen zu helfen. Als er heimkam, stand sein Lieblingsessen, Eierkuchen mit Speckfalat, auf dem Tisch. Die Stube war in bester Ordnung. Der alte Peterl hatte sich den ganzen Tag vorgenommen, dem Jakob, wenn er heimkomme, recht aus Herzensgrund die Hand zu drücken. Es war ihm mehrmals ums Weinen gewesen, aber — dachte er sich — sparst es auf, bis der Bauer heimkommt, vielleicht freut es ihn, wenn er sieht, wie sein Elend auch dir hart zu Herzen geht. Als nun in der Abenddämmerung der Jakob schwer an den Stock gestützt daher wankte, da brach dem alten Knaben das Schluchzen so plötzlich und heftig hervor, daß er aufgröhlte wie ein verwundetes Tier und dann eilends in den Winkel kroch, weil er sich schämte.

„Peter," sagte der Jakob und ging ihm nach, „was ist dir widerfahren?"

„Die Bäuerin!" wimmerte der alte Knecht, „der Friedel!" Er preßte den Arm an die Wand und weinte in seinen Ellbogen hinein.

„Peter," sagte der Jakob, und seine Stimme war heiser zum Versterben, „du hast solche Sachen ja dein Lebtag schon viel gesehen."

„Das wohl, Bauer, das wohl," antwortete der Alte und rieb sich mit

Digitized by Google

dem Arm derb das Feuchte vom Gesicht, „hab wohl gewiß meiner Tag schon an dreihundert Gestorbene hinausgeleitet. Auch schon viel Soldaten fortgehen gesehen. Aber so was mag halt der Mensch frei gar nit gewohnt werden. Und jetzt die Bäurin, dem Haussohn . . . Geh in die Stuben, Bauer, geh was essen. Hungerig und müd wirst sein. Gewiß auch noch."

Freilich, freilich hat sie ihm wohlgetan, diese Teilnahme der Seinen, die doch nicht die Seinen waren. War's nicht die Heimat, die mit ihm empfand? Schaute nicht jeder Baum und Strauch und Stein, jeder Pfosten an seinem Hause traurig auf ihn her? — Der Jakob ging hin in die Kapelle, wo die Leichbretter an die Wand genagelt waren. Dort kniete er nieder in den Kreis der Seelen aller, die aus dem Reuthofe hinausgestorben waren, und dort sagte er die Worte: „An neun Vorfahren sind angemerkt dahier. Sind alle gewesen und ist keiner mehr. Eine lange Kette von Leiden und Sterben bis zu mir herauf. Was soll ich's anders haben wollen. — Im Gottesnamen, morgen will ich wieder an die Arbeit."

Stirbt gach da liabsti Mensch hinaus,
Z'erst schreit ma laut, daß's gellt in Haus;
Aft woant ma still, sa long as lind
Da küahli Brunn von Augnan rinnt.
Aft geht ma starr und stumm daher
Und woant nit mehr und locht nit mehr.
Und s Herz is g'spirt mit G'schloß und Bond
— Da Schlüssel ligt in Gotteshond.

So war's wohl auch bei unserem Jakob. Der Schlüssel, der in Gottes Hand liegt, war ihm die Arbeit. Und als er wieder auf seiner Scholle waltete und der kühle Erdgeruch um ihn emportaute, da ward ihm leichter, und er gewann neuen Mut und neue Kraft.

Eines Tages, als er in der Wasserstube seiner Kornmühle saß, um das schadhaft gewordene Rad auszubessern, schaute ihm dabei der Pfarrer von Sandeben zu, ohne daß er es merkte. Im Rauschen des vom Floße niederstürzenden Wassers hatte er die Schritte des Nahenden nicht gehört.

Der Pfarrer von Sandeben pflegte in Häuser zu gehen, wo das Unglück eingekehrt war, falls man von ihm Trost oder Rat heischte. Bei den Glücklichen ist der Priester nicht immer willkommen, aber in der Betrübnis tut ein milder Spruch, sei es nun Gottes- oder Menschenwort, wie Balsam wohl. Mit befriedigtem Kopfnicken schaute der Priester dem Jakob zu, welcher voller Ruhe und Behaglichkeit damit beschäftigt war, ein paar locker gewordene Taufeln des Wasserrades festzunageln.

„Gott grüß Euch, Reuthofer!" sprach ihn der Pfarrer endlich an. „Ihr seid halt immer recht fleißig."

Als der Bauer sah, wer dastand, richtete er sich auf und zog den Hut vom Kopf. „Der Herr Pfarrer!" sagte er, „das ist was Seltsames. Wir kriegen den Herrn nicht gar oft zu sehen in Altenmoos."

„Wäre gerade kein schlechtes Zeichen", entgegnete der Pfarrer lächelnd. „Wenn Arzt und Priester viel in der Gegend umgehen, so bedeutet das nicht viel Gutes."

„Ist so, ist so", sagte der Jakob.

Digitized by Google

„Und kann man wohl einmal eine Ausnahme machen und auf einen kleinen Plausch zusammenkommen."

„Es gefreut mich", sagte der Jakob. „Ein wenig abrasten!"

Vor der Mühle war eine Bank, auf welcher, wenn drinnen die Räder dröhnten und das Brünnlein des Kornes gleichmäßig in den Hals des Mühlsteines rann, der Jakob gerne saß und hinausschaute über die grüne Wiese und hinan zu seinem still und behäbig auf der Anhöhe liegenden Hof, der sein Stolz und seine Freude war. Auf diese Bank setzten sie sich nun zusammen. Der Pfarrer brannte sich eine Zigarre an und wartete auch dem Bauer eine auf. Obwohl der Jakob kein Raucher war, so paffte er sie aus Höflichkeit an dem Streichholze an, das ihm der Pfarrer entzündet hatte. Er nebelte sehr heftig, weil er glaubte, sonst gehe das Feuer aus. Der Pfarrer blies nur von Zeit zu Zeit bedächtig ein Wölklein los, und man hätte wohl merken mögen, daß er mehr an etwas anderes, denn ans Rauchen denke.

„Wird Euch nicht die Zeit lang, Reuthofer?" fragte der Pfarrer.

„Eher zu kurz, Herr Pfarrer. Nur bei der Nacht geht's mir zu langsam, und freue ich mich schon allemal aufs Lichtwerden, daß ich zur Arbeit komme."

„Fehlt Euch nach des Tages Last denn der Schlaf?"

„Manchmal ist er geschwind da, kaum ich ins Bett falle", sagte der Jakob. „Wenn er aber die ersten fünf Minuten nicht kommt, dann gerate ich ins Nachdenken über allerlei, und aus ist's."

„Ich kann mir's denken, daß Ihr Eure Sorgen haben werdet, da herinnen," entgegnete der Pfarrer, „und doch stemmen sich die Reuthoferleute immer noch fest in Altenmoos.

„Das kann man just nicht sagen," antwortete der Jakob, „zu Teil tragen wir sie hinaus und zu Teil gehen sie auf den Füßen davon."

„Ist gescheiter, man geht auf den Füßen davon, als man wartet auf das Hinausgetragenwerden", so der Pfarrer.

Der Jakob starrte in die Luft und paffte viel Rauch von sich.

„Meint Ihr nicht, Reuthofer?" fragte der Pfarrer.

„Ich meine," sagte der Bauer, „ich werde wohl auf das Hinausgetragenwerden warten."

Der Pfarrer legte seine Hand, die Zigarre zwischen den Fingern, aufs Knie. „Soviel ich sehe," sagte er, „wird Euch der Wald bald über den Kopf zusammenwachsen."

„Ist schier nicht anders", versetzte der Jakob mit einem trüben Auflachen.

„Das ließe ich mir nicht gefallen, wenn ich Bauer wäre", sagte der Pfarrer. „Der Kornhalm braucht Sonnenlicht und der Mensch muß in den freien Himmel aufschauen können."

„Wir Altenmooser sind nicht schuld daran, wenn's finster wird um uns."

„Jakob Steinreuter," sprach jetzt der Pfarrer und schaute dem Bauer freundlich ins Gesicht, „jedes Menschen Recht, ja Pflicht ist es, sein Dasein zu verbessern, wie er kann. Die meisten Euerer Nachbarn haben das auch eingesehen. Man kann nicht sagen, daß es ihnen gut gehe draußen in den fruchtbaren Gegenden, aber es geht den meisten von ihnen doch erträglich und jedenfalls besser, als wenn sie in Altenmoos geblieben wären. Die Zeit hat einen anderen Lauf genommen. Die entlegenen Berggegenden müssen wieder Wildnis werden. Altenmoos wird's auch."

Digitized by Google

„Und so gelassen, so gleichgültig kann der Herr das sagen?“ versetzte der Jakob.

„Wenn man es seit Jahren kommen sah, mein lieber Reuthofer!“

„Hört man immer, daß der Leute zu viel würden in unseren Ländern, daß sie auswandern müßten nach Amerika, nach Bosnien, was weiß ich wohin, und mit harter Plag Wildnisse ausrotten. Und die alte Heimat lassen sie zur Wildnis werden. Ich verstehe das nicht, ich verstehe es nicht.“ So der Jakob.

„Offen gesagt, ich verstehe es auch nicht“, versetzte hierauf der Pfarrer. „Im Menschengeschlechte vollziehen sich die Änderungen mit elementarer Gewalt, gleichsam wie der Wechsel der Jahreszeiten, wie Ebbe und Flut auf dem Meere, wie das Vorwärts- oder Rückwärtsgehen der Alpengletscher, wie das Beben der Erde und wie die Vulkanausbrüche. Man kann wohl fragen, ob es zum Guten oder zum Schlechten sei, aber man muß es geschehen lassen, weil man es nicht hindern kann.“

„Nicht hindern können!“ murmelte der Jakob vor sich hin. „So ist aller gute Willen umsonst und alle Lehr. Mein Vater hat oft gesagt: Was die Leute nie und nimmer wollen, das geschieht nicht unter ihnen. Es geschieht nicht.“

„Ja, wenn alle denselben unwandelbaren Willen hätten!“ sprach der Priester. „Manchmal jedoch heben Menschen, entgegen ihren eigentlichen Absichten, aus Vorwitz und Übermut etwas an, worunter sie hernach zugrunde gehen müssen.“

„Davor müßte beständig gewarnt werden“, sagte der Jakob. „Was jetzt geschieht: Dem Herrn Pfarrer kann's doch unmöglich recht sein, daß Altenmoos zugrund geht. Es ist ja ein großer Schaden für die Pfarre, für die Pfründe, für Sandeben, wenn Altenmoos erstickt wird.“

„Mein lieber Reuthofer,“ sagte der Pfarrer, „wie sehr habt Ihr da recht, wie sehr habt Ihr recht! Ja, ich sehe noch mehr Schaden. Ich sehe den Schaden, den die Leute nehmen, wenn sie ihre Heimständigkeit aufgeben, gleichsam vom Schiffe hinausspringen ins hohe Meer. In der Fremde werden sie Werkzeug, Ware, man nützt sie aus und wirft sie dann weg. Ich sehe den Schaden für die Religion, die nur in dem festgeschlossenen Bauerntum ihren sicheren Hort hat. Ich sehe den Schaden für den geschichtlichen Staat. Wenn im Volke das Patriarchentum zugrunde gerichtet wird, wie soll es im Staate sich halten?“

„Und doch ist ein in unserem Lande vor kurzem ausgearbeitetes Jagdgesetz zum Schutze des Bauernstandes vom Landesvater nicht unterschrieben worden“, bemerkte der Jakob.

„Wie gesagt, es nimmt seinen Lauf und ist nicht zu ändern“, sprach der Pfarrer. „Vor Jahren, als die ersten Bauerngüter locker zu werden begannen, habe ich den Altenmoosern geraten, um Gottes willen heimständig zu bleiben, habe sie gewarnt vor dem Davonziehen. Heute muß ich das Gegenteil tun.“

„Euer Hochwürden werden wissen, was zu tun ist, versetzte nun der Jakob. „Ich dürfte nicht Pfarrer sein zu Sandeben, ich nicht. Wenn ich sehe, daß es schlecht ist, wenn die Bauern abfallen von ihrem Grund und Boden, so rede und predige ich dagegen, so lange ich Atem habe in der Brust. Wird doch auch sonst allerhand besprochen auf der Kanzel, was mit Reden nicht anders wird. Warum im Gotteshaus kein lautes Wort,

Digitized by Google

wenn das Unerhörte geschieht, wenn die Leute ihrer Heimat untreu werden. Den Bauernabstiftern wollte ich das Gebot Gottes deutlich genug sagen: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut! Und den Bauern wollte ich Sonntag für Sonntag zurufen: Du sollst deines Vaters Boden ehren und nicht verlassen. — Die Heimständigkeit, die Seßhaftigkeit, wenn diese Heften auslassen, dann geht alles aus Rand und Band, ich sage es euch."

„Wie möchte ich wünschen, daß Ihr unrecht hättet, Reuthofer!" seufzte der Pfarrer.

„Ich auch, ich auch, Herr Pfarrer."

„Und wollte wünschen, daß Ihr unter der Tatsache, die Ihr seht, nicht zugrunde gehen möchtet. — Reuthofer! Ihr seid ein vernünftiger Mann. Ich ehre Eure Anhänglichkeit an der Väter Boden, sie ist an sich eine schöne Tugend; aber sie ist keine mehr, sobald sie anderen nicht nützt und Euch selber schadet. Bleibt Ihr da sitzen so fest und so lange Ihr wollt, Ihr werdet Altenmoos nicht mehr halten. Ihr werdet verlassen sein, Ihr werdet verkommen und der letzte Jakob auf dem Reuthofe wird ein seiner Vorfahren unwürdiges Ende nehmen. Nein, Freund, der Mensch gehört zu Menschen. Es ist vermessen, die kalte Erdscholle mehr zu lieben, als die Lebensgenossen. Die Menschenbrust ist unsere Heimat, sonst haben wir keine auf dieser Welt. Jakob! Lasset diesen Boden, den Ihr so sehr lieb habt, lasset ihn rasten. Lasset Wald darauf wachsen, lasset ihm Feiertag sein auf ein Jahrhundert. Dann werden wieder junge, frische Menschen kommen und reuten und hier glücklich sein. Der Weltlauf geht so. Kommt heraus, Bauer, aus dieser aufwuchernden Wildnis, wo Ihr ja doch schon allein seid, kommt mit zu Euren Kindern!"

„Alle sind sie mir noch nicht davon, gottlob", sagte der Jakob. „Der Florian, die Angerl."

„Ihr werdet sie schwer vermissen."

„Sie bleiben in Altenmoos", sagte der Jakob.

„Reuthofer, Ihr wisset es ja wohl?" versetzte der Pfarrer. „Wisset Ihr's nicht, daß der Hüttenmauser sein Gut verkauft hat? Es war für ihn nicht mehr möglich, sich zu behaupten. Seit der alte Hüttenmauser tot, ist das Verhältnis mit den Leuten des Kampelherrn noch schlechter geworden, jetzt hat sich Euer Schwiegersohn in der unteren Gemeinau ein Gütel gepachtet."

Der Jakob war aufgestanden, war an der Wand der Mühle mit langsamen Schritten hingegangen, dann umgekehrt, und fragte nun den Pfarrer: „Ist das wahr, daß der Hüttenmauser verkauft hat?"

„Daß ich es offen gestehe, Reuthofer, er hat mich ersucht, Euch die Neuigkeit zu überbringen. Es ist ihnen bitter hart. Sie wollen Euch nicht allein lassen im Gebirge."

Nach diesen Worten des Pfarrers murmelte der Jakob: „Also die auch! — Meine Angerl geht auch." — Dann rief er aus: „Es macht nichts, sie gehört ohnehin nicht mehr mein. Es macht nichts." Dabei hatte er die Zigarre, die, obzwar ausgelöschet, noch zwischen seinen Fingern stak, zerquetscht. Als er das merkte, legte er sie auf den Wandschrott: „Das soll sich einmal Einer in die Pfeife stecken. Wir Altenmooserleut können mit dem Stengelrauchen nicht umgehen."

Digitized by Google

Hernach kroch er langsam wieder in die Radstube und begann zu hämmern an den Taufeln.

Der Pfarrer ging kopfschüttelnd seines Weges. Als er noch hinaufblickte zu dem Hofe, der in anheimelndem Frieden hier zwischen den Wäldern stand, und als er daran dachte, mit welcher Unrast draußen in der Welt gejagt, gehetzt und im Kampf ums Dasein verzweifelt gerungen wird, voller Gier nach Geld und Ehre, oder in heißer Angst vor dem Unterliegen, da war es ihm: der Mann hat doch recht, wenn er im Gottesfrieden seiner Berge leben und sterben will. —

Von diesem Tage an konnte der Jakob nichts anderes denken als: Die wollen auch fort? die auch? — Schade, daß der Pfarrer ein Ehrenmann ist, es müßt erlogen sein, was er gesagt hat! — Zum wenigsten war er nicht gut berichtet. Der Florian wird gesagt haben: Hart ist's wohl jetzt in Altenmoos. Verkaufen das Haus und draußen in der Gemeinau oder wo etwas pachten, wär das beste. Kann ja so gesagt haben und heißt's nachher gleich: er hat verkauft, er hat gepachtet. Es wird ja allemal alles übertrieben.

Da kamen eines Tages der Florian und die Angerl, um Abschied zu nehmen. Sie hatten Ärger und Kummer darüber, daß der Vater so eigensinnig in Altenmoos verkommen wollte, und sie hatten sich vorgenommen, ihm ihre Meinung darüber zu sagen. Es ging aber umgekehrt.

„Ist recht," sagte er voll tiefer Bitterkeit, „ist schon recht, daß ihr auch geht. Ist mir schon lang verdächtig gewesen, daß ihr allein die Braven sein und bei mir aushalten wollet. Glaub euch's ja, daß auf dem Hüttenmauserhof kein Bleiben mehr ist, aber ich vermeine, auf dem Reuthof hättet ihr Platz gehabt und mir hausen helfen mögen. Mit mir laßt's nach, seit mein Weib fort ist; hätt euch gern gesehen unter diesem Dach. Na freilich, euch ist um das Davonlaufen so gut wie den anderen. Das Herrsein auf eigenem Boden ist euch nicht recht gewesen, gut, jetzt seid ihr Knecht auf fremdem."

„Weil es halt jetzt schon einmal so ist, Vater," sagte die Angerl ausweichend, „und Ihr mit dem Reuthof dieweilen auf niemanden zu warten braucht — der Friedel wird ihn ja eh nicht wollen, wenn er ausgedient hat —"

„Wer sagt das?" rief der Jakob.

„Ist einer einmal bei den Soldaten gewest," setzte der Florian bei, „dann hat er zur Bauernarbeit keine Lust mehr."

„So hätte ich gemeint, Vater," fuhr die Angerl fort, „Ihr solltet halt im Gottesnamen auch verkaufen und mit uns gehen."

„Gemeint ist's gut," antwortete der Jakob, „mit euch gehen. Gemeint ist's gut. Nur weiß ich jetzt nicht, ladet ihr mich oder das Geld."

Wie nach einem Stoß auf die Brust, so zuckte die Angerl vor diesem Worte zurück. „Auf das —," versetzte sie tonlos, „auf das kann ich nichts mehr sagen." Und hub zu weinen an.

„Noch keine", sprach nun der Jakob, „ist fortgegangen aus Altenmoos, ohne daß sie geweint hätte. Geweint hat jede, und fortgegangen ist sie doch. — Wein dich aus, Angerl, ich wünsche, daß es das letztemal ist. Es soll euch gut gehen, ich wünsche es euch. Vergesset mir die hart Red. Wenn ihr einmal recht arm werden solltet und recht müde, so kommt nur

Digitized by Google

wieder. In diesem Haus wird Platz sein. Jetzt geht nur, ist schon recht, geht nur!"

Rascher, als es sonst seine Art war, hatte er sich umgewendet und ließ die beiden Auswanderer allein stehen.

„Vom Grab," schluchzte die Angerl, „vom Muttergrab bin ich nicht so schwer weggegangen, als von diesem Haus, wo der Vater allein zurückbleibt. Alles Einöde und sein Haar wird weiß . . ."

„Was sein muß, muß sein", sagte der Florian und führte sein Weib aus dem Heimatshaus. Und führte sie fort fünf Stunden weit bis in die Gemeinau.

Dort hatten sie ein Häuschen gepachtet, vorläufig nur auf ein Probejahr. „Sehe ich, daß ihr brave Leut seid," hatte der Eigentümer gesagt, „nachher schließen wir auf länger ab."

Als die Pächtersleute nun mit ihren Habseligkeiten angerückt kamen und auch zwei Ziegen bei sich hatten, klatschte der Eigentümer des Gütels mit beiden Händen an seine Oberschenkel und rief: „Scht! fort mit diesen Ungetümen! Geißen leid ich nicht. Solche Rabenäser möchten mir die Wiesen und Sträucher sauber zernagen, daß nachher eine halbe Ewigkeit nichts mehr darauf tät wachsen. Ich hab einen höllischen Respekt vor diesen Rindviehern!"

Die Angerl kicherte: „Bei dem sind die Geißen Rindvieher."

„Ist's euch nicht recht, so sind wir wieder ledig!" setzte der Eigentümer bei.

So mußten sie es bald erfahren, daß ein Unterschied ist, ob man auf eigenem Boden sitzt oder im Pacht.

Aus „Heimgärtners Tagebuch"

Nach nahezu fünfzigjährigem Tagewerk endlich müde geworden. Kluge Leute sagen: Ausspannen!

Also ausgespannt. Ein Weilchen gerastet. Das geht aber nicht. Man kann sich viel leichter krank faulenzen, als krank arbeiten. Ich will nicht an Müßiggang sterben. Hundert Geisterlein treiben wie immer und unaufhörlich im Kopf ihren Veitstanz. Ich würde meine alten Tage unangefochtener verleben, wenn sie zähmbar wären. Doch — gottlob, daß sie's nicht sind.

Nur möchte ich eins noch ausführen, was mir schon lange im Sinn gelegen. Ein Lebensjahr, oder mehrere, möchte ich aufschreiben. Alles, was so im gewöhnlichen Menschenjahre einem durch Herz und Kopf geht, Erfahrungen des Tages sowie Erinnerungen aus früheren Zeiten und Gedanken aller Art möchte ich vermerken.

Wir beginnen heute zu schreiben: 1906. Das ist mein dreiundsechzigstes Lebensjahr. Zu spät für ein Tagebuch? Doch wohl kaum. In jüngerer Zeit tut der Mensch zu sehr mit seinen Erlebnissen flunkern, besonders wenn er ein Phantast ist. Er schreibt alles gleichsam mit großen roten Buchstaben, jeden Satz mit einem Ausrufungszeichen! Im Lebensherbst bricht man die Ausrufungszeichen übers Knie ab wie dürre Haselstäbe und heizt sie in den Ofen, um sich die Glieder zu wärmen. Da ist kein Geschrei mehr, da ist alles gleich geworden. Nichts bewundert man und nichts verachtet man. Daran, was sie groß nennen,

Digitized by Google

geht man gelassen vorüber, und im kleinen findet man Offenbarungen. Alle Werte und Unwerte schätzt man richtiger, auch seine eigenen. Die Sklavenstricke der Leidenschaften hat einerseits der Zahn der Zeit allmählich entzweigenagt, so ist man ein wenig herrschend geworden, in bescheidener, unauffälliger Weise jenem „Übermenschen“ näher gekommen, den die Jugend so wild und so vergeblich anspringt. Ein Tagebuch in solcher Zeit wird ebenmäßiger und wahrhaftiger ausfallen können, als in Tagen, da man erregt und blind sich mit den Schicksalen und ihren Treibersknechten herumbalgen muß.

Freilich stehe ich heute ebenso blind an der Stufe, über die ein geheimnisvolles Jahr herabsteigen wird zu den Menschenkindern. Mit unserem Erdteile steht es so: nicht einen Tag ist man sicher, daß die Leute zur Vernunft kommen oder daß unter ihnen ein unerhörter Wahnsinn ausbricht. Doch zuletzt ist auch das Weltgericht nicht größer als die Zerstörung eines Ameisenhaufens im Walde, und wenn ich dabei zertreten werde, so ist eine der auf dem Wege krabbelnden Ameisen weniger. Irgendwo anders aber ein Wesen mehr. Und wenn dieses Tagebuch unvollendet bleibt, so mag der fehlende Teil mehr sagen, als der aufgeschriebene.

Ganz kunstlos wie der Tag ist, so soll es hergehen. An nichts will ich mich binden, als an mich selbst. Nicht wie es ist, kann's angemerkt werden, nur wie es mir erscheint. An die Ergründung jener Wahrheit, die irgendwo und ganz für sich sein soll, glaube ich schon lange nicht mehr. Aber alles erklärt mir und mit allem versöhnt mich die Annahme, daß jeder Mensch seine besondere Welt hat, so wie er seine besonderen Sinne hat. Daß diese Sinne und diese Welt in den unzähligen Menschen sich tausend- und tausendfach wiederholen, ändert nichts. Jeder genießt mit seinem eigenen Löffel. Nun, und mit diesem meinem Löffel will ich in die Schüssel fahren. Es ist nicht der Löffel jenes Bettelmannes, der sich von der Bäuerin einen Löffel voll Sterz erbat und dann mit einem großen Schöpflöffel in die Pfanne fuhr. Heißhungrig bin ich nie gewesen. Bringt man auf einmal nicht viel ein, so fährt man um das öfter.

Und so fange ich nun an zu schreiben, ohne zu wissen, was. Die Schrift beginnt mit dem Jahr und endet — ich weiß nicht wann. Ob und welche Entwicklung, welchen Höhepunkt sie haben wird, das bestimmt der große Dichter. Dieser Dichter ist unter verschiedenen Pseudonymen bekannt: Zufall, Geschick, Entwicklung. Lauter falsche Namen. Der wahre Dichter der Weltgeschichte ist nicht zu schreiben, nur zu ahnen. In seinem Namen beginne ich.

„Am Karfreitag wirst du nie einen Vogel singen hören!“ hatte einst unser alter Knecht Markus gesagt. Ich horchte daraufhin aus am Karfreitag, und die Vögel sangen doch, ja sogar sehr lebhaft und hell. „So?“ sagte der Alte, „traurig für dich, wenn du glaubst, daß das ein Singen ist. Das ist ein Klagen, ein Weinen, ein Beten. Weil Jesus Christus gestorben ist!“ Jetzt erst verstand ich. In den Vogelsang legte der fromme Mensch seine eigene Stimmung. Und so ist es auch sonst. Die Stimmung der äußeren Natur ist stets nur ein Spiegel unsres Gemütes.

Digitized by Google

Seit einigen Tagen arbeite ich wieder einmal wirklich, oder es arbeitet in mir. Ein Leben für sich, eine erstandene Welt von Gesichten, gestaltlich zum Greifen. An allen Enden und Ecken des Innern lebt's, rührt sich's, entwickelt sich's; ich habe vollauf zu tun, die Erscheinungen festzuhalten und sitze am Schreibtisch, Tag für Tag, von früh bis abend. Und siehe, die äußere Welt, die mir sonst Sorgen, fruchtlose Arbeit und Ärger gemacht hat, sie existiert nicht. Nirgends Grund zu Bedenken, nirgends Nötigung mitzutun, nirgends Pflichten. Von Familienanliegen, Wirtschaftssorgen schon gar keine Spur. Kein Genuß, keine Freude nimmt mich gefangen, keine Auszeichnung erfreut mich, keine Bosheit verletzt mich. Eine Menge Schwächen und Fehler, die sonst an mir täglich zum Vorschein kommen, sie schlafen, vielleicht ersticken sie sogar. Alles, was mich sonst beunruhigt hat, die Vaterlandsnöte, die Welthändel, die ewigen Anliegen der Menschheit, zu Kleinigkeiten sind sie geschrumpft, die draußen bleiben müssen, die mich nichts angehen. Dieweilen ich doch ganz ihnen lebe in meiner Arbeit, in meiner Welt.

In der Zeitung gelesen, daß gestern eine arme Frau auf der Gasse einen größeren Geldbetrag gefunden und denselben schön bei der Polizei abgegeben hat. Solche und ähnliche Nachrichten über brave Handlungen erregen in mir immer ein Frohgefühl, ungefähr wie es andere haben mögen, wenn sie die Neunte Symphonie hören.

Kam heute eine Bürgersfrau aus Niederösterreich zu mir, setzte sich an den Gartentisch. Es sei ihr achtjähriges Töchterchen gestorben, sie wolle ihm einen Grabstein setzen, und ob ich nicht so gut sein möchte, eine Grabschrift zu dichten. Meine Antwort, daß ich derlei nicht triebe, daß ich selbst für meine verstorbenen Verwandten nichts dichtete, vielmehr dafür sei, als Grabschriften passende Verse aus der Bibel oder irgendeinen schönen alten Spruch zu wählen. Da wüßte ich zum Beispiel einen, der sehr schön sei:

„Was wir bergen
In den Särgen,
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben
Ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit."

Die Frau schüttelte den Kopf. Gefiele ihr nicht recht, käme von ihrem Kinde nichts darin vor. — Im nahen Felde war eine Magd beschäftigt, Erdäpfel auszugraben. Die mußte das Anliegen der Frau gehört haben. Sie richtete sich auf, stützte sich auf den Spatenstiel und sagte: „Ich tät wohl eins wissen, so ein Friedhofsprüchel, ein schönes. Warten S', wie geht's denn? Ja richtig, ich weiß schon:

»Hier in diesem Rosengarten
Tu ich auf meine Eltern warten.«"

Das war recht, das schrieb sich die Frau sogleich in ihr Brieftäschchen. Mein vorgeschlagener Spruch war ihr zu wenig einfach, zu wenig persönlich, zu wenig sinnlich gewesen. Aber umsonst war sie doch nicht gegangen zum „Dichterhaus"; was der Herr nicht kann, das kann die Magd.

Digitized by Google

Hinter dem Dorfe, in einem Häuslein am Berghange, lebt ein altes Frauerl. Vor ihrem Fenster bleibe ich allemal stehen. Dort blühen in irdenen Töpfen so schöne Blumen. Von den ersten Märzenveilchen bis zu den späten Pelargonien und Astern im Herbste stehen des Sommers schönste Blumen dort und lachen freundlich her. Als vor einigen Tagen das einsame Frauchen vor dem Hause auf der Bank saß und für arme Waisenkinder Strümpfe strickte, redete ich sie an und sagte: „Mutter, daß Ihr doch immer die schönsten Blumen habt im Dorfe!“ — „Ja,“ antwortete sie lächelnd, „wenn's so ist, dann wird's halt an der guten Erden liegen.“ Da sah ich es, schwarze feuchte Erde war in den Töpfen. „Habt Ihr denn eine besondere Erde?“ — „Mag wohl sein“, sagte sie und zählte die Maschen ihrer Arbeit. — Nachher hat es mir eine Nachbarin gesteckt, woher dieses alte Mütterlein die Erde nimmt. Von Zeit zu Zeit geht sie an Dämmerabenden hinaus auf den Friedhof, und dort an offenen Gräbern füllt sie ihre Blumentöpfe mit Erde. Vor dreißig Jahren ist auf demselbigen Friedhofe ihr Mann begraben worden, dem sind bald nacheinander ihre drei Kinder gefolgt und zuletzt noch ein Kind ihres Kindes. All ihre lieben Leut sind hinausgetragen worden, und alle will sie jetzt in ihren Blumentöpflein wieder hereintragen in das kleine alte Haus. So wie sie einst den kranken Mann betreut, so pflegt sie jetzt die Blumen. Und diese lächeln freundlich auf zum einsamen Weiblein. Ach, wer wird denn einsam sein unter seinen lieben Leuten!

Einen Hirten, der auf der Alm hundertunddreißig Stück Vieh zu beaufsichtigen hatte, die alle von gleicher Rasse sind, fragte ich, ob er denn die verschiedenen Rinder alle persönlich kenne, das heißt jedes von jedem anderen unterscheiden könne. Seine Antwort: „Das ist wohl keine Frag für einen, der selber einmal Halter gewesen.“ Da erinnerte ich mich, wie ich einst als Hirtenknabe jedes Stück unseres großen Viehstandes, ja sogar viele Individuen der Nachbarsherden genau kannte. Von weitem schon auf den ersten Blick unterschied und erkannte, während dem ungeübten Auge doch ein Ochs wie der andere aussieht. Und heute vermag ich nicht einmal die Menschen meiner Nachbarschaft genügend zu unterscheiden. Deshalb ist es wohl bedeutsam, wenn der neunzigjährige Holzknecht-Anderl, der mich als Knaben gekannt, jetzt dem „studierten Herrn“ manchmal sinnend zuschaut, dabei den Kopf schüttelt, murmelnd: „Und ist einmal ein so gescheites Bübel g'west!“

Im Hof ein junges Reh, das bei seiner Geburt eingefangen und mit Kuhmilch erzogen wurde. Und im Hof Haushunde. Das Reh spielt mit den Hunden, diese scherzen mit dem Reh. Da kommt aus der Nachbarschaft ein Jagdhund gelaufen. Wir sehen es und, um das Rehlein besorgt, eilen, dasselbe einzufangen und zu schützen. Kommen aber zu spät. Das Reh geht dem Jagdhund entgegen, dieser steht verblüfft still, das Reh springt mit den Vorderfüßen an ihn hinauf, und beide Tiere beginnen miteinander zu schäkern. — Es ist zwischen beiden gar keine Feindseligkeit, keine Furcht bei dem Reh, keine Blutgier bei dem Jagdhunde. Wer ist es, der die Tiere aneinander hetzt? Die Natur ist es nur bei den wilden Tieren, wenn es sich um Hunger oder Liebe handelt.

Digitized by Google

Ein Mann des Glückes, der alles beisammen haben will, was das Erdenleben köstlich macht, muß auch einige Feinde besitzen. Die gehören dazu. Seien deren auch nicht viele, so wenigstens einer, der sich recht giftet, wenn man was Gutes erlebt. Ein hassender Mensch, der einem schon Böses zugefügt hat, ohne daß man reagierte. Sieghaft sein und solche Feinde im Hintergrunde zu wissen, die in ohnmächtiger Wut sind — diese Rache darf man sich gönnen und sie ist eine köstliche Würze unseres Glückes. Die Würze läßt sich verfeinern, indem man ruhig bleibt und es dem Feinde nicht weiter entgelten läßt. Fürs erste verstärkt das noch seinen Ärger, allmählich löst der Ingrimm sich auf, der Feind erkennt — wenn auch uneingestanden — sein Unrecht, und unser Sieg ist vollständig. Wenn es so weit ist, dann trachte dir sofort einen neuen Feind zu erwerben. Du brauchst ihn schon deshalb, weil du viel sicherer dem Feinde zum Trutz, als den Freunden zulieb Tüchtiges schaffest.

In mir wirkt, fortwährend anregend und ruhestörend, der Konflikt der alten mit der neuen Zeit. Aber arg leide ich nicht darunter, fühle die beiden Größen eher wie eine Komplettierung des Menschen. Denn ich liebe die alte wie die neue Zeit, und wo sie sich gegenseitig bekämpfen, da möchte ich vermitteln. Sie sind ja in fortwährendem Hader miteinander. Die alte Zeit will Ruhe haben, die neue bringt Unrast. Die alte Zeit will eine vornehm bemessene Lebensführung, die neue Zeit eilt, jagt, will auf einmal alles Mögliche und Unmögliche und doch möglich Werdende erringen. Die alte Zeit hatte für den Fall des irdischen Bankerotts ein überirdisches Leben in Bereitschaft, die neue Zeit möchte alle Wünsche und Werte in das Erdendasein stopfen, verzichtet auf ewiges Leben, und der moderne Mensch ist nur in einem Punkte bescheiden: im Angesichte der Unendlichkeit begnügt er sich mit der Existenz von siebzig Jahren — einer Eintagsfliegenseele.

In diesen Punkten halte ich's mit der alten Zeit. Sympathisch an der neuen Zeit ist mir die Energie. Bewundernswert ist mir die Opferwilligkeit des modernen Menschen, die Arbeit seines kurzen Lebens der Nachwelt zu widmen. Denn viele Dinge, die wir heute mit aller Kraft anstreben — wir wissen, daß wir sie größtenteils persönlich nicht erleben. Es ist eigentümlich genug, daß wir „Egoisten" mehr unseren Nachkommen leben als unsern Zeitgenossen. Die technischen Riesenwerke, die wir ausführen und immer zu vervollkommnen streben in heißer Arbeit, geben ja auch unserem Leben Inhalt, aber die weiteren Vorteile, die sie uns bereiten, wären kaum der Mühe wert; wir freuen uns aber des Genusses, den unsere Enkel davon haben sollen, und hoffen, daß sie dieses von uns so schwer Errungene einmal mit Behagen genießen werden. Oder glauben wir, daß auch die nächsten Jahrhunderte ihr Genügen im Hasten und Jagen nach unerhörten Neuerungen finden sollen?

Digitized by Google

Vom Heute fürs Morgen

Worte

Worte verhalten sich zum bloßen Gedanken wie die Handlung zum bloßen Vorsatz. Sie sind stofflicher, sie belasten, sie fördern mehr als der Gedanke, sie haben in sich etwas handlungsartiges. Ihr stoffliches Wesen spürt man sehr deutlich beim Aussprechen eines aus tieferer Geistesregion stammenden Gedankens: dieser erscheint jetzt wie mit fremder Materie beladen und sieht uns aus der Maske des Wortes verändert an.

Die Worte sind stofflicher Natur. Nicht bloß, weil sie an Schrift oder Ton gebunden sind, sondern hauptsächlich, weil unsere Sprache ganz aus bildnerischem Geiste geschaffen ist. Die Sprache hat den künstlerischen horror vacui, sie steckt bis in die letzte Partikel hinein (ja gerade dort) voll von Bild und sinnlicher Anschauung, so daß jedes Wort zum mindesten ein selbständiges Bild für sich bedeutet. Genau genommen gibt es daher keine Synonyme, gibt es nicht zwei Worte, die ganz dasselbe bedeuten. Die Verschiedenheit des Bildes besteht selbst zwischen sogenannten Synonymen fort, und verschiedene Bilder derselben Sache sind notwendig verschiedene Ausdeutungen, verschiedene „Mythen" desselben Vorganges, tröstlichere oder grausamere, schreckendere oder lieblichere. Ob ich das Sterben eines Menschen einen Tod oder einen Heimgang nenne — es gäbe wohl noch schroffere Gegensätze — das macht einen wesentlichen Unterschied.

Nein, es gibt keine Synonyme. Wer ein Wort gebraucht, wählt nicht nur einen neutralen Namen für eine Sache, er wählt und anerkennt auch die Färbung des Mythus, des Bildes, die das Wort enthält. Worte sind niemals bloße Etiketten oder ziffernmäßige Benennungen, sie sind Bewertungen, sie sind Urteile und Seelenzustände; daher Goethe: Worte sind der Seele Bild.

Man spricht so oft verächtlich von einem Streit um Worte. Aber fast immer liegt in solchen Fällen ein Streit um zwei verschiedene Bilder oder Bewertungen vor, also um Wesentliches und Entscheidendes; mindestens geht es bei solchen Gelegenheiten um zwei verschiedene „Subjektivitäten", häufig um zwei verschiedene Weltanschauungen.

Worte stehen, als Bilder und Mythen, zu dem Leben in uns in einer sehr nahen und innigen Beziehung. Zu dem Leben, das heißt: zu dem Willen in uns. Denn Worte sind, als Bilder, Zeugnisse eines bestimmten affektmäßigen Verhaltens zu einer Sache und wirken daher suggestiv. Das ist die tiefe Erkenntnis des Euphemismus der Alten: er wählte das lebenfördernde, dem Willen angenehme Bild an Stelle des lebenmindernden und den Willen drückenden. Der Unterschied zwischen den Worten Sterben und Heimgehen liegt in dem Verhalten des Ich zu der Tatsache eines Todes. Wenn Goethe sagte: „Mein Sohn August ist außengeblieben", so wollte er damit keineswegs bloß sagen: Mein Sohn August ist gestorben, sondern er wollte sagen: „Mein Sohn August ist tot, aber da das Hoffnungslose eines endgültigen Abschiedes die Freiheit meines Geistes drückt, suche ich durch die Vorstellung eines fast freiwillig gewähl-

Digitized by Google

ten Fernbleibens des Ereignisses seelisch Herr zu werden."

Denn es ist wunderbar, wie fügsam die Seele dem Klang des Wortes folgt, mit welcher Bezauberung sie auf die durch das Wort erregte Vorstellung eingeht. Es liegt in jedem Worte etwas, das die Seele fast mit dämonischer Kraft anzieht, und jedes Wort ist in einem abgeschwächten Sinne ein Zauberwort zu nennen. Daß Euphemismus möglich ist, das heißt, daß es möglich ist, durch bewußtes Einsetzen lebenbejahender Worte und Vorstellungen nicht nur suggestive, sondern auch autosuggestive Wirkungen sehr fühlbarer Art zu erzielen, ist unbedingt Magie, wenn anders dieser Begriff überhaupt einen Sinn hat. Mit dieser dämonischen Anziehungskraft, die das Wort auf die Seele übt, hängt auch die verstärkende Wirkung zusammen, die die bloße Wiederholung eines Wortes oder einer Wortreihe hervorbringt. Neue geistige Materie wird durch die Wiederholung nicht beigebracht, und dennoch steigert sich die Suggestion mit jedem Male, da der Schall ans Ohr dringt.

Das innerste Wesen der Worte liegt darin, daß sie nicht eine Sache, sondern ein bestimmtes affektmäßiges Verhalten zu einer Sache bezeichnen; dies trifft um so mehr zu, je größer oder je geistiger der Gegenstand ist, auf den sie sich beziehen. Sie sind Lebewesen, nicht Ziffern. Sie sind Gebilde, nicht Abstraktionen. Ihr subjektivbildnerischer Charakter erhellt sehr klar daraus, daß Worte sterben können, ohne daß die dazu gehörige Sache stirbt; daß Worte sich von ihrem zugehörigen Gegenstande trennen können, wie eine Seele von ihrem Körper, sogar auf andere Dinge übergehend; daß schließlich sogar Sachen sterben können, wobei das zugehörige Wort seelenhaft diesen seinen Körper überlebt.

Dies alles sind Dinge, die zu irgendeiner „aktuellen" Frage nicht in zwingender Beziehung stehen. Es sei denn zur Frage der neuen religiösen Bewegung, die des innigen Wissens um das mythologische Wesen der Sprache als ihres Lebensbrotes bedarf, um nicht zu versanden. Es sei denn zu all unserem Mühen um kulturelle Formung der neuen widerspenstigen Stoffe. Das ist ja so lange zur Fruchtlosigkeit verdammt, wie nicht der Formgeist und das Wissen um Form sich kräftiger erhebt und ein entschlossener Dualismus mythologisch-symbolisches Gestalten auf allen Gebieten möglich und notwendig macht.

Wilhelm Michel

Die Sprache der Andern

Wenn der ältere Dichter im Epos, im Drama seine Helden redend einführt, so hüllt er sie zumeist in das Gewand derselben einheitlichen Sprache, die seine eigene Sprache darstellt oder das doch im wesentlichen mit ihr übereinstimmt. Homers Achilleus redet nicht anders als der Trojaner Hektor, Virgils Aneas, der von Troja kommt, nicht anders als die Karthagerin Dido, als der Lateiner Turnus, die Braut von Messina ebenso wie die englische Königin, wie die schweizerischen Landleute im Tell, wie die Tiere in Goethes Reineke Fuchs. Daß der Dichter eine andere, als die eigene Sprachweise einführt, um die Personen nach ihrer Herkunft, nach ihrem Stand, ihrer Eigenart zu kennzeichnen, ist eine verhältnismäßig junge Errungenschaft. Die späteren Griechen und die Römer haben gelegentlich von diesem Kunstmittel Gebrauch gemacht, aber fast ausschließlich mit komischer Absicht;

Digitized by Google

so hat etwa Plautus seinem Punier Worte der Heimat in den Mund gelegt. In deutscher Dichtung begegnet uns ein Anfang bei Wernher dem Gartenaere, jenem österreichischen Dichter aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der uns von dem Bauern Helmbrecht erzählt, wie er heimkehrend seine höfische Bildung erweisen will und flämische Brocken in seine Rede mengt. Es würde ein lehrreich und ergötzlich Büchlein geben, wollte man dieses Verfahren bis zur Gegenwart verfolgen, einen Bericht über viele glückliche Treffer, über manches arge Fehlgreifen. Denn es bedarf scharfen Aufhorchens und zuverlässigen Wissens, um die Sprache der Andern wirklich zu erfassen, und gar leicht wird eine Wirkung erreicht, die man zweifellos nicht gewollt hat.

Heute will ich nur zwei Beispiele vorzeigen, die lehren, wie man es nicht machen soll, aus dem vielumstrittenen „Festspiel" Gerhart Hauptmanns, der selber in seinen „Webern" ein unvergleichliches Beispiel sprachlicher Charakteristik gegeben hat.

Friedrich der Große spricht bei Hauptmann unter anderem folgende Worte: „Ich hatten in die Champs Elysées die deutsche Misère beinahe vergessen. Diese Sachen werden mich bald zu bunt! abt ihr noch immer keine neue Schmalkaldische Bund?" Von seinem Deutsch hat Friedrich selber gesagt: „Je parle comme un cocher", und er hat wie so mancher Niederdeutsche die Kasus verwechselt und als Berliner vielleicht auch ick gesprochen, aber daß er wegen seiner französischen Bildung nicht gewußt haben sollte, wie die erzählende Form von ich habe heiße, welches Geschlechtswort mit Bund zu verknüpfen sei, daß er 'abt statt habt gesprochen habe, das sind Dinge der Unmöglichkeit*, und sie können nicht anders als komisch wirken, zumal ja derartiges oft genug mit komischer Absicht als eine Kennzeichnung des radebrechenden Franzosen verwendet wird. Und eine komische Wirkung in dieser Art hat der Dichter gewiß nicht beabsichtigt.

Weiter werden Blücher die Worte in den Mund gelegt: „Wat soll mich denn dem Friedenstirili." Der Niederdeutsche mag im Gebrauch des Kasus reichlich unsicher sein, aber daß er statt des Nominativs den Dativ anwenden sollte, das geht doch über die Hutschnur. Und schließlich läßt Hauptmann den alten Haudegen sagen: „Wir jehn nicht nach Jehhsemane!" Blücher aber ist Rostocker gewesen, und seine Heimat kennt kein j für g. Wenn er als Kind die angeborene Mundart gesprochen hat, hat er gesagt: gahn, nicht jehn. Es wäre ja nun theoretisch nicht ganz ausgeschlossen, daß er sich den „Jardeton" angewöhnt hätte, wie später so mancher kleine Leutnant, — aber wenn dieser Jardeton auf die Bühne kommt, dann wirkt er, wie das „aben" des Franzosen, in besonderem Sinn komisch; für den angelernten „Jardeton" ist uns Blücher zu gut.

Otto Behaghel

Von großer und kleiner Form

Man soll die Kunst nicht mit dem Metermaß messen, gewiß nicht. Aber die Wohlgesinnten, die dieses Gebot befolgen, übersehen

* Ich verweise auf den Aufsatz von G. Mentz, Friedrich der Große und die deutsche Sprache, in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung, I, 194.

Digitized by Google

meistens, daß trotzdem in der Verteilung der Begabungen und in der künstlerischen Praxis etwas wie ein wesentlicher Unterschied zwischen großen und kleinen Formen fühlbar wird.

Es gibt beispielsweise viele gebildete Mitteleuropäer, die einen leiblichen Einakter schreiben könnten, überaus wenige dagegen, die ein erträglich „abendfüllendes" Stück zustande bringen. Man vermag so einen einzelnen Akt scheint's zu gestalten, ohne irgendein Können in der dramaturgischen Baukunst zu haben. Ein Anfang und ein Schluß stellen sich ja, auf irgendeine Weise, von selber her; und irgendeinen Höhepunkt für das Dazwischenliegende bringt wohl der einfachste taugliche Stoff in sich mit.

Ebenso steht es mit der Novelle und ihrem Verhältnis zum Roman. Unter den zahllosen Romanen jeden Jahres finden wir äußerst selten organisch komponierte und also künstlerisch dauerhafte, während recht häufig Novellen erscheinen, die flott, „kunstfertig", gekonnt, von einleuchtender Bauart sind. Innerhalb der lyrischen Dichtung wird sich eine entsprechende Erscheinung kaum feststellen lassen; dafür ist sie um so gewisser wahrzunehmen in der auffälligen Tatsache, daß die Meister der lyrischen Form niemals die dramatische mit einigermaßen ähnlicher Sicherheit beherrschen.

Das kann uns zu der Beobachtung führen, Novelle und Einakter möchten sich eben deshalb so stark von Romandichtung und Drama unterscheiden, weil in den beiden kleinförmigen Unterarten nur ein keimartiger, unbestimmter Gattungcharakter oder aber ein im weitern Sinne lyrisches Wesen lebt. (Die Lyrik des Einakters siehe zum Beispiel an Wildes „Salome", Hofmannsthals „Der Tor und der Tod" oder auch an „Wallensteins Lager" oder an der „Laune des Verliebten".) Die Scheidung der künstlerischen Anlagen nach der Größe der Kunstformen fiele also zusammen mit der Scheidung aller Poesie und schließlich aller Kunst nach den drei Grundgattungen; wobei die lyrische sich als die persönlichste den anderen beiden gegenüberstellt.

Klar muß man sich natürlich gegenwärtig halten, daß die ewigen Hauptgesetze der künstlerischen Gestaltung, die vom Metermaß nichts wissen, nirgends ihre Geltung verlieren können, genau so wenig wie etwa das physikalische Gesetz vom Zusammenhang der Kraft mit der Wärme. Auch ein kleineres, äußerlich nicht abgeteiltes Kunstwerk braucht (außer der innern Wahrhaftigkeit) innere Gliederung, so gut wie ein mehrteiliges. Offenbar gibt es jedoch häufiger Begabungen, die zur Durchführung der minder bewußten Gliederungen, der gewissermaßen nur mikroskopisch erkennbaren, berufen sind.

Selbsttäuschung und Mißverständnis sind auf diesem schwanken, wenig erforschten Boden leicht möglich. Die Ausdehnung der größeren Erzählungen und Dramen über mehrere Unterbrechungen hinweg, die Notwendigkeit sichtbaren Stoffverteilens bei ihnen bringen die Schwierigkeiten des Aufbaus so viel deutlicher zum Bewußtsein, daß mancher glauben mag, bei Novelle und Einakter sei eine derartige Arbeit überhaupt nicht vonnöten. Aus diesem Grund entstehen — und gefallen — mehr als genug Novellen und Einakter, die in der Tat keine künstlerische Struktur haben. Bei ihrer geringen Ausdehnung und der wesensberechtigten Abwesenheit äußerer Glie-

Digitized by Google

derung täuschen sie eben darüber hinweg, daß sie innerlich doch etwas dergleichen brauchten und nicht haben.

Von solchen Blendern soll hier begreiflicherweise nicht die Rede sein; ihre Zeit läuft allemal ab, sobald der Reiz des Zeitlich-Stofflichen, der in ihnen steckte, verflüchtigt ist. Nicht minder müssen alle umfangreicheren Schriftwerke außer Betracht bleiben, die bloß scheinbar ihre größere Form ausfüllen. Länge der dichterischen Beweisführung, rednerische Breite sind ja entschiedene Gegner der künstlerischen Gestaltung. Mit einem Wort: das Gebot, Kunst nicht mit dem Metermaß zu messen, richtet sich wesentlich gegen eine kritiklose Bewertung von Kunstwerken *ausschließlich* nach dem äußern Umfang.

Erst wenn man am Großen wie am Kleinen das Kunstlose sorgsam ausmerzt, kann man feststellen, daß zwischen den genannten Poesieformen nicht nur eine Verschiedenheit des Umfangs, sondern auch ein Artunterschied besteht. Auf eine Wertunterscheidung kommt es dabei zunächst gar nicht an. Zwischen den geborenen Vertretern der kleinen und denen der großen Form wird auch kein grundsätzlicher Unterschied an sittlichem oder technisch-künstlerischem Wert zu finden sein. Nur nach der Größe der Weltanschauung und des Willens — zusammenfassend gesagt: nach der Stärke des Weltgefühls — werden sie sich voneinander sondern lassen.

Kundgebung der allerinnersten Persönlichkeit ist ja alle gute, gewachsene Kunst. Weltanschauung und Willenspannung bestimmen, in sehr verschiedenen Graden der Bewußtheit, die Wahl des Stoffes und der durch ihn gegebenen Form. So stehen die größeren oder kleineren Maße der Persönlichkeit, der Idee und der Form in innigstem Zusammenhang.

Es ist kein müßig ästhetischer Sport, solchermaßen sich mit dem Problem der großen und kleinen Form zu befassen. Die reinliche Scheidung der Arten und Unterarten in der dichterischen Berufung kann niemals zu aufmerksam beobachtet werden. Schaffende und Genießende haben dasselbe Interesse daran.

Keiner ist als Künstler und als Mensch klein, der in der kleinen Form, auf die er von Natur her angewiesen, Reines und eindringlich Erarbeitetes hervorbringt. Die großen Lyriker und Novellisten aller Zeiten beweisen das.* Und keiner ist groß, der sich dreist oder ahnungslos an einer großen Form vergreift, die zu meistern er nicht geschaffen ward.

Sich selbst erkennen: darauf kommt es am Ende in der Kunst noch mehr an, als im Leben. Wer die Umgrenzung seiner Persönlichkeit redlich zu erfassen strebt und innerhalb seines wahrhaft „angestammten" Gebietes weise waltet, erspart sich die lebenszeitraubenden Irrwege, die unheilvollen Enttäuschungen, die in allen Künsten beständig „Menschenopfer unerhört" fordern. Und wer von den Lesenden und Schauend-Hörenden im Auge behält, daß in der echten Dichtung naturgewollte Artunterschiede die Formen bestimmen und bestimmen sollen, der wird sich in manchem Fall vor dem Un-

* Große „Einakteristen" kennt die Literaturgeschichte allerdings nicht; ich vermute, es gibt nur aus praktischen Gründen keine. Die Verfasser guter Einakter verteilen sich je nach deren Grundstimmung auf alle drei Gattungen.

Digitized by Google

echten, das da großtut, besser hüten, wird manch andresmal das bescheidene Echte gerechter würdigen.

Willy Rath

Adolf von Sonnenthals Briefwechsel

Was Adolf Bartels in seiner Weltliteratur im Großen mit Bedacht unternommen: ein Stück der Kultur in einer großen Persönlichkeit zu spiegeln, das gelingt der Tochter des unvergessenen Wiener Schauspielers wie von ungefähr auf beschränkterem Gebiete, indem sie Briefe und Gegenbriefe aus der väterlichen Sammlung auswählt und durch knappe erläuternde Zusätze verbindet. Freilich ist das Burgtheater nur eine recht kleine Welt, und die dreiundfünfzig Jahre des Sonnenthalschen Wirkens berühren die Geschichte dieser Bühne erst von Laubes Direktionsführung an, aber wenn jemals die höchsten und niedersten Schichten der Gesellschaft einander freundlich durchdrungen haben, wenn also das Theater wirklich so etwas wie die Welt bedeutet, so war's in Laubes und Dingelstedts Tagen, während Sonnenthals Aufstieg. Logen, Parkett und Galerie wetteiferten im Beifall und in der Ablehnung, wo es sich um Stücke und Dichter handelte, und überboten sich in Liebesbeteuerungen, wenn ein Schauspieler Kraft und Anmut, Leidenschaft und Besonnenheit in seiner Leistung oder lieber noch in seiner Person vereinigte. Der ungarisch-jüdische Schneidergeselle, der im Jahre 1850 in Wien einwanderte, tat bis an sein Lebensende eine leichte ungarische Färbung der Kehllaute nicht ab, das Judentum durfte allezeit stolz sein auf Sonnenthals innerliche Zugehörigkeit, und solange er Liebhaber spielte, war er auch ein Künstler der Kleidung; aber wenn er so auch einiges Angeborene und Anerzogene bewahrt hat — welche Lasten und Gewohnheiten hat er abschütteln, vom Leib und von der Seele abreißen müssen, um der innerlich und äußerlich gleich feine Weltmann zu werden, als den ihn Hof und Bürgertum schätzten. Trat er einmal in einer Wohltätigkeitsvorstellung neben aristokratischen Dilettanten auf, so sanken sie zu ungeschickten „Domestiken" herab, bewegte er sich im kaiserlichen Salon, so stimmten Wort und Haltung ohne Zwang zur Umgebung. Und wo mochte er diesen ruhig fließenden Stil herhaben, dem wenig Schriftstellerisches und noch weniger etwas von dem überzeichnenden Komödiantenjargon anhaftet? Das hätte man doch überall so gern gesehen! Als er in zwei Interregnen Leiter des Burgtheaters war, fand er für Dichter, die er abwies, eine angenehmere Form als ein anderer Direktor für aufgenommene. Persönlich vertrug er Tadel und klammerte sich auch nicht an Rollen, die ihm nicht ganz gelungen waren oder für die jüngere Kräfte bereit standen. Und wenn er ganz und gar im Theater aufging und sich nie in Nebenbeschäftigungen verlor, wenn ihm das alte Haus am Michaelerplatze also die Welt bedeutete, so war diese Welt ihm gleichzeitig ein Heiligtum, das niemand durch Unpünktlichkeit oder durch Spott entweihen durfte, ohne seinen Zorn zu wecken.

Mit Paul Lindau und Oskar Blumenthal hat er viele Briefe gewechselt, mit Gerhart Hauptmann keinen, und Schnitzlers „Anatol" erfuhr von ihm eine väterliche Ablehnung. Er beurteilte mit dem guten Recht des Schauspielers die Stücke nach ihrer Wirkung auf sein Wiener Publikum, das er wie Heinrich Laube kannte und liebte, und

Digitized by Google

da verwechselte er wohl einmal szenische Geschicklichkeit mit dichterischer Gestaltungskraft. Der witzige Einfall galt ihm mehr als die trübe Wirklichkeit. Aber ich glaube, zu tiefst hielt er kaum einen seiner Zeitgenossen für einen großen Dichter, ob er auch ab und zu den Lobestitel für sie verschwendete, denn seine wahrhafte, geheime und starke Liebe gehörte Shakespere und den wenigen, die ihm nahestehen. Um sie und mit ihren Helden hat er einen schweren, vielleicht seinen einzigen schweren Kampf gekämpft; Wallenstein, Nathan und Lear trug er als Beute nach Haus, die er bis an sein Ende festhielt und liebkoste. Keiner neben ihm wagte diesen Besitz auch nur im Geiste anzutasten.

Sonnenthal hat keine „Erinnerungen" hinterlassen; mag es beklagen, wer will. Ich möchte aus seinem Leben nicht mehr wissen, als was diese zwei, in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienenen Bände so schmucklos und im schönsten Realismus erzählen. Die Briefe von ihm und an ihn sind gewiß nicht für die Öffentlichkeit geschrieben worden und eben darum nicht auf die Kritik eingestellt; sie plaudern unter der Hand auch die Freuden und Schmerzen der fünf Direktoren aus, unter denen Sonnenthal gedient, greifen sogar zurück in die Schreyvogelzeit, und kaum ein Darsteller von irgendwelcher Bedeutung bleibt ungenannt. Hermine von Sonnenthal hat aber nicht nur das kostbare Schubladenerbe auf die würdigste Weise verwendet, sondern mit einem bewundernswerten Blicke auch die Geschlossenheit des väterlichen Lebens erfaßt und aus Aktenstücken und aus ihrem vortrefflichen Gedächtnis heraus die Brücken gebaut, die alle Äußerungen der Briefsteller mit der Geschichte des Burgtheaters ungezwungen verbinden.

Ferdinand Gregori

Ludwig Hatvanys Schauspiel „Die Berühmten"

Münchner Theater

Schon jetzt, nach den Erfolgen der Molnar und Lenghel, könnten die Annalen der Bühnendichtung von einer „jung-ungarischen Schule" sprechen, die ungefähr charakterisiert wäre durch eine Mischung aus der Behendigkeit, Pikanterie und Sentimentalität französischer Gesellschaftsdramatik, spezifisch ungarischem Temperament, das zuweilen grell aufflackert, und einer ausgesprochenen Neigung zum Grotesken. Dieser Schule müßte man dann wohl auch Ludwig Hatvany beizählen, obschon er noch weniger selbständig ist und die Einflüsse noch anderer Vorbilder erkennen läßt. An seinem dreiaktigen Schauspiel „Die Berühmten", dessen Uraufführung das Münchner Künstlertheater besorgte, haben auch Sudermann, Wedekind und wohl noch dieser und jener Anteil. Es behandelt das Problem einer ebenso schriftstellerisch begabten wie erotisch veranlagten Frau, die sich von einer unglücklichen Ehe im unstet wechselnden Liebesleben der literarischen Zigeuner erholen wollte, dann aber in einem zweiten Ehebund mit einem Archäologieprofessor von naiver Bravheit Schutz, Festigung und ein ruhvolles Glück im Winkel suchte (hier ist Sudermann zu spüren). Der an sie und seine altrömischen Ausgrabungen zu gleichen Teilen hingegebene Professor hat ihr versprechen müssen, niemals nach ihrer Vergangenheit zu fragen; alsbald nähern sich ihr aber wieder zwei frühere Liebhaber, ein Literat von verflossener Zukunft und ein gleichfalls rückeroberungslusti-

Digitized by Google

ger Redakteur: und Frau Mathilde duldet sie nicht nur um sich, sie sucht sie auch für die Ausgrabungs-Karriere des Gatten nutzbar zu machen, ja sie zeigt daneben lebhafteste Neigung, sich einem jungen Don Juan von Schauspieler hinzugeben (welche Polyandrie sehr an Wedekinds Lulu gemahnt, wie das mystische Inbeziehungsetzen sündenbelasteter antiker Ruinen zu den Leidenschaften der Gegenwart an d'Annunzios „Città morte"). Alles kommt zum Klappen vor und während der Premiere ihres ersten Theaterstücks, das den Zwiespalt ihres liebedurstigen Wesens in der Maske altrömischen Hetärentums vorführt, die Ausgrabungen des Gatten fördern soll und dem verlockenden jungen Mimen eine dankbare Rolle liefert. Während das Publikum die Dichterin mit tosendem Beifall belohnt, hält sie hinter den Kulissen erhabene Generalabrechnung mit dem Archäologen, der die „Dirne" trotz aller moralischen Verdammung als Schwächling nicht verlieren will, wie auch mit den beiden früheren Galans, von welchen der eine sie durch greisenhafte Abstraktion, der andere durch brutalen Egoismus abstößt; allen dreien wirft sie die ganze Verachtung ihres unbefriedigten Weibtums ins Gesicht, erklärt mit den Schlußworten ihres dramatischen Abbilds, „ins Lupanar zurückzukehren", und verschwindet am Arm des jungen Schauspielers.

Man soll dem Autor glauben, daß schon die Minderwertigkeit der Männerwelt diesem Voll- und Edelweib ein solides Lebensglück unmöglich mache, und zugleich soll man glauben, das Sichausleben einer künstlerischen Begabung generis feminini sei mit einem normalen Eheleben ewig unvereinbar. Denn Hatwany will auch verallgemeinern, in einem höheren modernen Sinne moralisieren. Aber man schüttelt den Kopf dazu; die Idee des Stückes ist auch für modernste Betrachtungsweise schief, obendrein eine von den schiefen Dutzendweisheiten, und seine Gestalten überzeugen bei aller beweglichen Frische des Dialogs nicht von ihrer realen Möglichkeit. Hatwanys wirkliches Können ist auf jene Geschicklichkeiten beschränkt, die einem bühnentechnischen Talent erreichbar sind; die besseren und besten Dinge, die außerdem noch zu einem Dramatiker gehören, mangeln ihm, wenigstens bis dato.

Hanns von Gumppenberg

Dalcrozes „künstlerische Versuchsanstalt"

Hellerauer Schulfeste 1913

Um der Möglichkeiten willen, die sich bei Dalcroze bieten und vorbereiten, soll hier noch einmal von den Ereignissen die Rede sein, welche in der Anstalt abermals den Inhalt sommerlicher Feste bildeten. Es sind Möglichkeiten für eine kunstwürdige Pflege der Kunst, und da solche Möglichkeiten heute im Theater und Konzertsaal so verschwindend gering sind, steigt der Wert einer vielversprechenden Stätte wie Hellerau ganz von selbst. Vielversprechend ist sie, das sei besonders betont. Den heuer Enttäuschten und den stillen Gegnern der Dalcrozeschen Unternehmungen gebe ich eine große Zahl von einzelnen Mängeln, einige Sünden wider die Kunst und hier und da die Fehlrichtung der Versuche zu — sie werden später bemerken, daß ich diese kenne und nicht minder von manchem betroffen war als sie. Nur die Einschätzung dieser Fehler als entscheidend gegen das ganze Unternehmen erscheint mir unklug. Oder schlimmer als unklug, denn mag es noch so

Digitized by Google

bringend notwendig sein, immer und immer wieder gerade Herrn Jaques-Dalcroze gegenüber zu betonen: alles, was Dauerwert haben soll, muß aus dem Geiste der Kunst, nicht allein aus dem Geiste der Bühne, der rhythmischen Gymnastik und der Beleuchtung geboren werden, mag den heurigen Darbietungen noch immer die schlechthin notwendige Versenkung in das Kunstwerk gefehlt haben, man mußte doch sehen und fühlen, welche ernsthafte Arbeit in ihnen zusammenwirkte. Welche innere Teilnahme aller am gemeinsamen Werk, welche Anspannung von Kräften, die sonst brach liegen, welche Ausnutzung von Mitteln, deren Verwendung und Verwendbarkeit uns bisher fast fremd war.

Nehmen wir als Beispiel etwas Einfaches: das Institut Dalcroze stellt für die Aufführung einer Oper — in diesem Falle des „Orpheus" von Gluck — einen Chor von vollkommener Unabhängigkeit vom Dirigenten. Langwierige, an Stellung- und Ortwechsel reiche Szenen führen die Schüler und Schülerinnen ohne das mindeste Schielen nach dem Dirigenten, ohne eine Spur innerer Scheu und körperlicher Gebundenheit und doch musikalisch gut und rhythmisch sicher durch. Mag die Ausführung nun auch gerade diesem Werk zu wenig angepaßt gewesen sein, daß diese Möglichkeit heute auf keinem anderen Theater gegeben ist, wird man nicht bestreiten können.

Der hohe, schlicht viereckige Saal, worin die Oper mit etwas kreidiger Akustik sich abspielt, ist ein Werk des Architekten Tessenow. Zur Bühne wird er durch nichts als durch Erhöhung des Bodens (mittels aufgelegter Holztritte, die durch Treppen verbunden sind). Auf jede Kulisse, auf alle realistischen Versatzstücke, auf Illusionismus aller Art wird hier grundsätzlich verzichtet. Was das Münchner Künstlertheater nicht durchsetzte und was Max Reinhardt vergebens erstrebt, wurde hier mit Glück versucht: monumentales Theater. Eine sinnreiche, fließend weiche, schattenarme Beleuchtung, die dem Licht in Wahrheit feierliche und beglückende, aber ganz unaufdringliche Wirkungen abgewinnt, dazu einige Vorhänge, das sind alle technischen Mittel dieser „Stil"-Bühne. Wiederum wäre zu sagen: die Ausführung entsprach vielleicht nicht der Erdenentrücktheit der Oper tiefsten Schmerzes, aber das Schöne, das man immerhin sah, sieht man heute nirgends, als eben in Hellerau.

Aber nicht die Opernaufführung allein bildete den Inhalt der diesjährigen Vorführungen. Auch die rhythmisch-körperlichen und musikalischen Übungen wie sie Dalcrozes eigentliches Eigentum sind. Der Vergleich mit dem vorigen Jahr war hier lehrreich genug. Man spürte sogleich etwas wie Festigung, stärkere Gewißheit des richtigen Weges in den Schülerdarbietungen, die nicht als Konzert sondern gleichsam als „Unterricht angesichts der Öffentlichkeit" sich geben. Dadurch werden die Ziele jeder einzelnen Übung sichtbarer und richtbarer. Was diese Übungen an innerem Leben der Schüler und Schülerinnen entbinden, in Gebärde aller Art umsetzen, wurde in jedem Sinne deutlicher; es ist nicht zuviel gesagt: der persönliche Charakter und die persönliche Befähigung oder Nicht-Befähigung der einzelnen hebt sich jetzt klarer heraus, nachdem allenthalben der Mut zur individuell stärksten Leistung sich eingestellt hat. Es sollten übrigens noch ein paar

Digitized by Google

mehr Einzelleistungen statt der unübersichtlichen und nicht immer sehr sinnreichen großen Gruppenübungen gezeigt werden. Man erinnere sich, wie lange der Klavierunterricht alten Stils oder der mimische Unterricht herkömmlicher Theaterschulen braucht, um „Talent" erkennen zu machen, um überhaupt an das seelische Wesen und die Begabung der Schüler heranzukommen, man erinnere sich, wie selten ihm das selbst nach Jahren gelang, man vergleiche — und dies ist vielleicht das Wichtigste — die trostlose Stimmungdürre akademischer Anstalten mit der gewinnenden Lebensfreude die Herrn Dalcrozes ganze Anstalt durchweht, und man wird wissen, was seine Methoden in diesen Beziehungen bedeuten.

Auch an diesen Methoden sehe ich manches Bedenkliche, wie ich im vorigen Jahr hier schon andeutete. Aber auch an ihnen ist gearbeitet worden. Einiges nicht unwichtige Musikalische ist hinzugekommen (Übungen in der Phrasierung durch Atmen und durch Bewegung, Auftaktübungen), das kunstwidrige „Tanzen" bedeutsamer nicht für den Tanz geschriebener Tonwerke entfiel dies Jahr. Die Gehörübungen machen einen sehr überraschenden Eindruck, und vor der solistischen und Ensemble-Treffsicherheit der Zöglinge streicht wohl mancher Bedenkliche die Segel. Ich glaube aber bestimmt, daß man hier immer entschiedener an Stelle des physiologischen das musikalische Hören als Endziel wird ins Auge fassen müssen; es kommt viel weniger darauf an, zukünftigen Musikhörern und Musikern den (doch wohl noch immer etwas problematischen) absoluten Tonsinn mitzugeben, als vielmehr die Fähigkeit, sich der künstlerischen Formen eines Tonwerks rasch und sicher zu bemächtigen. In der musikalischen Vorschulung liegt ja trotz mancher andern Neben-Bestrebungen vorerst doch der unvergleichliche und der Hauptwert der Erziehung der ganzen „Bildunganstalt Dalcroze". Dies zeigt sich auch in der inneren, nicht im Unterricht aufweisbaren, Organisation, welche einigen Instrumentalunterricht sich nun angegliedert hat. Daß ein Schulheim und eine ärztliche Station hinzugekommen sind, sei ebenfalls mitgeteilt, da die Anstalt dadurch an Wert für viele bedeutend gewonnen hat. Sie will ja überhaupt nicht als ein Fertiges, sondern als ein Werdendes aufgefaßt werden, und mit Freude konnte man heuer sehen, daß dieses Werden hier nicht ein leeres Wort bedeutet. Wenn es gelingt, das Dogma von der Unantastbarkeit der Kunst innerhalb dieses Werdeprozesses sicherzustellen, wenn man sich auf die Pflege der Mittel zur Kunstübung beschränkt und diese soweit es irgend geht ausdehnt, wenn endlich die einer so langen Ausbildung notwendig beizufügenden sozialen Bildungmittel genügend bedacht werden, dann wird die Anstalt in Hellerau bald Möglichkeiten enthalten und schaffen, deren alle Kunstfreunde froh sein können.

Wolfgang Schumann

Die Aufführung des ganzen „Orpheus" von Gluck brachte Dalcroze einen ausgesprochenen Erfolg. Es ist schwer zu sagen, wieviel innere, sachliche Gründe hier den Beifall eines Publikums bewegten, das von vornherein zum großen Teile der Anstalt mit größter Sympathie entgegenkam. Für mich zeigte sich wieder einmal, wie seltsam kritiklos eine Zuschauermenge verfährt, wenn sie vom Wesentlichen rechtzeitig abgelenkt wird,

Digitized by Google

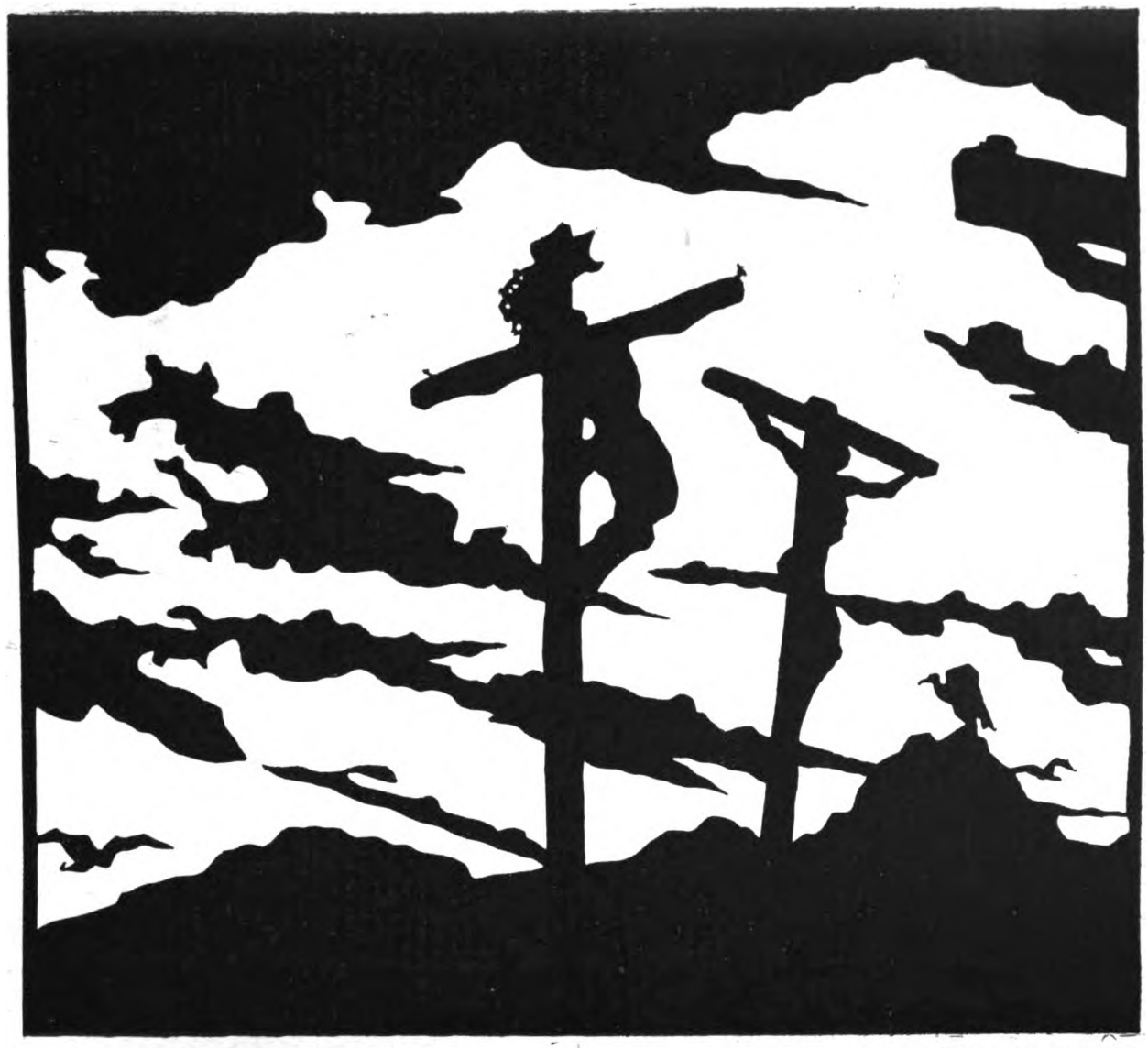
Das Wesentliche ist aber doch wohl die Musik der Gluckschen Oper. In keinem Opernhause hätte man es ertragen, daß der Dirigent aus dieser leidenschaftglühenden Oper tiefsten Schmerzes durch Dehnen, Mildern, Ungeschick und dilettantisches Überakzentuieren eine Elegie süßlicher Wehmut machte. Ohne die Suggestion, daß das Neue auch von selbst Gutes sei, hätte man sich die plumpe, trampelnde, sinnlos überladene Körpertollheit dieser „Geister" nicht gefallen lassen, welche aus dem zweiten Akt, der Grauen und Seelenerlebnisse enthält, einen absurden Spuk machten (daß sie das berühmte „Nein!", welches weder ein ff noch ein sf trägt, sondern als gesungene halbe Note geschrieben ist, wütend herausschrien, bezeichnet charakteristisch die oberflächliche Auffassung des Ganzen). Selbst die Sängerin — warum überhaupt noch eine Sängerin, wo unbedingt ein Mann, ein Tenor den reineren, echteren Eindruck machen würde? — traf fast nur das Arioso der Rolle und ihre Gebärde. Die prachtvolle, psychologisch wichtige Rezitativik, die tragische Größe und Leidenschaft ging ebenso wie die Hälfte der Worte verloren in dem wundervoll großen, aber eintönigen Klang ihrer Stimme. So ließe sich Szene für Szene fast eine berechtigte Kritik üben und zeigen, wie wenig vom Gebotenen aus dem Geiste der Musik und der Kunst heraus entwickelt war. Aus eben diesem Grunde kann man schwer über die Errungenschaften dieser in kühner, aber auch allzu aufdringlicher Deutlichkeit arbeitenden Regie mehr sagen, als daß sie zweifellos Möglichkeiten von höchster Feinheit enthält. Theatertechnisch sah man seit langer Zeit nichts so Fesselndes und Verheißendes. Sch.

Kinder am Pianola

Mir ist der Klavierspielapparat viel wert gewesen. Meine Fingerfertigkeit reichte nicht weit, lange nicht bis dahin, wohin doch das Verständnis und die Liebe zu großen Werken strebte. Und wer körperlich kräftig genug ist, um einen solchen Apparat geschickt zu spielen, musikalisch genug, um ihn in allen seinen Möglichkeiten voll zu verwerten, endlich musikfreudig genug, um von den Anregungen des Apparates zum Werke selbst und zu eigner Betätigung je und je zurückzukehren, der kann viel von ihm haben.

Aber auf den Gedanken war ich noch nicht gekommen, bis ich seine Ausführung in der Nähe erlebte: Kinder, kleine Kinder sogar, die Bälge treten und pianistische Werke schwieriger Struktur herunterdrehen zu lassen. Die Vorstellung quält mich, wie es in solchen Kindern aussehn muß. Daß sie nicht verstehn, was sie da klingen machen, begreift sich. Daß es sie reizt, ebenfalls. Der heftige Rhythmus, die Klangfülle, das müheloſe Gelingen eines für kindliches Begreifen gewaltigen Werkes, alles das muß wie eine Art Rausch wirken. Aber hüten wir nicht sonst Kinder vor Rausch? Und wäre es nicht möglich, daß in einem Kind ein Stück Musikalität steckte, ein Streben nach der reinen Kunst, dessen Keime wir mit der Erlaubnis zum Apparatspiel geradezu ertöteten? Denn einmal bekannt mit Gassenhauern und Nudelstücken, wie schwer wird sich das Kind von diesem gemeineren Reiz wohl wieder losreißen, der ihm seine — Musik bedeutet? „Also geben wir ihm gute Musik zum Abspielen!" Es dürfte gute Musik, die dem Verständnis des Kindes angepaßt ist, kaum im Rol-

Digitized by Google



ZU DEM AUFSATZ: „MONUMEN-

CARLOS TIPS: GOLGATHA

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZ: „MONUMENTALE“ SCHATTENRISSKUNST?

CARLOS TIPS: TOTENVOLK

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

lenschatz der Apparate geben! Und wie sorgsam lesen wir doch schon sonst das aus, was wir dem kleinen Gehirn zumuten mögen. Überdies, griffe ein Kind wirklich — was gewiß nur ein seltner Ausnahmefall sein wird — zu Liszt, Beethoven, Bach, auch dadurch würden ihm die Anfänge eignen Musizierens erschwert; die in unsrer Erinnerung so seligen Stunden eigner angestrengter Arbeit, um Note für Note, Finger für Finger in die Geheimnisse der süßen Kunst einzudringen! Wie verbauen wir ihm den Weg zum Edelsten, was Jugend erleben kann: rein und stolz aus eigner Kraft zur Kunst zu gelangen. Denn das Kind soll wohl noch geboren werden, das freiwillig und gern vom Rausche abläßt. In Wahrheit: hier ist Gelegenheit, auf ein Vergehen gegen die Kinderseele aufmerksam zu machen, das „kunsterzieherisch" einen Höhepunkt des Mißverständnisses bedeutet. Wohl, nur, weil wir Musik ihrem Inhalt nach uns noch nicht als lebenbildend, gehaltwirkend vorzustellen gewohnt sind, ist solcherlei denkbar. Eltern, die dem Kind mit Bedacht Champagner oder Karl Mays Schriften, blutrünstigen Mystizismus und andern seelischen Schmutz vorenthalten, sei es gesagt, daß sie sich nicht weniger an der künftigen Lebensfreude und Nervenkraft ihrer Kleinen vergehen, wenn sie ihnen die gleißende Mechanik für Kunst geben, anderes aber kann für sie das Pianolabrehen nicht sein. Sch.

„Monumentale" Schattenrißkunst?

Die beiden Schattenrißschnitte von Carlos Tips, die wir beifügen, sind in anderem Sinne nur als Abbildungen zu betrachten, als unsre Schattenrißwiedergaben sonst: sie zeigen nicht die Originalmaße, sondern sind beträchtlich verkleinert. Man wolle sich also ihr Schwarzweiß wesentlich vergrößert vorstellen, am besten noch größer, als die Originale sind, als Wandbilder. Dann versteht man am schnellsten die Meinung. Denn es handelt sich hier, wie nun auch schon bei einigen andern Kunstwerken in schwarzem oder farbigem Schnitt, um Versuche, den Schattenriß großräumig dekorativ oder, wie man das in solchen Fällen unzutreffend zu nennen pflegt, „monumental" zu stilisieren. Man stellt sich auf dem Waldbild „Totenvolk" und auf dem Golgathabild die Bäume und Kreuze am besten in Wirklichkeitsgröße vor, um „dahinter" zu kommen. Wer ein Trieder mit Aufsteckglas hat, kann's hier zu Hilfe nehmen, sonst nützt auch ein Leseglas, schlimmstenfalls muß man das Bild eben, anders als sonst wünschenswert, dicht vors Auge halten, um die Illusion der Größe zu unterstützen.

Der Eindruck ist dann ganz anders, als er aus unsern bescheidenen Blättern bei flüchtigem Hinsehn kommt. Beide „Wandgemälde" wirken dann auch innerlich durch die wuchtige Einfachheit der zweckbewußt verteilten Massen und die ausdrucksstarke Linienbewegung außergewöhnlich groß. „Totenvolk" als ein ganz düsteres Naturbild, „Golgatha" mit der Zerrissenheit seines Himmels voller Leidenschaft und Weh. Hier liegen künstlerische Möglichkeiten, für die wir weitere Kreise interessieren möchten. A

Der Münchner Glaspalast 1913

Die elfte Internationale, die heuer die Jahresausstellungen

Digitized by Google

unterbricht und mit den ausländischen Gruppen auch die einheimischen friedlich unter dasselbe Dach vereinigt, wird denjenigen enttäuschen, der hier so etwas wie einen Tummelplatz sämtlicher Richtungen vorzufinden hofft. Der stumme Kampf zwischen Ex- und Impressionisten, der die jüngste künstlerische Entwicklung kennzeichnet, muß anderswo ausgetragen werden als auf diesem konservativen Münchner Boden. Man durchschreitet nicht etwa einige, sondern wohl ein Dutzend Säle und mehr, die solch ehrwürdig verschlafene Gesichter machen wie vielleicht Anno 88, als die Schotten jung waren und unerhört revolutionäre Attacken ritten. Man klopft bei den Franzosen an — sie haben den großen Ehrensaal erhalten —, um die Kubisten und ihresgleichen beisammen zu sehen. Was in die Augen fällt, sind brave Routiniers, geschickte Dekorateure, wie etwa Jacques Blanche, der Gobelinwirkungen mit großen Kostümbildern anstrebt. A. Besnard und Raffaeli zeigen sich kaum neu, obwohl das Temperament des ersteren in einem glühend farbigen Obstmarkt ungebrochen zum Ausdruck kommt. Man muß in die Seitengassen abbiegen, um Monet und Degas zu finden, von ersterem eine köstliche Uferlandschaft aus seiner älteren Zeit. Interessanter wirken Vuillard mit einer blütenfarbenen Marine und M. Denis, dessen Strandbild „Galatea“ die Anmut leichtbewegter Gestalten mit lockerer farbiger Haltung vereinigt. Auch sonst ist noch einiger Nachwuchs zugelassen, aber zu einem charakteristischen Überblick reicht das Material nicht aus: Höchstens noch Lalique läßt uns vor seiner Auslage verweilen, um seine erstaunlich kunstvollen Schmuckarbeiten zu bewundern. Mir scheint, sie waren früher weniger erkünstelt, aber technisch kann diese Miniaturplastik kaum übertroffen werden.

Oder wenden wir uns zu den Italienern? Wir werden Veduten finden und Volksszenen, freundliche Porträts und nette Studien, mehr kaum. Denn die Futuristen haben wohl im Münchner Slawenviertel heftig Schule gemacht, aber daheim geht alles seinen alten Gang. Und so ist es mit den übrigen Ausländern im großen ganzen auch. Sie haben, so die Ungarn, die Skandinaven, die Russen, noch kaum die Summe aus den impressionistischen Erfahrungen der letzten beiden Jahrzehnte gezogen. Sie sind dabei, es zu tun, und ich könnte den einen oder den andern Namen nennen, der aus der Masse sich heraushebt. Es wäre auf fleißige schwedische Porträts zu verweisen, oder auf die eigentümlich starren, fast schroffen Bauernbilder der Spanier Ramon und Valentin de Zubiaurre, auf ein paar feine Landschaften des Russen Bialinizki, auf das starke Leben in den plastischen Frauengestalten des Tschechen Jan Stursa, auf die wuchtige Marmorsprache des Südslawen Iwan Mestrowic, der seine Empfindung zwar in Paris raffiniert, aber sein Formgefühl sichtlich an Spätwerken Michelangelos gesättigt hat.

Damit sind wir schon auf österreichischem Kunstgebiet. Um es gleich zu sagen: die wesentlichsten Zeugnisse für die Absichten wie für das Können einer Gegenwart, die vorwärts drängt, finden sich eben doch in den Sälen der Münchner Gruppen, der Schweiz und, wenigstens teilweise, auch Österreichs.

Wenn die Münchner Sezession inmitten der nervösen Un-

Digitized by Google

ruhe, die zu raschen und verfrühten Umwertungen aller malerischen Werte drängt, auf ein bedächtiges Tempo hält und bei der Kunst nicht so sehr auf die Idee und das Wollen, sondern auf das handwerkliche Können sieht, so ist das eher zu loben als zu tadeln. Auch innerhalb dieses Könnens ist Raum genug, die inneren Schwerpunkte anderswohin zu verlegen, die Grenzen langsam, aber sicher zu erweitern. So ist es wohl kein Zufall, daß diesmal die christliche Legende häufiger als sonst Anlaß zu figürlichen Kompositionen gegeben hat. Vorweg in einer Kreuzabnahme von Ludwig Herterich, seit Jahren wieder der ersten größeren Arbeit des Künstlers, groß angelegt im Aufbau der Gruppe, die um den hingestreckten Leib beschäftigt ist, bedeutsam auch in der Empfindung, die durch eine starke Zurückhaltung im braungrauen Kolorit etwas Härenes, Klösterliches gewinnt. Einen so geschlossenen Bildeindruck erhält man vor der Kreuzigung von Stuck leider nicht, denn ein ultramarinblauer Mantel der zurücksinkenden Maria bringt in die düsteren drei Kreuze einen grellen Reflex fast wie von Scheinwerferlicht. Ein fast grausames Pathos entwickelt G. Jagerspacher durch seinen Realismus in einer Kreuzabnahme, die in der Tonschönheit der Malerei geradeswegs auf die Überlieferung Leibls zurückführt. Und mit Karl Caspars großer „Pièta“ meldet sich die jüngste Zersetzung aller Lokalfarben in Übergangstöne, wie sie Cézanne erobert hat; nur daß Caspar seine Gestalten ziemlich hilflos aufstellt, anstatt sie zu bewegen, und wenn er's tut, wie im „Ölberg“, so spürt man Giotto durch. Weit unselbständiger ins spätere Norditalien zurück führt eine sitzende Madonna von K. Becker-Gundahl.

Führer der Sezession wie Habermann, A. v. Keller und Samberger erscheinen recht ehrenwert auf dem Plan mit Bildnissen, von denen besonders Kellers Porträt der Frau Bosetti eine überraschend frische malerische Leistung ist. Was das kolossale ganz äußerliche Reiterbildnis von Angelo Jank in dieser Gemeinschaft besagen muß, wird sich der Künstler wohl selber beantworten können. An irgendeiner dunklen Kasinowand ist es gewiß sehr am Platze, hier kaum. Besonders, wo der Nachwuchs mit Max Unold, Leopold Durm und E. Burmester Talente vorschiebt, von denen namentlich Unold ein unbestechlich solides und doch geistvolles Damenporträt als höchst erfreuliche Leistung aufzuweisen hat. Hier wie bei Durm merkt man Pariser Einfluß, und es ist bezeichnend, daß Durm, der flächenmäßig trennt und linear begrenzt, gegenüber der rein gegenständlichen, viel nachgiebigeren Malweise Unolds nüchtern wirkt, obwohl doch der persönlichere und stärkere Ausdruck dort zu finden sein müßte, wo gleichsam „auf Stil“ gearbeitet wird.

Von den Landschaftern hält sich Richard Pietzsch erquicklich frei von den technischen Experimenten, zu denen sich zum Beispiel der ungemein begabte Zügelschüler Julius Seyler durch ein leichtes Handgelenk in neuerer Zeit verführen läßt. Pietzsch gibt immer, mag es nun sein Isartal sein oder etwa eine dunkelbewaldete Schwedenküste, ein erlebtes Stück Natur, und eher verzichtet er auf Abrundung zum Ganzen, als auf diese Treue dem Erlebnis gegenüber, das niemals weichlich erscheint. Wie konventionell erstarrt im

Digitized by Google

Schema seiner Chiemseebilder wirkt daneben R. Kaiser, der von Jahr zu Jahr seiner eignen guten Vergangenheit fremder wird. Vom Tiermaler Ch. Tooby sieht man eine überraschend lyrisch empfundene Abendlandschaft, eine Waldwiese mit Pferden. Die Phantastik vertritt Julius Diez mit einem „Neptun", der als ein rüstiger Kumpan mit seinen schnaubenden Rossen daherbraust — keine Illustration diesmal, sondern ein wirklich malerisch inspiriertes „Gesicht"; in seinen dekorativen Entwürfen ist der Künstler nicht minder urwüchsig, wenn auch manchmal (für Mosaik) etwas bunt. Albert Weisgerber und Jul. Heß kultivieren, beide, allzu eifrig auf dem Schulpfade hinter Jungfrankreich, eine absolute Malerei in Stilleben und Interieurs, die teilweise äußerst delikat sind.

Vom weiteren München erwähne ich die tüchtigen Landschafter der Luitpoldgruppe Hans Heider und R. Petuel; dazu den Alpenmaler Franz Hoch, der seinem Konkurrenten Karl Reiser voraus ist, weil er malerische und nicht zeichnerische Probleme zu packen weiß. In Heinrich Brünes „Frühstück im Grünen" haben wir eine farbig vorzüglich abgewogene Gruppe, der nur etwas mehr figürliches Leben fehlt, um vollendet zu sein. Aber kein solches Leben, wie es W. Schnackenberg in seinem rasenden Revolutionsspektakel an Daumier und Max Reinhardt zugleich nachempfunden zu haben scheint.

Die Schweizer sind lustig, man könnte beinah sagen: sie jodeln vor Freud. Am vernehmlichsten C. Amiet, dessen lodernd rote Obsternte das lauteste Bekenntnis zur farbigen Symbolik in der ganzen Ausstellung ist. Überzeugen wird es die wenigsten, daß man, um die Überfülle des Herbstes zu gestalten, alles rot sehen müsse wie der Stier von Uri, wenn er gereizt ist. Dabei verfügt der Künstler über ein außerordentlich malerisches Raumgefühl und eine Beherrschung der rüstig bewegten Gestalten, daß man ihn durchaus nicht den Bluffern zugesellen darf. Hodlers Schnitter kennen wir bis zum Übermaß, seine strengen stolzen Frauenköpfe sehen wir gern auch einmal ohne zugehörigen Akt. Max Buri ist in all seiner lokalfarbenen Nüchternheit, mit der er seine derben Bauern ans Fenster setzt, bunt und breit — er ist, meine ich, immer zu respektieren, aber wenn er schon in seiner flächenhaften Ölmalerei ans Plakat streift — das beliebte Fenstermotiv gleich in dreifacher Abwandlung, das ist ein bißchen viel, und wenig zugleich. Diese ganze Schweizer Kunst hat eine nüchterne Frische, die ihr Charakter gibt. Wenn man sieht, wie ein mir ganz neuer Mann, Eduard Renggli, auf kleiner Tempera einen Kriegerzug bemeistert, geschlossen und wuchtig; wenn man E. Breßlers „Hochzeitsschmaus" oder Ed. Vallets „Prozession" auf den räumlichen Klang wie auf die geschlossene farbige Haltung hin betrachtet, so ist man fast geneigt, soviel gute Qualitäten zu überschätzen. Landschafter von eigenem Wuchs wie W. Lehmann, W. Röthlisberger und der Genfer Alex. Perrier vervollständigen den Eindruck, daß die freie Schweiz ihren Ruf als Wiege der Talente noch keineswegs überlebt hat.

Österreich zeigt Kollektionen, von denen diejenige Klimts künstlerisch obenan steht, nicht gerade in seiner „Vision", wo er nach wie vor Menschenleiber orna-

Digitized by Google

mental wild verknäuelt, sondern vor allem in seinen mystischen Landschaften, einem mondänen Porträt und seinen verblüffend ausdrucksvollen Zeichnungen, die denen von Ed. Munch nichts nachgeben. Ferd. Andri regt sich neuerdings sehr monumental, in Apostelbildern u. dgl., aber er wird leer dabei und verliert die intime Frische, über die er in seinen kleinen Landschaftsausschnitten mit buntem Volk so ungezwungen verfügt. In K. Sterrer lernen wir einen Nachempfinder Thomas und Weltis kennen, dem es, aller deutschen Absichten ungeachtet, leider ebensosehr an Ursprünglichkeit gebricht wie J. Preißler, der L. v. Hofmann nacheifert. Selbständiger in der Empfindung, wenn auch ganz unzeitgemäß in der malerischen Technik, erscheint mir Franz Rumpler, der die Linie Waldmüller-Alt behaglich fortsetzt. Eine Kuriosität ist Oskar Laske, der Mensch und Getier gleich in Hekatomben auf kleinstem Formate reihenweise aufmarschieren läßt.

In der Plastik nimmt Rodin seinen Ehrenplatz nach Verdienst ein. Solch eine leidenschaftlich sprechende Hand wie die bronzene, die er neben vier Bildnisköpfen und einem heftig bewegten Akt „De profundis“ zeigt, macht ihm so leicht keiner nach. Die mystischen Köpfe von A. Bourdelle (Drama, Beethoven), ein zart empfundenes Frauenhaupt von Bartholomé, eine lapidare Büste von Minne beanspruchen Geltung, ohne in das etwas überlaute Pathos des Mailänders A. Wildt oder des französierten Schweizers R. Niederhäusern zu verfallen. Der erstere zeigt eine barock bewegte Brunnengruppe, der letztere große symbolische Reliefs. Meisterlich klar und lebendig dabei ist Alex. Opplers Gestaltung der „Schuld“, fein empfundene Mädchengestalten sieht man von F. Klimsch, Ed. Zimmermann, E. Beyrer und dem Ungarn J. Csikasz, während der Wiener Fr. Barwig und der Münchner Fritz Behn für das plastische Getier gesorgt haben: der Wiener schon kunstgewerblich stilisierend, der andre derb naturalistisch und doch wuchtig dabei. An guten Büsten ist auch diesmal in dem Saal der Sezession kein Mangel. Eugen Kalkschmidt

Die Leipziger Baufachausstellung 1

Durch den Opferrauch, der von zahllosen Säkularaltären zu Richard Wagner emporsteigt, ragt das Denkmal der großen Völkerschlacht, von der Vaterstadt des Meisters erbaut, in den reineren Äther empor. Ich weiß nicht, ob der genius loci sich seiner Handlungsweise voll bewußt gewesen ist, als er im Schatten dieses getürmten Felsens eine Stadt erstehen ließ, die das Bauen und Hausen des modernen Menschen zeigen soll. Denn der Schöpfer des Nibelungen-Ringes läßt in seiner liebenden und trügenden, hassenden und werbenden Welt von Göttern und Göttermenschen den Architekten nicht gerade die gesegnetste Rolle spielen. Durch Verträge gezähmt, schufen Fasolt und Fafner, die rauhen Riesen, die stolze Halle für die mächtigen Asen: hehr und herrlich der Bau, kein Stein wankt im Gestemm. Die Erledigung der Honoraransprüche, wie sie leichtherzig der Göttervater den Starken zugestand, führt zu bekannt tragischem Ende. Um ihren süßen Lohn betrogen, von Goldes Glanz umstrickt, löst sich in Neid und Haß die Baufirma blutig auf, und der Überlebende erliegt endlich, des Soldes träg brütender Hüter und

Digitized by Google

weiteren Aufträgen wegen Übertrittes in das Privatleben entzogen, Jung-Siegfrieds neidlichem Schwert. —

Es ließen sich an die Geschichte dieser aus Eddatiefen auftauchenden Urbaukünstler einige fruchtbare historische Spekulationen knüpfen. Zum Exempel: wie die Architektur ihres ersten Schaffens Grund und Halt in dem königlichen Willen der Gewaltigen der Welt findet (man vergleiche die Baukunst unter den Pharaonen und die im Zweistromland), wie lang der Weg durch tausendjähriges Kulturdrängen der Menschheit bis zu den Tagen, wo das Bauen der Großen, die im geschichteten Stein den Göttern eine Zuflucht auf Erden bereiten, und das Wohnen der breiten Menge, die nichts als vier Wände und ein Dach überm Haupte begehrt, unter dem ästhetisch und technisch begrenzbaren Begriff einer Baukunst zusammenfließt. Bis endlich neben dem Bauherrn der Baumeister als Persönlichkeit aus der Schar der Maurer und Steinmetzen, der Zimmerleute und Arbeitsaufseher heraustritt, bis der Architekt es wagen darf, sich als Künstler neben den Maler und den Bildhauer zu stellen. Und wo am Ende die Frage nach dem Kulturwert der Architektur nicht mehr als eine akademische abgetan werden kann, sondern man sich darauf zu besinnen anfängt, daß in den Werken der Baukunst alles menschliche Schaffen, das Ewigkeitswerte des sinnlichen Erlebens gebiert, seine tiefsten Atemzüge tut, sein rotestes Herzblut ausgießt.

Über dem Programm, mit dem das Leipziger Unternehmen seinen Problemen entgegentritt, steht als erste These der Name des Dinges selbst. Nicht der Baukunst, sondern dem Baufach, non scholae, sed vitae, will sie dienen. Das soll wohl heißen: die tausend Fäden, die das Werk der Architekten mit dem Boden der Gegenwart und seinen Bewohnern verbinden, sollen bloßgelegt werden. Nicht nur wie gebaut wird, sollen wir sehen, sondern den Werkstoff, seine Quellen und seine Gestaltungen, die Gesetze, die er sich schafft, die Menschen, die ihn anwenden, die Bedeutung des Bauens für den Einzelnen und für das staatlich und städtisch gebundene Volksganze, die wirtschaftlichen Werte des Bodens und ihr Einfluß auf Menge und Art der Bauwerke, die Wirkungen auf gesellschaftliche und gesundheitliche Zustände und Entwicklungsmöglichkeiten, die soziale Stellung des Baumeisters im Rahmen der wirtschaftlich und künstlerisch verwandten Berufe, und derlei mehr. Die Aufgabe ist von höchstem Range. Ihre Lösung könnte einem Querschnitt durch den Kern unsres Zeitgeistes und -bildes gleichkommen. Die Form aber, der plastische und räumliche Rahmen dieses gewaltigen Werkes darf nur dann eine würdige genannt werden, wenn sie selbst einem Kunstwerke gleichkommt. Die Ausstellungsbaukunst gleicht einer jüngeren Schwester der Architektur, einem schnell heranwachsenden Kinde mit frei und groß geschnittenen Zügen und mächtigen Gliedern, das sich in raschem Wachstum zu kurzem Erdendasein emporreckt, um bald den monumentalen Mantel wieder abzuwerfen und in das Dunkel eines frühen Todes hinabzutauchen, eine glänzende Eintagserscheinung. Wenn je dieser Art Scheinbaukunst ein großes Ziel gesteckt wurde, so war es hier, wo es galt, ihrem eigenen besseren und wahren Sein für die Dauer eines Sommers eine Stätte zu bereiten.

Digitized by Google

Es muß herausgesagt werden: die Leipziger sind uns die Lösung der Aufgabe schuldig geblieben. Sie haben in dem Bemühen, alle Fächer und Fächlein des Bauens zu bedenken, die Kunst des Bauens nur allzu knapp zu Wort kommen lassen. Der Riesenstoff ist notdürftig durchgearbeitet, viel organisch Zusammengehöriges wurde äußeren Bedingungen zuliebe zerrissen, viel Nebensächliches in breiter Prätention vorgedrängt, Veraltetes und Nichtssagendes lebendigen und ausdrucksreichen Werten vorgezogen. Und das Neue ist selten gut, das Gute noch seltner neu. Die Gesamtstimmung der Schau läßt genug guten Willen erkennen, aber nicht genug innere Zucht und wirklichen Respekt vor der Forderung des Tages, das heißt, vor dem Satze, daß nichts der Vorführung wert sein darf, was nicht einem klar erfaßbaren Bedürfnis der Gegenwart einen natürlichen und selbständigen Ausdruck gibt. Wie sich Licht und Schatten in diesem Bilde verteilen, dessen Grenzen nicht bewußte Überlegung, sondern oft nur der Zufall gezogen zu haben scheint, wird einer sorgfältigeren Betrachtung nicht entgehen; aber auch ein flüchtiger Gang durch das außerordentlich umfangreiche Gelände, das die Ausstellung zu Füßen des Völkerschlachtdenkmals bedeckt, verrät, warum dieser Schöpfung kein reiner Erfolg zuerkannt werden darf.

Erich Haenel

Vom „weißen Rößel"-Denkmal zu Saarbrücken

Es sollte die Reiterstückel feiern, so Anno 1870 dort ausgeübt worden sind. Spaßhafte — und doch wieder so bedeutsame, daß die Geschichte davon erzählt. Man kann getrost sagen: ohne sie wäre der ganze Feldzug von 1870 anders verlaufen.

Die Franzosen waren damals die Angreifer. Sie mußten also zum Angriff fertig sein. „Archiprêts" nannte sie ja auch ihr Marschall Leboeuf; wir sahen sie deshalb auch schon hereinbrechen. Im Geiste hatten wir ihnen schon das ganze linke Rheinufer freigegeben. Ganz so weit ging nun Moltke nicht; aber das linke Saarufer gab auch er ihnen frei — oder vielmehr wollte er ihnen frei geben; und so kam der Befehl an die Saarbrücker Besatzung, die Stadt zu räumen. Was eine Uniformhose anhatte, zog auch sofort ab; einer aber wollte durchaus nicht, und das war der Kommandeur vom 7. Ulanenregiment. Der wollte bleiben, so lange es eben ging, erbat sich die Erlaubnis dazu, erhielt sie und legte sich nun sofort auf die „Stückel".

In dem Manne steckte ein Regisseur, eine Art Reinhardt; er spielte Theater mit den Franzosen als Publikum, die da vor ihm in ihren Wäldern lagen und von den Spicherer Höhen herunterschauten, wie von einer Galerie. Er verkleidete seine Ulanen auf die verwunderlichste Art, machte sie zu Dragonern, zu Husaren, zu Kürassieren, zu Infanteristen. Jeden Tag schickte er sie aus; immer waren es andere. Sogar Feuerwehrhelme setzte er ihnen auf. Sein Fundus schien unerschöpflich. Den Franzosen ward wirr, sie bekamen es mit der Besorgnis und blieben vor der Hand in ihren Wäldern. Sie mußten sich erst darüber klar werden, was für Truppen und wie viele ihnen denn da eigentlich gegenüberstanden. Dieses Zögern hatte aber gerade zugereicht, daß Moltke auf dem rechten Saarufer die nötigen Truppen gut zusammen bekam, auch die

Digitized by Google

Bayern und die Württemberger waren inzwischen da, und nun zeigte sich die Stoßkraft der Deutschen: Im Umsehen waren die Franzosen aus ihrer ersten schönen Stellung heraus und auf dem Marsch in die zweite, weniger schöne. Das Theaterspielen der Saarbrücker Ulanen hatte einen großartigen Erfolg gehabt.

Das Saarbrücker Schlachtfeld ist denkwürdig; ist es doch auch das einzige Fleckchen deutscher Erde, das die Franzosen damals auf wenige Tage so halb und halb in Händen hatten. Es stehen heut ungezählte Denkmäler darauf; jedes Bataillon beinahe hat das seinige. Sie sind so dreißig bis vierzig Jahre alt und stammen also auch aus einer Zeit, wo die deutschen Bildhauer in den bequemen alten Geleisen gingen. Säulen, Obelisken, Pyramiden — weiter reichte es damals eben nicht. Das ist heute natürlich ganz anders geworden.

Und ein Denkmal fehlte immer noch, eins für die Taten jener Ulanen. Gesammelt war lange dafür — endlich war man so weit. Nun stand es fertig da, noch in der üblichen Weise verhüllt. Gespannt schauten Tausende von Augen drein. Alle noch lebenden Ulanen von Anno siebzig waren beisammen, und ein Schauer der Befriedigung ging durch sie, als nun ihre Taten von dazumal dem heutigen Geschlechte greifbar vor Augen gerückt werden sollten. Der alte Kommandeur aber, der nicht weit davon — im Saarbrücker „Ehrental" — eigentlich im ewigen Schlummer ruhen sollte, mag am Ende auch mit einem Auge herausgeblinzelt haben. . . .

Die Hülle fiel. Was zeigte sich? Ein — Obelisk. Wirklich und wahrhaftig: ein Obelisk. Noch dazu einer auf vier Kugeln.

Ganz verdutzt schaute alles drein.

Aber dann atmete man wieder auf. Es war ja noch ein Pferd dabei — ein Rößel. Das zeigte sich oben drauf, denn der Obelisk war gerade so weit abgestumpft, als das Pferdchen zur Not da stehen konnte.

Für einen Obelisken aus Ägyptenland schlägt kein altes Ulanenherz; für ein Pferd schon eher; aber alle Augen suchten: Wo stecken wir nun eigentlich? Wir Ulanen?

Ha, auf dem Pferde sitzt ja noch etwas! Ein Ulan? Nein, ein sibyllennackter Kerl; in der Rechten hält er eine Art Spieß — bei Leibe keine Ulanenlanze! Das streckt er auch nicht in Ulanenart, sondern er hält's wie einen Stecken. Dafür schwenkt er mit der Linken einen Baumzweig durch die Luft.

Das war das Denkmal, das auf immer und ewig die ebenso spaßhaften wie weltbestimmenden Taten der Ulanen von 1870 in Stein und Erz in ihrer heiter ernsten Mannhaftigkeit festhalten sollte — „den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung", wie es ja immer heißt...

Ein Denkmal mag einen „Stil" haben, welchen es wolle. Es braucht gar keinen zu haben, wenn es uns nur das sagt, was wir in ihm suchen. Oder auch etwas anderes, dann aber so gewaltig, so durchdringend, so überzeugend, daß wir darüber vergaßen, was wir gewöhnlichen Menschen suchten. Wenn die Kunst des Bildhauers so weit nicht reicht — und meistens wird sie's nicht — dann muß sie zum mindesten das bieten, was ganz selbstverständlich von ihr verlangt werden kann: die Erinnerung an das Stück Leben, dessen Erinnerung sie dienen soll.

Franz Woas

Digitized by Google

Vom Modellieren an der Baugewerkschule

Die Erkenntnis, daß unsre Wohnungskultur auf einen Tiefstand schlimmster Art herabgesunken war, führte dazu, die Ursache dieses Tiefstandes zu suchen. Das Augenmerk wandte sich auch den Fachschulen zu. Dabei konnte gerechterweise der Baugewerkschule nicht die alleinige Schuld am Baueland auf dem Lande zugeschoben werden, denn die Wechselbeziehung zwischen Hochschule und Baugewerkschule ist schon infolge der Ausbildung der Lehrkräfte an den Hochschulen zu allen Zeiten sehr rege gewesen. Sucht man nun die wesentliche Ursache des Tiefstandes in der Lehrmethode, so ist es die übermäßige Betonung von Einzelheiten, Gesimsen usw. wie der historischen Stile und die einseitig betriebene Ausbildung. Woher kam das? Die Baugewerkschule sollte nur technische Hilfskräfte erziehen, nicht künstlerisch empfindende Baumeister. Man übersah dabei die Tatsache, daß die meisten Bauten auf dem Lande von Baugewerkschülern erbaut werden. Unbeschadet des vielen Wissens dieser Baumeister, fehlte ihnen eine grundlegende Hauptsache, das Haus als ein in sich, wie mit der Landschaft harmonisch zusammenklingendes Ganzes zu empfinden und dementsprechend zu bauen.

Vom künstlerischen Standpunkte aus aber fehlte es dem Baugewerkschüler vor allem am körperlichen Sich-Vorstellen dessen, was er in der Ebene entwarf. Zwingt man nun den Schüler durch das Modellieren zur körperlichen Vorstellung des Gezeichneten, so findet der fähigere Schüler infolge des angeborenen, natürlichen Schönheitsgefühls das unhaltbar Häßliche seiner Zeichnung ganz von selbst. Diese selbsttätige Wirkung ist der beste Beweis für die pädagogische Wichtigkeit des Modellierens.

Nun sind wir glücklicherweise so weit, daß wir mit der befriedigenden Lösung des Äußeren eines Gebäudes keineswegs unsre Aufgabe für erfüllt betrachten; wir fordern vielmehr, daß das Haus von innen nach außen einen harmonischen, einheitlich guten Eindruck macht. Der Innenausbau wird mehr als je in den Vordergrund gestellt. Und es ist als eine Aufgabe der Baugewerkschule zu betrachten, auch dieses Gebiet unter künstlerischen Gesichtspunkten zu pflegen. Das läßt sich auch, den Willen vorausgesetzt, mit den sonstigen Aufgaben der Baugewerkschule wohl vereinigen, solange man sich im Rahmen des einfacheren Wohnhauses bewegt. Soll aber der Schüler eine plastische Vorstellung von der Wirkung solcher Innenräume erhalten, so ist wiederum das Modellieren der beste Weg dazu, wobei die Beschränkung auf den interessantesten Teil, das Treppenhaus, die Dielenanlage, zunächst genügt. Der Einwand, daß infolge des Modellierens die technisch-konstruktive Ausbildung zu kurz komme, hält nicht Stich, da die richtige Konstruktion der Treppen, des Daches usw. die Grundlage für das Modell selbst bildet. Es ist vielmehr sicher zu erwarten, daß die Stärkung der körperlichen Vorstellungskraft auch für die technisch-konstruktive Ausbildung von großem Vorteile ist.

Der Gedanke, daß künstlerisches Arbeiten sich mit technisch-konstruktivem nicht vereinigen lasse, hält sich vor der Praxis nicht, da künstlerisch Gutes ja konstruktive Güte voraussetzt. Chr. Klaiber

Digitized by Google

Kinder-Sommer-Geräte

Ein buntes Ballnetz, wie es Kinder umgehängt tragen: kann ich die Kinderempfindung davon ausdrücken? Das Geheimnis daran ist die Verbindung von Gewichtslosigkeit mit Behälter. Es ist eine leichte Strickſache, leer liegt es weich und flach, hängt ſchlaff; aber ſchiebt man, ſeinen Mund geſchickt aufſpannend, einen dicken Gummiball hinein, ſo ſchwillt es zu ſich ſelbſt, hat Form und Gehalt, Gewicht und Gewichtigkeit, Ausdruck und Weſenhaftigkeit.

Und der wohlige Gummigeruch des Balles, ſeine glatte, glänzende Lackſchale, die hellen Farben, die gleichmäßigen Flächen der ſich wiederholenden Farbenbezirke, durch feine Segmentrippen voneinander geſchieden, und die Verheißung: Hochſpringen und der dumpfe, volle Ton des Aufpralls.

Netz und Ball zuſammen aber ſind Frühling, ſind gleichbedeutend mit froh-ungeduldigem Aufbruch, mit vollem grünen Laub, mit braunem Sand, mit blauem Himmel und ſchwankenden Sonnenflecken.

Und die Botaniſierbüchſe, kühl, grün, innen glänzendes Silberzinn; der Deckel, aufgetan und hintenübergelegt, eröffnet die in ihrer Unberührtheit unendliche Bergungsmöglichkeiten bietende Höhlung. Zugeklappt, angenehm weich mit den klammernden Bügeln übergreifend um den behaglichen gewölbten Bauch, deſſen ſchlanke Walzenform etwas Jägermäßiges hat, verleiht er der Büchſe, ſie zur feſten Geſtalt beſchließend, Würde: am breiten grünen Band, an deſſen angeſpannter Rauhheit mit dem Finger hinzugleiten oder ihn unterſpreitend den Stoff zu ſtraffen, ſo angenehm beſitzerhaft iſt, ſchwingt man ſie leicht über den Rücken, ſteckt den Arm durch das Tragband und iſt nun, den gelben Rohrſtab mit dem Schmetterlingsnetz obenan in der Hand, auf jegliches Abenteuer gefaßt.

Das Schmetterlingsnetz: man ſteckt gern das Geſicht hinein, läßt die ſteifen, engen Maſchen des Florgewebes kitzelnd über die Wangen ſtreichen, oder man ſtülpt es ſich über den Kopf, alſo daß der Drahtrand, vom Gewicht des hinten herabhängenden Stabes feſt an die Stirn gezogen, fremd in ſeiner Kühle, einen ſekundenlang Ferne träumen macht..

Richard Schaukal

Anzeigen als Anzeichen 16

Wahrſagen uſw.

Uns iſt ein Kulturdokument vorgelegt worden, das uns, die in ſolchen Dingen doch „Abgehärteten“, denn doch beinahe erſtarren gemacht hat. Daß es Aberglauben auch in den berühmten „beſſeren Kreiſen“ noch gibt, nicht bloß weit draußen auf dem Lande, das wußten wir, und auch, daß ſich dumme Weiber, ſeien ſie nun Köchinnen oder Gräfinnen, in der Großſtadt noch wahrſagen laſſen. Aber: die ſämtlichen Anzeigen, die wir hier wiedergeben, ſind einer einzigen Nummer einer Großſtadtzeitung entnommen, dem „Generalanzeiger für Hamburg-Altona“. Für Hamburg-Altona! Deutet das nun auf eine pſychiſche Seuche, oder worauf? Was geſchieht, um hier zu heilen?

Der Nacheiferung empfohlen!

Von „patriarchaliſchen Idyllen“

In Weimar haben wir gegenwärtig viel Straßenarbeit. Neue Straßen werden gebaut, alte aufgeriſſen und neubepflaſtert oder ausgebeſſert. Harte Arbeit. Man muß ſie Tag für Tag vor Augen

Digitized by Google

Patty, Hellseherin!
Antonist. 5, p. l., St. Paulikirche.

Zukunft — — nur — — Fruchtallee 50, II. l.

Die Zukunft! Man staunt! Bis ½9 abds. a. Handlinien. Hütten 67, III. r.

Fr. Bremstädt, Kl. Freiheit 77, pt. r., Altona.

Zukunft! Frau Horst. Zimmerpforte 1. 2. Etg. l.

Frau Lehmitz, Adolfstr. 1, III., Altona.

Frau Beckmann tägl. z. sprech. Hellkamp 42, Hs. 2, pt. l., Eimsb.

Fr. Böge, Pferdemarkt 5, L. Hh. bei der Steinstraße, v. 10—10.

Zu sprech. Humboldtstr. 130, part. rechts, von außerhalb.

Frl. Stern, Hamburgerstr. 157, II. Zu spr. 3—8 U.

Berühmt! Fr. Abrahamsen, Rönnhaidstr. 36, Hs. A, III. r.

Zinga, weltberühmt. Campestraße 18, Wohnwagen.

Fr. Well, Hellkamp 76, 2 Tr., Ecke Lutterothstr., Eimsbüttel.

Sievert,
jetzt: Gr. Johannisstr. 29, II., Altona. Empfangszeit 10—8½ U. Auch für Herren.

F. Offner, Rhld. Kartenlegen. Bundespassage 2, part. rechts.

Frau Geisler, Spaldingstr. Nr. 18, I. r.

Zukunft! Frau **Rolfs.** Lindenallee 46, II. r.

Fr. Schmidt, Alter Steinweg 12, II.

Frau **Brandt** a. Polen seit 19 J. zu sprech. Gr. Neumarkt 30, I.

Graphologin
deut. Handschrift. u. Handlinien n. wissenschaftl. Stud. **Schmidt,** Caffamacherreihe 53, II. r., 11-9U.

Frau Henning, berühmt in Karten. Handlin., Ausk. über Krankh., Sympathie, ert. Massage Poolstr. 34, L. b. Holstenplatz.

Weltberühmt! Chiromantie, Handlin. u. Karten, a. Horoskop. **Neuer Steinweg 50, III. r.**

Zukunftsspiegel
jetzt: Am Brunnenhof 31, I. r., Altona, früher: Adolfstr. 155.

Fr. Schmutter jetzt: Altona, Gustavstr. 72, pt. Karten und genaue Astrologie.

Frau Freytag von 3 Uhr z. sprech. Teilfeld 10, Hy. r., b. d. Michaelisk.

Fr. Spilcker j. 25 J. zu sprech. Vereinsst. 25, II. r.

Fr. Esch d. all., f. gen. eintr., auch Unterr. Alt., Kl. Freiheit 91, I. r.

Frau **L. P.** tägl. zu sprechen für Damen u. Herren. Eilbeck, Rückertstr. 7, Hs. 2, I. links.

Weltber. Wahrsagerin,
Handl. u. Karten, auch Unterricht, Sympathie. Brennerstr. 70, p. r.

Astrologie u. Chiromantie.
Nachlang. Studium deut. Gegenwart, Vergangh. u. Zuk. v. 1 U. ab, auch Sonntags. Nähe Berlinertor **Albrecht,** Brekelbaumspark 24, pt.

Mme. Hassak Barmbeck, Hamb. Str. 33, 3. Etg. rechts.

Frau Hedwik 31 Haus B, **B. Strohhaus** part. r.

Fr. Kaiser, weltberühmt, tägl. zu spr. Steindamm 77, Hy. l.

Karten deutet mit erstaunlicher Sicherheit Frau **Langpohl,** Vogelweide 34, Toreingang, H. 3. l. Sprechzeit v. 9-9, Sonnt. bis 6 Uhr

Frau Marten berühmteste Wahrsegerin wohnt jetzt **Circusst. 12** II. l. vis-à-vis- Schillertheater.

Fr. Ott, Conventstr. 32 I. l. Landwehr - Bahnhof.

Karten, Hellsehen Lorenzstr. 28, prt. l. Nur für Damen zu spr.

Zu sprechen für Damen von 11—1 u. von 4—7. Desenißstraße 14, pt., hinten.

Zu: Anzeigen als Anzeichen 16: „Wahrsagen usw."

haben, um zu wissen: wieviel saurer Schweiß da fließen muß, ehe der Straßengrund, den wir täglich treten, soweit unterbaut und übersteint ist, daß er aller Wetterunbill und Fahrlast standhält. Sandfuhren werden zu- und abgeschleppt, rohbehauene Basalte Stück für Stück nebeneinandergefügt und zerklopft, kleinere darübergelegt, Kies gestreut, und endlich treiben sie den glatten viereckigen Pflasterstein mit schwerem Eisenpflock in hüpfenden Takten ins harte Erdreich. Stundenlang, ganze Tage lang geht diese Schipp-

Digitized by Google

und Klopfarbeit in gebückter Stellung unter glühendem Sonnenbrand fort. Da haben die Leute der X-Straße in Weimar jüngst einen guten Einfall gehabt. Sie mochten finden, solche Arbeit — die, nebenbei, schlecht genug bezahlt wird — sei besonderen Lohnes wert. Und luden die gesamte Arbeiterschaft, als das fleißig und gut getane Werk der Vollendung entgegenging, zu einem frohen Festchen. Ein jeglicher erhielt da: drei Rostbratwürste mit Zubehör, etwelche Zigarren und, versteht sich, die zugehörigen Getränke. Was dem Festchen der Steinklopfersleut aber die Weihe gab, war das Erscheinen von einigen Abgesandten der Bewohner der X-Straße, die in wohlgesetzter Rede für die gute Arbeit dankten und den werktätigen Mannen wünschten: sie möchten noch manch andre Straße zu Nutz und Freude ihrer Mitbürger so schön erbauen können . . .

Sollte es nicht zeitgemäß sein, zu diesem schlichten Ausdruck bürgerlichen Zusammengehörigkeitsgefühls einiges anzumerken? Ich entsinne mich, der Herr Professor für Nationalökonomie und Sozialpolitik hat uns auf der Universität gesagt, das Lohnarbeiterverhältnis sei in unserm Industriezeitalter so weit entpersönlicht und versachlicht, daß es alle reinmenschlichen Beziehungen sozusagen eingeschluckt und aufgezehrt habe. Wie dies Karl Marx denn auch in seinem Kommunistischen Manifest mit viel ethischem Zorn dargetan hat. Und ich entsinne mich weiter, daß unsre Sozialdemokraten die aus den Arbeits- und Besitzverhältnissen hervorgehenden Klassenunterschiede als eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Bourgeois und Proletarier hinstellen, die alle Gemeinsamkeit aufhebe. Beide, der wissenschaftliche Sozialpolitiker und der klassenbewußte Sozialdemokrat, werden eine menschliche Begegnung wie die oben geschilderte wahrscheinlich ein patriarchalisches Idyll nennen, ein Vorkommnis, das an die hier und da noch vorhandenen Überbleibsel naturalwirtschaftlicher Verhältnisse erinnere, und was der gelehrten Kennzeichnungen mehr sind. Und beide werden darnach vermutlich feststellen, daß solche Annäherungen über Arbeits- und Klassenunterschiede hinweg in unserm versachlichten und eingeteilten Zeitalter eigentlich gar nicht normal sind.

Ich will mich nicht erbreusten, die soliden Erkenntnisse dieser Herren auf Grund eines menschlich ansprechenden Einzelfalles von bürgerlich-sozialer Gesinnung anzuzweifeln. Die Wirklichkeit ringsumher zeigt uns ja zur Genüge, daß in der heutigen Welt der Arbeit und in unserm Zeitalter erbitterter Klassenkämpfe für Menschlichkeitsentfaltung wenig Raum ist. Aber ich meine, man soll von diesen Dingen nicht immer nur mit jener verbitterten Ausschließlichkeit reden, als sei außer jenen sozialen Zwangsverhältnissen rein gar nichts mehr da, was uns Menschen scheidet und bindet. Sieht man sich das Leben aufs einzelne an, so merkt man gar bald, daß die Wissenschaft es nur ganz im groben erfassen und nur nach allgemeinen Tendenzen beschreiben kann. Das Leben in seiner Fülle ist viel zu reich, als daß es sich in ein paar wissenschaftlich deutenden Worten einfangen ließe — auch das soziale Leben, das wir führen. Und die Menschen sind doch zu sehr mit Seele ausgefüllt, als daß sie nur als die Puppen mitspielen könnten, zu denen ein schmerzlicher Weltverbesserungsdrang sie degra-

Digitized by Google

dieren möchte — auch die klassenunterschiedenen Menschen, die wir sind. Dem Tüchtigen ist auch unsre Welt sozialer Nöte nicht stumm, und noch immer läßt das buntgestalte Leben Gelegenheit genug am Wege blühn, die gesellschaftliche Sünde durch freie Menschlichkeit zu mildern. Weil dem so ist, sei unser soziales Idyll der Nacheiferung empfohlen.

Adolf Teutenberg

Ein nationaler Opfertag?

Wir schrein zu viel Viktoria,
hurra und Kling—Klang—Gloria,
wir feiern zu viel Feste.
Erst trieben anders wir das Spiel,
wir sagten wenig, taten viel:
und die Art war die beste.

Es war kein Verärgerter und kein Geschnittener, von dem dieses Wort stammt, sondern ein Anerkannter. Und dazu ein kernbeutscher Mann, es war Felix Dahn. Ganz gewiß: Wir feiern zu viel Feste. Auch in Zeiten, die zu anderem da sind, als zum Festefeiern.

So hätten wir wohl des Kaisers Jubiläum nicht feiern sollen? O doch! Aber mußte es so gefeiert werden, wie man's wohl allerorten tat? Wie man's mitmachen mußte, um nicht in den Ruf zu kommen, national unzuverlässig zu sein? An vielen Stellen konnte man sich's gar nicht denken, daß man nicht so konventionell mitfeiern wollte, wie die meisten taten.

Wir wollen ganz absehen davon, daß auch unter des Kaisers 25jähriger Regierungszeit nicht alles gewesen und geworden ist, wie es hätte sein können und sollen. Wir wollen auch absehen von allen Fehlern und Mißgriffen dieser Zeit. Wir wollen gar nicht davon reden, daß die herrlichen Zeiten, denen er uns entgegenführen wollte, nicht gekommen sind. Nein, wir wollen uns freuen, daß wir einen Kaiser haben, um den uns das Ausland beneidet. Und doch ist das noch nicht genug, um diese vielen Jubelfeste zu rechtfertigen und unter dem Jubel so vieles andere zu vergessen.

Solche Tage sollten Tage nationaler Besinnung sein.

Es möge nur an zweierlei erinnert werden. Blicken wir nach außen. Waffen ringsum. Einer Welt von Feinden gegenüber. Die, darüber dürften wir uns wohl klar sein, trotz aller Friedensversicherungen, trotz aller korrekten und freundschaftlichen Beziehungen, doch nur darauf warten, gegen uns einen vernichtenden Schlag zu führen. Sollten wir schon vergessen haben, wie nahe wir daran waren, das Schwert ziehen zu müssen? Wir wissen heute nicht, wie bald wir dazu gedrängt werden. Es ist nicht mehr so, daß es uns nicht kümmert, wenn drunten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen. Und blicken wir nach innen. Sehen wir nicht an solchem Tage die Mienen derer auftauchen, die nicht mitfeiern wollen? Mehr als vier Millionen Stimmen vereinigten bei der Reichstagswahl 1912 diejenigen auf sich, die mit den bestehenden Zuständen brechen wollen. Mehr als vier Millionen Männer über 25 Jahr. Das bedeutet 20—25 Millionen unseres Volkes. Sein dritter Teil. Ein Drittel des deutschen Volkes steht abseits. Steht im bewußten Gegensatz zu dem Kaiser, der einst das stolze Wort prägte, man solle sie ihm überlassen, er werde schon allein mit ihm fertig werden.

Und trotzdem: Wir jubilieren nicht bloß, sondern wir jubilieren nur.

„Das Ausland blickt auf uns in diesen Tagen," so sagte einer der Festredner, „es will sehen, ob das Kaisertum im deutschen Volke feste Wurzeln geschlagen hat." Kann es

Digitized by Google

denn das sehen aus diesen Festen? Ist das die nationale Tat, die ein solcher Tag bringen muß? Oder die, daß unser Volk zu einer Kaiserspende für die Missionen gesammelt hat?

Die Notwendigkeit einer Wehrvorlage ist anerkannt worden bis weit ins Lager der Sozialdemokratie hinein. Heute jubeln alle Parteien dem Kaiser zu und rühmen ihre eigne Opferfreudigkeit, morgen feilschen sie um den Groschen, der dem Vaterland geopfert werden soll, und versuchen mit allen Mitteln von List ihre Parteigänger vor der Belastung nach aller Möglichkeit zu bewahren.

Wie viele Summen sind ausgegeben worden für dieses Fest? Waren sie nicht besser anzuwenden?

Die Heilsarmee hält Selbstverleugnungstage und Selbstverleugnungswochen ab. Die Erträgnisse dieser Zeiten, in denen jeder abliefert, was er durch Rückkehr zur größten Einfachheit gespart, zählen nach Millionen. Und das hat nicht nur für den einzelnen einen ideellen, sondern auch einen hygienischen Wert. Das deutsche Volk als Ganzes hätte wohl das gleiche tun und diese Jubiläumstage zu Tagen der Selbstverleugnung gestalten können. Es müßten ungeheure Summen zusammengekommen sein, wenn jeder das Geld, das er vergessen, vertrunken oder sonst verfeiert hat, auf den Altar des Vaterlandes gelegt hätte.

Dann wäre nur ein Fest weniger gewesen in der großen Reihe, sonst aber eine Tat mehr, und eine, die auch dem Auslande wirklich einmal imponiert hätte.

Bernhard Walther

Frauenbewegung und Volkstum

Auf dem internationalen Frauenstimmrechtskongreß in Budapest gab es einige Zwischenfälle und Entgleisungen, die wohl auf den ersten Blick nur unterhaltsam erschienen, die aber bei näherem Zusehen eine tiefere Bedeutung gewannen. Zunächst überraschte ja schon, daß gerade Budapest für diesen Kongreß gewählt wurde. Die Hauptstadt eines Landes, in dem eines der am wenigsten liberalen Wahlrechte Europas herrscht, in dem die Politik von einer großstädtischen Clique gemeinsam mit einer rücksichtslosen Adelskaste gemacht wird, und in dem die nichtmagyarischen Nationen unterdrückt werden. Wer darüber Bescheid wußte, den wunderte bei der Empfangsfeierlichkeit das Lob, das die Sekretärin des Weltverbandes für Frauenstimmrecht den Gastgebern spendete: in Ungarn wohne eine freiheitliebende Nation, die gewiß im Kampfe um die politische Gleichberechtigung auch den Frauen helfen werde. Ganz der hier bezeugten Kenntnis von den zwischenstaatlichen und -völkischen Zuständen entsprach es dann, wenn auf den amtlichen Drucksachen unter den vertretenen Staaten neben Österreich und Ungarn — Galizien und auch Böhmen aufgezählt werden. Die Tschechen schmuggeln nicht zum erstenmal ihre staatsrechtlichen Sonderbestrebungen auf internationalen Tagungen ein, bei wissenschaftlichen Veranstaltungen kommt ihnen dabei die Unkenntnis der Leitung gewöhnlich aufs beste zustatten. Wo es sich aber im wesentlichen um politische Probleme handelt, da dürfte doch wohl ein solcher Dilettantismus nicht unterlaufen. Die Länder, deren politische Ordnung man so grund-

Digitized by Google

stürzend ändern möchte, sollte man doch wohl zuvor ein wenig kennen. Das Kronland Böhmen, das zu zwei Fünfteln von Deutschen, zu drei Fünfteln von Tschechen bewohnt wird, erscheint nach jenen Drucksachen zu schließen, den Vorkämpferinnen politischer Gleichberechtigung als ein slawischer Staat: denn als Vertretung Böhmens sollten die tschechischen Vereinigungen gelten. Die organisierten Frauen Deutschböhmens erhoben auch Einspruch dagegen — ihnen wurde das Wort verweigert.

Damit war die „Einheitlichkeit" der Grundzüge für die gesamte internationale Frauenstimmrechtsbewegung „gewahrt": die Frauen müssen ihre politischen Rechte als Frauen und nicht als Angehörige einer politischen Partei erkämpfen. Als „politische Partei" gilt auch die Volksgemeinschaft: den Zusammenhang mit ihr und damit in den meisten europäischen Staaten: mit der politischen Wirklichkeit überhaupt muß man aufgeben oder meiden. Abgelöst vom politischen Leben, ganz ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Bedürfnisse und Möglichkeiten der einzelnen Völker und Staaten soll die Frauenstimmrecht-Bewegung leben! Zu welch widersinnigen, haltlosen und ungerechten Folgerungen eine derartige internationale Behandlung der Frauenstimmrechtsfrage führt, das konnte dieser böhmisch-tschechische Zwischenfall vor Augen führen.

Um so deutlicher, als er noch eine geradezu witzige Pointe erhielt. Eben jene tschechischen Frauen, denen die Kongreßleitung, auch die deutschen Frauen, so weit entgegenkamen, daß ihnen ein eigner Staat zugebilligt und ihnen zuliebe $2^1/_2$ Millionen deutschböhmischer Frauen verleugnet wurden: sie blieben dem Kongreß fern. Und zwar mit einer lehrreichen Begründung. Die tschechischen Frauen hatten gefolgert: ehe man das Wahlrecht in Ungarn mit dem Frauenstimmrecht versieht, müssen die Grundlagen einer entwicklungsfähigen Demokratie geschaffen, also den nichtmagyarischen Nationalitäten genügende staatsbürgerliche Rechte gewährt werden. Die tschechischen Frauen waren nicht einverstanden mit Empfangsabendphrasen und zerstörten den internationalen Stimmrechtstraum durch den nüchternen Hinweis auf die unterdrückten Slowaken und die Unvollkommenheiten im politischen Leben einer freiheitliebenden" Nation. Sie veranstalteten in Prag einen eigenen Kongreß. Dabei wurden Gesinnungen laut, die die deutschen Frauen ein wenig beschämen könnten. Die Forderung des Frauenwahlrechts, eines Bruchteils der Frauenfrage, wurde dort den andern Forderungen der Nation untergeordnet. „Die Frau, welche frei und selbständig genannt werden will, muß sich überall als ganzer Mensch äußern. Die tschechische Frau bleibt immer eine Slawin. Sie darf nicht irgendwelchen Teil ihres Wesens dort verleugnen, wo es zum Schaden der nationalen Sache geschehen würde."

Frauen, die so stark am wirklichen und wesentlichen politischen Leben sich beteiligt fühlen, verdienen sich gewiß leicht die politische Gleichberechtigung. In der Tat ist das tschechische Volk viel gründlicher demokratisch durchgebildet, als der größte Teil des deutschen, und so mag sich politische Mitarbeit der Frau wie in demokratisch gestalteten Staaten, in Finnland, Norwegen, Neuseeland, ganz natürlich und organisch ergeben. Von diesem natürlichen Weg zur politischen Gleichberechtigung entfernen sich aber geradezu jene Frauen,

Digitized by Google

denen die Zugehörigkeit zu Volk und Staat in zweiter Linie steht und die zuerst als Frauen für ihr Recht kämpfen. Sie vergessen, welche natürlichen Grundlagen für jene erweiterte Demokratie notwendig sind, die sie anstreben.

Hermann Ullmann

Zur Geschmacksbildung der Mädchen

Geschmack und Schönheitssinn gelten meist für „angeborene" Eigenschaften, die uns ein gütiges Geschick „in die Wiege legt" oder versagt. Aber unbestreitbar ist: der Geschmack ist nicht bloß „Gabe", er will durch unser eigenes Tun entwickelt, ja oft genug überhaupt erst geweckt sein. Wenn wir die „Gabe" pflegen, so wird's immer noch Gradunterschiede in der Entwicklung geben, wie das persönliche Anlagen mit sich bringen; aber sicher werden Geschmacklosigkeiten vermieden, die unser Auge heute verletzen. So weit kann der Farbensinn wohl fast bei allen erzogen werden. In der Schule schon sollte man damit beginnen, und vielfach tut man es ja auch. Die Klassenzimmer zeigen heute nicht mehr überall das öde Bild früherer Tage, da jeder „Schmuck" verpönt war. Bilder und Blumen beleben heute den Raum. Um auch die Selbsttätigkeit anzuspornen, sind in vielen Schulen sogenannte „Schönheitskommissionen" — sit verbo venia! — aus der Mitte der Schülerinnen gewählt, um fürs Klassenzimmer zu sorgen. Wer könnte wohl besser eine solche Anregung gebrauchen als die zukünftigen Hausfrauen?

Um solchen Bestrebungen in der Schule einen besonderen Reiz zu verleihen, hat der Kunstverein in Bernburg eine vorbildliche Einrichtung getroffen.* Er sendet alljährlich an jede Volksschule eine Anzahl Blumenvasen von mancherlei Art zur Verteilung und zum gelegentlichen Austausch; diese Vasen sollen die Mädchen in verschiedenen Jahreszeiten mit selbstgepflückten Blumen aus Wiesen, Wald und Feld füllen. Es werden dann mehrere Tage bestimmt, an denen Preisrichter die fertiggestellten Vasen begutachten. Der Erfolg war nach einem Bericht anfangs natürlich kläglich. „Aus Gewohnheit," schreibt Anna Krüger,** „und wohl auch aus Denkfaulheit entstanden Vasen, gedrückt und gefüllt mit halben Wiesen, oder es wurden Makartsträuße nachgeahmt. Die Blumen wurden fast immer einseitig hineingesteckt. Erst allmählich wuchs das Verständnis für die Struktur der Blumen, für Farbenzusammenstellungen, für die Wirkung von Vase und Blume aufeinander und dafür, wie dieses alles bei der Auswahl sowohl wie bei der Ausschmückung zu berücksichtigen ist. Den Beweis, wie geschickt Mädchenhände unter richtiger Anleitung werden können, erbrachte fast immer der Abschluß des Wettbewerbs im Herbst, bei dem oft Füllungen abgeliefert wurden, die sich getrost den besten japanischen Vorbildern an die Seite stellen konnten. Der ganze Versuch zeigt aber auch, wie nötig es ist, auf diesem Gebiet geschmackbildend zu arbeiten." Eigene Versuche in dieser Richtung haben mir das bestätigt. Oft zeigte sich in überraschender Weise, wie sich bei den einen der Sinn für Farben, bei den andern der für Formen ausprägte.

* Ähnliches hat man übrigens schon gelegentlich in Hamburg getan, wie das Dürerblatt einmal zu berichten wußte. K.-L.

** Zeichenlehrerin in Bernburg.

Digitized by Google

Hier eröffnen sich weite Ausblicke: welchen Nutzen kann ein solches Vorgehen auch für unsre erwerbstätige Jugend haben! Für die Blumenbinderinnen in erster Reihe, dann aber weiter für Schneiderinnen, Putzmacherinnen, für die Zimmermädchen, die Hausbeamtinnen, die Verkäuferinnen, und schließlich auch für die Hausfrauen, die, wenn sie die Fähigkeit haben, ihr Heim mit Blumen schön zu schmücken, sicher den Geschmack an „Hausgreueln“ verlieren. Vielleicht verstehen sich Blumenfreunde oder auch Fabriken, die Vasen und Blumenschalen herstellen, dazu, der Schule eine Anzahl Vasen für solche Zwecke zu überweisen. Die Förderung der Topfblumenpflege, die ja durch die Gartenbauvereine in vielen Städten durch Schenkung von Blumenstöcken an die Volksschulen erfreulich unterstützt wird, ist gewiß sehr wichtig; denn, wenn die Kinder gewissenhaft ihre Pflänzchen pflegen, so ist das für die Gemütsbildung recht wertvoll. Aber fast wertvoller noch erscheint mir diese Ausschmückung von Vasen, da dem Tätigkeitstrieb und dem eigenen Geschmack ein weiterer Spielraum gelassen ist. Johanna Waescher

„Kinder-Sommerfeste“

Zwischen waldbedeckten Höhen am munter rauschenden Flüßchen ein grüner, stiller Wiesengrund. Durch die Talwindung flußaufwärts und -abwärts von der übrigen Welt abgeschlossen, liegt er da wie ein feines, kostbares Märchen, das die schattendunkeln Wälder behüten und ein Himmelsstreifen bedeckt. Nur Mittags ist da fröhlich Leben: da sind die grünen Wiesen zum Spielplatz der Schulkinder geworden; die weißen Kleidchen der Mädel hüpfen wie Irrlichter über dem Grün, daneben spielen die Buben Fußball, dort sieht man gar gebräunte Gestalten im Flüßchen schwimmen. Und abends geht's dann unter Gesang, Lachen, Scherzen und Plaudern das Viertelstündchen heim zur Stadt. So ist jeder sonnige Nachmittag da draußen ein Fest den Jungen, eine liebe Erinnerung und ein froher Anblick den Alten.

Und heute? Das Grün ist verschwunden, eine schmutzig-graue Fläche mit Papierresten überdeckt, ein Dunst wie von Küchenabfällen darüber. Das ist die Folge eines sogenannten Sommerfestes. Eines „Kinder-Sommerfestes“!

Laßt die Kinder hinaus in den Sommer, laßt sie spielen und tollen, so wird jede Stunde zu einem Fest! Meinethalben veranstaltet auch einen Festzug nach irgendeiner lustigen Idee hinaus in unsern Wiesengrund.

Aber was braucht's dazu einen Jahrmarkt mit all den abstoßenden Begleiterscheinungen? In unserm stillen Wiesengrund ist er ein Hohn und Spott auf die grüne Landschaft ringsum. Unter Geschrei und Gejohl wurden in der Woche zuvor Pferde geschunden, um die schweren Jahrmarktsbudenwagen durch die Wiesen zu schleifen. Dann standen schließlich die zwei großen Bierzelte da, die Schießbude, die Waffelbuden, Karussells, und am „Festtag“ selbst lag ein Dunst von Bier und Tabak über diesem „Sommerfest der Kinder“, und Drehorgeln, Orchestrions und Musikbanden lärmten die Sommerschönheit vollends weg.

Der Verein Kinderschutz sah sich nach dem „Feste“ gezwungen, in der Zeitung festzustellen, daß nach 11 Uhr nachts noch Kinder zwischen sechs und zwei Jahren (!) ohne Begleitung auf dem Heimweg betroffen wurden, und zu bitten, solche

Digitized by Google

„Volksfeste“ nicht mit Kinderfesten zu verquicken.

An ihren Festen kann man die Kulturhöhe einer Zeit erkennen. Zu fordern ist: verhunzt nicht die grüne Welt und laßt den Jahrmarkt auf seinem alten Platz. Laßt den Kindern die Natur, wer da draußen sein Wirtshaus entbehrt, mag's in der Stadt suchen. Es hat noch selten gut getan, wenn Sportvereine und Fremdenverkehrsvereine sich zusammentaten, meist ward dann der Sport nur zu einer zeitgemäßen Einkleidung des Bierkonsums. H. S.

Angriffe gegen Dürerbund und Kunstwart —

von solchen in anständiger Form bis zu beinahe unglaublichen Schimpfereien, Verdächtigungen und Verleumdungen sind jetzt an der Tagesordnung, denn alles, was in unsrer unabhängigen Arbeit „eine Gefahr“ fühlt (fragt sich nur, für wen), glaubt beim Buchhändlerkampf gegen die „Mittelstelle“ Bundesgenossen zu wittern. Welchen Frevel wir mit dieser „Mittelstelle“ unternommen haben, darüber können sich die Leser aus dem Aufsatze vorn im Heft unterrichten. Um all das mit einem Mal abzufertigen, womit jenseit der anständigen Gegnerschaft die Hetze gegen uns gemacht wird, dazu müßten wir bei unsern Lesern halbhimmlische Geduld, außerdem aber noch beim Kunstwart fünf Extrabogen Papier zur Verfügung haben. Also werden wir das Unerläßliche portionenweis vorsetzen. In einem Punkt aber werden wir's anders halten, als ehedem. Wo man verleumderische Behauptungen verbreitet, da werd ich diesmal um Wahrheitsbeweise vor Gericht ersuchen, da ich ja auch für die Ehre des Dürerbundes zu sorgen habe. Dann mag eine Generalabrechnung kommen. A

Das erste eigene Dürerbundhaus,

abgesehen natürlich von dem des Arbeitsausschusses in Dresden-Blasewitz und von den geschäftlichen „Dürerhäusern“ in verschiedenen Städten, ist nun in Cöthen eingeweiht worden. Dienen soll es den Ausstellungen und sonstigen Veranstaltungen des Bundes. Als Baugrund hat der Herzog von Anhalt einen Teil des Schloßgrundes ohne Entgelt gestiftet, das Gebäude selbst hat ein Cöthener Bürger geschenkt, Dr. Krause. Bei der Einweihung waren außer dem Dürerbunde die staatlichen und städtischen Behörden, sowie zahlreiche deutsche Künstlervereine und andre Körperschaften vertreten. So hat sich's in Cöthen gemacht, anderswo kann sich's ganz anders machen, sehr „aristokratisch“ hier, ganz „demokratisch“ dort, hier mit dem Schwerpunkt bei dieser Kunst, dort bei jener, dort auch wohl außerhalb der Künste. Denn überall werden die Dürervereine danach streben, nicht nach einem Programm, sondern aus dem Leben heraus nach den ortsgegebenen Möglichkeiten der Menschen und der überall anderen Aufgaben zu wirken. Wenn sie sachlich wirken, wirken sie alle nützlich. Mögen dem ersten Dürerbund-Volkshause viele folgen!

Wie hilft man sich?

Das schwere Leben ist am leichtesten zu ertragen, wenn man sich schwere Aufgaben stellt.

Rosegger

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Dieses Heftes Patron ist Rosegger, also gehört er auch in effigie hinein. Wir setzen vors Heft eine Photographie nach der Natur, zunächst deshalb, weil sie zum Siebzigsten den Siebzigjährigen gibt, denn sie ist nagelneu. Nicht minder jedoch, weil wir auch an diesem Kopf die rechte Freude vor ausgereiften Köpfen als Naturschönheiten empfinden, vor der wir meinen, andre empfinden sie auch. Wenn man's nur näher ansieht, was redet dann alles aus diesem Gesicht, aus dem zunächst nur ein geistlicher Herr zu sprechen scheint, wie deren feine und liebenswerte immerhin nicht gar selten zu finden sind. Sieht man aber näher zu — wie scharf prüft der Blick und wie skeptisch dabei unter der ebenso klugen wie kühnen Stirn, wie spielt auf dem geistigen Munde schon das Wort, wie freundlich ist dabei dieser Mund, gleich dem Augenwinkel, wie bereit zum Lächeln. Wie energisch das Kinn. Wie rassig Nase und Ohr. Man vergleiche damit das fünf Jahre ältere Bildnis von Ferdinand Pamberger (nicht Samberger), das einen andern Rosegger herausholt. Es hat neben der einfachen Naturwiedergabe keinen leichten Stand.

In Roseggers Waldheimat führt der Farbenholzschnitt von Emma Müller von Seehof, Roseggers Geburtshaus in Alpl. In seiner Schlichtheit ein kräftig gutes Blatt; wir meinen, es wird Roseggers Freunden gefallen.

Dann kehren wir noch einmal zum alten Graff zurück, denn der verlohnt's. Christoph Friedrich Nicolai — wenn einer nur aus der Literaturgeschichte wüßte, was für ein Herr er war und daß Graff ihn gemalt hat, könnte er beim Durchblättern bezweifeln: dieser war's? Kann der hier Porträtierte was andres sagen, als: „aber Bester, die Sache ist doch ganz einfach"? Mit freundlich überlegenem Lächeln: „komisch, daß die andern immer Schwierigkeiten sehn — mir ist alles klar". Graff hat Nicolai in dessen dreißigstem Lebensjahre und dann als einen Sechziger gemalt, das zweite Bild kenne ich leider nicht. Schließlich Käthchen Schönkopf, allerdings schon als Frau Dr. Kanne, Goethes „Käthgen", die unter der „Laune des Verliebten" so viel zu leiden hatte. Das Bild ist wahrscheinlich 1777 gemalt, also rund zehn Jahre nach der Haupt-Feuerzeit von Goethes Liebe. Bedenkt man das, so kann man sich wohl ein Bild von ihr machen, das zu Lillis Park mit allen seinen Humoren vortrefflich paßt.

Die beiden landschaftlichen Schattenrisse von Carlos Tips gehören zu dem Rundschaubeitrage über „monumentale" Schattenrißkunst.

Die Illustrationsbeilage gehört zu dem Rundschauaufsatz über das „Modellieren an der Baugewerkschule".

Unsre Notenbeilage bringt diesmal ein Stück aus Gustav Mahlers Neunter Symphonie. R. Batka charakterisierte im vorigen Jahre das Werk als eine richtige, viersätzige, rein instrumentale, nicht „abendfüllende" Symphonie. „Den stärksten Eindruck", so schrieb er, „hinterläßt ohne Zweifel der erste Satz. Mahler trug schon den Keim der Todeskrankheit in sich, als er ihn schrieb, und Todesgedanken sind es, die ihn beherrschen. Er beginnt in der wehmütigen Stimmung eines

Digitized by Google

Menschen, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Und doch tritt dieses Leben immer wieder mit seinen täglichen Forderungen an ihn heran. Und er rafft sich auf, peitscht seine Seelenkräfte »mit Wut« zu erneuter Tätigkeit und wirkt weiter, bis die Sense des Todes unheimlich daherfaust und den tapferen Streiter fällt. Ein »schwerer Konbukt« geleitet ihn zur letzten Ruhe, dort auf dem stillen Friedhof, weit vor der Stadt, deren Lärm bald verstummt, und nur die Vögel singen um das Künstlergrab.... Dieser Gedankengang aus Kampf und Resignation zur Idylle des Todes ist mit nicht eben bedeutenden, aber durchaus individuell geprägten, echt Mahlerischen Einfällen durchgeführt. Die Friedensehnsucht des rastlosen Lebenskämpfers wirkt ergreifend, und die Partitur gehört zu Mahlers reifsten, meisterlichsten Arbeiten. Der zweite Satz im Ländlerzeitmaß scheint das Bild eines wilden Kirchweihtreibens zu entrollen. Aber er ist zu breit geraten. Man kann das Stiefelgetrampel und das Liebesgestöhn der Bauern nicht so lang mit ungeschwächtem Interesse anhören. Es folgt ein burleskes Rondo, ein fratzenhaftes Stück tollen Temperaments, dem leider nur ein wirklich originelles und ausdrückendes Thema fehlt. Den Beschluß bildet ein langsamer Satz, eine Apotheose des Mordents, nicht sehr stark im Einfall, oft sehr schön in der Stimmung, in seinem psychologischen Verlauf aber, mit seinem Sichverlieren ins ppppp dem ersten Satze ähnlich, wodurch die Wirkung sich einigermaßen vermindert. Man kann überhaupt bemerken, daß Mahler in diesem letzten Werke sich häufig wiederholt. Analogien mit seinen früheren Symphonien und den »Kindertotenliedern« drängen sich auf, ja vertraute Freunde seines Schaffens, welche diese Tatsache nicht zu leugnen vermochten, haben daraus den Trost geschöpft, daß der verstorbene Meister auch wirklich schon alles, was er der Welt zu sagen hatte, ausgesprochen habe. Daß er somit als ein innerlich Vollendeter von uns gegangen wäre."

Mit Absicht wählten wir die erste Hälfte des letzten Adagios, weil sich damit am ehesten ein getreues Bild von der Mahlerschen Eigenart geben ließ, und nur an wenigen Stellen einige Noten unterdrückt zu werden brauchten, um den Klaviersatz nicht unspielbar zu machen. Ein Klavierstück im eigentlichen Sinne ist natürlich trotzdem noch nicht daraus geworden, dazu ist auch an ihm die Orchesterfarbe zu bedeutsam. Wer aber einiger Klangvorstellung fähig ist, dem wird es nicht schwer werden, sich an der Hand der beigefügten Instrumentationshinweise in das Eigentümliche des Stückes hinein zu spielen und zu lesen. Wie fast immer bei Mahler bleibt auch in dem Adagio ein Gegensatz zwischen der naiven Einfachheit der Sprache, welche die Themen reden, und dem Aufwand an modernen Hilfsmitteln in ihrer Verarbeitung. Die im dritten Takte einsetzende Melodie ist als Hauptgedanke leicht zu erkennen, ebenso die beinahe bis zur Unleiblichkeit gesteigerte Wiederholung des Doppelschlages als charakteristisches Merkmal des Satzes. — Partitur und vierhändiger Klavierauszug der Symphonie sind in der Universal-Edition (Wien) erschienen. Die vorliegende zweihändige Bearbeitung ist mit Erlaubnis des Verlages besonders für den Kunstwart hergestellt worden. A. L.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANTON GRAFF: BILDNIS CHRISTOPH FRIEDRICH NICOLAIS

Digitized by Google

Digitized by Google

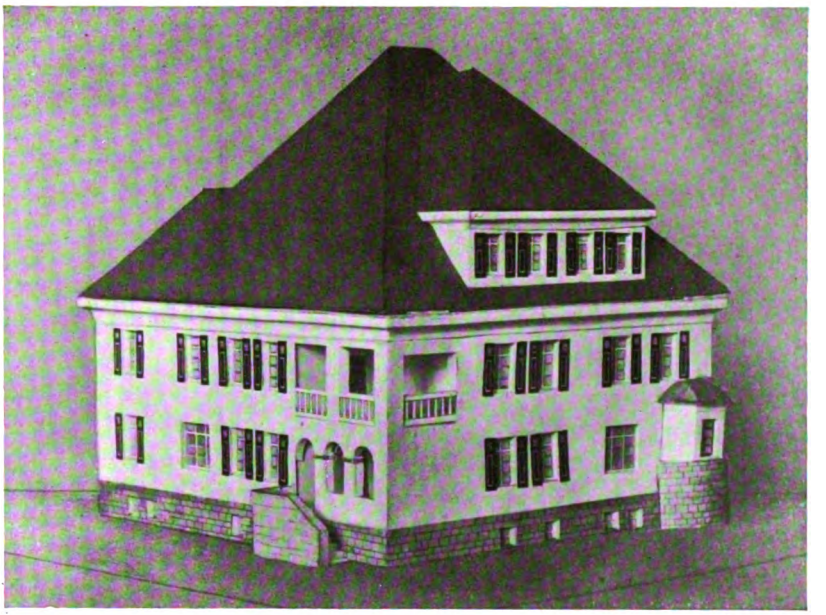
Phot. F. Bruckmann A.-G., München

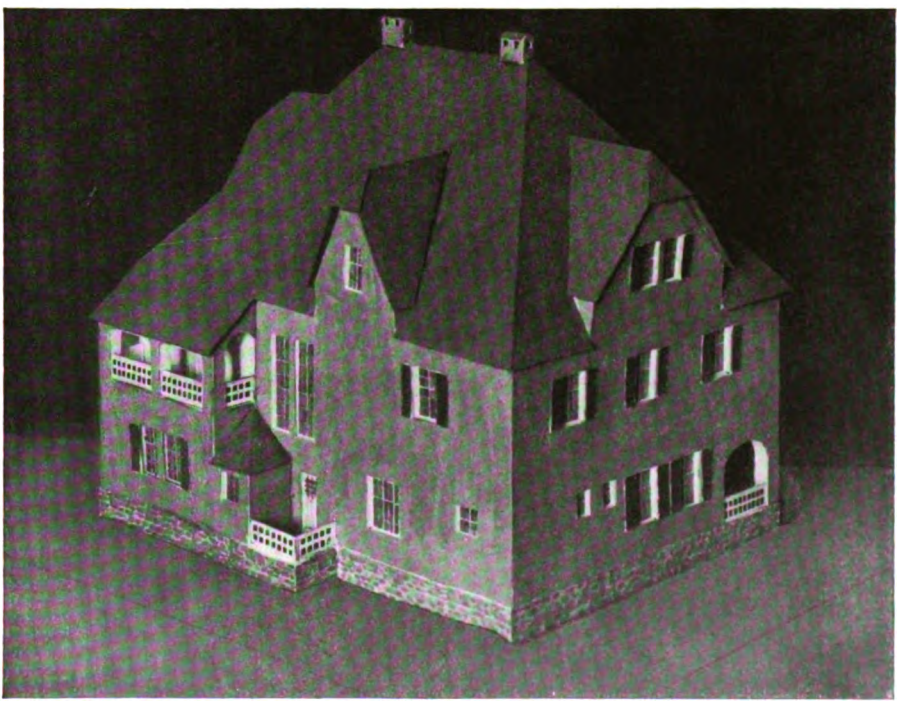
AUS DEM KUNSTWART

ANTON GRAFF:
KÄTHCHEN SCHÖNKOPF
ALS FRAU DR. KANNE

Digitized by Google

Digitized by Google

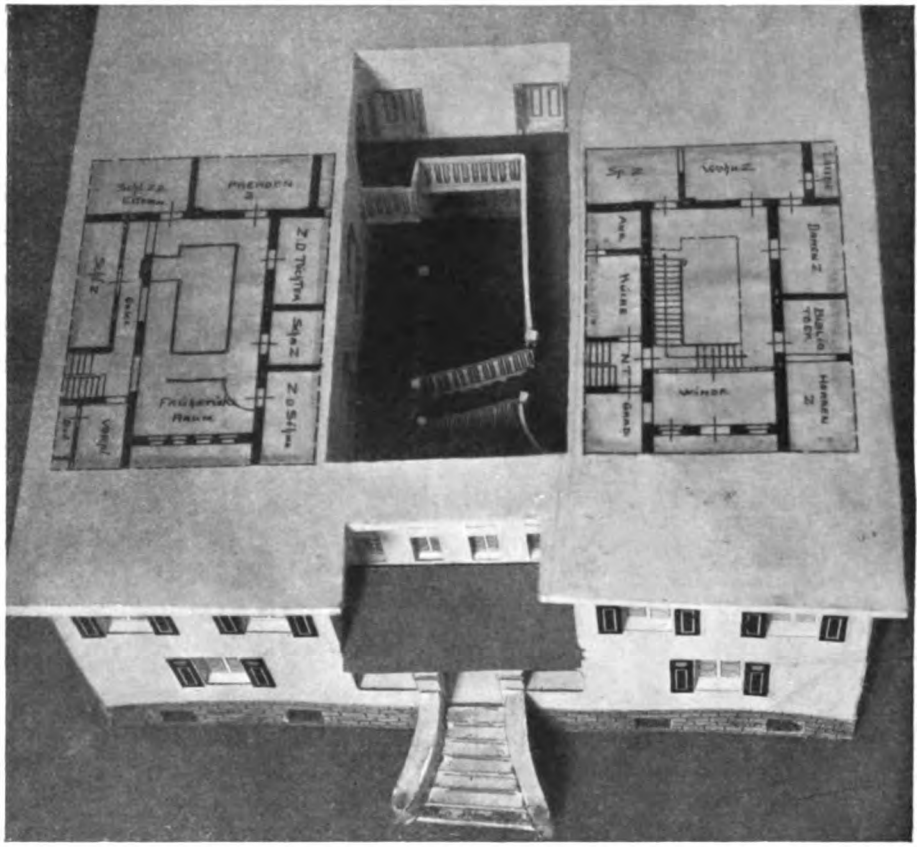


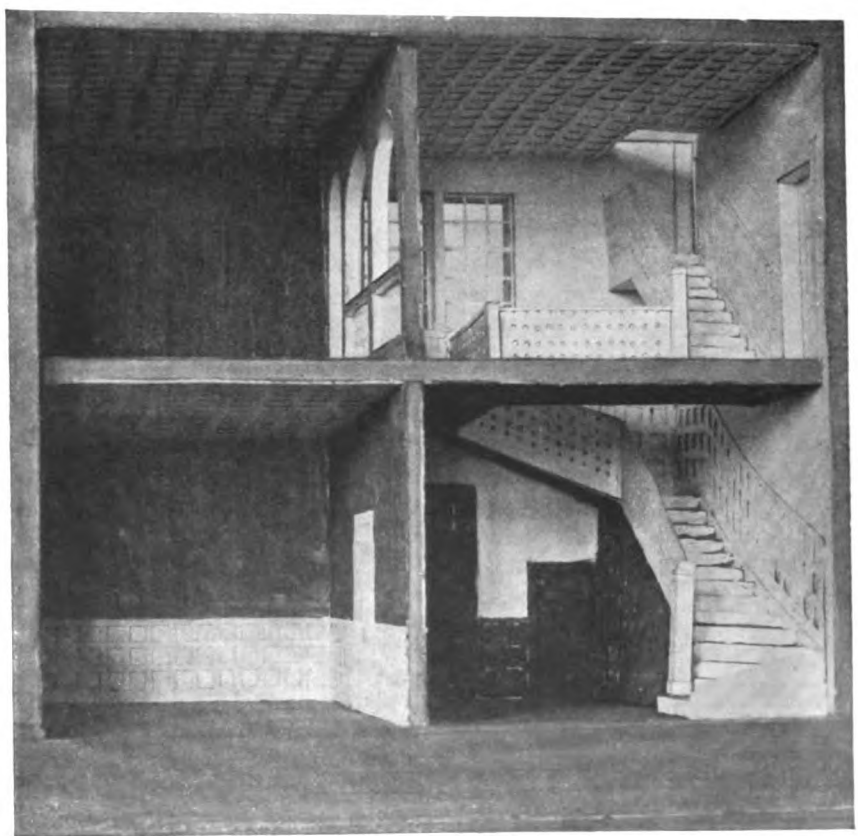


AUS DEM KUNSTWART

MODELLIERUNG ZUR ÜBUNG
DES RÄUMLICHEN SEHENS

Digitized by Google





AUS DEM KUNSTWART

MODELLIERUNG ZUR ÜBUNG DES RÄUMLICHEN SEHENS

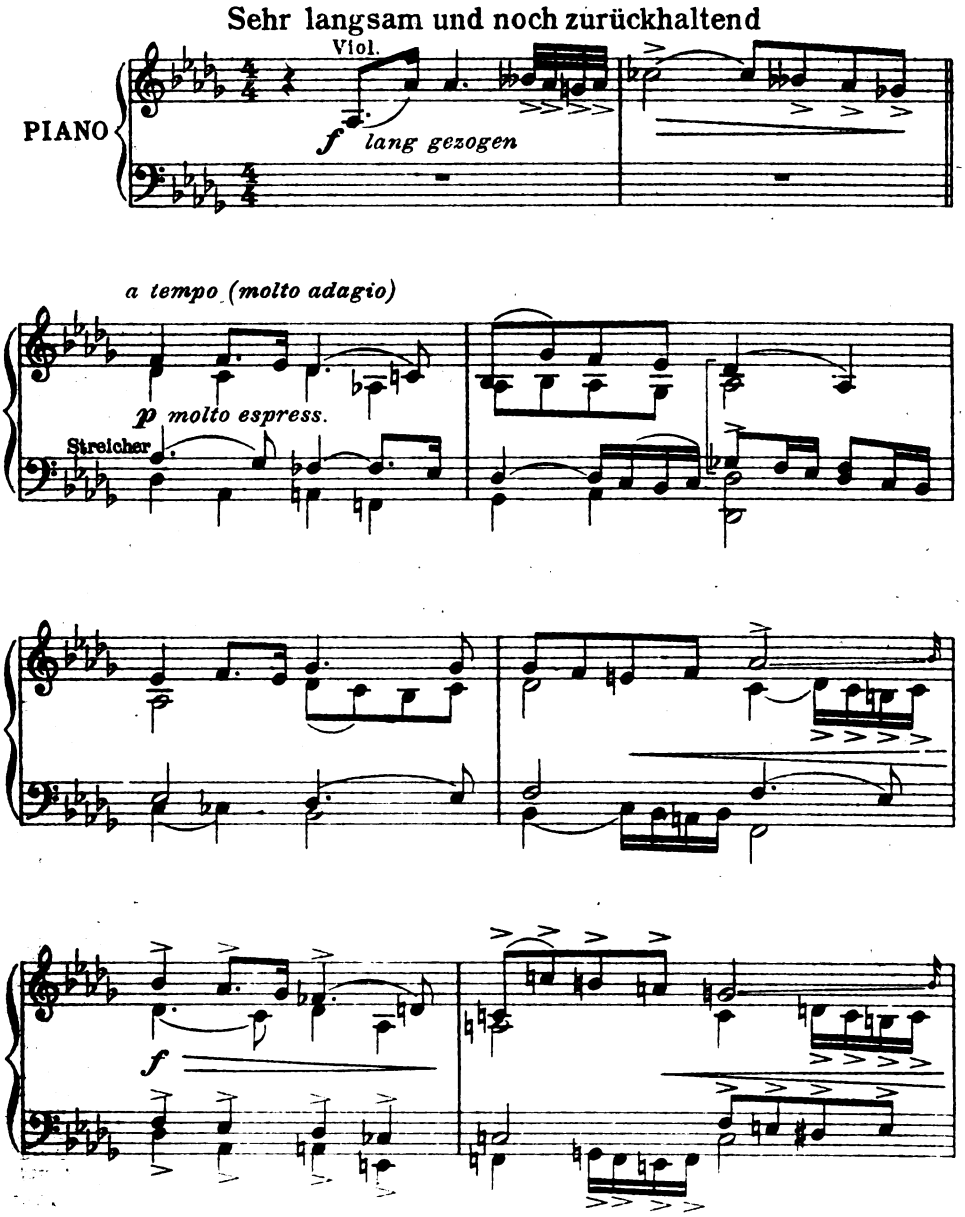
Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

GUSTAV MAHLER

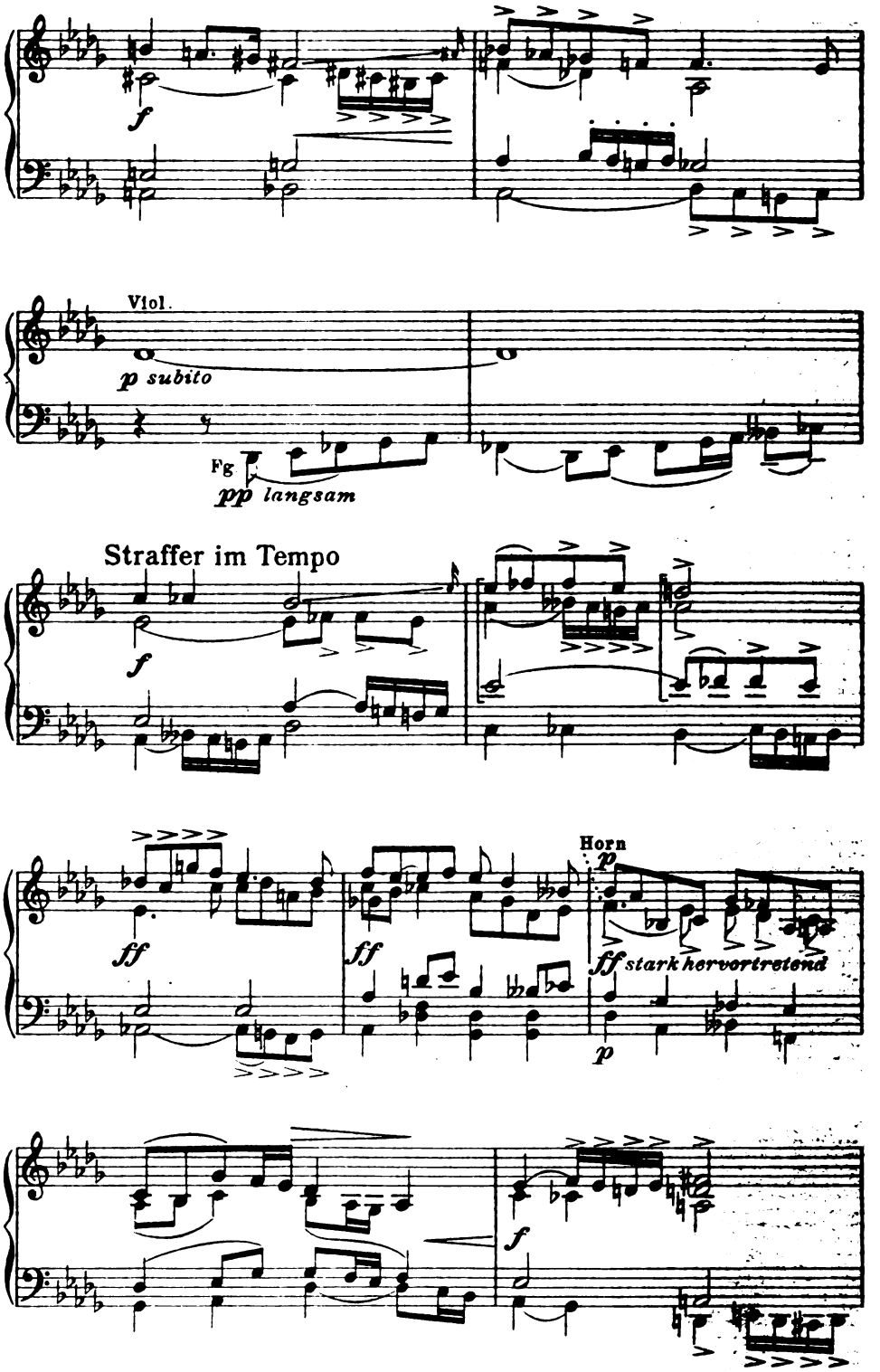
Aus dem Schlußsatz der IX. SYMPHONIE

Für den Kunstwart eingerichtet von Artur Liebscher



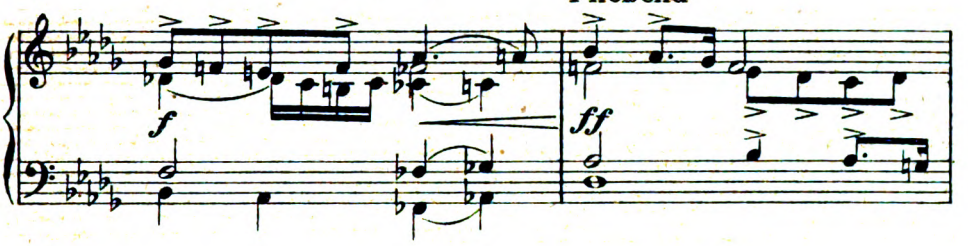
Mit Genehmigung der Universal-Edition, Wien, deren Verlagseigentum das Werk bildet

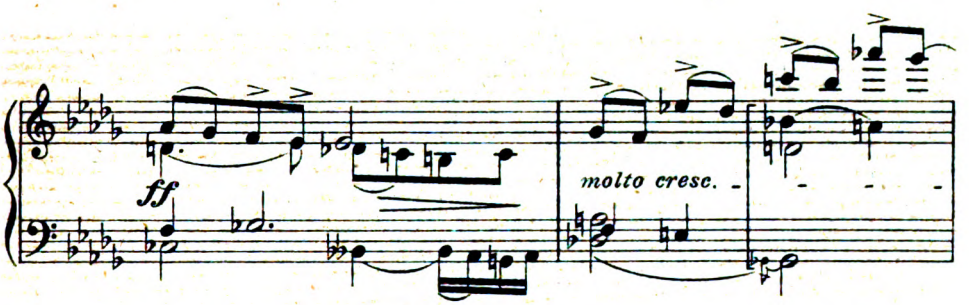
Digitized by Google



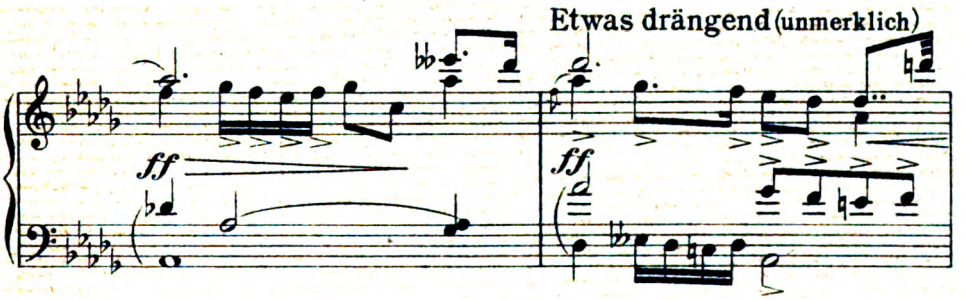
Digitized by Google

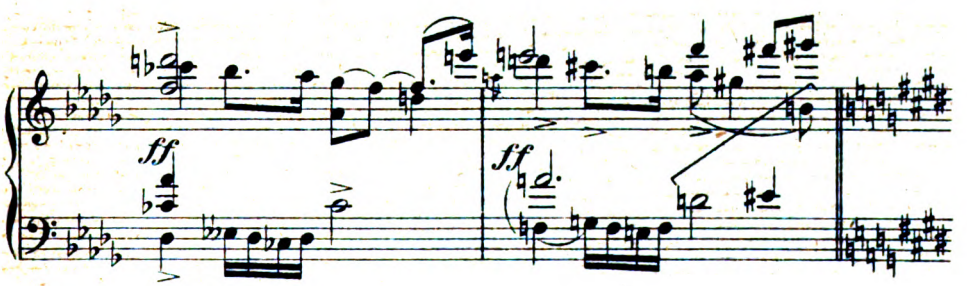
Fließend



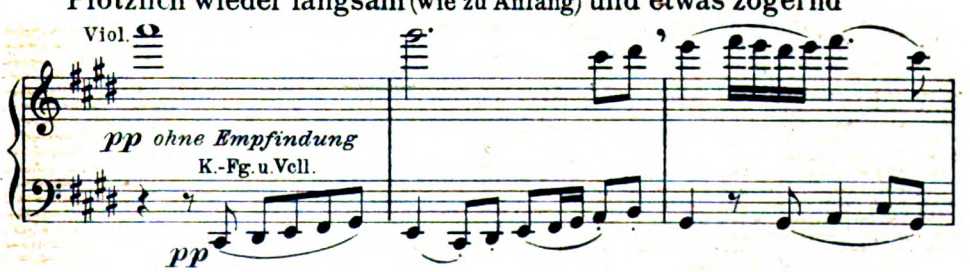


Etwas drängend (unmerklich)

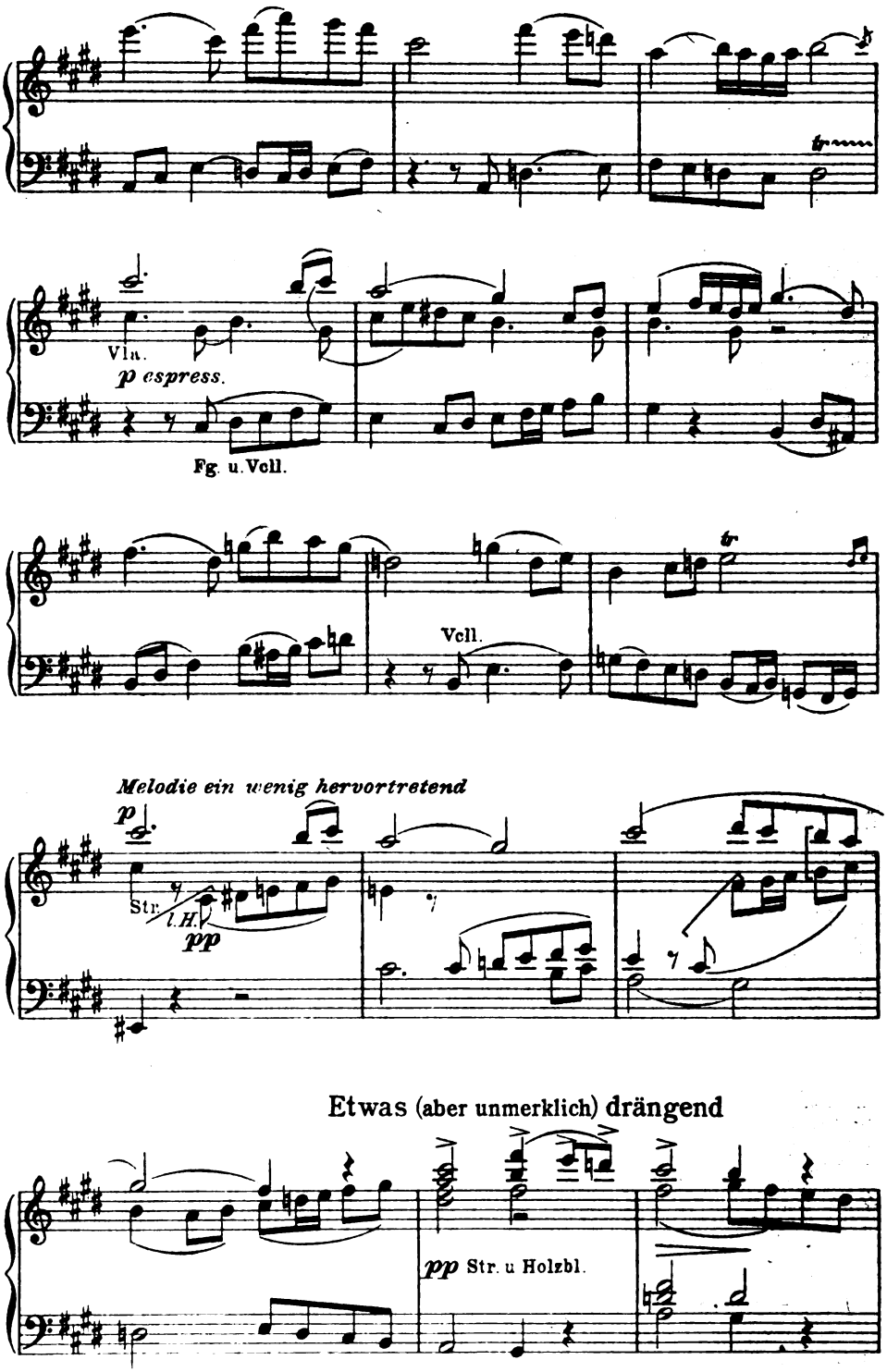




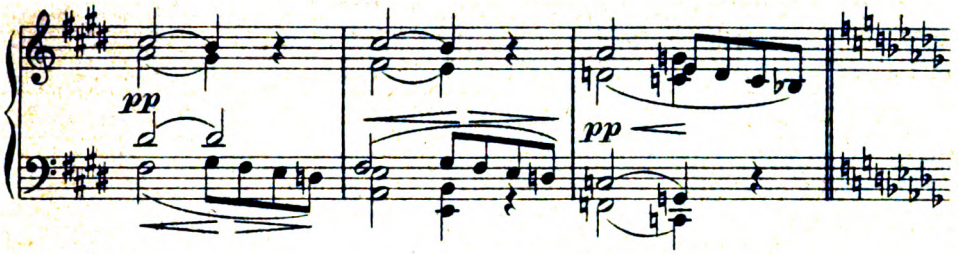
Plötzlich wieder langsam (wie zu Anfang) und etwas zögernd



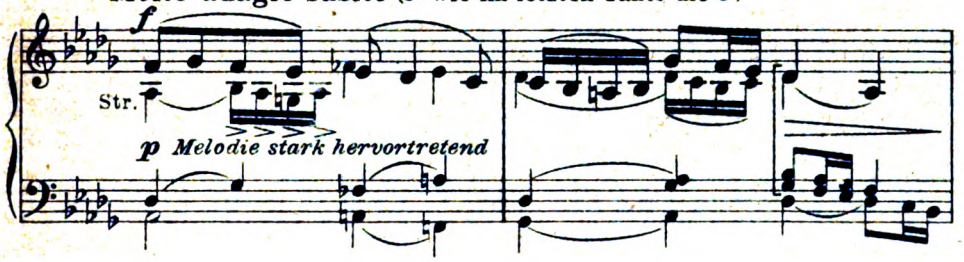
Digitized by Google

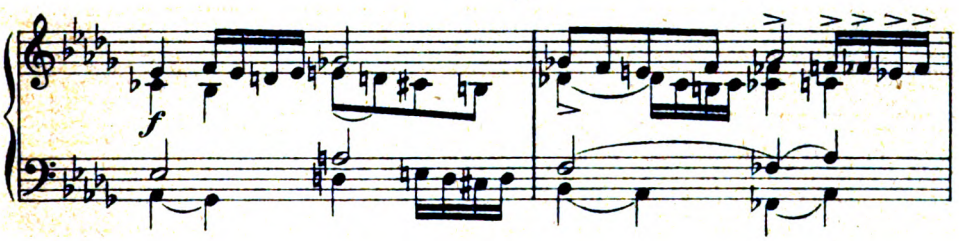


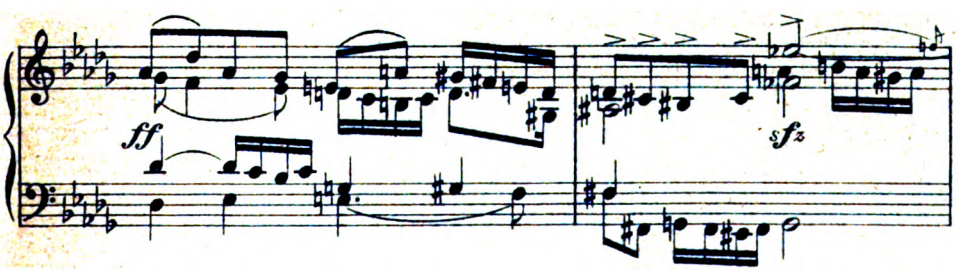
Digitized by Google

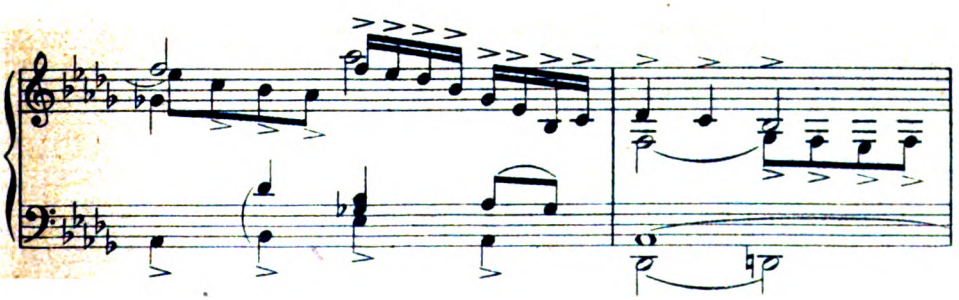


Molto adagio subito (𝅗𝅥 wie im letzten Takte die 𝅗𝅥)

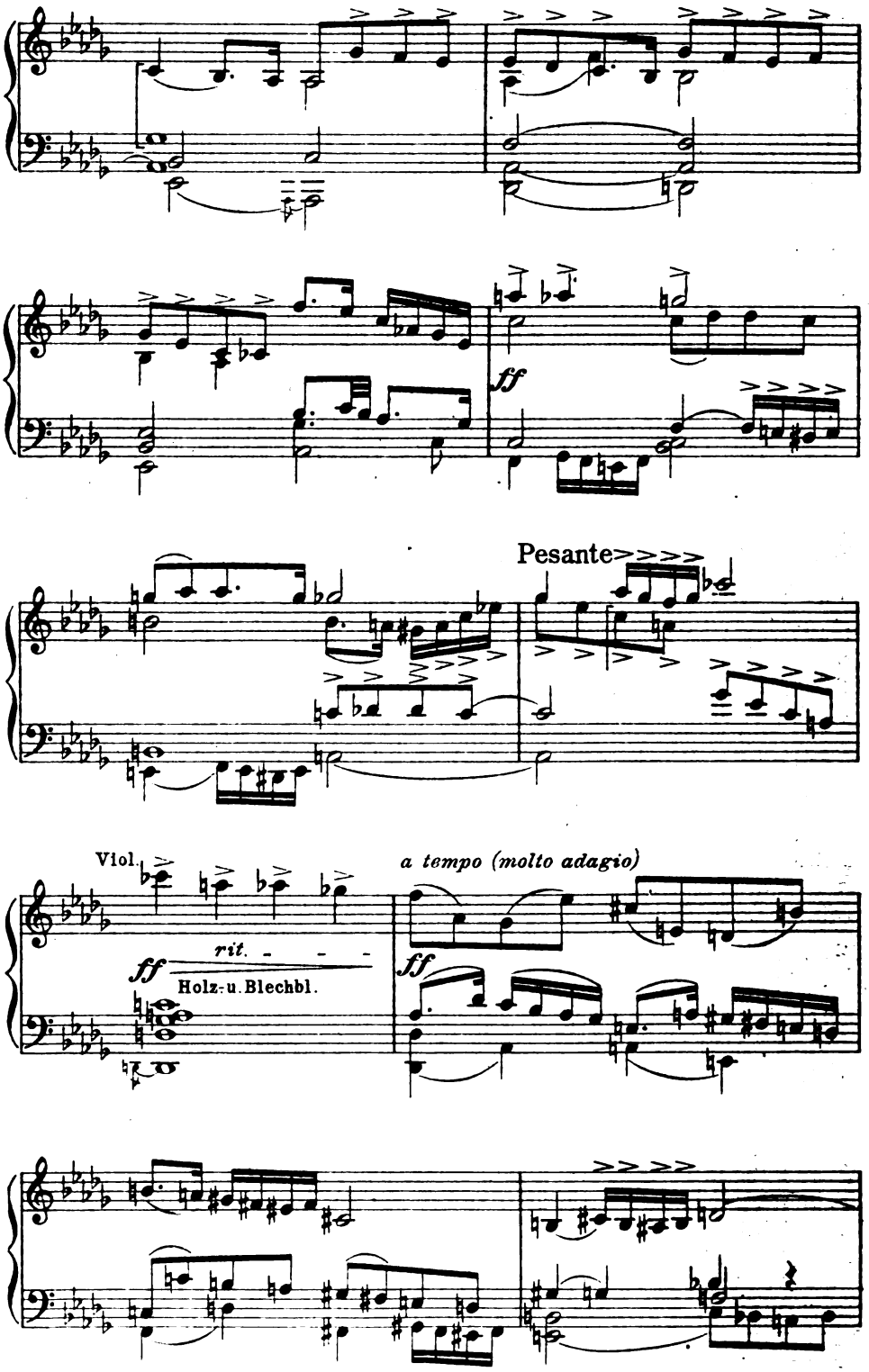




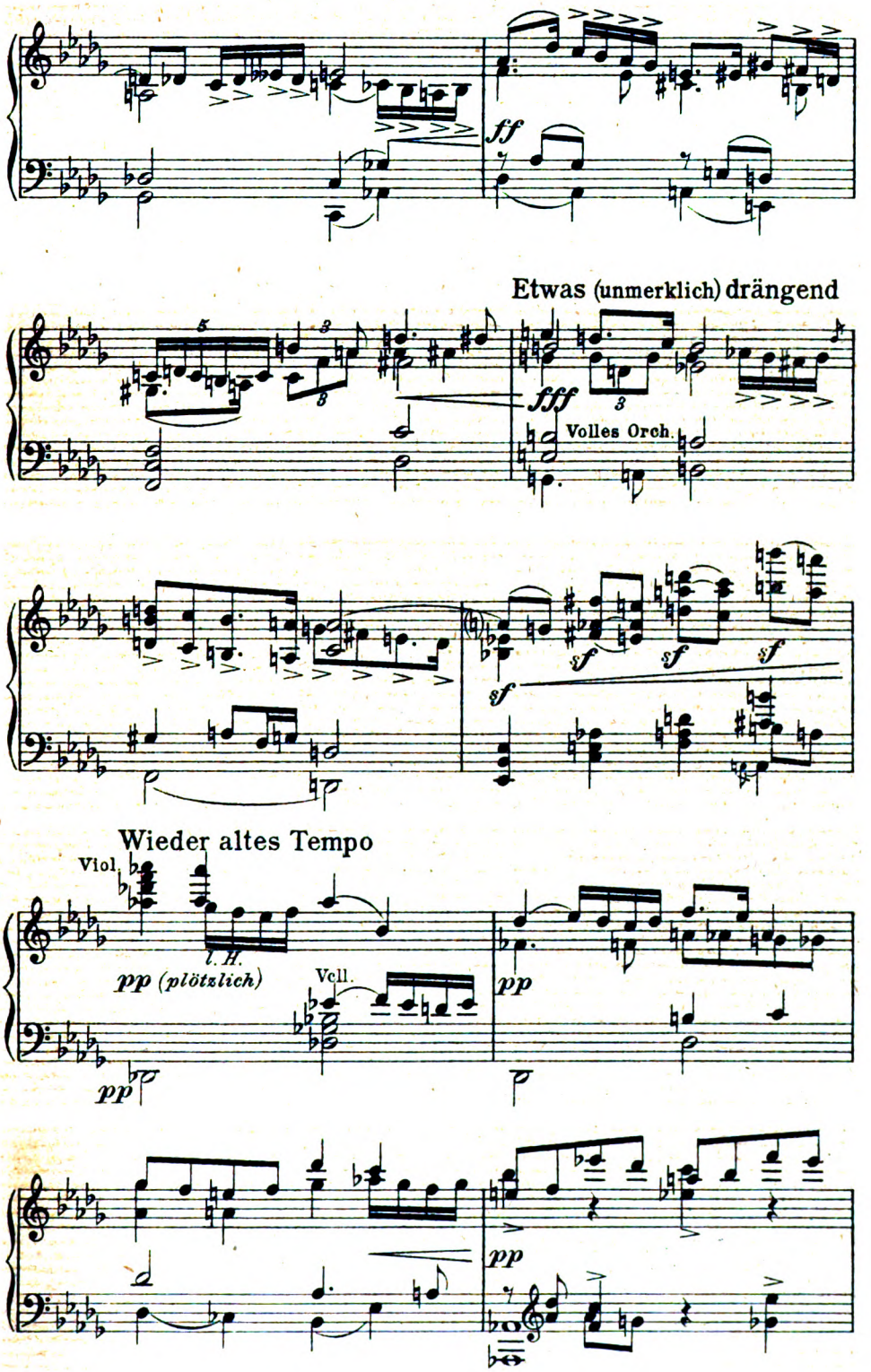




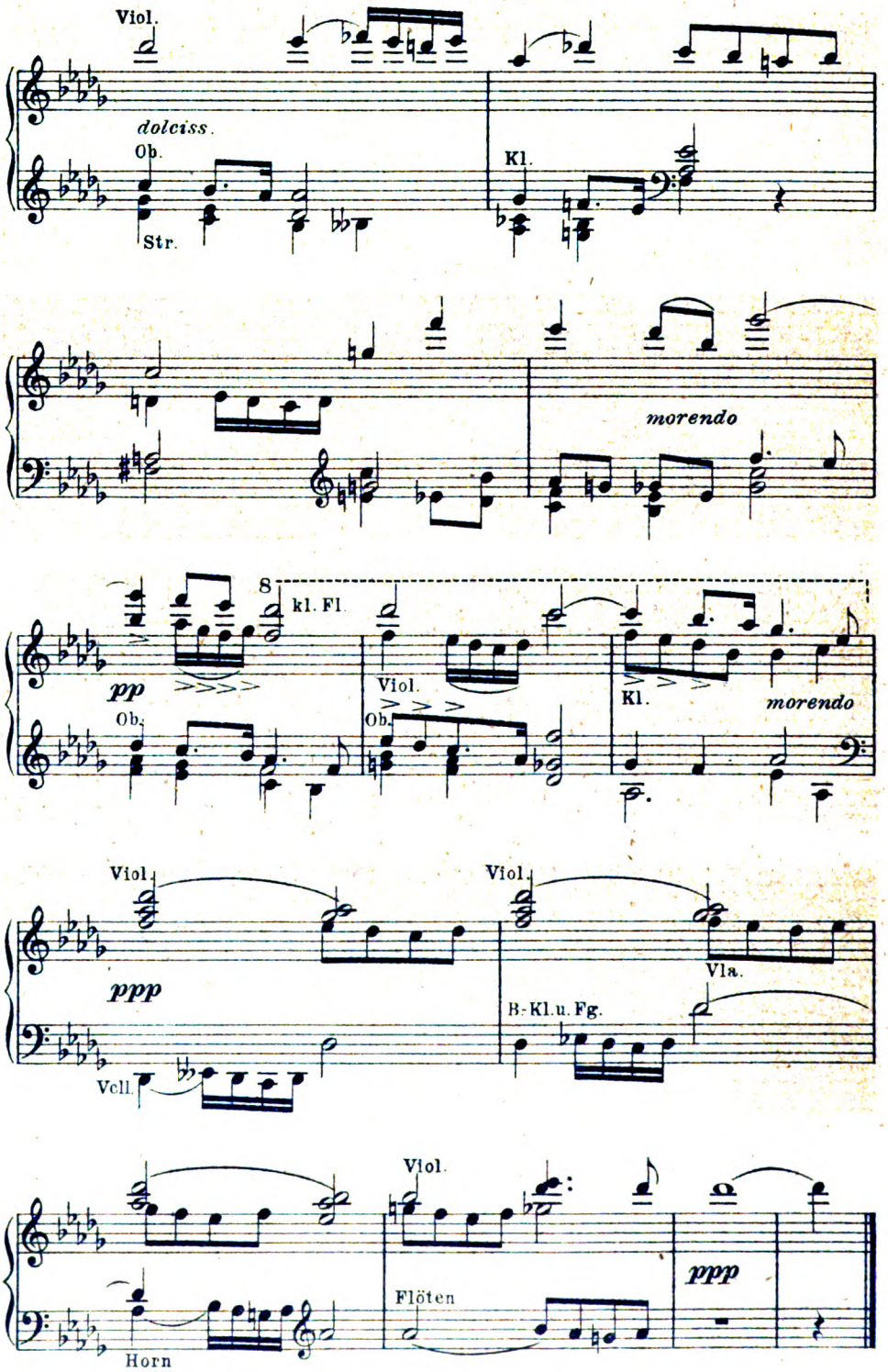
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



...tion u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Augustheft 1913 Heft 21

Krisis in der Literaturwissenschaft

Seit vielen Wochen sind zwei wichtige deutsche Lehrstühle unbesetzt. Der literaturwissenschaftliche Erzieher und Bildner der Auslese österreichischer Studenten, Jakob Minor, starb vor wenigen Monaten; sein nicht minder einflußreicher preußischer Amtgenosse, Erich Schmidt, folgte ihm bald in den Tod. Seither suchen die Verantwortlichen mit ebensoviel Eifer wie Mißerfolg nach würdigen Nachfolgern der beiden „Könige“ ihres Wissenschaftbereichs. Gibt es keine? oder welches Unheil waltet hier? Es ist der Mühe wert, dieser Frage und den mannigfachen Versuchen zu ihrer Lösung nachzugehen.

Am bequemsten machen es sich jene Auguren, welche mit vielsagender Miene den maßgebenden Stellen „vorurteillose“ Entschlossenheit empfehlen, wenn auch in solchen Ratschlägen die Dinge nicht gern bei Namen genannt werden. Wer hier etwas von den Verhältnissen kennt, weiß, daß fünf oder sechs der etwa in Frage kommenden, aber offiziös noch nicht gemeldeten Kandidaten „persönlich“ nicht genehm scheinen, da sie entweder mosaischen Glaubens oder wenigstens jüdischer Abkunft sind. Auch wer meint, daß in dieser Wissenschaft jetzt vor allem eine geistig starke und bedeutsame Leistung nottue, wird dem Empfinden vielleicht Verständnis entgegenbringen, das eine an Einfluß so reiche Stelle in der deutschesten der deutschen Wissenschaften nicht der Rasse nach nichtdeutschen Männern anvertraut wünscht.

Andre wieder verfechten eine soziale und wirtschaftliche Theorie über den augenblicklichen Notstand. Während sonst für freigewordne Professuren meist eine ganze Reihe von Namen, wenigstens der Würdigkeit nach, genannt würden, stoße man hier auf eine sehr bezeichnende Lücke. Die Beschäftigung mit der Literaturwissenschaft sei unrentabel, Privatdozenten dieses Faches fänden zu wenig Betätigung und müßten zu lange auf einen befriedigenden Posten warten. Fehler der wissenschaftlichen und der hochschulischen Organisation lägen dem Übelstand zugrunde. Große Universitäten wie Berlin bieten dafür Beispiele, und ich bin der letzte, jene Fehler zu bestreiten. In der Tat sind die zahlreichen Lehramtkandidaten, die künftigen Lehrer des „Deutschen“, die eigentlichen vorbestimmten Hörer der Literaturwissenschaft; und sie sind durch veraltete Studienpläne vor allem an ein Übermaß sprachwissenschaftlicher Kollegien gebunden, sie haben für die deutsche Dichtung wenig Zeit in ihren stoffbedrängten Studentenjahren, die wenige aber widmet jeder Zielbewußte am liebsten wohlbedacht dem ordentlichen Professor, von dem er in der Prüfung abhängig sein wird. Daß die Privatdozenten mit ihnen so in tieferen Zusammenhang nicht kommen können, leuchtet ein. Indem die ministeriellen Halbgötter vor die Poesie den Schweiß germanistischer Bildung setzten, haben sie allerdings den Weg zu ihr für Viele abschreckend gestaltet.

Digitized by Google

Und doch — die ganze Sachlage deutet hier auf mehr, auf tiefere letzte Gründe.

Meine Behauptung lautet: Die Krisis ist nicht allein durch ein paar zufällig zusammengekommene Todesfälle, noch auch allein durch die ungünstige Stellung der Privatdozenten begründbar, sie geht zurück auf die Entwicklung, welche gerade unter Erich Schmidts und seiner Gesinnunggenossen Leitung die Literaturwissenschaft selber genommen hat. Mit andern Worten: nicht eine Professorenkrise, sondern eine Krise der Literaturwissenschaft ist ausgebrochen. Man erntet nun, was zwanzig Jahre bisheriger Literaturwissenschaft — nicht gesät haben. Wer bei diesen Worten stutzt, den bitte ich, einmal ein Buch aus früheren Zeiten dieser Wissenschaft aufzuschlagen, eins von Vischer, Hettner, Hehn, Haym, Herm. Grimm oder zum Vergleich eins von Nietzsche, Gomperz, Rohde oder Arrey von Dommer. Was da als unmittelbarer Eindruck herausleuchtet, ist, mit Schlagworten angedeutet, etwa dieses: der Mut zur eignen Persönlichkeit, zu Äußerungen, die nicht allein „aus den Quellen belegbar", sondern zu einem wichtigen Teil von der Lebensrichtung und Lebensanschauung der Verfasser bedingt sind. Dieses sich äußernde Leben nun, selbst geweckt und befruchtet vom Leben der dichterischen Persönlichkeiten und der wertvollen Gedankenmassen, die man behorchte, darstellte, durchleuchtete, es erweckt wiederum lebendige Teilnahme im Leser, wie es einst die Hörer jener Männer an ihrem eigenen Innersten anpackte. Nunmehr betrachte man ein paar Dutzend der literaturwissenschaftlichen Doktorarbeiten unserer Tage. Ihre Fragestellungen, ihr Stil, ihre Durchführung und Stoffbeschaffung zu mehr als neunzig vom Hundert ist nur möglich, wenn der Verfasser ein lebendiges Verhältnis zu seinem Gegenstande nicht hat oder darauf verzichtet, es mitsprechen zu lassen, nur möglich, wenn er sich auf Statistik, Buchstabenglauben, Wortglauben, Papierglauben, auf einen guten Zettelkasten und ein tüchtiges Maß von Sitzfleiß verläßt. „Aber man darf nicht Doktorarbeiten mit Werken von führenden Großen vergleichen." Wenn es den Geist einer Wissenschaftpflege zu vergleichen gilt, doch wohl, und von den Hauptwerken der heutigen Koryphäen selbst reden wir noch. Damals war Kunstwissenschaft und Seelenkenntnis — wenn auch ohne die heute erarbeiteten wissenschaftlichen Unterlagen dazu —, damals war Eindringen in die individuellen und allgemeinen Bedingungen des Kunstwerks und Teilnahme an seinem ferneren Lebenslauf, und kluge Auslese. Heute gewahren wir lebenabgewandte, scheinwissenschaftliche Text- und Formenbehandlung, ein innerlich unorientiertes Abtasten, Vergleichen, Hin- und Herwenden der Äußerlichkeiten und den Wahn der „Vollständigkeit". Vom unästhetischen Druckbild unserer meisten Klassiker-Ausgaben, von den irreführenden, überladnen „Glossaren" und „Apparaten" über die kunst- und seelenwissenschaftlich unfruchtbare Form der Massenherausgabe von Nebenwerken, Briefen, Tagebüchern, Gesprächen, ob sie wichtig oder gleichgültig sind, bis zum Elend unserer, auf alte Schlagworte, ästhetische Hilflosigkeit und psychologische Unsicherheit gestellten Literaturgeschichten — es starren da Hunderte von Zeugnissen, wieweit das mißverstandene Ideal der „Wissenschaftlich-

Digitized by Google

keit" die Entpersönlichung des notwendig Persönlichen treiben konnte. Und wer bezweifelt, daß die Doktorarbeiten unscheinbare aber charakteristische Abbilder der Professorenarbeiten sind? Was erwartet der Gebildete von den ersten Professoren der deutschen Literaturwissenschaft, was von ihnen außer der persönlichen pädagogischen Wirkung soll der Nachwelt bleiben? Ungefähr dies erhoffen wir: Zeugnisse einer ungemeinen Fähigkeit innerlichsten Nacherlebens unserer großen Künstler. Lesen wir ihre Werke, so soll uns sein, als ob ein Zauberer uns plötzlich Licht und Einsicht in das Weben und Leben des Hohen und Gewaltigen gebe, das in der Sprache des Unaussprechlichen uns überliefert ist. Darüber hinaus soll der Lehrer sein eignes starkes, unmittelbares Kunsterlebnis für die Darstellung, für die Kunstwissenschaft und Ästhetik fruchtbar anwenden können. Das Handwerk aber, das ihm die papierene Unterlage schafft und das man heute für die Blüte der „Wissenschaft" hält, genügt uns nur für die allererste, niederste Weihe, deren auch der Dummkopf würdig und fähig ist. Jene Erwartungen haben alle die oben genannten Älteren und hat ein Dilthey noch wie selbstverständlich erfüllt. Kommt man aber mit ihnen zu den Arbeiten Minors, Schmidts, Kösters (der zu Schmidts Nachfolger ersehen war) und ihrer Amtgenossen, so wird man seltsam enttäuscht. Ihre Arbeit ging in Sammlungen gewisser Zeugnisse, Briefe, Briefwechsel, in zagen Herausgebervorworten, Anmerkungen, Einleitungen, Zitaten, Vergleichen, Kommentaren auf. Allenfalls bemerkt man noch Essays wie die Erich Schmidtschen „Charakteristiken"; aber die begabten zum Journalismus übergegangenen Schüler des persönlich so liebenswürdigen Mannes schrieben weit feinfühligere und anregendere. Auch eine Biographie bringt wohl dieser oder jener noch zustande; sie hat gemeinhin die Vorzüge der Richtigkeit, Genauigkeit, „Material"-Fülle, doch auch alle Nachteile der Unpersönlichkeit, der geistig-innerlichen Unzulänglichkeit und ästhetisch-philosophischen Bekenntnisschwäche. In Schmidts Charakteristiken findet sich ein kleiner Aufsatz über die Prinzipien seiner Wissenschaft — ein Thema, dem die Heutigen bezeichnenderweise mangels klarer und fruchtbarer Grundgedanken fast alle aus dem Wege gehn. Gerade dieser Aufsatz aber wird einst als das Urbild des zu Überwindenden empfunden werden, eine Tabulatur von Regeln, ein paar Seiten gewichtiger Phrasen und an jeder *entscheidenden* Stelle eine ängstliche *Unentschiedenheit*, die unfreiwillige Selbstbestätigung des Nichtweiter- und Nichttieferwissens.

Wir sprachen von Erwartungen der Gebildeten. Im Instinkt sind von denselben Erwartungen getrieben unsere Jungen, soweit sie ihre Lehrer, selbst Schüler der Literaturwissenschaft, nicht schon an das Leblose gewöhnt haben. Leben verlangend, nach den Tiefen der Erlebnisse und den Höhen der Anschauung und Erkenntnis begehrend, so treten sie nichtsahnend in die — handwerkliche Zucht. Nein, es ist *nicht* verwunderlich, daß sie der Literaturwissenschaft von heute die Treue nur halten, wo sie es aus äußeren Gründen müssen.

Endlich ist nun die Krisis da. Daß sie immer deutlicher und unleugbarer aufgehe, war nicht nur ein *Wunsch* derer, welche so denken, wie wir, nein — es *mußte* so kommen. Auch viele Zeichen

Digitized by Google

sonst sprachen dafür. Der breite Erfolg eines heraklitisch bedeutsamen und schwer zugänglichen Außenseiterbuches wie Diltheys „Erlebnis und Dichtung", das noch zage, aber instinktive Abtasten überhaupt der Probleme von „Leben, Erleben und Dichtung", die Errichtung der Witkopschen Professur in Freiburg, gewisse philosophische und kunstwissenschaftliche Arbeiten — alles dies sprach von neuem Wollen und spricht vernehmlich von einer Änderung der Gesinnung. Diese mitherbeizuführen ist man an dieser Stelle seit langem bestrebt. Vielleicht bricht nun endlich die Zeit an, wo die Literaturwissenschaft wieder eine führende Stelle in den inzwischen so mächtig entwickelten Geisteswissenschaften erringen kann. Aufgaben harren ihrer zu hunderten aus Gegenwart, naher und ferner Vergangenheit. Aufgaben von höchster Bedeutung und von berauschendem Reichtum der Probleme. Fruchtbar mag sie werden für die Wissenschaft von der bildenden Kunst, von der Musik, für Philosophiegeschichte, Erziehung und Bildung jeder Art. Zwanzig Jahre der Vernachlässigung haben ihr hier lauter neue glückhafte Möglichkeiten reifen lassen. Um derentwillen möge diese Krisis nicht verschleiert, sondern anerkannt, und wenn es angeht, durch Taten vorurteilloser, zukunftfroher Gesinnung behoben werden.

Ezard Nidden

Goethezeit*

Wilhelm Bodes „Charlotte von Stein"

Ein Buch, das ich gern wieder zur Hand nehme, ist Wilhelm Bodes Charlotte von Stein. Immer von neuem bin ich vor dieser schlichten, ehrlichen Geschichtsschreibung auf das tiefste bewegt und bewundre die Feinfühligkeit, mit welcher der Verfasser aus der Fülle des großen Materials gerade das ergreift, was den höchsten Zauber des Unmittelbaren, das Urlebendige uns vermittelt. Eine scheinbar nebensächliche Anmerkung, eine Briefstelle, ein kleiner Klatsch, eine uns überkommene zweckdienliche Antwort von irgendeinem, ein Seufzer aus einem längst vergessenen Tagebuch, eine kurze Bemerkung über das Wetter aus jener vergangenen Zeit, bringt Leben, Wahrheit, Atmosphäre. Man atmet in Goethes Tagen. Wie ein Dichter aus Erfahrung und Phantasie uns ein Weltbild, an das wir glauben sollen, schafft, so wählt Bode aus dem großen Schatz seines Wissens das Überzeugendste, oft das Unscheinbarste.

Es breitet sich ein Bild des Menschenlebens vor uns aus, wie es im großen Gange der Weltgeschichte, in der nur das Wesentliche zur Sprache kommen kann, uns nicht geboten wird. Hier reden und wirken auch die Kleinen, die scheinbar zum Unwesentlichen gehören, die Stimmen im Städtchen, die Stimmen des kleinen Hofs, das Plaudern und Briefeschreiben der Frauen, der Fürstinnen und ihrer Hofdamen und Kammerherren, Personen, die versunken und vergessen sein würden, wenn sie nicht in irgendeine Berührung mit dem Genius gekommen wären, dem sie alle im tiefsten Grunde fernstanden, den sie kaum ahnten, um den sie sich in ihrer behaglichen Alltäglichkeit breitmachten, über den

* Es handelt sich hier nicht bloß um ein Buch, sondern fast mehr noch um die Art, solche Bücher zu lesen.

Digitized by Google

sie klatschten, den sie ehrten und auch liebten, der sie oft langweilte, den sie belächelten, hochmütig beurteilten und von dem sie schließlich nichts wußten und von Durchreisenden zu ihrem Erstaunen hörten, daß er als Dichter größer sei als Klopstock selbst.

Goethes Einsamkeit tritt uns in diesem Buche erschütternd entgegen, fast ungewollt, denn alles ist gar herrlich und schön und Goethe ist der große verwöhnte Goethe bei Hof und in der Gesellschaft.

Alles Menschliche wirkt hier so wahr, ich kann nur wiederholen, ungewollt wahr, wie auch in echten Dichtungen die Ereignisse wirken müssen.

Der dichterische Geschichtsschreiber ordnete sein Material und all die vielen an sich unbedeutenden Stimmen, die er wie Geister zitiert, geben Rechenschaft. Man fühlt die Wogen des Lebens, wie die Jugend klein und groß mächtig emporhebt. Feuer und Freude, Hoffnung und junge Schönheit! Goethes strahlendes Bild herrscht und siegt.

Die Enge und Kleinheit derer, die mit ihm feiern, tritt nicht kraß hervor. Jugend verhüllt. Jugend leuchtet und blendet. Alles erscheint wünschenswert. Das Leben rauscht. Goethe schafft, steigt an; seine Seele brandet wie ein Meer. Man duldet ihn, hat sich an ihn gewöhnt, man hat ihn erzogen, man ehrt ihn. Das Beste hat man selbst an ihm getan. Es ist ihnen so weit gelungen und deshalb ist man stolz auf ihn. Er aber liebt mit der ganzen Kraft seines Wesens.

Sonnenhöhe des Lebens.

Jahre schwinden.

Ein kühles Lüftchen schleicht sich ein, ein Erschauern geht über die lebenssichern Leute hin. Schleier fallen, Farben erbleichen. Alles wird mäßiger, schon etwas müde. Vernunft und Unliebenswürdigkeit, Enttäuschung tauchen auf allen Seiten auf.

Goethe schleicht als reifer Mann wie ein Verbrecher mit seinem hübschen Schatz an den verstimmten edlen Frauen vorüber. Er wird gemieden. Er hat zu viel gewagt. Wer kennt ihn denn? Wer ahnt seine Einsamkeit? Klatsch wächst an. Verständnis schweigt.

Es wird kühl.

Die Breiten, Unwesentlichen halten fest zusammen, aber auch ihnen ist nicht recht wohl.

Die Jahre schwinden.

Ehe sie sich's versahn, sind sie alle müde, neigen sich, verkriechen sich. Jeder sucht sich mit sich selbst einigermaßen abzufinden. Sie kommen weniger als sonst aus ihren Schlupfwinkeln. Die Ernte des Todes beginnt.

Einer der Kammerherrn, die einst so fröhlich lebten, wird einmal nach seinem Ergehen gefragt. „Danke sehr," antwortet er, „erträgliche Schmerzen überall." So geht es jedem, erträgliche Schmerzen Leibes und der Seele, wenn's gut kommt. Der eine sagt's scherzend, der andre wehleidig. Aber wie es auch sei — und was sie alle sagen, der Winter ist über sie hereingebrochen. Ferne, unerbittliche Schritte werden gehört.

Goethe schafft an seinem Faust. Seine Flamme brennt hell, trotz allem Leid der Erde und aller tiefen Seeleneinsamkeit der ganz Großen, die kein Herz fanden, das im großen Rhythmus ihres eignen Herzens schlug.

Bodes Buch gibt einen elementaren Eindruck des Lebens, wie ich ihm

Digitized by Google

wahrer, bewegender, schwermütiger und einfacher kaum begegnet bin. Er hält uns das Bild des Daseins jener Längstabgeschiedenen vor die Seele und fordert fast, uns mit diesen zu vergleichen.

Die Kleinen, die Unwesentlichen, die einem Genius Heimat waren, lebten so gut, so menschenwürdig, nicht allzu bedrückt, nicht allzu geordnet. Überall entwickelten sich Persönlichkeiten, kleine und große in guten und bösen Zeiten. Goethe durfte seinen jungen Freund Fritz von Stein unterrichten, wie er es für gut fand. Goethe selbst war nicht durch unaufhaltsam staatlich eingestampftes Wissen angefüllt worden. Er ließ Fritz von Stein die Haushaltungsbücher mitführen, die er als Junggeselle für sich schrieb, lehrte ihm Französisch durch Vorlesen, nahm ihn mit auf seinen Amtsritten nach Ilmenau. Der kleine Fritz war auch sein Reisebegleiter auf kurzen Reisen. Als Goethe mit ihm zusammen die Haushaltungsbücher führte, glaubte er ihm die ersten Grundlagen zum Staatsminister zu geben. Er lehrte ihn sehen und beobachten, schrieb auch mit ihm nach schöngestochenen Vorlagen. Niemand war ungehalten über dies naive heitere Treiben — und mit 15½ Jahren war Fritz Stein Kammeraſſessor, was freilich nicht viel zu bedeuten hatte; aber es taten sich ihm damit doch schon Wege auf, die ihn in absehbarer Zeit zu einem guten Ziele führen mußten, ohne große Anstrengungen. Heutzutage gehen sie gebückt, die kleinen und großen Geister. Man hat ihnen wohlgeordnete Lasten aufgebürdet. Sie müssen schleppend Wege wandern, die der Staat unerbittlich zu gehen vorschreibt. Sie müssen bis zum Grab immer wohlgeordnete Lasten weiterschleppen.

Freilich ging man damals hübsch zu Fuß, oder sie ritten oder sie fuhren in Reisekutschen und schrieben Briefe, die lange unterwegs waren. Es gab noch keine Briefkästen mit Wasserspülung, wie sie für den ungeheuern Brief-, Drucksachen- und Zeitungs-Unfug unserer Tage wohl nötig wären. Heute kann man telegraphieren, telephonieren nach Herzenslust, radeln, Auto fahren, fliegen. Sie haben Raum und Zeit technisch unerhört überwunden, können die voneinander entferntesten Punkte auf Erden zauberhaft schnell erreichen — sind aber nicht glücklicher geworden, nicht liebenswürdiger, nicht besser — und nicht erkennender — im Gegenteil. Sie haben auch gewißlich nicht mehr Persönlichkeiten hervorgebracht.

Es macht sich sogar ein ganz wunderliches Bestreben, fürs erste in der Kunst geltend, Gruppen zu bilden, vielleicht als Ersatz für Persönlichkeiten, da in dem eiligen Tempo, in dem alles jetzt sich bewegt, Persönlichkeiten nicht recht gedeihen können. Ob viel Unwesentliches einem Wesentlichen gleichzustellen ist, ob viel Kleine miteinander einen Großen ergeben? Zu Goethes Zeiten hätte das nicht gestimmt; aber Gott weiß, was sich aus der Not entwickelt.

So läßt sich über Bodes Lebensbuch viel nachdenken; lassen sich viele Vergleiche ziehen. Man blickt tief in die Häuser, tief in die Familien, wie es eigentlich nur in der Gegenwart vergönnt ist; und da nicht, denn es fehlen die Briefe, die Tagebücher der Vergangenen, die ihrer Seelen innerstes Leben uns in den verblichenen Blättern zurückließen.

Der aber, der sich dieser Briefe und Aufzeichnungen bediente und uns die wundervolle Geschichte einer großen Liebe und Glut nahezubringen suchte und die sanfte, abgestimmte Seele einer vornehmen Frau, die diese Glut entflammte, hat ein Kunstwerk geschaffen. Er verstand

Digitized by Google

es mit wenigen, wohlerwogenen und tief empfundenen Worten, den Leser in das Reich seines Schauens unmerklich fast und doch zwingend, hinzulenken. Ich nenne hier nur das Schlußwort des Werkes, das den Literaturhistoriker Wilhelm Bode, in seiner Art zu schauen und zu lenken auf den Rang eines Dichters stellt. „Und von nun an ging ein Schatten, den man Charlotte von Stein nannte, den Leidensweg der Berühmtheit." Solcher Worte und Anschauungen aber sind viele in diesem Buche. Helene Böhlau (al Raschid Bei)

Der Runks*

Ein kurzes Erlebnis mit längeren Folgerungen

Das Abteil dritter Klasse, in dem ich, weniger standes- als beutelgemäß, kürzlich vom Urlaub zurückfuhr, war schon ziemlich gefüllt, als in Halle noch zwei Reisende unsere Plätze auf das königlich-preußische Normalmaß zusammendrängten. Ich saß am inneren Ende der Bank, die dort gegen den Durchgang des D-zugwagens nur durch eine Armlehne abgeschlossen war; mir gegenüber dämmerte schon seit Hof ein junger Mann von dürftigem Aussehen vor sich hin, ein Monteur oder Techniker vielleicht. Neben ihn ließ sich nun ein gesättigter Kulturmensch in hellgrauem, eleganten Sommeranzug und dickem Goldbeschlag an Weste und Fingern nieder, groß, blond, feist, satt und müde; auf dem Antlitz stand's wie ein Reklameplakat: „Hier, ich bin's; einer, der was macht in der Welt, nämlich Bombengeschäfte! Bitte mir aber auch Ellenbogenfreiheit aus." Demgemäß schrumpfte denn auch der kleine Monteur schon um zehn Zentimeter unter Normalplatzbreite in die Ecke. Der Übermensch streckte die Beine breit von sich, gähnte ausgiebig und ließ sein Haupt schläfrig vornübersinken. Aber selbst der Schlaf dieses Gewaltigen gebar noch sinnreiche Gedanken zur Erhöhung der eigenen Daseinslust: Er sprang plötzlich auf, holte einen weichen Reisesack von Handkoffergröße aus dem Gepäcknetz, pflanzte ihn hochkantig zwischen sich und dem kleinen Monteur auf und gewann dadurch das Postament, ohne welches ja bekanntlich auch Bildhauer sich keinen großen Mann für ein Denkmal vorstellen können. Auf ihm breitete er nun liebevoll den rechten Arm aus, um auf diesem wieder das Stierhaupt zu betten.

Erstaunt, verängstigt blickte der kleine Monteur auf diese Zurichtungen, die seinen Platz um weitere fünfzehn Zentimeter einschränkten. Aber tapfer zwängte er sich die Armlehne unter die falschen Rippen und drängte Beinchen an Bein: es ging! Herabfallen konnte er ja nun wenigstens nicht! — Mit einer gewissen Theaterspannung wartete ich, wie lange die drei Normalmenschen sich wohl die beengende Erfindung des Übermenschen gefallen lassen würden. Nichts erfolgte. Allmählich aber sank der schlummernde Fleischberg gegen den Monteur hin; im Schlaf noch fand er aus, daß ja ein Mensch das einzig weiche und warme Polster in einem Wagen dritter Klasse sei. Bis hinter Wittenberg saß

* Ich weiß: „Runks" ist nicht schriftdeutsch, sondern nur neuberlinisch. Aber weder „Flegel" noch „Rüpel" noch „Lümmel" erschöpfen den neuen Typ, der mit Genuß und Selbstbewußtsein brutal ist. Und da das Wort geradezu onomatopoetisch ist, so möchte ich dem neuen Begriff das ebenso häßliche Wort gern hiermit anschmieden.

Digitized by Google

der kleine Monteur immer bedrängter und nahm wahrhaft christlich des Nächsten Last auf sich. Dann aber zeigten sich die Vorboten von Erstickungsanfällen, erzeugt durch die völlige Zerquetschung seiner dritten Dimension.

Ich hatte während des Urlaubs ausreichende Gelegenheit gehabt, von den Blüten moderner Kultur des Genus homo itinerarius impudens herrliche Exemplare in mein Gedächtnis-Herbarium zu sammeln: den Wollstrümpfigen (will ich umschreibend sagen), der sogleich Weste und Stiefel im Abteil von sich tut, den „Es-zieht"-Jammerer, den Knasterschlot, die Hundertschachteltante, die geistreich kreischenden und die mit Ferkelanekdoten geladenen Massenschwätzer, die Vogelscheuchenvetteln und die geschwollenen Modekarikaturen, die Umstandskommissarien, die Vordränger, die Kellneeerbrüller, die Messeresser, Schmätzer, Schüsseldurchstöberer, Brötchenbetaster, Ellenbogenflegler, die Stubenklotzer, Treppentrampler, die Türen- und Stiefelschleuderer, Falschpfeifer, Gassenhauergrölzer, die Protzen und Knicker, die raffinierten und die dummdreisten Rüpel, kurz das ganze wilde Heer unsres gesegneten Reisezeitalters. So waren die Bänder meines Herbariums bis zum Zerreißen gestrafft, und es ergriff mich drum allgemach ein stiller aber rechtschaffener Groll bei diesem Schauspiel mir gegenüber. Nur wußte ich noch nicht: sollte ich ihn gegen den Reiserunks oder die Schafsgeduld des Monteurs loslassen? Da aber begann dieser schüchtern gegen sein Erstickwerden zu reagieren: er schob die schlafende Last des Dicken einmal und noch einmal zurück. Nur durch eine langsame unentschlossene Schulterbewegung; aber sie genügte, das empfindliche Ichgefühl des Schlummernden zu wecken und zu reizen. Mit halbwachem entrüsteten Staunen, nur ganz leise unsicher blickte er auf sein lebendiges Kopfkissen. Da hielt's mich nicht mehr, und ich rief laut und scharf zu dem Kleinen hinüber: „Ich begreife nur nicht, wie Sie sich das so lange haben gefallen lassen!" Der Dicke ward hellwach. Mit maßlosem Erstaunen erst, dann einen Augenblick, einen ganz kurzen Augenblick mit Betretenheit, blickte er mich, dann die anderen Reisenden an. Als er diese aber in beflissener „Objektivität" verharren sah, erweiterte namenloser Grimm seine Augen. Wenn Blitze töten könnten, würde diese meine schreibende Hand jetzt längst faulen. Aber sie hielt in jenem Augenblick recht symbolisch mein spanisches Rohr. Auch mochten meine reichlichen grauen Haare, mein Stehkragen und mein Kneifer einen gewissen atavistischen Kulturrespekt in ihm geweckt haben, so daß er sich nicht sogleich auf den verrückt gewordenen alten Herrn stürzte, sondern ihn zunächst nur mit einem neuen Ausdruck maß: „Ich träume wohl?" Aber ich half mit einem nachdrücklichen: „Ja, Sie meine ich!" nach. „Das ist ja unerhört, wie Sie einen Mitreisenden zu belästigen wagen!" Da entrang sich dem Gehege seiner Zähne die ganze Weisheit unserer werktätig aufstrebenden Zeit: „Er hat sich's ja doch gefallen lassen! Was geht's denn da Sie an?"

Aber der Leser bedarf der Schilderung vom befriedigenden Ende dieses kleinen Erlebnisses nicht und bedarf auch keiner weiteren Ausmalung für das Bildnis meines Gegenübers. Der Mut des Dicken war in dem Augenblicke dahin, da man ihm entgegentrat. Und was das Bildnis betrifft: der Leser gehe auf die Straße und zähle den Zehnten ab: was

Digitized by Google

gilt's: er hat einen ganz gleichen sauberen Vogel gefangen! Denn wer die Augen offen hat und nicht nur abseits von Handel und Wandel Träume spinnt, dem kann nicht verborgen bleiben, daß der Reiserunks nur eine Spielart des modernen Erfolgmenschen ist, wie ihn die neuen Formen des Kampfes ums Dasein gezüchtet haben.

Kein Zweifel: der brutale Selbstsüchtling hat zu allen Zeiten gelebt; vielleicht ist das Verhältnis von Knechtern, Knechten und eigentlichen Menschen sogar immer das gleiche gewesen, etwa ein Schäfer, zwanzig Hunde, zehntausend Schafe. So stimmt's wenigstens etwa mit der Wohnungsstatistik; aber ich überlasse gern Höflicheren einen tröstlicheren Glauben. Etwas jedoch ist von Grund aus anders geworden: Auch die Brutalität der Vorzeit mußte sich noch drapieren; sie wagte sich nicht in prangender Nacktheit auf den Markt, sondern nahm wenigstens das christliche Mäntelchen um. Dem abgebrühtesten Schurken blieb der Altruismus als sittliche Forderung wenigstens noch als heimlicher Stachel im Gewissen. Man mußte ein wirkliches Genie sein, um sittliche Maßstäbe hinter sich zu lassen. Da kamen die Enzyklopädisten, Darwin, Büchner und vor allem Nietzsche. Dornendickichte haben diese Großen für die Menschheit zerhauen; das Dornröschen der freien Menschenseele glaubten sie zu erwecken. Aber auch Dornröschens Sklavenpack ward wach, fühlte sich frei. Und sie fälschten die Gedanken der Großen um in ein billiges, kitschiges, niederträchtiges und darum der Niedertracht süß eingehendes Evangelium der Neuzeit: „Gott, Unsterblichkeit, Sittlichkeit, Menschenliebe sind »Mumpitz« für die Dummen, mit dem wir sie knechten. Die Welt gehört dem, der die brutalste Faust darauf legt. Ich bin, und so bin ich die Hauptsache. Je mehr ich verschlinge, um so größer werde ich, der Übermensch. Brutalität ist Genie." Wir sind damit so weit gekommen, daß nur noch Swiftsche Galle das Bild unseres Daseinskampfes richtig schildern kann. Hier schonungslose Lohndrückerei und Menschenaussaugung — man denke an die Hausindustrie —, dort verbitterte, verlogene Hetzerei der ewig Unmündigen durch skrupellose Demagogen, die aus Herrschsucht Hunderttausende ins Elend stürzen, wie in den aussichtslosen Streikbewegungen in London. Hier systematische Volksverdummung durch eine Presse mit sorgsam verschleierten Hintermännern und Im-Trüben-Fischern, dort organisierte Volksausbeutung durch Ring- und Trustbildungen. Schamloses Lügengezeter bei jeder neuen Steuer, um nachher für sich Kapital daraus zu schlagen: Bier und Zigarren, Bäcker und Schlächter. Geldheiraten und Nachtleben, herabgewirtschaftete Kunst und ausgemünzte Wissenschaft, Warenfälschung und Begriffefälschung, um gesetzliche Schranken für die Ausbeutung zu überspringen, wie bei Bewucherungen, wie namentlich beim Bau- und Grundstückswesen, wie bei der Patentausnutzung, wo Hunderte auf nichts anderes sinnen, als eine Lücke im Patentanspruch einer erfolgreichen Erfindung aufzuspüren und sich dann mit einer schäbigen Nacherfindung durch diese Lücke an die volle Krippe des lieben Nächsten zu drängen. Dazu ein „Literatur"-Großbetrieb, der die Massen mit dem überschwemmt, was ihnen zum Munde redet, und sie mit dem Hochgefühl der Alleinberechtigung alles Seichten, Feilen und Ewiggestrigen erfüllt, ganz abgesehen noch von den Riesenprofiten der Schund- und Schmutzwerke. Und als leuchtende Blüte des ewigen Beschwatzungsdranges eine Reklame, die Stadt und Land wie Wasserpest überzieht und schon in und

Digitized by Google

an Staatsgebäuden (Bahnhöfen) verkünden darf: Das menschliche Leben ist Geschäft, nur Geschäft! — Im Parlament nennt man's Kuhhandel.

Es ist zuzugeben, daß die zunehmende Bevölkerungsdichtigkeit der Großstädte den Kampf ums Dasein verschärfen mußte. Es ist zuzugeben, daß die Mehrheit niemals gewußt hat, geistig, seelisch zu leben, sondern im Geld ihren Gott sah. Aber nur einen heimlichen; man schämte sich noch, ihn auf dem Markt zu preisen. Dazu hat erst die wüste Karikatur geführt, die sich Halbbildung und schwadronierende Selbstüberschätzung aus dem Nietzscheschen Übermenschen zurechtgestutzt haben. Wir haben glücklich einen „neuen Typus des Genies" aus Brutalität und Erfolganbetung herausdestilliert: den völlig gewissenlosen Draufgänger. Nichts ist bezeichnender für die allgemeine Wertschätzung solcher, nur von einem Gedanken erfüllten wüsten Willensmenschen, als daß in den letzten Jahren unsere größten, sonst so vorsichtigen Bankinstitute auf zwei Groß-Bauunternehmer ein unerhörtes Vertrauen setzten, die durch ihr Hetzpeitschensystem dem gesamten Berliner Baugewerbe unheilbare Wunden geschlagen haben und im Fieber der Spekulation so lange von Waghalsigkeit zu Waghalsigkeit fortschritten, bis ein Zusammenbruch erfolgte, der den Banken mehr als zehn Millionen gekostet hat. Man nennt das „neue Arbeitsmethode" und „Erschöpfung neuer wirtschaftlicher Möglichkeiten". — Was an diesen, allerdings ja unerhört betriebsamen und tätigen Menschen zu ihrer Falscheinschätzung geführt hat, ist die aus der Übermenschenhalluzination hervorgegangene blinde Bewunderung des Willens als solchen. Gewiß: Willen ist schlechthin eine Naturerscheinung, die immer etwas Fesselndes hat. Selbst im stumpfsinnigsten Willen des Sechstage-Wettradlers mögen manche noch eine Spur ästhetischer Freude an dieser Naturerscheinung sehen. Aber, bezeichnend für unsre ästhetelnde und amoralische Zeit: dieser „Reiz" wird losgelöst von allen Begleitumständen genossen und vergöttert. Was ist verhängnisvoller, öder, schauerlicher als ein Riesenwille, dem ein gleichwertiges Ziel fehlt? Alle Ketten der Menschheit sind von unverständigem, wüsten Willen geschmiedet worden; ein töricht Wollender ist immer tausendmal schlimmer für die Gesamtheit, als tausend Stumpfwillenlose. Und was selbst noch allerbester impulsiver Wille ohne regelnde Selbsteinschätzung und Weitsichtigkeit, doch mit Macht ausgestattet, anrichten kann, das hätten wir Deutschen in den letzten Dezennien doch wahrhaftig oft genug lernen können.

Gewiß: „Im Anfang war die Tat!" Doch den Verbrecher unterscheidet vom Führer der Menschheit allein die Richtung des Willens, die ethische Größe!

„Was gilt uns denn die! Macht man damit Geschäfte? Sind wir nicht erst dadurch mächtig und reich und beneidet und forsch, besonders forsch geworden, daß wir den Moralkram über Bord warfen? Wir haben endlich die Ethik der Tat! Narren wollen die Menschen besser machen: die Masse bleibt blöde Masse. Wir aber pressen sie so lange aus, bis wir doch noch was draus machen können, für uns! Für uns ist der Tisch gedeckt. Wir setzen uns so preislich dahinter, daß der Nachbar möglichst bald vom Sitze fällt. Desto mehr bleibt für uns. Wir greifen zu, so lange es geht: Es sagt uns ja niemand ernstlich was dagegen!"

Da steckt's nun! „Er hat sich's ja doch gefallen lassen",

Digitized by Google

philosophierte mein Reiserunks. In dem Augenblick aber, da der ernste Widerstand auch nur ins Gebiet der Möglichkeit rückte, offenbarte sich die ganze Herrlichkeit dieses Willensmenschen als übertünchte Feigheit! — In der Tat: ist es denn wirklich eine besonders tiefe Lebenserfahrung, daß der brutalste Wille meist nichts ist als ein „Mimikry" des Muts? Daß er auf Verblüffung ausgeht, um einer Kraftprobe auszuweichen?

Oh, diese Sauberen verstehen sich freilich auf die Herde! Die lehrt sie ja alle Tage, nur so fortzumachen: „sie hat sich's ja gefallen lassen!" Also nur immer alles an die Wand gedrückt, bis der Widerstand sich erhebt. Dann ist's noch immer Zeit, mutig zurückzuweichen oder so zu tun, als habe ein anderer „gedrängelt". —

Aber zum Kuckuck: Warum haben wir's uns gefallen lassen? Ist es denn wahr, daß die Welt, alles in allem genommen, so aussieht, wie ich sie eben gemalt, wie sie sich obenher, freilich bis tief in die Eingeweide unsres Wirtschaftslebens hinein, zeigt? Wirtschaftsleben ist ja schließlich doch noch nicht alles! Leben nicht doch noch in Stadt und Land Tausende und Abertausende, die jenes Leben verabscheuen, die noch an eine ethische Entwicklung der Menschheit glauben, die noch die alten Begriffe von Gut und Schlecht haben und an ihrem Platze der Stimme ihres altmodischen und doch geliebten Gewissens folgen? Sind wir denn ein Volk von „Runksen" geworden, wie uns das Ausland dessen allerdings schon beschuldigt? Sind in Heer, Beamtenschaft, Wissenschaft, Kunst, Handwerk und Landwirtschaft, ja selbst im Handel nicht noch wirkliche Deutsche tätig, die „eine Sache um ihrer selbst willen tun"? Mehr, unzählig mehr als jene Schicht von Surrogatgenies, die unsrer Zeit das Oberflächenbild gibt?

Wehr dich, Michel! Auf jeden Kloben anderthalbe! Gewaltmenschen fürchten nichts als größere Gewalt, die aber geradezu abergläubisch. Nicht der Freche ist der schädlichste. Schädlicher ist, wer sich Frechheit gefallen läßt, denn er züchtet vermehrte Frechheit.

Was nützen Volksaufklärungen, Predigten, Vereine zur Förderung aller möglichen guten Dinge, was selbst Gesetze (wie zum Beispiel das gegen Naturverunstaltung) gegen Dreiste, denen man heimlich oder öffentlich eine Macht (die wirtschaftliche nämlich) zugesteht? Diese Leute pfeifen auf Gesinnungen und „Kulturbewegungen" und wissen genau, daß unser Recht zwar immer entscheidet, was rechtens, aber selten nur, was recht ist. Für geistige Güter versagt es völlig, wie beim mangelnden Schutz der Ehre und des Privatlebens vor Zeitungsklatsch. Der Staat kann nach seiner juristischen Konstruktion immer nur die Gesetze, nicht die Ethik schützen; die Gesetze treffen nur die Tat, nicht die Gesinnung. Ist selbst der alleinseligmachende Tatbestand glücklich gegeben, so entspricht das Strafmaß immer häufiger unserm sittlichen Empfinden nicht mehr. Gegen empörende, aber nicht ausdrückliche Gesetze verletzende Handlungen besitzt der Staat noch gar keine Macht. Wollt ich nun aber wie „Auch Einer" einen Tierquäler verdreschen, oder einem verwahrlosten Gassenbuben auf frischer Tat einen Denkzettel wie Donner auf Blitz versetzen: ich habe mir nicht die Macht des Richters anzumaßen und Selbsthilfe zu üben; ich soll zum Schutzmann gehn, der nicht da ist, und zum Kadi, der mich in drei Terminen vier Stunden lang warten läßt! Das ist „Ordnung", nur daß keine Ordnung mehr da ist! Man bedankt sich vor solcher Korrektur der Roheit

Digitized by Google

und läßt ihr mit einem heimlichen Fluch auf unsere formalistische Juristerei den Lauf.

Nun will ich trotzdem keineswegs etwa zu allgemeiner Prügelei und Mißachtung der Gesetze auffordern. Im Gegenteil: wir können doch die Ideale des Staates nur stützen wollen, versuchen wollen, einen Teil von — Volkserziehung zu übernehmen, die er — naturgemäß! — nicht leisten kann. Es mußte hier nur ehrlich und hart gesagt werden, wie wir dran sind, daß uns eine rechte Kampfeswaffe fehlt. Der tätige Widerstand gegen Brutalität kann aber sehr wohl innerhalb der — staatsbürgerlichen Pflichten erfolgen. Gegen die schlimmsten Auswüchse gibt's immer noch Gesetze; nötig ist nur, daß der „Runks" der steten Drohung bewußt ist, daß man ihn frühzeitig erzieht, indem man ihn nirgends ohne Einspruch gewähren läßt.

Ich höre eine Mutter in der Straßenbahn zu ihrem Zehnjährigen sagen: „Bleib man sitzen, Rube, brauchst die Dame nich Platz zu machen. Hast dein Billett bezahlt." Erster Schritt zum Runks. Aber ich rufe laut durch den Wagen: „Richtig, mein Junge, du kannst gar nicht früh genug zum Flegel werden." Und in Mutter und Sohn fällt die Bitternis, nicht durchgekommen zu sein, sondern von allen Insassen verlacht zu werden. Der Haß gegen mich wird beiden noch lange den Genuß der Patzigkeit vergällen.

Vier solche Erfahrungen, und die natürliche Feigheit überwiegt die anerzogene Frechheit! — —

Eine Gesellschaft von etwa zwanzig lebens- und zahlkräftig aussehenden jungen Leuten stieg auf den Rigi. Die Frau Wirtin eines der großen Schandkästen der Reisekultur droben blickte ihnen schmunzelnd entgegen. Der Führer fragt: „Guten Tag! Ist das hier das Hotel, das unterwegs überall mit Riesenbuchstaben angekündigt ist?" — „Jawohl, mein Herr", antwortet sie geschmeichelt. „Dann werden Sie uns also nicht als Gäste bei sich sehen, denn Ihre Naturverschandelung hat uns den Appetit verdorben!" Und die Schar zieht lachend an der empörten Fremdenzoll-Einnehmerin vorüber. — So geschehen! Aber vielleicht nur einmal! Was gilt's: geschähe es tagsüber nur dreimal: nach drei Wochen wären solche Gemütsmenschen kuriert! Es brauchte nicht einmal immer so handgreiflich zu geschehen; obwohl „Schlag auf Schlag" am schnellsten hilft, sollen wir Höflichen möglichst lange höflich bleiben. Erst gegen Dickfelligkeit wird ein Temperamentzuschuß nötig.

Dann aber heraus mit eurer Entrüstung! Heraus, wo sie berechtigt ist, und laßt's auf alle Folgen ankommen! „Es muß ja Ärgernis kommen: aber wehe dem, durch den Ärgernis kommt!" Laßt das wieder die Ärgernisgebenden fühlen, und — in Massen! Das wäre jetzt wirklich eine Kulturaufgabe, würdig eines Bundes. Eines Bundes, der zum Gewissen der Nation werden will, der vorbildlich in Rücksicht und Höflichkeit und Menschlichkeit zu sein seine Mitglieder verpflichtet, die sich schon äußerlich durch ein Kennzeichen vor der Menge bekennen könnten. Ein Bund, der etwa gar einige Sonderrechte zu erringen hätte, wie die Tierschutzvereine. Was den Tieren recht ist, sollte den Menschen billig sein. Ein Bund, der bei jeder Brutalität und Flegelei Einspruch zu erheben sich verpflichtet, erst durch Überredung, dann mit — Machtgefühl, Machtdrohung selbst, indem die Mitglieder gelegentlich zu Schutz und Trutz einander sogar auf der Straße oder in der Fremde beispringen. —

Digitized by Google

Also, ganz gegen Tolstoi: „Widerstrebet dem Übel!“ Es hilft gar nichts, stolz und angewidert beiseitezustehen. Wir brauchen Bekenner neuer Lebensart, Lebensziele! Bekenner, an denen namentlich unsre Jugend ein neues Vorbild erhält. Denn das ist vielleicht das ärgste, daß der Glanz der neuen Genies bereits der Jugend ein widerwärtiges Ideal der „Schneidigkeit“ und täppisch dreisten Selbstdurchsetzung vorgegaukelt hat. Ein verführerisches Ideal, weil es so ganz ohne Mühe sich erreichen läßt. Dies Ideal muß immer wieder blamiert werden, damit es seinen Wert verliert. Die Jugend muß sehen, daß die Menschen mit den besseren, durchgeistigten Gesichtern nach Zucht streben, den kategorischen Imperativ noch immer hochhalten und — verteidigen!

In solcher Verteidigung gehe man zum Angriff: der Hieb ist die beste Parade. Es braucht noch keine allgemeine Holzerei anzuheben. Wir sahen ja, daß die stets imminente Drohung gegen Feigheit genügt. Aber man sei nicht mehr zurückhaltend. Man verberge nicht das Spottlächeln über Aufgeblasenheit und Protzerei. Man pfeife in das Gewieher der Premierentiger, verbitte sich lautes Schwatzen in Ausstellungen und Straßenbahnen, dränge Drängler zurück und stelle Anrempler, bringe jeden rasenden Autler zur Anzeige usw. Man lehne unverhohlen Umgang mit Rücksichtslosen und überfirnißten Erfolgsjägern ab und nenne die Dinge wieder deutschehrlich beim rechten Namen. Vor allem aber verderbe man denen das Geschäft, die das Geschäft durch gemeine Mittel verdorben haben, wie das der Staat wenigstens gegen Kurpfuscherei unternommen hat, gegen Schundliteratur zu unternehmen beginnt. Wenn ein Tausende zählender Bund sich verpflichtete, von niemandem zu kaufen, der der Lohndrückerei, der Surrogatverwertung überführt worden, der eine die Natur und die Straßen verschandelnde kreischende Reklame macht: man besänne sich endlich eines Besseren!

Man wird vor Namennennungen nicht zurückschrecken dürfen; im Kampfe müssen schon einmal Opfer fallen. Und auch Prozesse dürfen nicht schrecken. Ein Bund würde sie leichtlich durchführen können, und unser famoses Prozeßverfahren mit dem alleinseligmachenden Antreten des Wahrheitsbeweises käme ihm hier einmal zugute.

Schließlich aber und ganz besonders ringe man mit allen erdenklichen Mitteln um eine andere modernere Auffassung von Schuld und Strafe bei Vergehen und Verbrechen. Nicht nur, daß „Roheitsdelikte“ noch ganz anders als bisher angepackt werden müßten. An die Stelle der Bemessung von Strafe nach dem angerichteten dinglichen Schaden müßte endlich die nach dem moralischen Schaden treten. Es ist doch kein Unterschied zwischen dem Gesellschaftsschädling, der kaltblütig einen Mord plant und ihn nur wegen äußerlicher Zufälligkeiten mangelhaft vollbringt und darum im Zuchthaus verpflegt wird, und dem zum Ziele gekommenen Mörder. Entgegen der römischen Auffassung kann unser Ideal vom Staate keine Befriedigung im bloßen Ausgleich angerichteten Schadens finden. Wir erkennen, daß letzten Endes die Gesinnung die menschliche Gesellschaft zusammenhält oder zerstört, daß darum der Staat die gesellschaftsfeindliche, verderbte Gesinnung, die Wurzel, nicht die Frucht des Übels nach Möglichkeit auszurotten habe. Auf die weitere Erörterung vom Nutzen der Strafe, von der Möglichkeit der Abschreckung und von einem anderen, auf bessere Psychologie gegründeten System der Verbrechens-

Digitized by Google

bekämpfung gehe ich nicht ein; „es ist ein zu weites Feld", wird aber doch auch in diesem Zusammenhange endlich einmal betreten werden müssen. Aber ich sehe keine andere Möglichkeit, dem Auseinanderfallen der Gesellschaft, dem längst als ordnungsmäßig hingenommenen Zustand des wirtschaftlichen Krieges aller gegen alle mit allen Mitteln zu steuern, als daß eine Gegenwirkung im eben nur angedeuteten Sinne erfolgt. Es braucht vielleicht nicht einmal ein Bund die Sache in die Hand zu nehmen, ob einer der bestehenden unpolitischen Verbände oder ein ad hoc geschaffener. Wenn nur jeder um die Zukunft des Deutschen Besorgte sich zu ähnlichen Grundsätzen bekennte, wäre schon viel gewonnen. Ihre Durchführung im Leben wäre freilich — scheußlich, zugestanden. Ein schlimmerer ewiger Kampf als der mit dem Objekt. Aber was bleibt uns — soweit wir nicht durch Naturanlage zum Quietismus und Ästhetizismus vorbestimmt sind, sonst zu tun? Wollen wir weiter auf eine „Evolution des Guten aus sich heraus" hoffen? Was dabei herausgekommen, sahen wir: eine Entfaltung von Lebensformen, die auf den oberflächlich Denkenden wie Ermunterung zur Brutalität wirken muß. Wir können aber weder den Kampf ums Dasein noch die Torheit der Masse ändern. Diese muß vielmehr nur ihren Herrn finden!

Laßt sehen, wer die berufenen Herren der Erde sind: die nur für sich vorwärts oder die aufwärts Wollenden! Schon sind diese nur noch die Geduldeten. Dulden sie's noch länger, so sind sie bald nur noch Dulder, reif, von den Shoddygenies der Selbstsucht aus- und aufgesogen zu werden.

Wehr dich, Michel! Es wird auch deinem Verhältnis zu den lieben Nachbarn jenseits der Grenzen zugute kommen, wenn sie deine alte Wehrhaftigkeit, deinen kampffrohen Willen zum Höherkommen aus dieser stockigen Krämerwelt wachwerden sehen! Hans Schliepmann

Das Führertum in der modernen Demokratie

Als der Parteigenosse Paul Göhre auf dem Dresdner Parteitage der Sozialdemokratie darauf gepocht hatte, daß er der sozialen Betätigung zuliebe seinen Beruf und sein Einkommen, seine gesellschaftliche Stellung und seine Familie verloren habe, erwiderten ihm verschiedene Parteiblätter, das alles seien, so höflich wie möglich bezeichnet, Sentimentalitäten, auf die zu pfeifen die Arbeiter ein gutes Recht hätten. Solche „Opfer" bringe man nicht der Arbeitersache, sondern sich selber. Dieses Beispiel sagt gewiß nicht, daß die Anstrengungen Göhres, dem Proletariat menschlich näher zu kommen, vergeblich gewesen wären, aber es läßt die Stärke des Mißtrauens ahnen, das im Proletariat gegenüber Überläufern aus dem bürgerlichen Lager, besonders „intellektuellen", empfunden wird. Natürlich ist es um so größer, je weiter die Kluft, die bürgerliches und proletarisches Leben trennt. Darum spielt das Postulat der Entsagung in der sozialen Bewegung Europas nirgends eine größere Rolle, als in Rußland. Selbstentäußerung und Verzicht auf alle Formen bürgerlicher Lebensführung sind in der langen Geschichte der Revolution in Rußland stets für notwendige Requisiten des Arbeiterführers gehalten worden. Der erste Paragraph des revolutionären Katechismus Uetschajeffs (1871) stellt das Gebot auf, der wahre

Digitized by Google

Revolutionär müsse sich als ein „geweihter Mann“ betrachten: „Alles in ihm wird absorbiert von einem einzigen ausschließlichen Interesse, einem einzigen Gedanken, einer einzigen Leidenschaft: der Revolution.“ Später trat ergänzend die Theorie der Narodnischestavo, der „Volkstümler“, hinzu, nach der die oft den vornehmsten Häusern des Adels entstammenden Jünger der Revolution „ins Volk“ gehen, wie Bakunin sich ausdrückt, ein „Bad im Volksleben“ nehmen sollten. Mit Verzicht auf die gesellschaftliche Stellung, auf alle Vorteile des städtischen Kulturlebens, insbesondere auf die Fortsetzung der Studien und der bürgerlichen Laufbahn gingen Gelehrte, Schulmeister, Bauern, jüdische Studentinnen wie adlige Fräulein in die entlegensten Dörfer und arbeiteten dort als Landarbeiter, Stellmacher, Schlosser, Mägde und dergleichen, lernten das Volk auf das genaueste kennen, suchten sich sein Vertrauen zu erwerben und wurden, immer zum revolutionären Zwecke, dessen Ratgeber in allen Lebenslagen. Auch in der deutschen Sozialdemokratie wurzelte anfangs die Forderung der Gleichheit der Lebensführung aller an der sozial-revolutionären Bewegung Beteiligten fest im proletarischen Klassengefühl. Noch im Jahre 1885 wußten die Berliner Sozialdemokraten ihre Abneigung gegen eine Beteiligung an den Wahlen zum preußischen Landtage nicht besser zu begründen, als durch die „Erwägung“, daß im Falle der Wahl die sozialdemokratischen Abgeordneten 15 Mark Diäten täglich erhalten würden, wodurch „eine Pflanzstätte der Prinzipienverleugnung und eine Züchtungsanstalt für Berufsparlamentarier“ geschaffen werden könnte; denn der Mensch sei ein Produkt seiner Verhältnisse. Rücksicht auf die Furcht der Massen vor den Folgen einer Erhebung ihrer Führer weit über ihr soziales Niveau hinaus war auch die Ursache, weshalb die Beteiligung der Sozialdemokratie an den Wahlen zum deutschen Reichstag in der ersten Zeit nur zögernd und unter theoretischen Vorbehalten erfolgte. Wilhelm Liebknecht klagte noch 1869, man habe „das Prinzip geopfert“, den ernsten politischen Kampf zur „parlamentarischen Spiegelfechterei“ herabgewürdigt, das Volk zu dem „Wahne“ verführt, „der Bismarcksche »Reichstag« sei zur Lösung der sozialen Frage berufen“. Von solcher Auffassung ist in der Sozialdemokratie heute nicht mehr viel zu merken, was sich wohl hauptsächlich dadurch erklärt, daß sich die sozialistischen Parlamentarier im Reichstage bisher als zuverlässige Verfechter der Arbeiterinteressen bewährt haben. Indessen waren sie auf dem Pfade der Treue auch viel weniger Versuchungen ausgesetzt als ihre Kollegen in andern Parlamenten. In Frankreich, wo man revolutionäre Volksmänner wie Millerand, Briand, Viviani sich in „reaktionäre“ Staatsmänner verwandeln sah, wo der ehemalige sozialistische Maire von Lyon, Universitätsprofessor Augagneur, ebenso Gabriel Delville, der Marxjünger und Gründer der französischen Arbeiterpartei, Alexander Zévaès, einer der begabtesten und marxfestesten Führer der Guesdisten, und viele andere einstige fanatische Vorkämpfer der proletarischen Bewegung heute im Regierungslager zu finden sind, haben die Arbeitermassen zu ihren Vertretern im Parlament nur noch wenig Vertrauen. Ob die sozialistischen Parlamentarier in Deutschland gegen jegliche „intellektuelle Korruption“ gefeit sind, das könnte sich erst zeigen, wenn es hier eine parlamentarische Regierung und Wege vom Parlament zu den Staatskanzleien gäbe.

Wie steht es nun um das Verhältnis zwischen den Arbeitermassen

Digitized by Google

und solchen Führern, die dem Proletariat selbst entstammen und keine Gelegenheit erhalten, im Milieu des parlamentarischen Lebens zu „verbürgerlichen"? Hat sich das Proletariat bei ihnen im allgemeinen keiner Abirrungen zu versehen? Die französischen Syndikalisten behaupten, nein; Arbeiterführer, die den Boden der gewerkschaftlichen Organisation nicht verließen, ganz gleich, ob es sich um gehobene Proletarier oder ehemals bürgerliche „Intellektuelle" handle, verrieten oder betrögen die Gefährten nicht, wenn diese nur die Augen offen hielten. Sie haben auf diese Annahme eine ganz neue sozialistische Lehre aufgebaut, nach der bei einem Proletariat, das ohne alle politischen Bevormundungen sozialistischer Parteipolitiker in Bewegung gesetzt wird, die Energie, die Initiative, die Kühnheit jedes einzelnen Arbeiters nutzbringend verwendet werden könnte. Der Turiner Professor Robert Michels, ein ehemaliges Mitglied der deutschen sozialdemokratischen Partei, zerstört in seinem recht zeitgemäßen, bei Dr. Werner Klinkhardt in Leipzig erschienenen Buche „Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie" auch diese Illusion. Er weist nach, daß sich in jeder Art Führertum selbst der ausgesprochensten demokratischen Parteien oligarchische Tendenzen entwickeln, die um so stärker werden, je weiter sich deren Organisationen ausdehnen. Der aus dem Proletariat selbst hervorgegangene Führer vermag, auch wenn er aufgehört hat, sich als Handarbeiter zu betätigen, die Bedürfnisse der Masse besser zu würdigen als der aus den bürgerlichen Kreisen hervorgegangene, aber gerade weil ihm die Masse deswegen größeres Vertrauen entgegenbringt als dem andern, hat er um so größeren Spielraum für die Entfaltung von Herrschaftsbegierden. In dem Augenblick, in welchem die Organisation den Genossen aus der Werkstatt damit beauftragt, regelmäßig und für bestimmtes Gehalt die Geschäfte der Gefährten zu übernehmen, stößt sie ihn unbewußt aus der Arbeiterklasse aus und in eine neue Klasse, die der Beamten, hinein. Sobald er sich hier der Überlegenheit des Führertums über die Masse bewußt wird, beginnt er, je nach der Stärke der Persönlichkeit langsam oder schneller, oligarchische Neigungen zu entwickeln. Die Überlegenheit des Führertums beruht hauptsächlich auf seiner technischen Unentbehrlichkeit und der Schwerfälligkeit der Masse. „Während die Masse durch ihre berufliche Arbeit und die Sorgen des täglichen Lebens von einer genaueren Kenntnis des politischen Getriebes, insbesondere des politischen Betriebes, der politischen Maschinerie, ferngehalten wird, wird der Führer durch seine neue Lebensstellung umgekehrt dazu geführt, sich mit den Technizismen der Politik auf das engste zu befreunden. Auf diese Weise eignet sich der ehemalige Arbeiter in kurzer Frist anfangs nur formale, später aber auch sachliche Kenntnisse an, die ihn auf die Dauer seinen Auftraggebern immer mehr überlegen machen." Michels meint, es bestehe eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Sozialdemokratie und der katholischen Kirche. Beide dienen den intelligentesten Schichten einzelner Klassen als Hebel zu sozialem Emporkommen. In der Kirche gelingt es dem Bauernsohn, soziale Stufen zu erklimmen, deren Äquivalente in allen übrigen gelehrten oder doch studierten Berufen ein Vorrecht der feudalen oder zumindest geldadligen Stände geblieben sind. Wir haben keine Bauernsöhne unter den Korpskommandeuren und Regierungspräsidenten, es gibt deren hingegen eine erkleckliche Anzahl unter den Bischöfen; zur-

Digitized by Google

zeit sitzt ja sogar ein Bauernsohn auf dem Heiligen Stuhl. Wie aber der bischöfliche Bauernsohn, so kann der ehemalige Arbeiter als Gewerkschaftsführer oder sozialistischer Abgeordneter gerade wegen seiner niederen Herkunft auf besonders starkes Vertrauen vonseiten der Geführten rechnen. Beide pflegen infolgedessen der Neigung zur Herrschsucht, zugleich zur Bequemlichkeit und zum Klassenegoismus rasch nachzugeben. Michels nimmt mit Recht die Exbourgeois in der Sozialdemokratie gegen die wider sie erhobenen Beschuldigungen in Schutz. Es gehört in der Regel ein starker Idealismus bei ihnen zu dem Entschluß, zur Partei des kämpfenden Proletariats überzutreten; die Erfahrung lehrt auch, daß gerade sie meist in ernsten Parteifragen die grundsätzlichere, gründlichere Lösung bevorzugen. Man braucht auch nur Namen wie Bakunin, Kropatkin, Marx und Engels zu nennen, um jede prinzipielle Bekämpfung der Akademiker und früheren Bürgerlichen in der Sozialdemokratie als töricht zu kennzeichnen.

Dennoch hat die Abneigung des Proletariats gegen die sozialistischen Akademiker mehr natürliche Berechtigung als Michels ihr immerhin zubilligt. Er hebt freilich hervor, die Ermöglichung des Universitätsstudiums sei kein Kennzeichen natürlicher Auslese der Bestbeanlagten, sondern meist ein Privileg der ökonomisch bevorzugten Volksklassen. In jedem Akademiker steckt aber auch ein Stück Dogmatiker, und das ist es, wogegen sich der Arbeiter mit Recht instinktiv auflehnt. Historisch haben auch Dogmen ihre Berechtigung. Sie sind Mittel geistig vorgeschrittener Kasten oder Klassen, um weit rückständigere Gruppen gemeinsamen Zwecken dienstbar zu machen, für die diesen noch jedes Verständnis fehlt. Je mehr nun die Rückständigen den Vorsprung der vorgeschrittenen, herrschenden Gruppen einholen, desto mehr suchen diese im Interesse ihrer Herrschaft jene in ihrer geistigen Entwickelung zu hemmen. Das Ergebnis des sich entwickelnden Kampfes ist schließlich immer die Auffaugung der ehemaligen Sieger durch die Besiegten, einer herrschenden Kaste durch das beherrschte Volk. Der Marxismus nun ist entschieden eine dogmatische Form der sozialistischen Heilslehre, geschaffen von Leuten, die dem Proletariat nach Rasse, Klasse, Stand und Wesen fremd waren. Nur seine stärkere intellektuelle Kraft, seine größere Gesichtsweite, seine bessere innere Folgerichtigkeit und sein größerer Reichtum an geistvollen Erklärungen wirtschaftlicher Tatsachen verschaffte dem Marxismus den zeitweiligen Sieg über andere, prinzipiell richtigere, aber von weniger starken Denkern nur halb ausgearbeitete Lehren. Heute kann man wahrnehmen, wie Proudhonsche und Dühringsche Gedanken in der sozialistischen Bewegung allmählich marxistische zu verdrängen beginnen, während die Ideen des großen amerikanischen Autodidakten Henry George, die in Amerika und England größere Bedeutung erlangten, als der Marxismus, auch auf dem europäischen Festlande das sozialistische Denken immer stärker beeinflussen. Die große Bedeutung dieses Umschwungs liegt darin, daß ein Arbeiter wohl Proudhonsche, Dühringsche oder Georgesche Ideen ohne das Rüstzeug akademischer Bildung fassen und begreifen kann, nicht aber marxistische. Das ist der Grund, weshalb sich der Marxismus ebensowenig wie die geltende Jurisprudenz oder Medizin von dem Makel der „Weltfremdheit“ zu befreien vermocht hat. Man nennt Marx' Kapital oft die „Bibel der Arbeiter“, sie ist es, aber

Digitized by Google

eine unübersetzte Bibel; was daraus bruchstückweise in die Sprache des gemeinen Mannes übersetzt worden ist, hat ihrer Autorität ebensoviel geschadet, wie die unbedingte Autorität der Bibel durch ihre Übersetzungen erlitten hat. Die Voraussetzung allen blinden Glaubens ist Mystizismus.

Michels entwickelt für diese Rolle des Dogmatismus im modernen Sozialismus kein Verständnis; sonst wäre er zu weniger pessimistischen Schlußfolgerungen gelangt. Es ist richtig, daß es nie eine vollständige Idealdemokratie geben kann, richtig, daß sich das Wesen der „politischen Klasse" nie ändern wird, weil die jeweiligen neuen Führer, sobald sie im Namen der anonymen Masse die hassenswerte Tyrannis ihrer Vorgänger gestürzt und deren Stellen eingenommen haben, sich zu verwandeln beginnen, um mit der Zeit, „wenn nicht der Form, so der Substanz nach, den entthronten Tyrannen ähnlich zu sehen wie ein Haar dem andern". Es ist ferner richtig, daß infolge einer noch so heftigen und berechtigten Revolution nicht einmal die alte, verderbte Oligarchie einer neuen völlig Platz zu machen, sondern großenteils erhalten zu bleiben pflegt, weshalb z. B. der alte Adel in Frankreich noch heute im Heer wie im Parlament überstark vertreten ist. Es wird immer eine Art Aristokratie sein, die in einem Volke die wirkliche Herrschaft ausübt. Dennoch werden die untergeordneten Schichten einen immer größeren unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung ihrer Geschicke gewinnen. De Tocqueville vergleicht einmal die Aristokratien Frankreichs und Englands während des 18. Jahrhunderts: „Là l'aristokratie a pris pour elle les charges publiques les plus lourdes afin qu'on lui permît de gouverner; ici elle a retenu jusqu'à la fin l'immunité d'impôt pour se consoler d'avoir perdu le gouvernement." In England hatte die Aristokratie Macht und keine Privilegien: in Frankreich hatte sie Privilegien und keine Macht. Die eine Bedingung ermöglichte, nach de Tocqueville, eine Vermischung der Klassen, die Entfaltung eines starken, kräftigen öffentlichen Geistes, eine gewisse Freiheit und Ordnung, die andere ließ nur ein kümmerliches, führerloses öffentliches Leben aufkommen, begünstigte eine gegenseitige Absonderung der Klassen und eine Konzentration der politischen Gewalt und Verantwortlichkeit, die die private Initiative lähmte, ohne einen produktiven gesellschaftlichen Unternehmungsgeist zu entwickeln. Eine Aristokratie, die keine abgesonderte Kaste bildet, sondern mit den niederen Volksschichten organisch verbunden ist, kann sich in ihrer Stellung nur behaupten, wenn sie mit einem großen Teil ihrer Kräfte der Allgemeinheit dient, während einer Aristokratie, deren Vorteile nur in Privilegien bestehen, wenigstens in einem Staatswesen wie dem vorrevolutionären Frankreich, nichts übrig bleibt, als einer absolutistischen Regierung zu helfen, niedere, hilflose Volksschichten auszusaugen. Mag also immerhin in jeder Art Gruppenleben die Organisation die Mutter der Herrschaft der Gewählten über die Wähler, der Beauftragten über die Auftraggeber, der Delegierten über die Delegierenden sein, mögen auch die Führer der unterschiedlichsten Organisationen noch so wenig in der Rücksichtslosigkeit voneinander abweichen, mit der sie nach Möglichkeit ihren eigenen Willen für den Willen der Masse ausgeben und zur Geltung bringen, so ist doch der Spielraum willkürlichen Handelns jedesmal verschieden begrenzt. Ein Führer oder ein Führertum mag in tyran-

Digitized by Google

nischster Weise immer etwas anderes durchsetzen können, als was die Gefährten wünschen, aber es wird nie das vollkommen ganz Entgegengesetzte von dem sein können, was die Geführten erstreben und diesem immer nur bis zu einer bestimmten Grenze zuwider sein dürfen. Diese Grenze hängt ab von der Stärke der den oligarchischen Tendenzen des Führertums entgegenwirkenden demokratischen Kräfte. Man mag noch so recht haben, wenn man von Bebel behauptet, er identifiziere sich mit seiner Partei wie der Roy Soleil mit seinem Staate, er sehe in sich immer den Wahrer, sähe in seinen Gegnern, selbst denen innerhalb der eigenen Partei die Schädiger der Parteiinteressen. Von dem Tag an, wo er es sich einfallen lassen wollte, etwas wesentlich Verschiedenes von dem zu vertreten, was die Sozialdemokratie in ihrer Gesamtheit erstrebt, wäre es mit seiner Autorität vorbei.

Michels berücksichtigt auch gar nicht, daß die Bedeutung der „politischen Klasse" im gesellschaftlichen Leben um so geringer wird, je mehr die Kultur sich entfaltet. Politik ist nur nötig, soweit Zwang nötig ist. Der moderne Lohnarbeiter ist aber viel weniger ein Zwangsarbeiter als es der mittelalterliche Hörige, geschweige der Sklave des Altertums war; das moderne Weib braucht nicht mehr wie ein „verschließbares Eigentum" behandelt zu werden, damit die „öffentliche Sittlichkeit" gewahrt bleibe, wie es damals auch in unseren Kulturkreisen nötig sein mochte, als die Raubehe noch nicht lange überwunden war; der Schulzwang mag für absehbare Zeit noch eine notwendige Einrichtung bleiben; er ist es sicher lange nicht mehr in dem Grade wie noch vor hundert Jahren. Das Ideal der Freiheit, das Recht des Einzelnen auf seine Persönlichkeit, auf Selbstbestimmung ist also doch trotz alledem kein „leerer Wahn". Richard Malzan

Ein Filmmonopol?

Uns wird geschrieben: In der nächsten Zeit soll dem Reichstag ein Gesetz zugehen, das, so unscheinbar es aussieht, doch für unsre kulturelle Entwicklung von erheblicher Bedeutung sein kann: die Kinomatographentheater sollen unter die §§ 32 und 33 der Gewerbe-Ordnung gestellt werden; das bedeutet, es soll vor Neugründungen von Kinomatographentheatern geprüft werden, ob in der Person des Unternehmers kein Bedenken und ob überhaupt ein Bedürfnis zur Errichtung eines neuen Kinomatographentheaters vorhanden ist.

In den letzten Jahren sind bekanntlich unzählige Kinomatographentheater — in Berlin allein über 200 — wie Pilze aus der Erde geschossen. Jede Stadt, auch die kleinere, hat heute ihr Kino, und die großen Filmgesellschaften sorgen dafür, daß immer mehr Neugründungen geschehen, damit ihr Absatzmarkt für Films erweitert wird. Dem soll in Zukunft vorgebeugt werden, was natürlich eine Stärkung der vorhandenen Kinomatographentheater zur Folge haben wird. Werden diese aber dazu übergehen, die Stärkung zur Verbesserung ihres Spielplanes zu benutzen? Nach den bisherigen Erfahrungen ist das kaum anzunehmen. Bis jetzt überboten sich die Kinomatographentheater sehr oft durch seichte, anzügliche oder nervenerregende Aufführungen, nur durch das Einschreiten der Polizei

Digitized by Google

konnten die ärgsten Verstöße vom Spielplan ferngehalten werden. Aber die Polizei darf nur das geradezu Anstößige zurückhalten, während die verflachenden und anzüglichen Films, die bei dem Massenbesuch der Kinos auf die Dauer unheilvoll auf unser Volk einwirken, ungehindert die Zensur passieren müssen. Daran wird auch die Einrichtung einer Zentralzensurstelle in Berlin nichts Wesentliches ändern.

Man hat deshalb zu andern Schutzmitteln gegriffen und zunächst durch Polizeiverordnungen für ganze Provinzen und Regierungsbezirke den Kindern bis zu 16 Jahren den Besuch der Kinos, mit Ausnahme von besondern Jugendvorstellungen, verboten. Ferner sind mehrere Gemeinden dazu übergegangen, Gemeindekinos zu errichten, um einwandsfreie, belehrende oder unterhaltende Vorstellungen zu veranstalten. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß das Kino in hohem Maße geeignet ist, als Bildungsmittel in der Schule und als Bildungsstätte für unser Volk zu dienen. In dieser Hinsicht kann es bei richtiger Ausgestaltung und Leitung unsre Theater ebenbürtig ergänzen, vor denen es die größere Billigkeit und den bequemeren Besuch voraus hat.

Aber dennoch sind bisher alle Versuche, das Kinomatographentheater zu heben, daran gescheitert, daß wirklich gute Films nur ausnahmsweise zu bekommen waren. Wohl gibt es gute, belehrende Films, doch es zeigt sich immer wieder, daß Vorstellungen, die nur solche Films bringen, wenig besucht werden. Durch die sensationelle Reklame des Kinos erzogen, drängt das Publikum immer zu jenen nervenaufreizenden, demoralisierenden Schundfilms, die besonders durch französische, englische und dänische Firmen in Masse auf unsern Markt geworfen werden. Denen können unsre wenigen guten Filmsinstitute keine Konkurrenz bieten. Denn die Herstellungskosten für gute Films sind nicht nur höher, sondern die Films selbst werden auch weniger benutzt, so daß ihre Leihgebühr verhältnismäßig hoch sein muß, das beschränkt aber wieder ihren Absatz. Deshalb sind alle wohlgemeinten Versuche, durch Heranziehung von uneigennützigem Privatkapital die Filmindustrie zu heben, im wesentlichen ergebnislos geblieben.

Hier könnte das Reich helfend eingreifen. Man soll gewiß mit der Einführung von Monopolen vorsichtig sein, besonders dann, wenn es sich um den Schutz von Kulturwerten handelt. Aber zu erörtern bleibt der Gedanke eines Reichs-Filmmonopols immerhin doch, zumal die bisherige Entwicklung gezeigt hat, daß sich das Volk nicht selbst gegen die Schundfilms schützen kann. Allerdings würde das Monopol die Konkurrenz auf diesem entwicklungsreichen Gebiete ausschalten, aber doch nur eine Konkurrenz, die sich bisher lediglich nach der schlechten, niemals nach der guten Seite hin überboten hat.

Würde für die Filmindustrie eine Aktiengesellschaft geschaffen, ähnlich wie sie für das Petroleummonopol geplant ist, so würde diese unter der Aufsicht des Reichs stehende Gesellschaft die Qualität der Films in der günstigsten Weise beeinflussen und außerdem noch einen erheblichen Gewinn für das Reich abwerfen können. Ihr wäre ein Filmmonopol derart zu übertragen, daß jeder in Deutschland aufgeführte Film von ihr geliehen oder gekauft werden muß, während es

Digitized by Google

ihr überlassen bleibt, ob sie die Films im In- oder Ausland kaufen oder selbst herstellen will. Neben der Aktiengesellschaft könnten andere Verleihinstitute nicht mehr bestehen; angekaufte Films dürften nur im eigenen Betriebe benutzt werden.

Bei einer solchen Ausgestaltung des Filmmonopols darf das Reich, mag es sich nun unmittelbar am Aktienbesitz beteiligen oder sich auf andre Weise einen Teil des Gewinns sichern, auf beträchtliche Überschüsse aus dem Monopole rechnen. Man wende nicht ein, daß nach Ausschaltung der Schundfilms auch der Besuch der Kinomatographentheater erheblich nachlassen würde. Wenn die große Masse weiß, daß Schundfilms nirgendwo mehr geboten werden, und wenn die Aktiengesellschaft sich bemüht, nicht nur belehrende, sondern auch gute unterhaltende Films herzustellen oder anzukaufen, dann werden die Kinos nach wie vor überfüllt sein.

Wir leben in einer Zeit, die uns immer wieder die Frage nahelegen muß, ob unser Volk noch innerlich gesund und stark ist. Da sollten wir alles vermeiden, was geeignet ist, diese Gesundheit zu untergraben, und zu ihrem Schutze auch einmal zu besonderen Mitteln greifen. Zudem ist der Kampf gegen die Schundfilms leichter zu führen, als der Kampf gegen die Schundliteratur, weil wir noch im Anfang der ganzen Bewegung stehen. Man sollte daher den Augenblick, da die Gesetzgebung sich zum ersten Male mit dieser Frage beschäftigt, nicht vorübergehen lassen, ohne die Frage restlos zu lösen. O. Frielinghaus

Wir geben die Einsendung des Regierungsrates Dr. Frielinghaus in Osnabrück wieder, weil der Gedanke jetzt mehrfach auftaucht; es ist billig, daß wir seine Begründung hören. Aber anschließen können wir uns dieser Forderung nicht. Monopole sind oft eine gute Sache, und daß man in Deutschland seinerzeit den Bismarckschen Plan des Tabakmonopols abgelehnt hat, bedauern wir noch heute. Aber bei Tabak, Salz oder Petroleum kommen keine geistigen Werte in Betracht. Sind die irgendwie dabei, so müssen wir bei jeder Monopolisierung doppelt und dreifach vorsichtig sein, und beim Kino sind sie in hohem Grade beteiligt. Wir werden die Frage bald wieder in anderm Lichte betrachten. K.-L.

Der staatsbürgerliche Jugendunterricht

Wenn jedes Ding nach der Urväter Weisheit zwei Seiten hat und auch die beste Sache mißbräuchlicher Anwendung unterliegen und damit unerwartete und ungewollte Wirkungen erzielen kann, so wird der neue Unterrichtszweig der Bürgerkunde schwerlich eine Ausnahme von der Regel machen. Man braucht, um dies zu denken, keinerlei pädagogische Prophetie, man braucht nur ein paar Blicke auf die bereits seit Jahrzehnten vorliegenden Erfahrungen in Frankreich zu werfen. Der staatsbürgerliche Unterricht erfreut sich dort überraschenderweise keiner besonderen Beliebtheit weder bei Lehrenden noch Lernenden. Er gilt für langweilig, und Langeweile ist eine böse Klippe. Wir können sie umschiffen, wenn wir erkennen, wo in Frankreich der Haken sitzt. An den Lernenden kann der Fehler nicht liegen. Die Lehrenden können wir ganz

Digitized by Google

allgemein auch nicht verantwortlich machen. Ebensowenig den Stoff; er kann unmöglich langweilig sein, da er ein Griff ins volle Menschenleben ist. Es kann nur an der Art des Griffes und an der Behandlung des Gegriffenen liegen: an der Methode.

Die französische Methode isoliert den Stoff und systematisiert ihn in Begriffserklärungen. Das ist ein Fehler, den wir vermeiden müssen. Unter hundert jungen Hirnen sind noch nicht drei, die für Systematik oder analytisches Denken Neigung zeigen, während für anschaulich-plastische Darbietung die Mehrzahl empfänglich ist. Daher muß zu allernächst die Losung sein, den bürgerkundlichen Stoff nicht in staatswissenschaftlich-juristische Begriffserklärungen zu vergasen und zu ihrem Gebrauche die jugendlichen Köpfe abzurichten, noch auch den Stoff isoliert zu behandeln. Vielmehr sollten die nützlichen Kenntnisse und die Begriffe, die der Staatsbürger als solcher haben muß, an der Hand eines andern Stoffes vermittelt werden. Bürgerkunde als Summe juristisch-staatswissenschaftlicher Begriffserklärungen gedacht, ist eine Summe von Abstraktionen, mit denen in der Schule nur durch die größte geistige Anspannung der Lehrenden und Lernenden operiert werden kann, eine Anstrengung, die, wenn ausgedehnt, den gleichen Erfolg haben wird wie Rechenunterricht in einer Sprache, die man nicht beherrscht: Langeweile. Langeweile ist die unvermeidliche Begleiterscheinung, wenn die Jugend zur Geistesgymnastik mit blassen Abstraktionen genötigt wird. Die Jugend steht mit frischen, eindruckshungrigen, schaulustigen Sinnen erwartungsvoll vor dem Vorhang des Lebens. In dem neuen Fach soll die Schule ihn heben, sie soll das staatlich organisierte Leben zeigen — paukt sie statt dessen Begriffserklärungen, so wird die Schülerschar bald erlahmen.

Unter den Schuldisziplinen wäre Geschichte die einzige, um die Bürgerkunde einzugliedern. Fraglos lassen sich staatsbürgerliche und staatsrechtliche Begriffe aus ihr gewinnen. Wo geschieht das nicht? Es ist ja schlechthin unmöglich, in der Geschichte ohne Begriffe vom Staat fertig zu werden. Aber diese Begriffe werden an fremdem, fernabliegenden Stoffe gewonnen und nicht zur Gegenwart in lebendige Beziehung gesetzt. Deshalb bleiben sie schulmäßige Begriffe, die, wie grammatische Regeln, von 10—11 Uhr behandelt und im Klassenzimmer zurückgelassen werden. So wenig wie selbst den ehemals guten Schülern als Erwachsenen noch die Namen der neun Musen stets gegenwärtig sind, so wenig gehen ihnen die Begriffe vom Staat, aus der alten Geschichte gewonnen, in Fleisch und Blut über. Gewiß kann der Lehrer mit glücklichem Griff hie und da erfolgreich einen Vergleich ziehen. Zum Beispiel, wenn er vom Staatsschutz im Römerreich, von dem stolzen „Civis romanus sum“ spricht, liegt es nah, auf die deutsche Flotte zu weisen, deren Flagge uns im fernsten Weltteil zu schützen imstande ist. Aber das sind kleine Episoden, Abweichungen von der gebundenen Marschroute; sie sind anregend und nützlich, aber sie sind doch nur „Seitensprünge“. Bürgerkunde auf Seitensprünge anzuweisen, entspricht nicht ihrer Bedeutung. Dieser werden wir dagegen gerecht, wenn wir Zeit und Mühe nicht scheuen, den rechten Stoff zur Ehe mit ihr zu finden. Als diesen Stoff kann man die Geschichte nicht bezeichnen; ihr Schwerpunkt liegt für die Schule in der Vergangenheit, der Schwerpunkt der Staatsbürgerkunde in der Gegenwart und Zukunft. Nun sind Vergangenheit und Gegenwart zwar unlöslich

Digitized by Google

verbunden, wir können die Gegenwart nur aus der Vergangenheit verstehen, aber ein ander Ding ist's, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart behandeln, und das muß der Geschichtsunterricht notwendigerweise tun. Die Bürgerkunde soll dagegen die Gegenwart in den Vordergrund setzen, soll die Vergangenheit nur soweit berücksichtigen, wie sie zum Verständnis des Werdeprozesses nötig ist; die schulprogrammäßigen geschichtlichen Kenntnisse setzt der Unterricht stillschweigend voraus. Es ist ferner unmöglich, daß der Geschichtsunterricht gar keine Kriegsgeschichte mit Schlachtplänen mehr gäbe. Zwar sind wir aus den Zeiten glücklich heraus, wo er nur Kriegsgeschichte gab, doch muß der Krieg, die ultima ratio, notwendig einen breiten Raum einnehmen. Für die Bürgerkunde aber kommt bei der Kriegsgeschichte wenig heraus. Sie kann auf einen Schüler zweifellos die Wirkung haben, daß er von eroberten Fahnen und vom Marschallstab im Tornister träumt. Allein abgesehen von der fragwürdigen Zuverlässigkeit solcher Stimmungserregungen, läßt sich entschlossene Opferwilligkeit gegenüber der Notwendigkeit der Vaterlandsverteidigung sicherer erreichen auf einem Wege, der auch für das Geschlecht der Mütter und Gattinnen gangbar ist: Durch eine Schilderung des beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwungs unseres Vaterlandes seit 1870 und der Notwendigkeit, das Errungene festzuhalten und zu verteidigen. Also durch ein Kapitel aus der Volkswirtschaft. Das würde im Unterricht so aufzufassen sein: Wir führen die Jugend mit Wort und Bild in einen Ackerbaubezirk und zeigen ihr den intensiven Betrieb; wir führen sie in ein Industriezentrum und zeigen ihr einen Großbetrieb mit seinen Verzweigungen. Dann lassen wir sie an der Hand diktierter Zahlen ausrechnen, um wieviel wir seit 1870 gewachsen sind, wieviel Menschen die Industrie unmittelbar ernährt, und wie diese Scharen, indem sie kaufkräftige Abnehmer sind, mittelbar dem Ackerbau und Handel und Verkehr dienen. Wir hören von Hamborn, das 1910 eine Landgemeinde von 28 000 Einwohnern war und jetzt 110 000 Einwohner zählt, und lassen an diesem Beispiele finden, warum unsre Auswanderung abnehmen konnte. Dann schildern wir die Folgen eines verlorenen Krieges, den Einbruch eines feindlichen Heeres, die Zerstörung der Verkehrswege und der industriellen Anlagen, die verlorene Ernte und die verlorene Arbeitsgelegenheit, die arbeitslosen Scharen, die der Hunger zur Empörung treibt. Nun lassen wir die Klasse selbst finden, daß der Staat der Wächter des nationalen Wirtschaftslebens sein und deshalb ein Heer fordern muß, daß der Besitz eines starken Heeres zwar große Opfer verlangt, aber, rein rechnerisch betrachtet, also mit Abstrich aller idealen Werte, doch ein unentbehrliches Mittel zu starker Kulturentwicklung ist; mit anderen Worten, daß die Summen, die das Heer kostet, Zinsen tragen. Bei solchen Darlegungen zwingt sich unumgänglich die Einsicht auf, daß staatliche Organisation die Vorbedingung völkischer Entwicklung ist. Ja, es darf kühn behauptet werden, daß in keinem Geschichtsunterricht die Bedeutung staatlicher Organisation so allgemein verständlich gemacht werden kann wie bei der Schilderung volkswirtschaftlicher Tatsachen.

Wie auch allgemeine staatsbürgerliche Begriffe sich aus solchem Stoff gewinnen lassen, sei ebenfalls an diesem Beispiel gezeigt. Der Lehrer entwickelt die wirtschaftliche Wechselwirkung zwischen Ackerbau- und

Digitized by Google

Industriebevölkerung, läßt die Schüler finden, daß das Wohlergehen des einen Teils dem andern zugute kommt: Eine wohlhabende agrarische Bevölkerung kann für Bodenkultur und Hebung der Viehzucht Mittel aufwenden und gutes Fleisch und gutes Getreide auf den Markt werfen; eine hochentlohnte Industriearbeiterschaft kann gute Ware bezahlen. So wird die Einsicht gewonnen, daß jeder schließlich sich selbst am besten dient, wenn er an der wirtschaftlichen Hebung des andern mitarbeitet. Einseitige Interessenvertretung erscheint in diesem Lichte als eine Kurzsichtigkeit; die Gemeinsamkeit der Interessen tritt deutlich hervor. Wer auf diese Gemeinsamkeit seinen Sinn tatkräftig einstellt, der betätigt Sinn für Gemeinsamkeit, Gemeinsinn. So wird an diesem volkswirtschaftlichen Stoffe der Begriff Gemeinsinn entwickelt, gewonnen, erworben, nicht aufgepropft. Wir ziehen den Schluß: *Volkswirtschaft* (Staatswirtschaft), *das ist der Stoff, der mit staatsbürgerkundlichem Unterricht verbunden werden muß.* Volkswirtschaft und Bürgerkunde gehören zusammen wie Mann und Frau; aus der Verbindung beider entsteht ein lebendig-anschaulicher, eindrucksvoller Unterricht. Nur darf der volkswirtschaftliche Unterricht nicht Erörterung von Systemen und Methoden sein, sonst wird die Langeweile wieder unvermeidlich; er muß das Tatsächliche schildern und seine Entstehung geschichtlich verständlich machen. Auch diese Geschichte wird von Kämpfen sprechen, aber von den Kämpfen zwischen den einzelnen gesellschaftlichen Schichten und Ständen: Sie wird Sozialgeschichte sein. Den Schülern längst bekannte Tatsachen und Persönlichkeiten tauchen auf, rücken aber in neue Beleuchtung. Bei der Entstehung des Marktes z. B. hört die Klasse, warum alle Bischofssitze, aber nicht alle Kaiserpfalzen Städte wurden, wie mit der Stadt *das deutsche Bürgertum entstanden ist*, und was es geleistet hat. Karl der Große erscheint als Großgrundbesitzer, der es nicht unter seiner Würde hält, sich eingehend um die Verwaltung seiner Güter zu kümmern; der große Kurfürst wird zum Förderer des Gewerbefleißes; Friedrich der Große zum erfolgreichen Vertreter der merkantilistischen Anschauungen seiner Zeit. In solchen Darbietungen tauchen allmählich *alle Berufsstände* auf; der Schüler lernt die Bedeutung eines jeden begreifen, sein Ringen verstehen. Dadurch wird das Verständnis der Gegenwart vorbereitet. In dem üblichen Geschichtsunterricht sind der Gesetzgeber, der Herrscher und der Krieger die Handelnden, während das Volk als die passive, geführte oder sich empörende Masse erscheint. Da die Vergangenheit dies Bild darbietet, kann der Geschichtsunterricht, der hauptsächlich die Vergangenheit schildern muß, kein anderes Bild geben. In der Sozialgeschichte dagegen steht der Staatsbürger, der Mensch als strebsamer Arbeiter (im weitesten Sinne) im Mittelpunkt des Interesses und des Geschehens. Doch wird er nicht als Individuum mit den Zufälligkeiten des Einzelschicksals gezeigt, sondern in seinem *sozialen* Dasein, das heißt in seinen typischen Beziehungen zur menschlichen Gesellschaft. Daraus ergibt sich von selbst ein Eingehen auf die Schwierigkeiten, die das soziale Gemeinschaftsleben mit sich gebracht hat und mit sich bringt, Schwierigkeiten, die wir mit dem Worte „Fragen" zu bezeichnen gewöhnt sind. Mit diesen „Fragen" stehen wir mitten in den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart, mitten im wirklichen Leben. *Und nun erst ist der Schüler überhaupt fähig, von der Bedeutung staatlicher*

Digitized by Google

Organisation einen Begriff zu bekommen. Nun erst kann er die Bedeutung der Machtbefugnis, die die Regierung genießt, an ihren Wirkungen ermessen, die Forderungen der Regierung einschätzen, seine Pflichten begreifen, seine Rechte ihr gegenüber würdigen. Das soziale Gemeinschaftsleben muß der breite Unterbau sein, aus dem der Staatsbegriff schließlich als Krönung des Ganzen hervorwächst. Je größer und höher das Bildwerk, desto größer, breiter, tiefer muß der Unterbau sein. Das Kyffhäuserdenkmal hat einen breiten Sockel erfordert.

Nicht gering sind auch die Vorarbeiten, die das neue Fach: Staatsbürgerkunde und Volkswirtschaftslehre in sozialgeschichtlichem Aufbau, vom Lehrer fordert. Der Lehrer muß neben geschichtlichen auch volkswirtschaftliche, sozialpolitische, kurz soziologische Kenntnisse haben. Ein breiter Unterbau in der Tat, aber darauf soll auch wirklich Neues entstehen: Der staatsbürgerkundliche Unterricht. Nicht abstrakte, sondern angewandte, also praktische Bürgerkunde.

Nun wird es nicht an Lehrern fehlen, die mir entgegenhalten: „Das mag stimmen, aber der Stoff ist uns gar nicht die Hauptsache, sondern nur Mittel zum Zweck. Der eigentliche Zweck ist nicht Wissen, sondern staatsbürgerliche Gesinnung. Zu ihrer Pflege muß die Jugend Begriffe bekommen, den Begriff, was ein Staatswesen ist, den Begriff von staatsbürgerlicher Tugend, den Begriff von Pflicht und Recht des Staatsbürgers. Staatswissenschaftliche und staatsrechtliche Begriffe zu vermitteln, das ist der nächste Zweck des Staatsbürgerunterrichts. Deshalb ist es falsch, „den Staatsbegriff im Begriff der Volkswirtschaft oder in einer Darstellung des sozialen Gemeinschaftslebens untergehen (zu) lassen".*

Wollen wir die Entgegnungen auf eine kurze Formel bringen, so wäre es etwa die: Der Zweck des staatsbürgerlichen Unterrichts ist Begriffsvermittlung, sein Ziel Gesinnungspflege.

Hierauf ist zunächst zu entgegnen, daß, wenn der bürgerkundliche Stoff in Verbindung mit einem anderen dargeboten wird, er so wenig darin „unterzugehen" braucht, wie die Flamme in der Kerze, die sie trägt. Die staatsbürgerlichen Begriffe sollen vielmehr aus dem Stoffe herauswachsen wie die Flamme aus der Kerze. Erst wenn die Schüler einen Begriff vom sozialen Gemeinschaftsleben haben, erst dann sind sie reif, von der allumfassenden Bedeutung staatlicher Organisation einen Begriff zu bekommen.

Des weiteren ist ein Wort dazu zu sagen, daß Gesinnung das Ziel ist, das durch den bürgerkundlichen Unterricht erreicht werden soll. Wenn der bürgerkundliche Unterricht die Vermittlung staatswissenschaftlich-juristischer Begriffe zum Zweck, Gesinnung zum Ziel hat, so heißt das nichts anderes, als daß wir durch Okulierung von Begriffen einem Menschen Gesinnung aufpfropfen wollen wie Bäumen Reiser. Ein unausrottbarer Irrtum, wie es scheint, daß Haben und Sein sich decken! Und doch kann ein verlogener Mensch imstande sein, einen trefflichen Essay über den Wert der Wahrheit zu schreiben, ein Anarchist kann einen glänzenden Aufsatz über staatserhaltende Mächte liefern, Schüler können durch Unterricht dahin gebracht werden, über staatsbürgerliche Begriffe zu phrasieren

* So Bruno Hennig in „Vergangenheit und Gegenwart", Heft 2, 1913.

Digitized by Google

(so wie sie die zehn Gebote und das Einmaleins „können"), ohne daß sie innerlich im geringsten beteiligt sind. Es braucht kein Funken von der Gesinnung dem Staate gegenüber aufzulohen, die wir Vaterlandsliebe nennen. Wissen kann Gemüt und Willen völlig unbeeinflußt lassen, Gesinnung aber ist von Gemüt und Willen abhängig. Gemüt und Willen beeinflussen wir aber nicht durch Begriffe, die uns kühl lassen bis ans Herz hinan, sondern nur durch persönliche Beziehung und Übung. Deshalb muß derjenige Unterricht, der staatsbürgerliche Gesinnung (Pflichtgefühl, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe) erzielen will, nicht staatsbürgerliche Begriffe an sich entwickeln, geschweige denn mit dieser Abstraktion beginnen, sondern er muß die Begriffe aus persönlichen Beziehungen herausholen, das heißt aus einem Stoffe, den er in persönliche Beziehung zum Schüler setzt. Die Jugend soll nicht über Theorien vom Staat räsonieren lernen, sondern ihren Bundesstaat und seine Verfassung kennen lernen; es kommt nicht darauf an, daß die Schüler über die Entwicklung vom Stadt- zum Flächenstaat Reden halten, sondern daß sie wissen, wie das Deutsche Reich entstanden ist und verständnisvolle Bewunderung für dieses unser nationales Kunstwerk haben. Ein Unterricht, der die Schwierigkeiten des sozialen Gemeinschaftslebens und seine sieghafte, fruchtbare Regelung durch die staatliche Organisation aufzeigt, ein Unterricht, der den Schüler mit den Leistungen bekannt macht, die vorhergehen mußten, bis wir zu dem heutigen Staatsverbande kamen, ein solcher Unterricht legt erst den Grund, in dem staatsbürgerliche Gesinnung überhaupt feste Wurzeln schlagen kann. „Aller Weisheit Anfang ist Bewunderung." Bewunderung aber ist auch der Weg zur Liebe. Zeigen wir der Jugend das soziale Gemeinschaftsleben in ihrem Vaterlande, die Unmöglichkeit, es ohne staatliche Organisation zu erhalten, die Bedeutung, die Tragweite der staatlichen Organisation, von der wir alle bis in unsre intimsten Familienbeziehungen hinein abhängen — und wir werden die Jugend zur Bewunderung hinreißen und Liebe erwecken können zum Lande der Väter, die Großes leisteten und Großes litten.

Stehen wir am Ende des „Pensums", dann muß aus dem Konkreten das Abstrakte, aus der Erscheinung der Begriff gewonnen werden. Erst das Gemeinschaftsleben kennen, das Vaterland lieben lernen, dann zuletzt sich über die eigenen Empfindungen Rechenschaft geben, die eigene Auffassung begründen und verteidigen lernen. Vom Ganzen zum Einzelnen, von der Synthese zur Analyse. Der umgekehrte Weg ist der, den wir im Sprachunterricht jahrzehntelang an der Hand des seligen Ploetz unseligen pädagogischen Angedenkens gegangen sind. Diesen Weg gilt es im neuen Unterrichtsfach zu vermeiden. So wenig wie wir durch Ploetz französisch sprechen lernten, so wenig werden wir durch abstrakt-begriffliche Bürgerkunde staatsbürgerliche Gesinnung erzielen. Darum Bürgerkunde an der Hand volkswirtschaftlich-sozialen Stoffes. Der Unterricht darf nicht die Schüler auf die Kirchturmspitzen staatsrechtlicher Begriffe klettern lassen, ehe sie sich in den Straßen und Gassen des realen bürgerlichen Daseins zurechtfinden können. Sonst geraten wir wieder in die alte Not, daß zwischen Schule und Leben, zwischen Schüler und Mensch ein Abgrund klafft, daß der (eben durch Kerschensteiner in der Schulwelt wirksam erschütterte) Glaube an den alleinseligmachenden Intellekt einen

Digitized by Google

neuen Stützpunkt findet. Erst zum Schluß des Unterrichts, noch einmal sei's gesagt, begriffliche Abstraktionen über Staat und Politik!

Aber auch dann noch gilt es, eine Klippe zu vermeiden. Keine Parteipolitik! Es ist ein pädagogisches Verbrechen, der Schuljugend Parteipolitik vorzusetzen. Die Jugend ist immer positiv, sie kennt nur schwarz oder weiß; wird ihr eine Partei als die wahre vorgeführt, so wird sie ihre Anhänger für gut und klug, die Anhänger aller anderen Parteien für böse oder dumm halten. Parteipolitik muß die Jugend notwendig zur Unduldsamkeit führen. Sie wird später nicht trachten, die andern zu verstehen, sondern sie meiden und verurteilen. Der Lehrer, der in der Schule Parteipolitik treibt, wird aber auch seinen eigenen Einfluß untergraben. Die Schüler, deren Väter einer andern Partei angehören, werden ihm laut oder leise widersprechen und auf diese Weise ein zersetzendes Element in der Klasse bilden. Der Lehrer aber soll einigen und leiten, nicht zersplittern. Wer die Klasse zersplittert, der bezeugt nicht die rechte staatsbürgerliche Gesinnung, die das Vaterland über die Partei setzt. Ein Lehrer, der Parteipolitik in der Schule treibt, sät Samen der Zwietracht.

Blankenburg-Harz — Elisabeth Gnauck-Kühne

Lose Blätter

Aus Camille Lemonniers Werken

[Wir machen unsere Leser heut auch durch ein paar Proben mit dem flämischen Dichter bekannt, auf den in diesem Heft ein Aufsatz Stefan Zweigs hinweist. Das erste Stück bildet das erste Kapitel des Buches „Ein Mann", jener triebschwangeren, naturstarken Darstellung einer großen Leidenschaft (Un mâle). Die weiteren Stücke sind dem kleinen Buche „Sedan" entnommen, welches Lemonnier mit der Gewissenhaftigkeit des leidenschaftlichen Wahrheit- und Wirklichkeitfreundes nach einem Ausflug auf die Schlachtfelder 1870 schrieb. Wie die berühmten Schilderungen Tolstois oder Hermann Bangs stellt auch dieses skizzenhafte und erschütternde Werk den Leser mitten in die Ereignisse, ohne Partei zu nehmen oder sich in Geschmacklosigkeiten und Übertreibungen zu gefallen. Es gehört zu den klassischen Kriegsschilderungen. — Die hier genannten Bücher sind im Verlage Axel Juncker, Charlottenburg, erschienen, der „Ausgewählte Werke" Lemonniers herausgibt (Band I „Warum ich Männerkleider trug", mit Vorwort von Zweig; Band II „Der eiserne Moloch", mit Nachwort von Joh. Schlaf).]

Aus dem Roman „Ein Mann"

Ein frischer Lufthauch stieg vom Boden empor — und das Schweigen der Nacht war gebrochen. Leise, gedämpfte Akkorde vibrierten in der Luft, verbreiteten sich im Gehölze, krochen von Ort zu Ort, bis sie im Rascheln des jungen Laubes erstarben; und abermals sank das große Schweigen über den Wald. Wie ein Wille, unterzutauchen in des Schlafes traumlosen Tiefen, lag's in der Natur. Die hohen Buchen fielen wieder in ihre starre Reglosigkeit zurück. Atemlose Stille um-

Digitized by Google

hüllte Forst und Flur. Das Leben zauderte noch in den bleichen Dämmerschatten. Doch nur für einige kurze Augenblicke: aufs neue erstand ein Raunen im Hain, diesmal schon etwas lauter. Die Starrheit der schlafenden Formen wurde von leisen Schauern erschüttert, die immer weitere Kreise zogen, und wie von unsichtbaren Händen berührt, erbebte die Erde.

Der Morgen stieg herab.

Hochragende Wipfel lösten sich aus der wachsenden Dämmerung. Über das Firmament huschten fahle Schimmer wie Vorposten des Tages, der einlaßheischend vor den Toren der Nacht harrte. Im Dickicht des Haines summten nun ferne, feierliche Töne. — Wie das Wasser aus einer Wehr brach jetzt eine weißliche Lichtflut hervor, das Astwerk überströmend, durch die Blätter rieselnd, die grasreichen Hänge überflutend, und brachte mählich die Finsternis zum Weichen. Das Buschwerk schimmerte in durchsichtigem Schein, darein die Blätter grünliche Reflexe warfen. Die grauen Stämme der Birken ragten so ehrwürdig und ernst empor, wie vom Weihrauch der Prozessionen umwallte Priestergestalten in ihrem Ornate. Allmählich begannen silberne Farbentöne das fahle Firmament zu durchwirken.

Ganz unmerklich und leis begann es in den hohen Blätterkuppeln zu flüstern. Ein Finkenmännchen pfiff halblaut seinen ersten Morgengruß. Schnäbelwetzen und Knistern, Schwingenschütteln und langsame Flügelschläge vermischten sich mit dem geheimnisvollen Geraun in den Ästen; und plötzlich schwollen die verschiedenartigen Töne zu einem rauschenden Chor, der das Säuseln des Windes übertönte. Ein Heer von Grasmücken zirpte in den Zweigen; hell trillerten die Finken; in den Gebüschen girrten Wildtauben; und die Baumkronen hallten wider vom schmetternden Vogelgezwitscher. Die Amseln waren auch schon erwacht, die Elstern begannen zu schwatzen, und in den Gipfeln der Eichen schnarrten krächzende Krähen.

Und all dieser erwachende Jubel empfing die aufsteigende Sonne. Nun zuckte ein mattgoldener Strahl über das blaue Himmelsgewölbe gleich einer grellaufblitzenden Klinge. Das schimmernde Morgenrot brach aus dem Unterholz, vieltausend Funken versprühend. Mit einem Male lohten die höchsten Spitzen in flammender Glut, die an den Stämmen hinabrieselte und die Wassertümpel in den Lichtungen purpurn färbte, während am Rande des Horizontes ein violetter Brodem emporkroch. In der Ferne schien der Waldessaum in rosigen Nebeln zu dampfen. Und die weite Ebene war wie überschneit vom weißen Blütenflor, der in dem wachsenden Lichte immer heller und heller aufleuchtete.

Bald aber lösten laue Lüfte die Starrheit der schlummernden Gegenstände. Die Blätter entfalteten sich; die Kelche erschlossen sich unter dem milden, sanften Hauche; und dem Lichte entgegendrängend, strebten alle Äste himmelwärts. Und mit seinen gleich Armen ausgebreiteten Zweigen empfing der Wald den Morgen.

Jäh schoß die Sonne am Himmel empor. Nun schienen die Schatten der Nacht in regelloser Flucht zu entweichen. In Garben und Strömen ergoß sich das Licht über Buschwerk und Hain, in alle Vertiefungen sich einbohrend und den weiten Raum mit der Pracht seiner schimmernden Wogen überflutend. In den Tautröpfchen am Wiesenrain glitzerte und

Digitized by Google

sprühte es von tausendfältigem Sonnengefunkel. Die Helligkeit stieg über die Gipfel, verbreitete sich über Obstgärten und Gehöfte und badete das weite Gelände in rötlich goldenen Fluten.

Nun wurde das Waldweben vom Rumoren in den Vogelnestern übertönt. Gefiedertes Rauschen zog durch den Wald. Von Baum zu Baum wurde helltönende Zwiesprache geführt. Es pfiffen die Amseln; die Finken, die Gimpel, die Rotkehlchen all, die schmetterten und tirilierten. Und in dieses wunderseltsame Konzert fielen die Raben mit ihrer krächzenden Stimme ein. Der Kuckuck, als Künder der ersten Morgenstunden, flocht in das Quodlibet seinen hellen Ruf, und alsbald erhob sich vom Blätterwerk ein langgezogenes Summen. Die grauen Fliegen mit bläulichem Leib, die an den harzigen Rinden klebten, die dicken Hummeln, noch trunken von den Orgien der Nacht, die nimmersatten Bienchen surrten und schwirrten nun mit weitausgebreiteten Schwingen. Und all diese lüsternen Geschöpfchen stiegen empor in die morgendliche Pracht der Lüfte.

Allmählich verloren sich die violetten Wölkchen in dem perlenden Schmelz des Firmaments. Die höherstehende Sonne brachte bald die Säfte in Gärung und sprengte die Kapseln der Knospen.

In all dieser Maienlust lag ein Mann, groß, jung und stark, die Hände unterm Kopfe gefaltet; sein Rücken berührte den feuchten Grund, der bloß unter seinem schützenden Körper trocken geblieben war. Seinen Leib bekleidete ein Bauernwams, darunter klaffte ein Hemd aus rohem Leinen; seine Füße waren nackt, die mächtigen, mit glänzenden Nägeln bespickten Schuhe hatte er neben sich gestellt. Und er lag im friedlichsten Schlummer.

Er schlummerte den tiefen Schlaf der Erde vor Anbruch des dämmernden Tages. Die große Starrheit von Busch und Getier lag auch über diesem mit der Natur eins gewordenen Menschenkinde. Traumlos, glücklich und zufrieden schlief es, von den säuselnden Winden umfächelt. Mit einem Male brach aus dem Blätterdickicht ein Strahl und traf seine Gestalt; auf seiner sonngebräunten Haut flammten rotgoldene Lichter, spielten um seinen dunklen Bart und schimmerten auf seiner haarigen Brust. Er bewegte sich, legte sich auf die Seite und schien wieder weiterzuschlafen. Jetzt aber drang die Sonne zwischen seine Lider und belästigte die Netzhaut seiner Augen. Da richtete er sich in die Höhe und schlug seine grauen, pfiffigen Äuglein auf.

Die Lauheit der Erde durchrieselte seinen Leib mit wollüstiger Wärme, während er prüfend um sich blickte. Mit geweiteten Nüstern sog er die würzige Luft ein; dann breitete er jählings seine Arme aus und rekelte und dehnte sich, herzhaft gähnend.

Vor ihm lag ein Obstgarten mit verkrümmten, knorrigen Apfelbäumen. In kaum wahrnehmbarer Neigung senkte sich der Garten bis zu den Gebäuden eines Pachthofes, die sich unter ihren moosbewachsenen Schieferdächern quadratisch um einen Hof gruppierten. Einige Hähne stolzierten zwischen Hennen, Perl- und Truthühnern umher und schüttelten ihre Scharlachkämme; von dem gepflasterten Wege längs der Ställe erscholl das Klappern schwerer Holzschuhe.

Der Mann ließ seine schlaftrunkenen Augen vom Düngerhaufen zu den Hühnern und von den Hühnern zu den Mauern des Hofes schweifen. Die Kühe waren eben durch das weitgeöffnete Tor aus ihren Ställen

Digitized by Google

getrieben worden und drängten und stießen sich nun unter den Apfelbäumen im Garten. Aus der Jauche stiegen warme Dämpfe auf; aus den offenen Türen der Ställe drang ein muffiger Geruch und das Brüllen der Mutterrinder, die auf ihrer Streu den Duft frischer Wiesengräser witterten. Über dem Dach wirbelten kleine Rauchspiralen in die Luft.

Er richtete sich empor, von instinktiver Neugier getrieben, alles in Augenschein zu nehmen. Vom blauen Hintergrunde des Himmels rundeten sich die blütenstrotzenden Apfelbäume. Kokett guckten rosig angehauchte Blütenbüschel zwischen den Zweigen hervor wie verstreute Sträußchen. Und darunter glitzerten die Gräser im funkelnden Morgentau, und über Dächern, Düngerhaufen und aus den Ställen wallte ein feiner, grauer Brodem.

Das Klappern eines aufgestoßenen Fensterladens ließ den Mann seine Augen nach einem bestimmten Punkte des Hauses richten. Leuchtend grün sprang der frischgestrichene Laden auf, und aus dem düsteren Dämmergrau tauchte eine weibliche Gestalt, noch schlaff vom nächtlichen Schlummer.

Da schob sich der Mann auf dem Bauche bis unter die Apfelbäume vor. Er sah das Mädchen vom Kopfe bis zur Büste; da begann in seinen Augen etwas aufzublitzen: er hatte sie schön gefunden! Die Sonne schien auf ihren nackten Arm, wie sie nun vornübergebeugt den Laden einhakte; dann blieb sie ein paar Momente vom Licht überflutet reglos stehen, als ob sie noch weiterschlummerte.

Er schob sich näher, angelockt von dem Dufte von Schlaf, der die Unbekannte umwob. Eine frische Röte lag auf ihren sonngebräunten Wangen. Ihr biegsamer, wohlgerundeter Hals ruhte auf einem breiten Nacken, den das halbgeöffnete Leibchen nur schlecht verbarg. Ihr eignete die herbe, ein wenig wilde Pracht wallonischer Frauen und deren Augen mit dem stechenden Blick. Ihr in losem Knoten aufgestecktes Haar ergoß über den Nacken eine Flut rötlicher Wellen.

Der Mann schnalzte mit der Zunge. Sie hob die Brauen, senkte ihre Blicke in das lichtgebadete Grün des Gartens und entdeckte ihn, auf seinen Fäusten halbaufgerichtet, den Oberkörper weit vorgebeugt.

Nun geschah etwas Seltsames. Er starrte sie mit halboffenem Munde an. Ein schelmisches, verschmitztes Lächeln spielte um seine Lippen, dann irrten seine Blicke wie verloren in den Wolken. In ihm war ein Tier erwacht, sanftmütig und wild zugleich.

Sie fühlte sich belauert und war trotzdem nicht böse: verwegen umfing sie sein dunkler Blick und dennoch liebkosend. Und wie er sie so anlächelte, gewährte auch sie ihm ein leichtes Lächeln ihrer Purpurlippen, das sich fast wie Dankbarkeit ausnahm. Es war wie der Einzug des Tages in dem weiten Weltenraume. Das Lächeln drang bis zu dem Burschen und mengte sich wie Duft und Glanz zu dem rosigen Schimmer der Blüten, dem Taugefunkel im hohen Ried, zu der Pracht des jungen Tages. Bloß eine Sekunde hatte es gewährt — eine ganze Ewigkeit! Dann plötzlich schloß sich das Fenster, und das junge Mädchen war verschwunden. Ihr weißer Leib erfüllte die Landschaft nicht mehr mit seinem leuchtenden Schimmer. Da warf sich der Bursche zerknirscht unter einen Apfelbaum; der ließ langsam einen Regen von Blüten auf ihn herabrieseln, die ihn allmählich einhüllten und mit ihrem herben Dufte betäubten.

Digitized by Google

Schwer ward die Luft von dem Summen der Bienchen, Fliegen und Mücken. Die Äste schwankten unter den Flügelschlägen der Sperlinge, die kreischend zwischen den Blütenbüscheln flatterten. In der Ferne schritt der Wind durch den Wald wie ein Wesen von Fleisch und Blut, und sein dumpfes Sausen ward vom Rindergebrüll rhythmisch im Takte begleitet. Bisweilen schnaubte irgendwo eine Stute; ein paar freigelassene Füllen sprangen hell wiehernd im Hofe umher. Allüberall wurde das Leben nun laut.

Der Mann sah aus wie einer, der aus einem Traume erwacht. Er stand auf und begann, sie zu suchen. Eine weibliche Gestalt mit hochgeschürztem Rock kam aus dem Stalle, in jeder Hand einen Milcheimer; bläuliche Adern schlängelten sich auf ihrem Halse unter den flachsblonden Haaren; die nackten Beine zeigten derbe, knorpelige Knie.

Das war nicht sie. Gleichgültig ließ er die Frau an sich vorübergehen; nur die andere reizte ihn. Dann trat aus dem Hause ein hochgewachsener Mann — der Vater vielleicht — und näherte sich dem Garten; der Fremde zog sich ins Gehölz zurück, um nicht entdeckt zu werden.

Rötliche Lichter nahmen ihn auf unter dem hohen Blätterdache. Leise durch die Zähne pfeifend, wanderte er gerade vor sich hin, die Hände in den Hosentaschen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, wie traumverloren ins Weite starrend, brach einen Ast von einem Baume oder bearbeitete das Gras wie geistesabwesend mit Fußtritten. Ein Specht pochte auf einem Baumstamme mit kurzen, hämmernden Schlägen. Die Amseln pfiffen, und aus allen Zweigen rieselten kristallhelle Töne nieder.

Er sah nichts, hörte nichts, von dem unbestimmten Gefühle einer ungestillten Sehnsucht erfüllt; vor seinen Augen schwebte eine lichte Gestalt. Er war nicht ganz sicher, ob er nicht taumelte; es war wie ein Rausch; bisweilen verspürte er das Bedürfnis, die Luft mit einem kräftigen Faustheb zu spalten.

Lange wanderte er so dahin, an die Bäume stoßend, mit seiner ganzen Gestalt ins Gestrüpp geratend oder von den Zweigen ins Gesicht geschlagen; plötzlich aber warf er sich ins Gras und vergrub den Kopf in den Händen.

Ihn packte der Zorn.

Warum war sie nicht in den Garten gekommen? Er hätte sie bei den Händen gefaßt und ihr sein Begehren gestanden. — Nein, bloß umarmt hätte er sie! — Die Mädchen fängt man mit Süßigkeit wie die Vögel mit der Leimrute. — Ja, gewiß, er hätte sie geküßt! Und mitten auf ihre vollen, roten Lippen! — Tölpel! Davongelaufen wäre sie ihm!

Er trommelte mit seiner Faust auf die Erde. So, das ihr und allen ihresgleichen! Es gab ihrer zur Genüge: die Dirnen, die er bei der Kirmes traf, waren minder scheu und spröde. Und oft ebenso hübsch!

Dann faßte ihn neuerlich seine törichte Wut. Er sah wieder das Stückchen ihrer nackten Schulter vor sich und den Schmelz ihrer Sammetaugen. Der Zauber ihrer braunen Haut hatte ihn gefangengenommen; er verzehrte sich in einem dumpfen Verlangen nach ihr. Er riß eine Hand voll Gräser aus und biß hinein, um an ihrer Frische den Brand seiner Leidenschaften zu kühlen. Die drückende Mittagschwüle erschlaffte die Luft und schien den Wald in einen Zauberschlaf einzuspinnen.

Und wie der Mann früher unter den bleichen Schatten der Nacht ge-

Digitized by Google

ruht, versank er auch unter dem grellen Tageslicht in einen tiefen Schlaf. Die Büsche schlossen über seinem Haupt ihre grünen Bogengewölbe; der Weißdorn tropfte seinen Blütenschnee in seine lockigen Haare. Er hatte sich wieder der Erde vermählt, war wieder der geworden, für den sie die Spitzenschleier ihrer Blätter wob, die würzigen Säfte des Thymians, der Pfefferminze und des Lavendels braute, für den sie die Insekten schwirren, die Vöglein singen und die Quellen mit seidigem Rascheln unter dem Moose plätschern ließ.

Als er die Augen wieder aufschlug, tauchte die Sonne unter den Horizont. Aus dem Herzen des Waldes schlugen seltsame Geräusche, für jeden anderen unvernehmbar, an sein Ohr: er fühlte unter dem flüchtigen Tritt des durch die Dämmerung huschenden Wildes den Boden erzittern: nach dem Manne war der Jäger in ihm erwacht. Geheimnisvoll verlor er sich in dem grünen Pfad, mit jedem Schritte ein wenig tiefer in den Schatten verschwindend.

Aus dem Roman „Aus den Tagen von Sedan"

Zu dieser Stunde dunkelte es bereits in Bazeilles.

Eine breite Straße — die Hauptstraße nach Sedan — teilt das Dorf in zwei Hälften, bis eine andere Straße abzweigt, die linkerhand zuerst zwischen zwei Häuserreihen und dann, weiter außerhalb, durch die Felder führt.

Als wir vor Bazeilles anlangten, hatten wir die Hauptstraße gerade vor uns. Da die letzten Häuser des Dorfes infolge einer jähen Senkung des Bodens erheblich tiefer als die ersten liegen, konnten wir von dem Punkte, wo wir uns befanden, ganz Bazeilles überblicken.

Zwei Reihen geschwärzter Häuserfronten, ungleichmäßig stark vom Feuer angegriffen, hoben sich in zackigen Konturen vom grauen Himmel ab; dazwischen schimmerte die vom Regen blank gewaschene Chaussee, auf der sich stellenweise Schutthügel erhoben.

Das geborstene Gebälke der Dachstühle zeichnete sich wie Rippen eines Skelettes ab, und die ihrer Verschalungen beraubten Dachbalken starrten gähnend ins Leere. Vereinzelte Mauerpfeiler mit geblümten Tapeten, die noch die gewissen Rußspuren in Nähe der Kamine zeigten, ragten — man wußte selbst nicht, wieso — aus einem Wirrwarr von Türen, Fensterrahmen, Treppengeländern und Fußbodenbrettern empor. Eingestürzte Treppenhäuser öffneten sich auf geborstene Dielen, aus ihren Rahmen gerissene Türen klapperten, vom Winde hin und her gerüttelt. Eine große in der Mitte geborstene Hauptmauer, deren Bemalung Weinlaub imitierte, gewährte wie durch den Ausschnitt eines Rahmens den Ausblick auf eine lange Reihenfolge von Gemächern. Und wo eine Mauer eine Aussicht versperrte, gab's immer noch eine Spalte oder ein Loch, das weiter zu sehen gestattete.

Das Dorf glich einem gigantischen Gerippe, an dem nur spärliche Hautreste hängen, und die wenigen noch übereinander stehengebliebenen Steine nahmen sich aus wie herausgerissene Fleischfetzen. Unwillkürlich wurde man an halbangebrannte Papiere erinnert, die, von den spitzigen Gluten durchbohrt und angesengt, eine Weile unruhig im Feuer flattern und dann zu einer Wolke von Asche zerstäuben. Und tatsächlich hatte

Digitized by Google

Bazeilles die Farbe von solchem versengten Papier, schwärzlich und bräunlich-rot.

Was noch von Häusermauern aufrecht stand, war mit schwarzen Flecken bedeckt und dampfte wie die Haut eines Tieres. Überall stiegen leichte, bräunliche Rauchkringel aus dem Schutt, die sich spiralförmig in die Luft erhoben und bei etwas stärkeren Windstößen verdichteten.

Haufen von Balkenwerk türmten sich auf dem Boden und bildeten eine schwärzliche Wirrnis, darunter man das brodelnde Zischen des schlummernden Feuers hörte. Dank dem unaufhörlichen Regen waren die dem Rauch am stärksten ausgesetzten Balken mit einer Art düster schimmerndem Lack überzogen, der ihnen Ähnlichkeit mit Ebenholz verlieh. Und Balken, Bretter, Traversen, Dachsparren und Holzgetäfel starrten aus einem Gewirr von Steinen und Trümmerhaufen empor, in denen es bisweilen aufflammte.

Wir gingen nach Bazeilles hinab.

Nichts Erschütternderes als der Ruin dieser Häuser, die gestern noch stattlich und blühend, heute zu Tode getroffen waren, und alles bloß, weil ein Häuflein tapferer Menschen versucht hatte, sich in heroischer Weise zu wehren. Zu den Verwüstungen der Feuersbrunst kam noch der Jammer so vieler zerstörter oder total zugrunde gerichteter Existenzen, und überall gewahrte man noch Spuren des Lebens, die das Leben selbst überdauert hatten.

Ein elegantes Wohnhaus, dessen reich verzierte Fassade sich stark vornüber neigte, gewährte Einblick auf eine Flucht von drei Gemächern ohne Möbel, mit Löchern im Plafond und Rissen in den Parketten. Am Ende öffnete sich ein gewölbter Vorbau, eine Art Glashaus, dessen Kuppeldach allein ganz unversehrt geblieben war. An einer Wand hing in einem rauchgeschwärzten Goldrahmen das halbverbrannte Porträt der Herrin des Hauses.

Vor einem ländlichen Häuschen lag ein umgestürztes Kinderbänkchen, daneben an der Wand schwankte ein Vogelbauer, in dem das steife Körperchen des Vogels einen dunklen Schatten bildete. Jeden Augenblick stieß der Fuß an Trümmer von Hausrat, die gleich überlebenden Freunden an die Verstorbenen, die sich seiner bedient hatten, erinnerten.

Irgend etwas neben uns war ständig im Einsturz begriffen, und das hierdurch verursachte Rieseln fand nur dann ein Ende, wenn das laute Krachen eines neuerlichen Zusammenbruches es übertönte. Bald war's ein Dachgiebel, der auf die Straße fiel, bald ein in sich selbst zusammenstürzender Mauerpfeiler. Dabei stiegen jedesmal mächtige Rauchwolken und ein Regen von Funken auf, die knisternd dem angebrannten Holz entwichen. Dann erhob sich der Brandgeruch noch ein wenig stärker in die Luft, und bisweilen verspürte man überdies auch noch einen anderen, undeutlich erkennbaren Geruch.

An zwei Herbergen waren die Schilder erhalten geblieben, und das Feuer hatte auch nicht überall an den Häusermauern die Namen der Bewohner verschlungen. Vor den Türen warteten Lastwagen, mit Fässern oder Holz beladen, auf ihre Bespannung. Ein niedliches Häuschen mit grünen Läden stand in Mitte eines kleinen Ziergartens, der zweifelsohne das Entzücken seines Inhabers gewesen, denn seltene Blumen prangten

Digitized by Google

hier in sorgfältig gepflegten Beeten. Das Feuer hatte diese verschont; doch das Häuschen selber hatte es nicht verschont, und sein Inneres lag in Schutt und Trümmern. Nie mehr wird der freundliche alte Herr, der allmorgendlich im bequemen Flausrock herabgestiegen war, die Beete zu wässern, über die Holztreppe herabkommen, die nun zu Asche zerfallen war.

Verräucherte Schornsteine, verdreht, verrenkt, nach hinten geneigt, über Dachgesimsen schwankend, grinsten in die neblige Dämmerung. Und das Gesamtbild all dieser Ruinen bildete phantastische Formen und Figuren, schleuderte abenteuerliche Zacken und Zinken in den bleichen Abend. Da und dort baumelte ein vom Feuer angenagtes Blechschild an einer rostigen Stange und kreischte im Winde.

Bei jedem zweiten Schritte stießen wir auf Gebeine, und wir zitterten bei dem Gedanken, auch menschliche Überreste zu finden. Solange wir uns in der Mitte der Straße hielten, waren es bloß Hammel-, Hunde-, Schweine-, Ziegen-, Ochsen- und Pferdekadaver. Als wir uns aber tiefer durch die Trümmer durcharbeiteten, wurden wir von Grauen ergriffen.

Es war nicht richtig, daß das ganze Dorf geflohen war. Alte Leute vermögen nicht so rasch wie das Feuer zu laufen. Auch bleiben sonst noch genug Menschen in einem abgebrannten Dorfe zurück, Weiber, Kinder, Kranke, Greise und Krüppel — und von allen diesen fanden wir die Gerippe in Bazeilles.

Nächst einer in Trümmern liegenden Scheune schnupperte ein magerer Hund auf dem Boden, und gleichzeitig stieg wieder, diesmal aber ungemein intensiv, der sonderbare, widerliche Geruch empor, der uns schon früher aufgefallen war. Die Ohren bald spitzend, bald hängen lassend, den Schwanz zwischen den Beinen eingezogen, kratzte und scharrte das winselnde Tier in den Trümmern. Anfangs dachten wir an irgendein unsauberes Aas; als wir aber den Hund einen Stofflappen hervorziehen sahen, wurden wir von Schrecken gepackt, und wir verjagten den fleischlüsternen Räuber mit Steinwürfen.

Man müßte derlei Greuel noch hundertmal sich wiederholen gesehen haben, um vor der Schilderung des dort Gesehenen nicht zurückzuprallen. Nachdem wir mit Händen und Füßen die kunterbunt durcheinanderliegenden Überreste glimmender Möbel beiseitegeschafft, erhob sich ein so ekelhaft stinkender, dicker Qualm, daß wir beinahe umfielen. Eine schwarze Masse von menschlicher Gestalt, von der im Winde eine Wolke Asche aufstob, wurde vor uns sichtbar. Ob dieser unheimliche Klumpen die Konturen eines Mannes oder einer Frau verriet — man hätte es nicht sagen können; das Feuer hatte alles total zerstört. Damit fand nun auch der frühere Geruch seine Aufklärung: es war der von verbranntem Fleisch gewesen.

Als einer meiner Gefährten das Haupt berührte um es aufzuheben, hatte er das Gefühl, eine warme feuchtklebrige Haut anzugreifen; aber plötzlich zerfiel der Kopf in Asche. Eine leichte Berührung mit der Spitze meines Schuhes genügte, die Lenden einzudrücken, die sich wie ein Haufen dürrer Blätter vor meinen Füßen aufrollten. Prasselnd stoben rote Funken empor wie aus einem Backofen, aus dem man die Brote herauszieht. Daran erkannten wir, daß das Feuer den Menschenbraten weiter benagte.

Digitized by Google

Ich untersuchte das Läppchen, das der Hund hervorgezerrt hatte; es war ein Stückchen brauner Stoff mit Blut bespritzt, das uns nichts sagen konnte. Ein Flintenkolben jedoch, den ich an der Stelle, wo einst der Arm des Leichnams gewesen sein mochte, aufhob, sprach schon etwas deutlicher: es war der flache, längliche Kolben einer Entenflinte mit langem Lauf, wie man sie über dem Herd der Landleute findet. Und gleich einem Wanderer, der auf seinem Wege durch den Wald einen leblosen Körper im Gebüsche findet und aus äußeren Anzeichen auf dessen Todesart zu schließen versucht, so kombinierten auch wir, daß die Frau oder der Mann sich hierhergeschleppt haben müsse, nachdem sie oder er heldenhaft für die Freiheit des Dorfes gekämpft, und dann nicht mehr dem Feuer entrinnen konnte.

Ein paar Vorübergehende waren stehengeblieben und sahen uns neugierig über die Achseln; plötzlich sagte ein Mann:

„Ach, liebe Herren, das war ein wackerer Mann. Er ist mitten im Kampfe gestorben. Alle Leute kannten und schätzten ihn um seines trefflichen Charakters willen. Es ist Jean-Paul, der Holzschuhmacher aus Balan. Wenn er nach Bazeilles kam, unterließ er nie, bei seinem Vetter vorzusprechen, dessen Haus Sie hier auf der Erde liegen sehen. Armer Teufel, der Jean-Paul! Seinen letzten Besuch machte er, um auf diese Spitzbuben zu feuern, und dabei haben sie ihn selbst umgebracht! Nein, wenn man bedenkt, meine Herren, daß Bazeilles vor kaum einem Monat noch ein hübsches, kleines Örtchen war, wohin man am Sonntag von Sedan aus spazieren ging! Wir Sedaner, wir kannten alle Jean-Paul; wenn er im Garten bei Mutter Papin alle Neune schob, so war's eine Lust, ihm zuzusehen.

Und dort, sehen Sie? dort unten auf dem Hauptplatze kamen die jungen Leute aus der Umgebung nach der Messe zusammen und spielten mit Korken; und wenn ein günstiger Wind wehte, versammelten sich die kleinen Bazeiller Buben, um ihre Drachen steigen zu lassen.

Man lebte hier recht behaglich, und in ganz Bazeilles gab es keinen Armen. Wenn es bei jemandem nicht so recht stimmte, fand sich immer ein guter Nachbar, der zu den andern sagte: »Ach, wißt ihr, diesen Winter müssen wir uns ein wenig einschränken. Unser Nachbar hat sein Schwein verloren, da heißt's ihm helfen, ein neues anzuschaffen.« Ach ja, in Bazeilles verstand man sich darauf, einander hilfreich die Hand zu reichen, und es gab hier nur rechtschaffene Leute.

Dieser kleine Laden, von dem Sie nur mehr eine Mauer mit dem Reste eines Schildes sehen, gehörte dem Dorfbarbier. Und daneben — sehen Sie das Gitter dort, — war der Metzger. Und neben dem Metzger der Holzhändler, ein reicher Mann. Ein wenig weiter wohnte Fräulein Hannchen, das hübscheste Mädchen von weit und breit. Wir Alten, wir kamen jeden Sonntag vor ihr Fenster, hinter dem sie auf einem großen Strohsessel saß und nähte; und es war eine Freude zuzuschauen, wie die jungen Burschen ihr den Hof machten; auf dem Fensterbrette hatte sie immer zwei große Blumentöpfe stehen, zwischen denen ihr rosiges Gesichtchen hervorguckte. Und jetzt ist alles vorbei!

Alles niedergebrannt haben diese Lumpen und die Einwohner in die Keller gesperrt, daß sie drinnen verbrannten. Aber es liegt auch mehr

Digitized by Google

als ein Preuße da unten. Die Bazeiller schrien: »Nieder mit den Preußen«, und schossen aus den Kellerlöchern.“

So sprach ein alter, kleiner Herr mit freundlichem Gesicht und einem Hündchen im Arme, der sich zu unserer Gruppe gesellt hatte. Da und dort sah man menschliche Gestalten, die aber viel eher Schatten glichen, zwischen den Ruinen umherschleichen, sich über die Trümmer neigen und in ihnen herumstochern, als ob sie etwas suchten.

„Sehen Sie nur, die Frau dort, die Holzstücke gesammelt hat und sie jetzt anbläst, um das Feuer anzufachen. Sie hat ein paar Kartoffeln auf dem Felde gefunden und kommt nun, um sie am Feuer ihres eigenen Hauses zu braten. Jawohl, meine Besten, das, was Sie dahier an Holz und Steinen vor ihr liegen sehen, das war ihr Haus: vor einem Jahre ist ihr Mann drinnen gestorben, und jetzt dient's ihr dazu, ihre Kartoffeln zu braten! O, ich kenne sie sehr gut!“

Während er also sprach, zeigte uns der kleine Mann eine alte, hagere, notdürftig bekleidete Frau, die, in eine Wolldecke gehüllt, geschäftig hin und wider trippelte.

Je mehr der Abend sich ausbreitete, kamen die armen Familien, an Stöcken humpelnde Greise und Weiber mit Kindern im Arme, die steile Chaussee herauf. Es waren lauter Bewohner von Bazeilles, die unter den Ruinen des abgebrannten Dorfes die Stätte suchten, wo einst ihr Heim gestanden war. Fragte man sie, so antworteten sie alle dasselbe, sie seien zwei Tage lang in den Wäldern umhergeirrt, fast ohne zu essen und zu trinken, und hofften nun eine schützende Mauer oder ein wenig Feuer zu finden, um sich zu wärmen. Vom Regen waren ihnen die Hemden am Rücken angeklebt, und das Fleisch zitterte ihnen an den Knochen vor Frost und vor Elend.

„Wir besaßen ein Haus, ein Dach, einen eigenen Herd, ein paar Pferde, wir verdienten uns mit unserer Hände Arbeit unser Brot. Jetzt haben wir nichts mehr, und unsere Kinder müssen Hungers sterben.“

Frauen mit verstörten Gesichtern bemühten sich, durch die Trümmer zu dringen und riefen schluchzend den Namen des Gatten. Vergebens versuchte man sie zurückzureißen, sie weinten und schrien wie verzweifelt, man solle ihnen ihren Gatten wiedergeben. Und andere sprachen mit gepreßter Stimme:

„Die hier sind zu beneiden; die können wenigstens weinen. Aber wir können seit zwei Tagen nicht mehr weinen, uns bleibt nur mehr übrig zu sterben.“

Alle die armen Leutchen lagerten, so gut es ging, in der warmen Asche auf der Erde oder sanken in der Stellung von Sterbenden vor Erschöpfung auf den erstbesten Balken. Einige Mütter rissen sich Fetzen ihrer Kleider vom Leibe, um ihre kleinen Kinder einzuhüllen, die vor Kälte weinten, ihre armen, roten Ärmchen ausstreckend. Laut stöhnend rangen die Greise ihre Hände, als sie sahen, daß von dem Dorfe, in dem sie dereinst im Kreise ihrer Kinder zu sterben gehofft, nichts mehr vorhanden war. Und sie klagten:

„Was haben wir denn verbrochen, du guter Gott, auf daß wir so schwer gezüchtigt wurden? Sou um Sou haben wir für unsere Söhne beiseitegelegt, damit sie nach unserem Tode minder hart arbeiten müssen

Digitized by Google

als ihre Väter. Und nun stürzen alle unsere Hoffnungen in nichts zusammen, und wir sind verflucht in unseren Kindern und uns selbst!"

Wie der klagende Wind um Kirchhofsmauern gellte das Jammergeschrei dieser Elenden in die Stille der Ruinen.

Als wir am Ende von Bazeilles anlangten, schlug ein junger Mann, dem der Schweiß auf der Stirne stand, mit einer Axt die Kanten einer eingestürzten Mauer ab. Aus dem Trümmerhaufen wählte er die noch gut erhaltenen Ziegel aus und legte sie neben ein kleines Häufchen von Dachschindeln und Latten, die er gleichfalls ausgesucht hatte. Und er sprach zu uns:

„Ich hatte zwei Pferde draußen in den Feldern, und alles, was Sie da sehen, war mein. Nun will ich versuchen, mir an einer andern Stelle selbst mein Haus wieder aufzubauen, und da leg ich mir alles, was noch brauchbar ist, beiseite."

Ich konnte nicht umhin, diesen tapferen Mann zu bewundern, der, wenn auch das Schicksal alles um ihn herum zertrümmert hatte, nicht verzweifelte und sich inmitten von Tod und Vernichtung zu neuem Leben aufraffte.

Mitten im Schutt, gegenüber einer dachlosen Hütte, deren rauchgeschwärzte Fassade in großen Lettern noch den Rest der Aufschrift trug: (Mar)chand des charbons* — konnte man auf einem halbverbrannten Holzschilde das Folgende lesen: (Maré)chal ferrant.** Es war ein wenig vor den letzten Häusern des Dorfes, wenn man die nach links führende Straße ging. Ein Schuppen stand noch aufrecht da, und unter ihm gab es Wagenreifen, Felgen, Achsen und ein paar Leitern. Der Hufschmied war also zugleich auch Wagenmacher gewesen. Sämtliche Werkzeuge waren verstreut, Haken, Eisenbarren, Zangen, Blasebälge, Ambosse und Hämmer lagen in wirrem Durcheinander im Straßenschmutz. Ein geborstener Mauerpfeiler mit drei Öffnungen, in denen noch Überreste von Fensterverschalungen hingen, wölbte sich über zwei Kellerluken, deren Eisengitter dem Feuer nicht gewichen waren.

„Sie liegt da drinnen", sprach ein französischer Soldat mit einem blessierten Arm, der ebenso wie wir Umschau hielt.

„Wer das, »sie«?"

„Die Tochter des Schmiedes, auf Ehre! Sie wissen doch, des Bazeiller Hufschmiedes, der auf die Schufte bei ihrem Einzug ins Dorf gefeuert hat."

Und nun erzählte er uns, daß in demselben Augenblicke, da die Truppen Bazeilles betraten, der Pfarrer auf den Marktplatz herabgekommen war und seine Pfarrkinder unter die Waffen gerufen hatte. Die Männer bewaffneten sich mit Gewehren, die Weiber mit Heugabeln. Sie verschanzten sich hinter Bäumen, Hecken oder in Kellern. In den Reihen der Preußen gab es tatsächlich auch einige Tote.

Der erste, der fiel, war ein Regimentsarzt. Die Bazeiller brüllten: „Nieder mit ihnen!" Und die Preußen stürmten mit fürchterlichem Geschrei vorwärts.

Während aus jeder Hecke, jeder Dachluke und jedem Kellerloch von

* Kohlenhändler ** Hufschmied

Digitized by Google

ganz Bazeilles kleine weiße Rauchwölkchen aufstiegen und alle in Hast von der Wand gerissenen alten Karabiner krachten, zündeten die Deutschen Stroh an und warfen es in die Häuser. Eine Stunde später wirbelte eine enorme schwarze Wolke über dem heldenmütigen Dörfchen, und Bazeilles flammte an allen Ecken und Enden.

Es wurde immerzu geschossen.

Die flüchteten, luden, während sie liefen, und feuerten, nach der Ebene zurückgewandt. Die Preußen, ein gutes Tausend an der Zahl mit zehnmal soviel Mann im Rücken, brachen hierauf in die Häuser ein und vertrieben die Leute, fast durchwegs Greise und Weiber, mit flacher Klinge, und sperrten sie schließlich in den Kellern ein, so daß die zusammenbrechenden Häuser sie begruben.

Nun, der erste Schuß, der gefallen war, kam aus dem Hause des Hufschmiedes, und die Tochter des Schmiedes, ein zwanzigjähriges Mädchen, hatte ihn abgegeben! Zwanzig Jahre! das Alter der Liebe! wo die Welt voller Blüten steht! wo man verschämt Ringelblümchen zerpflückt! Und die hier hatte ihr Leben gelassen! Nun lag sie unter dem Hause ihres Vaters, geweiht durch den Tod. Die schlichte Heldin von Bazeilles in einem Keller eingeschlossen und verbrannt!

Zwei Schritte von hier war ein Lazarett eingerichtet; wir traten ein. Vor der Tür saß ein Zuave in einer grimmigen Pose, den Kopf in den Händen vergraben, neben dem Zuaven stand ein Turko in seinen Mantel gehüllt und sah mit starren Blicken in den Regen. Nie sah ich eine ergreifender und erhabener wirkende Skulptur: an der Pforte der Stätte der Schmerzen der ewige Krieg, darüber sinnend, wie aus den Besiegten Sieger zu machen wären.

Alle Verwundeten im Lazarett waren französische Soldaten. Mit Freuden nahmen sie von uns Zigarren und Tabak entgegen. Als wir von ihren Leiden sprachen:

„Wir? an uns liegt nichts", sagten sie. „Aber Frankreich! Und die Armee!"

Und wir sagten, ihnen die Hände drückend:

„Mut! Ihr seid doch Franzosen! Seht, ihr Freunde, Frankreich geht nicht unter!"

„Erzählt den anderen," flehte ein Dragoner mit grauem Backenbart, der in seine Bettücher biß, um nicht laut aufzuschreien, „erzählt es der ganzen Welt: wir sind verkauft worden!" Und alle diese Männer, die sich auf ihrem Lager in Schmerzen wanden, schrien zugleich, ihre geballten Fäuste schüttelnd:

„Ja, verkauft! Verkauft von Feiglingen und Verrätern!"

Und überall gellte derselbe Schrei.

Hat man die letzten Häuser von Bazeilles passiert, so gelangt man an eine Ebene, die sich in unabsehbaren Weiten zu beiden Seiten der Straße erstreckt.

Die Nacht war fast gänzlich hereingebrochen.

Seit drei Uhr, da wir La Chapelle verlassen, hatten wir noch nichts anderes als Schlachtfelder durchwandert; zur Rechten und zur Linken breiteten sie sich aus, in unendlichen Flächen.

Der westliche Horizont, von einem breiten, dunkelroten Streifen durch-

Digitized by Google

zogen, war wie in Blut getaucht, und über den düsteren Purpurgrund jagten zerrissene Wolkenfetzen wie flatternde Pferdemähnen. Sonst war der Himmel überall von einem rötlichen Grau, gleichförmig und monoton. Einen Moment lang hörte der Regen auf.

Vom Regenwasser zweier Tage durchweicht, bildete der Boden einen weichen Morast, darin die Füße bis über die Knöchel einsanken. Man sah fast nichts mehr, das der Wirklichkeit glich, und die Dinge ringsum streiften an die Grenzen des Visionären. Gespenstisch streckten die Runkelrüben in den Feldern ihre Strünke in die Luft, gleich einer Totenstatt entstiegenen Gebeinen.

Dann und wann ließ sich ein entferntes Wiehern vernehmen, dann ein Galopp, — und ein herrenloses, hinkendes Pferd mit hervorquellenden Eingeweiden jagte über die Ebene. Heulende Hunde umringten die Aser in dichten Rudeln; da und dort ließ sich ein Schwarm krächzender Raben zur Erde nieder.

Allmählich begannen seltsame Schatten über die Felder zu huschen, vom letzten Schimmer des sinkenden Tages ins Riesenhafte vergrößert; helle Lichtchen tanzten wie glimmende Pünktchen über den Boden hin, die Umgebung in engem Umkreis erhellend.

Die Nachtpatrouillen stießen gar oft auf Männer, die im Begriffe waren, Leichen auszugraben, den Pferden das Fell abzuziehen oder die seltenen, verspäteten Wanderer anzufallen; mit Anbruch der Dämmerung begannen jene ihr Unwesen zu treiben.

Sie führten Hunde mit sich, die ihnen zugleich zum Aufspüren von Leichen und zum Wittern der Patrouillen dienten. Bei deren Herannahen warfen sich die Leichenräuber in Furchen oder Erdlöcher und begannen ihr schändliches Handwerk aufs neue, sobald die Patrouillen vorüber waren.

Am nächsten Morgen fand man die nackten Leichname am Rande der Gruben, Erde in den Haaren, im Munde, auf den Händen und dem ganzen Leib. Überdies waren die Leichen verstümmelt, die Finger oder Köpfe mit Äxten, Beilen oder Küchenmessern abgeschnitten. Meistens fehlten ihnen die Zähne, die Nägel an den Fußzehen oder Fingern. Es war leicht zu erraten, wie die Operateure es angestellt hatten, sich der Zähne zu bemächtigen, je nachdem sie die Leichen mit offenem oder geschlossenem Munde aufgefunden hatten: in ersterem Falle hatten sie die Zähne wie Nägel aus einem Holzpflock mit Zangen herausgerissen; in letzterem Falle hatten die Räuber, um schneller fertig zu werden, die Kiefer gänzlich abgesägt und sodann das Zahnfleisch mit Messern losgelöst.

Bei Bapaume war ein Bauer früh morgens aufgefunden worden, die Finger zwischen dem Gebiß eines Toten eingeklemmt und mit der Faust den Schädel des Leichnams bearbeitend, daß dieser locker ließe. Schreckensbleich und ganz verstört gestand der Mann, daß er sich um Mitternacht an den gefallenen Krieger herangeschlichen hätte, da er die Zunge eines Gehenkten oder sonstwie Verstorbenen zur Bereitung eines Heiltrunkes gegen Skrofeln benötigte; aber die Kiefer seien plötzlich zusammengeklappt und seine Finger stundenlang zwischen dem Gebiß des Toten eingeklemmt geblieben.

Digitized by Google

In größeren oder kleineren Gruppen lagerten die Deutschen um die Feuer, vom rötlichen Flammenscheine mit warmen Farbentönen übergossen. Einige waren auf den Einfall gekommen, große Holzkisten wie Strandkörbe aufzustellen und sich darunter zu kauern. Gleicherweise dienten ans Feuer geschobene Karren zum Unterschlupf. Aus solchen ragten oft fünf bis sechs schwarzbärtige Köpfe hervor, ohne daß man imstande gewesen wäre, die Körperlage der betreffenden Soldaten, denen sie angehörten, zu erraten, und zwischen den buschigen Bärten schimmerten die Pfeifenrohre. Ein Soldat, von dem man bloß die Hände, die Kappe und darunter die leuchtende Spitze einer knolligen Nase sah, las in einer der weißen Kisten mit erhobener Stimme eine Zeitung vor.

Dann und wann zeichnete sich im Bereich der Feuer die große schwarze Silhouette eines Pferdes auf dem Boden ab, das sich von seinem Pikettpfahle losgerissen hatte und den mageren Hals zwischen die Karren vorstreckte. Dann warf einer der Soldaten eine Handvoll Erde oder ein glimmendes Scheit nach dem Tier, und erschreckt jagte es davon.

An anderen Punkten waren Strohzelte errichtet worden, darunter die Mannschaft entweder auf dem Bauche liegend oder die Knie unters Kinn gezogen, gähnte oder schnarchte. Bisweilen huschte ein Fieberkranker, hager und bleich, mit klappernden Zähnen an uns vorbei. Ein zarter Blondkopf, fast noch ein Knabe, der in dampfende Lumpen gehüllt neben dem Feuer kauerte, richtete seine furchtbar verdrehten Augäpfel auf uns. Ein fortwährendes Zittern machte die Lappen, die ihn umhüllten, erbeben und teilte sich auch den Rädern des Karrens, an dem er lehnte, mit: ein unerträglicher Anblick.

Und überall in der Dunkelheit funkelte es von Waffen. In roten, gelben, blauen und grünen Lichtern spielte der Schein der zuckenden Lagerfeuer, und wenn ein Soldat mit einer Fackel oder Laterne vorüberging, steigerte sich noch dieses Farbenspiel. Schon von weitem sah man ihre Gestalten sich langsam aus dem Dunkel der Nacht lösen, mit dem Licht in der Hand und von einem rötlichen Strahlenkranz umflutet, der die Metallknöpfe ihrer Monturen funkeln machte und ihre Gesichter mit Purpur rötete.

Säbelrasseln, Lachen, verworrenes Stimmengewirr, Gezänke, Achzen und Stöhnen und hier und da ein Plünderer, der wahrscheinlich zu viel gegessen oder getrunken hatte und sich jetzt den Magen hielt und sich übergab. Am sonderbarsten war es, plötzlich irgend etwas unter seinen Füßen sich regen zu fühlen, ohne zu wissen was, das ausschlug und brummte: es war irgendein Schläfer, den wir in seinem Schlummer gestört, wofür er sich mit einem Fußtritt rächte. Pferde wieherten; man sah das Gewoge ihrer Rücken, wie sie, durch Leinen miteinander verbunden, nach entgegengesetzten Richtungen an den Pikettpfählen zerrten. Die Hengste schnupperten mit geblähten Nüstern den Geruch der Stuten, den der Wind ihnen zutrug, und ließen ein durchdringendes Wiehern erschallen. Bisweilen überkam sie eine tolle Raserei, und sie drängten und stießen einander unter den Bäumen.

Die beiden Offiziere geleiteten uns in ein in nächster Nähe befindliches Haus, dessen Schlüssel sie in der Tasche trugen. In zwei Zimmern hatten sie sich behaglich eingerichtet. Ein paar Sammetfauteuils, von

Digitized by Google

Degenstichen aufgeschlitzt, entblößten ihre Roßhaarfüllungen, und zwei kostbare Teppiche, zum Wärmen der Füße übereinandergeschichtet, zeigten Spuren von Sporentritten. In einer Ecke standen Weinflaschen, auf einem Spind eine Menge volle und halbgefüllte Gläser; auf dem Klavier lag ein Haufen Gemälde aufgestapelt, auf dem Pulte ein aufgeschlagener Band Beethoven, und im Kamine zuckte ein verglimmendes Feuerchen. Einer unserer Wirte nahm aus der Fensternische einen geschnitzten Stuhl, zerstampfte ihn mit seinen Absätzen und schleuderte die zerbrochenen Stücke mit dem Fuße ins Feuer.

Die Offiziere steckten einige Kerzen an und holten aus einem Schranke Biskuits, die sie uns zum Champagner anboten. Dann setzte sich der eine ans Klavier und spielte Beethovens F-Moll-Sonate. Ein anderer, ein dicker, kleiner Mann mit Händen wie Dreschflegel und einer blauen Brille auf der Nase, stand bei der Kerze und wendete die Seiten um, mit dem Kopfe den Takt dazu nickend. Bloß dann und wann unterbrachen die beiden ihr Schweigen, um mit begeisterten Mienen in laute „Achs" des Entzückens auszubrechen.

Wie trunken in des Meisters Genius versunken, schienen sie alles andere um sich herum vollständig vergessen zu haben. Das waren nicht mehr dieselben grimmigen Haudegen, die die Möbel anderer mit Fußtritten bearbeiteten und sich erbeuteten Wein in die Kehle gossen: man hätte meinen können, es seien zwei alte Kameraden, die in einem traulichen Eckchen neben dem Kamine, darauf der Teekessel brodelt, musizierten, indes im Nebengemache ihre Ehehälften die häusliche Wäsche ausbesserten und über die Preise der Lebensmittel plauderten.

Als die letzte Note verklungen war, blieben die beiden stumm, wie unter einem Zauberbanne sitzen. Plötzlich aber begannen sie ungemein lebhaft in deutscher Sprache zu reden; ab und zu sang der eine, eine verzückte Grimasse schneidend, ein paar Takte einer Melodie, während der andere, auf seinem Klavierfessel herumrückend, sie gefühlvoll nachspielte.

Nach einer Viertelstunde wandten sie sich zu uns. Man könnte sich keine besseren Jungen denken; und als sie dann gar mit tränenfeuchten Augen von ihren Familien zu erzählen begannen, mußten wir uns verwundert fragen, wie es denn möglich sei, daß sich solch harmlose Menschen in so fürchterliche Mordgesellen verwandeln konnten!

Der eine war der Sohn eines kleinen Kaufmannes in Kassel; bei seiner Abreise hatten ihn Mutter und Schwester bis zum Bahnhofe begleitet, wohl mehr als hundert Male umarmt und ihm zum Abschied noch allerlei Unterhemden, Beinkleider aus Flanell, Brustlätze und Trikotwäsche zugesteckt. Jeden Augenblick mußte er sich seine feuchtgewordenen Augengläser abwischen, während er uns tief seufzend von den traulichen Musikabenden an den Sonntagen daheim erzählte, wenn der alte Violinlehrer Wilhelm Mauß, die dicke Anna mit den langen Fingern, die muntere Berta und Herr und Frau Samuel sich zum Tee in dem kleinen Mahagonisalon versammelten, wo das Familiensilber auf dem Büfett im Lichte der Lampe funkelte. Es waren alte Kameraden, beide aus Kassel, wo der Vater des anderen Verwaltungsbeamter war. Und sie wurden nicht müde, einander hunderterlei Geschichten von daheim zu erzählen und unzählige Male zu fragen:

Digitized by Google

„Was mag wohl jetzt Freund Hans machen und Kollege Joseph und die dicke Mutter Ursel, die jeden Augenblick in Tränen zerfließt, als röche sie an Zwiebeln?“

Und noch viele andere Dinge, die sie abwechselnd bald lachen, bald weinen machten.

Dann traf es sich, daß das Gespräch auf den Krieg kam, über den bis dahin nicht das leiseste Wörtlein gefallen war. Augenblicklich ging mit den Offizieren eine große Veränderung vor. Das kleine Männchen bekam plötzlich einen dunkelroten Kopf wie ein Vollblütiger, den der Schlag gestreift.

Der andere begann, ganz kreidebleich vor Zorn, mit der Feuerzange auf einen großen Spiegel über dem Kamin einzuhauen, während er aus vollem Halse brüllte: „Pfui, die Schweine! Ja, lauter Schweine sind sie!“

Diese plötzliche Metamorphose zeigte uns, wieviel Sanftmut und Hitze zugleich dieser komplizierte germanische Charakter in sich vereinigt, der schwerfällig und dennoch aufgeweckt, immer ein wenig Kosakennatur trotz aller Güte und Empfindsamkeit verrät. Die guten Jungen von vorhin rollten ganz schrecklich die Augen, und ein unvorsichtiges Wort hätte sie sicherlich veranlaßt, uns zu prügeln. Aber, obgleich es in uns prickelte, ihnen zu entgegnen, so verhielten wir uns doch ganz ruhig und beschränkten uns darauf, die einzelnen Phasen dieser Verwandlung zu studieren.

In den beiden Freunden, denen doch sicherlich Bildung und Verstand nicht abzusprechen waren, wurzelte die feste Überzeugung, daß in Frankreich die Barbarei, in Deutschland die Zivilisation herrsche. Sie träumten nur Frankreichs Untergang und erklärten uns in ihrem Eifer, daß die französischen Weiber, „diese Pest“, wie die Männer niedergeknallt werden sollten. Nicht nur sie allein, sondern die ganze Armee wurde in einem permanenten Irrwahn gehalten; so beteuerten sie, daß die Franzosen Unmenschen seien, die die Gefangenen in Stücke hacken und in die Wunden der Gefangenen Salpeter streuen. Die Furcht, solchen Qualen anheimzufallen, begabte sie zur Stunde des Kampfes mit einem Übermaße von Wut.

Während die beiden Kameraden sich so ereiferten, mit den Fäusten bald auf die Tafel, bald in ihre Handfläche schlagend, hörte man draußen die Schritte der Patrouillen, Pferdegalopp, Kommandorufe und Säbelklirren. In dem Maße, als der Mond stieg, nahm das Jammern der Verwundeten in dem benachbarten Lazarett zu. Von der Chaussee kam Hundegebell.

Um Mitternacht löschten sie das Feuer; und nachdem sich's ein jeder von ihnen in seinem Fauteuil behaglich gemacht, sank einem nach dem anderen der Kopf auf die Brust, und bald schnarchte die ganze Gesellschaft.

Ich war im Schlafe mit meinem Schuh der Asche zu nahe gekommen und wurde gegen Morgen durch ein brennendes Gefühl an der Sohle geweckt. Der junge Tag drang in das Zimmer herein und ließ durch den dicken Tabaksqualm die bizarren Posen der Schläfer sehen. Rötliche Fäden durchspannen den grünlich-fahlen Himmel draußen, und ein herber Streifen Licht bleichte die Giebel über der noch dunklen Straße. In der Ferne wurde die Reveille geblasen.

Digitized by Google

Im Nu war alles auf den Beinen; die Offiziere schnallten ihre Gürtel um, und wir knöpften unsere Regenmäntel zu.

Da entnahm der blaubebrillte Dicke seinem Beutel ein gelbliches Papiersäckchen, während er schalkhaft nach uns herüberblinzelte. Dann zog er einen Filter und schließlich eine Kaffeekanne hervor.

„Ich werde Ihnen Kaffee kochen," sagte er; „Gretchen, meine Nichte, hat mir das Rezept anvertraut. Und in ganz Kassel gibt's niemanden, der ihn so gut zuzubereiten versteht, wie Klein-Gretchen."

Der Dicke goß ein paar Tropfen Weingeist in ein Kochgeschirr, zündete ihn an und stellte einen zweiten Napf mit Wasser auf; dann goß er langsam das kochende Wasser über den Filter und lauschte mit dem Ohr an der Kanne dem Rieseln der Tröpfchen. Nachdem wir jeder ein Täßchen des Gebräus, das gar nicht übel mundete, getrunken hatten, schüttelten uns unsere Wirte herzhaft die Hand und wünschten uns glückliche Reise.

Wir gingen nach Sedan.

Vom Heute fürs Morgen

Abgehetzt?

Der gemeinste aller Gemeinplätze gehört der „abgehetzten" Menschheit. Niemand zweifelt an seiner Gültigkeit: Die Menschheit hat die Sammlung verlernt und kann deshalb Kunst in reiner Form nicht mehr genießen; dafür bedarf sie der Sensationen, Aufreizungen, die ihr nach des Tages Hast und Last den Kitzel des ruhigen Wohlbehagens darbieten. Es scheint aber einmal an der Zeit zu sein, den Gemeinplatz zu prüfen. Bedeutet er doch nicht vielleicht nur eine bequeme Entschuldigung für Triebe, deren sich der Kulturmensch schämen sollte? Ist es denkbar, daß reichere Kenntnisse im Berufe und humanere Ansichten auf sozialem Gebiete unserm sittlichen Regulator schaden, wo wir der Tagesarbeit das abendliche Vergnügen gegenüberstellen? Oder sind die Kenntnisse und die Humanität löcherig? Ich bin, wenn ich eine sogenannte Großstadtnacht durchgebummelt hatte, stets mit dem Gefühle des Ekels zu Bett gegangen und habe mich außerdem über den versäumten Schlaf geärgert. Und warum, wenn die Menschheit wirklich vom Tage abgehetzt ist, spart sie nicht wenigstens die Nacht der Ruhe auf? Die Spannung bedarf der Lösung, schön; aber welcher Art die Lösung ist, das bestimmt der Mensch in voller Freiheit. Er hat es in der Hand, nach rechts oder links zu gehen, zu den Schafen oder zu den Böcken. Deshalb weg mit den Entschuldigungen für schamlos vertändelte Stunden! In unsrer Zeit der Arbeitsteilung, der englischen Tischstunde und des elektrischen Dreiminutenverkehrs bleibt Raum genug für gute Dichtung und gute Musik, für eine ernste Zeitschrift und für einen Museumsbesuch. Die innere Sammlung, die zu ruhigem Genießen nötig ist, hängt meist vom Willen ab. Er kann Zeit und Ungestörtheit schaffen.

Aber freilich, ich habe dabei das Schwatz- und Urteilsbedürfnis der Menschen nicht in Rechnung gestellt. Sie hätten vielleicht noch

Digitized by Google

die Kraft, sich edleren Vergnügungen hinzugeben, wenn sich darüber mit leichter Zunge reden ließe. Und reden muß man doch — und zwar sofort — über das, was man sieht und hört, sonst gilt man für kritiklos. Da ist es nun eine Wonne, dem geistvollen Referenten der Tageszeitung mit dem Tadel zuvorzukommen. Er schreibt morgen, das Publikum schwatzt bereits heute beim Abendessen darüber. Und man hat dem Referenten abgemerkt, worauf es ankommt. Niemals die Vorstellung, das Konzert, den Vortrag als Ganzes nehmen, sondern je nach der Börsenstellung des künstlerischen oder wissenschaftlichen Unternehmers einen Auftritt, einen Ausruf, ein Kostüm, eine Beleuchtung, eine Geste, ein Tempo, eine Pause zu ewigem Ruhme oder zu unsühnbarem Verbrechen auslegen. Was Wunder, daß die Unternehmer bei der Aufstellung ihrer Programme immer nach dem Saltomortale suchen und ihm die höchsten Werke unterordnen! Sie wissen, daß es viel unbequemer ist, über Shakespeares Hamlet-Werk zu schreiben und zu sprechen als über den Königssaal der Hamletaufführung, wenn er aus einer schmutziggrauen Wand und drei schwarzen Türlöchern besteht, unbequemer als über den Kirchhof des 5. Aktes, wenn er zur Abwechslung gar kein Grab aufweist. Oder sie lassen den Hamlet von einem Schauspieler darstellen, der für den Claudius geeignet ist. Das gibt ganze Feuilletons, lange Nachtgespräche und Caféhausnachmittage. Die besten Operetten, an deren prickelnder Musik man sich lässig vergnügen könnte, werden plötzlich auf den bornierteſten Clowndialog gestellt und dem Kapellmeister aus den Händen gerungen: Stoff zu gesprochenen und gedruckten Glossen im Übermaß!

Ich frage, woher nimmt die „abgehetzte“ Menschheit die Zeit zu solchen überflüssigen Dingen? Die Ruhe, die sie durch Schweigsamkeit und Zeitungsentwöhnung gewänne, würde hinreichen, um ein ganzes Kunstwerk zu genießen und zu würdigen. Dazu ist nicht einmal immer die Unruhe eines Theaterbesuches vonnöten; denn wenn man Hebbels Gyges mit Andacht liest und Mozarts Don Juan daheim auf dem Klavier durchspielt, nimmt man die dramatischen Schöpfungen vielleicht reiner und mit stärkerer Erschütterung auf als im Parkett, zwischen gleichgültigen Abonnenten und vor einer schlechten oder einseitigen Inszenierung.

Ferdinand Gregori

Mein Stil

Ich hatte eine Novelle geschrieben, die fing so an:

„Abend war es.“

Und dann ging es weiter. Der Inhalt tut hier nichts zur Sache. Vom Stil will ich hier erzählen. Und für diesen ist ein Satz genügend. Sagt Goethe.

Wie? Natürlich Goethe. Wer denn sonst? Ich berufe mich immer nur auf Goethe. Alle tun das, es ist Mode jetzt. Und völlig ungefährlich. Denn beweisen Sie einmal, daß Goethe irgend etwas nicht gesagt hat, bitte.

Also, es bleibt dabei: Ein Satz genügt zum Urteil über einen Stil. Nun gar schon dieser Satz: „Abend war es.“

Ich sandte diesen Satz an meinen Mitschriftsteller Bitterlich und bat ihn um sein Urteil:

„Ganz nett so weit,“ schrieb Bitterlich zurück, „jedoch Ihr Stil ist noch verkehrt, verehrter Herr Kollege. Auf den Kopf gestellt, ergäbe sich: »Es war Abend.« So muß es

Digitized by Google

heißen. Nichts für ungut. Ihr wohlgeneigter Bitterlich."

Doppelt genäht, hält besser, dachte ich und sandte diesen zweiten Satz an den einflußreichen Kritiker der „Morgenröte" zur stilistischen Kritik.

„Nicht übel, junger Mann," schrieb er mir zurück, „jedoch Ihr Stil ermangelt noch der Lichter. So etwa müssen Sie es setzen: »Es zog ein wundervoller Abend über das in stillen Frieden getauchte Land herauf.« Dann wird es recht."

Zur Sicherheit sandte ich auch diesen Satz noch weiter. Nämlich an den Herrn Kollegen Sacherlich. In Steilbuchstaben kam die Antwort: „Was für ein Schwulst, junger Mann: »Ein in stillen Frieden getauchtes Land.« Zur Sache, lieber Freund, zur Sache! Nicht Länder taucht man in den stillen Frieden, sondern Federn. Tauchen Sie die Ihre nochmals in die Tinte und ändern Sie etwa so: »Man schrieb den vierten Juli. Mithin ging die Sonne gegen acht Uhr zwanzig unter. Deshalb war es Abend um halb neun Uhr.« Das ist sachlich, junger Mann. Nun weiß man wie und wo. Mit Ergebenheit Kollege Sacherlich."

Noch eine Marke wandte ich daran und schickte diesen Satz dem Herrn Kollegen Neidkragen: „Verehrter Herr," schrieb der zurück, „der Inhalt geht ja an. Der Stil jedoch, der ist noch greulich. Das ist der Stil einer Mietkaserne. Hier ist Renaissance am Platze. Ich weiß, es bedarf nur dieses Winkes. Versuchen Sie es damit. Ihr hochachtungsvoller Neidkragen."

Da ging ich hin und modelte den Satz auf Renaissance um. Strenge Renaissance. à la Strozzi in Florenz. Dann gab ich diesen Satz Herrn Maier und erhielt von ihm dann diesen Brief: „Mein Herr, ich bin ein Gotiker. Wo in Ihrem Satze ist das Himmelstrebende? Wo ist der spitze Bogen, frag ich Sie. Versuchen Sie es mit der Gotik, Herr, Sie werden sehen."

Darauf versuchte ich es mit der Gotik. Dem Dichter Fridolin gab ich den Satz alsdann. Der verdrehte die Augen und sagte: „Ach Gott, ach Gott, wo bleibt da die Romantik, Herr Kollege? Nachtigallen müssen in dem Satze singen, Rosen müssen duften!"

Ich brauchte eine geschlagene Stunde, um in dem Satz die Nachtigallen singen und die Rosen duften zu lassen. Und ich sehnte mich nach dem Abend, wo dieser Abendsatz nun endlich derart richtig würde, daß es niemand gab, der ihn noch besser machen konnte.

Aber diese Zeit lag fern. Er war noch immer verbesserungsbedürftig, so oft ich ihn auch weitersandte.

Es gab Leute, welche meinen armen Satz errichtet haben wollten, wie dorische Säulen mit oder ohne Kannelüren. Wieder andere, die eine ionische Säule für richtiger erachtet hätten, mit Eierstäben oder ohne. Solche, die das reiche Blattwerk des korinthischen Kapitäls an meinem Satze vermißten.

Es war eine lange, schwere Sache. Gewissenhaft jedoch, wie ich nun einmal bin, hab ich mir jeden Rat zu Herzen gehen lassen. Jahre gingen darüber hin. Mein Satz schwoll an, mein Satz nahm ab. Manchmal schien es mir, als müsse er schon morgen an der Lungenschwindsucht sterben oder demnächst an der Fettsucht elendiglich verkommen. Manchmal war er so behängt mit Nebensätzen und mit Komma nach Komma, daß man sein Gesicht nicht sah. Und dann wieder lag er auf dem Schreibtisch wie ein Aal, den man gehäutet hatte. Von einem Dichterpropst kam er mit Weihrauch überschwängert wieder an. Ein ganz

Digitized by Google

Moderner zerlegte ihn in dünne Streifen. Und mehr als einmal auch war er hart an der Gehirnerweichung vorbeigegangen. Aber so schlecht es ihm erging — sterben, sterben tat er nicht. Der Satz nämlich. Was mich jedoch betrifft — aber, ich will es der Reihe nach erzählen.

Als ich meinen sechzigsten Geburtstag überstanden hatte, war der Satz zum letzten Male unterwegs, zum Kunstwart.

Als der Brief zurückkam, war ich leider tot. Es war mir sehr fatal, zu ändern aber war es nicht. An meiner Stelle öffneten die Erben jenen Brief und lasen: „Schreiben Sie doch einfach: »Abend war es.«“ Fritz Züricher

Camille Lemonnier †

Er ist ungefähr siebzig Jahre alt geworden. Ungefähr: nie war es genau zu erfahren, denn das Geheimnis seines Geburtsjahres hütete dieser sonst so offene und freie Mensch auf das sorglichste selbst vor seinen Freunden, aus Furcht vor Feiern vielleicht, deren falschen Pomp er nicht mochte, vielleicht aber im innersten auch aus Bangen, in einer Zahl das eigene Alter zu fühlen, das weder in seinem Wesen noch in seinen Werken bis zum letzten Tage zu spüren war. Wie ein Soldat blickte er, gerade und stolz, leidenschaftlich und jung in jeder Geste, und unter den buschigen gelben Brauen funkelte lebendig das Auge. Und wenn er so sprach, selbst hingerissen vom Elan seiner ungebärdigen Kraft, mochte man ihn ganz nahe fühlen, einen Jüngling eher als den Patriarchen einer Literatur. Aber da klang's dazwischen von Erlebnissen, die hindeuteten in ganz unwirkliche Tage, in die Zeiten der Helden und Heroen. „Flaubert schrieb mir“, „Hugo sagte“ — man blickte auf und empfand auf einmal Ferne bei diesen weiten Erinnerungen. Er hatte Baudelaire noch gekannt, die ersten Tage von Bayreuth, war auf den Schlachtfeldern von Sedan mit Felicien Rops gewesen. Und man spürte in dem Lebendigen, der auch den Jüngsten sich kameradschaftlich gab, der so leidenschaftlich, so stürmisch lebendig war, eine ganze verschollene Zeit, aus der er herüberkam, einsam, ein letzter Paladin der Kreuzzüge für die neue Kunst.

Diese wundervolle Zweiheit ist auch in seinen Werken: die Leidenschaft einer geradezu wilden Vitalität und die Meisterschaft, die sie zügelt. Sechzig Bücher hat er geschrieben, alle mit heißer fliegender Feder und brennendem Herzen: aber sie alle durchgeackert mit einem unbändigen Fleiß. Nach zehn, nach zwanzig und dreißig Jahren, bei jeder Neuauflage nahm er den Kampf mit dem Wort wieder auf, selbst sein Meisterwerk, der Roman „Un mâle“, der ihm den Weltruhm brachte, ist viermal neugestanzt, immer wieder aufgelöst ins Feuer der ersten Begeisterung und immer wieder geformt. Fünfzig Jahre hat er so gearbeitet, Tag für Tag, und sein Werk ist unabsehbar geworden. Mit Balzac hat man ihn oft verglichen, und in dem Strömenden, Überquellenden seines Schaffens ist er ihm gleich, obzwar geringer in der Eigenheit, schmäler in der Vision und ärmer in der Erfindung. Seine wahre Kraft lag nie in der Darstellung des Menschen, sondern in einer geradezu einzigen elementaren Verbindung psychologischen Zustandes mit einer naturhaften Atmosphäre: er liebte Menschen nur als höchste Produkte der Natur, nicht als ihren Sinn und Zweck. Sie sind Helden neben

Digitized by Google

ihren Brüdern, den Bäumen, den Quellen, den Wiesen, den Tieren, und er liebt sie um so mehr, als sie ihnen gleichen und sich stolz ihnen verwandt fühlen. In seinem Meisterroman „Un mâle“ ist nicht eigentlich der Wilderer Cachaprès der Held, sondern der Wald. Immer ist es die freie Natur, die triumphiert, eine reine gesunde Sinnlichkeit, etwa wie die des Rubens und Breughel, tobt in seinen Büchern, oft fast tierisch wild, aber auch tierisch gesund, unverdorben und gerade. In seiner Utopie „Adam et Ève“ hat er diese Rückkehr des Menschen in seine Heimat, den Wald, wie ein Evangelium gepredigt, im „Droit au bonheur“ die Gesundheit zweier starker Menschen in Freiheit von Gesetz und Zwang ineinanderschwellen lassen: immer ist es der Sinn für die Natur, ein gottseliger Pantheismus, der die Leidenschaften klar, die Sinne heiß und die Seelen trächtig macht. Seine Romane aus der Stadt waren alle minder wertvoll: hier fehlte der Atem, der Kraft sog aus dem Atem der Natur, er wurde künstlich in der Kultur. Nur ein Buch gelang ihm da, „Happe-Chair“ („Der eiserne Moloch“), das Gegenstück zu Zolas Germinal, weil hier die Fabriken, die eisernen Essen selbst die Ungeheuerlichkeit der elementaren Dinge gewannen, und der Aufruhr, die innerste Flamme seiner streng rechtlichen und darum gegen das Bürgerliche anarchischen Schöpferkraft hier sich in Mitleid und Anklage entladen konnte.

Diese reine derbe flämische Sinnlichkeit hat ihn zweimal in Konflikt mit den Behörden gebracht, die alle verbogenen Sinnlichkeiten lächelnd dulden, nur die gerade und gesunde nicht, einmal übrigens auch in Deutschland, als ich vor Jahren seinen Roman die „Liebe im Menschen“ herausgab. Er ist immer freigesprochen worden, freigesprochen in Ehren wie Flaubert für die „Madame Bovary“ und Whitman für die „Grashalme“. Aber die Anklage machte ihn ehern gegen alle kleinbürgerliche Moral. Man wollte ihn später entschädigen, mit Orden und Titeln, er wies alles zurück, ein Roman „Les deux consciences“ war seine Verteidigung, ein Kunstwerk, kein Pamphlet. Die Anklage war das Ordenskreuz, das er trug auf seiner starken breiten Brust.

Die Franzosen haben ihn nie sehr geliebt. Er langweilte sie mit der Landschaft, mit der religiösen Verherrlichung der Natur, mit dem Hymnus auf die zeugende Kraft der Welt — denn ein Hymnus, ein einziger, sind die sechzig Werke dieses Dichters, der nie einen Vers schrieb. Ein Ernst, eine Schwere, irgend etwas war in dem Werk, das sie scheu machte. Wir verstanden das immer: es war das Deutsche seines Wesens, dasselbe, das De Coster und Verhaeren den Galliern fremd sein läßt. Und er legte auch kein Gewicht darauf, als französischer Schriftsteller zu gelten: er wollte ein belgischer sein. Als der erste einer großen Generation wandte er sich von Paris ab, als erster ließ er sich in Brüssel nieder und vom Grabe De Costers, wo er Worte der Trauer und Verheißung sprach, bis zu seinem eigenen ist der Weg von ihm allein gebahnt. Die später kamen, Maeterlinck und Verhaeren, haben ihn als Meister geehrt, als Förderer und Freund geliebt: hat ihr Ruhm den seinen auch überwachsen, ihre Verehrung konnte er nie mindern.

Diese sechzig Bände, von denen doch jeder Kraft ausströmt und starkes spendendes Lebensgefühl, sind aber noch nicht seine ganze Tat. Er hat ein ganzes Land, hat Belgien

Digitized by Google

bewußt gemacht, eine neue Generation geleitet. Der Ruhm De Costers ist seine Arbeit gewesen, er war es, der den Maler Constantin Meunier überredete, sich noch in seinem fünfzigsten Jahre der Plastik zu widmen, er hat Verhaerens erste Verse im Manuskript durchgefeilt. Zahllosen Jungen hat er Verleger und Hilfe geschafft, allen Kraft und Zuversicht gegeben, denn in sich hatte er zu viel für ein Leben. Soviel er auch in seine Bücher goß, es blieb immer noch genug zurück, um andere zu stärken. Ein Riese aus ferner Zeit stand er so einsam in einer lauen Gegenwart, die scheu auswich vor seinem heftigen Schritt: nun erst wird man sein Werk voll überschauen und lieben lernen, in Belgien drüben und vor allem in Deutschland, der wahren Heimat seines Weltgefühls.

Stefan Zweig

Wie man mit Kleist umgeht

Vor ein paar Tagen erwarb ich für 30 Pfennige ein Kulturdokument. Es ist ein Heftchen in schneeweißem Einband; auf diesem ist das zierliche Bild einer Rokoko-Dame in rosa Gewand; hinter ihr ein kreisrunder Landschaftsausschnitt, hinter dem wiederum seitwärts — ein Storch neckisch hervorblickt. Herumgelegt ist eine Binde mit zwei Fragezeichen: „?Wer ist der Vater?“ Außerdem steht auf dem Deckel noch: „Die Marquise v. O.... Erzählung von Heinrich von Kleist.“

Auf der Rückseite kündigt der Verleger „in gleicher Ausstattung und Preislage“ zwei Sammlungen jüdischer Anekdoten, eine von Mikosch- und eine von Offiziersanekdoten an. . .

Vor einiger Zeit hat ein ganz Gescheiter in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung „nachgewiesen“, daß die „Marquise von O...“ von Kleist parodistisch gemeint sei. Nachdem sie nun auch noch zum spannenden Kolportageartikel geworden ist, weiß ich nicht, was ihr noch begegnen sollte, und frage mich nur, ob es für die glänzendsten Meisterwerke unserer großen Dichter gegen rohe Überfälle und niedrige Ausbeutung nicht ebensogut einen Schutz geben sollte, wie für alleinstehende Damen, und wären sie auch keine Marquisen. . . .

Klassiker der Tonkunst

Bach, Händel und Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber und Mendelssohn, Schumann, Chopin — so auf acht geschmackvolle Bände verteilt, erschienen kürzlich ausgewählte Klavierwerke (nur solche!) unter dem klangvollen Titel, den unsere Überschrift wiedergibt. Es gibt diese Werke in so vielen Gesamt- und Einzelausgaben in allen Formaten und Preislagen, daß eine neue Rivalin wohl besondere Anstrengungen machen muß, um sich hervorzutun. Seltsam genug, daß man bisher fast nie auf den Gedanken kam, es mit den Notenausgaben den längst üblichen Ausgaben unserer Dichterklassiker irgendwie gleichzutun. Sind diese fast regelmäßig mit einer Biographie, einer Einleitung zu den einzelnen Werken, einem Nachweis über das Zustandekommen der Ausgabe, mit Anmerkungen und mancherlei ferneren Behelfen versehen, so nehmen sich daneben die meisten Notenausgaben kahl und dürftig aus. Kaum erfährt man überall den Herausgeber, der für die Genauigkeit des „Notentextes“ bürgt, nichts von Biographischem wird beigegeben und meist nur ein paar oberflächliche Worte über die Herausgabe. Arbeiten wie die in den

Digitized by Google

Cottaschen Ausgaben steckenden, die doch trotz der glänzenden Namen Bülows, Liszts und ihrer Helfer auch erst Versuche waren, haben die Notenpublizistik wenig befruchtet. Was man bestenfalls antrifft, sind Spielanweisungen, „Fingersatz“ und Bestimmungen für die Ausführung. Auch Riemanns im Musikalischen oder Musikpädagogischen neuartige Weise der Herausgabe ging grundsätzlich nicht weit über das Vorhandene hinaus nach der hier angedeuteten Richtung.

Nun wären wir die letzten, etwa das Schema unserer Dichter-Klassiker-Ausgaben einfach unbesehen auf unsere Notenwerke übertragen zu wollen. Durch die vielen dort üblichen pedantischen Geschmacklosigkeiten und die kunstgefühlarme Gelehrsamkeit wollen wir am Klavier noch weniger als während des Lesens gestört sein. Aber so manches entbehren wir denn doch selbst in guten Notenausgaben, wie es denn die eigentlichen Käufer so vieler Ausgaben, spielfreudige Dilettanten, nicht selten beklagen, daß man sie mit ihrem Bedürfnis nach geistiger Vertiefung in die Entstehung, die Bedingungen, Persönlichkeit- und Formwerte der Werke, welche ihnen stumm vorliegen, so gänzlich im Stich läßt. Hier wäre eine Möglichkeit, die mannigfachsten Formen geschmackvoller Ausgabetechnik zu bilden und zu verwerten, und die Ergebnisse der Wissenschaft endlich für die Kunstpflege fruchtbar zu machen. Für Kenner verweise ich auf ein sehr beachtenswertes Beispiel herausgeberischer Sorgfalt, auf Runzes Ausgabe der Werke Loewes im Verlag Breitkopf & Härtel, — die dreizehn Schubert-Bände desselben Verlages lassen a l l e s Notwendige in dieser Richtung vermissen!

Unsre neuesten „Klassiker der Tonkunst“ entstammen dem Verlag Universal-Edition in Wien und stellen den Versuch zu einem neuen Typus dar. Jeder Band enthält einen einleitenden, meist halb historisch halb ästhetisch gehaltenen Aufsatz. Für diese kleinen instruktiven Abhandlungen wurden bekannte Musikschriftsteller gewonnen; es finden sich kleine Meisterleistungen darunter wie Alb. Schweitzers Aufsatz über Bach, Paul Bekkers Einleitung in Schuberts Schaffen, Hugo Leichtentritts Darstellung von Chopins Klavierkunst, Leopold Schmidts Einführungen zu dem Bande, der Weber und Mendelssohn enthält. Andere Aufsätze erscheinen uns minder geglückt, so der über Schumann und der über Mozart. Jener da wir die dort vertretene Auffassung eines der künstlerisch eigenartigsten, reinsten und innerlichsten Genies als eines spezifischen H a u s musikers für verfehlt halten, dieser, da ihm die Beziehung auf den Inhalt des Bandes, in dem er steht, fast völlig fehlt. Dies dürfte überhaupt das Kennzeichen einer guten Einleitung in ein Kunstschaffen sein, daß der Leser die Darstellung leicht innerlich beziehen kann auf die ihm vorliegenden Werke selbst; alles nur Andeutende, nur im Biographischen und in der Persönlichkeit-Schilderung Verharrende wird zurücktreten müssen zugunsten einer unmittelbaren W e r k darstellung, die vom allgemein Ästhetischen bis ins eigentlich Technische reichen darf. Hier ist keine geschmackvolle Ausführlichkeit zu ausführlich, wenn man an die Hilflosigkeit des Laien denkt, während die Beziehung vom Biographischen gerade zum Musikalischen selbst dem Fachmann oft dunkel bleibt. Die neuen „Klassiker“ enthalten weiterhin geschickt angelegte biographische Chroniken, welche die Aufsätze sehr glücklich ergänzen und

Digitized by Google

entlasten. Dazu kommen je ein paar Seiten Abbildungen; hier wäre wohl statt der größeren Zahl kleiner, manchmal recht ausdruckarmer und nebensächlicher Bilder eine kleinere Zahl größerer und gewählter Platten eher von bleibendem Werte gewesen. Mit Angaben von Fingersatz und andren technischen Aufklärungen ist man (außer bei Händel) sparsam gewesen, auch die Phrasierung zeigt kaum die Einflüsse der neueren Theorien über diese wichtige Seite der Notenschrift. Das Druckbild im Ganzen — ein wichtiges Element! — erscheint uns erfreulich, nicht zu überladen und auch nicht zu weitläufig. Was den, übrigens im Einzelnen ungenannten, Herausgebern manches Kopfzerbrechen verursacht haben mag, die Auswahl der Tonwerke für jeden Band, das könnte natürlich Anlaß zu längeren Auseinandersetzungen werden. Wir wollen diese vermeiden. Die Grundsätze der Auswahlen werden nicht verraten; in Wahrheit spricht hier wohl der persönliche Geschmack entscheidend mit. Wer solche Bände kauft, wird damit rechnen müssen. Der Preis von sechs Mark für den Band von über 300 Seiten erscheint nicht hoch.

Der Anfang zu einer neuen Weise der herausgeberischen Musikpflege wäre also gemacht; durch diesen Vorgang, aber, wie wir gesehen haben, auch durch seine Durchführung ist viel gewonnen. Mögen weitere Versuche und Neubildungen nicht ausbleiben! J E A

Berlioz' „Beatrice und Benedict"

Die komische Oper, von der wir in der Musikbeilage ein Stück vorführen, wurde vor einigen Wochen in Leipzig mit unerwartet großem Erfolge gegeben. Und dieser Auferstehung, so ist zu hoffen, wird nun endlich ein Theaterleben folgen wie es das entzückende und graziöse Werk des französischen Meisters verdient. Es wiedergewonnen zu haben ist das Werk zweier Musiker, die sich mit ihrer „Opern-Renaissance" schon manches Verdienst erwarben: J. Stranskys und W. Kleefelds. Sie bearbeiteten vor allem den von Berlioz nicht zu geschickt geschriebenen Text, der aus Shakesperes Posse „Viel Lärm um nichts" für die Bedürfnisse der Vertonung ohne philologische Skrupel hergestellt ist. Fern solchen Skrupeln wird man nun auch an dem Musikwerk helle Freude haben. Vor allem hätten wir gern die überaus geistreiche und prickelnd lebendige Ouvertüre unsern Lesern gezeigt; der Raum verbot dies, indessen dürfte das Stück auch wohl im Konzertsaal bald auftauchen, wo es gilt, eine belebte heitere Stimmung zu erzeugen. Seltsam genug, daß dieses Werk fünfzig Jahre ruhen mußte; nur das Vorurteil einer Generation, welche auch an diese leichte Gattung die Ansprüche höchster Kunst stellte, konnte die Werte einer so durchsichtigen, maßvollen und geschmackvollen Musik verkennen, die mit bescheidenen Mitteln und ohne kulturhistorischen oder philosophischen Ehrgeiz der Belustigung in echt künstlerischer Form dient. Sobald man sich in diese ein wenig vertieft, wird man übrigens auch die eigentliche Meisterschaft des Komponisten fühlen, der fast jeder Szene ihren innerlichsten Sinn, manchen Motiven (wie dem des betrunkenen Musikanten oder der Entdeckung der lange verborgnen Liebe) auch die stärksten Bühnenwirkungen abgewinnt und alles mit musikalischer Vollkraft gestaltet.

Der Klavierauszug* gibt neben

* Verlag der Schlesingerschen Buchhandlung, Berlin, 10 Mark.

Digitized by Google

den einzelnen „Nummern“ auch den vollständigen Text. Es lohnt sich auch für Freunde einer heiteren Hausmusik, das Werk im Schrank bereit zu haben, das so viel fröhlichen Gehalt birgt. F. G.

Haydns „Schöpfung“ mit Lichtbildern

ließ man uns in Karlsruhe vor einiger Zeit sehen und zwar mit ernsten und guten Absichten, ohne daß Sensationslust und Geldgier eine Rolle gespielt hätten. Ein junger Geologe kam auf den Gedanken, die Ergebnisse der Erdforschung zusammen mit Haydns Tonwerk den Zuschauern und Zuhörern darzubieten, um damit einen recht hohen Genuß zu erzielen. Überdies wurden erläuternde Worte gesprochen. Sollte nun dabei die Musik die Wirkung der Bilder unterstützen und die Riesengröße der irdischen Entwicklungsepochen verständlicher machen oder sollten die Bilder mit den Darstellungen der Erdgeschichte den musikalischen Genuß erhöhen durch sinnfällige — sagen wir einmal: Verdeutlichung? Sollte die Wissenschaft der Kunst oder die Kunst der Wissenschaft dienen? Keins von beiden konnte gelingen!

Der Erfinder dieser ungeheuerlichen Verbindung hat nicht empfunden, welche Vergewaltigung er beging, als er diese beiden verschiedenen Kräfte zusammenspannte. Einerseits die Wissenschaft, die es mit der Wirklichkeit in der Natur zu tun hat, anderseits die Kunst, die über die Natur hinausgehen muß. Die Musik zudem bedarf nicht einmal dieser Anlehnung an die Natur, sie ist gewissermaßen „schlechthin“ vorhanden; sie ist keine nachahmende Kunst, sie hat eine Welt für sich. Wer sie zu Naturbildern in Beziehung setzt, begeht einen Gewaltakt; ihre Wirkung kann nie mit Wirklichkeitseindrücken in eins verschmelzen.

In Wahrheit wünscht der geologisch Interessierte keinen musikalischen Genuß, der Musikalische (im hohen Sinne des Wortes) keinen „Bilderkommentar“! Der unmusikalischen Mehrzahl freilich kommt es nicht so genau darauf an; die kann neben dem Hören auch noch Lichtbilder betrachten; sie wird sogar ganz harmlos sagen, daß ihr diese Illustration sehr zum „Verständnis“ des Musikwerkes beigetragen habe. Es gibt eben immer Viele, die sich mit Vorliebe Freunde der Kunst nennen; die Kunst selbst aber kennt doch nur wenige, die meisten verleugnet sie.

Vom Standpunkt der „Kunsterziehung“ aus, wie für die Ausbreitung echten wissenschaftlichen Denkens und Anschauens ist diese neueste künstlerische Verirrung, die äußerlich die Züge des Sensationsproduktes aufweist, durchaus zu verurteilen. Wem es um Kunst und Wissenschaft ernst ist, der wird ein solches sodomisches Schauspiel bald von selbst meiden lernen.

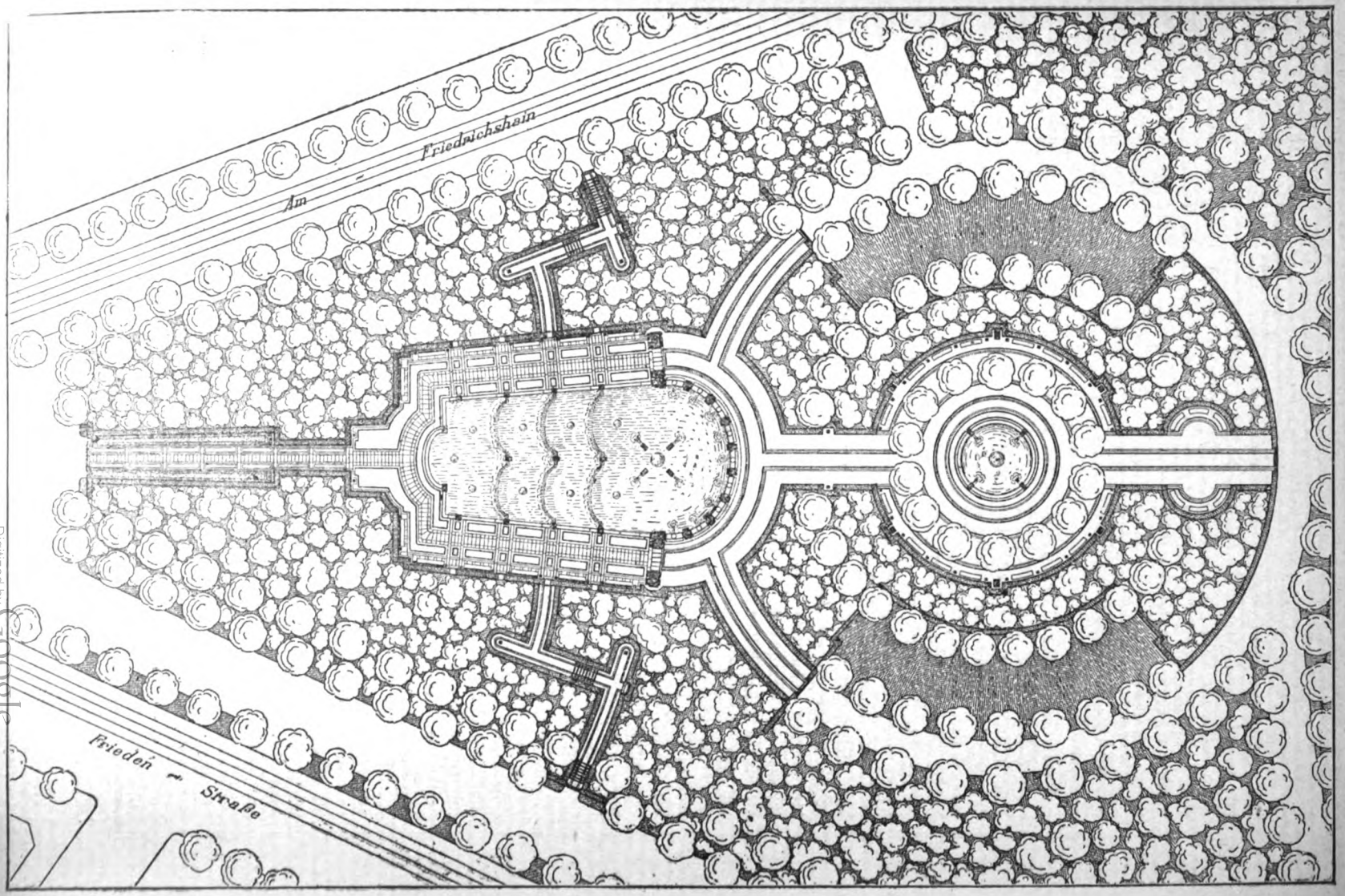
Robert Volz

Vom Berliner Märchenbrunnen

zeigen wir den Lesern hier beim Rundschautexte den Anlageplan und hinten bei den Beilagen eine ganze Anzahl Bilder. Lange hat's gedauert, bis er „wurde“, und ohne Klemmnisse und daraus folgende Beschädigungen kam er nicht an den Friedrichshain, aber von all dem dürfen wir nun nach dem „Ende gut, alles gut“ schweigen. Ende gut? Wir dächten ja, wenn auch nicht alle Märchenbrunnenträume reiften.

Was die Architektur betrifft — ich glaube, wenn sie Hoffmann ganz unabhängig hätte entwerfen und bauen können, so wäre

Digitized by Google



ZU DEM AUFSATZE: VOM BERLINER MÄRCHENBRUNNEN

ANLAGEPLAN

Digitized by Google

sie anders geworden. Ein Märchenschloß, in dem alt und jung auch ein wenig hätte herumsteigen können, in stattlicher Terrasse sich aufbauend und schon bis zum Königstor nach Berlin hineinlockend: „steigt mal heraus aus eurem Lärm und Dunst“, in seinen Formen mehr derb, „zyklopisch“, „trollisch“, zu deutsch: riesen- und auch zwergmäßig. So ist es ein wenig, als wären all die Märchengestalten zu einer Kindergesellschaft bei Königs oder doch bei Oberbürgermeisters zu Gast, die ihnen herablassend erlaubten, bis ganz in die Nähe zu kommen, aber immerhin mit Abstand. Wie dem sei, auch die Kindergemüter sind ja verschieden, und manche werden gerade von dieser „distinguierten“ Architektur ehrfurchtsam angeschauert werden, deren geschmackvolle Vornehmheit auch der Erwachsene unangespöttelt lassen muß. Schade nur, daß die Esel, Löwen, Wölfe usw. oben darauf jetzt mehr als fürs Kind für die Katz sind. Denn so, wie auf unserer Abbildung sieht man sie in Wirklichkeit mit freiem Auge nicht.

Von den Figuren sind keine schlecht, bei weitem die besten aber sind die von Taschner. Sie sind nicht nur gut, und nicht nur, berlinisch zu sprechen, „tadellos“, ich glaube: sie sind in ihrer Art klassisch. Bildnerisch so, daß keines Hildebrandes Strenge an ihnen mit Grund nörgeln könnte, Steinbildnerei vom sichersten Stilgefühl. Was das Seelische anbelangt, so bedeuten aber diese Taschnerschen Märchen-Kinder und Tiere wohl das Allerschönste des besten Münchnertums, als wäre eine kleine Volksschule von Kunstkindern hierher geschwärmt, wie man sie in München selbst so gut nur in ganz vereinzelten „Stücken“ findet. Die Sachen sind nicht nur von größter Liebenswürdigkeit, sie sind vor allem von einer so echten Naivität, daß sie nach all der falschen und gemachten auf viele wie Offenbarungen wirken werden. Nichts von Schwabing an Geist, alles gottbegnadete herzliche Kindertümlichkeit. Und was besonders entzückt: solche mit dem leisen Lächeln. Von Kokettieren mit dem Beschauer gar keine Spur. Aber auch keine starke Bewegung (dazu ist Taschner ja auch zu sehr Steinplastiker), kein Fratzenschneiden, kein Übertreiben, überall ein Dämpfen. Doch bis ins Allerkleinste hinein ein holdes, märchenmäßiges Leben, so daß selbst der reiche Humor nur als Wärme in Erscheinung tritt.

So sehr man sich dieser Taschnerschen Gebilde schon jetzt freut, ich glaube, einst wird man in ihnen noch viel mehr sehen: mehr als manche sich reckenhaft reckenden Recken und steinmäßig versteinerten Steingewaltigkeiten werden diese anspruchslosen Kinder und Tiere als Meisterskulpturen der heutigen Zeit erscheinen. Wieviel davon hat dieser eine große Auftrag gezeitigt! Und wie manches noch könnte helfen, unsere Plätze und Straßen erfreulicher zu machen. Aber wir gießen und meißeln weiter und weiter vorschriftsmäßige Herren in Uniform. Als wenn es nicht, falls wer gefeiert werden soll, hundert Möglichkeiten gäbe, durch ein Relief und sonstwie volkstümlich erfreuliche Gebilde einem Denkmalwürdigen zu widmen, der sich ganz gewiß daran selber mehr freuen würde, als an seinem „Abguß“ als Stein- oder Bronzemann. Berlin hat mit dem Märchenbrunnen ein Stück Heimatschönheit und zugleich ein Stück Deutschtum bekommen, die wirken werden, weil sie Kunst, das heißt: weil sie nicht bloß Dekoration, sondern Leben sind. A

Digitized by Google

Ausstellung für Holzbildkunst

Diese Ausstellung, die von einem „Komitee zur Förderung der Holzbildkunst“ im Berliner Künstlerhaus veranstaltet wird, führt zunächst einen falschen Namen. Es handelt sich nicht, wie der Titel vermuten lassen muß, um Originalarbeiten der Holzbildkunst, sondern nur um Kopien. Das heißt, nicht etwa um Kopien nach Holzplastiken, sondern, mit ein paar Zufallsausnahmen, um Holzkopien nach Marmor-, Bronze-, Gips- und Wachsarbeiten. Sagen wir: es handelt sich um Imitationen.

Mit dieser Richtigstellung ist zugleich das Urteil über die Ausstellung gesprochen. Sie ist, gelinde ausgedrückt, ein einziges Mißverständnis.

Der Idee einer wirklichen Förderung der Holzbildkunst wird jeder Kunstfreund durchaus sympathisch gegenüberstehn, aber eine Förderung des Holzverbrauchs zu pseudokünstlerischen Zwecken sollte doch nicht von all den Namen unterstützt werden, die sich hier im Ehrenausschuß zusammengefunden haben.

Die Holzbildkunst wieder zu fördern ist löblich und geradezu notwendig. Es ist bedauerlich, wie wenige Künstler sich des Holzes, das doch eigentlich für uns das heimische Material ist, bedienen, und wie wenig Teilnahme das Publikum dieser Kunst entgegenbringt, die doch einst gerade bei uns in so hoher Blüte und allgemeiner Schätzung gestanden. Aber es wäre noch viel bedauerlicher, wenn die Künstler in Holz zu schaffen unternähmen, ohne die spezifischen Stilbedingungen zu fühlen, die dieses Material und die natürliche Technik seiner Behandlung in sich schließt und von anderen unterscheidet, und wenn das Publikum mit der Teilnahme für die Holzbildkunst nicht auch zugleich das Verständnis für die notwendige Eigenart ihrer Formensprache erlangte. Und so ist vielleicht eine Förderung des Verständnisses für Holzplastik das zunächst Notwendige.

Eine Ausstellung könnte sehr wohl in dieser Richtung wirken. Aber es müßte eben eine Ausstellung wirklich charakteristischer Holzplastiker sein. Eine solche, die Barlach, Kruse, Höffler, Barwig, Hötger und Taschner, Penz, Zeiler und andre umfaßte, würde erstens zeigen, daß auch in diesem Material der ganze Umkreis künstlerischer Gedanken zu gestalten ist, das Monumental-Symbolische wie das Realistische, das Dekorativ-Ornamentale wie das Genrehafte, und zweitens, daß dieses höchst eigenartige Material allen den mannigfachen Ausdrucksformen doch wieder einen ganz besonderen einheitlichen Stilcharakter vorschreibt, wie er eben im Holz begründet ist. Die Künstler, die vom Modellieren des Tons und vom Bosseln des Marmors sich zum Schneiden des Holzes wenden, würden verstehen lernen, daß mit der neuen Technik der Hand auch der gedankliche Formenwille sich zu ändern hat. Und auch die bloß ausführenden Kunsthandwerker und Kopisten würden vielleicht begreifen, daß man nur solche Werke in Holz kopieren darf, die auch in Holz gedacht waren, und daß nicht nur für die entwerfenden Künstler, sondern auch für die ausführenden Handwerker die handwerkliche Sachlichkeit wichtiger ist als die pseudokünstlerische Fingerfertigkeit im Imitieren. Erich Vogeler

Die Leipziger Baufachausstellung 2

Die Hängekommission hat unter hundert kollegialen Windungen und Reibungen ihre Arbeit voll-

Digitized by Google

endet: die Rahmen glänzen in sauberen Reihen, der feingestimmte Ton der Wand ist Gott sei Dank durch die Bilder nicht allzu schwer gestört. Auch die Fußbodenmatte fällt aus dem vornehmen Gesamtbild nicht heraus — jetzt mag das Publikum kommen. Da strömt es schon durch das Pfeilerportal herein und das Kaleidoskop der modernen Kunst, dessen bunte Steinchen von tausend mühvoll strebenden Händen in heimlicher Not geschliffen wurden, beginnt sich sacht zu drehen ....

Ja, die Maler und Bildhauer haben's gut. Über ihren Werken dehnt sich ein schützendes Dach, wenn sie alljährlich in München oder Berlin ihre Generalversammlung halten, und Aug in Auge steht der Gast vor dem jüngsten Geschöpf der bildenden Hand. Wie findet der Architekt auf der Ausstellung den Weg zu seiner Gemeinde? Die Gegenwart des lebendig sprechenden Eindrucks ist ihm versagt. Er darf wohl das zeigen, was werden soll, die Pläne und Zeichnungen, die dem fertigen Werk vorangehen, er kann auch das Geschaffene selbst abkonterfeien und dem Besucher sagen: sieh, so fügt sich Wand und Dach zusammen, so wächst das Haus aus dem Boden heraus, so ragt es stolz an der Straße auf oder lehnt sich lustig an die Halde an. Aber was er bietet, sind nur Schatten des Daseins, Surrogate, die der Mehrzahl ungut schmecken und deren Dürftigkeit gerade den Wissenden doppelt peinlich ist. Das Publikum einer Architekturschau wird sich weniger um das kehren, was an Bildern von Bauwerken vor ihm ausgeschüttet wird, als um das, was als das Werk des Baumeisters in natürlicher Größe und organisch gewachsener Form seinen Weg begleitet. Der Konflikt liegt auf der Hand: das Kunstwerk selbst, in der matten Spiegelung seines Daseins nur mühsam atmend, verschwindet hinter dem mächtigen Rahmen, das Bleibende verblaßt, das Vergängliche triumphiert.

Aus dieser inneren Not des Unternehmens die richtige Lehre zu ziehen, scheint man in Leipzig in der drängenden Fülle der Geschäfte, die das Programm und seine Inszenierung heraufbeschwor, ziemlich vergessen zu haben. Die Lehre: daß es vor allem darauf ankommen müsse, das *architektonische Gesamtbild* so zu gestalten, daß schon *in ihm* die wirkenden Kräfte der Zeit würdig und mit innerer Selbständigkeit verkörpert werden. Das ist kaum zur Hälfte gelungen. Schon in dem Grundplan ist zu sehen, wie der gute Wille von den Mächten der Realität im Stich gelassen wird. Der Gedanke, die Hauptachse dem Zug der geplanten Prachtstraße des 18. Oktober anzuschließen, hat etwas Verlockendes. Denn diese Straße hat als grandiosen Zielpunkt das Völkerschlachtdenkmal, und die Überführung über den Geländeeinschnitt der Bahn gab Gelegenheit zu einer monumentalen Brückenanlage. Leider hat man aber diese prächtige Hauptstraße durch allerhand Gartenanlagen, die viel zu zart und lyrisch sind, klein gemacht, und schließlich vor die breit gezogene und in Terrassen ganz geschickt sich steigernde Brückentreppe einen Musikpavillon gesetzt, der den freien Blick hemmt. Da die wichtigste Verkehrsstraße von der Stadt her indes nicht am Eingang dieses Mitteltraktes mündet, sondern an der Schmalseite des Geländes vorbeigeht, wurde dort ein zweiter Eingang geschaffen; und auf der von ihm ausgehenden Querstraße wickelt sich demnach der Hauptverkehr innerhalb der Ausstellung ab, der damit das Denk-

Digitized by Google

mal, den gewollten Clou des ganzen Gebietes, im eigentlichen Sinne links liegen läßt. An seiner Stelle tritt, der einzige Massivbau in dieser Stadt aus Holz und Putz, die Betonhalle von Wilhelm Kreis dem Besucher als eigentlicher Richtungs- und Höhepunkt innerhalb der Planung entgegen. Aber die Wirkung dieser riesigen Kuppelhalle mit der Säulenfront verwischt sich bald; denn statt das Material der Zukunft in neue Form zu gießen, hat sich der Künstler damit begnügt, ein architektonisches Thema von klassischer Reife etwas — anders zu instrumentieren, ohne seiner Majestät und Schönheit damit eine würdige Auferstehung zu bereiten. Wo aber ein Meister wie der Schöpfer der Bismarcksäulen versagt, da will es auch den dis minorum gentium nicht glücken. Unter ihren Arbeiten, von denen die große Halle für Raumkunst und Baustoffe, der „Industriepalast", mit seinen 30 000 Quadratmetern Grundfläche rein technisch immerhin eine beträchtliche Leistung darstellt, findet man viel Tüchtiges und Anerkennenswertes. Aber abgesehen davon, daß die Biedermeierlichkeit der Torbauten sich in den gesteigerten Dimensionen recht unglücklich dehnt und bläht: es fehlt die Energie des Willens zur knappen und doch festlich-heitern Form, es fehlt der fortreißende Zug eines klaren und persönlichen Baugedankens. Man wird sich vor dem Hause der Stadt Dresden des feinen Geschmackes und der anmutigen Gliederung des Baues freuen, wird auch das Haus Österreichs in seiner anständigen Anspruchslosigkeit gern sehen. Aber nur ein einziger Bau schüttelt die Ketten der Tradition mit voller Entschiedenheit ab: Das Monument des Eisens, die Halle des Deutschen Stahlwerkverbandes, die von Bruno Taut und Franz Hoffmann in Berlin errichtet worden ist. Diese straffe Stufenpyramide aus Eisenschienen und Glas mit der machtvollen Goldkugel als Krönung hat ihren eignen Rhythmus, ihre eigne Ästhetik, hat ihre eigne künstlerische Seele. Der Eisenbeton ist uns in Leipzig die Antwort auf die Frage nach dem Raumstil der Zukunft schuldig geblieben, dies Eisengerüst in der kühlen Größe seiner konstruktiven Wahrheit findet mühelos die knappe Formel für das, was aus dem Meer von Kunststein und Steinkunst sich nur in stammelnden Akzenten losringt.

Es braucht kaum betont zu werden, daß in einer Vorführung mit so weit gesteckten Grenzen, wie es die Leipziger Ausstellung ist, die für den Fachmann wichtigen Kapitel der Materialkunde, der Technik, der Bauökonomie, des Arbeiterschutzes in ausreichender Weise dargestellt worden sind. Wir schauen tief in das Werden des Betons hinein, wir gewinnen einen Überblick über seine Anwendungsmöglichkeiten, wir sehen, wie Städte wachsen und sich wandeln, wie Staaten und Gemeinden dafür sorgen, daß das jährliche Mehr des Volkes nicht nur sicher, sondern auch gesund und tätig frei wohnen darf. Wir können den dünnen Geleisen nachgehen, die vom Bauen zur Körperpflege, zur Gesundheitslehre, zum Sport und zum Jugendschutz führen, wir sehen die Wissenschaft und die Literatur des Bauwesens in ihrer erstaunlichen Regsamkeit und Arbeitsfrische und vieles mehr. Mit unendlichem Fleiß ist das Material zusammengetragen, und wer Zeit und gesunde Beine und Augen hat, wird das Seine finden, nicht aufs erste Mal, denn der Weg ist sehr verwickelt, aber aufs übernächste. Nur leider: der Baukünstler als solcher muß mit leeren Taschen davongehen. Denn

Digitized by Google

in der Halle der „deutschen Baukunst des 20. Jahrhunderts“ ist mäßiges Altes und Neues so wahllos durcheinandergeschüttelt, daß man meinen könnte, es sei nur eben das auf ein allgemeines Rundschreiben hin Zusammengelaufene in aller Hast an die Wände verteilt worden. Ein paar Jahrgänge einer guten Architekturzeitschrift aus den letzten Jahren zeigen weit klarer, was geschaffen ist, als diese Wirrnis von Plänen, Modellen und Aufnahmen. Weit besser steht es um den Städtebau. Eine außerordentlich geschickte Veranschaulichungstechnik ermöglicht hier auch dem Laien einen völlig ausreichenden Einblick in die Bedeutung der Probleme dieser Neukunst des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Gartenstadt Marienbrunn kann sich wohl sehen lassen, und auch die landwirtschaftliche Baugruppe bietet viel Gutes und Brauchbares. Daß die „Alte Stadt“, diese höchst charakteristische Konzession an die heimliche Romantik des Philisters, mit Geschick gemacht ist, daß die Anlage des Vergnügungsviertels soweit dabei wirkliche Architektur angespannt ist, sich von den ärgsten Geschmacklosigkeiten fernhält, sei aus Gründen der kritischen Gerechtigkeit schließlich noch angemerkt.

Wer nicht wüßte, daß unsere Zeit aus der Herrschaft über die Gewalten der Technik, die noch allenthalben ihre Grenzpfähle im Reich der unbegrenzten Möglichkeit weiter hinausrückt, schon die Kraft gewonnen hat, sich in Stein und Eisen die selbstersonnene Form für ihren Inhalt zu bauen: die Ausstellung in Leipzig würde ihn kaum davon überzeugen können. Darum wird sie in der Geschichte der Kunst, der sie zu dienen bestimmt ist, nicht Berg noch Tal bedeuten, sondern wohl nur eine leichte Erhebung, die man gern ersteigt, um von ihr aus den Blick frei zu bekommen auf Gebirgszüge, hinter denen das Land einer künstlerisch freien und lebendigen Zukunft lockt. Erich Haenel

Zu dem Aufsatze „Warenhausstil und Wohnhausstil“

schreibt uns Paul Klopfer:

„Seitdem Michelangelo die große Ordnung, die durch mehrere Geschosse in einem Bau geht, uns gegeben hat, seitdem eine so gewaltig-schöpferische Stilperiode wie das Barock, vorbildlich in der malerischen Auffassung der Architektur, gerade die vertikale Tendenz, die die Säule, die Pilaster und die Lisene uns geben, gepflegt hat, sind die Baukünstler bis in die Moderne sich bewußt gewesen, welch feines Mittel zum lebhaften Einfluß auf die Hauswand ihnen da zu Gebote steht. Keiner wird daran gedacht haben, daß dadurch der Eindruck geweckt werden könnte, der Bewohner hinge in der Luft, da die Stockwerkbänder fehlen, ebensowenig, wie ihm etwa auffallen würde, daß die Vertikalteilungen im Hause durch die Scheidewände, die die Zimmer voneinander trennen, nach außen nicht zum Ausdruck gebracht wurden.

Vertikal- und Horizontalteilung waren nur mehr ästhetische Hilfsmittel, die Fassade (in der Landschaft bei freistehendem — in der Straße bei eingebautem Haus) zu beeinflussen.

Natürlich soll sich's beim Wohnhaus, das ich zum großen Teil den Nutzbauten zuzähle, in allererster Linie um praktisch wirtschaftliche Fragen handeln — unsere Biedermeierzeit hat sich vielfach mit ganz glatten Wänden begnügt — aber befolgt nicht auch sie, die in der Einfachheit des Wohnhausbauens einzig da-

Digitized by Google

steht, ein ästhetisch »unwirtschaftliches« Prinzip, indem sie Symmetrie und Rhythmus besonders in der Fensterteilung geradezu engherzig befolgt?

Die Freiheit muß dem Architekten bleiben: bei aller inneren Berechtigung für die Verwendung der Vertikallinie beim Warenhaus soll ihm der Vorwurf erspart sein, daß er einem »Stil« (welchem Stil?) zuliebe vertikale Linien vorzöge (man vergleiche damit Peter Behrens' famoses Darmstädter Haus!) — bei einem andern Haus wird er — nicht dem Stil, sondern seinem ästhetischen Gewissen zuliebe vielleicht die Horizontale bevorzugen — besonders wohl beim freistehenden Komplex."

Wir geben einem so sachverständigen Architekten wie Prof. Klopfer natürlich mit Vergnügen das Wort, damit auch die altera pars zum Worte komme, meinen aber, so war's auch von Woas nicht gemeint, als wenn nur entweder die eine oder die andere Anschauung in allen Fällen zur Geltung kommen müsse.

Ein modernes Museum für München

In München steht man schon seit geraumer Zeit vor der Frage einer Erweiterung der staatlichen Kunstbauten. Gerade in letzter Zeit sind wieder allerhand Vorschläge öffentlich erörtert worden, die im wesentlichen die Platzfrage betreffen. Wichtiger als sie erscheint mir das Problem einer Gestaltung des modernen Museums selber. Die Gelegenheit ist für München ungewöhnlich günstig, einen neuen Museumstypus, der in Anfängen bereits da und dort vorhanden ist, von Staats wegen zu erhalten.

Fassen wir kurz die Gründe für die geplante bauliche Erweiterung zusammen. Seit dem Jahre 1907 können die neuen Erwerbungen des Staates an Bildern und Plastiken nicht mehr öffentlich untergebracht werden, weil es in der Neuen Pinakothek wie der Glyptothek an Platz fehlt. Die wertvolle Tschudi-Stiftung mit annähernd fünfzig Werken steckt gleichfalls im Depot. Eine Erweiterung der beiden genannten Sammlungen ist durch das Besitzrecht der Krone an Grund und Baulichkeiten erschwert. Also will man die „moderne Galerie" entweder, wie Tschudi vorhatte, an die Alte Pinakothek anbauen; oder sie auf dem Gelände der Türkenkaserne, also unmittelbar neben den Pinakotheken errichten; oder aber sie zum Neuen Nationalmuseum und zur Schackgalerie hin verlegen.

Bei all diesen Projekten geht man stillschweigend von der Voraussetzung aus, daß die Bilder eine Bildersammlung, und die Plastiken ebenfalls eine Spezialabteilung füllen sollen. Der Gedanke, daß beide Künste räumlich zu vereinigen seien, ist bisher noch nicht aufgetaucht. Und doch ist er nicht unwichtig für die bauliche Gestaltung des Ganzen. Er gewinnt an Gewicht, wenn wir uns erinnern, daß München, die wichtigste Produktionsstätte des deutschen Kunstgewerbes, kein eigentliches Kunstgewerbemuseum besitzt. Denn das bayrische Nationalmuseum berücksichtigt das 19. Jahrhundert nur bis zum Jahre 1830 etwa. Eine private Organisation, der Münchner „Bund" für angewandte Kunst, hat jetzt eine Beispielsammlung mustergültiger moderner Arbeiten eingerichtet, die aber vorläufig nur den Interessenten und nicht der Allgemeinheit geöffnet werden kann. Denn es fehlen die Räume dazu, es fehlt auch an Geld zum systematischen Ausbau.

Digitized by Google

Liegt es da nun nicht sehr nahe, für diese verschiedenen Museumsbedürfnisse eine zentrale Anlage zu schaffen, die die moderne Kunst und das neuere Kunstgewerbe zum ersten Male als die einheitliche Kulturerscheinung zu zeigen hätte, die sie sind?

Mein Vorschlag bewegt sich genau in der gleichen Richtung wie derjenige, durch den ich vor vier Jahren die kunstgewerbliche Durchbildung als obligatorische Vorschule für das akademische Kunststudium empfahl. Ist schon die Trennung der Künste untereinander unheilvoll genug, so ist es die künstliche Absonderung des Kunstgewerbes von ihnen noch mehr. Und daß wir der künstlichen Vereinzelung der Künste, wie sie uns erst das neunzehnte Jahrhundert beschert hat, müde sind, ist eine Tatsache, die selbst Museumsspezialisten kaum bestreiten werden. Wir sind museumsmüde, viel mehr, als unsre allgemeine Bildungsheuchelei uns zu bekennen erlaubt. Dabei wächst das Material, das numerierte und klassifizierte Studien- und Anschauungsmaterial unsrer wissenschaftlichen Sammlungen ins Unübersehbare. Wenn die mühsam verhaltene Müdigkeit nicht allgemach in offene Gleichgültigkeit übergehen soll, so werden wir trachten müssen, auch für das moderne Museum eine Lebensform zu finden, die die lebendige Teilnahme weckt und nährt.

Wenn also jetzt beispielsweise der bayrische Staat in München anstatt einer „Modernen Galerie" ein Kunsthaus errichtete, das die museologisch getrennten Pfade des Nationalmuseums, der Pinakotheken und der Glyptothek vereinigte und, meinetwegen von der letzten Hälfte des letzten Jahrhunderts ab, geschlossene Schaubilder aus den bisher ängstlich geschiedenen Dokumenten unsrer künstlerischen Kultur darböte — wäre das nicht ein Museumstyp, der viel anregender und weit weniger „fossil" wirken könnte als eine feierlich langweilige Wiederholung vorhandener Kunstspeicher?

Im Kaiser-Friedrich-Museum hat Bode für einige Renaissance-Kabinette eine solche Verbindung der Kunstwerke versucht und dabei jede kleinliche Nachahmung irgendeines bestimmten Zeitmilieus klug vermieden. Ich kann mir denken, daß für die neuere Zeit, soweit sie selbstschöpferisch erkennbar ist, ähnliches in freierem Wechsel auszugestalten wäre. Daß zum Beispiel in einem Saal für Marées oder Böcklin auch Hildebrand oder Klinger mit ihren Plastiken Raum hätten, und daß man Entwürfe von Morris und Crane, französische Bronzen, Kopenhagener Porzellan, und deutsche Handwerkskunst neuen Stiles getrost mit freien Kunstwerken räumlich kombinieren könnte, um in der Mannigfaltigkeit, und trotz ihrer, die einheitliche (oder gegensätzliche) Kunstgesinnung einer Zeit zu kennzeichnen, die nicht gerade hundert Jahre alt zu sein braucht, um für diese Museumsformen historisch durchgereift zu sein.

Denn: alle diese Zusammenstellungen von verwandten Stilen und Künstler-Persönlichkeiten, von ähnlichen Kunstzielen, ganzen Kunstschulen (der Dachauer, Worpsweder), von veredeltem Hausrat, charakteristischen Materialien und Techniken (moderne chemische Holzbehandlung, Kurbelstickerei usw.), sie alle sollten und dürften ja nicht dastehen „festgemauert in der Erden", sondern beweglich und veränderlich. So sehr die alten, historisch abgeklärten Sammlungen die Tendenz verfolgen müssen, zu bleiben, was sie sind, und sich auszu-

Digitized by Google

wachsen, je nach der Besonderheit ihres Inhaltes, so sehr müßte umgekehrt das Museum der Gegenwart bestrebt sein, sich innerlich zu wandeln, zu mausern sozusagen. Es wäre eine Art Kunstfilter — was im Laufe von jeweils fünfzig Jahren in seinen Maschen hängen bliebe, würde seinen dokumentarischen Wert immerhin erwiesen haben und könnte dann erst irgendeiner endgültigen Museumsstätte übergeben werden. Was aber durchfiele, nun, das gehörte eben zu den bezahlten Irrtümern, an denen es ja auch die Museen in ihrer gegenwärtigen spezialistischen Verfassung nicht fehlen lassen.

Daß es der heutigen Bautechnik möglich ist, ein solches Museum mit verstellbaren Wänden und allerlei beweglichen Gelenken herzustellen, unterliegt keinem Zweifel. Es würde gar nichts ausmachen, wenn dieser Bau allen monumentalen Fassaden-Ehrgeiz beiseite ließe und nur Zweckbau wäre im Arbeitsgewand, das seiner regen Tagesarbeit gemäß ist. Die Museumsbeamten freilich ständen plötzlich vor der — vielen von ihnen noch schier unfaßlichen Aufgabe, anstatt der Elfenbeinschnitzerei des Mittelalters, des italienischen Kupferstichs im Sezento oder der spanischen Barockmalerei die Kunstentwickelung der letzten hundert Jahre im Querschnitt betrachten und bewerten zu sollen. Gewiß keine Kleinigkeit, wenn man die Ausdehnung des Beobachtungsfeldes bedenkt. Aber eine Aufgabe von schöpferischer Bedeutung. Insofern als nun recht aus den Lebensfluten „geschöpft“ und sichtbar gemacht werden könnte, was hier der Geist der Zeiten und Völker zu unvergänglichen Formen, zu dauernden Wahrzeichen seiner selbst und des menschlichen Kunsttriebes im besonderen verdichtete. Eugen Kalkschmidt

Halbasien im Garten

Die Frühlingsblütenpracht, die nun wieder an uns vorübergezogen ist, hat eine von Jahr zu Jahr zunehmende Wandlung gezeigt: die Asiatisierung des deutschen Frühlings. Unsere Gartenkunst wird seit Jahren mehr und mehr asiatisch: Kleine Tische mit Holzbänkchen, Miniaturfelsen mit winzigen Nadelholzgruppen suchen mitten in einer niedersächsischen Landschaft ein Stückchen Japan vorzutäuschen, und der Frühling fügt die japanische Blütenpracht hinzu.

Der zarte Flor der Azaleen und die farbenglühenden Massen des Rhododendrons sind schön, sicherlich. Aber wie „nichts häßlich ist, sofern es nur am rechten Platze steht“, so ist das Schöne nicht mehr schön am unrechten Platze. Mögen die Gärtner großstädtischer Anlagen oder herrschaftlicher Gärten ihren Ehrgeiz darein setzen, Beete und Buketts der schönen fremden Blumen in größter Vollkommenheit zu schaffen: auf sammetnem Rasen, auf dem Hintergrunde dunkler Laubmassen wirken sie da und dort zauberisch schön; aber daß jeder meterbreite Streifen vor einem Miethause, jedes Bauerngärtchen, jede ländliche Wirtschaft mit Rhododendren aufwarten muß, ob auch sonst keine Blume gedeiht, das ist eine Stillosigkeit, die nur kritiklosem Großtun entspringt, der Sucht, etwas „Vornehmes“ und Kostspieliges zu haben, etwas, das Mode ist. Ästhetisch bieten unsere „gewöhnlichen“ Sträucher mit ihren alten dichterischen Namen in einer einfachen oder ländlichen Umgebung viel mehr als die schönen, aber nicht mit unsrer Kindheit, unsrer Geschichte verwachsenen und deshalb für uns seelenlosen Fremdlinge, die kein Volkslied nennt, kein Thoma malt. Die „asiatische Note“, sehr

Digitized by Google

reizvoll an sich, darf uns den Dreiklang von Flieder, Goldregen und Schneeball nicht verdrängen. Auch aus Schönheitsgründen nicht.

Der Fiskus und die Gemeinden geben leider nicht das beste Vorbild. Da soll z. B. in einer großen Stadt die freigelegte Außenwand einer Brauerei mit Grün verdeckt werden. Jenseits der Straße zeigen Fliederbüsche, die sich liebevoll an ein paar baufällige Häuschen schmiegen, anschaulich, wie Häßliches mit Schönem zugedeckt werden kann, aber einem städtischen Obergärtner ist Flieder zu gemein, er setzt kleine Rhododendren vor die rote Backsteinwand, die sie niemals verdecken werden. Auf dem Rasen verstreut er Zwergkoniferen und Tuffsteine, denn so will es die asiatische Mode. Auch inmitten eines asphaltierten Platzes wirkt ein Rhododendrenbeet nur roh; grüne Sträucher und ein paar schattengebende Bäume sind dem Auge in einem Meer von Steinen und Asphalt viel wohltuender als ein Farbenrausch von Rot, Gelb und Violett — und sie sind viel billiger.

Man hat im Kunstwart angeregt, die Bahndämme mit Sträuchern zu bepflanzen. Gut, daß die Natur selber für eine gute Bepflanzung sorgt, wo man sie gewähren läßt, und daß beispielsweise der schönste deutsche Strauch, der Hollunder, auch genügsam und widerstandsfähig ist wie im Süden der Ölbaum. Sieht man ihn noch recht auf seine Schönheit an? Wie er mit seinen schaumigen Dolden sich an die Dächer schmiegt, über Mauern quillt, häßliche Winkel mit großzügiger Schönheit füllt? Oder beachtet man ihn nur noch in den „Meistersingern“ und im „Käthchen von Heilbronn“? Am meisten bange darf uns um unsre herrlichen alten Rosenbüsche, insbesondere um die weiß oder rot blühenden Kletterrosen sein, die auch im Laube so mannigfach farbenschön sind. In manchen Städten sind sie kaum noch zu bekommen, es ist höchste Zeit, daß man sie wieder mit Bewußtsein pflegt, sie, die so unvergleichlich edler in Form und Farbe sind als die japanischen Arten, die sie verdrängt haben. v. B.

Gasthäuser für Wanderer

Das Wandern hat bei uns, gottlob, wieder eine gewaltige Ausdehnung erreicht. Es wäre daher an der Zeit, daß die Wanderer daran dächten, ihren Bedürfnissen im Gasthauswesen Geltung zu verschaffen. Heute ist es noch so, daß ein Wanderer mit Reinlichkeitsansprüchen in der Regel in Häusern von zweifelhafter Sauberkeit Einkehr halten muß, wenn er nicht den Klimbim großer Luxushotels mitmachen will. Wir brauchen einwandfreie einfache Herbergen. Wie die beschaffen sein müßten? Als Häuser, deren Reinlichkeit in allen Teilen leicht festzustellen wäre. Am zweckmäßigsten wären wohl Betonbauten oder doch Häuser mit Betondecken. Die Zimmer müßten große Fenster haben, um möglichst viel Licht und Luft hereinzulassen, aber gut zu verdunkelnde Fenster. Die Fußböden wären mit Linoleum zu belegen, die Wände hell zu streichen. Keine Tapeten, Bilder, Decken und Teppiche. Selbst ein Bettvorleger wäre zu entbehren. Die Einrichtungsgegenstände könnten auf das Äußerste beschränkt werden: ein gutes großes Bett, am besten mit eiserner Bettstelle, wenn irgend möglich feste Waschbecken mit Wasserleitung und Ablauf, ein paar Stühle, jedoch ohne Polster und reichlich Garderobehaken. Keine Schränke. Alles billige „Gemütlichmachen“ müßte in den Einzelzim-

Digitized by Google

mern verpönt, in den Räumen aber, die der allgemeinen Benutzung dienen, müßte auf Behaglichkeit gehalten sein. Ein solches Gasthaus käme den Wünschen der Wanderer entgegen, und seine Bewirtschaftung wäre viel leichter als die so vieler heutiger Hotels, die mit zweifelhaften Mitteln „Komfort" vortäuschen wollen. G. Brandes

Wir bringen diesen kleinen Beitrag, damit das Thema auf der Tagesordnung bleibe. Ausführlich behandelt ist es ja von Häfker im Kunstwart (XXIII, 18).

Vom Hosenträger „Wahrheit"

wird nach dem Leipziger Turnfest (auf das wir wegen seiner diesmal ganz besondern Bedeutung natürlich zurückkommen) von der Pleiße bis zum Belt gesungen werden. „5000 Mark als Gabe für die deutsche Turnerschaft" steht nämlich über einem schönen Prospekt und dann sofort die Frage: „wer ist der edle Spender?" Der Leipziger Turngenosse Rohr ist's! Wirklich, er reicht sie dahin — unter der einzigen Bedingung, daß „der vorzügliche Hosenträger »Wahrheit« D.R.G.M. 549 689, der sich besonders durch ein bewegliches Hinterkreuz vorteilhaft vor den zahllosen anderen Hosenträgern auszeichnet", bis zum Turnfest in 20 000 Stücken verkauft ist.

Daß wir nicht mißverstanden werden: wir „mokieren" uns über dieses Preisausschreiben nicht. Nur über den ernsthaften Ton darin ein wenig. Denn er ist nicht ernsthaft genug, er sollte so ernsthaft sein, daß jeder hinter seinem Pathos den Spaß merkt. Auch so aber verdient der Turngenosse Rohr immer noch Dank, weil er ins ernsthuberische Geschäftemachen etwas Humor bringt.

Ja, mit Preisausschreiben,

da läßt sich noch was machen, dachte angesichts leuchtender Beispiele der „Kritiker", Wochenblatt in der Metropole, und erließ auch eines. Um Beantwortung der Frage: „Wer ist der dümmste und korrupteste Mensch in Berlin?" Nämlich: „Es liegt im Interesse jedes Einzelnen, wenn derjenige, der zum Schaden der Allgemeinheit korrupt oder dumm ist, öffentlich gebrandmarkt wird." „Aus diesem Grunde haben wir uns entschlossen, die Hilfe der Öffentlichkeit anzurufen." Preisrichter sind — „unsre Leser". Aber nur diejenigen Einsender haben Hoffnung, deren Berichte geeignet sind, tatsächlich der Öffentlichkeit zum Vorteile zu gereichen, nach denen, die sich nur mit Familienverhältnissen und Angelegenheiten rein privater Natur befassen, nach ihnen gähnt der Papierkorb. Auch nach denen, laut Preisausschreiben, die „gar zu deutlich" nur den Stempel der Rachsucht oder Gehässigkeit tragen. Also nicht „gar zu deutlich", Einsender! Dafür braucht ihr eure Namen nicht zu nennen. „Da uns die Person des Einsenders nicht interessiert, werden wir auch anonym gemachten Mitteilungen nachgehen."

Anzeigen als Anzeichen 17

Aus einem Vogtländischen Blatte:

> Das Spielzeug Kri-Kri erbrachte 400 000 Mark, der total unbrauchbare, doch viel gekaufte Glasfederhalter ebensoviel, der bekannte Bierflaschenverschluss viele Millionen. Die Sohlenschoner aus Metall weit über 4 Millionen, das in letzter Zeit überall bekannte Windrädchen, ein Kinderspielzeug, weit über 1 0000 Mark. Nicht grosse Objekte, sondern die meist unanschnlichen Massenartikel werfen das meiste ab. Welcher **Herr** oder **Dame** beteiligt sich mit 5—10000 M. an ähnlichen Artikeln bei 50 % Anteil? Beste Kapitalsanlage. Diskretion gegenseitig. Werte Offerten usw.

Digitized by Google

Den Standpunkt der Rechtsanwälte

entwickelt die folgende Zuschrift im Anschluß an den Aufsatz „Rechtsanwälte und Schuldnernot“ im 2. Juniheft:

Tatsache ist, daß in den letzten Jahren die Zahl der Rechtsanwälte reißend zugenommen hat. Sie hat eine nie gekannte Höhe erreicht und wird voraussichtlich zunächst noch weiter so anwachsen. Das hat seinen Grund neben der Überfüllung aller gelehrten Berufe und neben der anreizenden Wirkung, die immer noch von der heute ganz unzutreffenden, aber von der Öffentlichkeit zäh festgehaltenen, aus einzelnen Ausnahmen falsch abgeleiteten Überzeugung von den hohen Einnahmen der Rechtsanwälte ausgeht, besonders darin, daß seit einiger Zeit Preußen dem Beispiel Bayerns gefolgt ist und eine große Anzahl von zum Teil schon älteren Assessoren des Justizdienstes nicht mehr zur Richterlaufbahn zuläßt. Diese sind dann gezwungen, Rechtsanwälte zu werden. Der deutsche Rechtsanwaltstand hat kein Mittel, sich gegen die aus diesen Gründen fortdauernde Zunahme der Zahl seiner Mitglieder zu schützen. Diese Zahl ist einfach eine Tatsache, mit der gerechnet werden muß. Wie nun, wenn den Rechtsanwälten durch Wegnahme der nicht streitigen Sachen ein wesentlicher Teil ihres Einkommens entzogen würde? Die Gebühren in diesen Sachen, von denen der Anwalt wenig Mühe hat, sollen nach der ausgesprochenen Absicht des Gesetzgebers nicht nur die Bureauunkosten voll decken, wofür sie indessen bei den heutigen Verhältnissen schon lange nicht mehr hinreichen, sondern außerdem auch noch einen Ausgleich bilden für die Gebühren in den streitigen Sachen, die, wie anerkannt wurde, in sehr vielen Fällen keine ausreichende Entlohnung bilden. Würden alle nicht streitigen Sachen den Anwälten genommen, so müßte eine so wesentliche Erhöhung der Gebühren in den streitigen Sachen erfolgen, wie sie ganz ausgeschlossen ist. Die Streitwerte kleineren und mittleren Umfanges, die bei weitem vorherrschen, vertragen eine solche Erhöhung einfach nicht. Die recht seltenen hohen Streitwerte aber, die sie vielleicht ertragen könnten, vereinigen sich erfahrungsgemäß in der Hand ganz weniger Anwälte mit großem Zulauf. Es könnte dann also in der Tat ein großer Teil der Anwälte, der heute schon Not leidet, nicht mehr bestehen. Glaubt der Herr Verfasser, daß sie alle, die vielleicht Familie haben und schon lange Jahre Anwälte sind, nun einfach ausscheiden und sich einen andern Beruf suchen werden? Das ist fast überall ausgeschlossen. Sie würden also gezwungen sein, um ihr nacktes Dasein einen Verzweiflungskampf zu kämpfen, der in der rettungslosen Proletarisierung des ganzen Standes endigen müßte. Das aber wäre eine Gefahr für den Staat, die viel größer wäre, als alle Gläubiger- und Schuldner-Not zusammengenommen. Es darf doch auch nicht so ganz vergessen werden, daß der deutsche Anwaltstand sein gerüttelt und geschüttelt Maß zur Linderung der Schuldnernot beiträgt: opfert er doch Jahr für Jahr, wie durch Erhebungen festgestellt worden ist, in den Armensachen, die er unentgeltlich führt, an Gebühren und baren Auslagen rund 5 Millionen Mark für das deutsche Volk, eine Liebesgabe, deren sich wohl kein anderer Stand auch nur annähernd rühmen kann!

Tatsache ist, daß fast in jedem einzigen Falle von den

Digitized by Google

Schuldnern, auch wenn sie Einwendungen nicht erheben wollen und können, gegen den Zahlungsbefehl zunächst Widerspruch erhoben wird, nachher im Termin aber ein Versäumnisurteil ergeht (Anerkenntnisse kommen nur recht spärlich vor). Ob man diese Schuldner als „zahlungswillig" bezeichnen kann, lasse ich dahingestellt. Wenn es nun gelänge, diese zwecklosen Widersprüche durch Belehrung und Aufklärung auf das geringste Maß zu beschränken, so würde damit niemand freudiger einverstanden sein, als die deutschen Rechtsanwälte. Würden doch dadurch die Gläubiger viel schneller zum Ziel gelangen, was oft für die Zwangsvollstreckung ausschlaggebend ist, und besonders auch sehr viel billiger, was bei der häufigen Zahlungsunfähigkeit der Schuldner eine große Bedeutung hat. Warum aber auch *dann*, wenn es also beim Mahnverfahren bliebe, die Rechtsanwälte ausgeschaltet werden sollen, ist unverständlich. Beim reinen Mahnverfahren sind die Gebühren des Anwalts so gering, daß es wohl nicht unbillig ist, den säumigen Zahler, der übrigens keineswegs immer *unbemittelt* ist, damit zu belasten. Bei einem Streitwert von 60 bis 120 M. würden bei 10 000 Vollstreckungsbefehlen beispielsweise den 19 000 M. Gerichtskosten, die der Herr Verfasser anführt, nur 48 000 Mark Anwaltsgebühren gegenüberstehen.

Wer die Schuldner kennt, weiß auch, daß sie in überwiegender Mehrzahl trotz aller Belehrungen und Aufklärungen (meist wissen sie heute schon recht gut Bescheid) ihr Verhalten nicht ändern, und daß sie, um Zeit zu gewinnen, auch weiterhin Widerspruch gegen den Zahlungsbefehl erheben und dann ein Versäumnisurteil ergehen lassen werden. Ich lasse dabei den *sehr* häufigen Fall, daß sie es auch weiterhin noch mit Verschleppungs-Einwendungen versuchen, ganz beiseite. Die Schuldner vereiteln also *mutwillig* auf viele Wochen hinaus die Befriedigung des Gläubigers. Sie verursachen sich oder dem Gläubiger durch ihren unbegründeten Widerspruch ganz erhebliche Mehraufwendungen an *Gerichtskosten* (ich komme darauf noch zurück). Liegt nun irgendein vernünftiger Grund vor, sie dafür zu streicheln und sie unter Ausschaltung der Rechtsanwälte von weiteren Folgen ihrer unbesonnenen Handlungsweise zu bewahren? In *sehr* vielen Fällen beantragen die Gläubiger zunächst selbst den Zahlungsbefehl und übertragen die Sache erst dann ihrem Anwalt, wenn Widerspruch erhoben wird. Sie tun das, weil sie nach den Regeln der Vernunft nunmehr Einwendungen erwarten. Sie können nicht voraussehen, ob nachher trotzdem ein Versäumnisurteil ergehen wird oder nicht. Richtig ist, daß der Anwalt, der die Sache von Anfang an in der Hand hat, in den meisten Fällen gleich die Klage erheben wird. Er tut das aber nicht, „um eine ihm gebotene Erwerbsmöglichkeit auszunützen", wie der Herr Verfasser in geringer Einschätzung des Pflichtgefühls der Anwälte annimmt. Ein Anwalt, der aus solchem Grunde so handelte, wäre ein sehr schlechter Rechner. Erhält er doch, wenn er bei dem sicher zu erwartenden Widerspruch zunächst das Mahnverfahren anhängig macht, nicht unwesentlich *höhere* Gebühren, als wenn er gleich klagt. Wenn er dies vorzieht, so geschieht es, um dem Gläubiger Zeit und dem Schuldner Kosten zu ersparen unter Zurücksetzung seines eigenen Vorteils. Der

Digitized by Google

Herr Verfasser hätte also nicht leicht eine für den Anwaltstand ehrendere Feststellung treffen können, als es die ist, daß der Anwalt unter Vermeidung des Mahnverfahrens gleich zu klagen pflegt.

Es könnten aber auch unter Schonung der wichtigen Interessen des Anwaltstandes Gläubigern und Schuldnern bedeutende Kosten erspart werden, wenn nur mit der Verbilligung der Rechtspflege bei den Gerichtskosten Ernst gemacht würde. Es besteht nämlich die selbst vielen Richtern nicht bekannte Merkwürdigkeit, daß ein Anerkenntnisurteil, das selten genug vorkommt, nur drei Zehntel der vollen Entscheidungsgebühr des Gerichts kostet, ein Versäumnisurteil aber, das sehr viel weniger Arbeit und Zeit des Richters zu erfordern pflegt, die volle Gebühr. Die Kosten des Gerichts für ein Versäumnisurteil, das in zwei Minuten durch Ausfüllung des Vordrucks hergestellt wird, betragen also ebensoviel, wie die für ein streitiges Urteil, zu dessen Absetzung der Richter unter Umständen einen ganzen Tag braucht. Diese Bestimmung ist unvernünftig. Sie wirkt um so härter, als die Gebührensätze des Gerichts viel stärker steigen, als die der Rechtsanwälte, eine Bestimmung, die jeder inneren Begründung entbehrt und in schroffem Widerspruch zu dem auch von der Regierung so oft und viel verkündeten Streben nach Verbilligung der Rechtspflege steht. Wenn, was sinngemäß wäre, das Versäumnisurteil dem Anerkenntnisurteil im Gerichtskostenpunkt völlig gleichgestellt würde (wie dies, beiläufig bemerkt, bei den Anwaltsgebühren schon immer der Fall ist), so würden schon nach den heutigen Sätzen die Schuldner gewaltige Summen ersparen, und zwar nicht auf Kosten eines schon lange nicht mehr auf Rosen gebetteten Standes, sondern auf Kosten der Staatskasse, die das aushalten kann und im Interesse einer billigen Rechtspflege aushalten muß. Bei den Landgerichtswerten würde die Gleichstellung der Gerichtskosten des Versäumnisurteils mit denen des Anerkenntnisurteils ganz besonders dringend geboten sein, weil hier der Schuldner in der Zwangslage ist, entweder ein teures Versäumnisurteil ergehen zu lassen, oder aber, um das billige Anerkenntnisurteil zu erlangen, sich die Kosten eines Rechtsanwalts zu machen. Allmenröder

Bei dieser Gelegenheit: Herr Richard Nordhausen hat in seiner Bemerkung über den Fall Trenkler (Heft 10, Seite 244) nicht Herrn Rechtsanwalt Dr. Max Cohn im Auge gehabt. K.-L.

Zum Pollard-System

Ein angetrunkener Student gießt Bier in einen Briefkasten und wird deswegen zu einem Monat Gefängnis verurteilt.

Verschiedene Fragen drängen sich hier auf. Vor allem die: Wem nützt es, daß der Student einen Monat eingesperrt wird? Wem, daß man Polizisten, Richter, Staatsanwalt, Gefängnisbeamte usw. auf Kosten der Allgemeinheit in Bewegung setzt, um ein armseliges Opfer der Trinkunsitten und des gesellschaftlichen Trinkzwanges zu bestrafen?

Dann: hat die Menschheit ihre Pflicht erfüllt, wenn sie dem Täter die von Dichtern als „höchstes menschliches Gut“ besungene Freiheit nimmt, aber keinerlei Gewähr gegen Wiederholung des Vergehens verlangt?

Der Grundsatz „Vorbeugen ist besser als Heilen“ wird immer mehr

Digitized by Google

Gemeinziel der Heilwissenschaft; warum nicht auch der Strafrechtspflege?

Stellen wir uns Richter vor, die zu dem Studenten sagen durften: „Nach dem Buchstaben des Gesetzes verurteilen wir Sie zu einem Monate Gefängnis. Aber wir wollen Ihnen Gelegenheit geben, sich zu bessern und wollen gleichzeitig einer Wiederholung solch sinnloser Handlungen vorbeugen. Verpflichten Sie sich, zwei Jahre hindurch alle alkoholischen Getränke — mögen sie wie immer benannt sein — grundsätzlich und unbedingt zu meiden, so wird der Strafvollzug ausgesetzt. Wird die Verpflichtung lückenlos durchgeführt, dann wird nach Ablauf der zwei Jahre die Verurteilung aus den Gerichtsbüchern gestrichen, und Sie stehen unbescholten da.“

Wenn in dem Akademiker noch Denk- und Willenskraft war, so wär er auf den Vorschlag eingegangen. Ein paar Wochen lang hätte er dann die Enthaltsamkeit als Zwang gefühlt, nach einem halben Jahre schon als Gewohnheit betrachtet, nach einem Jahre nur schwer noch begriffen, daß er als intelligenter Mensch an dem Genuß von giftthaltigen Getränken einst Gefallen fand.

Der Entwurf zum neuen Strafgesetze ist noch nicht fertig, es könnte also noch immer das Pollardsystem, das System der Heilerziehung statt Strafe bei Trinkern darin Platz finden. Artur Bárán

Sind wir noch Großstaaten?

Man kann sagen: die Größe der Staaten hat sich in der Geschichte stets nach den Verkehrsmitteln gerichtet. Wenn wir auf die Zwergstaaten des Altertums oder des Mittelalters blicken, kommt uns ein Überlegenheitsgefühl an. Wir können das nicht mehr recht begreifen. Und doch war dieser Zustand unmittelbar in der Natur der Dinge begründet. Richtige Verbindungswege oder gar Straßen im modernen Sinne gab es in dieser Frühzeit nicht oder doch nur in wenigen kultivierten Gegenden, wo bereits jeder Fußbreit Boden Wert hatte. Schon um den Feind abzuhalten, wagte man es nicht, Straßen zu bauen. Je schlechter die Wege, je besser der Schutz vor dem Herannahen eines feindlichen Heeres — und Feind war ja eigentlich damals jedermann.

Sobald sich aber ein Großstaat im Altertum gebildet hatte, war eine seiner ersten Sorgen der Bau von Straßen oder doch die Herstellung geregelter Verkehrsverhältnisse. Das sehen wir im Perserreiche, das sehen wir beim Kalifate, das sehen wir vor allem bei den Römern, die ja ihr ganzes großes Reich mit vorzüglichen Straßen durchzogen hatten. Kurz ausgedrückt: das Römerreich wäre ohne seine Straßen unmöglich gewesen.

Nun begann das Mittelalter: die Römerstraßen waren verfallen, und sofort setzte mit dem Mangel an Verkehrswegen, begünstigt durch das Lehenswesen, die Kleinstaaterei ein und hielt sich bis in die Neuzeit.

Dann kam das Reich Napoleons. Auch hier sehen wir sofort, wie dieser gewaltige Mann Straßen baut, um seinen, nach dem Römerreiche ersten wirklichen Großstaat halten zu können.

Wenige Jahrzehnte später erschien die Eisenbahn. Es ist kein Wunder, daß mit ihrer raschen Entwicklung die Kleinstaaten mehr und mehr verschwanden, daß insbesondere Deutschland und Italien Einheitsstaaten wurden. Endlich in unsern Tagen sehen wir einen neuen Staa-

Digitized by Google

tenbund auf der Balkanhalbinsel entstehen. — Jedenfalls wäre es ein Anachronismus, wenn man dort die Kleinstaaterei noch lange bestehen lassen wollte, mögen auch die besonderen Kultur- oder Unkultur-Verhältnisse dort eigenartige Zustände begründen. Staaten wie Holland, die Schweiz und Dänemark, die im Laufe der Geschichte sogar zeitweise „Großmächte" waren, sind in der Weltpolitik fast bedeutungslos geworden. Als ich in den neunziger Jahren in der „Allgemeinen Zeitung" in mehreren Aufsätzen darauf hinwies, daß wir einer Zeit entgegengingen, die uns Verkehrsmittel von 200 und mehr Kilometern in der Stunde bringen würde, hängten viele Fachzeitschriften an diese Ausführungen Fragezeichen. Und doch fanden bereits die Schnellfahrtsversuche auf der Zossener Militärbahn bei Berlin mit mehr als 200 Kilometern Geschwindigkeit statt.

Was bedeutet aber nun dies alles?

Süddeutschland ist zwischen Salzburg und den Vogesen etwa 450 Kilometer breit. Bei einer Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde vermag man diese Entfernung also in nur $2^1/_4$ Stunden zurückzulegen. Das Deutsche Reich von der bayrischen Südgrenze bis zur Königsau an der jütischen Grenze ist etwa 900 Kilometer breit: das macht $4^1/_2$ Stunden Fahrzeit. Von Eydtkuhnen bis Aachen sind etwa 1200 Kilometer: macht 6 Stunden Fahrzeit. Zu Fuß braucht man von München bis Starnberg 6 Stunden, ein Bummelzug braucht von München bis Nürnberg $7^1/_4$, ein D-Zug von München bis Bamberg 6 Stunden.

Das heißt: in dem Augenblick, da wir allgemein Verkehrsmittel von 200 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde haben, ist das Deutsche Reich in seiner größten Ausdehnung für einen Reisenden nicht größer, als jetzt für einen Fußgänger die Strecke von München bis Starnberg, für einen mit dem Bummelzug Fahrenden, wie die Strecke von München bis Nürnberg, und für einen, der den D-Zug benützt, wie die Strecke München-Bamberg.

Das Deutsche Reich ist dann also für den Verkehr und damit natürlich auch für die Menschheit, den Handel, die Kultur überhaupt in seiner Ausdehnung ganz bedenklich zusammengedrängt. Die Entfernungen sind eben für die Kultur keine Längenmaße mehr, sondern Zeitmaße geworden.

Je größer die Schnelligkeit der Verkehrsmittel, je kleiner das Ausmaß der Entfernungen und damit auch folgerichtig die Ausdehnung der Staaten.

Und nun: was wird uns erst das Zeitalter der Luftschiffahrt bringen?

Wie die „größeren" Staatengebilde des Mittelalters Kleinstaaten wurden, wie jetzt Holland, Dänemark usw. Kleinstaaten geworden sind, so werden unsere jetzigen „Großstaaten" in absehbarer Zeit Kleinstaaten werden.

Wir haben jetzt nur wenige Staatengebilde, die wir als Zukunfts-Großstaaten bezeichnen können. Nur wenige unserer jetzigen Staaten haben eben derartige Raumausmaße. Rußland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, vielleicht auch China gehören hierzu. England meiner Ansicht nach nicht. Obwohl an Ausdehnung gewaltig groß, bildet es doch keinen einheitlichen, zusammenhängenden Staat. Australien z. B. gehört eigentlich jetzt schon nur mehr dem Namen nach zu England. Ebenso wird für Indien der Tag kommen, wo es sich abtrennt.

Digitized by Google

Was müssen wir nun aus diesem kommenden Herabsinken der jetzigen Großstaaten lernen?

Es ist wünschenswert, daß an ihrer Stelle größere politische und besonders wirtschaftliche Einheiten erstehen. Es genügen festgeschlossene Staatenbünde, in denen in weiser Dezentralisation jeder Staat, jede Nation ihre eigene nationale und kulturelle Eigenart behalten und weiter entwickeln kann. Will Europa sich den anderen Zukunftsgroßstaaten Rußland, Amerika, Ostasien usw. gegenüber auf die Dauer als ebenbürtiger Macht- und Kulturfaktor behaupten, so muß es sich zusammenschließen zum Europäischen Staatenbunde — mag das jetzt auch noch so utopisch scheinen.* M. C. Menghius

Ist Scharnhorst vergessen?

Wir haben eine glänzende offizielle Jahrhundertfeier in diesem Frühjahr erlebt. Dabei wurde manches von der nationalen Erhebung und ihrer Bedeutung für uns gesprochen. Freilich die, in denen das heilige Feuer am reinsten flammte und die trotz allen Zweiflern und, mit Blücher zu sprechen, „Sicherheitskommissaren" das Feuer ins Volk hineintrugen, wurden flüchtig oder gar nicht genannt. Den Weg zu Steins Grab fand damals nur eine Schar von Wandervögeln. Nun war es Ende Juni hundert Jahre her, daß Scharnhorst seiner Wunde aus der ersten Freiheitsschlacht erlag. Jeder weiß, daß er erst das preußische Heer mit den Wurzeln im Volk verankerte und damit überhaupt einen „Volkskrieg" im Fichteschen Sinne ermöglichte, daß er die Grundlagen unserer heutigen Heeresverfassung schuf. Und nicht weniger als durch die militärische Organisation hat er durch seine Persönlichkeit gewirkt. War er doch der einzige von den wirklich Großen jener Zeit, dem der König ein weitgehendes Vertrauen entgegenbrachte und der zugleich im Heer und Volk Vertrauen genoß. „Näher stand dem König keiner, doch dem Volke schlug sein Herz." Nichts ist bezeichnender für das Zutrauen im Volk, als daß der Professor Steffens nach seiner berühmten Breslauer Rede gegen die Franzosen das Bedürfnis fühlte, sein übervolles Empfinden unmittelbar zu Scharnhorst zu tragen. Hardenberg und andere empfingen ihn mit bedenklichen Gesichtern, nur Scharnhorst umarmte ihn freudig und beglückwünschte ihn zu seiner Tat. Als Scharnhorst starb, weinte selbst der Freiherr von Stein. Ein Soldat und ein Mensch, auf den unser Heer stolz sein darf. Und jetzt? Ja, Zeitungsartikel, die fanden wir. Aber von einer großen amtlichen Feier, von einem Armeebefehl oder dergleichen, haben wir nichts gehört. Was sollen wir von einem Heere denken, das seine Väter vergißt? Sind wir so sicher, daß wir in künftigen Kriegen den Geist Scharnhorsts nicht mehr brauchen?

Bildungsarbeit auf dem Lande

Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege hatte über dies Thema eine Besprechung in Berlin veranstaltet. „Was sollen unsre einfachen Landleute mit Bildung?" Werden sie dadurch für ihre doch so notwendige harte Arbeit nicht zu anspruchsvoll

* Karl Peters behauptet, daß die englische Politik bewußt auf einen westeuropäischen Staatenbund hinarbeitet, als das einzige Mittel, um Westeuropa für die Zukunft zwischen Nordamerika, Rußland und China-Japan wettbewerbfähig zu halten.

Digitized by Google

oder zu weichlich? Aber: mit Zwangsmaßregeln und mit Hemmungen im Vorwärtsschreiten wird man die Landflucht nicht bekämpfen können. Auch auf dem Lande müssen wir eine neuzeitliche Bildung anstreben, freilich nur eine solche, die wirklich an Herz und Gemüt geht und ihr letztes Ziel nicht aus dem Auge läßt: Harmonie zwischen dem Menschen und seiner Umwelt, zwischen ihm und seinen Lebensverhältnissen. Alles, was nur äußerlich aufgepfropft ist, taugt nichts. Nicht aufs Land Bildung hinaustragen, sondern in erster Linie die Bildungsansätze, die auf dem Lande schon jetzt vorhanden sind, entwickeln, ist unser Ziel. — So etwa führte der Vorsitzende des einladenden Vereins und der Konferenz — Exz. Dr. Thiel — aus. So klang es auch durch den Vortrag über die ländliche Fortbildungsschule hindurch, der Heimaterziehung im tiefsten Sinne des Wortes verlangte. So trat es vor allem anschaulich vor die Augen der Teilnehmer in dem Vortrage von Paul Matzdorf, der über die ländliche Volksunterhaltung sprach. Er zeigte, wie er in seinem einfachen Tagelöhnerdorfe am Rande des Barnim mit den allereinfachsten Mitteln, aber unter steter Rücksicht auf die Bildungselemente, die in der Heimat selbst liegen, ein Dorfleben geschaffen hat mit Reizen, wie sie ein Landmensch wohl den Genüssen der Stadt vorzieht, — ein Leben, das nicht von der Arbeit ablenkt, sondern immer frischen Mut zu neuer Arbeit gibt.

Was sollen die Sonderbestrebungen auf dem Lande? Haben wir nicht Bildungsorganisationen genug, die auch für das Land sorgen? So klangen die besorgten Fragen von anderer Seite. Durch eine Unmenge von Einzelzügen, besonders in der Aussprache, wurde immer wieder von neuem gezeigt, wie schwer es auf dem Lande ist, in den einfachen Verhältnissen Mitarbeiter aufzubringen, Formen zu finden, die sich für die kleinen Landgemeinden und Gutsbezirke eignen, aus der Fülle von Stoff, der für die Arbeit geboten wird, gerade das herauszusuchen, was für das Land sich eignet, — wie schwer vor allem, die Bildungsarbeit genau abzustimmen auf die Eigenart der Bevölkerung. Gerade dann, wenn man Ernst damit macht, die Bildungsarbeit aus dem Landvolke heraus entstehen zu lassen, zeigt sich, wie jede Landschaft, jedes Dorf gar seine besonderen Aufgaben stellt, und wie wenig die allgemeinen Regeln, die aus der städtischen Arbeit gewonnen werden, sich oft für das Land eignen.

Aber nun wieder neue Organisationen? Es schien wirklich, als ob die Vereine und Gesellschaften für Bücherverbreitung und Vortragswesen, die Organisationen für Jugendpflege usw. fürchteten, es könnte Zersplitterung in die Arbeit hineingetragen werden. Dem Wesen des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege entspräche das wenig. Wo Kräfte an der Arbeit sind, sucht er sie zu fördern, aber nicht zu stören, er ist überhaupt mehr für Zusammenfassung als für Dezentralisation. Seiner Eigenart entspricht es, die Aufgaben aufzusuchen und genau zu umreißen, auch wohl die Lösung in die Hand zu nehmen, wo andere Kräfte versagen, mehr aber noch die Kräfte an den Stellen zu wecken, wo die Aufgaben selbst sich zeigen, im Dorfe selbst die Arbeit anzuregen und zu för-

Digitized by Google

dern. Weil der Deutsche Verein so denkt und handelt, wirft man ihm ja oft genug Unfruchtbarkeit vor. Mit Unrecht. So manche Kraft, die heute wirkt, ist durch ihn geweckt. Neue sind auch durch die besprochene Konferenz lebendig geworden. Deswegen müssen die Konferenzen für Bildungsarbeit auf dem Lande sich mehren. Aber die Hauptarbeit wird immer draußen auf dem Lande liegen, und zu der werden all die verschiedenen großen und kleinen Bildungsvereine je nach ihrer besonderen Art herangezogen werden, diese haben im letzten Grunde viel eher eine Förderung als eine Schädigung zu erwarten.

Wie sich Stadt und Land gegenseitig in die Hand arbeiten können, zeigte in feiner Weise der erste Vortragende, Geheimrat Nahm aus Arnsberg, der die Frage des Lesestoffes behandelte und gestützt auf seine Erfahrung nicht nur in Westfalen, sondern auch in anderen Gegenden und Ländern zeigte, wie ein gut ausgebautes Büchereiwesen von den großen Zentren aus sich allmählich immer weiter ausdehnt, bis es schließlich in jedem Dorfe eine öffentliche und in jedem Hause eine kleine Familienbücherei gibt, und wie an der Erreichung dieses Zieles Staat, Gemeinde und Privatpersonen zusammenarbeiten müssen.

Im ganzen ging überhaupt trotz aller Betonung der Eigenart und der besonderen Schwierigkeiten in den einzelnen Gegenden ein starker Zug nach Einheit durch die Versammlung. Einheit im Ziele, Einheit im Zusammenfassen der Kräfte, aber Freiheit in der besondern Gestaltung der Arbeit. Klar das Ziel vor Augen, aber Verwerfung jeder Schablone. Nicht wie die Arbeit im einzelnen durchgeführt wird, nicht wer sie treibt, sondern daß sie getan wird, das war die Hauptforderung. Eine richtige Sohnreyversammlung. Fr. Lembke

Helden und Kammerdiener

Welcher Schulmeister hat nicht von Alexander dem Großen, von Julius Cäsar vordemonstriert, daß diese Menschen von Ruhmsucht und Eroberungssucht getrieben und daher unmoralische Menschen gewesen seien? woraus sogleich folgt, daß er, der Schulmeister, ein vortrefflicherer Mensch sei als jene, weil er solche Leidenschaften nicht besäße, und den Beweis dadurch gebe, daß er Asien nicht erobere, den Darius, Porus nicht besiege, sondern freilich wohl lebe, aber auch leben lasse. — Diese Psychologen hängen sich dann vornehmlich auch an die Betrachtung von den Partikularitäten der großen historischen Figuren, welche ihnen als Privatpersonen zukommen. Der Mensch muß essen und trinken, steht in Beziehung zu Freunden und Bekannten, hat Empfindungen und Aufwallungen des Augenblicks. Für einen Kammerdiener gibt es keinen Helden, ist ein bekanntes Sprichwort; ich habe hinzugesetzt — und Goethe hat es zehn Jahre später wiederholt — „nicht aber darum, weil dieser kein Held, sondern weil jener der Kammerdiener ist". Dieser zieht dem Helden die Stiefel aus, hilft ihm zu Bette, weiß, daß er lieber Champagner trinkt usf. — Die geschichtlichen Personen, von solchen psychologischen Kammerdienern in der Geschichtschreibung bedient, kommen schlecht weg; sie werden von diesen ihren Kammerdienern nivelliert, auf gleiche Linie oder vielmehr ein paar Stufen unter die Moralität solcher

Digitized by Google

feinen Menschenkenner gestellt. Der Thersites des Homer, der die Könige tadelt, ist eine stehende Figur aller Zeiten. Schläge, das heißt Prügel mit einem soliden Stabe, bekommt er zwar nicht zu allen Zeiten, wie in den homerischen, aber sein Neid, seine Eigensinnigkeit ist der Pfahl, den er im Fleische trägt, und der unsterbliche Wurm, der ihn nagt, ist die Qual, daß seine vortrefflichen Absichten und Tadeleien in der Welt doch ganz erfolglos bleiben. Man kann auch eine Schadenfreude am Schicksal des Thersitismus haben. Hegel

Unsre Bilder und Noten

Unsre Bilder bringen heute zunächst drei Beispiele für verschiedene Weisen, Landschaften zu sehn. Alle drei Bilder sind scheinbar Ausschnitte aus der Natur, und alle drei sind in Wahrheit keine. Unser erstes Blatt gibt ein Bild von Karl Mediz wieder: einen von Alpenrosen übersponnenen Felsschroffen mit einem mächtigen Gletscher als Hintergrund. Man betrachte das Bild lange — so schulmeisterlich die neuerliche Wiederholung unsrer so oft wiederholten Bitte klingt, hier ist sie gewiß am Platz. Denn hier ist heutigentages ungewohnte Kunst; wer unser Bild auf die heute bevorzugten, heute in allen Ausstellungen gezeigten und also schnell gegenwärtigen Werte hin ansieht, der findet diese Kunst überhaupt nicht. Vor unserm Steindruck empfiehlt es sich, die Augenhöhe eines Menschen zu suchen, der im Vordergrunde zwischen den Alpenrosen steht, und dann solange aufs Blatt zu sehen, bis sich im Eindruck der Felsrand an der Spitze von der Luft vor dem Gletscher löst. Der tritt dann weit, weit zurück, und wächst zu seiner ganzen Urweltmajestät. Nun erst „hat“ man das Bild, „hat“ man, was der Maler vermitteln wollte.

Von Medizens Eisgedicht zu dem Erzgebirgsbilde von Erich Buchwald-Zinnwald ist es künstlerisch so weit, wie von überwältigender Gipfel-Erhabenheit zu der sich zurückhaltenden Schönheit der deutschen Mittelgebirge. Der Name Erich Buchwald hat schnell unter den Malern guten Klang gewonnen, denn der junge Künstler ist schon jetzt einer der bestgeachteten Erfasser des Lichts. Es ist für den Kenner des Erzgebirges eine erstaunliche Echtheit auf seinen Bildern, und doch hat Buchwald eine besonders silberige Zartheit und „Delikatesse“, die ihn sofort als einen Eigenen erkennen läßt. Er ist gänzlich ohne Pose und von einer keuschen Bescheidenheit in der Wahl seiner Stoffe. Es gibt keinen Intimeren unter unsern Landschaftsmalern.

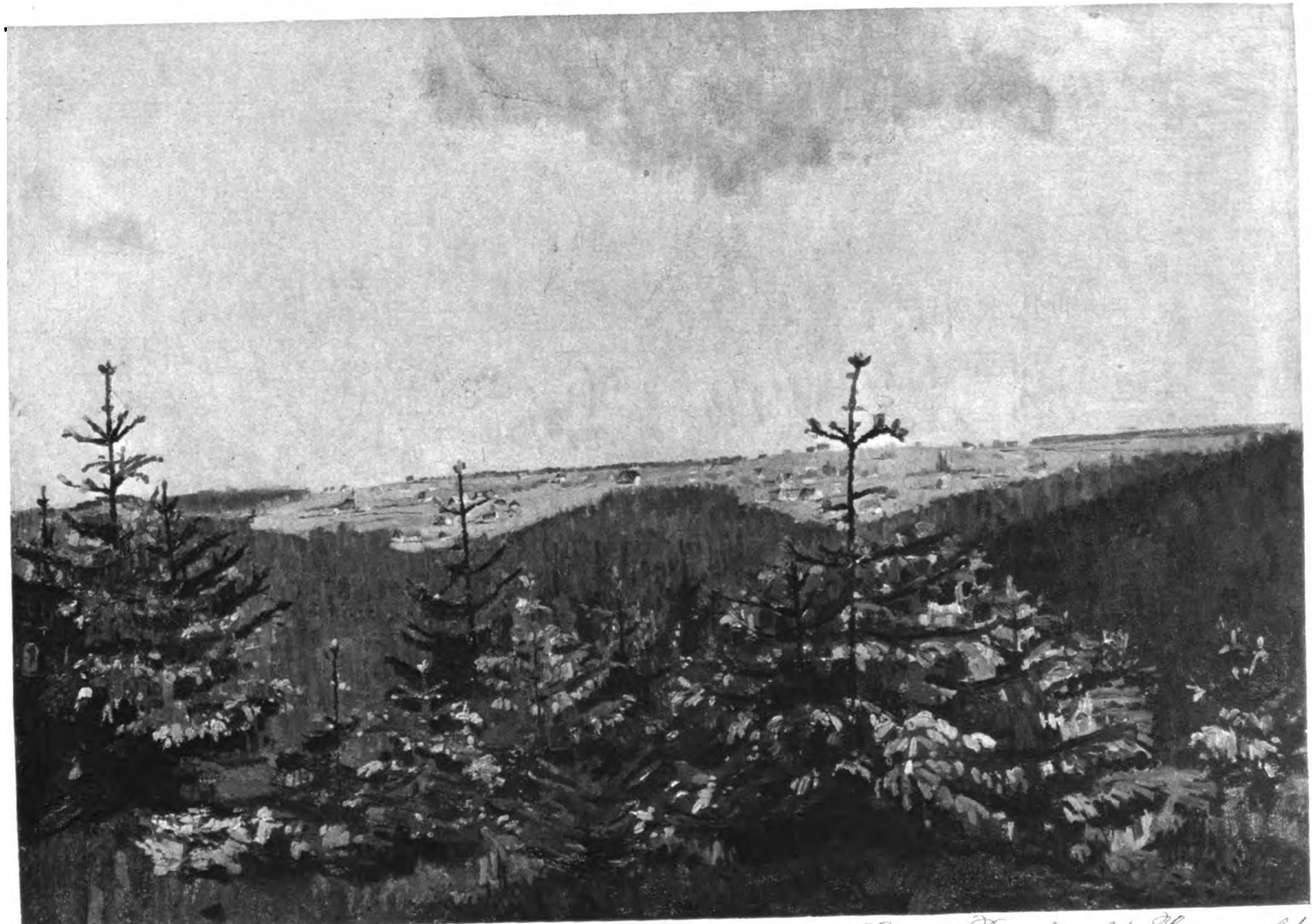
Wieder ein ganz anderer ist Edmund Steppes. Er geht nicht wie Buchwald darauf aus, mit dem Nachgehen der Liebe die stille Schönheit im Bescheidenen zu suchen, zu finden und bittend herauszulocken, daß sie zum Liebenden lächle. Sondern in seiner Phantasie singt es und schwingt es, und wenn er gestaltet, so singt und schwingt ihm die Landschaft seine inneren Melodien mit. Es ist ein Jubel: „der Frühling naht“ in diesen Stämmen und Stämmchen, leise, aber eindringlich, wie gemalte Lyrik. Irgendwo hört man Lerchen droben und drunten Amseln und Finken.

Digitized by Google

Die acht Seiten mit Bildern vom Berliner Märchenbrunnen gehören zu dem kleinen Beitrage in der heutigen Rundschau. Die schönen Photographien dazu hat E. von Brauchitsch in Berlin aufgenommen. Unsre Notenbeilage ist entnommen aus Berlioz' „Beatrice und Benedict" (s. darüber den Rundschau-Beitrag dieses Heftes). Die Neubearbeitung von Stransky und Kleefeld ist in guter Ausgabe in der Schlesingerschen Buchhandlung in Berlin erschienen. Die große Soloszene der Beatrice bedeutet den psychologischen Höhepunkt des Dramas: sie gesteht sich ihre Liebe, in ihrem Geständnis schwinden Trotz und Hochmut; sie erinnert sich eines früheren Abschieds von Benedict, als dieser in den Krieg zog, und alles wird ihr klar, nachdem sie nun endlich erfahren hat, daß auch er ihr zugetan ist. Wie geistvoll und sicher die reiche musikalische Gestaltung diesen mannigfachen inneren Vorgängen nachkommt, das bedarf hier keiner Erklärung; nur der Hinweis sei noch gegeben, daß das Stück einem ausgesprochenen Lustspiel entstammt, — es ist nichts sentimental oder hochpathetisch zu nehmen, in Partien wie der „Maurenmusik" steckt offenbar Schalkheit, und selbst die eigentliche Bekehrung ist krampflos und mit einer gewissen seelischen Leichtheit aufgefaßt. So wiedergegeben wird das Stück (wie auch in Leipzig) eine starke Wirkung nie verfehlen.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google



Aus dem Kunstwart

Erich Buchwald-Zinnwald

Digitized by Google

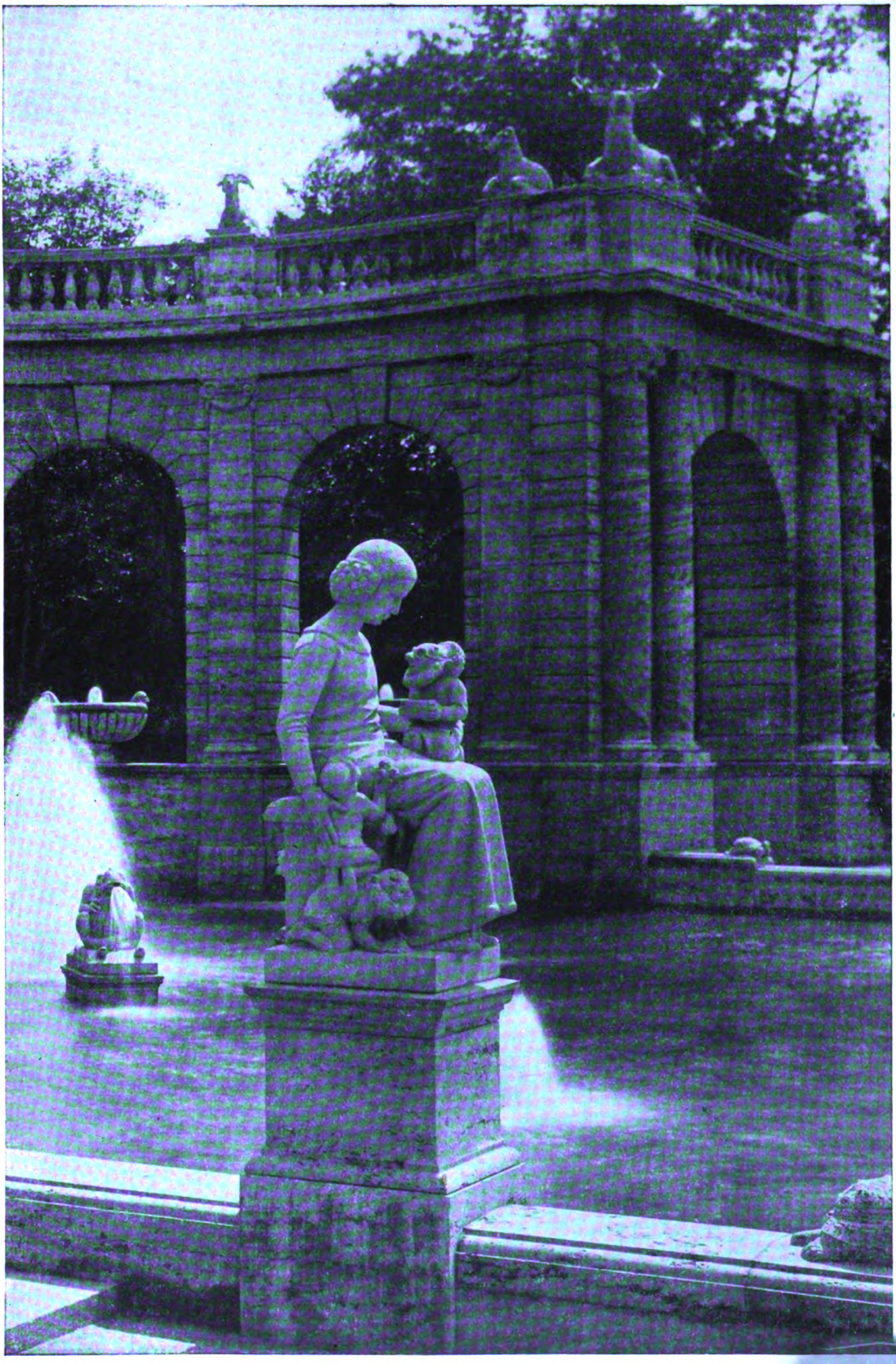
Digitized by Google

EDMUND STEPPES

KW

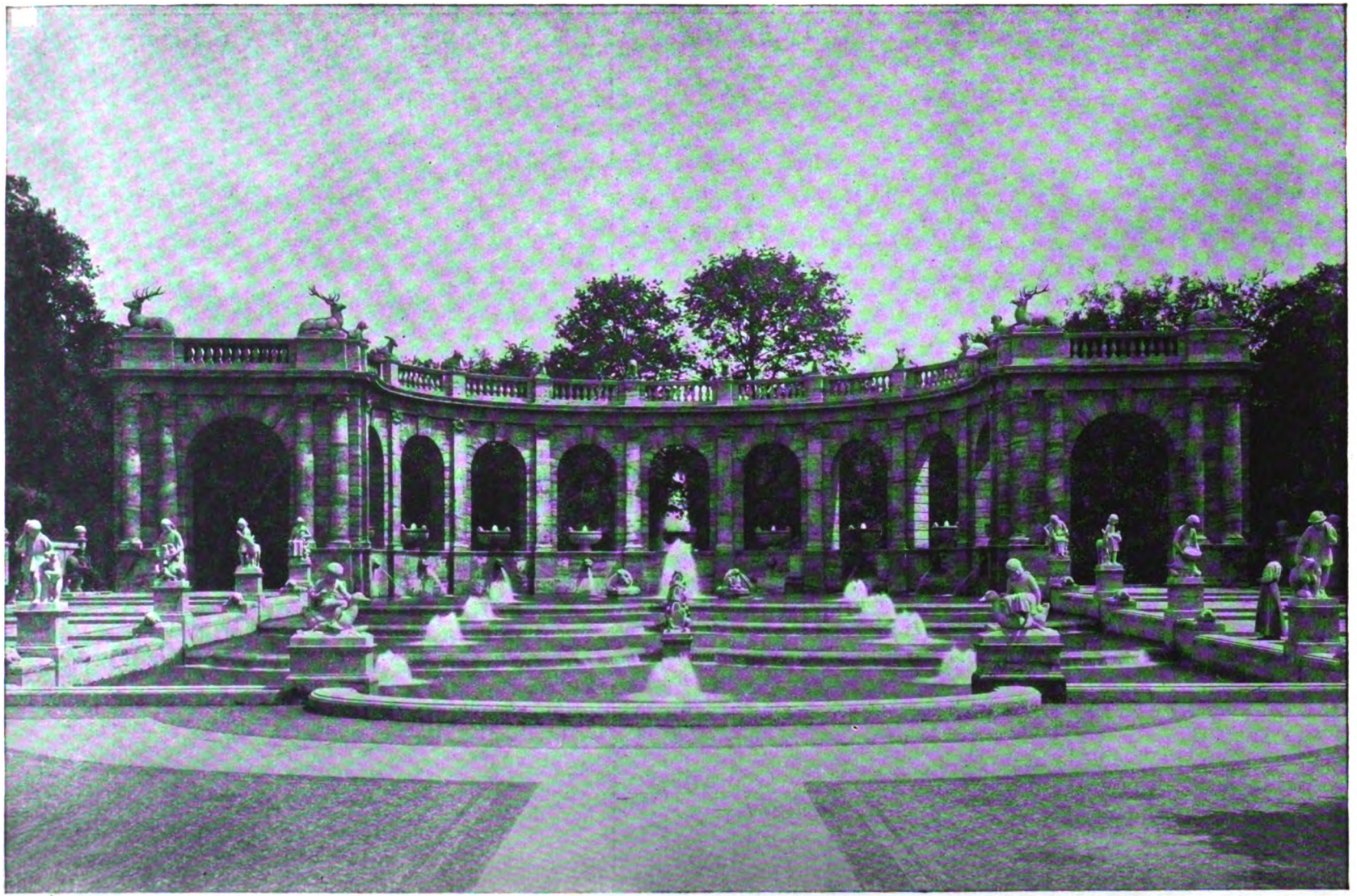
Digitized by Google

Digitized by Google



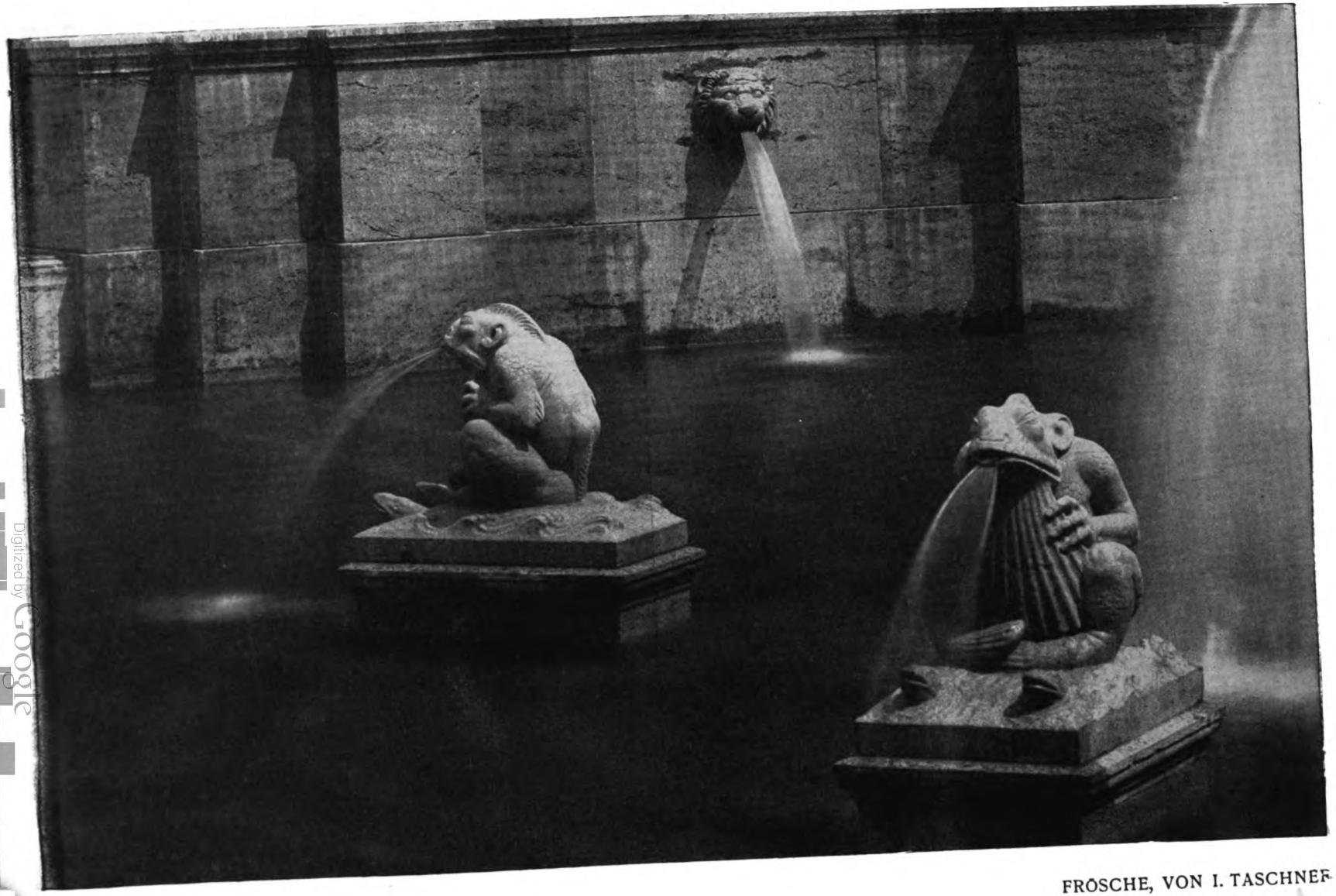
SCHNEEWITTCHEN, VON I.

Digitized by Google



DIE HAUPTANLAGE

Digitized by Google



FRÖSCHE, VON I. TASCHNER

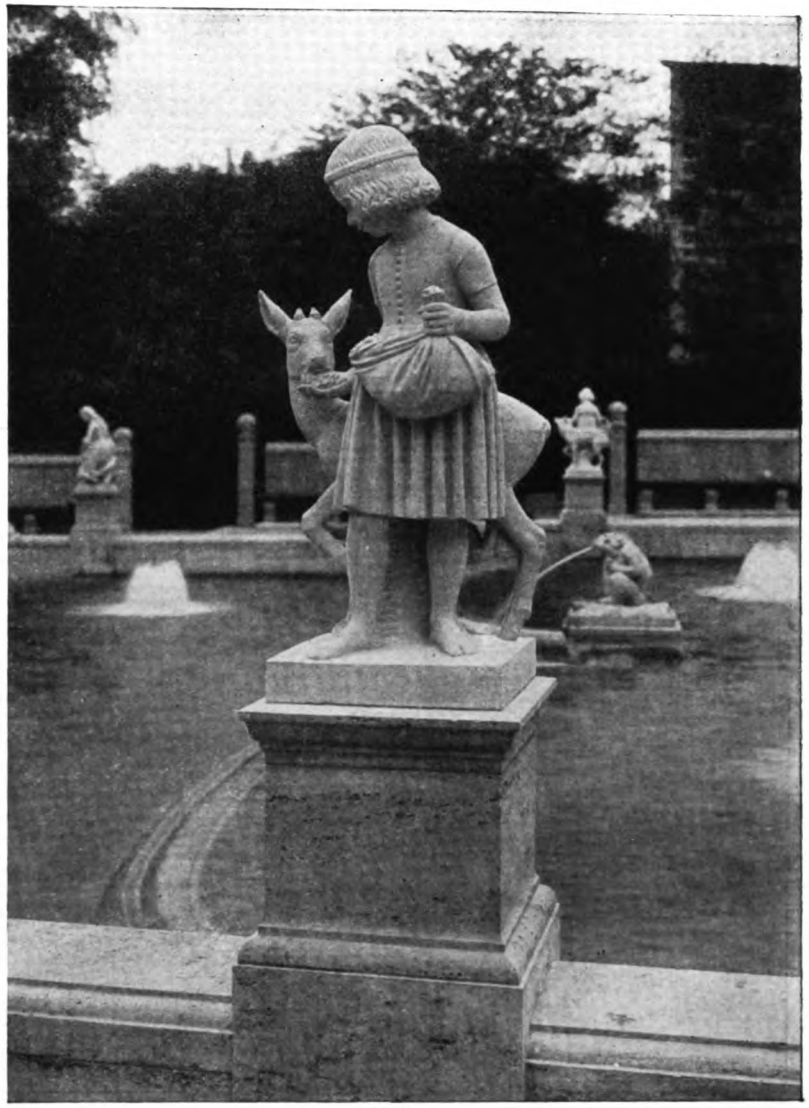
Digitized by Google

DER GESTIEFELTE KATER

HANS IM GLÜCK, VON I. TASCHNER

Digitized by Google

ROTKÄPPCHEN

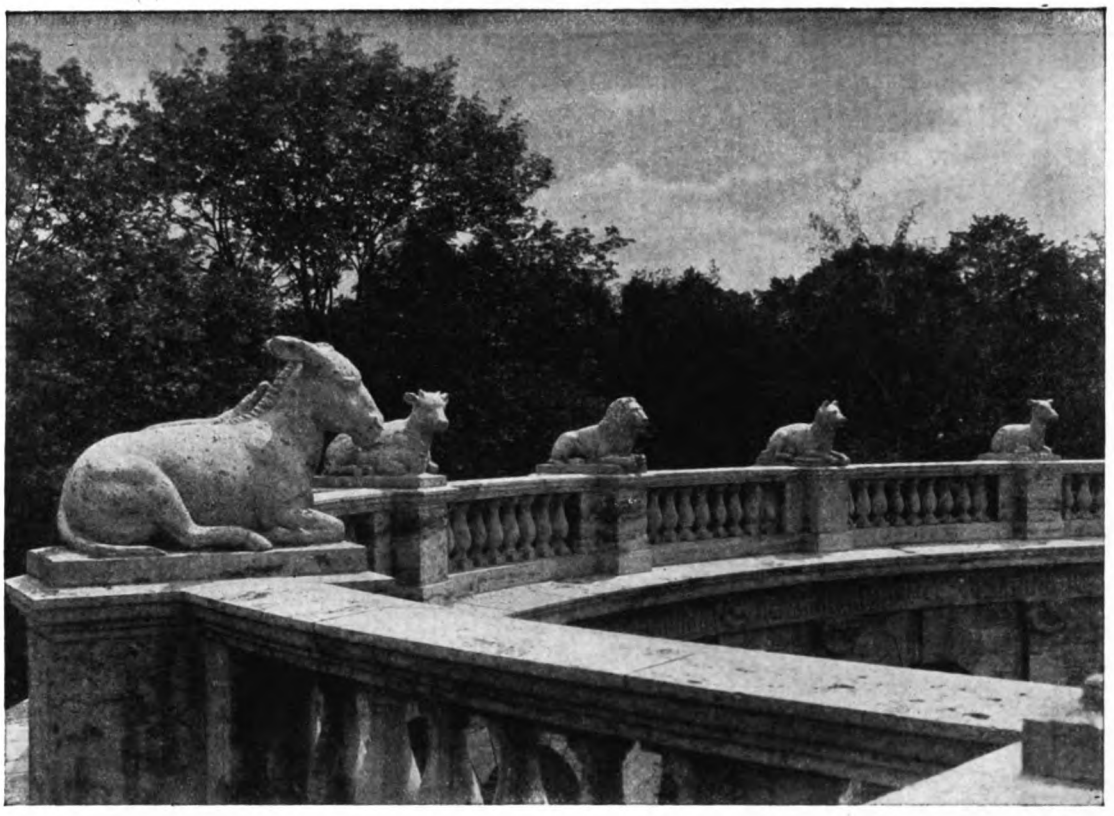


BRÜDERCHEN UND SCHWESTERCHEN, VON I. TASCHNER

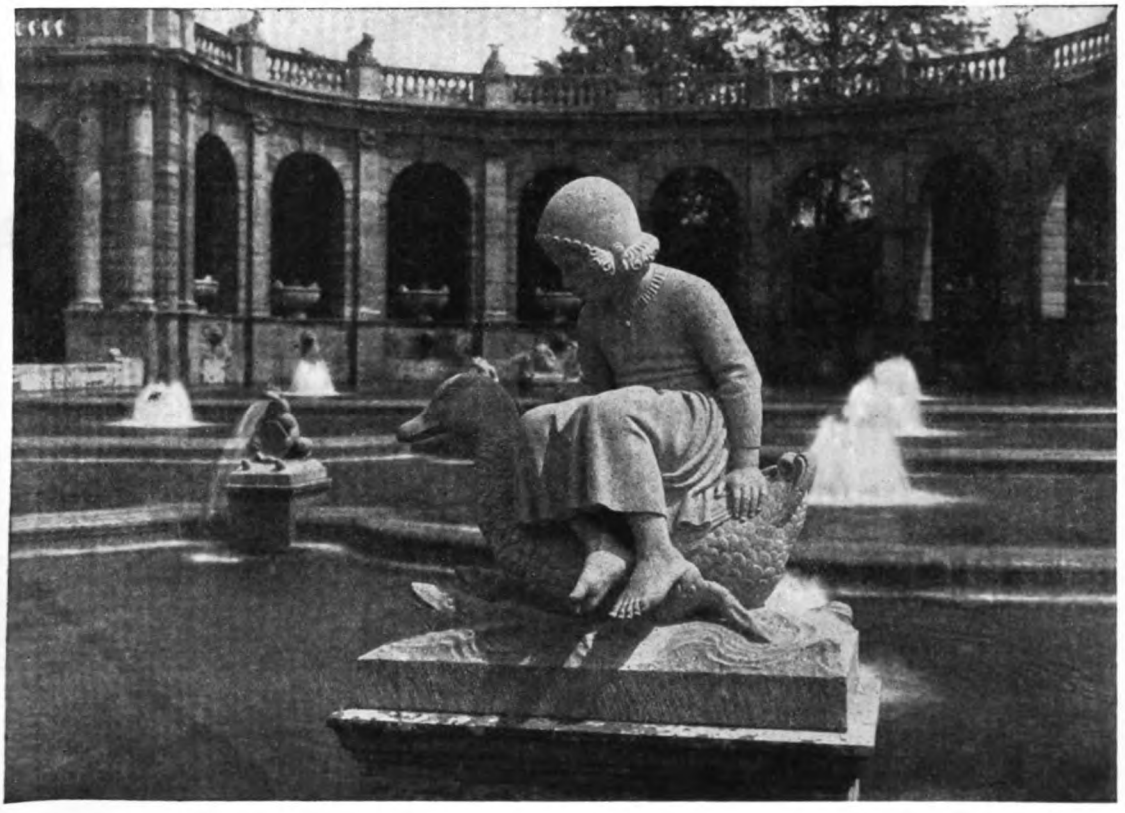
Digitized by Google

KINDERGRUPPE, VON JOSEPH RAUCH

Digitized by Google



TIERBILDER, VON JOSEPH RAUCH



GRETEL, VON I. TASCHNER

Digitized by Google

RÜBEZAHL, VON GEORG WRBA

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

HECTOR BERLIOZ

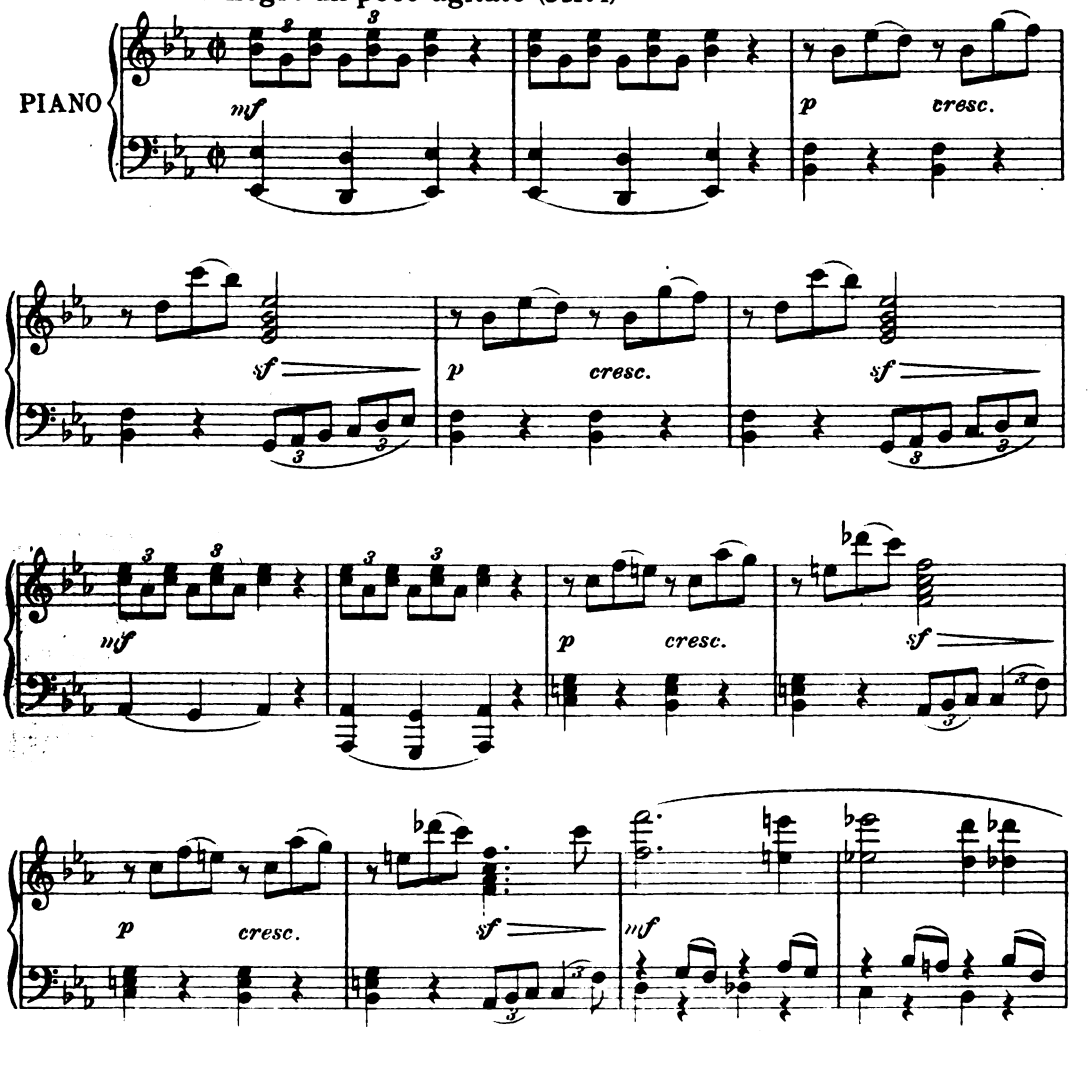
ARIE

aus „BEATRICE und BENEDICT“

Neubearbeitung von

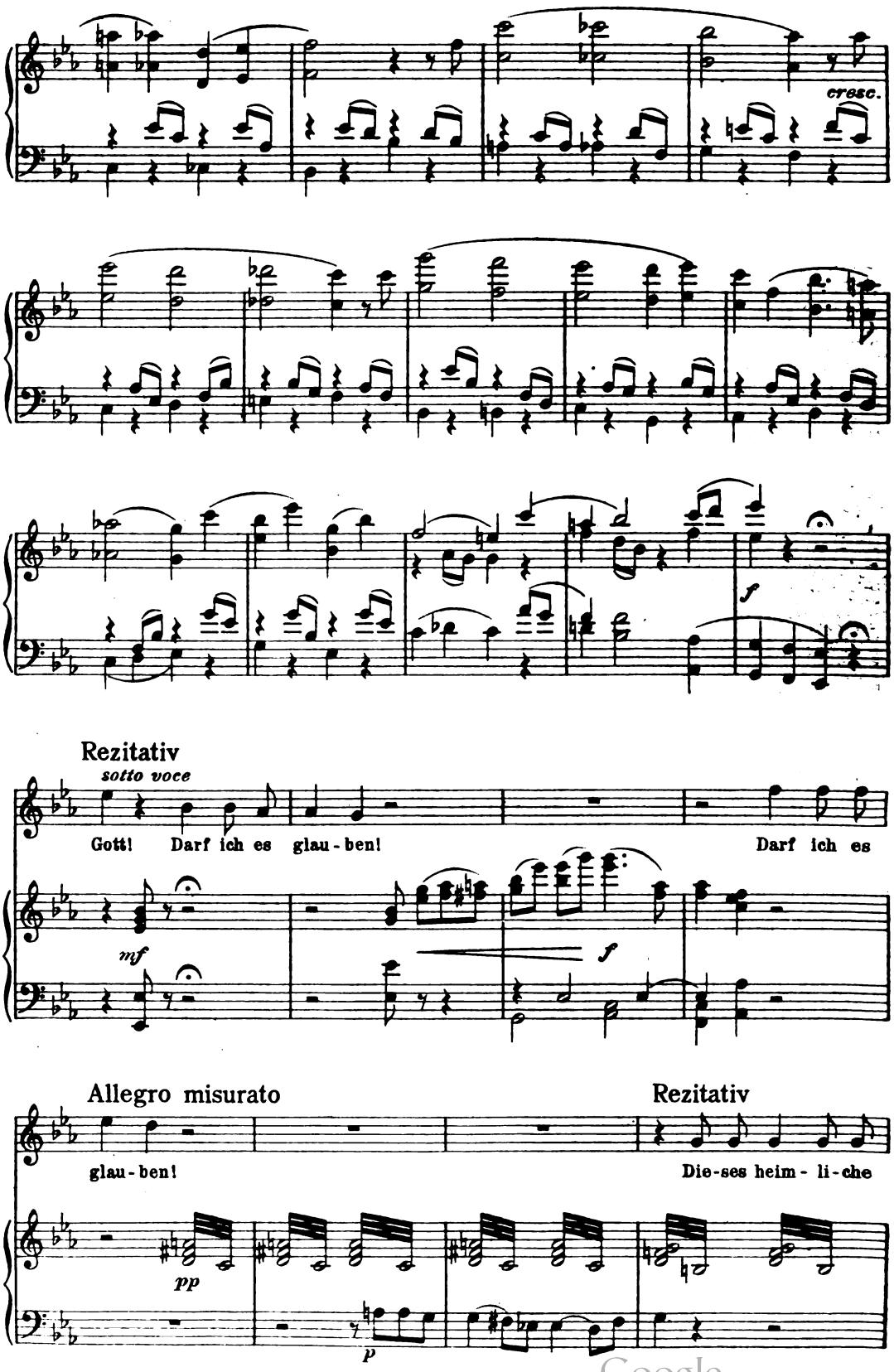
Josef Stransky und Wilhelm Kleefeld

Allegro un poco agitato (♩=104)

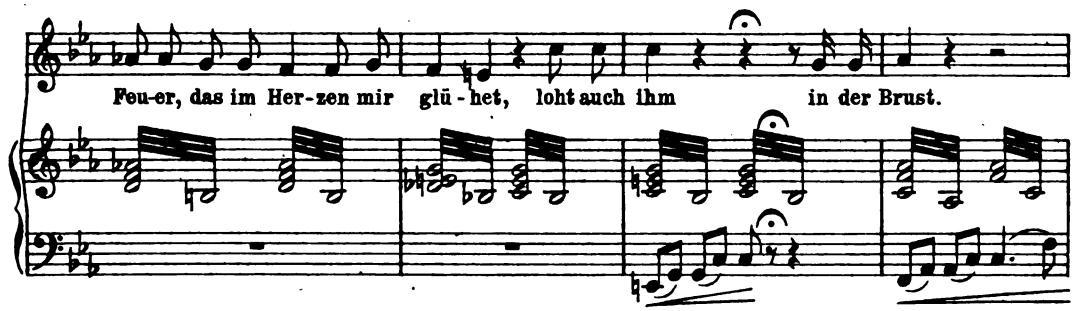


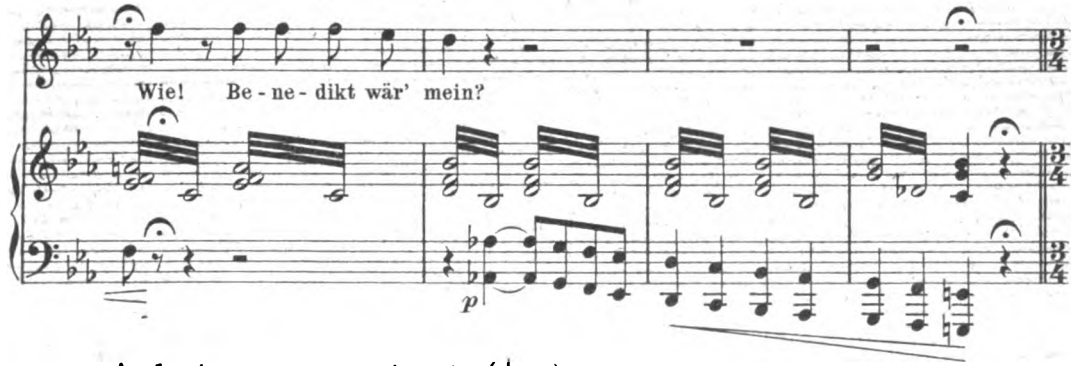
Digitized by Google

Mit besonderer Bewilligung des Verlags: Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung (Rob. Lienau), Berlin

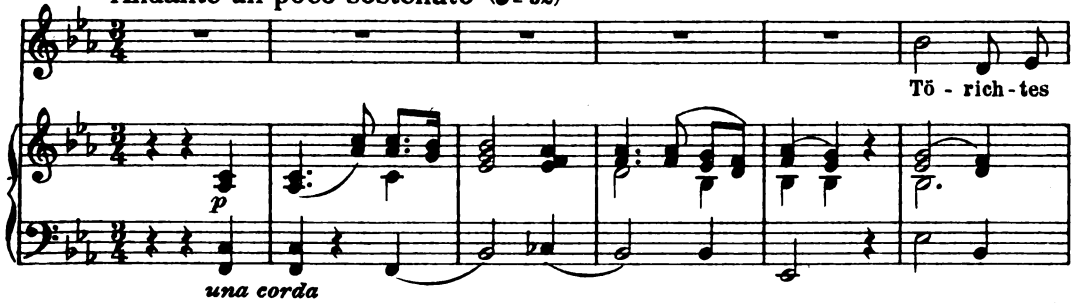


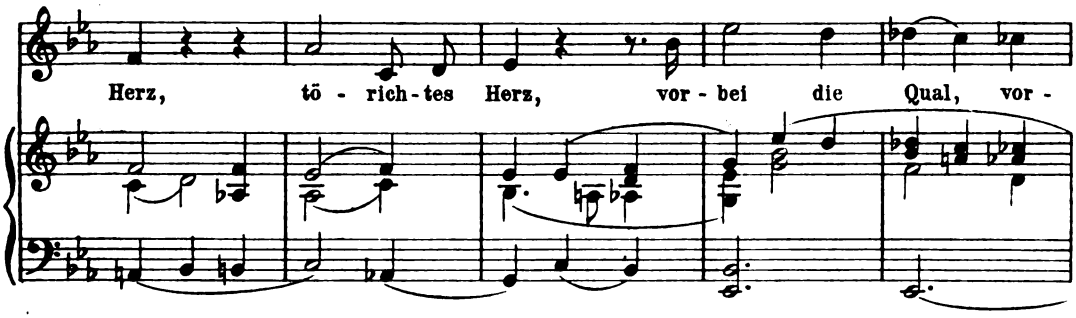
Digitized by Google

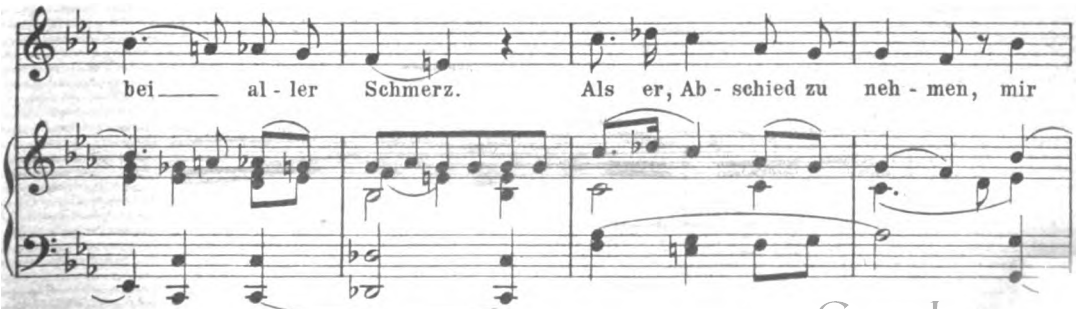




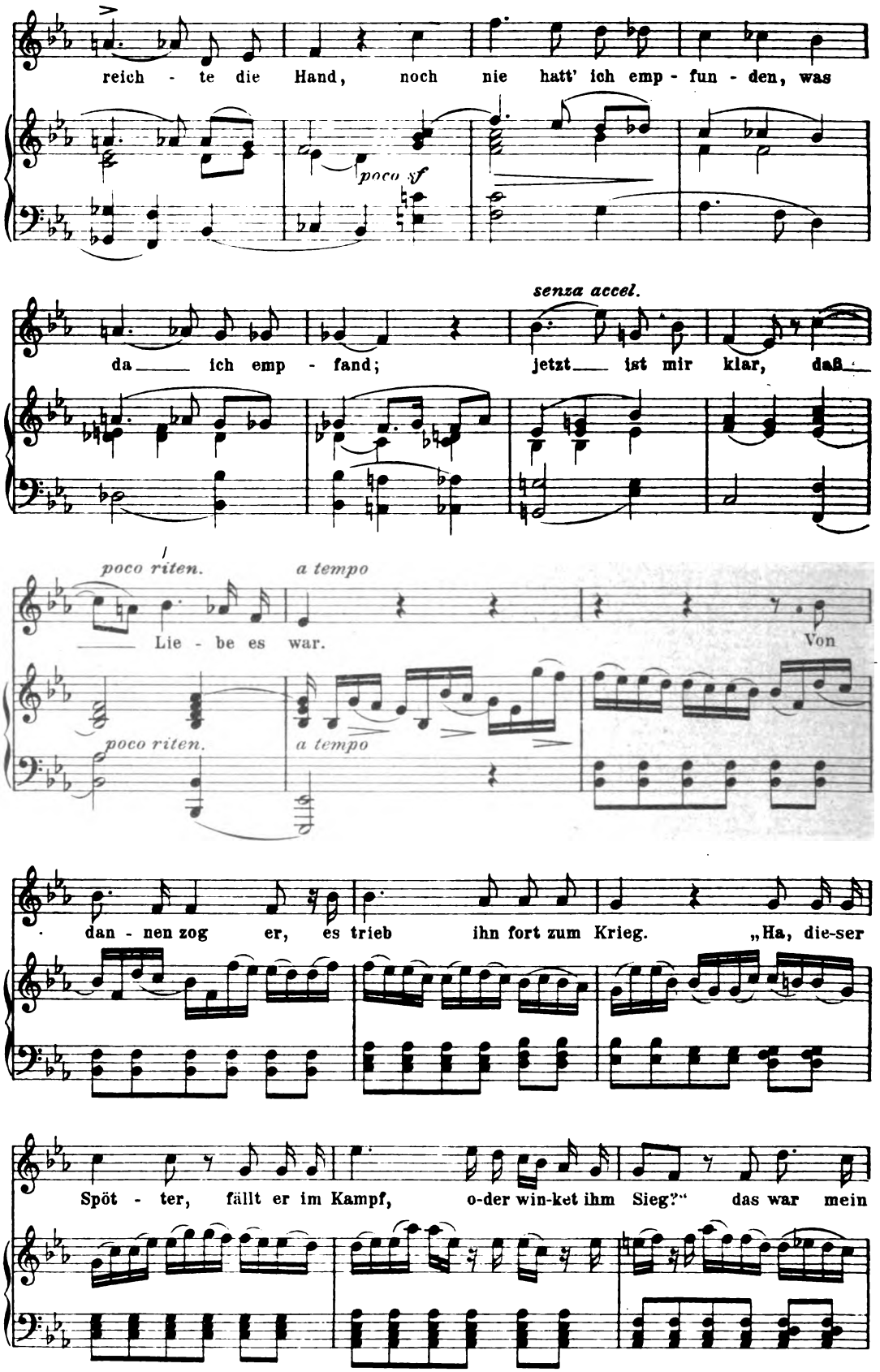
Andante un poco sostenuto (♩= 52)



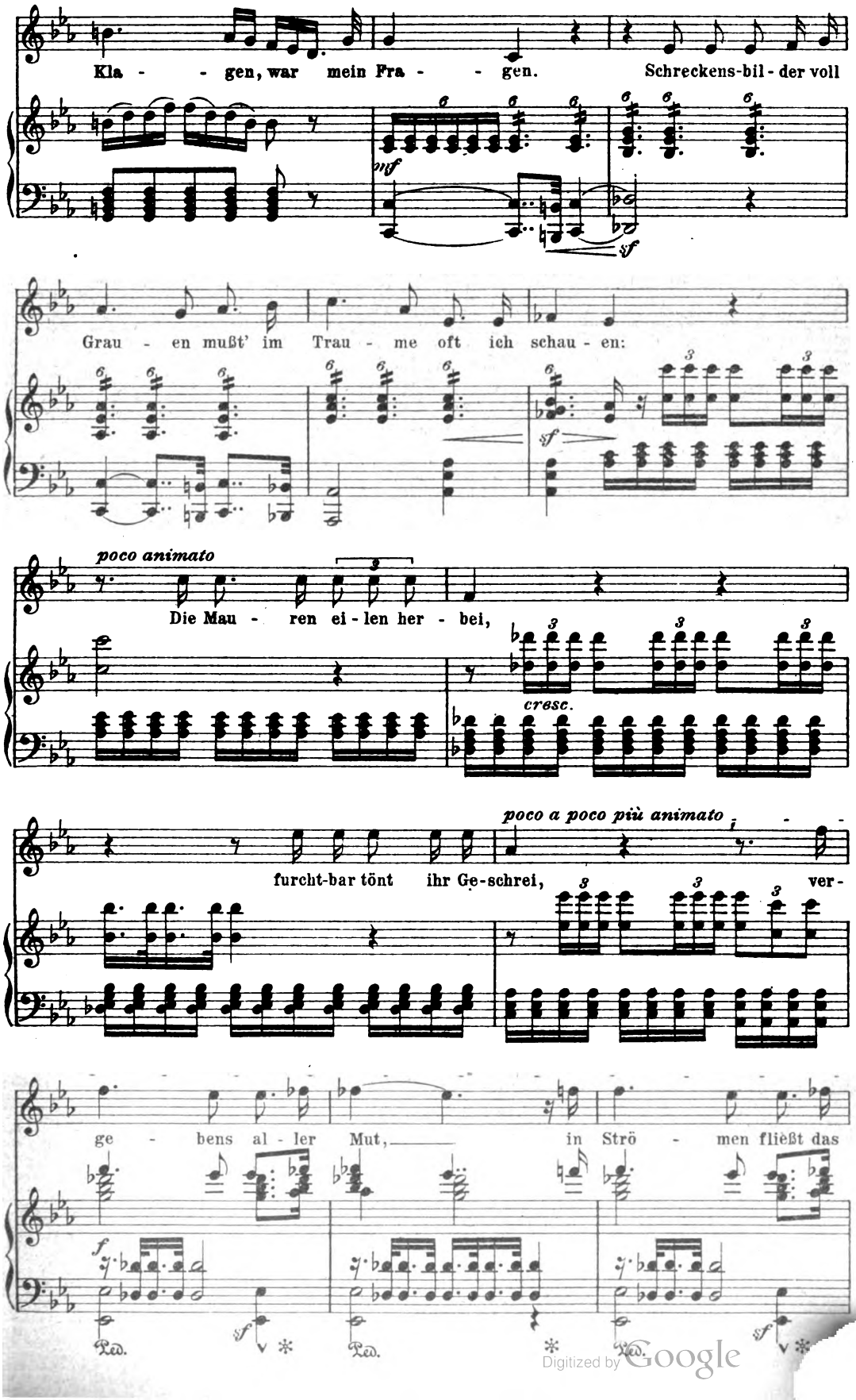




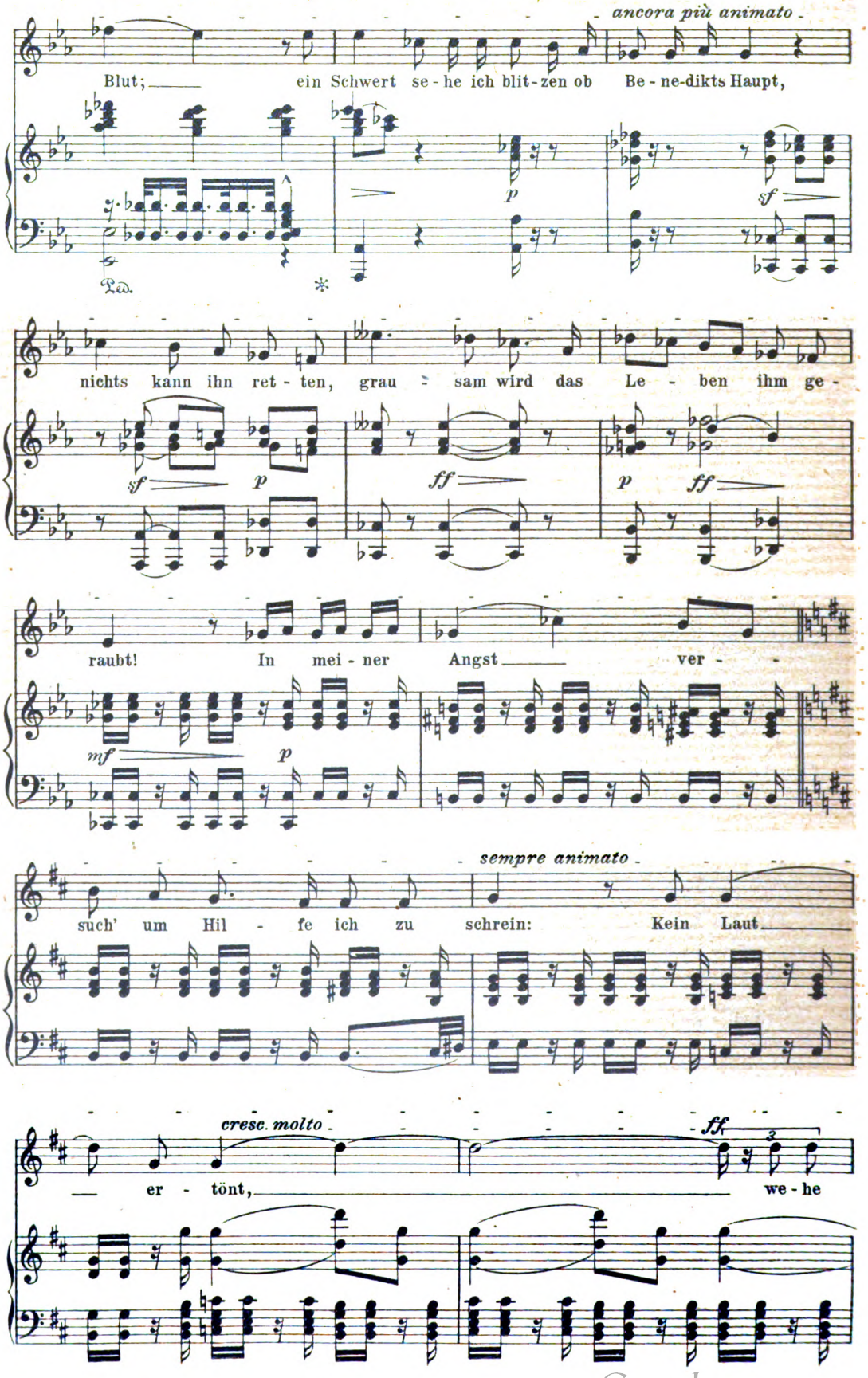
Digitized by Google



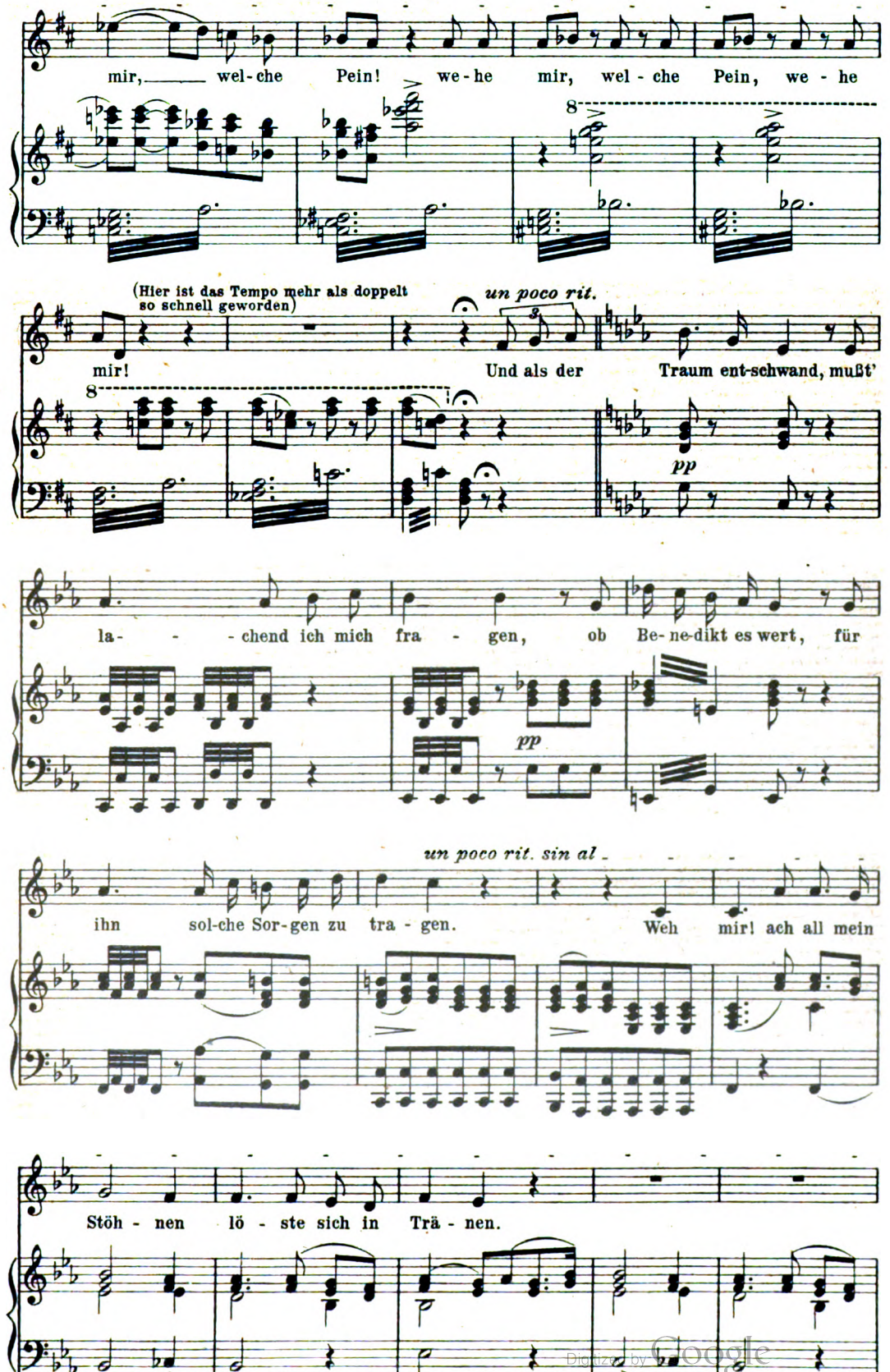
Digitized by Google



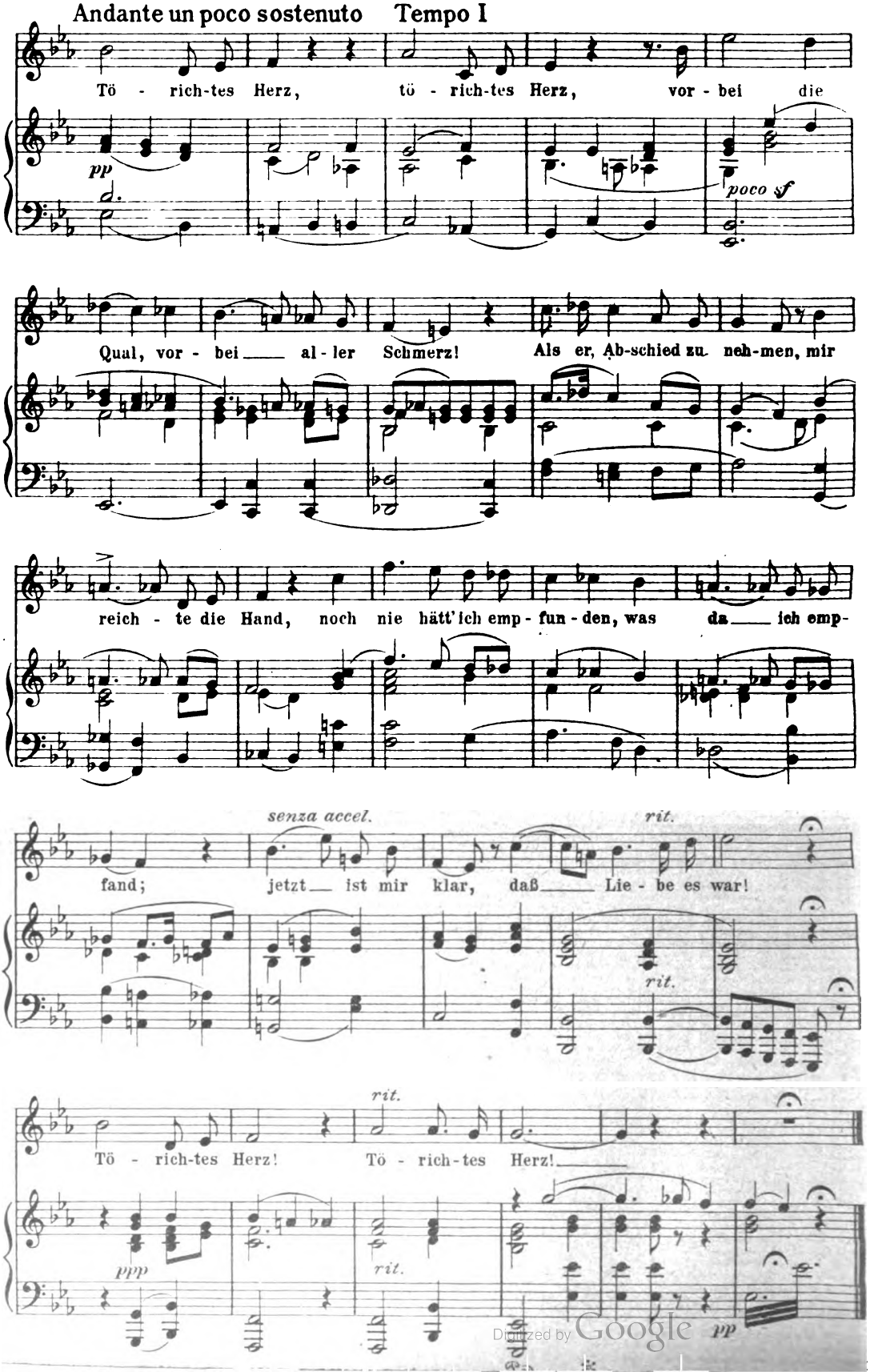
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

GEORG RICHTER: KINDER AN DER ELBE

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Augustheft 1913 Heft 22

Der Mensch und der Alkohol

Zeitsymbole könnte man Erscheinungen nennen, die nicht Gebilde willkürlicher Absichten sind, sondern Brennpunkte, in denen sich das Eigentümliche einer Zeit sammelt. Sie werden von einer größeren Anzahl von Menschen, die sie begeistern, sehr ernst genommen, erscheinen aber oft von einer späteren, anderen Aufgaben lebenden Zeit aus unverständlich, übertrieben, ja lächerlich. Heute hört man mit Lächeln, wie in den zärtlichen Tagen der Empfindsamkeit, da man für Klopstock schwärmte, Wieland in einem Brief den Dichter einlädt „zu einem Kuß und einem Koffet". Damals war das ganz in der Ordnung. So ist die viele theoretische Beschäftigung mit dem Alkohol, im engern Sinn die Abstinenzbewegung, als ein Zeitsymbol für die Gegenwart zu nehmen. Diese Zeit der Tat und der Achtung vor dem Tatsächlichen und des Willens zur Quelle strebt, die Zwischengewalten in jeder Art auszuschalten. Als eine Zwischengewalt von großem Einfluß, besonders auf das Volksleben, ist der Alkohol zu betrachten, der doch seinen Anhängern Brillen aufsetzt und die „Weltanschauung" recht willkürlich verändert, was ja jene Studentenlieder von der „rosenroten Schminke" und von der Straße, die so wunderlich ausschaut, lustig loben.

Auch in der Alkoholabstinenz spielt das eigentlich Menschliche, nicht bloß die Nervenkraft und der Geldbeutel, mit. Begrifflich läßt sie sich umgrenzen als Alkohol-Enthaltung aus Achtung vor Gesetzen, Tatsachen der Natur, des Lebens und des Menscheninnern.

Man darf nicht fragen: soll der Mensch Alkohol trinken oder nicht? —; denn es ist mit den Tatsachen zu rechnen. Schon in ältester Zeit hat man berauschende Getränke, und zwar unmäßig, genossen. China und Japan haben ihren Reiswein seit Jahrtausenden. Die alten Ägypter bereiteten aus Gerstenmalz ein „geistiges" Getränk, zählen aber wie Unmäßigkeit so Trunksucht zu den Hauptsünden. Wenn sich in Rom ein deutscher König die Kaiserkrone aufsetzen ließ, gelobte er, „sobrietatem cum Dei auxilio custodire", mit Gottes Hilfe nüchtern zu bleiben. Und Dichter fanden ein Etwas im Wein, eine veritas und einen Gott, einen „heiligen Schlaf" in der „goldenen Flut der Trauben", dem sie ihren Mund, in doppeltem Sinn, liehen. Ganze Familien, ja auch große Männer hat der Alkohol, die Lust am Alkohol zugrunde gerichtet. Und trotz aller Finanznot haben die Völker Milliarden für ihn übrig. Man muß das zu verstehen suchen.

Tolstoi fragt: warum betäuben sich die Menschen? und gibt ungefähr zur Antwort: um die Stimme des Gewissens hinwegzuspülen. Das deutet immerhin in die rechte Richtung. Der Mensch möchte von dem anstrengenden, ängstenden, sorgenden Zwiespalt in seinem eigenen Innern und zwischen sich und Welt und Leben los sein, er möchte ausschalten, was den sorglosen, dichterisch heiteren, brüderlichen

Digitized by Google

Kräften in ihm im Wege steht, er will über Vorwürfe, Halbheit, Schwere, Verdruß, Langweile, über die Zeit und das Leben hinwegkommen, der Gelehrte, Künstler und Gebildete will das Denken, Grübeln, das öde Rechnen, Etikettiertsein und Etikettwahren und die ganze „trockene" Philosophasterei einmal ein wenig belachen und etwas anfeuchten, der Mensch will sich öffnen zu fröhlichem Gesang und Geplauder, er will sich „den grauen Tag vergolden". Darum zecht er.

Der Alkoholgenuß verrät also auf der einen Seite einen ganz guten Zug der Menschen. Es ist nicht zufällig, daß die Form des Zechens und der Trinksitten, gegen die sich ja die Hauptkraft der Abstinenzbewegung richtet, gerade in dem zum Träumerischen neigenden Volk der Dichter und Denker sich besonders entwickelt hat. Das (mehr einheitliche, mehr naturartige) Weib und der (zur Spekulation im doppelten Sinn des Wortes veranlagte und von sich aus schon sehr geschäftige und strebsame) Jude sind in der Regel nüchtern.

Haben Trieb und Absicht einen guten Kern, so ist doch der Weg unrecht. Auch hier mangelt dem Menschen wieder einmal Geduld und Lust zur nicht gleich erfolgreichen Arbeit. Der Alkohol erreicht das Gewünschte nur unvollkommen und erkauft es um einen zu hohen Preis. Nicht darum verdient der Weg das Urteil „unrecht", weil der Mensch, dem der Alkohol Lebensgewohnheit geworden, sich von etwas Äußerem abhängig gemacht hat; von etwas Äußerem ist er ja auch in der Ernährung und Kleidung abhängig. Sondern: der Alkohol will auf Grund bloßen Genießens ein Heil bringen, während alles würdige und wirkliche Heil einzig Blüte des Schaffens ist. Der Mensch scheut das Anstrengende der Erziehung zum Schaffen und gibt sich lieber mit dem bequemen Surrogat zufrieden. Dadurch entfernt er sich nur von dem Schaffen, das nicht (mit Schillers Ausdrücken) Formtrieb bloß oder Stofftrieb bloß ist, sondern die spielende Einheit beider. Er verlernt, die natürliche, das heißt: die lebenerhaltende und lebenfördernde, die nährende Begeisterung und Heiterkeit zu suchen. Wogegen anderseits der begabte Abstinent, welcher der alkoholischen Begeisterung sich enthält, nach einer andern, einer würdigen und wirklichen Begeisterung streben wird. Der alkoholische Rausch ist eine Zwischengewalt zwischen Mensch und Umgebung (auch Schicksal). Rausch ist mit Rauschen verwandt: wie Vögel, auch Kinder und ähnliche Leute bei rauschendem Wasser leicht zu singen anfangen, so ist die Aufgabe, vom Rauschen von Meer und Wald und Wind, vom Rauschen der Arbeit, der Jahreszeiten, der vergänglichen Dinge, dem Strom der Zukunft durch die Gegenwart in die Vergangenheit, — davon sich be—rauschen zu lassen. Die Erzählung von der Hochzeit zu Kanaan darf wohl auch als ein schönes Sinnbild genommen werden, daß in Gegenwart des Göttlichen, des Ideals Wasser zu Wein wird, Wasser wie Wein mundet und wirkt. Der alkoholische Rausch ist ein „Rausch aus Schwäche", wie Novalis ihn einmal nennt; er „entzieht dem Denkorgan etwas". Die große Leidenschaft, die geniale Monomanie, der „holde Wahnsinn" des Dichters, selbst die Wollust der Liebe, — das alles ist „Rausch aus Stärke"; denn hier lebt der ganze gewöhnliche Mensch, nur sind dazu noch die Feier-

Digitized by Google

tagskräfte erwacht, und alles ist höchst lebendig, in Blüte und in Einklang.

Die Psychologie stellt fest, daß Alkohol die Keimzelle, den Fortpflanzungsstoff vergiftet. Mindestens ebenso schlimm ist die Vergiftung der inneren Keime und Möglichkeiten. Der „Sorgenbrecher" vernichtet oder unterdrückt wichtige innere Aufgaben; denn in den Leiden des Innern regt sich eine gute, neu zu entwickelnde Kraft. Die Sorgen wollen gestaltet, in ihrem Sinn verstanden und durch liebende Tat überwunden werden. So nimmt der Alkohol oft dem Schmerz sein Recht. Die Psychologie beweist auch, daß Alkohol die zu Hemmungen benutzten Gehirnfunktionen lähmt. So dürfte, vom Sittlichen aus gesehen, nur der Heilige Alkohol trinken, aber der hat gar kein Bedürfnis nach ihm. Es spielt also beim Trieb zur Flasche der „sündige", das heißt: der noch unerzogene Wille mit.

Und der Wert und Segen des Alkohols? Wie in der Krankenbehandlung, so *scheint* er auch bei Gesunden bestimmter Art unter bestimmten Verhältnissen, über gewisse Krisen und schwere Dinge hinwegzuhelfen, bestimmten Veranlagungen das Leben erträglich zu machen, so daß sie in ihren eigentlichen, sie fördernden Aufgaben und Pflichten verharren. Er tut das nur *scheinbar*, aber auch der Schein bedeutet etwas, und je mehr der Mensch noch Sklave ist, um so teurer bezahlt er seine Freuden. Geh mir aus der Sonne! mehr verlangte der heitere Diogenes nicht, die entarteten Römer und Römerinnen dagegen bedurften des Anblicks von Blutbädern, um der trägen Hohlheit ihres Daseins zu vergessen. Was den Schein angeht, so ist der Weihnachtsmann nur eine Einbildung, für das Kind aber doch eine sehr wirkliche und wirksame Wirklichkeit, und gerade überzahme Vernunftmenschen, wie sie natürlich auch in der Bewegung gegen den Alkohol vorkommen, die nicht an *irgend*welchen wahren Wert der Ausgelassenheit, überschäumenden Lust und Gemütsjungenhaftigkeit, ja Benebelung glauben, unterliegen einer gar nicht so unbedenklichen Phantasie; man kann eben wie vom Blumenparadies so auch von Zahlen träumen. Wir bekämpfen den Alkohol nicht, um in jeder Stunde unsres Lebens in jeder Hinsicht nur nüchtern zu sein.

Das Wort Alkohol entstammt, nach Kluges Wörterbuch, dem arabischen alkohl, „Bleiglanz zum Färben der Brauen". Das ist die Sache auch wirklich: eine Schminke. Um einen Mangel äußerlich wenigstens zu übertuschen, greift man nach ihr, aber sie frißt, und der Mangel wird immer größer, der Bedarf nach ihr desgleichen. Der Bleiglanz wird nie neue oder schönere Brauen geben, aber zu denken ist, daß für eine bestimmte Rolle auf dieser Erdenbühne dunkle Brauen nötig sind. Dann wird der Mensch in der Regel zu dem Mittel greifen, und uns bleibt nur der Trost, daß ihn das Spiel zu einer andern Rolle oder einem andern Fach bilden wird, wo er gern ohne jene Schminke auskommen kann. So liegt auch im Alkoholgenuß schon die Tendenz zur Enthaltsamkeit, indem Freuden eigentlich nur *versprochen* werden, „der Champagner", sagt der Franzose, „*kitzelt* angenehm das Herz". Die Freude beim Alkoholgenuß ist in der Hauptsache nur Fatamorgana, und das aus der Unreinheit des Mittels hervorgehende Üble (Unmäßigkeit, Vernunftverlust, Nachwirkungen)

Digitized by Google

macht das Illusorische dieser Freuden nur um so deutlicher — bei dem, der im Menschenkörper ein Mensch ist. Bei den andern ist gewiß gut, wenn sie des Alkohols entwöhnt werden, man hat aber zu bedenken, daß die Entwöhnung (etwa infolge staatlichen Alkoholverbotes) noch nicht die innere Überwindung des mit zum Alkohol treibenden gemeinen Willenszuges bedeutet. Dazu ist Erweckung von tieferer Liebe und Achtung nötig. Man spricht ja von einem Lebensdurst. Das Leben, nach welchem man dürstet, muß nicht mehr eine große Belustigungsanstalt zum fidelen Augenblick, sondern das Schaffen zur Bildung, zur Erziehung, zur keuschen Erhebung in den Sinn des Welträtsels und in die große Wonne der Schönheit sein. Dann erst ist die Wurzel des Alkoholismus in jeder Form im Menschen endgültig erstorben. Das Kind sieht auf den Ball und nicht auf die Hände, wenn es ihn fangen will. So wird auch hier am besten die große menschliche Aufgabe ganz von selbst von dem schädlichen Brauch befreien. Trunkenheit? Ja, aber ohne Wein, wahre Jugend, und die lange dauern kann.

Viel von der Predigt gegen den Alkohol beruht auf zu geringer Kenntnis der Menschennatur und der Tatsachen. Daß Alkohol „Gift“ ist und zurückbringt, sagt nicht wenigen Trinkern und Zechbrüdern fast alle Tage die Erfahrung. Aber den Trieb beherrschen, das ist die schwere Kunst, die sich nicht schon durch den Anblick von Trinkerlebern und Bierherzen und durch gute Vorsätze lernt. Was hat Fritz Reuter als Bräutigam gegen sein Quartalstrinken gekämpft, wie ernst, mit Zusammenraffung seiner ganzen inneren Kraft, und mit wie wenig Erfolg! Das war nun bei einem Menschen mit verhältnismäßig großen Gaben, was soll da ein so veranlagter, hart bedrängter Arbeitsmann etwa leisten können! Wer dem andern helfen will, muß die ganze Schwere der von jenem zu bewältigenden Aufgabe fühlen, als wär's die eigene und muß sich darum in den andern lebendig hineinversetzen können. Eine hin und wieder falsche Pädagogik auf diesem Gebiet ist mit schuld an all den unwahrhaftigen und unwahren Behauptungen und Einwänden, die vom bedrängten Biertopf aus gemacht werden, wie etwa die Schummelei der Schulkinder zum großen Teil nur Rückschlag auf unnaturgemäße Behandlung ist, eine Abwehr, ein instinktiver Selbstschutz. Auch die Unsauberkeiten des Verbandes der Gärungsgewerbler sind zu einem Teil sicherlich das Gewissen der Abstinenzbewegung, die Antwort auf oft recht selbstgefällige Übertreibungen und auf das Verkennen der tieferen Schwere und der tiefen Zusammenhänge der Alkoholfrage, in der sich eben, man könnte sagen: sinnbildlich, ein sehr ernstes menschliches Problem ausprägt.

Beim Alkohol hat man ja überhaupt große und wichtige Züge der menschlichen Schwäche und Art, wie beim konkreten Sinnbild beisammen. Wahrheiten und Gefahren sind in ihm sozusagen lokalisiert, so daß er, heutzutage besonders, wo Alkoholfrage auch eine soziale Frage bedeutet, als ein Sittenthermometer angesehen werden kann. In seinem Verhalten zum Alkohol kann jeder sich selbst und seine Eigenschaften ganz gut erkennen (also nicht bloß wie ehedem, wenn er betrunken, von andern erkennen lassen), und an diesem Messer auch seinen Fortschritt feststellen. Daher dient der Alkohol mittelbar auch

Digitized by Google

der höheren Entwicklung, indem durch ihn, als ein Greifbares, Populäres, der Statistik und dem wissenschaftlichen Versuch Zugängliches, Tausende von Menschen zur Mitarbeit an Menschheitsfragen kommen, die für allgemein begründeten Idealismus keinen Finger krümmen würden. Der ganze Kampf gegen den Alkohol ist eine Art gesellschaftliche Teufelaustreibung, aber dieser Teufel ist sichtbar, greifbar, nicht bloß Dogma. Wie der katholische Kultus den Glauben an den Gott in der Hostie fordert, so der abstinente — ja, man könnte fast sagen: Kultus die Anerkennung seines Teufels im Alkohol.

Genau zugesehen, liegen die Dinge doch nicht ganz so einfach, wie sie die meisten Prediger gegen das Volksgift meinen. Sie sagen: im Jahre 1908 allein sind in Preußen 1007 Männer und 150 Frauen an Säuferwahnsinn gestorben. Gäbe es keinen Alkohol, was wäre dann die Todesursache dieser Leute gewesen? Dieser Leute: wahrscheinlich geschlechtliche Ausschweifung oder Selbstmord oder Nikotinvergiftung oder Fettleibigkeit oder Geistesumnachtung. Manche hätten im Gefängnis geendet. Von diesen Leuten wären wohl nur wenige tüchtige Menschen geworden oder — geblieben. Denn freilich: der Alkohol ist bei moralischen Weichtieren (und was ist seltener als Charakter?) eine ganz besondere Gefahr, schlimmer als die meisten oder als alle verwandten Versuchungen; dem größten Willensschwachmatikus verhilft er, ohne nur die geringste Anstrengung zu verlangen, zum Genuß: der Geschmack des Getränkes ist schon Genuß und ist doch erst das Mittel zu dem Hauptgenuß der Anheiterung und des Rausches. Der Alkohol ist nicht bloß etwas Äußeres, ein neutrales Naturding, sondern wirklich, bei recht ruhiger, sachlicher Beobachtung, eine Art diabolus. Und das ist er infolge des sonderbaren Zusammenstimmens seiner Wirkungen mit der Natur des Menschen, besonders mit dem chaotischen Wunsch des moralischen Weichtiers. Aller vollkommen zureichende Ausdruck, alle Antwort auf das Verborgene und irgendwie heimlich Gesuchte hat eine gewisse Magie, eine hypnotische und suggestiv begeisternde Kraft. Das beweisen also Dichtung, Kunst und religiöser Kult nicht bloß, sondern eben auch der Alkohol, durch den eine gewisse Menschenart sich im Tiefsten verstanden und befriedigt fühlt, warum er ja von seinen Jüngern verehrt wird oft glühender als eine Braut oder ein „Ideal“ und oft durchaus nicht ohne Poesie.

Darum, wegen der tieferen Zusammenhänge, soll hier nicht das tugendsame Philisterium billige Reden schwingen, sondern menschliche Erzieher sollen sprechen, die die Macht des Bösen, die Macht der „unglückseligen Sterne“ kennen, die es als Erfahrung gegenwärtig haben: „uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich“, die aber ebenso auch die Macht des Geistes und Willens und der Übung und der guten Umgebung kennen. Keine Symptomschneider (die in der Regel nur unterdrücken oder die Form des Ausbruches des Übels verändern), sondern Menschen unter Menschen, die das Ganze sehen, an die vorhandenen Kräfte und Gegebenheiten liebend, vertrauend anknüpfen und von dort aus weiterführen. Solche Menschen tun not, bejahend wirkende; „indem wir tun, lassen wir“.

Hier liegt ein Wichtiges für die Arbeit am Volk. Jener fran-

Digitized by Google

zösische Kunstgelehrte hat fein beobachtet, der den Alkohol die Literatur des Volkes nennt. Trinkt doch ungegorenen Fruchtsaft, der ist ja gesünder und schmeckt besser! Er schmeckt besser? Das läßt sich leicht predigen, aber das soll ja erst erreicht werden: wie bringe ich den einfachen Mann dahin, daß Wasser und Fruchtsaft ihm besser schmecken als Bier und Wein, daß ihm Zitronenwasser zu Literatur wird? Die edle uneigennützige und aufopfernde Arbeit der Nüchternheitsbewegung hoch in Ehren; ihr Hauptverdienst hat sie durch ihr bloßes Dasein, indem sie den Finger auf faule Stellen legt. Aber: vor allem wirksam, wahrhaft heilsam wird das positive Schaffen sein, das uns durch Wissenschaft, freie Religion und tief erlebte und begnadete Kunst zu ganzen Menschen erzieht, das den idealistischen Keim, das selbständige Denken, die Freude und die Achtung vor unsrer Arbeit und aller Arbeit in uns ernährt, vor allem in der Schule, auf Grund einer die wirkliche Menschennatur kennenden Erziehungskunst. In dieser Art regt sich ja schon viel Erfreuliches in unsern deutschen Landen. Die Bewegung gegen den Alkohol, die als ein Johannes schon für manches Gute den Weg bereitet hat, kann hier, sich immer mehr vertiefend, mitarbeiten. Denn auch ihre Aufgabe meint letzten Endes nur: bilde dich und den Menschen, daß er aus Trieb und Einsicht von selbst allen „Alkohol", auch im übertragenen Sinne, also nicht bloß den Suff, sondern alles unechte Mittel innen und außen immer mehr weg läßt!

Friedrich Jaskowski

Nachgrothische Lyrik

Im November vor sechzig Jahren erschien der „Quickborn". Man hätte glauben sollen, daß dieser aus dem niederdeutschen Volksleben gehobene dichterische Schatz, der das Beste, man kann sagen: die Seele aller niederdeutschen Stämme in dem weiten Grenzrahmen von der Flensburger Föhrde bis zum Harz und vom Niederrhein und Ostfriesland bis zu den ostpreußischen Haffs spiegelte, mit einem Schlage die neuniederdeutsche Lyrik zum Leben erwecken würde. Aber das vermochte Groth so wenig wie Reuter die niederdeutsche Epik schaffen konnte. Woran lag das? Wohl kaum an einem Mangel der Talente. Wenn zum Beispiel annähernd gleichzeitig im Schoße eines Volkes von 70 000 Köpfen, wie der Isländer, im Laufe noch nicht eines halben Jahrhunderts eine reichhaltige und wertvolle poetische Literatur entstehen konnte, weshalb nicht auch unter den zehn Millionen Niederdeutscher, die sprachlich, in gewissem Sinne sogar politisch, zu ihren hochdeutschen Stammesgenossen eine ähnliche gegensätzliche Stellung einnahmen, wie die autochthonen Isländer gegen die nach Kultur, Sprache und Stammesart grundverschiedenen Dänen? Mehrere Ursachen verhinderten es. Einmal war es die heute nicht mehr geteilte, aber unter anderen auch von Reuter ausgesprochene pessimistische Ansicht, daß die Tage des Plattdeutschen gezählt seien. Diese und ähnliche von Wienbarg und Hebbel herüberklingenden und noch von dem Verfasser des Marschenbuches, Hermann Allmers, wiederholten polemisch verschärften Urteile machten die eingebornen Talente kopfscheu. So wandten sie sich der hochdeutschen

Digitized by Google

Literatur zu. Ferner waren die drei großen Kriege mit ihrer Konzentrationstendenz und die unmittelbar folgende verhängnisvolle wirtschaftliche Periode der Entwicklung und Pflege bodenständigen Volkstums nicht günstig. Ihre Wirkung auf das Plattdeutsche kennzeichnet sich zum Beispiel dadurch, daß selbst Groth eine Zeitlang so gut wie vergessen war. Seine Verbitterung — es war nicht mehr die gegen Reuter — ist berechtigt gewesen, und die Gleichgültigkeit, mit der die Zeitgenossen seinem ferneren Schaffen, zum Beispiel dem „Rotgeter" gegenüberstanden, ist bezeichnend für ihre Geringschätzung der plattdeutschen Literatur überhaupt. Nur Reuter machte darin eine Ausnahme.

Allerdings, plattdeutsche Federn regten sich genug, trotzdem die befruchtende Wirkung gehemmt war. Aber sie waren mit wenigen Ausnahmen dilettantischer Art, zum großen Teil von reinen Reimschmieden geführt, die mit Vorliebe die bequeme Reutersche Läuschenform zu anekdotischen Versifizierungen ausmünzten und selbst die noch verwässerten. Wirkliche Begabungen, wie zum Beispiel der Friese Harbert Harberts, die Mecklenburger Brüder Karl und Friedrich Eggers, die Pommerin Alwine Wuthenow konnten sich meistens nicht genügend entfalten, versuchten es auch wohl gar nicht. Was gleichzeitig mit Groth und nach ihm an plattdeutscher Poesie entstand, beschränkte sich somit im wesentlichen auf kleinere Kreise, meistens auf den engsten heimatlichen Dialektbezirk. Auch die Motive: Liebe zur Heimat, zur Sprache, zu Weib, Kind, Familie, Haus, Beruf blieben die herkömmlichen. Diese weniger in Büchern vereinigten, mehr in Zeitungen verstreuten Poesien traten, ganz abgesehen von dem überragenden Grothschen Talent, auch deswegen weniger hervor, weil die einzelnen kleinen Kultur- oder Sprachbezirke der übrigen niederdeutschen Stämme nicht die ehemalige Geschlossenheit, die geschichtliche Bedeutung und die geistige hervorragende Veranlagung der Dithmarscher aufweisen konnten. Trotzdem hätten sie wohl eine höhere literarische Einschätzung als eine im Nebenamt, Feierabend, Sonntags- und Ferienstimmung, kurz eine im Winkel erblühte Dialektpoeterei verdient, wenigstens in Kreisen, die ihr eigenes Volkstum mit noch anderem als rein ästhetischem Empfinden schätzten und liebten. Vielleicht wäre dann das Schicksal eines so begabten Dichters wie Harbert Harberts, der sich aus Nahrungssorgen erschoß, ein anderes gewesen. Auf die einzelnen Dichter dieser Epoche, als deren bedeutendster John Brinckman mit seinem „Vagel Grip" zu gelten hat, soll hier nicht weiter eingegangen werden, ein Bild ihres literarischen Gesamtschaffens läßt sich recht gut aus der Regenhardtschen Anthologie „Die deutschen Mundarten" (Berlin, E. Regenhardt) gewinnen.

Diesem Erlahmen der neuplattdeutschen Literatur nach Groth und Reuter folgte etwa um die Jahrhundertwende auf allen ihren Gebieten ein bemerkenswerter Aufstieg. Will man für ihn ein der hochdeutschen Literatur entsprechendes Schlagwort wählen, so kann man vielleicht von dem Anbruch eines silbernen plattdeutschen Zeitalters sprechen. Es ist, als ob in einen dahinsiechenden Körper plötzlich ein Schuß neuen Blutes gekommen wäre. Die Wurzel der neuen Bewegung ist doppelt. Stavenhagen, der auf dramatischem Gebiet als ihr Neuformer gilt, kommt vom Naturalismus her. Die nicht minder stark aufstrebende Lyrik und Epik dagegen erhielten ihre Anregung aus der Heimatkunstbewegung. Und

Digitized by Google

jetzt ward das bis dahin literarisch wenig hervorgetretene engere und weitere Hamburg der geistige Boden, aus dem die neue plattdeutsche Dichtergeneration ihre besten Kräfte sog. Äußerlich gab sich das durch die vom hamburgischen Schulrat Adolf Stuhlmann angeregte Gründung der Vereinigung „Quickborn" kund, die, wenigstens zu Anfang ihres Bestehens, die namhaftesten in plattdeutscher Zunge schaffenden Kräfte in sich vereinigte und das Interesse weiterer Kreise, der Gebildeten wie des Volks, auf deren Erzeugnisse und die eigne Arbeit hinzulenken verstand. Ging man auf epischem Gebiet, mit andrer Farbengebung und stärkerer Betonung des Realistischen, hauptsächlich von Reuter und Brinckman aus, so war auf lyrischem Felde der an seinem Lebensabend in alle seine dichterischen Ehren wieder eingesetzte Groth wenn auch nicht immer das Vorbild, so doch wenigstens der Ausgangspunkt der neuplattdeutschen Lyriker. Allerdings ist die Zahl der wirklich wertvollen plattdeutschen Gedichtbände, die sie hervorgebracht haben, natürlich zurzeit noch gering. Aber die schöpferischen Kräfte, die hinter ihnen und den zahlreichen in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien verstreuten Gedichten stehn, sind durchaus beachtenswert. So glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, daß wir in weiteren zehn Jahren einen recht umfangreichen, und was wichtiger ist, auch ästhetisch wertvollen Schatz plattdeutscher Lyrik haben werden.

Unter diesen Neueren nenne ich zuerst Adolf Stuhlmann.* Zwar gehört er dem Lebensalter nach nicht zu ihnen, aber ich stelle ihn doch zu den „Jüngeren", weil er als Anreger in der neuen Bewegung steht und ferner, weil seine durch Sprachreinheit, Wahl und Behandlung der Stoffe an seinen Stammesverwandten Groth erinnernde Lyrik auch einen neuen und eigenen, nicht selten liedhaften und sanglichen Ton hat. Wie sein Altersgenosse Fehrs** gehört Stuhlmann zu den mehrfach komponierten plattdeutschen Poeten, was im Bereich der „nicht singenden Friesia" immerhin bemerkenswert ist. Manchmal geht dabei ein wehmütig-resignierender Ton durch seine Gedichte. Frischer wirken die Kinderlieder. Die Behandlung anekdotischer Stoffe ist künstlerisch straffer als bei Reuter. Die Tierpsyche behandelt er als echter Niederdeutscher mit besonderm Behagen. Er ist im poetischen Empfinden wirklich naiv, ganz wie Groth, und hat dabei Humor und Tiefe. Bei den Kindergedichten will ich gleich auf Falke hinübergreifen, der in einer „Hand vull Appeln" (Hamburg, Alfr. Janssen) zwanzig Gedichte für Kinder in Bilderbuchaufmachung veröffentlicht hat. Sie sind formglatt wie alles, was Falke schreibt, aber in der Klangfarbe etwas dünn und mehr „tanzlich" als sanglich. Stärkerer poetischer Gehalt spricht aus Robert Garbes „Görnriek" (Gutenbergverlag), wenn auch der rein lyrische Klang ihnen wie den Falkeschen Versen fehlt. Aber das Bändchen ist überhaupt wohl mehr ein Auftakt. Vertiefter gibt sich Garbe schon in seinen späteren Gedichten, zwar meistens auch noch nicht mit lyrischem Vollton — aber doch mit dem einer mit sich selbst und dem Leben stark und manchmal schmerzvoll ringenden Seele. Vielleicht ist Garbe

* S. T. Uhlmann: Rymels. Mit Biller von Ad. Eckhardt un Melodien von Herm. Tecke. Hamburg. Otto Meißner. 1898.

Adolf Stuhlmann: Hasselpoggen. Rimels un Vertelln in holsteensch Mundaart. Hamburg. Conr. H. A. Kloß. 1906.

** J. H. Fehrs: Zwischen Hecken und Halmen. Lühr & Dircks, Garding.

Digitized by Google

der, der es unter den neuen Plattdeutschen mit seiner Kunst am ernstesten meint. Garbe kann ferner, um dies gleich anzufügen, als Führer einer in der „Nedderdütsh Sellshopp" reichlich separatistisch eingekreisten hamburgischen Sondergruppe gelten, die man am besten aus der lyrischen Anthologie „Up sassisch Eer" (Diederichs, Jena) kennen lernt. Sie versucht ein wenig himmelstürmerisch nach Palmen zu ringen, die die plattdeutsche Lyrik im Grunde nicht geben kann, jedenfalls nicht so gut wie das für „modernes Weltfühlen und Ringen" nun einmal feiner, reichtöniger und schmiegsamer besaitete Instrument der hochdeutschen Sprache. Eine solche Richtung verzichtet, wenigstens mit diesem der vornehmsten Aufgabe einer Volkssprache entgegengesetzten Programmpunkt, auf ihre schlichtesten und daher schönsten poetischen Wirkungen und zugleich damit auf den Weg zum Herzen des Volks. Eine seltsame, schon dem Auge des Gebildeten schwer eingehende Rechtschreibung, die die Utopie einer allgemeinen plattdeutschen Schriftsprache wieder aufnimmt, erschwert dem Volke die Bekanntschaft mit der literarischen Eigenart dieser Gruppe noch mehr, so bemerkenswerte Begabungen (Westerich, Hinrichsen) in der Sammlung auch zu Worte kommen.

Unter dem Gesichtspunkt wirklicher Erhaltung und Pflege des Plattdeutschen im Volk und für das Volk scheinen mir Poeten von mehr zurückhaltender individualistischer Neigung den besseren Weg zu gehen. Sie bevorzugen, als *plattdeutsche* Dichter, aus einem sicheren instinktiven Gefühl heraus die natürliche Ausdrucksfähigkeit der plattdeutschen Sprache für die einfachen Empfindungen von Mensch zu Mensch, die Verhältnisse, wie sie die Umwelt zu ihnen selbst und ihren zeitgenössischen plattdeutschen Volksgenossen hervorbringt. Von ihnen sind außerhalb Hamburgs besonders die ostfriesischen Gebrüder Willrat und Arend Dreesen bemerkenswert, von denen Willrat leider nur wenig Plattdeutsches schreibt. Überhaupt sind die heutigen und älteren Leistungen des poetischen Ostfrieslands ganz respektabel: einen Einblick in sie gibt das mit einer guten literarischen Einleitung ausgestattete „Ostfriesisch-plattdeutsche Dichterbuch" (Aurich 1911, A. H. F. Dunckmann). Unter den Westfalen sind mit plattdeutschen Gedichtbüchern Hermann Wette[1] (dessen Bedeutung aber gleichfalls auf hochdeutschem Gebiet liegt) und der reichlich viel Lyrik produzierende Augustin Wibbelt[2] hervorgetreten. In noch stärkerem Maße gilt das von dem Mecklenburger August Seemann[3], der zusammen mit Richard Dohse und dem kürzlich verstorbenen Helmuth Schröder[4] als Vertreter seiner Stammesgenossen hier stehen mag. Für Nordhannover ist Friedrich Freudenthal[5] und für das dialektisch stark

[1] Hermann Wette: Westfälische Gedichte. 2. Aufl. Fr. Wilh. Grunow. Leipzig.

[2] Augustin Wibbelt: Mäten-Gaitlink und Pastraoten-Gaoren. Gedichte in münsterländischer Mundart. Fredebeul & Koenen. Essen-Ruhr.

[3] August Seemann: Hänn'n, und andere plattdeutsche Gedichtbände. W. Röwer. Berlin.

[4] Helmuth Schröder: As't de Garw givt; Plattdütsch Kräns un Strüz. Otto Lenz. Leipzig. — Ut minen lütten Gorden. Selbstverlag.

[5] Friedr. Freudenthal: In Lust un Leed. En plattd. Gedichtenbook. Schünemann. Bremen.

Digitized by Google

abweichende Südhannover Christian Flemes*. zu nennen, einer der wenigen niederdeutschen Poeten, die es zu einem „Ehrensolde" gebracht haben; für Holstein neben dem älteren Fehrs der jüngere Ludwig Frahm. Bemerkenswert tritt Hamburg hervor. Außer Hans Kinau (Gorch Fock), einem starken, aber noch ringenden Talent, ist vor allem Hermann Claudius zu erwähnen. Er hat sich kürzlich mit einem Gedichtband „Mank Muern" (Zwischen Mauern. — Alfred Janssen, Hamburg) als einer der „ganz Echten" erwiesen. Darin kommt zum erstenmal die Großstadt Hamburg in ihren niederen Schichten, der „kleine Mann": der Arbeiter, Ewerführer, Schauermann, Seemann, Straßenbahnführer, die Zeitungsfrau, kurz das „Volk" mit seinen bescheidenen Freuden, vielfachen Beschwerden und Leiden, seiner unerquicklichen Großstadtmisere, seinem sozialen Ringen poetisch zu Worte. Hier ist Claudius für eine schwer zu fassende, durchaus nicht homogene und nicht mehr bodenständige Volksgemeinschaft ein dichterisches Spiegelbild mit einheitlich gewähltem Brennpunkt gelungen, wie Groth es für seine Dithmarscher geschaffen hat. Hier Volksseele, dort Großstadtseele. Claudius schöpft — mit der instinktiven Hebbelschen Erkenntnis, daß man nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse — unmittelbar aus dem Volksempfinden. Darum dichtet er auch gleichzeitig *fürs* Volk. Weil er's als wirklicher Poet tut, scheint er mir als Schaffender unter den Neueren der Aussichtsreichste.

Eine Anzahl aus den Schöpfungen *lebender* Dichter ausgewählter Proben, nach Sprachprovinzen geordnet, möge diese Ausführungen begleiten. Balladen sind nicht darin aufgenommen worden. Ein plattdeutsches Balladenbuch wird von der „Nedderdütsh Sellshopp" vorbereitet.

Wilhelm Poeck

Von einer Segeljachtfahrt in der Ostsee und von moderner Plastik

Die Zusammenstellung in der Überschrift ist seltsam. Zur Erklärung zunächst nur so viel, daß „moderne" Plastik und Segelfahren eines gemeinsam haben. Beide sind *unmodern*.

Um auf einer Segeljacht Tage und Wochen zu reisen und bequem zu reisen, gibt es ein einziges Mittel: man muß Freunde haben, die eine Jacht besitzen und einen einladen. Und so kam eine kleine Gesellschaft zusammen, fünf oder sechs Personen. Nachdem die Reise einige Tage gedauert hatte, sagte einer der Gefährten — er war Ingenieur —: eigentlich ist doch diese Art, zu reisen, blödsinnig unmodern. Er sagte es halb ärgerlich. Vielleicht hatte er aber durch den Ton seines Ausrufs an eine Schicht von Stimmungen gerührt, aus der uns anderen der Genuß kam.

Auf dem Dampfboot ist von der Ursache und Kraft, die das Schiff bewegt, nichts zu sehen. Die Maschinen sind tief unten, und der Maschinenraum darf nicht betreten werden. Sehen kann man nur die schäumende Furche, die die Schrauben durch die Wasserfläche ziehen. Auch von der Navigation sieht man nichts; sie vollzieht sich

* Chr. Flemes: Plattdütsche Gedichte. Hannover. Edler & Krische (u. andere).

Digitized by Google

oben auf der Kommandobrücke, von wo die Befehle übermittelt werden, und das Deck des Kapitäns darf nicht von Unbefugten betreten werden. Dagegen die Segelmanöver geben beständig zu sehen; sie sind ein guter Teil der Unterhaltung des Reisenden, und das Interesse für alles, was derart vorgeht, unterbricht jedes Gespräch.

Windstille. Die Segel schlottern an den Masten und Querbäumen; manchmal flattern sie hin und her wie gefangene Vögel im Käfig, die sich über etwas erschrecken und ängstigen. Die Mannschaft liegt untätig an der Brüstung („Verschanzung") herum; sie rauchen oder schlafen. Breitbeinig steht der Kapitän da und blickt hoffnungslos nach allen Seiten. Das Wasser plätschert um die Wände des Schiffs. Soweit man sieht — alles blau, blau, Wasser und Himmel, und die Sonne vergnügt sich über unsere Hilflosigkeit. Ein Punkt sind wir in der Unendlichkeit. Land scheint unerreichbar. Die Gedanken stehen still und verdämmern. Gibt es überhaupt Land? Oder ist es wie auf den Seekarten des Kapitäns? Da bildet das Land eine Art Umriß für das Meer, ohne eigenen Körper. Die Leuchtfeuer der Küste sind mit farbigen Kleckſen aufgetragen. Die Seezeichen, hohe Punkte, die am Ufer liegen, und die der Blick von weit her sichtet, Hügelrücken, Kirchtürme, hohe Gebäude sind im Aufriß angegeben. Was einwärts liegt, Städte, Berge, Eisenbahnen, Flüsse, um das kümmert sich die Seekarte nicht. Das ganze Land hinter der Küstenlinie ist auf der Karte weiß gelassen, als wäre es die Wüste Sahara oder wieder ein Ozean. Wirklich, sind wir jemals auf dem Land gewesen, gibt es so etwas? Da bewegt sich der Kapitän. In der Ferne, auf dem Wasser bemerkt er eine andere Färbung, einen Strich; die Fläche weit weg scheint sich zu kräuseln. Der Wind ist aufgestanden; gleich wird er da sein. Hehoh! Segel setzen! . . . Alles läuft und greift nach den Tauen und zieht. Alle ziehen; selbst der Koch und der Küchenjunge werden herangeholt. Der Matrose, der während der Windstille das Steuer bedient hat, macht dem Steuermann Platz. Der Wind ist da. Wir fahren nicht, wir fliegen. Die Segel wölben sich straff; der Wind preßt und füllt sie bis zum Zerspringen. Soviel Segelflächen da sind, alle sind gespannt, um den Winddruck einzufangen und auszunützen. Aber es ist bald Abend, und nachts wird höchstens, wenn Eile ist, gesegelt. Eile haben ist aber modern. Grund genug für eine Segelpartie, sich die Eile für einige Zeit abzugewöhnen. Erreichen wir keinen Hafen und keine Reede, so doch vielleicht eine Sandbank, wo der Anker Grund findet, und nun bringt der Abend ein besonders schönes und aufregendes Schauspiel, das Einziehen der Segel. Man läßt sie herunter, eins nach dem andern. Der Wind fährt hinein, als wolle er dem Segel wehren, sich zu ergeben. Aber die Leute sind am Mast hinaufgeklettert und reißen vom Topp aus das Tuch herunter. Soviel Fläche der Wind noch findet, da wehrt sich das Segel, es bäumt und bläht sich, es pustet und schlägt und heult. Es kämpft mit dem Winddämon im Bund gegen alle die Menschenarme, die es erdrosseln, ihm den Atem nehmen wollen, und endlich sinkt es zusammengedrückt herab, wird geballt und gerollt, und es liegt entseelt und leblos auf Deck, in dünne, wackelnde und geknickte Stangen zusammengepreßt, und ein paar Bastschnüre genügen, es zu binden.

Digitized by Google

Nun läßt es sich alles gefallen und wird über Nacht in den Schiffsraum verstaut. Still wird es und stiller. Eine Harmonika oder ein Satteninstrument halb verschlafen tief aus dem Schiffsraum, wo die Mannschaft gähnt und sich streckt. Keine Abendpost und keine Abendzeitung, keine Einladung zu Empfang oder Ball, kein Theater und kein Konzert, keine Wahlrede und keine Vorlesung. Durch die Wolken kommt der Mond und breitet eine silbern glitzernde Straße breit über das Meer. Wie eine Insel darin unser Schiffskörper, eine ganz winzige Insel. Die beiden Maste ragen wie laub- und astlose Bäume in den Nachthimmel. Weltenraumseinsamkeit. „Der Himmel über mir und unter mir die Welle." . . .

Das empfindliche Räderwerk unseres Denkens kommt zur Ruhe. Man wird ganz Sinn und Auge, man erlebt nur durch Sehen und Hören. Ein ferner, summender Ton streicht über das Wasser. Wie man sich nähert, wird der Ton lauter, und man starrt schließlich auf eine rote verankerte, schwimmende Tonne, eine Heulboje, eine Glockenboje. Am Horizont ein schwacher Rauch. Man sucht und bohrt mit dem Feldstecher, bis das Dampfboot sichtbar wird. Wonnig schlürft und trinkt im Sund das Auge die weichen, verdunstenden Farben der Küste, ihre hellen Häuser und dunkeln Wälder. Ein großes Schloß mit vielen Türmen taucht empor, Kronborg, Helsingör. Ja, Helsingör, die Hamletterrasse. Aber was ist dem Jachtsegler Hamlet mit seinen Skrupeln und Zweifeln? Wir starren auf die Türme und die blinkenden Bleidächer und das hellschimmernde Wasser und die weichen Nebel der Ferne. Dort winken einsame Ufer, von Literatur unbelastet, an denen nie ein Dampfboot hält, wo es keine Straßen gibt, die vom Strand ins Innere führen, wo kein Wirtshaus am Ufer Fremde lockt und beherbergt. Das Abenteuer webt um ein menschenleeres Gestade; Trümmer gestrandeter Schiffe bleichen wie menschliches Gebein am Ufersand der Insel Moen, überragt von steil unzugänglichen Kreidefelsen. Niemand kümmert sich um die Planken, um das Holz dieser Wracks; niemand hält es für ein Strand-„Gut". Grüne Buchen klimmen zwischen den weißen Felsen in die Höhe; eine Wiese breitet sich mit Schachtelhalmen; Feuersteine auf dem Pfad, alles urtümlich und unberührt.

Nie aber werde ich die Fahrt im Sturm durch den kleinen Belt vergessen. Regenböen, ein böses Anhauchen. Das Schiff muß kreuzen. Der Klüverbaum wird herübergeholt und wieder hinübergeholt. Der Kapitän — längst hat er die Hände nicht mehr in den Rocktaschen — ist überall zur Stelle. Die Hand legt er an den Mund und schreit sein Kommando durch den Sturm; jetzt springt er sogar ans Steuerrad und faßt mit dem Steuermann an die Griffe. Das Schiff zischt durch das hochgehende Wasser. Fredericia und Strib fliegen nur so vorüber. Wie anders sehen diese Ufer aus als was der Seebadbummler in Ostende, Scheweningen, Sandvoort zu sehen bekommt, wo die Großstadtkultur Hotelkais hart neben das Element des Meeres auf die Dämme hinaufgebaut hat. Hier stört diese anmaßlich stillose Großstadtschaustellung nirgends. Kleine einstöckige Schiffer- und Fischerhäuser, die sich vor dem Sturm ducken, so wie Scheweningen zu van Goijens und Ruisdaels Zeiten aussah. Natur in ihrer Übergewalt,

Digitized by Google

ununterdrückbar groß. Wie Recht hatten Sie, verehrte Freundin, als Sie dieser Empfindung Ausdruck gaben: was im Norden so eindrucksvoll ist — die Natur ist unbezwungen in ihrer Gewalt; die Menschen haben sich in ihr nur eingenistet, wo sie es gelegentlich, in guter Laune erlaubt. Und freilich, Platz haben sie im Norden. Das ist herrlich zu sehen, wenn man aus dem wimmelnden Deutschland kommt.

Denken Sie noch an Kap Skagen und den Ottensund, wie wir von der Bahn eine Stunde durch und gegen den Sturm liefen, weil das Schiff den Tag gegen den Widerstand des Elements ohnmächtig war? Wie dann außen an der Spitze die Nordsee und die Ostsee ineinanderfluteten und schäumten und stürmten! Und was für klare, hartstahlblaue Augen die Däninnen haben, was für blonde Mähnen und rote Gesichter, die der Wind und die freie Luft so gemalt hat, die über Heide und Düne weht! Das gehört alles so gut und fest zusammen und ist so unmißverständlich echt, daß die französische Übermalung, die an manchen Stellen über Kopenhagen und Stockholm gestrichen ist, komisch und snobhaft widerspruchsvoll, sogar widerwärtig beleidigend wirkt.

In der Gjennerbucht, einem der äußersten Fjorde der Ostseeküste von Schleswig-Holstein, machten wir eines Nachmittags fest. Das kleine Boot, die Gig mit ihren vier Mann, die rudern und steuern, brachte uns ans Land. Außer dem unsrigen lag in der ganzen Bucht kein Schiff; auch auf dem Land begegnete uns fast niemand. Die Ufer steigen an, es werden Hügel, ein größerer ragt über die anderen, es ist der Knivsberg. Hat jemand diesen Namen schon gehört, wo wir in der Geographiestunde alle Gebirge der fünf Erdteile gelernt haben? Auf dem Knivsberg steht ein Bismarckturm, wohl der nördlichste des deutschen Sprachgebietes. Das nördlichste Norddeutschland (von Memel abgesehen) breitet sich zu Füßen, wenn man von der Plattform des Turmes herabsieht. Blau und klar dehnt sich die Apenrader Bucht, das schönste Spiel der Küstenlinien mit dem tiefeinzüngelnden Meer; die Farben bunt und reich. und welche Wolken! Der Wind streicht und bläst und schnaubt über das Meer und die Höhenrücken; es ist eine immerwährende Luftbrandung, die an diesem Bismarckturm emporgischtet und wirbelt. In diese Stimmung und Umgebung paßt Bismarck. In den Städten ist sein Denkmal eines unter vielen; das Massenempfinden drückt allem sein übereinkömmlich-durchschnittliches auf. In der Einsamkeit, auf Bergeshöhe, umbraust von den Elementen, fühlt man ihn wie ihren Bruder.

Dänemark und Südschweden ist wie eine Verlängerung von Norddeutschland. Die Granitblöcke liegen hier erratisch. Weiter nach Norden sind sie zu Hause. Ihr dunkel spielender Glanz, wie sie, vom Wasser bespült und von der Sonne beschienen, klippenhaft im Meer liegen, wenn man durch die schwedischen Schären fährt, gibt der Landschaft einen anderen Formcharakter. Marstrand, das kleine schwedische Seebad zwischen Gothenburg und der norwegischen Grenze, ist ganz anders als die dänischen Skodsborg und Gilleleie. Als wir in Marstrand ankamen, spielte ein ungarischer Zigeuner unter den Bäumen eines Strandkaffees. Seine Geige jubelte und schluchzte im Wechsel. Aber dann sahen wir die „Marina", wo ein Weg sich

Digitized by Google

zwischen schweren Granitklötzen den Strand entlang schlängelt. Und es sind Stellen, an anderen Teilen der Insel, wo Pfade zwischen geborstenen Granitfelsen so schmal wie ein Nadelöhr hindurchführen, und das Wasser trieft an den Steinwänden dieser engen Schlucht wie in der Liebesprobe für Tamino und Pamina. Danach öffnet sich plötzlich eine windgeschützte Senkung; ein Hain hat sich angesiedelt; Laubkronen breiten sich; über den Boden windet sich ein Wässerchen, alles in einem matten Halblicht, daß man in einem Traum- und Schattenreich zu wandeln glaubt.

Man denkt auf einer Jachtfahrt leicht, unabhängig vom Kursbuch könne man alles und jedes. Aber in Marstrand kam ein ganz wüstes Unwetter und sperrte uns tagelang in den Hafen. Es goß in Strömen. Manchmal sah man den Herrn der Jacht, den „owner" mit dem Kapitän die Wetteraussichten bereden. Das heißt: sie beklopften das Barometer und zuckten mit den Achseln. So wenig Worte wie möglich. Dabei ist der Kapitän der einzige von der Bemannung, mit dem zu sprechen üblich ist. Die Mannschaft ist des Schweigens gewöhnt; nach englischer Art und Erziehung meidet sie es sogar, den Gast zu grüßen. Es ist ihr nicht erlaubt. Für den Schiffsgast sind diese Leute somit Gegenstand bloßer Anschauung und Beobachtung. Sie gleichen nicht den beweglichen und nervösen Stadtbewohnern. Schon weil sie schweigen, brauchen sie keine Gesten, die sonst das Reden begleiten. Der geschlossene Umriß dieser Gestalten, deren Bewegung nie zwecklos überflüssig, sondern immer nur zweckmäßig zu sein scheint, prägt sich um so fester ein, als die klare Luft, von der sie sich ablösen, sie dunkel gegen hell silhouettiert, den einfachen Umriß verstärkt und unterstreicht. Mit ihrer Kleidung sind sie völlig verwachsen. Die weiten Hosen für freie Bewegung, für Beugen, Laufen, Klettern; wenn es regnet und stürmt und die See über Bord geht, der Ölrock, der sich polsterartig formlos um den Körper legt, der Südwester für den Kopf — all das ist so selbstverständlich für das Klima und notwendig. Kein Mensch, der täglich diese Gestalten und Bewegungen vor sich sieht, denkt, man könne wie Bildhauer von ehemals und heute, solch ein Modell ausziehen, um den „organischen" Aufbau und den „funktionellen" Zusammenhang der Gestalt deutlich zu machen. Es ist etwas unkorrigierbar Gesetzliches in den täglich sich wiederholenden Haltungen, wie die Matrosen, mit dem Rücken gegen die Verschanzung gelehnt, dahocken und die Beine hochstellen, so wie Tiere in der Sonne liegen, animalisch genießend. Oder beim Aufwinden, beim Holen des Ankers. Gebeugte Rückenlinien, schwerer Tritt, die ganze Körperkraft in die Hände hineingedrückt, bis an die Kette gefesselt das Ungetüm emportaucht, über und über mit Grasbärten, mit Anhängseln der Meerestiefe bedeckt. Oder die Gestalt des Steuermanns an seinem Rad. Manchmal hält er, ohne zu drehen, die Griffe eine Weile fest und verharrt in dieser Stellung; wie ausruhend neigt sich dann sein Oberkörper über das Rad, und die Beugelinie wiederholt fast die Rundung des Rades. All diese Stellungen gleichen in nichts einer „Pose". Natürlichkeit und plastische Bildwirkung vereinigen sich in ungewöhnlichem Maß. So wie sie aber sind, können sie vom Bildhauer nicht verwertet werden, es sei denn für das erzählende

Digitized by Google

Relief. Lauter Stellungen und Beschäftigungen wie Hodlers baumfällender oder mähender Bauer. Die Motivierung der Bewegung gibt allemal ein äußerer Gegenstand; die Bewegung ist an das Steuerrad, an das Segel, die Ankerwinde, an die Strickleiter usw. gebunden. Dennoch bleibt für den genießenden Beschauer eine Fülle plastischer Anregung, neuer, unverarbeiteter Motive, die unsere Formphantasie beschäftigen und nähren. Diese selben Gestalten sieht man tagelang immer wieder und wundert sich, nie in der heutigen Kunst verwandt eindrucksvoll Lebendigem zu begegnen.

Auf einem Schiff, mitten im Meer, in einer ganz kleinen Gesellschaft haben Empfindungen und Betrachtungen stärkeren Tiefgang als in den Störungen des gewöhnlichen Lebens, wo jede Stunde und Minute „Sensationen" bringt, die jeden Ansatz wirklichen Fühlens ersticken, noch ehe der Nervenreiz irgendeine Tiefe hat weitergegeben werden können. Die Empfindungs- und Urteilslosigkeit des Stadtmenschen hat etwas Schreckhaftes; fast immer hat er die Meinung anderer. In der Einsamkeit, in langen Selbstgesprächen oder Zwiegesprächen, die von keinem fremden Besuch gestört werden, springen Türen des Innern auf und zeigen Gänge und Winkel, zu denen der Alltag weder Schlüssel noch Weg finden kann.

Unsere Plastik ist Darstellung des Nackten. So wollen es die „ewigen" Gesetze der Antike, die die Akademie und eine überlebte Ästhetik galvanisiert hat. Das Nackte „Hauptaufgabe der Kunst"! Haben wir diese Trivialität nicht von der Reichstagstribüne aus verkünden hören? Unser Nacktes der Plastik ist aber Arbeit nach abgerichteten Modellen; denn ein natürlich Nacktes bietet das moderne Leben nicht. Dieses moderne Leben zeigt nur die bekleidete Figur. Das Nackte ist Schulaufgabe, Schulübung, Drill, Mittel und nicht Selbstzweck. Aber rennen wir nicht gegen geöffnete Türen? Ist da nicht Meunier, der große Meunier mit seinen Arbeitern, Kohlensklaven, die hauen und hacken oder Pferde zur Schwemme reiten und so weiter? Immer sind mir die archäologisch gebildeten Kritiker, die diese Kunst bei uns eingeführt und gelobt haben, verdächtig gewesen. Sie stoßen sich nicht an dem stark rhetorischen Element der Kunst Meuniers, dessen Figuren Reden halten oder mit verhaltenen Reden dastehen. Denn von der Antike sind sie an solche Rhetorik gewöhnt und halten sie für natürlich. Alles, was auch nur entfernt von der antiken Welt herkommt, trägt an diesem rhetorischen Erbe. In einem Grad, wie wir uns kaum vorstellen können, war Rhetorik ein Stück antiker Erziehung, als die Kunst, auf andere mit der Macht des Wortes zu wirken. In der Öffentlichkeit, die der Atem der antiken Welt und Kunst war, war sie das große Mittel, diese Öffentlichkeit zu zwingen, zu bestechen. Dem beweglichen, kunstgefügten Wort und seiner Berechnung auf das Publikum entspricht im Ruhezustand die Plastik; sie neigt zu Gefallsucht, zum Theater, zur Pose. Wir aber! Heute aber! Erinnern wir uns an Bismarcks wegwerfende Äußerungen gegen die Schönredner, an Goethe und daß eine Sache mit wenig Kunst sich selber vortrage. Wäre es denn möglich, daß eine wahrhaft moderne Kunst sich sollte abseits von unserem gesamten Wertempfinden und Lebensgefühl hal-

Digitized by Google

ten können? Wo wir doch in alle Wege das Unbelauschte und Stille, das auf sich selber Gestellte und unbewußt Kräftige brauchen und suchen!

Die Monumentalaufgaben sind das Unglück unserer Plastik, sie verderben ihr Gesundwerden und ihre Zukunft. Eine neue Plastik kann nicht mit Monumentalplastik anfangen. Wohin wir auf unseren Straßen und Plätzen sehen, was da auf hohen Sockeln sich streckt, es ist geliehene Kunst, Kunst einer fremden Formensprache, die aus den ehrlichsten Menschen die elendesten Poseure macht. Man mag sich fragen, ob das nicht anfängt, gemeingefährlich zu werden, diese Fälschung und vergiftende Verbildung des natürlichen Urteils, der gesunden Anschauung. Bestenfalls wird man gleichgültig und verlernt es, sich aufzuregen, ob nun die gesammelten Millionen für brüllende Löwen und halbnackte Allegorien oder für massige Architekturen, an die sich die Plastik nur eben anniftet, verschwendet werden. Das Gift der Rhetorik ist nur eines unter vielen. Bedrohlicher ist die Herrschaft der Nacktaufgabe. Daß man das Nackte in der Plastik für eine „Frage" erklärt und die Selbstverständlichkeit seiner Geltung bezweifelt, würden die Vielen, in Phrasen und Übereinkömmlichkeiten und Gewohnheiten verfangen, schon nicht zugeben wollen.

Als Napoleon auf der Höhe seiner Erfolge stand, ließ er den berühmtesten Bildhauer, Canova, nach Paris bitten. In der Audienz besprach er den Auftrag einer Kolossalgestalt. Canova belehrte ihn, er könne ihn nur nackt bilden. Weil die Antike so verfahren, sei uns ein anderer Stil nicht denkbar. Die Kunst hat Prosa und Poesie; die Poesie aber, das Ideal, sei das Nackte. Und er setzte hinzu: Der liebe Gott selber (dem er somit einen Rückfall ins Heidentum zumutete) könne mit Stiefeln und Kleidern kein plastisches Kunstwerk zuwegbringen. Napoleon durchschaute die phrasenhafte Konvention; er zuckte die Achseln. „Was wollen Sie mir mit den antiken Künstlern? Ich habe siebenzig Millionen Untertanen und 8 bis 900 000 Soldaten. So viele haben die Römer nie gehabt. Bei Wagram habe ich 100 000 Schüsse mit meinen Kanonen abgeben lassen. Der Maßstab des Vergangenen ist unanwendbar." Canova war durch den Vorwurf, seine Kunst und Theorie sei altmodisch, nicht zu bewegen. Er bildete die Napoleonfigur apollinisch schlank und apollinisch nackt; er gab ihr einen Stab in die rechte und eine kleine geflügelte Siegesgöttin auf die linke Hand und ließ in dem antikisch kleingebildeten Kopf die Züge des modernen Cäsar anklingen. An diesem Napoleon, wie er im Hof des Brerapalastes in Mailand zu sehen ist, geht man mit dem nämlichen Achselzucken vorüber, das des Kaisers Antwort war auf Canovas Weisheit. Keinen Napoleon hat uns Canova gegeben, sondern eine Wiederholung antiker nackter Imperatorenstatuen, die selber, zumal wenn ein Claudius- oder Lucius-Veruskopf daraufsitzt, etwas komisch und stillos wirken. Wo ist der gedrungene kleine Mann, an dem jede Faser Energie war und Charakter, in dieser faden „Schönheits"figur und Nacktsilhouette geblieben? Als Rude später Napoleons Erwachen darstellte, ließ er ihn leibhaft mit den Epauletten und dem historischen Frack unter dem Totentuch herauskommen.

Die Künstler, die heute nur die Nacktsprache reden, und die Laien,

Digitized by Google

die vielleicht zum Teil (von andern Beweggründen sehe ich ab) aus hygienisch-reformerischen Rücksichten eine „Nacktkultur“ fordern, fordern, weil sie eben nicht da ist und in der modernen Welt, außer in Bereichen, die mit Kunst schlechterdings nichts zu tun haben, nicht da sein kann, halten die Kunst auf ausgefahrenen Geleisen fest, die vom modernen Leben weg, weit wegführen. Und das erst recht, wenn sie unter der täuschenden Devise eines künstlerischen „Liberalismus“ (sic!) fechten.

Verlangt es denn so große Unbefangenheit, um zu erkennen, daß Michelangelos gedankenbrütender Jeremias der sixtinischen Decke in seinen Gewändern, den Kopf schwer auf die Hand gestützt, alles wesentliche und notwendige viel kürzer und schlagender gibt als seine verdrehten, gewaltsam kontrapostierten Nacktallegorien der Mediceergräber in Florenz? Der nackte Körper ist nun einmal kein Organ des Geistes und des Gemütshelldunkels, und nur die engen Kreise derer, die in der Kunstakademie oder im Gymnasium erzogen worden sind, hegen den Aberglauben, das Nackte sei das Ideale. Die Bewunderer Rodins — und es ist außer Frage, daß an seinen Werken vieles zu bewundern ist — weisen auf den Rücken seines penseur, als wären die Muskelspannungen der Rückenpartie der sichtbare Abdruck geistiger Qual und bohrender Gedanken. Es ist aber ganz anders. Gerade der Zustand abgrundtiefer Versunkenheit des Geistes hängt die Mechanik des Körpers aus und stellt sie still. Die Muskelspannung und der körperliche Widerstand eines Laokoon sind hier nicht angebracht, wo die mechanischen Quellen der Krafterzeugung überflüssig und tatlos gleichgültig werden. Was hat ein athletisch durchgebildeter Rücken, was haben gekrampfte Zehen, nackte Schenkel und Arme mit dem Ausdruck gesteigerten Denkens zu tun? oder mit dem Ausdruck tief beseelter Empfindung?

Nach dieser Seite gibt es in der Neuzeit kaum etwas, was an gewisse mittelalterliche Skulpturen heranreicht oder sie übertrifft. Ich meine die Werke des Claus Sluter, die in der alten burgundischen Hauptstadt, in Dijon, abseits von gewohnten Reisezielen, zu sehen sind. Es sind Prophetengestalten in schweren Gewändern, es sind — wie man es heut noch nennt, Gugelmänner in dicken Kutten, die Kapuzen über den Kopf gezogen, die als Leichengefolge klagend das Grabmal eines burgundischen Herzogs umgeben. Ein Nachklang davon ist das bekanntere Monument des Philippe Pot in der Skulpturensammlung des Louvre. In diesen „Pleurants“, deren Klage das dicke Gewand durchzuckt, steckt etwas Unerhörtes, ein Äußerstes von Ausdruck, obwohl man kaum ihr Gesicht sieht, geschweige denn den „organischen“ Aufbau der Gestalt oder etwas Nacktes. Die moderne Skulptur ist plötzlich da, so wie die moderne Malerei bei dem etwas jüngeren Eyckschen Genter Altare plötzlich da ist. Die Werke Sluters sind von der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts. Eigentlich übertreffen sie alles, was die „moderne“ Bildhauerei leistet. Welches Licht könnten sie der Jugend aufstecken, die sich in den Kunstschulen von heute drängt. In den Mustersammlungen zeigt man ihr die Gipsabgüsse vom Borghesischen Fechter, dem Laokoon und dem sterbenden Gallier an bis zu Donatellos tanzenden Putten und Michelangelos

Digitized by Google

Graballegorien. Nirgends zeigt man ihr jene gotischen Skulpturen des Sluter. Selbst in Paris, im Trokaderomuseum kann man nur einen kleinen Teil davon zu sehen bekommen. Diesem Zustand entsprechen unsere Schaustellungen moderner Plastik, etwa im Pariser Salon. Ein nacktes Mädchen zum Beispiel, das in jeder Hand ein Krüglein hält. Pluie d'été steht darunter. Hat man eine solche Figur gesehen, so hat man alle gesehen. Die Erfindung steckt nur in den Etiketten.

Niemand denkt, wie ich hoffe, an diesen Vorwürfen sei auch nur eine Spur von Prüderie beteiligt. Ich stelle bloß fest, daß das Nackte nirgends mehr im Stand der Unschuld und Selbstverständlichkeit gefunden werden kann. (Von Gauguin und den Südseeinseln wollen wir absehen.) In einem Privatdruck von Sascha Schneider las ich neulich: „Wir haben nicht das Menschenmaterial wie die Antike und ihr Sport. In diesem Punkt stehen unsere Rassenpferde höher als die Menschen. An unseren Modellen ist fast nur auszusetzen." Und nun schlägt er ein künstliches System vor, Aktmodelle zu züchten. Rauchen sollen sie nicht und keinen Alkohol genießen; möglichst ohne Kleider sollen sie aufwachsen, weil das dauernde Zudecken des Körpers die Haut verdirbt. Und in dieser Art verbreiten sich die Vorschläge weiter.

Wir stehen vor Tatsachen, die das Nackte, auch wenn man es wünschbar fände, künstlerisch unmöglich machen und ausschließen. Ehe man sich diesen Tatsachen beugt, alte Irrtümer, Phrasen, Vorbilder aufgibt, fällt es schwer, auf eine neue Plastik zu hoffen. Das Publikum wird tagtäglich von „Neuem" umworben; seinem Verlangen nach Neuem kommt ein Angebot von angeblich Neuem entgegen, welches doch nur leicht maskiertes Altes ist. Was hört und sieht man nicht seit Jahren vom „modernen" Tanz! Davon, daß man das Ballettröckchen und andere Manieriertheiten abtut, kommt das Moderne noch nicht. Solang die „Grazie" der Bewegung, solang das fade Artistenlächeln und das lachende Zähnezeigen bleibt, so lang ist es das alte Artistentum, alte, sogar sehr alte Kunst. Gebt uns aber statt fader Schönheitsgesten Charakter und Ausdruck, selbst um den Preis der sogenannten Häßlichkeit und Eckigkeit, und Ihr werdet auf den Weg zu modernem Tanz kommen.

Wo bringt unsere Plastik, und meinetwegen der Tanz, etwas, das uns ein Mitschwingen von dem empfinden ließe, was in Rembrandt und Millet, in Leibl und Liebermann und van Gogh das Entscheidende und vielleicht das Moderne ist?

Ex septentrione lux! Das Licht, das wir erwarten, scheint ein Nordlicht sein zu müssen, eines, das über Granitfelsen und Meeressturm flammt! Verzehren muß es unsere Neurasthenien und die Überbleibsel weibischen Geschmackes und den Bann unendlicher Phrasen und Fühllosigkeiten.

Heidelberg Carl Neumann

Über die Frage des Nackten in der Kunst werden wir binnen kurzem von andern Erwägungen aus nochmals sprechen. K.-L.

Digitized by Google

Schwalben vor einem neuen Sommer?

Eine Zeit scheint gekommen, wo das Leben selbst wieder religiöse Werte schafft, statt nur alte zu zerstören. Auffallend ist das Erwachen eines Sinnes für religiöse Triebkräfte in einer der modernsten Wissenschaften, der Ökonomik. Sie war lange Zeit beherrscht von der allgemeinen Loslösung des wirklichen Lebens von überlebten Morallehren, die sich souverän über die wirtschaftlichen Bedürfnisse der breiten Massen hinweggesetzt und die Forderung der Armen nach gerecht entlohnter Arbeit nur mit einer Mahnung an die Reichen, Almosen zu geben, beantwortet hatten. Erst eine rücksichtslose Entfesselung des Erwerbslebens konnte die entsprechend breiteren Volksschichten, denen die moderne Technik angenehme Lebensmöglichkeiten in Aussicht stellte, aus der dumpfen Lethargie mittelalterlicher Hörigkeitsverhältnisse befreien und zu großzügigen kapitalistischen Arbeitsweisen tauglich machen. Inzwischen ist diese Leistung vollbracht worden. Die Ökonomik hat dadurch Gelegenheit erhalten, moralfreies modernes Wirtschaftsleben als gegebene Tatsächlichkeit nach allen Richtungen zu durchforschen. Jetzt beginnt sie, sich davon angefremdet zu fühlen. Der Glaube an die Vortrefflichkeit eines nur von wirtschaftlichen Motiven geleiteten „economical man" ist ins Wanken geraten. Auf einmal erscheint unsern reifsten nationalökonomischen Köpfen auch der Kapitalismus in einem ganz neuen Lichte. Hatte man früher das Wesen der kapitalistischen Epoche zu erschöpfen geglaubt, indem man seine objektiven Voraussetzungen, die Maschine, den Großbetrieb, die Trennung von Arbeiter und Arbeitsmittel aufzählte und als einzige psychologische Grundlage den Mehrwerthunger der Kapitalistenklasse in Betracht zog, so findet man jetzt auf einmal, daß auch bestimmte allgemeine geistige Bewegungen bei der Entstehung des Kapitalismus mit am Werke waren. Max Weber entdeckte Zusammenhänge zwischen dem Puritanismus und Kapitalismus. Das regte Werner Sombart dazu an, dem Einflusse der Religion auf das Wirtschaftsleben mehr nachzuspüren, als er es bisher getan hatte, und dann über die Verwandtschaft des kapitalistischen Geistes mit dem Ideenkreise der jüdischen Religion sein heftig umstrittenes Buch über „die Juden und das Wirtschaftsleben" zu schreiben. Ganz unabhängig von diesen beiden war inzwischen Theodor Hertzka von seiner ursprünglichen, vorwiegend materialistischen Auffassung des Wirtschaftslebens ab- und einer psychologischen Entstehungsgeschichte des Knechtssinnes auf die Spur gekommen, die zu ganz neuartigen wissenschaftlichen Schlüssen zwang. Er hat das in einem neuerdings bei Georg Reimer erschienenen Buche über „Das soziale Problem" fesselnd dargestellt. Früher hatte er, wie viele andere, geglaubt, daß die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verschwinden würde, „weil und sobald Überfluß und Muße für alle möglich geworden"; jetzt ist er sich darüber klar, daß Knechtschaft und Freiheit „nicht bloß materielle, das ist wirtschaftliche, sondern ebenso auch geistige Zustände des Menschen seien, daß sie Knechtssinn einerseits, Freiheitssinn anderseits nicht bloß zu Begleiterscheinungen, sondern zu notwendigen Voraussetzungen haben, und daß folglich, soll die soziale Evolution zureichende Erklärung finden, die Untersuchung von den wirtschaftlichen Vorgängen und Zusammenhängen auch auf geistige Prozesse ausgedehnt

Digitized by Google

werden müsse". „Sowie ich dies erfaßt hatte," fährt Hertzka fort, „bemächtigte sich meiner sofort die Überzeugung, daß Religion und nur Religion jene geistige Potenz gewesen sein könne, der es gelungen, das von Natur aus freie Lebewesen »Mensch« fremden Zwecken dienstbar zu machen, zu domestizieren; doch eines vollen Dezenniums angestrengter Studien bedurfte es, bis aus der anfänglich gleichsam intuitiven Ahnung dieser Wahrheit wissenschaftlich gefestigte Erkenntnis wurde." Hertzka sucht nachzuweisen, daß alle Religion aus dem Gespensterglauben hervorgegangen sei, daß die Gespenster zu Göttern wurden kraft der Vorstellung, die Toten blieben Herren allen Besitzes, daß die Priester sich allmählich mit Hilfe dieser Vorstellung die Gläubigen zu domestizieren vermochten, indem sie namens der Toten die Bedingungen festsetzten, unter denen es den Lebenden jeweils erlaubt sein sollte, sich der Güter der Toten oder Götter zu bedienen. Das Eigentum, von Natur aus nichts anderes, als Herrschaft des Menschen über die Mittel eigener Bedürfnisbefriedigung, wurde zum Werkzeuge der Herrschaft des Menschen über andere Menschen. „Gleichwie der sterbliche Despot seine Büttel und Henker, diese hinwieder Waffen und Henkerbeile gebrauchen, um den Gehorsam der Beherrschten zu erzwingen, so brauchen die Götter den »Herrn« und dieser das Eigentum zum nämlichen Zwecke; die letzte Quelle des Gehorsams aber ist dabei ebensowenig der irdische Herr und das von ihm verwaltete Eigentum, als der Henker und sein Beil, sondern ausschließlich die dem Oberherrn gewidmete Verehrung." Nur durch die völlige Anpassung des modernen Kulturmenschen an die Gedanken- und Vorstellungskreise der Dienstbarkeit, meint Hertzka, erkläre es sich, daß in der Tatsache der Unzähmbarkeit des Menschen durch bloße menschliche Gewalt überhaupt etwas Überraschendes, und nicht weit eher etwas durchaus Selbstverständliches erblickt wird. „Es ist das etwa das Nämliche, wie wenn die Hunde darüber in Erstaunen gerieten, daß die Wölfe und die Füchse trotz des Futternapfes Lust, und trotz der Peitsche Mut besitzen, der Gefangenschaft zu entrinnen, wenn dies irgend möglich ist. Die Guten wissen nicht, daß es ganz offenbar eine Zeit gegeben, wo auch sie ähnlich gehandelt hätten, und daß ihre Treue, das ist ihre Unterwürfigkeit dem Menschen gegenüber lediglich darauf beruht, daß es diesem gelungen, ihr, der Hunde »Gott« zu werden, der Quell alles Wohl und Wehes, der Gegenstand unbedingter Verehrung einer Hundeseele."

In einer „Religion und Kultur" betitelten, bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Broschüre erörtert Professor Alfred Weber in Heidelberg, wie sein bekannter Bruder Max ein Nationalökonom, die religiöse Frage der Gegenwart. Er zieht dabei gleich zu Anfang einen kräftigen Trennungsstrich zwischen sich und den Theologen, auch den modernsten, die nach seinem Empfinden vielfach um Nichtwirklichkeiten kämpfen, in deren Streitigkeiten historische Gespenster rängen und nicht das Blut unserer Tage. Es sei eine offene und ruhige Diskussion und eine Verständigung darüber nötig, in welcher Weise wir unser religiöses Sehnen, möge es nun christlich oder anderswie gefärbt sein, mit unserm heutigen inneren wahren Leben, den lebendigen Tatsachen unseres heutigen Daseins in Beziehung setzen wollen, mit den *wirklichen* Problemen, die uns heut bewegen.

Weber ist stark ergriffen von dem Skeptizismus unserer Zeit: „Wir

Digitized by Google

leiden an dem Zweifel, ob wir noch einmal dazu berufen sein werden, kulturproduktiv zu werden, ob wir nicht dazu verurteilt sind, im wesentlichen nur zu wiederholen, was schon gedacht und gesagt worden ist, und ob sich unsere Existenz nicht zunehmend mehr in einen ungeheuer breiten, aber doch auch ungeheuer schwermütigen Strom gegenseitigen Verstehens und Begreifens wandle, einen Strom differenziertester Gefühle, aber auch eines tiefen, fassungslosen inneren Zersetztseins, eines Abgelaufenseins und einer Schwung- und Hoffnungslosigkeit in bezug auf alle großen Leistungen." Wir können wohl Probleme stellen — im ganzen lösen wir sie nicht. Wir reden viel und wir vollbringen wenig. Wenn wir uns aber zu kräftigem Wollen aufraffen, so ist etwas anderes da: wir fühlen gegenüber den Versuchen zu gestalten unser Dasein als unformbar, ein großes und ein wiederum notwendiges Chaos. Wir wissen, daß zwar alle technischen Verständigungsmittel wachsen, daß aber tatsächlich doch gleichzeitig die Möglichkeit der Verständigung an sich sinkt, daß die Menschenkräfte und geistigen Elemente, die der geistige Kosmos, worin wir stehen, trägt, und die ihn tragen, nicht wissen, wo sie sind, und meist auch nicht, wo sie sein sollen. Bei dem Gedanken, dieses Durcheinander zu beherrschen, lassen wir die Hände immer wieder mutlos sinken. Da kommen nun die Leute, die uns sagen, das was wir brauchten, um aus dem Schwächlichen und chaotisch Zerbrochenen unserer heutigen Existenz herauszukommen, sei Religion, neuer Glaube. Mit ihm werde es wieder ein Gelingen geben, weil dann Einsätze für große Ziele und die Kräfte da sein würden, die das von selbst entbinden, eine gleiche Richtung dieser Kräfte, ein verwandtes Wollen, einheitliche Stimmungen, und damit alle Elemente eines größeren Vollbringens. Möglich, daß das Verlangen nach einem neuen großen religiösen Sollen nur daher rührt, daß der moderne Mensch mit dem Freiheitsspielraum, in den er nach dem Ablaufen einer ganzen Reihe alter Herrschaftsmöglichkeiten versetzt wurde, noch wenig oder nicht genug anzufangen weiß. Weber betont mit Recht, daß es blühende Kulturen ohne starke Religion und eine ganze Menge von Geschichtsperioden stärkster Produktivität gegeben habe, wo ein allergrößtes kulturelles Schaffen doch auf einem ganz verfallenen religiösen Grunde aufwuchs. Religion allein, meint er, könne uns auch nicht aus der „Zerbrochenheit des geistigen Habitus" befreien. Zu einem starken einheitlichen und geschlossenen Lebensfühlen, einer einheitlichen Art, durch alle Schleier und Verschiedenheiten das Lebenszentrum zu ergreifen, müsse eine Zeit ohne die Mithilfe religiöser Bewegungen gelangen können; je nachdem dann der Gestaltungsdrang des Lebensfühlens sich mehr in religiöse oder andere Ströme gieße, je nachdem werde die Religion ein größerer oder kleinerer Teil der allgemeinen, ein größeres oder kleineres Schwesterkind der weltlichen Kultur, stets aber eine Schwester, nicht die Mutter aller neben ihr entstehenden weltlichen Kultur werden. Immer jedoch sei schließlich Religion „der Teil des aus dem Lebensfühlen quellenden Kulturellen, der den Menschen im gefühlten Leben erhöhen, ihn irgendwo aus seiner Zwergenhaftigkeit erheben, innerlich an dessen letzte stärkste Kräfte binden und durch diese Rettung seinem Schicksal gegenüber freier und im Kampfe mit den Daseinsmächten stärker machen will". Webers Idee von einer modernen Religiosität entpuppt sich schließlich als eine Art künstlerischer Weltanschauung. Er hat von Henri Bergson erkennen gelernt, daß der

Digitized by Google

Vorstellungs- und Begriffsapparat, mit dem wir arbeiten, weder dazu geschaffen noch geeignet ist, auf weite Perspektiven zu sehen und letzte Zusammenhänge, die Einheiten und Zusammengesetztheiten des Daseins zu enthüllen: es wäre so, wie wenn wir durch ein Opernglas die Sonnenflecken suchen wollten. Damit wird jenes ganze Gewebe von Anschauungen und Begriffen, Gesetzmäßigkeiten und von Formeln, das wir mit ihm entwickelt haben, zu dem, was es ist: ein Vorhang, den wir zwischen uns und die eigentlich seienden Dinge, uns und das wahre Leben legten, ein Vorhang, dessen wir nicht entraten können, wenn wir diese Dinge und das Leben praktisch irgendwie beherrschen wollen, der uns aber nur Verzerrungen, Unzulänglichkeiten, Blindheiten ergibt, wenn wir mit seiner Hilfe diese selbst in ihrem eigentlichen Wesen, ihren eigentlichen Verbundenheiten sehen wollen. Die wahre Welt, das eigentliche Leben liegt für uns jetzt aber wieder hinter Raum und Zeit, jenseits von Freiheit und Naturnotwendigkeit, und damit öffnet sich uns auch wieder das Tor für eine religiöse Art es zu ergreifen. Ohne anscheinend etwas davon zu wissen, bekennt sich Weber auf solche Weise zu derselben neuen Weltanschauung, die Julius Hart in seinem Buche „Revolution der Ästhetik" entwickelt; denn auch für Hart liegt alle unsere Befreiung vom Lug- und Blendwerk des alten Begriffsidealismus darin, daß „wir aus dem Schattenreich der Vernunft, aus ihren Illusionen und Fiktionen uns wieder herausfinden hin zu der Natur und zu dem, was wahrhaft-wirklich ist, vom Baum der Erkenntnis den Weg zurückfinden zum Baum des Lebens". Der moderne Mensch kann im Sinne Adolf Webers vorerst nur ein religiöses Sehnen haben: die Religion, die kommen wird, schafft ihm das Leben. Soll sie einer schöpferischen Entwicklung zugute kommen, so muß er in lebenszugewandter Tätigkeit seine religiöse Leistung mitsehen. Alles kommt für ihn darauf an, daß es ihm gelinge, sein Dasein wieder so zu formen, daß in ihm die großen Lebenskräfte ungebrochen aufwärts quellen können.

Es ist merkwürdig, wie das, was von einem ganz andern Standpunkte aus der Schulreformer Gustav Wyneken kürzlich in einem Vortrage nebenbei über moderne Religiosität äußerte, mit den Empfindungen des Nationalökonomen Alfred Weber im Einklang steht. Wyneken versteht unter einer Religion der Zukunft, eine „Religion unserer Kultur", eine Religion, „die sich aus unserer Kulturarbeit ergibt". Und weil unser heutiger Kulturtypus nicht wie der des Mittelalters stabil, sondern labil ist, so sieht er die wichtigste Aufgabe der Erziehung unserer Zeit darin, Menschen zu bilden, die in sich ein Gefühl für die Richtung des ganzen Fortschritts, der ganzen Entwickelung haben, Menschen mit Initiative, die es wagen, etwas Neues anzufangen, Träger des neuen Fortschritts zu sein. Das sind aber gerade Naturen, die im Sinne Webers verhindern sollen, daß die Lebenskräfte abermals aus den Hüllen des Natürlichen treten, und, statt ein Diesseits aufzubauen, aus alten und neuen Sublimierungen desselben abermals ein nie vorhandenes, nie in Wirklichkeit gelebtes, fernes tausendjähriges Reich bilden; das heißt Menschen, die ihr Wesen nach dem eigenen Dämon formen, dabei tausendfach durchbrechen, was als „normal" gilt, hundertfach verfehlen, was ihnen vom eigenen Gesetz „gesetzt" ist, zehnmal auf dem eigenen Weg umkehren, um einmal zu finden, was er ist und sein soll.

Digitized by Google

In diesem Zusammenhange mag auch auf die „Volkserzieherbewegung“ hingewiesen werden, die unter Wilhelm Schwaners Führung eine germanisch-deutsche Heimat-Religion bilden will. Es sind hauptsächlich Volksschullehrer, die sich ihr angeschlossen haben, zu denen Schwaner selbst einmal gehörte. Die Schule lehrt Heimatkunde, deutsche Geschichte und deutsche Natur. Diese drei Fächer, heischt Schwaner, erhebe sie zur Religion, und drücke die bisherige Religion herab zu dem, was sie ist: zur Geschichte. „Unsere Familie, unsere Schule, unsere Gotteshäuser, unsere Kunsttempel, unsere Wohnungen — alles, alles soll unter der Weihe der Religion stehen, allerdings unter der Weihe heimgeborener, nicht erborgter fremder Religion. Für uns ist Deutschland das Heilige und Gelobte Land. Für uns ist der Rhein, die Elbe, Oder und Donau das Heilige Wasser. Für uns ist der Brocken, der Hermannsstein, die Riesenkoppe und die Wartburg der Heilige Berg. Für uns sind »Edda«, »Faust« und »Ring« die Heiligen Bücher. Und wenn wir von Vater und Mutter sprechen und vom vierten Gebot, so denken wir an Armin, Radbod, Luther und Goethe, an Thusnelda und die eigene Blutsmutter und stellen das Elterngebot allen andern voran. Und lieben in unseren Lehrern, denen wir »gehorchen und folgen«, die großen Dichter, Gelehrten, Künstler und Philosophen, die weisen Könige und tapferen Feldherrn, die milden Richter und frommen Pastoren deutscher Art.“ Das klingt gut und mutig und ist es auch, aber den Forderungen der Gegenwart an eine neue zeitgemäße religiöse Gesinnung kann es wohl kaum genügen. Wie soll eine Erziehung im Geiste germanisch-deutscher Religion einen jungen Menschen befähigen, sich in den Problemen des heutigen Wirtschaftlebens zurechtzufinden, dieses Leben zu beherrschen, sich über es zu erheben? Wirtschaftlich bedeutet Deutschland keinen Mikrokosmos. Der wirtschaftliche Apparat irgendwelcher Berufsgruppe, die einen Zögling germanisch-deutscher Religionslehrer aufnimmt, ist immer abhängig von riesigen über Länder und Meere verzweigten Unternehmungen. Wie kann da germanisch-deutsche Religionsgesinnung ausreichen, um den einzelnen Landessohn zu befähigen, das richtige Verhältnis zu einem solchen Apparat, ohne den er nicht zu leben vermöchte, zu gewinnen? Zudem: wie ist es auch nur gesellschaftlich dem Deutschtum möglich, sich als Rasse im europäischen Völkergemisch abzusondern? Die deutsche Nation ist eine der mischblütigsten, die es in Europa gibt. Die Zukunft wird in Europa von einer Auslese von Menschen aus allen Völkern gelenkt werden, die sich zu den einzelnen Volkstümern verhalten, wie der heutige Amerikaner zu den europäischen Einwanderern, die der Natur als Material für ihre Auslese dienten. Wohl vermag die germanisch-deutsche Religion eine der Wurzeln jener neuen religiösen Gesinnung zu werden, die der Europäer der Zukunft braucht, um sich zu behaupten und fortzuentwickeln, statt im Dienste der Menschheit unter den Rädern des internationalen Kapitalismus verbraucht zu werden. Dazu müssen die Volkserzieher zur rechten Zeit Fühlung mit den Kräften gewinnen, die das heutige Kulturleben gestalten. Man kann nicht behaupten, daß ihnen der gute Wille hierfür fehle. Schwaner selbst befleißigt sich, seinen Freunden die mannigfaltigen Erscheinungen modernen Lebens vorurteilsfrei sehen zu lehren. Aber er geht vorsichtiger, sobald er der heutigen Kultur nicht nur als ein Betrachtender, sondern auch Wollen-

Digitized by Google

der gegenübertritt, und er sieht sich immer wieder genötigt, sein Wollen auf das Gebiet germanisch-deutscher Religiosität einzustellen. Das ist seine Tragik; aber vielleicht verrät sich darin nur die „List der Idee". Lehrer können in Hinsicht auf die moderne Kultur noch nicht wollen, was sie einst wollen müssen. Da wird es vorläufig gut sein, wenn viele der Besten unter ihnen mit Hilfe germanisch-deutscher Religion die Heimat kulturell wieder zu erobern, so fest wie möglich in ihrem Boden zu wurzeln suchen, statt ihre Kräfte für unfruchtbare parteipolitische Bestrebungen zu vergeuden. Mögen die Volkserzieher nur nicht vergessen, daß sie wachsam dem Augenblick entgegenharren sollen, wo ihnen die Freiheit verstattet sein wird, aus der Schule eine wirkliche freie Erziehungsanstalt im Dienste der Kultur zu machen.

Rücksichtlose Bekenner einer modernen religiösen Gesinnung haben es vorläufig in den abhängigen Berufen schwer. Solch ein Idealist ist wieder im Handelsstande aufgetaucht, und er heißt Benno Jaroslaw. In einem bei Eugen Diederichs erschienenen Buche „Ideal und Geschäft" wendet er sich mit einer Reihe von „Moralpredigten" als Kaufmann an Kaufleute, um in ihnen den neuen sittlichen Geist zu wecken, den er „Kulturalismus" nennt. „Die Wirtschaft", sagt dieser sonderbare Jünger Merkurs, „ist kein selbständiges, isoliertes Reich menschlicher Tätigkeit mit eigenen Zielen und Gesetzen, sie erhält Zweck und Würde erst im Zusammenhange mit der höchsten Bestimmung des Menschen, durch Unterordnung unter die Forderungen geistiger Kultur. Volkswirtschaft ist eine Dienerin der Volkskultur. Sie beschafft die materiellen Lebens- und Ausdrucksmittel der Kultur. Getreu dem wirtschaftlichen Grundprinzip vom kleinsten Mittel sorgt sie dafür, daß ihr Zweck, intensivste und extensivste Förderung kulturellen Lebens erreicht werde durch ein Minimum materieller Mittel. Ihr Gegenstand ist daher nicht schlechthin Bedürfnisvermehrung und Bedürfnisbefriedigung, sondern ebensosehr Bedürfnislenkung, Bedürfnis-Erziehung und Veredelung, Bedürfnisbeschränkung, Bedürfnisversagung . . ." Maßgebend für Art und Menge der zu beschaffenden Güter sind ihr allein die Ergebnisse einer nach solchen Gesichtspunkten bewußt auszubauenden praktischen Kulturwissenschaft, welche die Lehren und Probleme der Technik und Hygiene, der Wirtschafts- und Warenkunde in methodischer Auslese zu einer neuen Einheit zusammenfassen muß. Die Umsetzung solcher Kulturwissenschaft in die Praxis ist nicht möglich ohne das Walten eines schöpferischen Gewissens im Wirtschaftsleben. Da müßte von jedem Verhältnis zwischen Mensch und Mensch gefordert werden, daß es den Charakter einer ethischen Veranstaltung trage, der beiden Beteiligten helfen soll, das Kulturideal des vollkommenen Lebens zu erfüllen, müßten in allen Kontoren Stätten des Rechts, der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zu finden sein.

Das sind wohl nur Ideale, denen man näher kommen kann, die sich aber nicht erreichen lassen. Aber unserer Zeit tun Idealisten vom Schlage Jaroslaws not. Nur solche Seelenwecker können verhüten, daß die müden Stimmungen, die heute die oberen Gesellschaftsschichten erfüllen, auf die unteren übergreifen, wonach alle Hoffnungen auf eine Epoche schöpferischer Entwickelung enttäuscht werden müßten. Otto Corbach

Digitized by Google

Nach dem Leipziger Turnfest

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen",

so könnte man auch vom Leipziger Turnfest sagen, wo alle deutschen Stämme sich begrüßten. Aber wollen wir dieses Arbeitsfest der Turner mit den Volksfesten der Griechen vergleichen, etwa mit Olympia, so müssen wir sagen: die deutsche Turnerschaft leistet Größeres. Denn in Olympia traten doch nur die kampfgeschulten Söhne der Aristokratie in die Schranken, später aber berufliche Sportsathleten. Die deutsche Turnerschaft bildet das Volk und führt seine Massen in die Kampfbahn.

Unter sonnigem Himmel ein Turnplatz, 340 Meter in der Länge, 203 in der Breite; auf allen vier Seiten breite Wege für die Zuschauer und dahinter hohe Tribünen. Wohl 100 000 Menschen harrten, als von zwei Seiten die beiden Festzüge der Turner heranrückten. Da waren die schier endlosen Kolonnen der Österreicher, in grauen Joppen. Sie sind froh, einmal auf sicherem deutschen Boden zu wandern, die wackeren Steirer, die tapferen Prager, die wie eine Nibelungenschar unter den feindlichen Slawen stehn. Grüß Gott, ihr deutschen Brüder! Das deutsche Volk vom Belt bis zur Adria. Wir wollen zusammenstehen! Und nun kommen sie weiter: die Sachsen, die Schwaben, die Märker, die Ostpreußen, alle deutschen Stämme. Was würde Jahn und Arndt das Herz jubeln; ihre Saat geht auf nach hundert Jahren. Da ziehen sie hin, bald in blauen, bald in grauen Joppen, bald im weißen Turnerkleid. Es ist doch etwas Gutes, wenn die Macht einer starken, freiwilligen Organisation sich auch in einer einheitlichen Tracht ausdrückt! Ein Sportskostüm in grellen Farben wohl gar senkrecht geteilt, erinnert an die Tracht mittelalterlicher Knechte, die einem ritterlichen Herrn zu eigen gehörten. Und leider ist's ja auch oft so. Wer in solchem papageibunten Kostüm auf dem Rasen hüpft, ohne zu merken, wie häßlich er aussieht, der ist auch oft ein Knecht der Sportsleidenschaft: Wettkämpfe, Wettkämpfe — und morgen in der Zeitung stehen! Und Uniformen — das ist eine Sache für Krieg und Dienst, nicht fürs Spiel. Uniformen, nachgeahmt, werden schnell zum albernen Spottbild. Unter den Schülern, die im Zuge die Tafeln mit den Namen der Vereine tragen, sind auch einige Jungen der „Wehrkraftvereine". Die schmutz-farbenen, zerknitterten Uniformen hängen ihnen nicht schön um die Glieder. Aber die Turner der verschiedenen Kreise haben sich ihre Tracht geschaffen, in der jeder seine freiwillige Zugehörigkeit zum großen Ganzen ausdrückt.

Stundenlang ist der Zug mit wehenden Fahnen vorübergeflutet. Mittlerweile ist der König von Sachsen, das Volksgedränge durchschreitend, auf der Tribüne erschienen. Da beginnt die weiße Kolonne der Turner zu den Freiübungen in den Platz zu rücken, einer ungeheuren weißen Schlange gleich; im Wege aber vor der nördlichen Tribüne schiebt sich durchs Gedränge die erste Sektion der Fahnen, die sich eben erst aus dem Zuge gelöst haben. Schier endlos flutet die weiße Kolonne herein, und mit ihr immer neue Fahnensektionen. Die Fahnenträger bilden mehrere Reihen, sie rücken vor, und hinter ihnen sechsundzwanzig Kolonnen, vier Mann breit; die Fahnen grüßen, ein leuchtender, rauschender Wald, die Tribünen und ziehen wieder heraus. 17 200 Turner füllen

Digitized by Google

jetzt den sonnenbeglänzten Raum, sie öffnen ihre Reihen. Ein wunderbarer Anblick — diese endlosen, weißen Linien, wie ein riesenhaftes Schachbrett, wie ein kampfbereites Heer. Erwartungsvolles Schweigen. Die Vorturner auf den hohen Kommandotürmen führen die Übungen aus. Jetzt setzt die Musik ein, und ein Bild bewegt sich vor unsern Augen, wie es keiner vergißt, der es mitangeschaut hat.

Wie ein Kornfeld, das im Winde wogt, so erscheinen die Tausende, wenn sie die Arme heben. Die Musik erreicht mit ihrem Ton die rechten Kolonnen etwas später. So laufen die Hebungen und Senkungen wie die Wellen des Meeres. In der Sonne aber blinken die Gestalten, und bei einigen Übungen geht's wie ein Silberblitz übers Feld. Ist eine Übungsgruppe beendet, so fliegt eine leise Staubwolke davon, wie der Staub von einem blühenden Kornfeld.

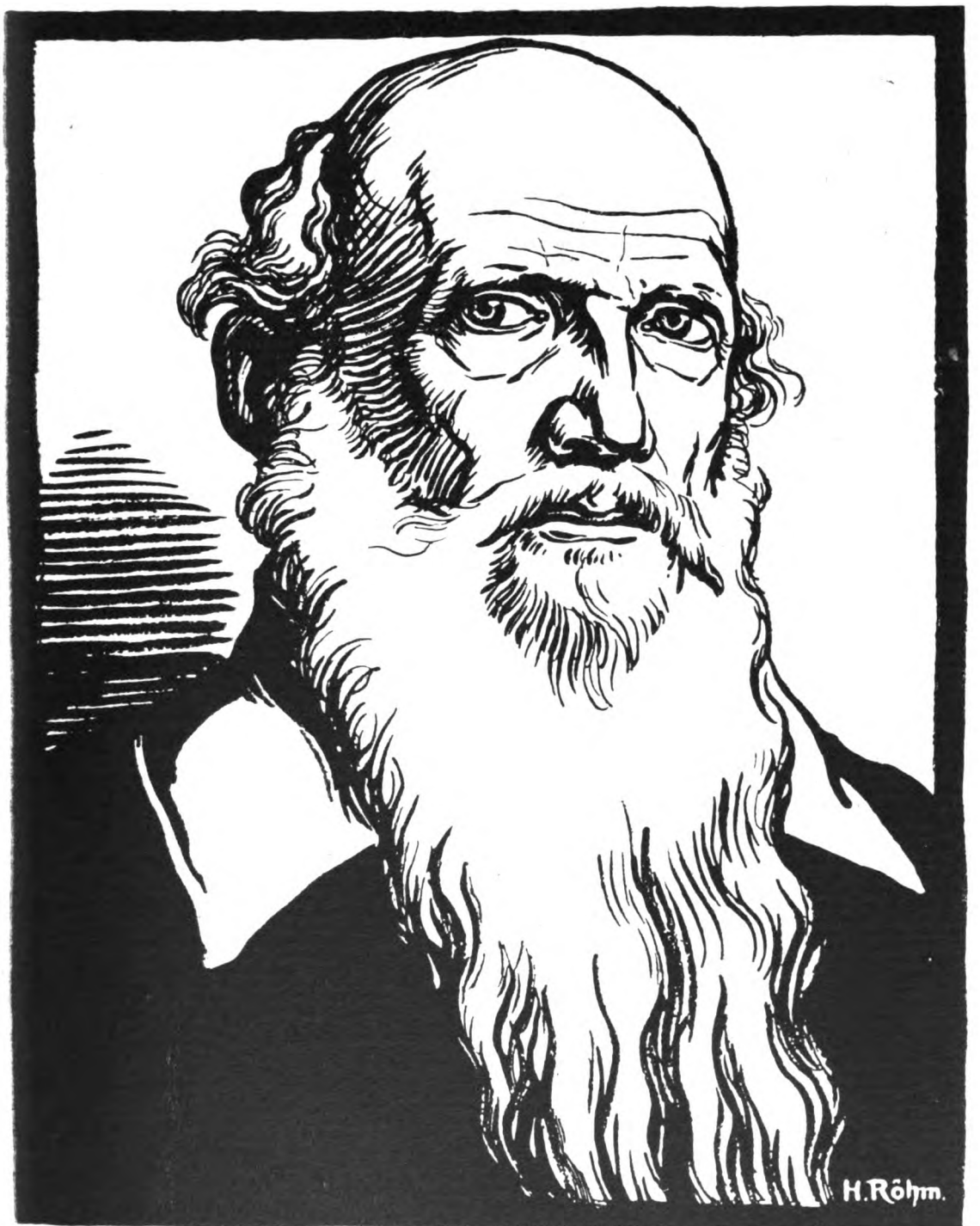
Dies war das große, jedem imponierende und unvergeßliche Schauspiel. Aber dem fleißigen Beobachter boten sich nun noch Tage lang volkstümliche Wettkämpfe, Gerätewetturnen, Stafettenlauf, Einzelvorführungen. Nur wenigen ist es recht klar, wieviel sittlicher Ernst in diesen Übungen sich verbirgt. Der sportliche Wettkampf wird nach gewonnenen Partien gewertet. Er stachelt den Ehrgeiz an, holt so aus dem Menschen die letzte Kraft heraus. Wo aber das Ziel des Sieges nicht winkt, wird die rechte Kraft gar nicht erst eingesetzt. Die turnerische Methode durch ihr feines System der Punktwertung, das sorgsam und gerecht Leistung neben Leistung setzt, dämpft die Leidenschaft; aber sie fordert ruhig beharrende Arbeit.

Wo wäre der Sport, der solche Männer erzeugte, die ohne Lohn, ohne daß die Zeitungen auch nur ihren Namen nennten, stunden-, tagelang als Schiedsrichter oder Turnwarte auf dem Platze stehen. Niemand noch außer der Armee vermöchte so die Zehntausende körperlich zu meistern. Seit Monaten ist in allen Gauen gearbeitet worden. Alle, auch die gar nicht zum Fest kommen, haben in diesem Jahre Neues gelernt. Erst sind zu den Gauvorturnerstunden die Vorturner versammelt gewesen. Aus jedem Tal sind sie da herbeigewandert. Was sie da durch den Gauturnwart lernen, tragen sie wieder in ihre Vereine. Ohne Bureaukratie arbeitet hier eine gewaltige Organisation. Und wenn die Stunde kommt, so steht jede Mannschaft, jede Riege auf ihrem Platze. Die deutsche Turnerschaft gibt den glänzenden Beweis, welcher Leistungen in Selbstverwaltung und welcher Treue gegen die selbstgewählten Führer das deutsche Volk fähig ist, wenn nicht die politische Parteileidenschaft dazwischenredet.

Die turnerische Art der Leibesübungen ist recht aus dem Wesen des deutschen Volkes erwachsen, unter der Arbeit eines Jahrhunderts erstarkt. Aber vielleicht gerade weil diese Art echt deutsch ist, hat sie viel Anfeindung im Vaterlande erlebt. Wie ein Stück angelsächsische Fremdherrschaft ist der sportliche Wettkampf mit seinen Eitelkeiten bei uns eingezogen, mit seiner Züchtung der rücksichtslosen Selbstsucht und hat die Augen der reicheren Jugend geblendet.

Wenn die Turner sehr lange gebraucht haben, um sich der neuen Formen künstlerischen Schmucks zu bedienen, wenn sie manchmal rauh und allzu trunkfest erscheinen, so bedenke man, wie sehr auch hier das Volk von den Kreisen der reicheren Bildung im Stich gelassen worden

Digitized by Google



Verlag von Bieling-Dietz in Nürnberg

HANS ROHM: BILDNIS JAHNS

Digitized by Google

Digitized by Google

ist. Und doch ist im Spiel und Turnen der Turnerschaft eines, wonach mancher hochbegabte Künstler vergeblich ringt: ein großer Stil. Großer Stil ist nur da, wo ein großer, sittlicher Inhalt sich Formen schafft. Wenn da die Reigen aufmarschieren und sich rhythmisch bewegen, wenn eine Riege eine Kette Übungen am Barren oder Reck bis zur kompliziertesten Leistung entwickelt, oder auch wenn diese sicheren Männer und Jünglinge auf dem Turnboden zusammentreten oder ihre Lieder anstimmen, dann ist das wohl eine herbe Art, manchmal erinnernd an Waffenübungen in rauher Vorzeit, — aber es ist doch der Ausdruck der gesunden Volkskraft. Es ist das ein Zusammenwirken freier Männer in freiwilliger Disziplin. Dem überindividualistischen Ästheten mag die Männerriege am Reck oder der Reigen der Knaben oder das Ballspiel der Jünglinge gar zu einfach, zu wenig effektvoll erscheinen, wer tiefer sieht, spürt hier den gleichen Geist sittlich gebändigter Kraft, wie in den Gestalten des Phidias und im Reiterzug des Parthenon.

Vielleicht aber zeugten für den hohen Wert der Turnerei noch mehr, als jene sonnengebräunten Jünglinge, die im Stafettenlauf dahineilten oder im Stabhochsprung noch im Sprunge zugleich an der Stange mit Händen höher kletterten, vielleicht zeugten noch mehr für ihn jene Alten, die im grauen und weißen Haar noch rüstig turnten oder als Richter und Turnwarte unermüdet Tag für Tag arbeiteten. Das sie das können, verdanken diese Männer einmal der regelmäßigen Übung und dann der Schulung der Muskeln und Nerven von Jugend auf, wie es gerade das so viel geschmähte Geräteturnen gibt. Auch diese Seite der deutschen Turnerei wird noch immer viel zu wenig verstanden. Das Turnen am Gerät übt den Verstand im schnellen Erfassen, übt sogar das Gedächtnis und gibt vor allem die ruhige Herrschaft über die Nerven, wie der moderne Mensch sie braucht.

So sind es denn drei Hauptwerte, die die Turnkunst zum wertvollen Begleiter für unser Volk in kommende Jahrhunderte machen sollen: sie bildet nicht einzeln empor, sondern will und kann alle schulen; sie stachelt nicht die Leidenschaft, sondern sie übt in regelmäßiger Übung und fordert auch im Kampfspiel Maß und Pflichttreue, und endlich: sie stärkt nicht nur die Muskeln, sondern auch Nerven und Charakter.

Walter Classen

Lose Blätter

Nachgrothische Lyrik

Ostfriesland

Na Hus!

Aver glatte Klinkerpad'n
Fahr'n wi up Rullerad'n.
Achter uns liggt dat Gesnack
In de Stadt mit all dat Pack,
In de Dansſaal, in Salons,
Söt un smärig as Bonbons.
Hier is nüms as du un ick
Un uns Brun'n, glatt un dick.

Digitized by Google

„Klapp-klapp — trapp-trapp,
Pottjung haalt de Waternapp,
Hinnerk kummt mit d' Haferſack,
Huckepack — Sack up Nack."

So! nu legg ick di torügg,
Sguff di Küſſens unner d' Rügg.
Plück di Steerns! Kiek in de Maan!
Hör! dor kreit in d' Dröm 'n Hahn,
Blafft 'n Hund, un blart 'n Schap —
So, min Lev, nu dröm un ſlap!
Hüh, min Wittfoot! — Hoh, Kopptein!
Hinnerk ſall jo Hafer ſtrein,
Hört! ji fahrn min ſöte Brut;
Fahrt man ſacht un trappt neet lut!

„Klapp-klapp — trapp-trapp,
Pottjung haalt de Waternapp,
Hinnerk kummt mit d' Haferſack,
Huckepack — Sack up Nack."

Süh! ji beid'n weten all:
Bold ſünd ji in'n warm Stall,
Bold ſitt wi in'n warm Nüſt,
Un „Go Nacht" un denn to Rüſt.

Aver glatte Klinkerpad'n
Fahr ji uns up Rullerad'n.
Hüh, min Wittfoot! — Hoh, Kopptein!
Hinnerk ſall jo Hafer ſtrein. —
So! dor is nu all uns Driſt.
Nu man ſtappfoot, anners gifft 't
Noch Malör. Nu dämpt jo Für,
Kamt mi neet to heet in d' Schür!

Nu ruttern un bullern wi aver de Brügg.
Sü dor! nu word min Deern all flügg.
„Nu wak up, min Lev!"
„Lat mi, du Deef!"
„Nu ſünn wi to Hus,
Dor ſnurrt de Pus,
De Teekätel ſuuſt,
In d' Schöſtein bruuſt
De Wind, un in d' Hörn bi't Für
Snack wi bit een — twee Uhr. —
Nu ſpring man herut,
Min Brut!"

Willrat Dreeſen (Meer, Marſch und Leben)

Digitized by Google

Regenleed

Hör, wo dat regent,
Wo't regent, dat't gütt!
De Waterhex sitt
In de Regenpütt.
Hett teinbusend Ogen
'n Stert as'n Fiß,
Un wenn se herut kunn,
Denn hol se di wiß.

Hör, wo se pluntjet
Un plantjet un swemmt,
Mit glibbrige Hann'
An den Püttrand sück stemmt!
Mit teinbusend Ogen
Gluupt se in de Dag,
Un hujahnt — un dumpelt
Torügg mit Gelach.

Hör, wo dat regent,
Wo't regent, dat't gütt!
De Waterhex sitt
In de Regenpütt.
Noch dree Wäk so wieder,
Denn swemmt se herut
Un sluckt alls man runner,
Wat wiesnöst un lut.

Arend Dreesen (Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch)

Westfalen

Waigenleedke

Susewind, nu suse!
Drai Waigen in eenem Huse!
Sall de Vader nich bange wärden,
Süht he so 'nen Sägen op Arden?
Hät nich Braud of (oder) Schinken,
Hät kine Mälk taum Trinken,
Hät kin Korn in'n Kasten,
Mütet de Kinnerkes fasten.
Susewind, nu suse!

Mahle, Müller, mahle!
Bur, de Schullen betahle!
Sall dat Kindken nich Hunger liden,
Mott de Mauder em Braud affniden.
Braud, dat bäck de Bäcker,
Korn, dat dräget de Äcker,
Gott lät Sünneken schinen;

Digitized by Google

Kinnerkes bröwet nich grinen!
Mahle, Müller, mahle!

Slap, min Kindken, slape!
Buten gahet de Schape,
Springt de Lämmerkes al in't Wide,
Häft se Wulle so week as Side,
Häft auk witte Fäute,
Häft auk Mälk so säute,
Häft en Wibbelstärtken,
Häft en lammfromm Härtken,
Slap, min Kindken, slape!

Hermann Wette (Westfälische Gedichte)

De Plog

Ick kenn mi gar kin schöner Wiärk
An ächtern Plog to gaohn!
Et is mi alltied niee Lust,
Un häff't so vaken daohn.

De Pfärde treckt in glieken Tratt
De brune Fuohr entlank,
Un ächter mi de Quickstiätt (Wippsteert) hüppt,
Wat wippt dat Stiättken swank!

De Lewink (Lerche) in de Luft, de weet
Von baar Pläseer kien Raot,
He hät sin Nest hier tiegenan
In düsse junge Saot.

Un ick dört wide friee Feld
Gaoh sinnig minen Patt
Un frei mi still, dat Fuohr an Fuohr
Sick legg so liek un glatt.

Un ääöhm (atme) den liesen Rüeck, de frisk
Ut bruoken Buoden stigg,
Den liesen Rüeck, de wisen will,
Dat hier viell Siägen ligg.

Min leiwe Plog, min starke Plog,
Griep deip harin int Land
Un hahl den Siägen mi harup
Met dine blanke Hand!

Augustin Wibbelt
(Mäten-Gaitlink. Gedichte in münsterländer Mundart)

Digitized by Google

Südhannöverisch

Latet mek ſlapen

Geiht et mal mit mek ant Starben
Un mek fallt, al halw in'n Drome,
Tau de Ogen — ſied nich bange,
Ob ek ok in'n Himmel kome!
Denket, dat ek Laſt un Meuhe
Un ſau vele ſware Stunnen,
Dei mek hart heww't metenomen,
Hewwe endlick oberwunnen:
Latet mek ſlapen!

Wehrt ok dei von minem Lager,
Dei in'n frommen Iwer geren
Möchten in der leſten Stunne
Mek taun Himmel noch bekehren!
Nemms bruk't mek den Weg tau wiſen.
Lat't ſe ſchell'n up mine Sünnen!
Ek will woll tau minen Herrgott
Minen Weg alleene finnen —
Latet mek ſlapen!

Chriſtian Flemes (Plattdütſche Gedichte)

Holſtein

De Heiloh (Die Heidelandſchaft)

Ik't Hünengraff dar is dat ſchön!
Dar wokert de Kratt (Geſtrüpp) ſo düſtergrön,
Dar ſchient de Bram ſo gel as Gold,
Dar lacht de Königsblom ſo ſtolt
In Moß un Heid,
Wenn de Sommerdag äwer de Heiloh geit.

Denn bruſt de Bek un ruſcht dat Reet,
Gelgöſchen (Goldammer) ſingt dat ole Leed,
De Heidlerch trällert, de Kuckuck röppt,
Eeerdlöper (Eidechſe) liggt an de Sünn un ſlöppt
In Moß un Heid,
Wenn de Sommerdag äwer de Heiloh geit.

Un blömt ſick de Heben mit Maan un Steern,
Denn ſchriggt de Ul ut wide Feern,
Un nerrn in'n Dümpel geit wat um,
Dat ſtähnt un ſüfzt un bieſtert rum
In Moor un Heid,
Wenn de Sommernacht äwer de Heiloh geit.

Un baben op't Graff dar wieſt mit 'e Hand
En olen König in't wide Land,

Digitized by Google

Sin Haar is ſo witt as Blööt op'n Doorn,
He braut na't Süden, he winkt na't Noorn
Awer Moor un Heid,
Wenn de Sommerdag äwer de Heiloh geit.

He ſöcht ſin Stadt, ſin Borg un Palaſt —
Dat's all tobraken as Schörren un Glas,
Verſtaben ſin Volk, begraben ſin Kind,
Sin Luſtgarn liggt wöſt — nu klagt de Wind
Där Moor un Heid,
Wenn de Sommernacht äwer de Heiloh geit.

Un dochen: ſtiggt de Sünn äwer't Holt,
Denn glinſtert dat Feld in Parlen un Gold,
Denn blinkert un blöht dat wid un ſid,
Un de Vageln ſingt von de ole Tid —
O ſchön is de Heid,
Wenn de Sommerdag äwer de Heiloh geit.

Johann Hinrich Fehrs (Gedichte)

Bofink

Bofink in'n Appelboom —
Fink, dat bün ik!
Hiir is miin Egendoom,
Hiir is miin Glück.
Kriſchaan wul ook hiir boon —
veni, vidi, vici!
Muß wol wat anners doon —
veni, vidi, vici!

Smuk is miin Neſt, juuchhe!
Nüms kan dat finn'n;
Smuk is miin Dorothee;
De ſit da binn'n.
Sa ſe tom Frōjaar keem —
veni, vidi, vici!
Mi ſe tom Braegam neem —
veni, vidi, vici!

Aver miin Nabersmann!
Ne, wat de ſchreet!
All'ns, wat he ſchreen kan,
All'ns, wat he weet.
Kree'g em bi'n Kragen wiß —
veni, vidi, vici!
Wiſ' em, wul Kanter is —
veni, vidi, vici!

Adolf Stuhlmann (S. T. Uhlmann: Rymels)

Digitized by Google

Mecklenburg

De Nacht is dor

De Nacht is dor, un all de Steern dei gat
An'n Hewen webder ſacht un ſtill er Strat.
In min lütt Stuw ſhint trulich Lampenlicht.
Dat ſpeigelt ſik, min Deern, up din Geſicht.

In'n Lenſtoul ſittſt du, drömſt ſo vör di hen.
Kum, dat ein liſes Woord fallt hen un wen.
De Kinner ſlapt al lang in goude Rou.
De Sandmann köum un drükk er Ögings (Auglein) tou.

Blot af un an, wen an din Oren dröppt
Ein liiſes Weinen, wen in'n Drom ein röppt,
Horkſt du woll nippern up un büſt den erſt
Tofreden webder, wen du niks mer hörſt.

Wo ſtill, wo ſtill — liis geit de Klokk tikk-takk.
Nu ſtiggt de Mann herup upt Naberdakk,
Kikkt rin to unz mit ſinen kloren Blikk,
As wull hei ſeggn: „Hir binnen want dat Glück!"

Richard Dohſe (Up ſaſſiſch Eer)

Hamburg

Dat Finkwarder Leed

De Dierns van Finkwarder, de kiekt obern Diek
Un fangt an to ſingen; binn' diek ward keen riek.

De Jungs van Finkwarder, de fohrt no de See,
De Dierns kriet dat Weenen, dat Hatt deiht jüm weh.

Un kiekt obert Woder un lurt jede Stünn
Un hürt up de Winden un paßt up de Sünn.

De Floot bringt de Scheepen, de Jungens up'n Mol,
De Dierns van Finkwarder, de lacht up'n Sool.

Un danzt mit de Jungens un freit ſich un ſingt
Un jucht bi dat Danzen un dreiht ſich un ſpringt.

Gorch Fock

Janmaat grippt ſick de Rechte

Meitje
Op min Schootje,
Büſt min Puſſel, büſt min Deern? —
Büſt ut Holland?
Ut Oſtfreesland?
Von de Waterkant?

Digitized by Google

Von den gröönen gröönen Helgolannerſtrand?
Snackſt ſo pallerwatſchig (etwa: kauderwelſchig), du lütt Seel.

Meitje
Op min Schootje,
Gottverdori!
Mag di Deern lidn,
Mag di geern lidn,
Vannig geern — unbannig geern!

Meitje
Op min Schootje,
Kumm wo't ſchön is,
Kumm wo't gröön is.
Dor danzt wi ünner'e Bööken
Un de annern lat't wi op de Del.
Will di gripen — — — Will di ſööken — — —
Un nu hevv ick di!

Meitje
Op min Schootje,
Wullt min Froo warrn?
Segg: manto, Jan!
— — — — — — —
„Man — to — Jan!"
— — — — — — —
Du min ſööte, ſööte, ſööte Deern!

Wilhelm Poeck

Regenſtimm'

Swemmt ein weiken Klokkenklank
Awer de Nacht er ſwattes Wer (Wetter),
Un de Regen ſummt ſin'n Sank —
Still — ein Kerrim flüt dor mank:
Nümmer mer — nümmer mer.

Jede Dröppen ſtimmt mit in:
„Kam ut Weltmers Düpen her,
Hewv mi ſpelt in'n Hewen rin —
Form vergeit; min Sülwſt dat winn
Ik nich mer, nümmer mer.

All min Kräft fleitt utenein,
Wekk inne Bek, wekk in de Eer —
Sünd ſ' ok ewig, iſſ't doch ſhein
Um den Dröppen — mi warrt ſein
Nümz nich mer, nümmer mer."

All de Dröppen ſummt ern Sank,
Un dat 's nich von ungefer,
Dat de inſen brümmeln Klank,
Dat de Kerrim makt mi krank:
Nümmer mer, nümmer mer.

All min Daag frit ſüke Tid;
Spör an'n Liw de iſern Ler:
Form vergeit! Wo bald ſteit ſid
Wol min Sünn', un fröujorsblitid
Shint ſ' nich mer, nümmer mer.

Hart un Kopp bei harmt ſik heit,
Un min Bloudd geit wild toker,
All min unborn Daten ſhreiht
In dat riſſeln Regenleidd:
Nümmer mer, nümmer mer!

Weiker noch ut Klokkenmunn'
Singt't börch ſwarte Nacht dorher.
Man de Stimm' verregnt in 'n Grunn',
Un de Kerrim füllt de Runn':
Nümmer mer, nümmer mer....

Robert Garbe (Up ſaſſiſch Eer)

Sirenentuten

Droole (uralte) Spikermurn üm ſinen Liw
Un dwung'n in'n ölig Warkdagsjakk,
Driggt günt dat Flet vel duſend Faten (Fäſſer)
In Riiſenmoljen uppe Nakk.
Dat Slüüſenjükk (Schleuſenjoch) dukt trüg denn Arbeitsmaten —
An min Magonipult ſitt ik un ſhriw un ſhriw.

Min Will as Wachen an de Slüüſen ſleit,
De Fedder günſt von Fron un Fracht.
Dor hork! Ein Damper ſtampt — Sirenentuten —
Dat Water bömt ſik, Bülgen kracht,
As tarrt't mit Keeden üm de ſworen Shuten —
Un wedder hellup juucht vörſtorm de Fleit.

Dor rit mi wat de Fedder ut de Hand:
De Talln von Kopmannsliſt un -goudd,
Min ganze Bregenlaſt ſtöwt börch de Ruten
Dal in dat keedangnurren Wachenbloudd;
Mi iſſ't, as brüllt dat frie Mer dor buten
Un kriſht to'n Storm an Mur un Slüüſenwand.

Un höger ſhümt un towt de Bülgentroß,
De Wachenſtorm verſhülwer ſwakk. —

Digitized by Google

Ik hör dat Mer, ik hör't as Orgelklingen.
Mi fallt de Riisenbaß int Hart as Grull,
Un dusend Stimmen dränt: „Kein Mur kann dwingen
Dat Mer, de äwerkwillen (überquellend) frie Boß!"

Droole Spikermurn üm sinen Liw,
Bögt't wedder günt de süünshe Nakk.
Kein Fleit, kein Grull brüdt mer denn Warkdagsfreden,
De Wachenstorm vershülwer swakk. —
Int Hart Sirenenklank un Sank von breken Keeden,
Sitt 'k ant Magonipult un shriw un shriw.

Thomas Westrich (Up sassisch Eer)

De Sünn' het shuld

De Sünn het mi bedragen,
Dei känt jü nu verklagen,
Dei iß dor shuld an west.
Dei reit mit golln Hänn'
Mit glitterblanke Bänn'
Mi ruter ut dat Nest.

Sett inne Prük ein Kron mi
Un lach: „Kumm! ik belon di
För all din Sorg un Nod!"
Sü, wat ein lustig Lewen,
Ein Nemen un ein Gewen,
Niks mer von Sorg üm 't Brod.

Dor kann de Düwel shriwen;
Kein kann dor binnen bliwen,
Wen 't Lewen ein Sünnendagg?
Ik seig krall Oogen blänken
Un Sommerkleder wenken
Un hör up 'n Finkenslagg.

Lütt Deern mit wille Lokken,
De gelen Garwenhokken —
Un still as inne Kark.
De Sezels klüngn un blänkern,
De Shörtenbänner slänkern,
Hog bawen süng de Lark.

Twoors bünn 'k ein Shraffel blewen,
Dat Geld fallt nich von'n Hewen
Un kummt nich äwer Nacht.
De Arbeit he 'k verlopen,
Un Brod kann 'k mi nich kopen,
Man 't Hart, dat lacht — dat lacht.

Ludwig Hinrichsen (Up sassisch Eer)

Digitized by Google

De Fabrikſchoßſteen

Ick bün de Bas! Min Buk is rund,
Un mine Lungen ſünd geſund.

Ha! Wat de Heben kann, kann 'ck ok.
As Wulken treckt min ſwatte Rok.

Ick kik ümher un ſta un paff.
Un all de annern rackt ſick af
Un bört un ſlept un ſweet ſick mör.
Ick fleit! Un allns löppt to mi her.

Ick tut! Un allens löppt torüch.
— Un jümmer witter int Geſich.

So witt, ſo bleek. — Mi is to Mot,
As drünk ick jem ehr rodes Blot.

Makt nicks! Dat ſmeckt mi got!

Int Achterhus

Tree Kinner, fif Kinner, un jümmer een lütt,
Dat noch nich lopen kann
Un Mudder opn Schot noch ſitt.
Un buten Hus de Mann.

Un buten Finſter nicks as Rok,
De vun de Däker langt
Un ſin ol ſchitig griſes Dok
Um jede Muer hangt.

Un lang na Fierawendtid
De Treppen rop ſo ſwör —
Se kennt em all, den bunen Schritt
Bet baben vör de Dör.

Un likes — wenn dat Lüttſte liggt
Un na ehr grippt un grint,
Vergitt ſe allens, wat ſe driggt,
Un webder jung ward ehr Geſicht,
Wil dat dat Glück ehr ſchint.

De Kunfirmand vun de Waterkant

„Bonjes in de Grabbel ſmiten!
Scholböker in Stücken riten!
Nicks mehr möten, wat man mußt!
Jungedi! Dat is en Luſt!“

Digitized by Google

„Un een Week noch ober twee,
Swemm ick buten all op See!
Kenn ick jedes Tau an Deck,
Vun de Back bet an dat Heck!“

„Un denn giww 't en Storm! Hallo!
Un uns Schipp, dat danzt man so!
Hüserhog un denn na ünn!
Un ick sitt in'n Matkorf binn!“

„Un denn kam ick trüch: Ahoi! —
Mudder krigt en Papagei!
Vadder krigt en ganze Kist
Vull Havannas! Dats gewiß!“

Un so simmeliert uns Mat
Fierlich sick lank de Strat,
Swatten Hot un lange Büx.
All dat Görntüg gellt em nicks.

Man dor stat je Frich un Hein!
„Jan, speel mit! Ick sett di tein!“
Wat? — Nu kik doch blot een an!
Würklich Jan, de Stüermann,
Vergitt den ganzen Ozean,
Speelt Marmeln, wat he kann.

Hermann Claudius (Mank Muern)

Unterm Hakenkreuz

Vorn hat Otto Corbach im Zusammenhang auch die Schwanerschen neureligiösen Bestrebungen behandelt. Hier möchten wir nun Wilhelm Schwaner selbst das Wort geben; denn so, meinen wir, können unsre Leser sich am ehesten ein eigenes Urteil bilden über die Kräfte, die hier sich regen. Wir bringen zuerst einen Beitrag Schwaners über seine Ziele und geben dann einen Abschnitt aus seinem neuen, im Volkserzieher-Verlag zu Berlin-Schlachtensee erschienenen Hakenkreuzbuch wieder. In demselben Buch findet sich auch am Schluß der „Abhandlungen“ das „Glaubensbekenntnis“ Schwaners, das man aber besser im Zusammenhang liest.

Zu einer „Bewegung“ gehören viele, die einem gemeinsamen Ziele zustreben. Die Volkserzieherbewegung aber hat die merkwürdige Eigenschaft, daß sie fast durchweg aus Einspännern und Eigenbrödlern besteht. Weshalb bisher auch alle Versuche fehlgeschlagen sind, das Ganze in eine kräftige Organisation zusammenzufassen. Es müßte etwas in der Öffentlichkeit anzufangen sein mit einem Bunde von geistig Schaffenden, der die Ziffer 10 000 erreicht. Zumal dem Kreise der Volkserzieher nicht bloß Lehrer angehören — wie im allgemeinen angenommen wird — sondern

Digitized by Google

auch Pastoren, Postbeamte und Kaufleute, Handwerker und Bauern, Landräte und Minister. Aber das Merkwürdigste an dieser Bewegung ist die Tatsache, daß die Mehrzahl der Mitwanderer dem politischen und religiösen Bekenntnis nach sehr weit nach links steht, während die Leitung offenbar mehr konservativ und positiv ist. Konservativ allerdings nicht im parteipolitischen Sinne zu verstehen, sondern unbedingt im Sinne Lagardes. Das heißt: die Leitung des „Volkserziehers" arbeitet immer und überall unter dem Gesichtswinkel des Nationalen und Deutsch-Völkischen. Auch in religiöser Hinsicht. Der Kirche steht sie ablehnend gegenüber, obwohl oder weil sie den Krist für die höchste und vollkommenste Offenbarung des Göttlichen im Menschen hält. Die Geschichte des jüdischen Volkes als ausschließlichen und ständigen Stoff für den Religionsunterricht der deutschen Jugend lehnt sie ab; sie ist der Meinung, daß hier die größte Lüge und die größte Gefahr für unser Volk liegt: die Abstempelung der jüdischen Geschichte *als Religion schlechthin*, der germanisch-deutschen Geschichte als Laien- und Profangeschichte, als eine Art Barbarei, bestenfalls als „Realie" hat unser Volk religiös heimatlos, gleichgültig, religions*feindlich*, pharisäisch gemacht. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, daß die meisten Deutschen mehr von Ur in Chaldäa, von Sichem und Samaria, von Hebron und Jerusalem wissen als von Weimar, Nürnberg und Dresden. Ich bin übrigens nicht der Meinung vieler meiner politisch freisinnigen Freunde, daß es hier einen Wandel gäbe, wenn an Stelle der konservativ-kirchlich-positiven Regierung eine liberale träte. Denn das Liberale ist, wie frühere Jahrzehnte bewiesen haben, in völkischer und religiöser Hinsicht indifferent. Es huldigt dem Grundsatze: „Laßt's geschehen; laßt es gehen!" Nur eine Regierung, die *wirklich* regierte, könnte vielleicht im Verordnungswege schaffen, was uns in absehbarer Zeit wieder ein vaterlandfreudiges königstreues Volk sicherte: einen deutschen religionsgeschichtlichen Unterricht. Das ist es, was uns 10 000 Einspänner der Volkserzieher-Bewegung eint: der Ausbau des Seelen- und Geistestempels der Deutschen schon von Kindheit an. Alles andere, so wichtig es an und für sich auch sein mag, rangiert bei uns erst an zweiter und dritter Stelle: die Abstinenz, die Geldreform, die Bodenreform, die Frauenfrage, das Wahlrecht u. dgl. m. Denn das alles gehört zur „äußerlichen Zucht". Unsrer Meinung nach ist es der Geist, die Seele, die den Körper formen, die das alles regeln und heben sollen. Wir spannen *vorn* an, nicht hinten an der Bremse. Und da treffen wir uns mit dem leider zu früh verstorbenen Moritz von Egidy und mit Peter Rosegger, dem mutigsten Protestanten der letzten Jahrzehnte und dem warmherzigsten Katholiken. Jener hat bei der Taufe unsres Blattes vor sechzehn Jahren Pate gestanden, dieser gab ihm zu seinem 70. Geburtstage den Segen ständiger Freundschaft. Aber unsere Religion suchte auch eine örtliche Heimat, wie denn überhaupt die Pflege des Heimatsinnes — nicht bloß geographisch gemeint — eine unserer Hauptsorgen ist. Und so schufen wir als eine Art „Musterkolonie" unsere Anlage im Uplande (das Stammland der alten Cherusker im obern Diemeltale, dort, wo Waldeck, Westfalen und Hessen zusammenstoßen). Dort bauten wir auf der Osterklippe des Hermannsberges den Ermenstein, zogen um das drei Morgen große Stück einen mächtigen Zaun mit dem Runentor und brennen alljährlich um die Pfingstzeit dort oben unser Frühlings- und Heimatfeuer. Und

Digitized by Google

gegenüber, an einem anderen Berge, ist unser Bundesheim „Ermenhus“ erstanden, in dem müde Geistes- und Seelenwanderer um ein ganz Geringes Waldesruhe und Frieden genießen sollen. Eine ganze neue Gemeinde wird sich da herumbauen: der gesamte Volkserzieherbesitz im Uplande beträgt schon heute annähernd 35 Morgen Wald, Wiese und Land. Unser festestes Band ist das Persönliche, das, wovon man im „Volkserzieher“ selbst nur zwischen den Zeilen liest, das aber in Tausenden von herzbewegenden Briefen, vor allem bei den alljährlichen gemeinsamen Pfingstwanderungen zu überwältigendem Ausdruck kommt . . . Als unsre Hausbücher gelten die zwei Bände der „Germanenbibel“, das Buch „Vom Gottsuchen der Völker“ und das eben jetzt erschienene Bundesbuch „Unterm Hakenkreuz“, aus welch letzterem an dieser Stelle ein markantes Kapitel wiedergegeben sein möge, ein heimat- und sprachkundliches über meine upländische Waldschulmeisterzeit. Wilhelm Schwaner

Schulmeisterzeit

Es ist ein Vierteljahrhundert her, da hat mir, dem jungen Waldschulmeister, droben im Uplande einer im blauen Kittel vor der gesamten Mannschaft eine mächtige Pauke gehalten. Wir waren zur Kontrollversammlung gewesen, 83er Füsiliere wir, Marburger Jäger und Dragoner aus Hofgeismar. Und machten, wie das so üblich an „patriotischen“ Tagen, unsern Tagesschluß im Dorfkrug der Rattlrskn. Ich war schon damals ein halber „Absistente“, wie die Waldecker sagen, nicht bloß, weil der Geldbeutel kein drittes Glas gestattete, sondern weil der Magen und vor allem das Herz und der Kopf schon beim zweiten energisch streikten. Um so „sitzsamer“ und „vertragender“ waren meine Kameraden. Denen kam es in jenen Jahren auf Dutzende von Lagen nicht an, und wenn sie am anderen Morgen um fünf oder sechs heimzogen, dann hatten die meisten trotzdem gleichen Schritt und Tritt im Leibe und ein lustig Marketenderlied auf der Zunge. Dann dachte ich nach achtstündigem Schlaf schon wieder an Aufstehen, Spazierengehen und Religionsstunde (womit vier meiner Schultage begannen).

An jenem Novembermittage also wollte ich mit englischem Gruß aus dem Kreise der Waffenbrüder verschwinden. Aber der Herr „Präs“ hatte meinen Griff nach Mütze und Stock bemerkt und gebot im selben Augenblicke mit lauter gebietender Stimme: „Stillgestanden!“ Und dann stieg die Pauke, eine Rede, die gewiß weder druck- noch kanzelreif war, die aber aus ehrlichem Herzen kam und mich mit dem „roten Jäger“ zu lebenslänglicher Freundschaft verbunden hat. „Ick weit wuoll, brümme Sei guott, Här Lärer. Ji stuott nachch fürr Uggem Examen, un boa mottet Ji horrken, asse bei Pastaure will. Un dann sitt boa bei Frummen imme Duorpe, bei jederken Sunndag in de Kiärke laupet, alle Joare veermoal dt Oamdmoal niämmet, bei olle paar Wiäkken dn Pastauren tm Väsper hatt un gläuwet, dann wören s biätter osse wie, däi nachchn Glas Beer drinket. Düsse Muckers gläuwet, de Pastaure wiskede valle iärre Unduggend aff un sickerde iänne ennen Staul bieme lewen Guott, wann s iämme de grötteste Wuost uppsnidden unn den stiewesten Kaffe kuockeden. Lärersvedder, loatet Uchch nit beduspeln: düsse Frummen woaren, asse sei nachch konnten osse wie zunt, däi düllsten Siöppers, däi frninigsten Ekörtenjägers un de gemeinsten Swienijjels. Mi hiätt emoal

Digitized by Google

n baarſk geloarten Skaulmeſter eſiächcht, bi ſinnen Bäukeren hädde hei ennte, datt hädde en Paſtaurenſunn eſkriwwen — ick meine: Läſſink hädde hei eſiächcht — düſſe Läſſink, oder bu hei ſüſſ häit, hädde eſkriwwen: »Dei läupſken Hauren wören noahär däi frümmeſten Bädewibere.« Will Ji nibbemoal olle Frummen imme Duorpe Uchch drupp ankucken, iäffſe Uchch upprichtig in d Augen kucken konnt? Ji ſolldet wuoll nachch erläben, wäit am uprichtijjeſten mit Uchch mennte. Un nu nachch ennte: brümme guo wi jeberken Dag int Weertshus? Gläuwe Ji, wi könnten unſe ganze Läwen vann diäm bitteken tären, woat Ji uns in dr Skaule jitt hatt? Oder de ganze Wiäkke vann diän paar Woren, däi wie vamme Sunnbag midde ut dr Kiärke niämmet? Oder auk nor ennen innzijjen Dag vann diäm frluoggenen Tüje, woat uns dat Oarolzer Blad uppen Weertshusdiſk läjet? Nä, Lärersvedder, dat reiket nit! Brümme kümmet däi Paſtaure nit wennijeſtens e n n m o a l in dr Wiäkke noa Rattlr, hi int Weertshus, hi innen Kriegerverein, wo bachch unſe Landeshäre iöwwerſte Präſidente iſſ; brümme kümmet dei frumme Häre nitt unn frtellt uns woatt vann dr grauten Welt t buten? Siwwi Zöllners un Sünders? Js nitt d Här Jeſus noa ſülken Luüden amme leweſten eguon? Hiät hei nitt ſiächcht, datt utgeriäckent d ü ſ ſ e mit iämme int Parabies kämen? Hiät hei nitt düſſe frdammten Muckers un Farriſäers aſſe eklije Böcke van ſick eſtoatt? Wi ſupet un ſinget gewiß nit, datt wi upp düſſe Wieſe innen Guoddeshimmel willt. Wi wittet wuoll, datt auk van uns dei graute Häre, de in dn hauhen Wolken thront, datt hei mär van uns frlanget oſſe drinken un ſingen: froaget de armen Luüde imme Duorpe, wäi iänne hilpet, wannſe in Naut ſitt, däi Frummen oder wi „Vrkummenen“. Froaget, wat fürr Prozente dei kiärkenfrumme Lüerbure van der Enſegerſken efuorbert hiätt — flijjte, nä, datt ſöä je aſſe Selweſtberäukerunge ut, wannick mä ſiächchte. Guott ruhig heime, Lärersvedder: Uchch wärt de Augen auk nachch uppgoan. Unn ick will bloß nachch wünſken, dabbet dann nit tau ſpäde iſſ, dat Ji dann nit tau vill Blaud vamme Hiärten vrloaren hatt. Bloß ennte moddck Uchch dachch nachch ſäjen: Brümme kumme Ji nit un frtellt uns woatt vamme Läben? Stamme wi würklck vamme Apen aff, bu däi alle Biskamp imme Duorpe ſäjet? Oder hiät uns dei lewe Guott würklck uttem Skittklumpen emacht, oſſe d Paſtaure ſäjet? Jck meine, däi woaren beide nit drbie, un ſei wittet beide n oalle Fläutepipn. Flijjte wittet Ji auk nix Biätteres; iäwwer Ji konnt uns j daggemoal ſäjen, watt Ji nu eijentlck denket. Un dann will wi nit bieme Glaſe Beer affſtimmen, watt uns nu amme beſten paſſet: t heime un t buten ganz alleine will wi t iöwwerläjen un dürrdenken. Un van Jſenbanen oane Lokkemetive konnt Ji uns moal wuott frtellen un vann Togo un Marokko. Joa, un ſingen ſöllten Ji midde uns, veerſtimmig noam gubden Leederbauke, but de Küörbächcher hat. Brümme maket Ji kennen Geſangfrein; brümme loatet Ji nit ollen Sunnbag unſe Fruggen un Mäkens un unſe jungen Kärels noa dr Skaule kummen un läſet iänne wuott fürr? Ji konnt j auk f r t e l l e n! Süh, ſau, Lärersvedder, ſau dachte ick mi Ugge Taugehörigkeit tm Duorpe un Ugge Mitgliedſkaft tmme Freine! Un nu jiwwet mi de Hand un loatet uns gubde Frünnge bliewen: Ji ſeht nit ut oſſe n Bädebrauder. Ji bruket nit midbetedrinken oder te ſupen, bruket auk nit jeberken Oamd Koarten imme Weertshuſe t ſpillen: iäwwer unger de Luüde mottet Ji, un mottet iänne

Digitized by Google

hilpen, nit bloß amme Krankenbedde, nä, auk in gesunden Dagen. Doa flijjte amme ehsten. Datt wi gesund bliwet. Sau, Lärer, sau meineket!"

„Drawwick nu auk nachch n Wuort säjen, Göärkensvädder?" fragte ein schöner blauäugiger Blondkopf, der vielleicht der jüngste von allen Anwesenden war und offenbar des Kaisers Rock noch nicht getragen hatte. Dem aber nie das Wort versagt wurde, und dem sie alle wie dem Herrn Präss ohne Wider- und Zwischenrede zuhörten, weil er schon in der Schule der Vorderste im Wissen und Wollen gewesen und späterhin immer geblieben war. „Drawwest!" antwortete der alte Jäger. „Kameraten, ick hawwe dann nachch fürr uns jungen Luüde ne Bidde uppem Hiärten. Un unger uns junge Stüörmers möchtick wuoll auk unsen jungen Lärer riäckenen. Hei hiätt je auk ehst verentwintig Austerbrie giätten. Doa iss me nachch kenn Mucker. Doa hiätt mn nachch Füer imme Luiwe. Doa süht me n junk Mäken lewer int Gesichte assen allen Wiewe uppen Rüjjen. Nu denket Uchch: hiätt mie doa fürr n paar Wiäkken däi alle Kupitz van Rene esiächcht, dei Lärers hädden Updrag van uowwen, in de Spinnstuowwen t guon un uptepassen, datt doa nix »Unsittliches« fürrkümmet. Am leweften wört diän Hären in Oarolzen un Küörbach, düsse ollen Heideninnrichtungen wie Austrfüer, Johannisdag, Bejjern und Pinkestbaoime wören noa un noa dürr de Skaule assekaffet. Nu pückede mick bachch de Düwel, doa moßte ick mick glieck moal üöwwertüjen, iäff auk unse Lärer upp Posten iss gijjer »Heidentum« in dr Spinnstuowwe. Jck make Uchch drup upmerksam, dat dei grauten Hären gläuwet, wi wören Heiden, wiel unse Fruggen Heide spinnt. Un doariöwwer soll woll auk unse Lärer berichten. Un datt woll ick witten. Gesiächcht, gedoan! Skäps Willäm un ick, wi gingen j dann amme Dinnstch Oamd an Mejjers Döre und lokkeden, sungen un knappeden. Un dei dunnerkielskn Mäkens jucheden luthals, asse sei uns söähen. Un grade, asse wi iänne b Wockenbänge niämmen witt, richtg, doa bluffette buten n Rüdde, un de Lärer kümmet hingerhär especkert. Krijjen hiätt hei uns nit un ekannt wuoll auk nit. Jäwwer nun willeket Uchch säjen, Här Lärer: wi wörent. Un ick bidde Uchch: sidd kenn Skandarme imme Duorpe! Kummet midde, wann wi singet un Riemels frtellt! Helpet, dat unse Austrfüer widder biärnen browwet do uowwen, bo Hermen un Thusnelde junk woaren. Un gläuwet uns: wi sidd kenne biättern Mensken osse alle dei Frummen, iäwwer gewiß auk kenne slächteren!"

„Liebe Menschen," konnte ich nur erwidern, „laßt mir Zeit, mich hier zurechtzufinden. Ich bin ja selber noch ein Lehrling des Lebens, amtlich wohl »Herr Lehrer«, aber noch kein Lehrmeister, kein Schulmeister, kein Lebensmeister. Mancher von euch weiß mehr als ich, trotz meines Lateinisch und Englisch und Französisch, trotz aller Examina, die ich bestanden, und aller Zeugnisse meiner »Reife«. Ich bin wie ihr ein Sucher, ein Kind, ein Irrender. Aber ein ernstlich Suchender. Das trieb mich an jenem Abend, von dem Schoppen Wilhelm hier erzählt, aus dem Hause in die Nachbarschaft. Ich wollte mein Dorf auch in der Nacht kennen lernen, nicht im Wirtshause — das sehe ich ja bei jeder Kontrollversammlung, an jedem Kaiser-, Fürsten- und Sedantage. Auf der Straße, in euren Häusern, auf den Feldern und womöglich auch auf dem Berge werdet ihr jedenfalls oft mich finden, nicht als Gendarmen, aber als Lehrling. Als Lehrling zum Guten, Wahren und Schönen. Sucht ihr danach eben-

Digitized by Google

so ernst wie ich, so werden wir noch in ganz anderem Sinne Kameraden, als wir es jetzt schon sind. Nur habet Geduld mit mir, und glaubet an mich so fest, wie ich an euch glaube. Und damit ihr seht, wie heilig mir dies Wort ist: ladet eure Frauen, Töchter und Schwestern für nächsten Sonntag nach der Schule ein, da will ich ihnen was »frtellen«. Und ihr selber, soweit ihr glaubt singen zu können, seid abends bei mir in der Wohnung zur Prüfung eurer Stimmen. Den Gesangverein wollen wir bald haben und die Unterhaltungsstunden für jung und alt dazu."

So ist es geworden und ist so geblieben sieben Jahre lang. Und heute noch blüht der Gesangverein, und der Kriegerverein, dem ich immer noch als Mitglied angehöre, ist keiner von der Sorte, wo nur militärisch gefachsimpelt, getrunken, geraucht, Hoch und Hurra geschrien wird, sondern wo ein prächtiger grauköpfiger Upländer die Alten zu Freunden, die Jungen zu Männern erzog. Wohl gibt's noch hier und da eine Dummheit, auch wohl gelegentlich eine Rempelei — denn das alte gute Cheruskerblut verlangt ausleben, austoben — aber der Herr Präs, der immer noch derselbe ist wie damals, und der Blondkopf, der inzwischen zum Bürgermeister emporstieg, sie sorgen beide, daß aus einem Flintenschuß kein Donnerschlag wird, daß Ruhe im Dorfe herrscht, wenn die Glocke geschlagen hat.

Dieser Bürgermeister war ein armer Hirtenjunge drüben im „Häzenlande". Aber mit einem Herzen voll Liebe und einem Kopf voll Geist. Und so hatte er immer ein Buch, eine Zeitung oder eine Zeitschrift bei sich, wenn er „in der Diemel" seine Kühe beaufsichtigte. Blieb beim Suchen in den Schriften, als er im Westfalenlande eine Stelle als Knecht und später daheim als Gehilfe beim Onkel Eisenhändler angenommen hatte. Wurde selber Kaufmann, Hausbesitzer. Und endlich Bürgermeister. Weiß in den Büchern und Gesetzen Bescheid wie ein „Affekoate"; könnte mindestens ebensogut im Reichstage oder Abgeordnetenhause sitzen und jedenfalls fruchtbringender mitarbeiten als hundert andere von rechts oder links. Denn immer noch ist sein Auge hell, der Kopf klar und das Herz warm. Wenn der Cheruskerfürst an der Twiste nur ein paar Dutzend solcher Bürgermeister hat, so kann er seine 21 Quadratmeilen ruhig jedem gekrönten Großen als ein Musterländle zeigen. Aber dieser ehemalige Hirte und Lehrerfreund im Uplande ist nicht der einzige dort oben, der neben dem „Herrn Präs" zum Pionier seiner Gemeinde wurde. Da ist ein Bruderpaar, das aus eigener Anlage zum Musizieren und — Häuserbauen kam; da ist eine Bauernfamilie, die mit ihren Köpfen ganze Geschlechter hell und rebellisch macht; da sind Handelsleute, die der „Städter" aus Corbach zwar sehr von oben herab „Upländer Buer" nennt, die aber schon in Haltung und Gang einen alten Blutadel offenbaren, wie ihn vielleicht nur die Goten hatten. Es ist bezeichnend, daß meine Rattlrskn Krieger andächtig wie in der Kirche sitzen, wenn ich ihnen im Verein vom großen Leben da droben und da draußen erzähle. Und ebenso selbstverständlich, daß der Herr Präs und der Bürgermeister zur Upländer Volkserziehergruppe gehören, nicht mit Worten, aber mit Taten.

Konnt Ji Uchch nu fürrstellen, bu mit dat Hiärte puppert, wannck mitt Frugge un Kingeren iöwwer Brieln un Willjen rupp noa Rattlr kumme? Dann iss mi allemoal, as wöärck nu t heime, imme himmliskken t heime. Glick biem ehsten Huse mott d Guhl hallen, wi mottet affstiejen, t hilpet nix: wie mottet midde rinn in d Stuowwe. Un doa stait Juchch nu n

Digitized by Google

ganßen Disk full Jätten un Drinken. Doa iss sien Rüjjenbraut, friske Botter, Millk sau stief osse Fätt, däi reine Smannt; doa iss Plundermillk, Bottermillk, däi ick sau gären drinke; doa stäit oallen Hawermäjjer (Zervelatwurst), Skinken sau faste osse Biärkenholt; doa sitt Irenkauken un Himmerensafft; doa iss däi siene Bliäckkauken, dree Fingere dikke un mitt Zukkerhuut druppe. Un dann kümmet mien olle Terry un kucket mi frwundrsk an, dabdck minne Kamaskn un däi kuorrte Buxe nit annehawwe, un doafürr sallck iämm n Stükke Wuost jiwwen; unt Kätteken fänget an t smären, strieket oall sinne iöwwrijen Hoare an minnen Prliner Stoat un frlanget bloß saun bitteken Knäjjelhuut — Dunnerweßmen: Kristjoan, Göärkensfrugge, Willäm, Hämpes, Nettecken, nu häbdck Uchch j balle frgiätten iöwwer düsse driwweskken Terrys un Katten! Fählt bloß nachch, datt auk d Hönndere un Gaoise un Köjje un Süjje un Zijjen un Skoape kummet un sick fürr Uchch stellt un „Auk willkummen" säjet, eh Ji t Muhl updaun konnt.

T hilpet nix: t mott egiätten wären. Un t mott frtellt wären. Un wi kummet un kummet nit laus; un däi Guhl t buten wartet un wartet... Un wamme dann entlck lausguott dürrt Duorp noa unsem Huse, dann sibb doa Haabkes un Skultn un Klöpprs un Kuiten un Sunndages un Skaul un Mejjers un Henderkes un Skimmelen un Giärders un Kärjes un däi alle Katter Wäng Tusch un Wälders un Sängers un Klautes un Brüjje un Olbiärjers un Wageners un Anneggers un Göärkens Heinerich, un kennen browwe wi fürrbi goan, un oalle frogget s sick, datt wi widder doa sitt. Un nu söllt auk widder lausgoan, un nu wölleme widder frtellen, un de Sängers wöären widder singen uowwen uppeme Biärje, un wi wöllen widder fiern — joa, joa, Kingere, hi bi Uchch kamme glücklck sien; hi frgittet m dat frdammte Blädergekriesse ümme Raude un Swarte. Dei Düwel machch s alle langen. Un ick fläute drupp un bliewe mitt Uchch däi Bure vamme Biärje. Bu konnte ick dat bloß dünn Winter frgiätten?!

Wilhelm Schwaner

Saul und David

(Aus einer neuen Bibel-Bearbeitung und -Nachdichtung)*
von Paul Kägi

[Um den Inhalt der Bibel lebendiger zu machen für uns Heutige, hat man die verschiedensten Wege eingeschlagen. Zunächst versuchte man's mit der volkstümlich gehaltenen wissenschaftlichen Erläuterung. Wir haben auf Werke dieser Art gelegentlich hingewiesen („Geschenke zur Einsegnung", XXV, 12). Einen anderen Weg ging Walter Classen, als er in seinem „Christus heute" den Gehalt des Neuen Testaments in neue Formen zu gießen unternahm. Er stellte Jesus mitten unter die Hamburger Arbeiter unsrer Zeit, so wie Uhde Ähnliches in seinen Bildern tat. Jetzt liegt eine neue Art, auch das Alte Testament uns nahezubringen, vor, einstweilen noch ungedruckt. Es ist eine Nachdichtung, die uns den dichterischen Gehalt jener uralten hebräischen Schriften so darbieten will, daß man ihn ohne wissenschaftliche Vorarbeit unmittelbar genießen kann. Viele empfinden die Schönheiten des Alten Testaments kaum noch, weil ihnen die Gestalten in der Schule zu „bekannt" geworden sind, so wie sie eben ein

* Das Werk erscheint im Herbst im Delphin-Verlag.

Digitized by Google

Schüler erfassen kann. Kägi läßt uns den gewaltigen Unterschied der Zeiten deutlich werden. Wir sehen dadurch plötzlich das Vertraute mit anderen Augen und entdecken manches, was uns früher verloren ging, weil wir eben darüber hinweglasen.

Kägi sagt über den Zweck seiner Übersetzung in der Einleitung:

„Der Welt von Heute die Bibel schenken, wie Luther sie seiner Zeit geschenkt hat — das wäre ganz unmöglich. Weil unsere Stellung zur Bibel nicht einheitlich und geschlossen ist.

Den dreierlei Lesern (Naivgläubigen, historisch Sichtenden, ästhetisch Genießenden) standen nur zweierlei Bibeln gegenüber. Ich wollte eine dritte danebenstellen: als Bearbeitung, die unbefangen das menschlich und dichterisch Große der Bibel, wie wir Heutigen es sehen können, plastisch hinstellt. Das ist nur möglich, wenn der Bibeltext als Rohstoff behandelt wird, der nicht nur historisch zu untersuchen, sondern vor allem stofflich und sprachlich zu gestalten ist. Dabei galten mir Rhythmus und Linie mehr als exakte Zeichnung. Einzelschönheiten mögen fallen — die organische Schönheit des Ganzen steht höher.

Mein Leser sucht nicht geschichtliche Wahrheit. Ihm hängt alles daran, daß die Darstellung ihn zum Nachleben zwingt. Erst dieses Nachleben auf Grund künstlerischen Schauens hebt eine geschichtliche Tatsache aus der Sphäre subjektiver, zufälliger Wirklichkeit zur Objektivität und rückt es mir menschlich nahe. Erst künstlerisches Schauen tut das, indem es selbst das Absonderliche sich vollziehen läßt nach allgemeingültigen Gesetzen, denen auch mein Leben untersteht. Nicht, was nur einmal geschehen — was immer von neuem geschieht in tausend Abwandlungen — was so tief im Menschenwesen wurzelt, daß es auch uns aufjauchzen und weinen läßt, das sucht dieser Leser. Das durch dichterische Wahrheit zum Allgemein-Menschlichen erhobene Besondere. Alles andere lehnt er ab.

Wissenschaft biete ich also nicht. Erstrebte ich gar nicht, weil »wissenschaftliches« Erkennen mir nicht als das Höchste gilt. Sondern: gefühlsmäßige, innere Anschauung.

Darum lege ich auch keinen »Schlüssel« bei. Ich mag nicht selber Hand dazu bieten, daß der Leser an Einzelheiten haftet. Er nehme mein Buch als Ganzes, für sich. Sonnenklar, daß ich stilisieren muß, um zu erreichen, was ich will: den großen, runden Gesamteindruck.

Knapp, karg, voll verhaltenen Lebens — so sollten die Geschichten dastehn. In einer Sprache, die nicht die Sprache Kanaans wäre, sondern des Menschen von Heute — und trotzdem monumental. Aber die anfänglich beabsichtigte Modernisierung des Luthertextes wurde ich bald naturnotwendig hinausgetrieben. Was ich nun biete, mag manchem gemacht erscheinen. Ich darf ruhig sagen: es ist geworden. Da ich das Buch an die zehn Mal vollständig umgeschrieben habe, und jede Niederschrift vermehrter Knappheit, Gegenständlichkeit und Wesentlichkeit zustrebte, kann es nicht wundernehmen, wenn die Worte nun eigenwillig erscheinen. Je länger je mehr ist mir klar geworden, wie es für jeden Satz im Gefüge nur eine — eine ureinzige, rhythmisch-notwendige Form gibt. Um diese Form habe ich gerungen. So darf auch der Leser sich's nicht verdrießen lassen."]

Digitized by Google

(Das Glück des jungen Hirten)

In Bethlehem-Juda wohnte ein Mann, Isai. Dessen Söhne zogen mit Saul in den Krieg, als die Philister sich wieder regten. Nur David, der Jüngste, hütete daheim der Schafe.

Eines Tages befahl Isai: „Nimm hier dies Mais und diese zehn Brote. Und bring's deinen Brüdern im Heer. (Frag auch, wie's geht und steht.) Und diese Geiß-Käslein bringst du dem Hauptmann."

David ließ seine Schafe dem Hüterbuben und ging. Bei Socho, in Juda, fand er die Heere sich gegenüber. Und grüßte die Brüder. Aber während er mit ihnen redete, trat ein Riese, Goliath von Gath, sechs Ellen und eine Spanne hoch, aus dem Lager der Philister: auf dem Haupt den Helm, um die Brust den Harnisch, an den Schenkeln Schienen, am Rücken den Schild, in der Hand den Speer. Zweihundert Pfund wog sein Schuppenpanzer, die Speerspitze zwanzig. Und der Schaft seines Spießes war wie ein Weberbaum.

Dieser Goliath kam, stand gespreizt und rief: „Ich bin ein Philister. Ihr seid Sauls Knechte. Stellt einen Mann, so ist's abgetan. Schlag ich ihn nieder, so seid ihr unser. Schlägt er mich nieder, so sind wir euer. Schafft einen her!"

So tat er schon viele Tage und füllte die Gegend mit seinem Geschrei. Und wenn er zurücktrat in sein Lager, rühmte er sich: „Israels Troß hab ich Hohn gesprochen!" Israel aber war lahm vor Furcht.

Als nun David ihn hörte, rief er empört: „Was ist mit dem? Darf dieser Unbeschnittene Jahwes Volk lästern? Stopft ihm niemand sein Maul?" „Ja, wer das vermöchte!" erwiderte einer. „Des Königs Tochter gewänn er und köstlichen Schatz. Und sein Haus bliebe steuerfrei!" „Was!" rief da David, „und Goliath lebt?" Da fuhr ihn sein Bruder Eliab an: „Was hast du hier noch zu suchen? Mach, daß du heimkommst zu deinen Schafen!" „Je!" murrte David, „darf man denn nichts mehr sagen?"

Als aber der Philister weiter höhnte, trat aus den Reihen David ihm plötzlich entgegen. Waffenlos. Nur die Schleuder in Händen. Als der Philister ihn kommen sah, sehnig und sonnverbrannt, aber fein wie ein Dirnlein, da fluchte er greulich: „Bin ich ein Hund, daß du mit Stecken kommst? Heran, du Säugling, so kriegen die Vögel des Himmels und Tiere des Feldes zu fressen!" Furchtlos entgegnete David: „Du kommst mit Schwert, Spieß und Schild. Ich komme im Namen Jahwes, den du gelästert hast. Er liefert dich in meine Hand. Und wenn die Schakale was fressen werden, wird es dein Aas sein." Damit langte er in die Tasche, steckte einen Stein in die Schleuder, holte aus . . . Und traf den Hünen an die Stirn, daß er niederbrach. Im Sprung war David dabei, riß ihm das Schwert aus der Scheide und schlug ihm den Kopf ab.

Die Philister aber, da sie ihren Haudegen liegen sahen, machten sich auf und davon.

Stolz trug im Triumphzug David des Riesen Haupt. Aus Stadt und Land zog man ihnen entgegen, mit Reigen und Geigen. Bekränzte Frauen und Jungfern sangen:

„Tausend, tausend hat Saul erschlagen!
Zehntausend, zehntausend David!"

Da kam jener böse Geist über Saul. Und war von da an eifersüchtig auf David.

Digitized by Google

Aber Michal, Sauls Tochter, gewann David lieb. Und Saul hielt sein königlich Wort: sie ward ihm zum Weibe gegeben.

Auch Jonathan gewann David lieb, wie sein eigen Herz. Er schloß einen Bund mit ihm. Und schenkte ihm Gürtel, Bogen und Schwert — seine eigenen Sachen.

Und wenn Schwermut sich lagerte auf Sauls Stirn, spielte David die Harfe. Behende glitten seine Finger über die Saiten. Dann ward es besser mit Saul. Und sein böser Geist wich.

Zu allem, was David tat, gab Jahwe Glück.

(David muß fliehen)

Einst spielte David vor König Saul, der wieder vom bösen Geist geplagt war. Und plötzlich warf Saul seinen Spieß. Flink bückte sich David — der Speerschaft zitterte in der Wand.

Bald waren Häscher in Davids Haus. „Der Schrecken hat ihn ins Bett geworfen," bedauerte Michal, „er kann nicht kommen." Da schäumte der König: „So schleppt ihn herbei in seinem Bette!"

Die Häscher drangen in Davids Zimmer. Und rissen ihm den Mückenschleier vom Gesicht — da war es ein Holzbild, und David über alle Berge!

Wild herrschte Saul seine Tochter an. Sie wußte sich aber auszureden: „Er hat mir gedroht: ich töte dich, wenn du nicht hilfst!"

Einzig Jonathan wußte den Flüchtling zu finden. Und sprach ihm zu, an den Hof zu kommen. David erklärte: „Es geht nicht an! Das hieße dem Tod in die Arme laufen!" Jonathan sann: „Morgen ist Neumond. Steht da beim Festmahl dein Sessel leer, sagt der König vielleicht noch nichts. Übermorgen sicher! Dann weiß ich Bescheid. Heut in drei Tagen verbirg dich beim Aselfelsen. Ich werde dort Bogen schießen. Ruf ich dem Knaben: „Der Pfeil liegt herwärts — so zeig dich ruhig. Ruf ich dagegen: der Pfeil liegt weiter, dann mach, daß du fortkommst!"

Sie nahmen Abschied und trennten sich.

Am Neumond setzte der König sich mit seinem Hof zu Tisch. Davids Platz blieb leer. Saul sagte noch nichts. Am zweiten Tag, als David wieder nicht da war, runzelte sich des Königs Stirn: „Was ist mit Isais Sohn? Beliebt ihm nicht zu erscheinen? Ist er zu vornehm worden?" „Ach, verzeih, Vater," sagte Jonathan rasch, „er hat sich beurlaubt, nach Bethlehem zu gehn. Sie feiern Familientag. Seine Brüder haben ihn entboten." Da fuhr König Saul vom Stuhl und schrie, daß die Stimme sich überschlug: „Schandbube! Mißgeburt! Meinst du, ich wüßte nicht, daß ihr gemeinsam spielt? Du Dummkopf! Dein Königstuhl wackelt, solang David lebt! Her mit ihm, jetzt muß er sterben!" Noch wagte Jonathan: „Was hat er eigentlich Todwertes getan?" Da verlor Saul alle Fassung und warf seinen Spieß nach dem eigenen Sohn. Jonathan wußte genug . . .

Am andern Morgen ging er hinaus, an den Aselfelsen. „Lauf," hieß er den Knaben, „lies mir die Pfeile." Und schoß einen Pfeil hoch über den Laufenden weg: „Lauf, der fliegt weit!" Und schoß noch einmal: „Ha! Der noch viel weiter!" Der Knabe suchte und wußte um nichts. Nach einer Weile kehrten sie in die Stadt. David ging in die Weite.

Er floh nach Adullam. Und seine Verwandten sammelten sich um

Digitized by Google

ihn. Dazu Bedrängte und Heimatlose, Unzufriedne und Abenteurer — sechshundert Mann. Und er wurde ihr Hauptmann.

(Freibeuterleben)

In Maon lebte ein reicher Mann. Auf tausend Ziegen und dreitausend Schafe schätzte man ihn. Nabal hieß er. Sein Weib Abigail. Sie war schön und gescheit. Nabal plump und gemein — der richtige Kalebiter!

Der feierte Schafschur. Und Fremde kamen zu seinem Fest: „So spricht dein Bruder David, Isais Sohn: »gesegnet seist du! Gesegnet dein Haus! Gesegnet all dein Besitz! Ich höre, du habest die Schur. Deine Hirten haben uns nahe geweidet. Wir haben sie nie belästigt, noch ist ihnen etwas abhanden gekommen — frage sie nur! So zeige dich nun auch freundlich und gönn uns Anteil an deinem Fest!«"

Da spottete Nabal: „Wer ist dieser David? Wer dieser Sohn Isais? Ein Sklave vermutlich, der aus dem Dienst gelaufen! Man kennt das heut! Glaubt ihr im Ernst, mein Brot und Getränk und Geschlächt — was alles den Scherern bereitet war, würfe ich weg an dunkle Leute? Ich wär ein Esel!"

Davids Leute konnten sich trollen — es fiel nichts ab.

Abigail hörte durch ihre Diener: „David hat Glückwunsch geschickt und Gruß. Jener David, der floh vor Saul. Der um uns her eine Mauer gewesen bei Tag und Nacht. Der uns nie belästigt, immer geholfen hat. Jetzt gibt es etwas! Sieh, was du tun kannst. Dein Mann läßt nicht mit sich reden."

Da packte Abigail zweihundert Brote und zwei Schläuche Wein, fünf geschlachtete Schafe und fünf Scheffel Mehl, hundert Rosinentrauben und zweihundert Feigenkuchen auf Esel. Und hieß ihre Diener die Tiere führen. Ihrem Gatten sagte sie nichts.

Auf heimlichen Wegen ritt sie bergab. Und stieß unversehens auf Davids Leute, die bergwärts strebten. Denn David hatte geschworen: „Hab ich dem Schuft umsonst gehütet, strafe mich Gott, wenn ihm morgen noch was an die Wand pißt, Mensch oder Tier!" Als Abigail den David erblickte, glitt sie vom Esel und warf sich zur Erde: „Auf mir liegt die Schuld, Herr! Sieh nicht auf Nabal! Er ist wie sein Name: Nabal — ein Narr! Deine Boten kamen mir nicht zu Gesicht — vergib! Sie wären anders behandelt worden! Ich weiß, daß du Jahwes Sache führst! Ins Bündlein des Lebens wickelt er deine Seele — deines Feindes Seele schleudert er ins Verderben! Er wird dich stark machen in Israel! Und wird dir ein Haus bauen, das besteht — denk dann an deine Magd! Und nun siehe: dies mag deine Mannschaft unter sich teilen!"

David nahm die Geschenke entgegen: „Du kommst als ein Engel Jahwes! Bei Gott, diesem Nabal wär's bös gegangen! Nun geh in Frieden! Ich habe Gefallen gefunden an dir."

Als Abigail nach Hause kam, saß Nabal an einem Schlemmermahle. Und war betrunken. Drum sagte sie nichts. Erst andern Tags, als er ausgeschlafen, erzählte sie, was ihm gedroht. Da traf ihn vor Schreck der Schlag. Steif lag er zehn Tage. Dann wiederholte sich's. Und er starb.

„So geht's!" sagte David, als er's vernahm. „Ich habe mich nicht gerächt! Jahwe hat selber ein Wort gesprochen." Und sandte hin und warb um die Wittib. Die machte sich auf und wurde sein.

Digitized by Google

(Verfolgt)

Als Saul erkundet, wo David weile, folgte er ihm. David wich in die Wüste, bis zum Kegelberg. Saul folgte. Und hetzte ihn rundherum. Schon war er ihm nah — da kam ein Bote: „Schnell, König Saul! Die Philister sind eingebrochen!“ Da wandte der König sich ihnen entgegen. Seitdem heißt der Kegelberg „Berg der Trennung“.

Als Saul vom Philisterzug kehrte, ging's wieder los. Eine Höhle im südlichen Juda war Davids Schlupfwinkel.

Sauls Leute kamen und suchten das Bergland ab. Der König selber ging einmal auf die Seite. In eine Höhle — die Höhle Davids! Und während er Notdurft verrichtete, schlich David heran und schnitt einen Zipfel von seinem Kleid.

Als der König gegangen, trat David ihm nach ins Freie: „Mein König und Herr!“ Saul schaute zurück. Da fuhr David fort: „Sieh hier einen Zipfel von deinem Kleid! Ich konnte dich töten! Doch rührt meine Hand nicht an Jahwes Gesalbten, behüte Gott! Der König von Israel aber, wem jagt er nach? Einem räudigen Hund! Einem winzigen Floh!“

Da schluchzte der König: „Ich tat dir Böses — du tust mir Gutes! Du bist besser als ich!“ Ließ ab und wandte sich heim.

(Feindes Vasall)

Aber David verhehlte sich nicht: „Saul faßt mich doch! Aber kurz oder lang!“ Und — trat über zu den Philistern! Dem Achis, Fürsten von Gath, bot er sich an mit seinen Sechshundert. Der wies ihm Ziklag zum Wohnsitz, im Süden des Landes. Da hauste er. Und fiel häufig ins Amalekiter-Gebiet (die gegen Ägypten wohnten als freie Nomaden — Judäern und Philistern gemeinsam feind). Wenn aber Achis fragte: „Was hast du vollbracht?“ gab David vor: „Im südlichen Juda hab ich geplündert.“ (Während er doch den Judäern, seinen Landsleuten, Anteil geschickt an der Beute!) Alle Gefangenen machte er nieder, damit sie nicht wider ihn zeugten. Und Achis baute auf ihn.

Als die Philister sich wieder sammelten gegen Israel, eröffnete Achis seinem Vasallen: „Du schließest dich an!“ „Wohl!“ sagte David, „so siehst du mich einmal am Werk!“ Und Achis ernannte ihn zum Adjutanten.

Die andern Fürsten erhoben Protest: „Was fällt dir ein? Schick deine Hebräer nur wieder heim!“ „Das ist ja David,“ wehrte sich Achis, „mein treuer Vasall!“ „Ja, jener David,“ höhnten die Fürsten, „von dem man gesungen: zehntausend Philister hat er erschlagen!“ Achis: „Nie gab er mir Grund zur Klage!“ Die Fürsten: „Wir leiden es nicht! Mag er in Ziklag wohnen — ins Feld kommt er nicht!“

Als Achis dem David befahl: „Zieh heim!“ — da fuhr David auf: „Was soll das heißen? Warum?“ „Du bist mir ja lieb als ein Engel Gottes“, begütigte Achis. „Den Fürsten aber bist du ein Dorn. Ich kann's nicht ändern — beschäme sie!“ Da wandte sich David wieder nach Ziklag. Während die Philister nach Jesreel zogen.

Als David auf die Höhe von Ziklag kam, lag unten im Tal sein Städtchen verbrannt! Amalekiter hatten Besuch gemacht. Getötet schien niemand, aber Frauen und Kinder verschleppt. David wurde beinahe gesteinigt.

Er drängte weiter, den Räubern nach. . . .

Digitized by Google

Die Amalekiter feierten mit Gelage — jäh schloß das Fest: David brach herein! Wenige Knechte, zunächst den Kamelen, entrannen — das andre ward niedergemacht. Der Raub fand sich unversehrt.

(Sauls Untergang)

Saul und die Philister lagen sich gegenüber. Die Philister in Sunem. Saul auf dem Hügel Gilboa. Eine Unruhe war über Saul gekommen, den sonst so tapfern. Und er befragte Jahwe. Aber Jahwe gab keine Antwort — nicht durchs Los, nicht durch Träume, nicht durch Propheten. Da befahl Saul: „Suchet ein Weib, das Tote beschwört, so will ich Die fragen."

Bald fand man in Endor solch eine kluge Frau. Saul verkleidete sich und suchte in einer dunklen Nacht die Alte auf: „Kannst du Tote zitieren?" Lauernd entgegnete sie: „Du weißt sehr wohl, daß König Saul alle Totenbeschwörung und Wahrsagerei untersagt hat — bei Todesstrafe! Du fängst mich nicht!" Saul schwur bei Jahwe, ihr geschehe nichts. Da fragte sie halbwillig: „Wen willst du sehen?"

„Den Seher Samuel!"

Das Weib unternahm die Beschwörung. Aber als sie den Geist erblickte, schrie sie laut auf: „Du bist der König! Gnade, Gnade!" „Ich habe gesagt," beruhigte Saul, „dir geschehe nichts. Mach vorwärts! Was siehst du?"

„Ich sehe einen Geist aufsteigen."

„Wie sieht er aus?"

„Ein Alter im Bart, mit seidenem Kleid."

Da wußte Saul, daß es Samuel war, und warf sich nieder. „Was störst du meine Ruhe", tönte eine Stimme, „und zwingst mich herauf?" „Ach," sagte Saul, „die Philister sind da, und Jahwe scheint von mir gewichen — er antwortet nicht! Rate du!" „Was ist da zu raten," sagte die Stimme, „wenn Jahwe doch von dir wich! Morgen um diese Zeit bist du mit deinen Söhnen im Totenreich!" Da fiel Saul vor Schrecken hin. Hatte er doch den ganzen Tag nicht gegessen.

Die Hexe rührte ihn an: „So kannst du nicht gehen — nimm einen Imbiß." Saul wollte nicht. Als aber alle ihn baten, legte er sich auf das Bett. Und die Wahrsagerin fing an zu schlachten, briet und knetete und buk.

Nachdem sie gegessen, erhoben sich Saul und seine Begleiter. Und gingen die ganze Nacht.

Am Morgen begann die Schlacht. Und Israel wich. Scharenweis lagen die Toten auf dem Gilboa. Nur Saul und seine Söhne leisteten noch — mit einer Handvoll Getreuer — verzweifelten Widerstand. Da fielen Jonathan, Abinadab und Malchisua, Sauls Söhne, fast auf einen Schlag. Saul selber wurde durch Pfeile schwer verletzt. Als er sah, daß alles verloren, heischte er von seinem Waffenträger: „Hol aus und erschlage mich! Wenn ich in der Heiden Hände falle, treiben sie ihren Spott mit mir." Aber sein Waffenträger weigerte den Gehorsam. Da stürzte sich Saul in sein eigenes Schwert und verblutete. Und sein Schildträger tat es ihm nach.

Am Tag nach der Schlacht beraubten die Philister die Toten. Und fanden auch Sauls und seiner Söhne Leichen liegen. Saul hieben sie

Digitized by Google

das Haupt ab, nahmen ihm die Rüstung und schickten's im Land herum. Auf allen Märkten scholl der Jubel ob Sauls Geschick. Seinen Harnisch stellte man auf im Astarte-Tempel. Sein Leichnam hing an der Mauer von Bethsan zur Schau.

Als man in Jabes die Schmach erfuhr, da machte sich auf, was wehrfähig war, marschierte die ganze Nacht und holte Sauls und seiner Söhne Leichen. In Jabes wurden sie begraben, unter der großen Tamariske. Auch fasteten die Jabesiter sieben Tage. Und sangen dem toten König.

(Das Klagelied)

David war kaum nach Hause gekommen, vom Amalekiter-Zug, erschien ein Söldner in Ziklag, die Kleider zerrissen, das Haar bestäubt. Und warf sich zur Erde vor David.

„Wo kommst du her?" fragte David.

„Aus Israels Lager."

„Und dein Bericht?"

„Das Heer zersprengt. Unzählige gefallen. Saul selber und Jonathan tot."

Da zerriß David seine Kleider und alle, die um ihn waren. Hoben Klage und weinten.

Das ist Davids Klage um Saul und Jonathan — im Buch des Redlichen steht sie geschrieben:

„Israels Adel
auf den Höhen erschlagen —
die Helden gefallen!

Saget es nicht zu Gath!
Tut's nicht kund auf Askalons Gassen!
Daß nicht sich freuen
die Töchter der Philister,
frohlocken
die Frauen der Heiden!

Ihr Berge Gilboa,
es falle auf euch
nicht Tau noch Regen —
Schutthaufen müßt ihr werden,
weil im Staub da gelegen
der Schild des Gesalbten!

Jonathans Bogen
hat nie sein Ziel gefehlt!
Sauls Schwert
ist nie hungrig heimgekommen!
Saul und Jonathan, lieblich im Leben,
nun auch im Tod nicht getrennt!

Weint, Israels Töchter,
laut auf um Saul!

Digitized by Google

In Purpur und Wonnen
hüllte er euch,
säte goldenen Schmuck
über eure Gewänder . . .

Ach, Jonathan, mein Bruder,
mir ist so weh!
Du bist meine Freude,
mein Trost gewesen!
Deine Liebe war seltner
denn Frauenliebe!

Nun sind die Helden gefallen,
und Israels Rüstzeug hin!

(Anmerkungen)

Der Seher Samuel hatte erkannt, daß die Stämme Israels und Judas sich zusammenschließen müßten, inmitten gemeinsamer Feinde, das besetzte Land zu behaupten. In Saul fand er auch den Mann, der sein Programm durchführte. Aber nun waren zwei Zentren da, und die Ringe mußten sich schneiden. Der Konflikt kam mit dem Amalekiter-Feldzug: Samuel wollte die Feinde — als Jahwes Feinde! — gänzlich vernichtet haben, König und Volk und alles Lebendige. Saul aber wütete nicht ganz so schroff, aus menschlich-vernünftiger Erwägung. Da verkündet der Seher: König Saul verwirft Jahwes Wort — Jahwe verwirft König Saul!

Vor diesem Konflikt war Saul der sonnige, jugendlich-liebenswerte, großmütige und erfolgreiche Herrscher, nachher: der gebrochene Mann. Des alten Sehers Autorität steht unerschüttert, auch der König beugt sich ihr: er fühlt sich wirklich als Verworfenen, und damit ist all sein Frohsinn, Wagemut und Erfolg dahin. Das ist unsere, zweite Epoche von Sauls Regierung.

Die biblische Darstellung ist erbaulicher Art, nicht objektiv. Sie urteilt nach dem Erfolg: Saul endet unglücklich — also ist er ein Bösewicht gewesen! David hat Ruhm und Erfolg — also ein Liebling Jahwes! Mehr und mehr wird David den Spätern „fromm", schließlich (das Ideal spätjüdischer Frömmigkeit) ein Psalmensänger und frommer Saitenspieler! — Auch Goliath muß seiner Verherrlichung dienen: nach der alten Notiz 2. Sam. 21, 19 hat Elhanan aus Bethlehem den ungeschlachten Prahlhans erschlagen.

Am Anfang galt das Königtum — was es auch war! — als Segen und Notwendigkeit und als Jahwes Geschenk. Später, nachdem es Fluch und Entartung geworden, da konnte man sich's nicht anders denken, als daß es stets etwas Böses gewesen: Abfall von Jahwe, dem himmlischen König. In den alten Bibeltext ist diese veränderte Meinung eingeflochten worden (vgl. 1. Sam. 8, 4—9; 10, 17 ff. usw.). Der Prophet Hosea hat sie aufgebracht.

Digitized by Google

Vom Heute fürs Morgen

Langeweile

Ein großer Widersinn: in unserm kurzen Leben Langeweile! Wo es doch eine Fülle zu tun gibt, wo zu beiden Seiten unsres Lebensweges der größte Reichtum an Bildern und Wissen aufblüht, wo sich Schaffens- und Genußmöglichkeiten in Fülle finden! Langeweile heute, wo die knappe Spanne unsres Erdendaseins gar nicht mehr ausreicht, auch nur einen kleinen Teil dessen mitzuleben und mitzudenken, was vorhanden ist! Nein, so ist die Langeweile, an der viele so häufig und jeder wohl gelegentlich leidet, nicht zu begreifen. Ihre Ursache liegt in der Beschränkung des Menschen, in seiner Unfähigkeit, den vorhandenen Reichtum des Geschehens sich anzueignen. Das ist auch nicht immer die Schuld dessen, der sich langweilt. Die Beschränkung seines Könnens kann unverschuldet sein: beispielsweise seine geistigen (oder körperlichen) Fähigkeiten reichen nicht aus, an Musik oder Luftschifffahrt oder an irgend etwas sonst teilzunehmen, das doch gerade jetzt betrieben wird, oder seine Mittel reichen nicht hin, um es mitzumachen, und zum untätigen Zugucken verdammt zu sein, ist nicht immer kurzweilig. Ja, gerade diese Langeweile ist's, die uns am meisten drückt: wir haben einen Beruf, der uns nicht gefällt und doch unsere Tage voll einnimmt; wir haben eine Arbeit, die uns zuwider ist, aber unbedingt gemacht werden muß; wir sind in Gesellschaft, und deshalb gezwungen, von den Bauplänen des Hausherrn zu hören und sogar über Dinge selbst zu reden, die uns nicht interessieren. Kurzum: wir dürfen nicht wie wir wollen, darum langweilen wir uns. Eine Tyrannei ist's der wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Verhältnisse, eine auferlegte Sklaverei, ein Gefängnis, in das uns das Leben gesteckt hat. Wären wir frei, zu tun und zu lassen, was wir wollten, so könnten wir also Langeweile aufs alte Eisen der Menschenkultur werfen!

So scheint es — ist es wirklich so? Ohne äußeren Zwang kann es Langeweile nicht geben?

Wir sahen schon: Es kommt alles darauf an, ob uns das, was wir machen, interessiert. Interessiert uns nichts, nun, so muß uns alles langweilig sein. Je beschränkter ich bin, um so langweiliger ist mir das Leben. Liebe ich Musik nicht, so langweile ich mich selbst im Tristan; liebe ich die Natur nicht, so langweile ich mich an der Côte d'or oder am Cap d'Antibes. Die Langeweile bekämpfen heißt lieben, alles lieben, mehr lieben als der Mensch verbrauchen kann. Immer temperamentvoll und immer bereit zur Teilnahme sein!

Wie aber, wenn etwas unsere Teilnahme stark erweckt, aber im Stich läßt? Dann langweilt man sich eben — und vielleicht um so gründlicher. Das Lustspiel oder das Buch da hat eine an sich interessante Frage über Gebühr ausgedehnt; dem Dramatiker da hat etwas sehr Schönes vorgeschwebt, nur hat er leider die Fäden zu ihm hinüber nicht finden können. Wo ist der Punkt, da das Buch sein Interesse einbüßt? Wo der Augenblick, da man anfängt, uns zu langweilen? Da, wo wir inne werden, daß der Geber zu viel versprach. Der Redner, von dessen Vortrag

Digitized by Google

wir neue Aufschlüsse erwarteten, gibt nur Bekanntes; der Dichter, der etwas wie ein feines Lustspiel versprach, geht abseits ins Schwankhafte, ins Platte, ins Alltägliche; das Buch, das Menschen versprach, gibt Narren oder Puppen, oder es gibt Alltagsgedanken, obwohl es Sonntagsgedanken versprochen hatte. Die Lehre davon für den Verfasser: bescheiden nicht zu viel versprechen; für den Leser: nicht zu viel erwarten. Auch für *Weniges*, auch für *Bescheidenes* kann ja Interesse erregt werden; was wirklich Leben hat, ist niemals arm. Nur darf man mir nicht einen Wald versprechen und ein Zweiglein mit der Aufforderung reichen: hier, genieße ihn.

Langeweile entsteht bei einem regen Geiste nur, wenn er sich in seiner geistigen Freiheit beschränkt fühlt. **Alexander Elster**

Ein Dank an Rosegger

Rosegger ist sein Leben lang ein Mann der opferbereiten Tat für die Nöte anderer, für sein Volk und für den Menschheitsgedanken gewesen. Darum dankte man ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag auch damit, daß man ihm *Mittel zu weiteren Wohltaten* sammelte und übergab. Rosegger soll damit einen lieben Wunsch, den er für andre hat, erfüllen. Die Sammlung erfolgte von Person zu Person, um das laute Geräusch in der Öffentlichkeit, den Ansturm von Bittgesuchen u. dergl. zu vermeiden. Nunmehr aber dürfen wir von dieser Sammlung öffentlich sprechen, damit es alle die erreicht, welche Rosegger ein Liebes tun wollen. Auf die „angesehenen" Unterschriften brauchen wir in diesem Fall sicher nicht hinzuweisen. Es genügt zu wissen, daß man Werbebogen von Dr. Richard Plattensteiner in Wien, Reisnerstraße 3, erhält, daß Barsendungen mit dem Vermerk „für die Rosegger-Ehrenspende" an Herrn Buchhändler H. Seippel, Hamburg, Kl. Johannisstr. 19, zu richten sind und daß Einzahlungen durch die Bank an das Giro-Konto des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins bei der Vereinsbank in Hamburg erfolgen können.

Im Aufruf heißt es: „Eine Waldschule hat er geschaffen, für den Gottesfrieden in der Menschheit ist er tatkräftig eingetreten, zum Schutz der Deutschen in bedrängten Sprachgebieten hat er drei Millionen mit Hilfe opferwilliger deutscher Brüder gesammelt." Wir fügen hinzu: die Vorlesungen, von denen im vorigen Heft die Rede war, hat Rosegger nicht für sich, sondern für gemeinnützige Zwecke gehalten, er selbst begnügte sich stets mit den Reisekosten. Und aufgegeben hat er diese Art, für andre zu sorgen, nur, weil ihn Kränklichkeit dazu zwang. Allein durch den Verzicht auf Vortragshonorare hat Rosegger dem deutschen Volk ungefähr 300 000 Mark geschenkt.

„Faust" auf der Münchner Puppenbühne

Gemeint ist nicht der Goethesche Faust, sondern jener vermessene Nekromant, dessen lastervolles Teufelsleben und ganz erschröckliche Höllenfahrt auf mancherlei Art in *Volksbüchern* erzählt und auf den Brettern tragieret worden ist. Auch die Puppenspieler des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich seiner bemächtigt — ein Puppenspiel gab bekanntlich Goethe vielleicht den ersten Anstoß zu seinem Gedicht. Auf diesen alten naiven Text hat *Paul Brann* bei seinen Faust-Spielen zurückgegriffen, die jetzt allabendlich im Münch-

Digitized by Google

ner Marionettentheater dankbare Zuschauer finden. Ein höllisches Vorspiel, das dem „Prolog im Himmel“ entspricht, geht vorauf. Der gewaltige Pluto erteilt seinem Oberteufel „Mephistophiles“ den Auftrag, den Wittenberger Zauberkünstler zu fangen. Dieser, ein leiblich ernsthafter Herr, engagiert Mephiston, weil er „schnell wie ein Gedanke“ ist und Auskunft über alles verspricht, was Faust wissen will. „Der Drang nach Wahrheit“ ist also schon im Vorbilde da, und „die Lust am Trug“ betätigt der Magier alsbald durch erstaunliche Geisterbeschwörungen am Hofe zu Parma. Gretchen fehlt ganz, aber Helena erscheint am Schlusse, den reuigen Faust zu betören: so verfällt er der Hölle, die ihn denn auch höchst grausenerregend, feurig qualmend, mit geöffnetem Rachen verschlingt.

Denn was der Teufel selbst nicht kann,
Das stellt er durch ein Weibsbild an . . .

so frohlockt Mephisto.

Selbstverständlich ist auch Hans Wurst im Spiele, der uralte Kinder- und Volksfreund, und ebenso selbstverständlich ist, daß bei dem Pakt, den er mit seinem kratzbürstigen Unterteufel abschließt, die Hölle das Nachsehen hat. Was für ein kurzweiliger Bursche ist aber auch dieser Wurstel! Ob er nun die Teufel hin und her zitiert, durch die Lüfte saust, oder als Wittenberger Nachtwächter am Schlusse seine anzüglichen Stundenverse singt — immer bringt der derbe Wanst ein Leben auf die Bühne und bunte Kontraste in die feierliche Tragoedia. Freilich müssen er und seine Mitspieler entweder ganz primitive Holzköpfe oder aber so artig modellierte Figuren sein wie die, die der Bildhauer Brabl dem Marionettentheater gemacht hat: durchgeformt und ausstaffiert bis ins kleinste, und doch phantastisch frei im Ganzen. Karikatur wäre schon zuviel, nur greifbar verständliche Charakteristik ist wirksam. Und wie ergötzlich gruselig wirkte die vollendete Flugtechnik dieser Luftgeister, wie zaubermäßig elegant tritt Mephisto aus seiner Flamme heraus zu Faust ins Gemach!

In all diesen „metaphysischen“ Angelegenheiten ist die kleine Marionettenbühne dem großen Theater unendlich überlegen, und in der Einheit des Stiles ist sie's auch. Denn es kann gar nicht vorkommen, daß irgendein Spieler „aus seiner Rolle fällt“, durch allzu menschliche Besonderheiten, oder darstellerische Unzulänglichkeiten; was in vielen Fällen auf dasselbe hinausläuft. Jede Figur hat eben nur sich selber zu spielen, sie ist von Hause aus künstlerisches Phantasiegeschöpf, und ihre Belebung vollzieht sich fürs Auge innerhalb eines engen Kreises von Bewegungen, die sich wiederholen und typisch sind. Die Mimik fehlt, die Geste spricht für sie, eben deshalb spricht sie mit einer Eindringlichkeit, die erstaunt. Das gesprochene Wort aber gewinnt, wenn es richtig behandelt wird, einen deklamatorischen Klang, der in einfachen Gegensätzen möglichst naiv charakterisiert und auf psychologische Feinarbeit besser verzichtet.

So baut die kleine Puppenbühne, unterstützt von einer primitiven Szene, ihren Stil auf, aus nämlichen Urelementen des Theaters, wie sie dem Bühnenstil der Antike eigentümlich waren. Die Grenzen dieser Kleinkunst liegen wohl dort, wo das tragische Pathos beginnt. Es war ganz lehrreich, zu sehen, daß Maeterlincks „Tod des

Digitized by Google

Tintagiles“ durch die Puppen seine mystischen Schauer einbüßte. Und anderseits kann es kaum etwas Wirksameres geben, als Schnitzlers Groteske vom „Tapferen Kassian“, oder Mozarts reizende Spieloper „Bastien und Bastienne“; oder auch als das alte Zauberstück vom Doktor Faustus. Es ist ganz merkwürdig, wie schnell man sich in diese kleine Figurenwelt hineinsieht, das heißt: wie rasch die Phantasie zu spielen und mitzuspielen beginnt. Trotzdem im Unterbewußtsein stets die Gewißheit lebendig bleibt, Puppen vor sich zu haben, verliert die Szene jeden kleinlichen Charakter. Der Maßstab verändert sich, die kleinen Leute wirken allgemach groß, sie sind weit über sich hinausgewachsen, sind unwirklich und dennoch erfüllt von ihren ganz realen Leiden und Freuden. Das Puppenspiel ist das wahre Phantasietheater von Zuschauers Gnaden: wir beseelen wieder wie die Kinder tun, und deshalb gefällt uns das Spiel, weil wir uns im Spiele gefallen. E. Kalkschmidt

Etwas vom Kinderliede

Die Gabe, gute Kinderlieder zu schaffen, ist unsern größten Tonsetzern fast nie verliehen gewesen. Nur zwei Gesänge von ihnen sind wirklich Eigentum der Jugend geworden: Mozarts „Komm, lieber Mai“ und Webers „Schlaf, Herzenssöhnchen“. Diese gehören allerdings zum festen Bestande des deutschen Volkskinderliedes; nur haben sie die Kinder nicht so übernommen, wie sie aus der Werkstatt der Komponisten gekommen sind, sondern sie umgebildet, wie es ihr unentwickeltes musikalisches Empfinden verlangt. Bei dem Mozartschen Liedchen sind diese Veränderungen nicht einschneidend, für „Schlaf, Herzenssöhnchen“ jedoch bedeutet der Sextensprung auf „Söhnchen“, den sich die Kinder aus dem Weberschen Quinteninterwall zurechtgesungen haben, eine Umbildung, über deren Wert oder Unwert man streiten könnte. Vom Standpunkte des volkstümlichen Musikempfindens aus betrachtet, ist sie schon darum eine Verbesserung, weil alle Versuche, in Schulliederbüchern und im Schulgesange die ursprüngliche Form wieder herzustellen, bisher nicht über die Wände des Schulzimmers hinaus wirksam geworden sind. Das kleine und das große Volk kennt weder einen Urheber noch Pietät gegen sein Werk und beharrt auf seiner aus dem natürlichen Empfinden heraus unbewußt geschaffenen Form.

Das zweite unter Mozarts Namen weit verbreitete Lied „Schlafe, mein Prinzchen“ rührt nach Friedländers Forschung nicht von Mozart her, und die am meisten gesungenen Kinderlieder von Brahms benützen Melodien, die entweder dem Schatze des Volksliedes entstammen oder von Wilhelm von Waldbrühl in glücklicher Eingebung geschaffen worden sind. Höchstens zwei Duette von Mendelssohn, „Maiglöckchen läutet“ und „Wie war so schön“, darf man in diesem Zusammenhange noch anführen. Haben sie doch bereits in Schulliederbüchern Eingang gefunden. Sie werden auch im Gegensatze zu „Wer hat dich, du schöner Wald“ und den übrigen volkstümlichen Liedern Mendelssohns vorzugsweise von Kindern gesungen.

Ganz gewiß findet sich noch mancherlei in den Werken unserer größten Tonmeister, das man reiferen Kindern zum Singen in die Hand geben kann, in den Löweschen Kinderliedern ruht auch noch mancherlei Vergessenes für die Kleineren, aber das eigentliche Kinder-

Digitized by Google

lied, das Lied, das sich musikalisch und textlich dem Inhalte der Kinderseele gleichmäßig anpaßt, ist mit den genannten Gesängen doch erschöpft. Man muß zu unsern Tonmeistern geringeren Grades herabsteigen, wenn man mehr finden will. Vielleicht ist auch die Erklärung für diese Tatsache nicht allzu schwer. Muß doch, wer für Kinder schreibt, seiner Ausdrucksweise so viel Fesseln anlegen, daß der freie Strom der Gedanken dadurch eingeengt und gehemmt wird. Und je größer der Gedanke und je weiter sein Flug ist, desto empfindlicher werden die Schranken. Gerade das, was wir als die Kunst unsrer Größten preisen, die Fähigkeit, im sorgsamen Nachgehen musikalisch die feinsten seelischen Regungen bloßzulegen, kommt für das Kinderlied überhaupt nicht in Frage. Kinder empfinden einfach und bewegen sich sprunghaft in großen Intervallen zwischen Lust und Schmerz hin und her.

Dazu kommt, daß das angeborene Gefühl unsrer Kinder für die von reiner Dominantharmonik gestützte Dur-Tonalität in den meisten Fällen noch nicht durch andauernde Beschäftigung mit der Musik bis zu der Fähigkeit entwickelt ist, andere und kompliziertere musikalische Gebilde gehörsmäßig zu erfassen. Welchen Einfluß die musikalische Kultur ausübt, kann jeder leicht feststellen, der ein größeres Kind durchschnittlicher musikalischer Begabung, das nur auf seine natürlichen Anlagen angewiesen ist, veranlaßt, zu einer Moll-Melodie eine Begleitstimme frei nach dem Gehör zu erfinden. Er wird überrascht sein von dem Bestreben des Kindes, bei jeder Gelegenheit aus den Mollintervallen heraus in die für Dur charakteristischen Terzen und Sexten zu springen, eine Erscheinung, die sich natürlich nur bei unsern deutschen Kindern äußert und durch die auch die einseitige Bevorzugung des Durgeschlechts in unsern Volksliedern ihre Erklärung findet, während die Kinder nordischer Länder mit Anlagen zur Welt kommen, denen der Mollcharakter keinerlei Schwierigkeiten entgegensetzt.

Das Kinderlied muß dieser eigenartigen Befähigung der Kinder Rechnung tragen, läuft allerdings dabei leicht Gefahr, im Ausdruck dem Trivialen zu verfallen. In der Tat hält sich ein großer Teil der Lieder für die Jugend auf der Stufe des Nichtssagenden. Wenn aber die musikalische Beschäftigung einen Sinn haben soll, der sich in dem bloß Unterhaltenden nicht erschöpft, so müssen die Kinderlieder bildenden Wert haben, müssen hinüberleiten zu dem Kunstlied der Gegenwart. Man darf also nicht fordern, daß sich das moderne Kinderlied einseitig auf die Dominantharmonik beschränkt, sondern wird denjenigen Komponisten recht geben müssen, die zwar den Grundcharakter der Volksmusik beibehalten, aber mit vorsichtiger Anwendung der Chromatik den Ausdruck zu beleben, zu steigern und dem modernen Kunstliede anzunähern suchen. Immer aber wird die Stütze des Ganzen die sinnvoll geführte sangbare Melodie bleiben müssen, und es ist darum durchaus nicht zufällig, daß gerade diejenigen Kinderlieder am meisten verbreitet worden sind, die sich auch losgelöst von der Begleitung noch singen lassen. In jedem Falle ist das nicht durchführbar, auch steigern sich natürlich mit der wachsenden musikalischen Reife die Anforderungen an den Ausdruck des instrumentalen Teiles. Immerhin bleibt das Übergewicht der Singstimme über die Begleitung für das Kinderlied zu charakteristisch, als daß

Digitized by Google

dieses Merkmal nebensächlich genannt werden dürfte.

Seit Taubert und Reinecke ihre Kinderlieder schrieben, ist die Musik nicht stehengeblieben, und wie das musikalische Volksempfinden in seiner Entwicklung langsam und in einem gewissen Abstande, aber stetig der Kunstmusik folgt — Liliencron spricht in seiner Vorrede zum Kaiserliederbuche davon ausführlich — so ist auch das Kinderlied inzwischen fortgeschritten. Brahms griff noch auf das Volkslied zurück. Auch die Kinderlieder Humperdincks haben dort ihren Ursprung. Ein ganz reizendes, noch wenig bekanntes steht in seiner neuesten Oper „Königskinder", das, wenn es nicht gleichfalls dem Volksliedschatze entnommen ist, mit überzeugender Treue den Ton echter Volkstümlichkeit trifft („Roter Ringelrosenbusch"). Schon leise, aber merklich rücken Reinhold Becker in seinen „Kinderliedern" und E. Frank in seinen „Duettinen" der modernen Kunstmusik näher. Wesentlich weiter noch gehen die Kinder- und Spiellieder von Jaques-Dalcroze. Sie sind im modernen Sinne harmonisch und rhythmisch fein charakterisiert, freilich mitunter mehr kokett als naiv in ihrem Ausdruck. Dadurch stellen sie sich teilweise zu unserm Empfinden in das gleiche Verhältnis, in dem etwa die nach dem Pariser Modejournal gekleideten kurzröckigen Zierpüppchen auf einigen seiner Titelblätter zu deutschen Kindern stehen. Auch die Übersetzung ist mitunter recht geschraubt. Trotzdem möchte ich nachdrücklich auf sie hinweisen, denn rein musikalisch weisen sie so viele Vorzüge auf, daß ihre Bekanntschaft auch in Deutschland lohnt.

Am erfolgreichsten unter den neueren Kinderliedkomponisten war bisher Martin Frey. Ihn haben seine „Lieder fürs Haus", seine „Kinderlieder zu Texten von Paula Dehmel", seine „Soldatenlieder für kleine Rekruten" u. a. schneller und in weiteren Kreisen bekannt gemacht als seine Chöre und Instrumentalkompositionen. Mit Brahms berührt er sich in der Vorliebe für die Anwendung der Kanonform. Seine neueste Sammlung „Musikalisches Bilderbuch", der das erste Lied unserer Notenbeilage entnommen ist, wendet sich an die weniger Fortgeschrittenen in Gesang und Spiel, erzielt aber auch mit einem ganz bescheidenen Aufwande an Mitteln recht liebenswürdige Wirkungen. Etwas anspruchsvoller gibt sich Franziskus Naglers „Selige, fröhliche Kinderzeit", aus der die beiden anderen Lieder der Beilage stammen. Die Texte — „Originalgedichte" von E. L. Schellenberg — sind trotz dieser seltsamen Bezeichnung reizvoll genug; das kleine Marienlied etwa hat zweifellos Lyrik, und der Komponist trifft den zarten Eigenton darin vortrefflich. Auch der Einfall, die Vertonung des Gedichtes „Der gute Mond" schließlich in die alte Volksmelodie „Guter Mond" ausklingen zu lassen, ist poetisch nicht ohne Feinsinn. Nagler schreibt durchgehend echt kindertümlich und trifft vor allem auch den Ton frischen Humors, den die Kindernatur liebt. Man darf noch manches Gute auf diesem selten mit Glück gepflegten Gebiete von ihm erwarten.*

Große Berliner Kunstausstellung

Was die Akademie der Künste in ihrer Jubiläumsausstellung schuldig geblieben, versprach die Moabiter Ausstellung zu leisten,

* s. auch den Notenbegleittext dieses Heftes.

Digitized by Google

sie wollte in einer rückblickenden Abteilung eine großzügige Überschau über das künstlerische Schaffen während der letzten fünfundzwanzig Jahre, der Regierungszeit Wilhelms II., geben. Sie ist uns nicht den guten Willen, aber sie ist uns das Erreichen schuldig geblieben. Man wird den Mut und den Willen zur Vorurteilslosigkeit anerkennen müssen, mit dem hier — doch auf die sehr gewisse Aussicht hin, damit nicht gerade die freudige Zustimmung des Kaisers zu ernten, — versucht worden ist, auch den nicht moabitgemäßen Richtungen gerecht zu werden; aber es kann halt niemand über seinen Schatten springen, und in Moabit ist der Schatten immer recht beträchtlich gewesen. Das Bild ist doch keineswegs ein vollständiges und charakteristisches Bild dieser Kunstepoche geworden.

Es gab zwei Wege, die Aufgabe zu lösen. Entweder indem man rein auf Werte, das heißt auf das einzelne bleibende Kunstwerk, oder indem man auf Entwicklungsgeschichte ausging. Im ersten Falle galt es: das Beste, das mehr oder weniger zufällig während einer bestimmten Zeitspanne an Kunst entstanden, zusammenzustellen, also die stärksten Persönlichkeiten zu zeigen, die einzelnen bedeutenden und ursprünglichen Talente, die in dieser Epoche gewiß auch nicht zahlreicher gewesen sind als in anderen, die aber doch zahlreich genug sind, um einem Vierteljahrhundert zum Ruhm zu gereichen. Im anderen Falle: ein Bild der allgemeinen Bewegung zu geben, die aus der Trübe des Ateliers und der Luftlosigkeit der Schulstuben in das helle Licht der Natur und die atmende Atmosphäre der Erde drängte; die dem Auge ein neues Sehen verlieh, ein freieres, freudigeres, wirklichkeitempfänglicheres, und der Seele eine farbigere Eindrucksfähigkeit; dieser Bewegung, unter deren Einfluß die Kunst von selbst, in dem hellen Lichte, wieder wahrer wurde und alles Arrangierte als Theater abtat, und die malerischen Instinkte gereinigt und verfeinert wurden. In Moabit hat man sich für keinen der beiden Wege entschieden. Man hat beim Werten sich mehr an die mittleren Maße gehalten und die charakteristischen Linien der Entwicklung eher zu verwischen als zu betonen versucht.

Eine gewisse Einteilung und Übersicht ist allerdings da, man hat das Material nach dem geographischen Prinzip geordnet, nach den Hauptkunstzentren, die selbst die Auswahl und Anordnung treffen durften. Diese Art der Einteilung hat ja in unsrer Zeit viel des Charakteristischen verloren, aber sie ist doch noch nicht ganz äußerlich und zufällig geworden. Man sieht mit Vergnügen, daß die Kunst sich der allgemeinen politisch-kulturellen Zentralisation, wie sie im neuen Deutschland, nicht immer angenehm, zu spüren ist, noch einigermaßen widersetzt hat. Trotz der Gleichheit der Grundgedanken und des Zeitkolorits bleiben doch immer noch die Lokalfarben erkennbar, Süddeutschland ist noch nicht ganz verpreußischt und München noch immer nicht berlinisiert. Allerdings wird der Wert dieser Einteilung dadurch sehr vermindert, daß Berlin gänzlich uncharakteristisch vertreten ist, indem die Berliner Sezession auf der Ausstellung vollständig fehlt. Mit wessen Schuld, ist nicht ganz sicher, am Kurfürstendamm wie in Moabit behauptet man in gleicher Weise unschuldig zu sein. So haben wir ein Bild der Berliner Malerei der letzten fünfundzwanzig Jahre ohne

Digitized by Google

Liebermann, Corinth, Slevogt, Kalckreuth, Baluschek, ohne eine Erinnerung an Leistikow. Zwar sind Anton von Werners Kriegsbilder bekanntlich aus — politischen Gründen nicht ausgestellt worden, aber das einzige Bild, das nun von ihm hier zu sehen ist, das Riesenrepräsentationsgemälde von der Reichstagseröffnung am 25. Juni 1888, beschattet die ganze Berliner Abteilung. Ich bemühe mich redlich, Anton von Werner nicht unrecht zu tun und in ein schon allzu bequemes Allgemeinurteil über ihn bloß zeitgemäß mit einzustimmen — aber was bleibt einem vor diesem Bilde zur schüchternsten Verteidigung dieses Malers zu sagen? Man erschrickt, wenn man längere Zeit seine Bilder nicht gesehen, immer wieder von neuem, wie tot, wie leer diese bunte Riesenleinwand wirkt, wie darin auch nicht ein Hauch malerischen Empfindens zu entdecken ist. Koloristisch ist es eine harmonielose, flache, blechernklanglose Buntheit, in der nicht einmal die einzelne Lokalfarbe in ihrer trocknen Sauberkeit organisches Leben hat. Und ist in der Charakteristik der Köpfe irgendwie, in den Gruppen oder im einzelnen, etwas Wesentliches und Lebensvolles ausgedrückt? Ein peinlich nüchterner Reporterbericht. Man könnte vielleicht sagen: es ist immerhin lobenswert, daß sein Pinsel sich nicht zu der falschen Monumentalität pathetisch-schwungvoller Farbenphraseologie verleiten ließ, sondern wenigstens sachlich blieb. Wenn diese Sachlichkeit nur eben eine — malerische wäre! Man vergleiche damit Menzels „Prozession in Gastein", das übrigens hier als einziges Bild Adolf Menzel vertritt. Es gehört nicht zu den besten Menzels, es hat, nach meinem Empfinden, als Ganzes nicht die letzte malerische Einheit, in der Verteilung der Massen, in der Bewegung, aber welch ein inneres malerisches Leben ist doch in dieser — Sachlichkeit; und wenn man das Bild gar weniger auf das Ganze, mehr in größeren Ausschnitten betrachtet, wie wird dann irgendeine Gruppe durch das Medium der malerischen Erfassung zu einem künstlerischen Organismus, zu einem reichsten Erlebnisausdruck!

Was die Berliner Ausstellung sonst zeigt, bewegt sich zwischen Werner und Menzel auf und ab. Es sind Künstler, die seit Jahren den Charakter der Moabiter Ausstellungen bestimmen. Man sieht ein gutes Bild von Artur Kampf, ein frisches Strandbild von Otto H. Engel, eine Diele von A. von Brandis und eine Schusterwerkstatt von Kallmorgen, die sehr gut ist, aber allzusehr an einen gleichen Vorwurf bei Liebermann erinnert und damit den Abstand von diesem Künstler offenbart, dessen malerische Wahrheit denn doch viel elementarer, großzügiger und eindringlicher ist. Einen etwas zu „schön" gemalten Langhammer, irgendein holländisches Bild von Hans Herrmann, wie sie bei diesem ausgeprobten Motiv nachgerade 64 auf ein Schock kommen, einen ungewöhnlich guten Looschen, einen minder guten Meyerheim, ein märkisches Bild von Julius Jacob, ein luftvolles Strandbild von Schlichting usw. Nimmt man dann noch ein paar Tote, das Ovationsbild von Skarbina, ein Selbstporträt von Knaus und ein Porträt von Stauffer-Bern, der in seiner Berliner Zeit drauf und dran war, sich zum „beliebten" Maler zu entwickeln, so kann man sich den Rest gern schenken. Mit Berlin vereinigt sind die andern preußi-

Digitized by Google

schen Städte, wie Frankfurt, Düsseldorf und Königsberg, die verhältnismäßig gut vertreten sind, durch Böhle, Altheim, Eduard von Gebhardt, Dücker, Eugen Kampf und Dettmann.

Die Münchner Abteilung ist ziemlich umfangreich, und man findet auch die meisten der Namen, die einem beim Gedanken an die Münchner Kunst sofort einfallen. Allerdings fehlt Habermann, allerdings fehlt Fritz Erler, auch Albert von Keller dürfte nicht fehlen, wo doch auch Talente, die nur der unentwegte Münchner Lokalpatriotismus als Genies betrachtet, zur Stelle sind. Daß Th. Th. Heine fehlt, und daß die Jüngsten nicht vertreten sind, wird einen auf dieser Ausstellung nicht übermäßig verwundern. Noch weniger, daß auch von jenen feineren Talenten, wie etwa W. L. Lehmann, nichts zu sehen ist. Im Dresdner Saal sieht man manches Gute, aber wenn die Ausstellung das gesamte Dresdner Kunstleben spiegelt, so ist dieses nicht allzu üppig. Von Klinger ist die „Pietà" dort, von Zwintscher ein Damenbildnis, man findet einen Kühl und einen Bantzer. Hans Nadlers „Gehende Frau mit Kindern" mit der stillen Gefühlheit von Größe, Meyer-Buchwalds famoser „Wandrer" in der weiten Ebene und ein Bauernbild von Wilkens fallen am meisten auf. In der Stuttgarter Ausstellung steht der verstorbene Otto Reiniger mit seiner wundervollen Naturinnigkeit voran; daneben kommen Carlos Grethe, Adolf Hölzel, Robert Weise zur Geltung. Etwas von einer stärkeren Bewegung ist nicht zu spüren. Sehr schön und charakteristisch ist die Auswahl, die Karlsruhe gesandt. Da sind Thoma und Trübner, Hans von Volkmann, Dill und Julius Bergmann, Schönleber, Wilhelm Nagel und Gustav Kampmann. Man fühlt eine warme, ruhige Kunstatmosphäre hier, in der jeder seine Eigenart still zur Reife bringt, und in der doch alle wieder in einer gewissen heimatlichen Empfindungsverwandtschaft sich zusammenfinden. Desgleichen muß die Weimarer Ausstellung als charakteristisches Bild der dortigen Kunst bezeichnet werden. Weimar ist nicht Heimat, Weimar ist Sammelpunkt. Man findet den norddeutschen Mackensen mit seinem kontemplativen Realismus, den Tiroler Egger-Lienz mit seiner volkstümlich gedrungenen Monumentalrhythmik, Theodor Hagens bis zur letzten Geklärtheit und künstlerischen Einfachheit gereiften Impressionismus, der den „Alten Hafen in Düsseldorf" zu einem der schönsten Bilder der ganzen Ausstellung macht, und sieht wie Ludwig von Hofmann in der klassischen Luft sich von dem „Jugendstil" seiner „Flora" allmählich zur wirklich gefühlten Linie entwickelt hat. Als letzte Kunststadt ist Wien vertreten. Man weiß wirklich nicht, was sie hier soll. Wollte man sie dadurch dem Deutschen Reich einverleiben, daß man alles Charakteristische ihrer künstlerischen Leistungen wegließ? Diese Wiener Ausstellung sagt uns von der Wiener Kunst nichts.

Zu der retrospektiven Abteilung gehören nun auch die beiden Kollektivausstellungen dieses Jahres. Eine dritte, Anton von Werners, kam nicht zustande. Zeigen die beiden andern charakteristischere und bedeutendere Repräsentanten der Epoche? Zwei Süddeutsche, ein Realist und ein Symbolist, Gustav Schönleber und Franz von Stuck, sind die Erwählten. Schönlebers Malerei ist eine intime, ruhig

Digitized by Google

ausgereifte Kunst. Ihr Wert besteht in der Ehrlichkeit und Treue, nicht eigentlich in der Ursprünglichkeit und in der Liebe. Er geht der Natur nach auf eignen Wegen, mit persönlichem Gefühl, aber das feinere, tiefere, leidenschaftlichere Ansaugen an die Natur fehlt ihm. Sein Erlebnis wird nicht immer zu letzter künstlerischer Einheit gesteigert, sondern flaut unter der Behandlung ab, und das Bild bleibt zu sehr Gegenstand. Er gibt dann mehr eine stimmungsvolle Landschaft als eine Landschaftsstimmung. Ein Künstler zweiten Grades, aber mit der ehrlichen Bescheidenheit dieses Ranges. Diese Bescheidenheit fehlt Stuck leider allzusehr. Er fühlt sich ganz als Genie und hat doch nur die gewaltsamen Manieren, nicht die Gewalt der Seele. Er bricht etwas aufdringlich ins Heiligtum und greift nach den höchsten Dingen, aber seine Hände sind selten dazu geweiht. Seine Kunst strahlt nicht aus Materie Symbole hervor, sie nutzt Symbole materiell aus, beleidigend materiell oft, sie geht nicht auf Geist aus, sie entlehnt aus dem Geiste, für Zwecke, die oft bloß sehr äußerlich dekorativ sind. Seine Forciertheit ist weniger die des Titanen als die des Athleten. Und das Bacchantische seiner effektvoll schwülen Farben schmeckt oft sehr nach Künstlerfest. Man wird immer wieder an Böcklin erinnert und darf doch vor Stuck an niemanden weniger denken als an diesen visionären Gestalter. Tieferes Schauen der Seele, innere Größe und jene kontemplative Ehrfurcht fehlen Stuck, und so wecken gerade seine großen Werke, „Krieg“, „Sünde“, „Das verlorene Paradies“, „Inferno“, „Sphinx“ usw. in dem feinfühligeren Betrachter keinen reinen Klang. Vermag man sich über die geistigen Vergewaltigungen hinwegzusetzen, so wird man unter den Symbolismen und Kostümen die kraftvolle, nicht alltägliche Begabung eines Materialisten spüren, der Körper und Bewegung mit sinnlichem Gefühl behandelt. Manche kleineren Sachen, die sich ohne symbolistische Prätention geben, sind von einer frischen Natürlichkeit in Zeichnung und Kolorit, die man bewundern muß. Stuck hat das Unglück gehabt, allzu schnell und allzu laut gefeiert zu werden, das hat ihn um den inneren Läuterungsprozeß gebracht.

In der graphischen Abteilung der rückschauenden Ausstellung hat man mit Recht Ferdinand Schmutzer einen Ehrenplatz eingeräumt. Er gehört entschieden zu den feinsten und ausdrucksvollsten Radierern unsrer Zeit. Von besonderer Meisterschaft sind seine Porträts, in denen er oft mit den einfachsten Mitteln, im gleichmäßig schrägen Strich sehr lebensvoll charakterisiert, bisweilen in einer reichen malerischen Differenziertheit psychologisch zu komponieren versteht. Auch seinen Landschaften gibt die Fülle und Feinheit der Töne zwischen Schwarz und Weiß organisches Leben. Seine Aquarelle stehen weit hinter seinen Radierungen zurück, nur eine Ansicht der Westminsterabtei mit den beweglichen farbigen Punkten der Droschken als Gegensatz zu der Masse der Architektur offenbart feinere malerische Werte. Neben Schmutzer sind Peter Halm, Erich Wolfsfeld und Artur Wilken mit bemerkenswerten Arbeiten vertreten. Im übrigen ist die Ausstellung belanglos und von sehr geringem Umfang.

Noch geringfügiger ist die Sammlung rückschauender Plastik.

Digitized by Google

Sie umgreift nur ein paar ältere Moabiter Werke, die wirklich nicht ausreichen, die plastische Kunst eines Vierteljahrhunderts zu vertreten.

Die umfangreichste Abteilung ist die Architekturausstellung. Leider muß gesagt werden, daß sie ausstellungstechnisch von einer ungewöhnlichen Ungeschicktheit ist. Ohne Katalog oder sonstigen vernünftigen Überblick und konsequente Einteilung. Ein Glück, daß wenigstens der Dualismus, der die Baukunst der Periode Wilhelms II. kennzeichnet, in der Anordnung hübsch hervorgehoben wird. Dort die höfische Baukunst, hier die private; dort das historisierende Stilgepapp, hier der moderne, organische Raumgedanke, dort stilloses Wesensgemisch, hier nationale Kunst. Nirgends hat sich der Geschmack des Kaisers so von den lebendigen Gefühlen der Zeit entfernt wie in der Architektur, nirgends ist der Einfluß seiner persönlichen Neigung so stark gewesen und so verhängnisvoll geworden, wie in dieser ach, so dauernden und so repräsentativen Kunst. Es ist ein peinlicher Genuß, all diese Domrenaissance, dieses Interieurbarock, diese Kirchen- und Kaffeehausromanik auf einem Haufen zu sehn und daneben noch die üppigen Theaterphantasien Bodo Ebhardts, für dessen Restaurationsmätzchen ein ganzer Saal eingeräumt wurde. Um so erfreulicher allerdings ist der Eindruck, den man in der Sammlung der „andern" Architektur empfängt. So chaotisch auch die Anordnung ist, die Linien der Bewegung sind so stark, daß sie auch hier noch immer nachdrücklich genug hervortreten. Es ist natürlich, daß die neuen architektonischen Formgedanken da am energischsten sich ausprägen, wo ganz neue Inhalte nach Ausdruck verlangen, in den Industriebauten, der Fabrik- und Geschäftsarchitektur, den Ingenieurbauten. Wir können bereits von dem Vorhandensein eines profanen Monumentalstils sprechen, wenn wir die Schöpfungen eines Peter Behrens, eines Pölzig und Dülfer betrachten. Und wir erkennen, wie dieser Stil mit seinem Zwang der Sachlichkeit die beste Schule wird für den andern, den neuen repräsentativen Monumentalstil, wenn wir etwa neben Behrens' Bauten für die A. E. G. seine Petersburger deutsche Botschaft, neben Pölzigs Wassertürme, sowie seine Klingenberger Talsperre, seine Posener Fabrik und sein kraftvoll umspanntes Breslauer Geschäftshaus den seinerzeit hier besonders hervorgehobenen Entwurf zum Berliner Opernhaus und sein schönes Breslauer Ausstellungsgebäude halten. Es ist hier nicht möglich, von all den um das gleiche Ziel Ringenden mehr als ein paar der Stärksten und Eigenartigsten zu nennen. In der intimeren Architektur, dem Wohnbau, Stadt- und besonders Landhaus, ist der Stil natürlich schon zur größeren Reife entwickelt; hier galt es nicht, absolut Neues zu schaffen, sondern mehr, anzuknüpfen und zu entwickeln. Und nachdem, vor allem durch Schultze-Naumburg und Muthesius, eine Grundlage geschaffen, geht die Entwicklung jetzt mehr in die Breite. Von der klaren Sachlichkeit etwa Bruno Pauls zu der ornamentalen, persönlich betonteren Art etwa Pankoks, welch eine endlose Fülle von Nuancen, aber in allen doch ein gleiches Grundgefühl, ein neuer, lebendiger, deutscher Stil. Dazwischen stehen dann jene Schulhäuser, Verwaltungshäuser, jene mittlere Architektur, auch hier entwickelt sich aus

Digitized by Google

Gefühlstradition und modernem Zweckbewußtsein immer mehr ein sichrer Charakter, in dem das Intime mit dem Repräsentativen sich sympathisch verbindet. Schöpfungen, wie die von Theodor Fischer und Ludwig Hoffmann etwa, zeigen am besten den Weg dieser Entwicklung an.

Es bleibt nun noch übrig, von dem, was außerhalb der retrospektiven Ausstellung in diesem Jahr in Moabit zu sehen ist, wenigstens ein paar der besten Eindrücke wiederzugeben. Gerade unter den jüngeren Künstlern findet sich manches Bemerkenswerte. Da sind ein paar Landschaften von ter Hell, in deren primitiv gehaltener Ruhe und Weite etwas von den neuen Tendenzen steckt, über den Naturalismus hinauszukommen zu einer gefühlsmäßigen, hier allerdings etwas klassizistischen Architektonik; auf dem Herbstbild wird das Licht etwas zu sehr romantisch-nazarenisch patiniert. Franz Eichhorsts „Mittagsmahl" wirkt wohltuend in der frischen starken Einfachheit des Kolorits, das die Komposition rhythmisch lebendig zusammenfaßt. Eine vorzügliche Entwicklung zeigt Jülich in ein paar Landschaften mit einer schwimmenden Zartheit lyrischen Gefühls, das die Natur nicht verlieren und sich doch zu den freien Höhen reiner musischer Phantasie erheben will. Von Hans Bruch ein paar andächtige Bilder von einem gesteigerten, wieder mehr zur Linie sich ausbeutenden Gefühl. Eine ausgezeichnete Impression ist der abendliche Leipziger Platz von Schlichting, ein verschleiert farbiges Lichtermeer im dunklen Rahmen. Eine Frühlingslandschaft von Fritz Douzette und ein stiller Sommerabend von Lejeune zeigen viel wahres Naturgefühl. Eine sehr feine Stimmung erreicht Kaiser-Eichberg mit außerordentlich sparsamen Mitteln in einer „Mondnacht in der Mark", auch seine Landschaft „Nach dem Regen" ist bemerkenswert. Hans Hartig zeigt, daß er uns noch Neues in den Farben zu sagen hat in seinem „Abend am Watt" mit den von Wattenluft vollgesogenen Silhouetten. Fischer-Gurigs „Stürmischer Tag" wirkt sehr gut in dem Rhythmus von Dunkel und Hell, und Hambüchens „Vor der Küste" in dem architektonisch vereinfachten Realismus. Eine gute ehrliche Arbeit ist Felix Krauses Selbstporträt vor dem blauen Himmel Fiesoles. Von Hans Kloß fällt eine in ihrer Einfachheit sehr stimmungsvolle Winterdämmerung auf. Wenn man noch Karl Albrechts „Nachmittagssonne" und Otto Ackermanns „Sonnenflecke" als Beispiele einer guten, frischen und warmen Malerei erwähnt, hat man gewiß nicht alles Sehenswerte gemeldet, aber doch ein paar charakteristische Stichproben gegeben von dem, was in Moabit für die Entwicklung Hoffnungsvolles gedeiht.

Unter den plastischen Arbeiten ist Leberers „Diana" als die stärkste Leistung zu nennen, die in ihrer leicht archaisierenden Ruhe voller Lebensgefühl ist. Die für Peter Behrens' deutsche Botschaft in Petersburg geschaffenen Pferde von Eberhard Emke wirken vor der falschen Architektur des Ausstellungsgebäudes, also ohne die wirkliche architektonische Lebensverbindung, die sie verlangen, etwas tot und schematisch. Recht gut ist der Hühnerbiebbrunnen von Pagels. Manches innerhalb akademischer Konvention lebendig Liebenswürdige ist an den Arbeiten von Käsbach, Janensch und Seeger zu finden. Fein gefühlt in dem innigen Realismus bei guter Formgebundenheit ist der „Betende Knabe" von Hermann Engel. In

Digitized by Google

einer gut charakterisierenden Porträtbüste von Paul Keyßer stört leider der leichenhafte Ton des Marmors. Sehr hübsch in dem Spiel von Bewegung und Statik ist Wencks kleine Statuette „Geschwister“. Auch ein Mädchenkopf des gleichen Künstlers fällt auf durch die Harmonie von Leben und Form. Das meiste von der Moabiter plastischen Kunst zeigt das bekannte akademische Handwerkertum.

Erich Vogeler

Die Jahrhundertausstellung in Breslau

Als man hörte, daß unter den deutschen Städten, die dem Gedächtnis der Befreiungskriege zu huldigen sich anschickten, Breslau die Rolle des Protagonisten erobert habe, da horchte man mit einigem Verwundern auf. Nicht aus Zweifeln darüber, daß die Hauptstadt Schlesiens ein historisch gut begründetes Recht habe, sich als Wiege der geistigen Bewegung anzusehn, die in Deutschlands Erhebung gipfelte. Wohl aber, weil man dort jene Charaktere einer starken architektonischen und allgemeinkünstlerischen Erfahrung nicht zu sehen glaubte, die heutigestages wenn nicht die einzige, so doch die wichtigste Grundlage eines daseinsberechtigten Ausstellungsplanes bilden müssen. Was ist dem Normaldeutschen die alte Vorburg germanischer Kolonisation im Osten, wenn er nach den wesentlichsten Zügen ihrer Kulturphysiognomie fragt? Durch den alten Fritzen für Preußen gewonnen, konnte Breslau vor hundert Jahren beweisen, daß es geistig das Slawentum überwunden hatte. Die Universität entwickelte sich bei aller konfessionellen Spaltung glänzend, und um den Kern der alten Stadt, die in dem Rathause eines der schönsten Denkmäler bürgerlicher Gotik ihr Eigen nennt, schob die mächtig aufblühende Industrie eine Vorstadt nach der andern in die fruchtbare Oberniederung hinaus. Wer heute nach dem baukünstlerischen Charakter der zweiten Stadt der preußischen Monarchie fragt, der wird merken, daß sich die Linien des mittelalterlichen, an feinen und lebendigen Einzelheiten erstaunlich reichen Stadtbildes mit jenen, die der Geist der Gründer- und Unternehmerjahre rasch und rücksichtslos gezogen, zu einem Ganzen verschlingen, das in allen seinen Härten und Unklarheiten die Luft gesunder, demokratischer Energie atmet.

Die schlimme Entgleisung in Sachen des Festspieles kann an diesem Eindrucke nichts ändern. Mag auch der Ausstellung durch die opportunistische Schwäche der Stadtverwaltung, die man mit Unrecht als Diplomatie bezeichnet hat, ein tüchtiges Loch in den idealen Gesinnungsmantel gerissen worden sein: das Streben nach einem großen und bedeutenden Ausdruck für die Stimmungen vaterländischer Pietät und lokaler Entwicklungsfreude ist in ihr zu deutlich sichtbar, als daß man ohne aufrichtigen Anteil daran vorübergehen dürfte. An den Plan, die Zeit von 1813 und ihre Helden in einem kulturgeschichtlichen Eintagsmuseum wieder erstehen zu lassen, gliederten sich bald weitere Unternehmungen an. Da ist eine Gartenbau- und eine Kolonialausstellung, auch eine schlesische Kunstschau der Gegenwart, die sich wohl sehen lassen kann. Die Gesamtanlage in dem wunderschönen Scheitniger Park verrät viel Verständnis für die Notwendigkeiten des malerischen Wechsels der Schaubilder und, was die Linie der Pergola um den halbrunden Teich vor dem Hauptrestaurant anlangt, auch für den Rhyth-

Digitized by Google

mus einer architektonischen Kulisse. In dem massiven Ausstellungshaus, das Hans Pölzig, der Direktor der Breslauer Kunstgewerbeschule, für die historische Abteilung errichtet hat, mag man den Willen gewahr werden, den Eisenbeton vor allem als das Material der gegossnen Form in breiten, gleichmäßig strömenden Flächen und mit fast völligem Ausschluß steinschnittgemäßer Profile zu zeigen. Dieser Wille hat nicht zu einer überzeugenden Monumentalerscheinung geführt, sondern nur zu einem klassizistisch trocknen Produkt, in dem mehr Mathematik als freie Erfindungskraft steckt. Aus dem wuchtigen Unterbau wachsen vier steife pavillonartige Türme unvermittelt heraus, welche sich im Innern als runde und ovale Kuppelhallen manifestieren. Man kann zugeben, daß die Stimmung der kriegerisch und heldisch gesinnten Zeit, die sich jetzt in den Räumen ausbreitet, in dem Bau nicht ohne Würde nachhallt, aber jeder andren Materie geistiger Betätigung, besonders jeder Äußerung der Kunst der Gegenwart wird in dem gequälten Pathos dieses erdenschweren Gebildes der Atem beengt werden.

Von der historischen Rückschau selbst wird man nicht ohne die lebhafteste seelische Bewegung scheiden. Alle sichtbaren Dokumente jener großen Zeit sind hier in mehr als einem halben Hundert Sälen nach klaren Gesichtspunkten zu einem Bilde vereinigt, das in der scheinbaren Starrheit seiner Konturen ein erschütterndes und stolzes Leben birgt. Das Faßbare der Darstellung: Bilder und Pläne, Kostüme und Waffen, Fahnen und Gedächtnistafeln, Drucksachen und Manuskripte, ist an sich nicht reich an unmittelbarer Anschaulichkeit. Um so lebhafter ist der Geschmack zu bewundern, der diesen erdrückend vielgestaltigen Stoff in verständliche und künstlerisch wirksame Form gezwungen hat. Die Wiege des Königs von Rom, der Reisewagen des Besiegten von Genappes, der Degen Blüchers und Theodor Körners Brieftasche — das sind so einige der Ecksteine in diesem Tempel der Erinnerung, der hier aus tausend Steinen und Steinchen mit liebevoller und wissender Hand gebaut worden ist. Wir hören das Horn der Lützowschen Jäger, Studenten ziehen, Eichenlaub um die junge Stirne, zum Tore hinaus, im Hofe der Tuilerien hallt der Jubelruf der Garden, aus dem Pulverdampfe von Waterloo löst sich die Silhouette des zerschmetterten Riesen, Athene-Deutschlands Goldhelm leuchtet aus dem Bogen des Arc de triomphe ...

Die Breslauer haben sich nicht damit begnügt, den Manen unsrer nationalen Heroen einen in edelster Rundung geflochtenen Lorbeerkranz zu spenden. Sie feiern das Jubiläum durch ein Bauwerk, das verkünden soll, ob die Gegenwart imstande ist, aus sich selbst heraus die große Form für den idealen Zweck zu finden. Nach den Plänen des Stadtbaurates Berg haben sie eine Stadthalle erbaut, deren Innenraum heute den größten einheitlichen Saal der Welt darstellt. Die Kuppel des Pantheons um nahezu das Doppelte an Spannweite übertreffend, legt diese gigantische Kuppel uns das Problem vor, ob unser architektonisches Empfinden wirklich noch allein innerhalb der vom Steinbau abgeleiteten Formenwelt sich zu ästhetischen Erlebnissen zu steigern vermag, oder ob der absolute Raum unabhängig von jedem Materialcharakter die Rechte eines Kunstwerkes und damit seine seelischen Folgeerscheinungen beanspruchen

Digitized by Google

darf. Die Lösung der Frage, die für die Entwicklung der Architektur im Zeitalter der Volksmassen und ihrer Gemeinsamkeitstendenzen von größter Bedeutung ist, konnten die Meister der Breslauer Halle nur zum Teil geben. Eine aus riesigen Betonrippen, die in einem Ringe zusammenschießen, gewölbte Flachkuppel ist mit einer Reihe stufenartig sich verjüngenden Reifen aus Glas umkleidet: ein ungeheurer Tubus, nicht völlig in sich zusammengeschoben, die Gesamtsilhouette. Vier in den Axen an den Kern gelegte Apsiden rauben dem Bau die Wirkung einer klar sich gliedernden Basis; aus dem schwer zu überblickenden, an verschiedenen Kurven allzu reichen Sockel erhebt sich nur mühsam der straffere Kern der eigentlichen Rundung. Die Monumentalität leidet unter der kleingezogenen Sparrenteilung der unendlichen Glasflächen, innen und noch empfindlicher außen. Für die grandiose Kühnheit der Konstruktion ist kein Wort der Bewunderung zu hoch, aber die Kraft, diesen ungeheuren Konturen und Wänden den Stempel dessen aufzudrücken, was im Schoße der Phantasie der Blitz der künstlerischen Eingebung entzündete — diese Kraft, die allein über den Tag hinaus Gültiges schafft, ist dem Riesenbau versagt geblieben.

Erich Haenel

Vom Kampfe ums Hegau

Man darf heute von einem sprechen, denn Scheurmanns Frage „Warum wehrt man sich nicht?“ im Kunstwart (2. Maiheft) hat zu einem Sichwehren geführt, dem dann ein Sichverteidigen wenigstens eines der Angegriffenen gefolgt ist. Die Dinge liegen so: der Neuhöwen ist bereits durch Abbau verwüstet, der Hohenhöwen soll ebenfalls „dem Fürstenbergischen Basaltwerk zur Basaltgewinnung zufallen“ und der Hohenstoffeln wird vom Freiherrn Ferdinand von Hornstein zwar 33 Meter rings um die Ruine herum „geschützt“, bis dahin aber wie ein Käse beschnitten. Ein Basaltwerk Hohenstoffeln, vereinigt mit dem Basaltwerk Immendingen-Neuhöwen steht schon etwa seit einem Jahr als G. m. b. H. im Handelsregister, und schon sind Hunderttausende dafür aufgewendet worden.

Wir meinen nun: gar zu leicht darf man sich's auch nicht machen, mit einem entrüsteten „Hände weg!“ ist nichts getan. Zwar: wer über Einkünfte verfügt, wie der Fürst von Fürstenberg, der hätte ohne Schaden für Leib und Seele dem noblesse oblige und dem richesse oblige bis zum Verzicht auf den Abbau der Schönheiten nachgeben können, die doch auch Schönheiten seines Heimatlandes und seines eigenen Besitzes sind. Aber wieviel glorreich restaurierte Burgen mag sich der Freund des Kaisers mit diesem zusammen gefreut haben — die Naturburgen, die er in Bankguthaben verwandelt, lassen sich nie restaurieren. Im Punkte des Fürsten von Fürstenberg gibt es hier schwerlich Meinungsverschiedenheiten. Anders aber liegt's mit dem Freiherrn von Hornstein, der nicht ohne Humor darauf hinweist: hätte man nach dem Erfolg seines Buddha seine Stücke braver gegeben, so hätt er derlei nicht nötig gehabt und könnte nun nobel sein. Darf man denn von einem nicht sehr bemittelten Mann mit einem moralischen Rechte verlangen, daß er auf die Ausnutzung seines Eigentums ohne jede Entschädigung zugunsten der Allgemeinheit verzichtet?

Nein: Wir brauchen einen viel weiteren Ausbau der Ankäufe

Digitized by Google

von Rechten durch die Allgemeinheit, sei's, bei kleineren Gegenständen, durch Stadt oder Dorf, sei's durch Amt, Kreis, Provinz oder aber durch Staat und Reich. Wir müssen uns endlich daran gewöhnen, Geld nicht nur fürs sogenannte „Schaffen", Geld auch fürs Erhalten auszugeben, sintemalen dieses auf solchen Gebieten zumeist weit wichtiger ist. Dann brauchen wir's gar nicht erst zu suchen, dann haben wir's für unsern Zweck. Wie viele Naturschönheiten nach Art der im Hegau bedrohten hätten wir schützen können, wenn wir sie erworben und dann großen oder uns werten Männern durch eine Tafel gewidmet hätten! Statt daß wir in alle Städte diese Bronzesoldaten stellten, von denen die Ausschüsse behaupteten, es seien Monumente. Und wie viele Natur- und Bauschönheiten hätten sich sichern lassen für das mit Ruinenruinieren weggeworfene Geld! A

„Denkmälergrün"

Wenn wir einmal gegen das Grün bei der Plastik sprechen, meinen wir damit nicht die Gartenplastik. Wir haben durchaus nichts gegen die Plastik im Grünen, im Gegenteil sprechen wir sehr dafür, daß immer mehr Plastik ins Freie und an die Sonne kommt. Aber es gibt eine Anwendung von Grün bei Denkmälern, die wie grober Unfug wirkt. Weiß Gott, wer zuerst auf die Vorstellung gekommen ist: Grün und Plastik gehörten unter allen Umständen zusammen. Sogar in Kunstausstellungen, wo Plastik, besonders Marmor, wie „kalte Platte" in Grün serviert wird.

Das Denkmälergrün scheint die Not erfunden zu haben. Es ist ein Kleid, eine Bemäntelung schlechter Aufstellung. In alten Städten findet man es nicht. Damals war eben noch jedes Denkmal architektonisch bedingt. Es war an irgendein öffentliches Gebäude: eine Kirche, ein Rathaus angebaut, und stand es je einmal auf freiem Platze, dann bildete eben auch der Platz ein geschlossenes Ganzes, ein einheitliches Platzbild. Wie man anfing, diese geschlossenen Platzräume, deren Wände die umgebenden Häuser bildeten, zu durchbrechen und nach allen Seiten der Windrose Straßen durchzuführen, da war es auch mit der guten Wirkung freistehender Denkmäler vorbei. Auf die Mitte eines sogenannten Sternplatzes gestellt, erschienen sie völlig haltlos. Man mußte auf den Gedanken kommen, ihnen etwas wie einen Hintergrund zu schaffen. Und verfuhr dabei nach dem bekannten Rezept: „Wo der Architekt mit dem Raum nicht weiter kann, da fängt dann eben der Gärtner an."

Das denkmälerreiche München, in dem sich das Denkmälergrün besonders üppig entwickelt hat, gibt Beispiele genug. Da steht ein köstliches Brünnlein vor der Bonbonnière auf einem kleinen, von hohen Häusern eingeschlossenen gepflasterten Platz, der an sich kein Grün braucht. Aber gerade da muß nach der Meinung des Stadtgärtners eins hin. Hinter dem Brunnen, der in der Hauptsache Brunnensäule ist, pflanzt der Gärtner zwei hohe, schlanke Pappeln — also noch zwei vertikale Linien zu der einen! Natürlich verletzen diese armseligen Pappelbinger, die hier weder wachsen noch gedeihen können und wie Besen auf langen Stielen hinter der Säule stehen, das ganze Bild. Der Künstler, der den ästhetischen Eindruck seines Werkes empfindlich gestört sieht, räsoniert zwar, aber man hört nicht auf ihn.

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben“ 1913 (Berlin, Fritz Heyder)

HEINRICH OTTO: NIEDERRHEINISCHE SCHNITTER

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Digitized by Google

Künstler sind ja immer unzufrieden — und überhaupt: so was ist ja doch Gärtnersache. Also sieht man ruhig zu, wie es nach und nach um alle Denkmäler in München grün wird. Das Denkmal Ludwigs I. am Odeon hat ein solches „gärtnerisches Arrangement" erhalten und am Wittelsbacherplatz bei dem Denkmal Maximilians I. wurden auch ein paar Stauden hingepflanzt. Schön ist es zwar nicht, aber grün! So geht es fort, immer nach demselben Schema: einfach, nüchtern und geschmacklos. Trotz Städtebau- und Lokal- und Monumentalbaukommission. Man gewinnt den Eindruck, als würden bei solchen Anlagen die Künstler niemals zu Rate gezogen. Oder ist es am Ende so: daß zwar der Architekt und der Bildhauer denkt, aber der Stadtgärtner lenkt?

M. Kindl

Anzeigen als Anzeichen 18

Aus der „Kölnischen Zeitung":

Ca. 3000
künstliche Gliedmaßen
für eine kriegführende Regierung sofort gesucht. Offerten von nur wirkl. leistungsf. Fabriken an Dr. . .

Wieviel Berichte haben wir in der letzten Zeit gelesen, die von den Schrecken des Schlachtfeldes Erschütterndes vermittelten! Und doch — im Anzeigengewimmel der Tagesblätter dieses geschäftliche Gesuch ohne jedes Begleitwort, ohne jede Phrase — wirkt es auf uns minder ergreifend, minder „anschaulich"?

Vaterländisches in den Jugendschriften

Wie ernst es die deutsche Lehrerschaft mit dem vaterländischen Geist in unsern Jugendschriften nimmt, davon hat sie neuerdings wieder gezeugt. Sie hat durch den fast alle deutschen Lehrer umfassenden „Deutschen Lehrerverein" einen ganz unparteiischen Ausschuß eingesetzt, damit er nochmals alles sorgfältig durchprüfe, was die Herren Kotzde und Scholz zur Beschuldigung der Prüfungsausschüsse, insbesondere des hamburgischen, vorgebracht hatten. Der geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Lehrervereins veröffentlicht jetzt das Ergebnis:

„1. In den Kundgebungen der Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, die grundsätzlicher Natur sind, findet die Beschuldigung keinerlei Unterlage. Ausdrücklich haben vielmehr die Ausschüsse als Grundsatz ausgesprochen, daß Bücher, die bei voller Wahrung der Gesetze künstlerischen Gestaltens zugleich eine religiöse, moralische oder patriotische Wirkung auf den Leser ausüben, sofern sie im übrigen der Aufnahmefähigkeit jugendlicher Leser gerecht werden, als Jugendlektüre unbedingt zu empfehlen sind.

2. Die einzelnen Beurteilungen stehen mit diesem Grundsatze durchaus in Übereinstimmung. Bücher, bei denen eine sozialdemokratische Tendenz vermutet werden konnte, sind überhaupt nicht geprüft, vereinzelte, bei deren Prüfung das Vorhandensein einer solchen Tendenz festgestellt wurde, mit Entschiedenheit abgelehnt worden. Dagegen sind von Schriften, die eine patriotische Wirkung auf den Leser erwarten ließen, nicht nur die für die Jugend geschriebenen, sondern auch zahlreiche der allgemeinen Literatur angehörige geprüft worden, um auch sie, wenn möglich, als Lesestoff für die Jugend nutzbar zu machen. Soweit Bücher mit vaterländischer Tendenz abgelehnt wurden, ist die Ablehnung stets aus zutreffenden lite-

Digitized by Google

rarischen, wissenschaftlichen oder pädagogischen Gründen erfolgt. Dabei ist sehr häufig dem Bedauern Ausdruck gegeben worden, daß literarische oder psychologische Rücksichten eine Empfehlung nicht zuließen, und in nicht wenigen Fällen sind gerade Bücher patriotischen Inhalts empfohlen worden, auch wenn festgestellt werden mußte, daß sie literarischen Ansprüchen nur unvollkommen genügen.

3. Das von den Jugendschriftenausschüssen herausgegebene Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften enthält demgemäß nicht ein einziges Buch, das auch nur im entferntesten geeignet erscheinen könnte, sozialdemokratischen Tendenzen Vorschub zu leisten, dagegen eine sehr große Zahl sowohl belletristischer wie belehrender Schriften, von denen erwartet werden darf, daß sie in vaterländischem Sinne auf die Leser wirken werden.

4. Obwohl nicht selten innerhalb der Prüfungsausschüsse Unterschiede sowohl in grundsätzlichen Auffassungen wie in der Anwendung der Grundsätze bei der Beurteilung einzelner Bücher hervorgetreten sind, zeigt sich in der Wertschätzung des vaterländischen Gedankens bei allen Übereinstimmung. Insbesondere liegen keinerlei Tatsachen vor, aus denen geschlossen werden könnte, daß der Hamburger Jugendschriftenausschuß, der seit dem Jahre 1896 als Vorortsausschuß die Geschäfte der Vereinigten Prüfungsausschüsse leitet, in dieser Hinsicht zu den übrigen Ausschüssen eine gegensätzliche Stellung einnähme."

Damit hat auch die letzte Instanz der Fachleute in vollkommener Eindeutigkeit g e g e n Kotzde und Scholz entschieden. Ein letzter Absatz verwirft dann noch unmißverständlich ihre Methode.

Festlichkeit

ist Erheben über das gemeine Leben, Herauskommen aus der Alltäglichkeit, Entfesselung des Geistes von leiblichen Unterdrückungen, Abspannung des Körpers von der Fronarbeit, Befreiung des Herzens von Daseinssorgen, Versuch, die Daseinsbürden abzulasten: überhaupt ein Erholungsleben, wo der Mensch doch einmal der Gegenwart froh wird, ohne ängstliches Horchen und Zählen der Uhr, die ohne Rast zum Notwerk abruft. Frei steht der Mensch dann als ein Wesen, das auf Freude ein öffentliches, unveräußerliches Recht hat, nicht bloß verstohlen sie nippen darf und sich knechtlich-lüstern im Winkel berauscht. Zurückgeführt aus dem Irrgewirr der Verkünstelung in die einfachen Lebensverhältnisse, gewinnt er eine wahre Erhöhung der Lebenskräfte, eine nachwirkende Kraftvermehrung. Das ist anders als eine bloße Erregung, wie sie jede Art von Rauschmitteln gibt; anders als eine augenblickliche Stärkungseinnahme, die gleich darauf mit doppelter Schwäche niederschlägt: es wird eine Heiligung der Zeit. Darum ist es ein adeluder Vorzug für Menschen von Geist und Herzen, Feste zu feiern, die ihnen ausschließlich heilig sind. Wem das Leben nur ein Kerbstock bleibt, um Alltage zusammenzurechnen, wer aus diesen Zeitmerken nichts weiter herausbringt, als eine große Zahl, der hat sich die Mühe vergeblich gemacht, der hat in den Tag und in die Welt hineingelebt, als ein großstädtischer Morgenverschläfer, so die Sonne in ihrer Schönheit und Pracht niemals aufgehen sah. J a h n

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Das Bild von Georg Richter mag uns in diesem überkühlen Sommer eine Erinnerung an den überheißen vor zwei Jahren sein — falls nicht etwa bis zu seinem Erscheinen das kühle Wetter vorbei ist. Das Flüßlein, das wir vor uns sehn, ist der deutsche Hauptstrom Elbe, westlich von Dresden in der Lößnitzer Gegend. So sah es dort aus in dem Jahre, da die ältesten „Hungersteine“ wieder ans Licht, die Schuljugend aber ins verlassene Fischland geschwärmt kam, um sich in der neuen „Panschwiese“ zu ergötzen. Mir scheint, der Maler hat das Treiben der Kinderschar mit ihrer muntern Bewegtheit in ihrem flimmerigen Licht impressionistisch gut geschildert. Auch die „Trockenluft“ und der Himmel im Hitzeduft überzeugen.

Zu den drei Blättern mit Abbildungen nach bekleideten Gestalten älterer nordischer Plastik schreibt uns Professor Carl Neumann im Anschluß an seinen Aufsatz in diesem Hefte:

„1. Fünf Klagefiguren vom Grab des Herzogs Johann ohne Furcht in Dijon. Es hängt mit dem Zufälligen beim Beschaffen von Photographien zusammen, daß wir diese aus dem Zusammenhang gelösten Kuttengestalten bringen nach den Gipsabgüssen des Trokaderomuseums in Paris. Am Monument selber stehen sie in der Regel zwei und zwei unter gotischen Baldachinen in Nischen, die sich um den Sockel des Grabmals ziehen. Das Gewand, wie es die Haltung des Körpers begleitet, bestreitet nahezu allein Ausdruck, Charakter, »Schönheit«.

2. Die Verteidiger des Nackten in der Plastik wollen immer nicht einsehen, daß die Bewältigung des Kostüms nicht an sich unmöglich ist, sondern in der Regel über das Können unserer Künstler geht. Diese Frauengestalt mit der Flügelhaube und den schweren Gewandstoffen zeigt, daß der geistige Ausdruck nicht im „Schneiderwerk“ ersticken muß. Die außerordentliche Meisterschaft des Werkes hat schon den Namen Jan van Eyck aussprechen lassen. Einstweilen ist der Künstlername unbekannt; nur der Name des Gießermeisters, von dem die zehn Figuren gegossen sind, wird genannt. Sie befinden sich, sehr mangelhaft aufgestellt, im Erdgeschoß des Reichsmuseums zu Amsterdam.

3. Ein Nachklang jener burgundischen Klagefiguren, hier lebensgroß und durch farbige Bemalung zu unheimlicher Wirkung gesteigert; nicht mehr in die Dämmerung von Nischen gestellt, sondern gleichsam eine festgehaltene Freigruppe aus dem Trauerzug, wo die Bahre von acht Kuttenmännern, denen die Wappen der Besitzungen des Verstorbenen ungehängt sind, getragen wird.“

Das Blatt von Hans Röhm zeigt uns den Turnvater Jahn in jener kräftigen Darstellung, für die wir jetzt, gottlob, wieder Sinn haben, und das gilt nicht nur vom Geistigen, man darf's auch vom Technischen sagen. Vielleicht ist die Stelle an der Schläfe mit ihrer Strichlagerung nicht ganz „gelöst“, alles in allem aber dürfte dieses Blatt Röhms unter den zahlreichen neuen Bildnisdarstellungen dieser Art zu den besten gehören.

Der schöne Originalholzschnitt von Heinrich Otto, „niederrheini-

Digitized by Google

sche Schnitter", soll wieder den Kalender „Kunst und Leben" (Verlag von Fritz Heyder, Berlin) empfehlen, dem er entnommen ist. Unsre Leser wissen, mit welcher Vorliebe wir auch immer wieder auf Original-Holz- und Linoleumschnitte hinweisen, die uns so ganz besonders gut im Sehen aufs Künstlerische hin üben. Unser Blatt regt die Phantasie außerordentlich an, sonst fühlten wir aus diesem einen Gegensatze Schwarz-Weiß heraus nicht die Sonnenglut und hörten daraus nicht das Sensenrauschen.

Die Bilder aus dem Hegau sollen den Leser in die Örtlichkeit versetzen, von der unser Rundschauaufsatz spricht.

Die drei Kinderlieder der Notenbeilage gehören zu dem Rundschauaufsatze über das Kinderlied. Die Vorliebe Freys für kanonische Nachahmungen wird man auch in der „Hasenjagd" leicht entdecken. Wie der Baß der Sopranstimme in ihren Windungen eilig nachläuft, wie sie dann beide auf der Sextharmonie der siebenten Stufe erwartungsvoll Atem schöpfen, ohne dabei wirklich zur Ruhe zu kommen, wie das ganze Lied ein einziges fröhliches Jagen darstellt, wie endlich das Klavier den Scherz noch allein fortsetzt und mutwillig spottend die drei Schlußnoten wiederholt, das alles sind kleine Fingerzeige für das Verständnis der Musik, auf die sich die Kinder gern aufmerksam machen lassen, wenn sie schlicht und ohne unnötigen Aufwand von theoretischer Gelehrsamkeit darauf hingewiesen werden. Die beiden hübschen Liedchen von Nagler wird man am besten größeren Kindern in die Hand geben. Von den Kleineren dürften nur ganz wenige das tiefe as kurz vor Schluß des letzten singen können, sonst eignet sich das Lied seinem Inhalte nach natürlich besonders für sie. Wo der Versuch zur dramatischen Darstellung der kleinen Szene unternommen wird, bietet sich gleichzeitig eine den Kindern immer willkommene Anregung für die ausgestaltende Phantasie. Freys „Bilderbuch" erschien bei Steingräber in Leipzig (2 M.), die 14 Lieder von Nagler kamen im Verlag der Sächsischen Schulbuchhandlung in Meißen (1,80 Mark) heraus.

Abrechnung

In Sachen Dürerbund und Kunstwart

Was wir im folgenden unterbreiten, scheint mir wegen seiner Dokumente nicht ohne zeitgeschichtlichen Wert. Zwar denkt sicher mancher zunächst: „so viel Lärm um einen Eierkuchen!" — wobei unter solch freundlichem Gebäck unsre „Mittelstelle für Volksschriften" zu verstehen wäre. Nach und nach aber wird auch der Fernerstehende bemerken, daß unser schlichtes Eiergericht nur Anlaß oder auch Vorwand ist, daß es sich in der Hauptsache um ein wesentlich großzügigeres Kunstwerk handelt. Um ein Gespinst, das mit Faden und Einschlag ganz erstaunlich schön die Webetechnik unsrer Geldmacherzeit erkennen läßt.

Der Kampf um den Schund kommt nicht recht vorwärts, weil die alte gediegene Organisation des Buchhandels leicht Schlechtes ausschalten, schwer aber Billiges und Gutes von Volks- und Jugendschriften an den kleinen Mann bringen kann. Der Dürerbund macht also den Vorschlag: Schaffen wir einen Prüfungsausschuß, der den rein zum Geschäftemachen fabrizierten

Digitized by Google

Schund aussondert, halten wir dann das Bessere an möglichst viel Orten feil und kennzeichnen wir es schon äußerlich, damit auch der jugendliche und unbewanderte Leser auf den ersten Blick sehe, was ihm geschäftlich unbeteiligte Leute empfehlen. Alle Einzelheiten standen noch dahin, immer wieder betont ward aber: Der Dürerbund will die Kulturarbeiter im Buchhandel nicht behindern sondern im Gegenteil: er will auch ihnen zu nützen suchen. So bot er ihnen bei Prüfung und Organisation gemeinsame Arbeit und vollkommen gleiche Rechte an, wie seine eigenen, er erklärte sich sogar bereit, auf die Beihilfe aller „Auch-Buchhändler" zu verzichten, wenn nur die organisierten Buchhändler sich zu energischer Bekämpfung des Schundes mit ihm verbünden wollten. Und daraufhin eine Agitation, die auch die sorgfältigste Wortwägung eine Hetze nennen darf! Und nicht etwa bloß gegen die Mittelstelle für Volksschriften, gegen die sich anfangs der Kampf allein zu richten schien, wie das der Sachlichkeit entsprochen hätte und wie wir's auch annahmen. Nein: gegen den Dürerbund überhaupt, ja auch gegen den Kunstwart und alle seine Unternehmungen. Als wollten wir „bevormunden", als wollten wir eine „Zensur" einführen, ja — man staunt doch, was das Papier verträgt: als erstrebten wir ein Monopol. Wegen eines neuen Vorschlags, um eine ganz allgemein anerkannte gute Sache zu fördern? Ach nein, gelegentlich dieses Vorschlags, über den Vorschlag selber lehnte man ja sogar eine Aussprache ab! Sind wir erst am Ende, so werden's die Leser wissen: Wenn wir vom Kunstwart und Dürerbund irgendwann die unschätzbare Bestätigung erhalten haben: ihr seid auf dem richtigen Wege, so haben wir sie jetzt.

1. Vom „Börsenverein deutscher Buchhändler"

Dem ersten Stücklein zwei Worte voraus. Wenn ich im folgenden kurz von Buchhändlern spreche, so meine ich damit immer nur den Vorstand des Börsenvereins und die, welche sein Verhalten in unsrer Angelegenheit gutheißen, und das sind ganz und gar nicht alle Buchhändler. Für heute also das neueste amtliche Dokument des Börsenvereins. Weil das am schnellsten mitten in die Sache führt, dann aber auch, weil es schlagend zeigt, welcherlei Mittel der Börsenverein deutscher Buchhändler für erlaubt hält. Bevor man das Folgende liest, wolle man die Erklärung des Dürerbundes selber lesen, sie steht in unserm 2. Juliheft. Und nun, was der Börsenverein verschickt:

Korrespondenz des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig

Den Zeitungen gegenüber als Manuskript gedruckt — Der Nachdruck ist kostenfrei — Belegnummer erbeten

Die „Geschäftsstelle des Dürerbundes" in München hat durch die Presse eine Notiz verbreiten lassen, in der sie mitteilt, der Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig habe eine Aussprache über die Vorschläge des Herrn Avenarius abgelehnt. Das ist von seiten des Börsenvereins mit gutem Grunde geschehen. Herr Avenarius, der Spiritus rector des Dürerbundes,

Digitized by Google

hat nämlich die Absicht, die Verlagsproduktion der Volksliteratur, soweit sie unter M. 1.— Ladenpreis hat, zu begutachten und diese Schriften, soweit sie gewogen und nicht zu leicht befunden sind, abzustempeln etwa so, wie die silbernen Löffel mit einem Feingehaltstempel versehen werden. Gegen dieses Eichamt, das Herr Avenarius gern ausüben möchte, wäre nun nichts einzuwenden, wenn Herr Avenarius nicht selbst Verleger wäre. Er ist an den Kunstwart-Unternehmungen beteiligt. Ein Verleger aber, der über Werke seiner Konkurrenz zu Gericht sitzt, kann dem Börsenverein nicht als unbefangen gelten. Der Vorstand des Börsenvereins, in dem ebenfalls Verleger tätig sind, hält sich aus gleichem Grunde nicht für befugt, über die beabsichtigte Eichstelle, an der ihm Herr Avenarius einen Einfluß zugedacht hat, auch nur zu verhandeln.

Erstens: die Kunstwart-Unternehmungen, an denen ich verlegerisch beteiligt bin (denn sie sind Unternehmungen der Kunstwart-Redaktion) bringen überhaupt keine „Volksschriften", an den Dürerbund-Unternehmungen aber, die welche bringen, bin ich verlegerisch nicht beteiligt. Es könnte also von einem „zu Gericht sitzen" über „Werke seiner Konkurrenz" keine Rede sein, selbst wenn ich das betreffende „Eichamt" jemals hätte übernehmen wollen. Zweitens aber: Ich habe im Gegenteil den Gedanken daran ausdrücklich abgelehnt und „einen Ausschuß angesehener Sachkenner und Sachverständiger" vorgeschlagen. Das war dem Börsenverein deutscher Buchhändler bekannt, denn es ist in den Dürerbund-Erklärungen und in seinem eigenen Organ, dem Buchhändler-Börsenblatte behandelt worden. Auch verrät die Börsenvereins-Notiz ihrerseits, daß man es wußte, denn im letzten Absatze deutet sie auf den „Einfluß" hin. Drittens: in derselben Erklärung, auf welche der Börsenverein hier antwortet, steht: „Sollte auf irgendeiner Seite ein Vorurteil bestehen, als wenn gerade der Dürerbund zur Organisation dieses Prüfungsausschusses nicht geeignet sei, so ist er sehr gerne bereit, diese Arbeit andern geschäftlich unbeteiligten Sachverständigen zu überlassen."

Ich beschuldige hiernach den Börsenverein deutscher Buchhändler zur Entwertung eines ihm mißliebigen Unternehmens falsche Angaben in grober Fahrlässigkeit oder wider besseres Wissen verbreitet zu haben.

Weiter. Darauf, daß seine Angaben falsch sind, ist der Börsenverein von uns in eingeschriebenem Brief an seinen Vorstand aufmerksam gemacht worden, und zwar, wie im Börsenblatt selbst (S. 7667) zu lesen steht, mit dem Verlangen einer Berichtigung. Eine solche ist nicht erfolgt. Ich beschuldige also den Börsenverein ferner: trotz ausdrücklicher Aufklärung eine Berichtigung der von ihm verbreiteten Unwahrheiten unterlassen zu haben.

Drittens: Im „Börsenblatt" vom 29. Juli 1913 wird mit Sperrdruck behauptet, von unsrer Bereitwilligkeit, die Organisation des Prüfungsausschusses andern geschäftlich unbeteiligten Sachverständigen abzutreten, sei „zum erstenmal in der Erwiderung auf die Notiz des Pressebureaus des Börsenvereins die Rede". Im Gegenteil ist unser Anerbieten der Börsen-

Digitized by Google

vereins-Notiz vorhergegangen. Unsre Erklärung ist nachweislich am 30. Juni an die Presse und seitdem an jedermann verschickt worden, der sie wünschte, die Preßnotiz des Börsenvereins war eine Antwort darauf, die nach dem Börsenblatt selber Anfang Juli erschien. Ich beschuldige demnach drittens den Börsenverein: die Verbreitung einer neuen Verdächtigung auf Grund einer neuen Unwahrheit in seinem Organ zugelassen zu haben. Wir werden den Buchhändlern in falschem Lichte gezeigt. Es wird ihnen in diesem Aufsatze auch verschwiegen, daß der Börsenverein in jener Notiz meine angebliche Konkurrenteneigenschaft als einzigen stichhaltigen Grund gegen die geplante Einrichtung hingestellt hat.

Viertens: nach Angabe des Börsenblattes selbst hat der erste Vorstand des Börsenvereins, Kommerzienrat Siegismund, auf der süddeutschen Buchhändlermesse erklärt: der Plan einer Mittelstelle des Dürerbundes sei am einmütigen Widerstande des Buchhandels gescheitert. Hätte sich der Vorstand des Börsenvereins unterrichtet, bevor er redete, so würde er das Gegenteil erfahren haben. Die schwebende Frage ist nicht die, ob die Mittelstelle überhaupt ins Leben tritt, sondern: ob sie als Konkurrenz zum Buchhandel außerhalb seiner Organisation ins Leben tritt, was allein die Bekämpfung durch den Börsenverein gegen unsern Willen erzwingen könnte, oder aber: ob sie in gemeinsamer Arbeit mit dem Buchhandel ins Leben tritt, ihm Konkurrenten fernhält und unter sorgfältiger Berücksichtigung seiner Interessen ausgebaut wird, was der Dürerbund und seine Freunde im Buchhandel erstreben.

Leider sind wir immer noch nicht fertig.

Nach der Notiz des Börsenvereins sind die Buchhändler nicht die geeigneten für den Prüfungsausschuß. Darnach bestätigt der Börsenverein in seinen Schlußsätzen selber unsre Behauptung: Die Vorprüfung auf nur zum Geschäftemachen fabrizierten Schund hin sollten geschäftlich Unbeteiligte besorgen. Aber er bestätigt in dieser seiner Erklärung ja noch viel mehr. Gegen das „Eichamt" wäre „nichts einzuwenden", wenn ich nicht Konkurrent wäre. Konkurrent bin ich nicht, also gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder: Der Börsenverein macht dem Publikum etwas vor, als hätte er eine andre Meinung, als er wirklich hat. Oder aber: er hat, wie auch in der Presse jetzt betont worden ist, seine Stellung zu revidieren, da die einzige Behauptung, mit der er sie nunmehr begründet, falsch ist und er selbst an dieser Stelle anerkennt, daß sich anderes gegen den Plan nicht einwenden lasse. Eine dritte logische Möglichkeit gibt es nicht.

Soviel von dieser Erklärung, damit der Leser bei allem, was er jetzt gegen uns in der Presse liest, vorsichtig sei. Wir werden später im Zusammenhange zeigen, was sonst noch unter Mitwirkung des Börsenvereins und in seinem eigenen Organe, dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" möglich war. Daß unter solchen Umständen von den anständigen Buchhändlern mehrere und mehrere für den kommenden Kampf auf unsre Seite treten, versteht sich von selber. Wollten wir sie jetzt nennen, so begingen wir einen Vertrauensbruch damit, denn wir würden sie Anfeindungen und Schädigungen bei ihren Berufsgenossen

Digitized by Google

preisgeben. Sie warten eben, bis sich keiner mehr deshalb zu besorgen braucht, daß er weiter als die andern sah. Aber den eben empfangenen Brief einer der wichtigsten Verlagsanstalten wollen wir immerhin zitieren: „Wir brauchen Ihnen nicht erst zu sagen, wie sehr wir in dieser Angelegenheit mit dem Dürerbund sympathisieren und wie sehr wir Ihrem Plan völliges Gelingen wünschen. Wir nehmen daher mit Freuden von Ihrer Mitteilung Kenntnis, daß die Mittelstelle trotz aller Gehässigkeit vollkommen gesichert ist. Es ist ja sehr zu wünschen, daß die besseren Elemente des Buchhandels sich diesmal mit Nachdruck die Bevormundung gewisser Kreise des Börsenvereins verbitten und Rückgrat zeigen. Wär es doch ein Jammer, wenn unser Stand so ganz seine guten alten Traditionen verleugnen und wirklich jenen, aller wahren Volksbildung feindlichen Schreiern durch Dick und Dünn folgen wollte!“

Mittlerweile geht die Hetze weiter. Für heute nur noch in aller Kürze ein paar Beispiele dafür, mit welcher Gewissenhaftigkeit unsre Gegner auch in der Presse sich für den Fall eines schon halb und halb versuchten Kunstwart-Boykotts dem Buchhändler-Börsenverein empfehlen. „Türmer“, „Hochland“, „Neue Rundschau“ usw. nehmen ohne weiteres die Darstellungen der Buchhändlerblätter als sichere Voraussetzungen an. Dann aber treiben sie's teilweise noch schöner. Der „Türmer“ bringt es zustande, von der Erklärung, daß ich für „Auswahl, Redaktion und technische Herstellung“ des Kunstwarts und seiner Unternehmungen verantwortlich bin, frischweg zu behaupten, das besage, ich sei „auch ihr geschäftlicher Verleger“, und aus dieser seiner Unterstellung zieht er ehrenrührige Schlüsse. Gerade der geschäftliche Verleger des Kunstwarts bin ich eben nicht, und so fallen mit dem türmerischen, sagen wir: Lese-Versehen alle seine Folgerungen daraus ins Wasser. Das „Hochland“ seinerseits verbreitet den Schwindel weiter, die Geschäftsstelle des „unbestechlichen Kunstwarts“ habe sich um dasselbe Inserat von „Zeit im Bild“ bemüht, das ich im Text „gebrandmarkt“ hätte. Dabei hat längst sogar unser Gegnerblatt, die „Allgemeine Buchhändler-Zeitung“ berichtigend erklärt, daß den Kunstwart in dieser Sache nicht der geringste Vorwurf treffe. Es ist nicht einmal, wie ich angesichts der kecken Behauptung anfangs glaubte, ein Versehen irgendeines Angestellten bei der Expedition untergelaufen. Der „Brief“, auf den sich „Zeit im Bild“ berief, ist gar nicht an „Zeit im Bild“ gerichtet. So, meine Herren Leser, wird's gemacht. In diesem Falle und in einigen andern ähnlicher Art wird aber auch das Gericht sprechen.

Unsre weitere „Abrechnung“ wird sich zunächst mit Zeitschriften und Zeitungen beschäftigen, die jetzt ihren Weizen blühen hofften. Darnach werden wir die Mache des ganzen Feldzuges der Herren Verbündeten klar übersehen können. Ferd. Avenarius

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: VON EINER SEGELJACHTFAHRT IN DER OSTSEE UND VON MODERNER PLASTIK

Phot. A. Giraudon, Paris

AUS DEM KUNSTWART

GUGELMÄNNER VOM GRABMAL HERZOG JOHANNS VON BURGUND. MUSEUM. DIJON. ALABASTER. HIER NACH GIPSABGÜSSEN IM TROKADEROMUSEUM, PARIS. UM 1450. SLUTERSCHULE

Digitized by Google

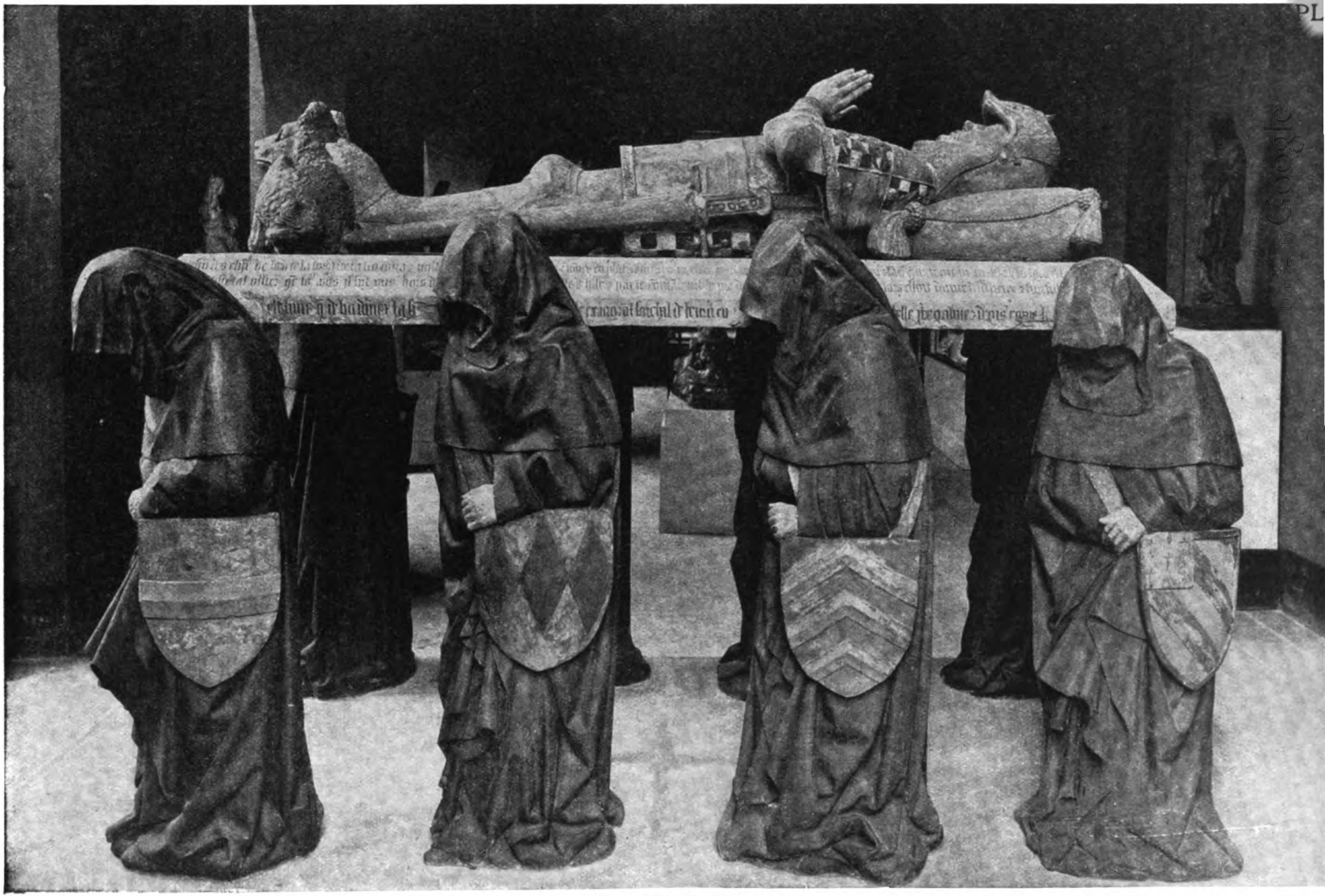
Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: VON EINER SEGELJACHTFAHRT IN DER OSTSEE UND VON MODERNER PLASTIK

KW

BRONZESTATUETTE. WAHRSCHEINLICH EINE BURGUNDISCHE FÜRSTIN. REICHSMUSEUM. AMSTERDAM. UM 1400

Digitized by Google



Phot. A. Giraudon, Paris

GRABMAL DES PHILIPP POT, GROSSENESCHALL

Digitized by Google

AUS DEN HEGAUER BERGEN

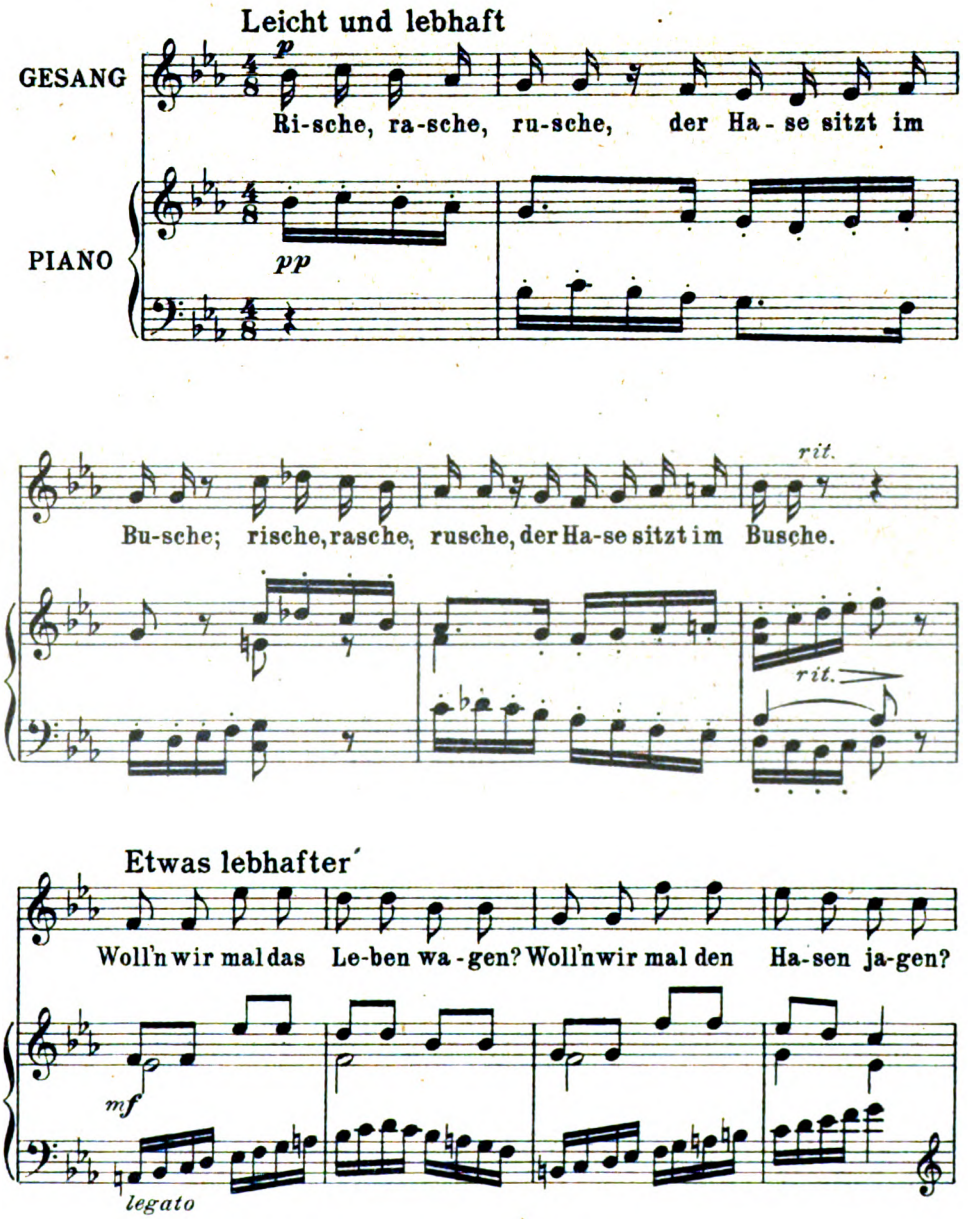
Digitized by Google

AUS DEN HEGAUER BERGEN

Digitized by Google

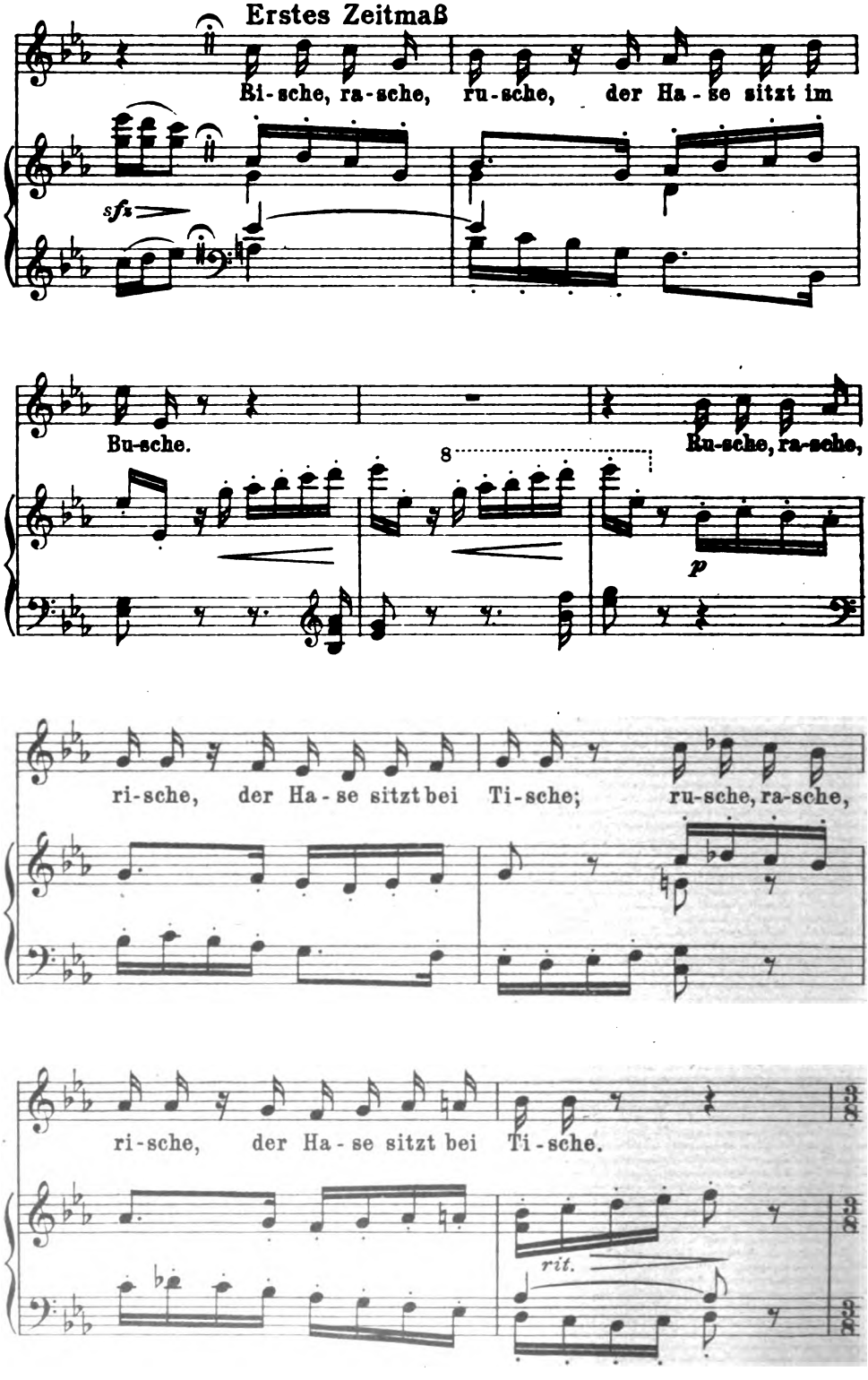
MARTIN FREY

Gustav Falke:
HASENJAGD

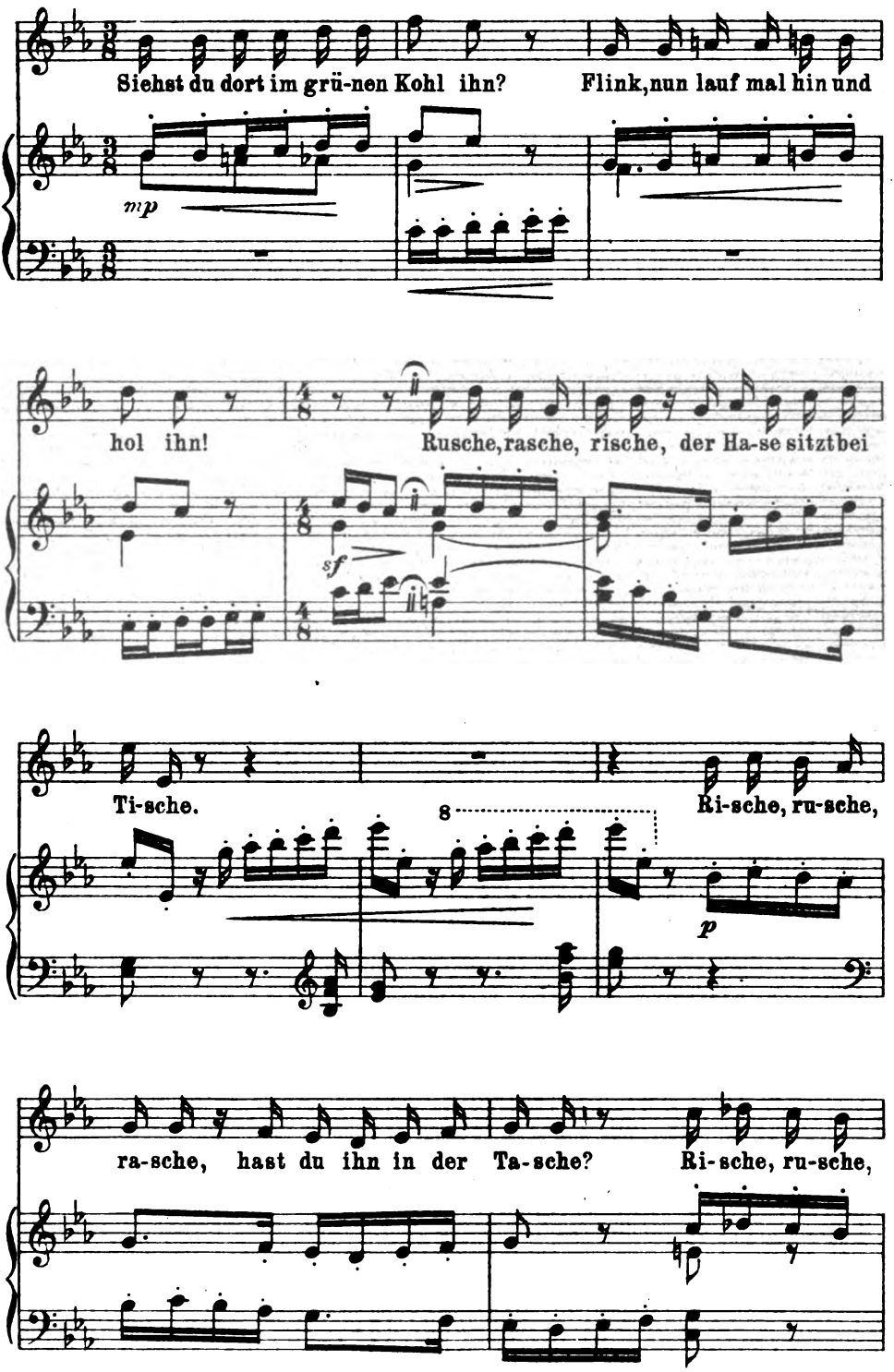


Aus: Martin Frey „Musikalisches Bilderbuch" mit Genehmigung von Steingräbers Verlag, Leipzig

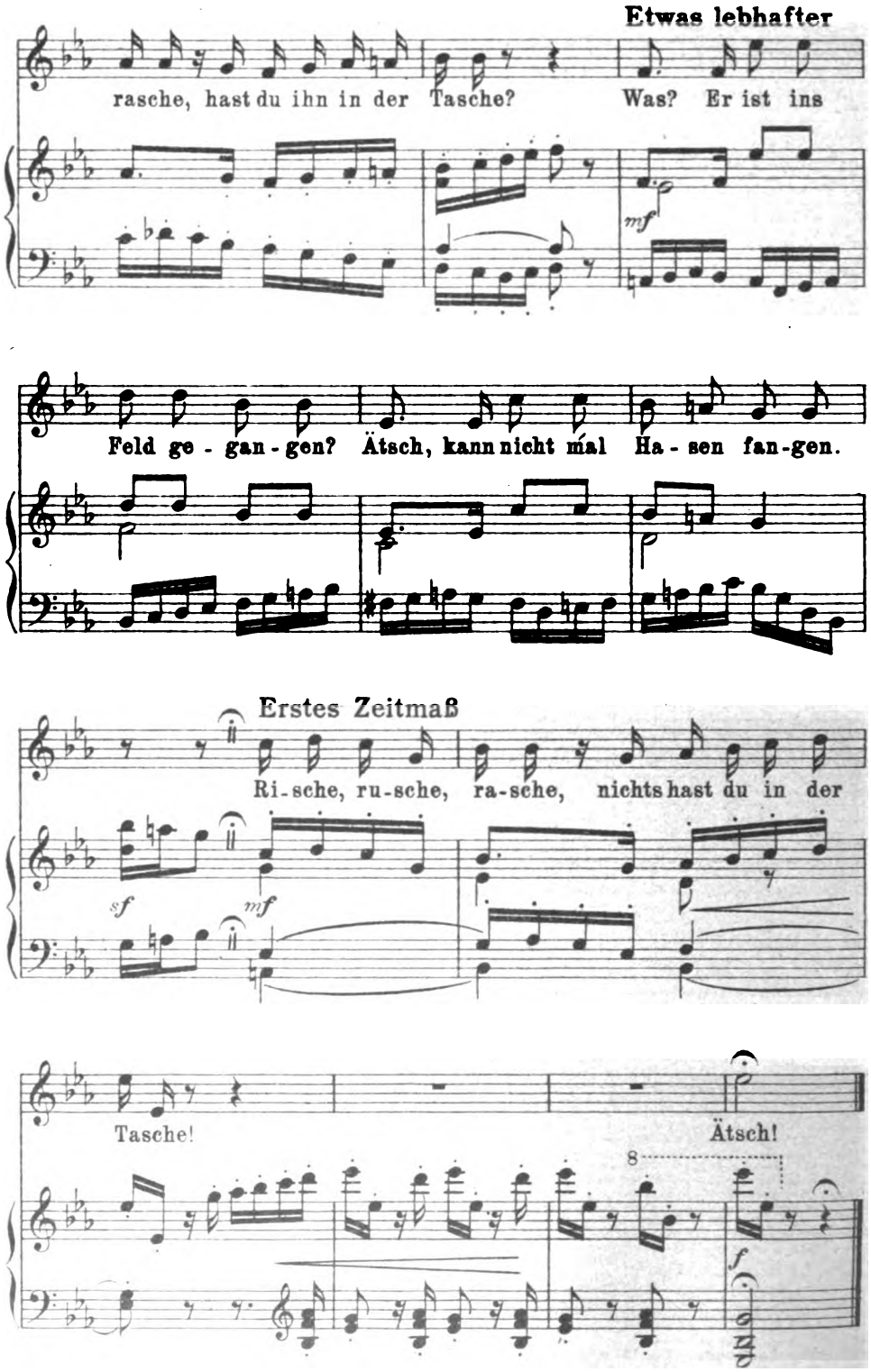
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

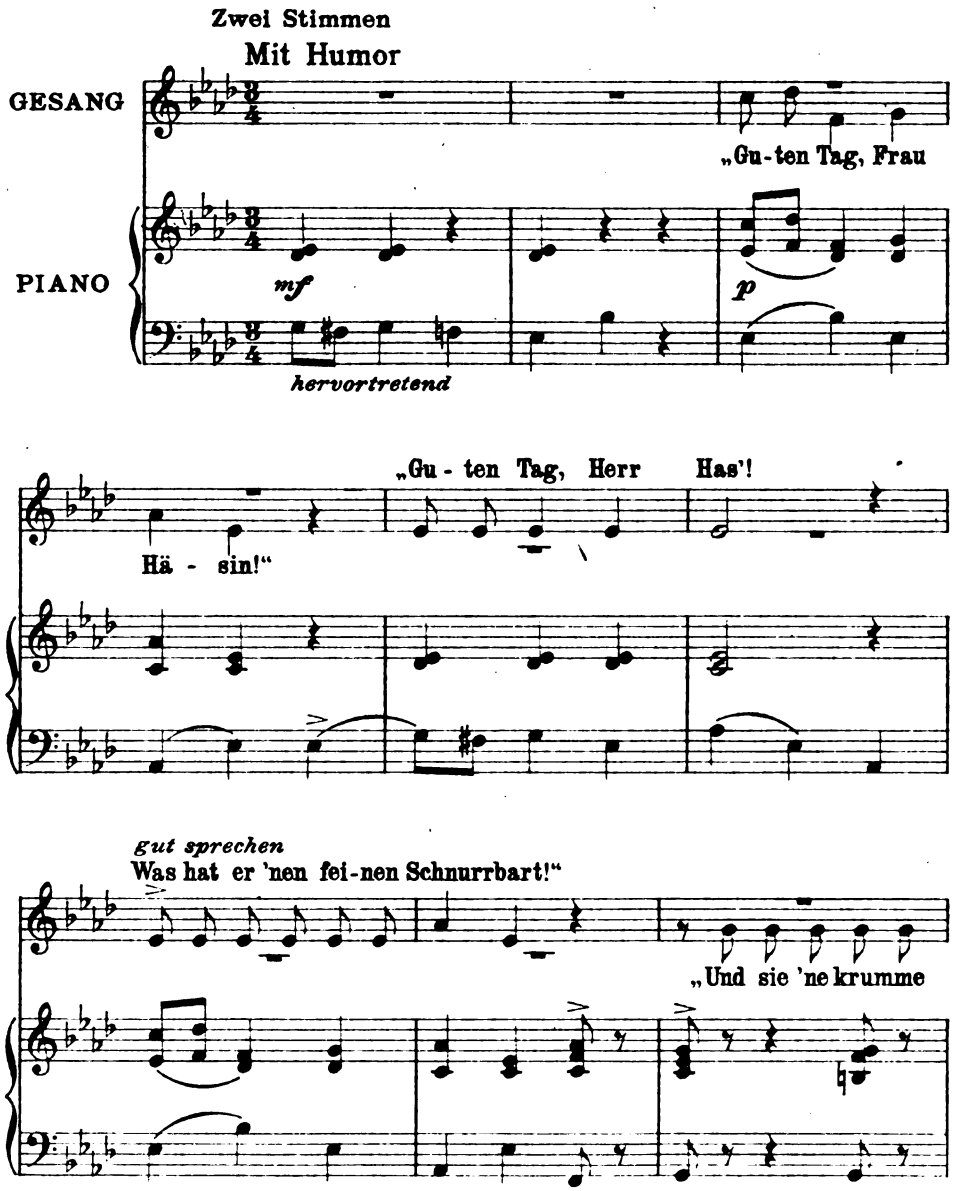


Digitized by Google

FRANCISCUS NAGLER

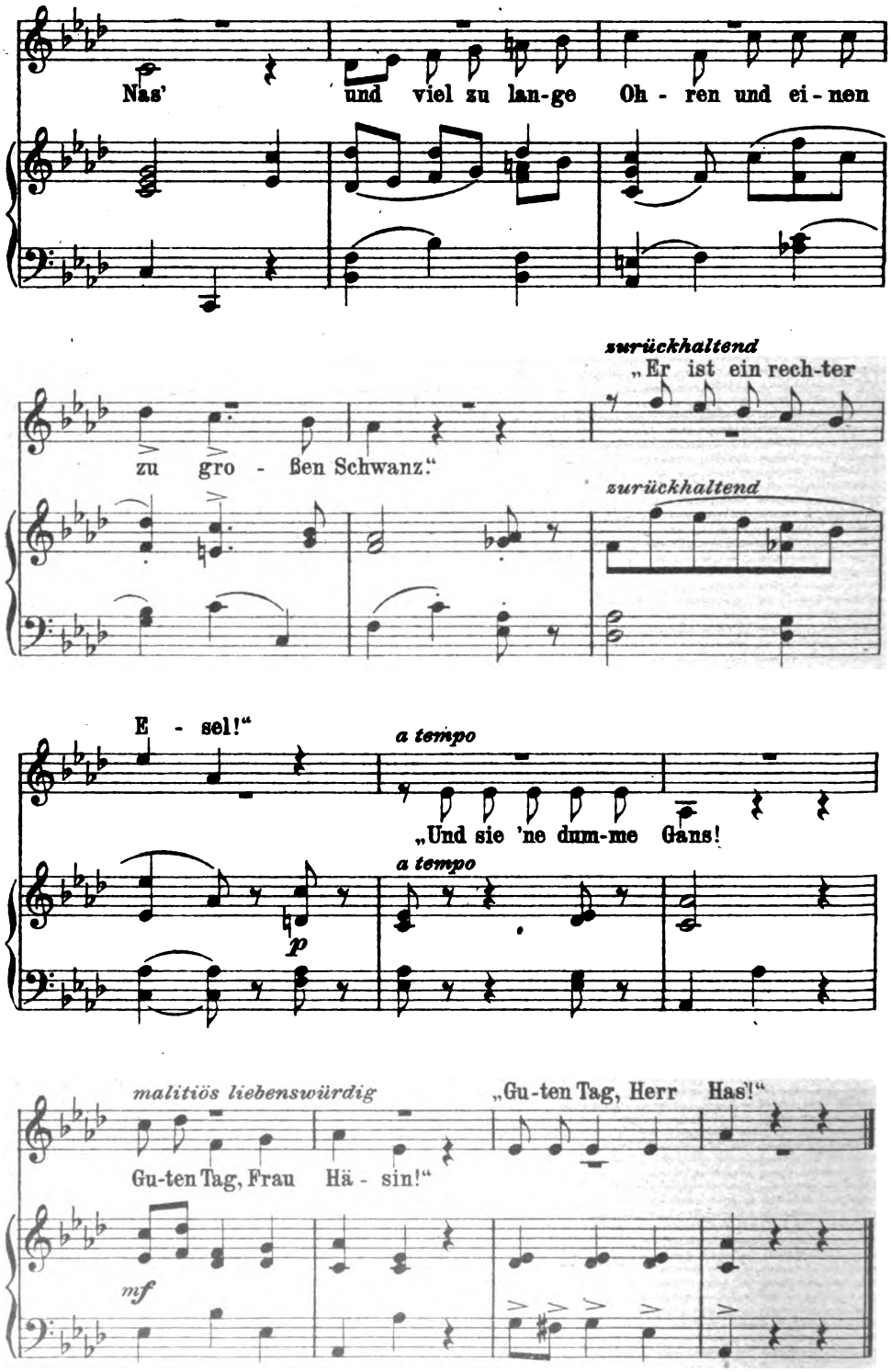
E. L. Schellenberg:

HAS' UND HÄSIN



Aus: Fr. Nagler „Selige, fröhliche Kinderzeit" mit Genehmigung des Verlags der Sächsischen Schulbuchhandlung, Meißen

Digitized by Google

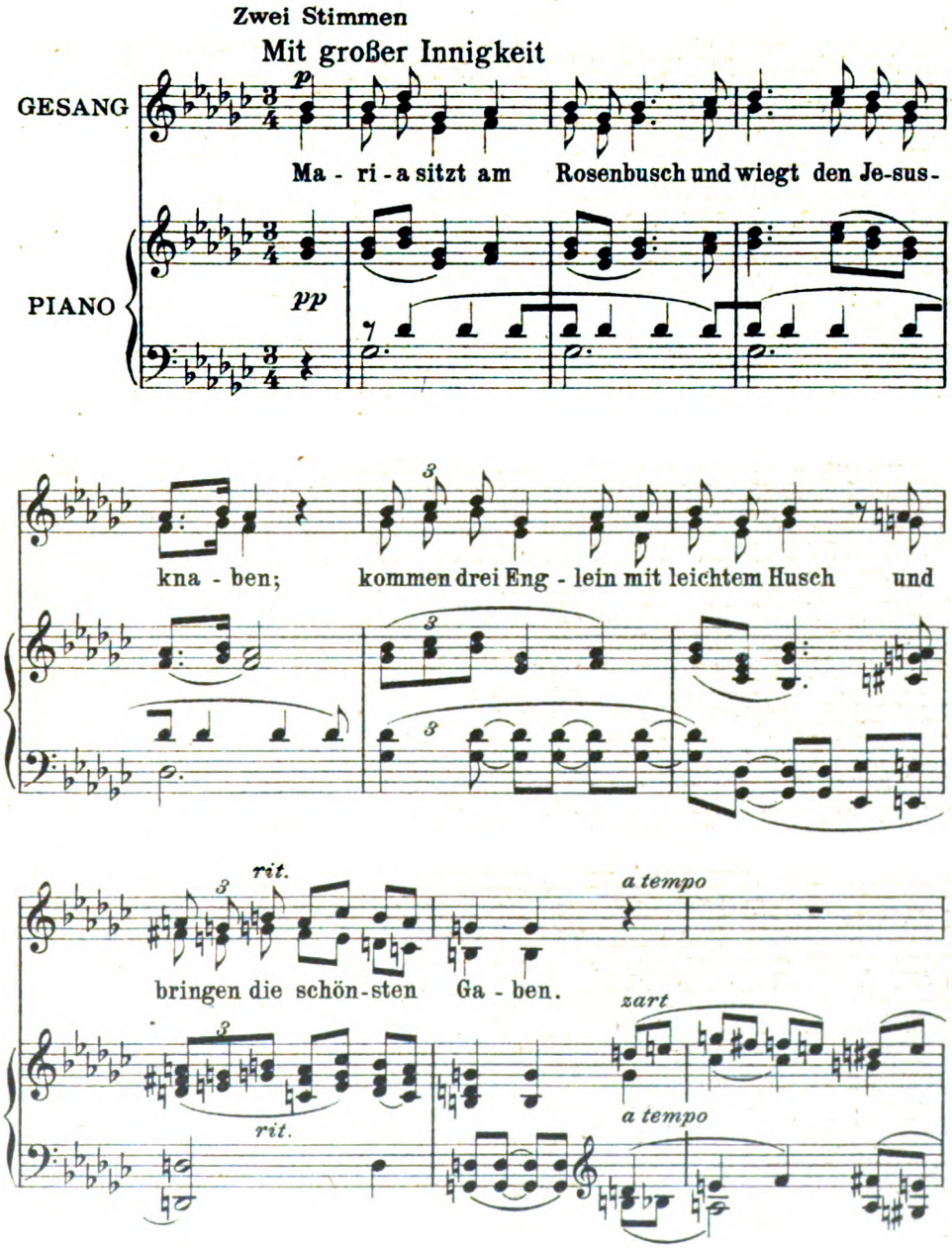


Digitized by Google

FRANCISCUS NAGLER

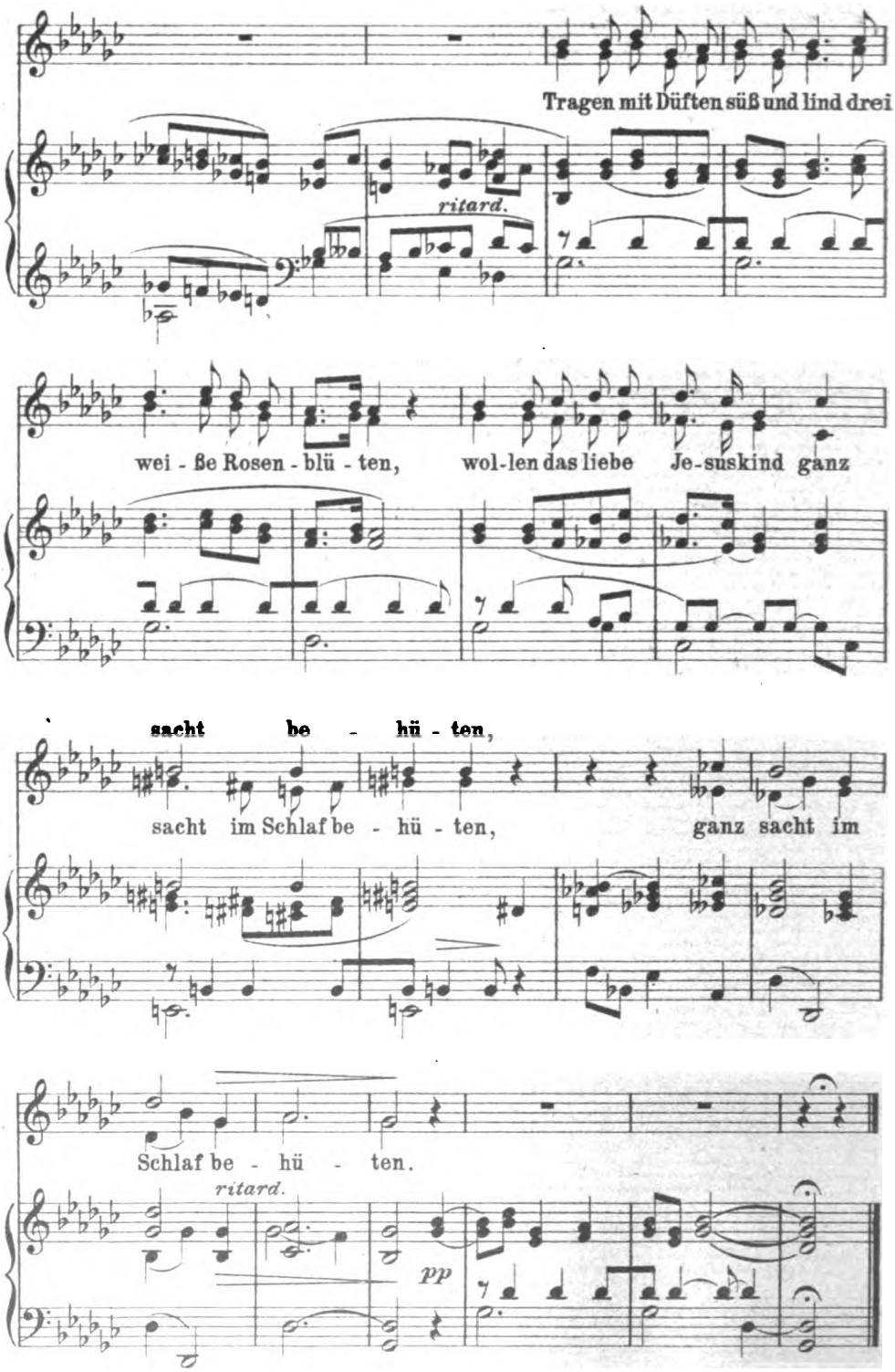
E. L. Schellenberg:

MARIA AM ROSENBUSCH



Aus: Fr. Nagler „Selige, fröhliche Kinderzeit" mit Genehmigung des Verlags der Sächsischen Schulbuchhandlung, Meißen

Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart

Karl Wenkoff

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Septemberheft 1913 Heft 23

Worauf warten die Fürsten?

Beim Reden und Schreiben über die Deckung der neuen Heeresvorlage ist auch von der Pflicht oder Nichtpflicht der Fürsten, im Reiche zu steuern, sehr viel die Rede gewesen. Eine Pflicht besteht nicht, erklärten die einen, sie bestehe wohl, die andern. Kein Sozialdemokrat und kein Fortschrittler, sondern der Staatsrechtlehrer an der Berliner Universität, Geheimrat Anschütz, nannte die Behauptungen, daß Fürsten auch im Reich steuerfrei zu bleiben hätten, „seltsame Begriffe", die nicht einmal der Gedankenwelt des aufgeklärten Absolutismus, die dem „ganz massiven Despotismus" mit dem „l'Etat c'est moi" entsprungen seien. Die Finanzgewalt des Reichs ergreife „alle Personen und Güter innerhalb des Reichsgebietes, auch diejenigen, welche nach Landesstaatsrecht dem Besteuerungsrecht der Einzelstaaten nicht unterworfen sind". Anschütz ermahnte den Reichstag dringend, ein besserer Anwalt des modernen Staats- und Reichsgedankens zu sein, als die Reichsregierung selber. Dennoch ließ man bekanntlich im Parlament bei der endgültigen Entscheidung auf einen dringenden Anruf der Reichsregierung hin die Frage fallen, um das Gesetz nicht zu gefährden. Freiwillig, so wurde immer wieder betont, das verstehe sich ja von selber, freiwillig beisteuern würden die Fürsten.

Eine Erklärung, in welcher Höhe sie das tun wollen, ist seitdem noch nicht erfolgt. Uns scheint, sie sollte bald kommen.

Die Spöttereien über den etwaigen Hosenknopf usw. wirken als erregende Beleidigungen nicht nur bei den Fürsten selbst, sondern auch bei denen allen, für die das Gottesgnadentum eine überzeugt geglaubte Vorstellung und deshalb ein Quell warmer und lebendiger Gefühle ist. Dazu kommt, daß schon rein psychologisch jeder geneigt ist, Rechte, die er stets genossen hat, als bestbegründete natürliche Rechte anzusehn. Ganz abgesehen also vom Opferbringen, vom Geldhergeben: der Wunsch nach Verzicht auf Steuerfreiheit verlangt von den Fürsten eine sehr starke Anstrengung des erkennenden Intellekts, um die Schutzgedanken des gewohnten Zustandes zu überwinden, und in geringerem Maße muß es allen so gehn, die man als Gefühlsmonarchisten bezeichnen könnte. Das geben wir bereitwillig zu, wenn wir das Zögern der Fürsten beurteilen. Aber es ändert schwerlich etwas daran, daß der Verzicht auf Steuerfreiheit zum mindesten beim Reich dringend im Interesse der monarchischen Parteien, dringend auch in dem der in Deutschland regierenden Dynastien selber liegt. Wir wissen nicht, ob die Ratgeber unsrer Fürsten ihnen das mit dem nötigen Ernste klargelegt haben, aber wir glauben: taten sie das nicht, so haben sie eine Pflicht gegen ihre Monarchen versäumt.

Wie man die Agitation gegen unsre Fürsten betreibt, davon zeugt nicht nur der Hosenknopf-Witz, der doch nur dann berechtigt wäre, wenn die Fürsten die Bewilligung eines überkleinen Beitrags schon erklärt hätten, wir wissen aber über die Höhe ihrer Beiträge noch

Digitized by Google

nichts. Besser noch zeugt die immer wiederkehrende Verwertung von vereinzelten Tatsachen davon, wie der Ausnützung der Postportofreiheit durch einen Fürsten zu großen geschäftlichen Versendungen, weil er auf der Bahn die Frachten hätte bezahlen müssen. Solange tatsächliche Anlässe bleiben, die solche Agitationen ermöglichen, solange arbeiten die betreffenden hohen Herren am Untergraben des monarchischen Empfindens erfolgreicher mit, als die tüchtigsten sozialdemokratischen Agitatoren. Aber tausend Handlungen gleich der erwähnten würden bei solchem Unterwühlen doch nur Spatenstiche neben Bohrmaschinen sein, falls sich jetzt die deutschen Fürsten „sparsam" zeigten. Wer sollte an ihren nationalen Ernst noch glauben, wenn der Kaiser, die Reichsregierung und die Vertreter aller bürgerlichen Parteien mit feierlichsten Worten an die Opferpflicht mahnten, die Fürsten aber wie Drückeberger erschienen? Jede Herabminderung der Selbstbesteuerung unter das den andern Meistbemittelten auferlegte Verhältnis würde die Meinung ausreichend begründen: ihr, die ihr an Opfermut voranleuchten solltet, ihr Höchstgestellten, ihr Bevorrechteten, ihr tut selber nicht einmal das, was ihr von uns mit Pathos gefordert habt. Während ihr *mehr* tun solltet!

Ob man's bedauern mag oder nicht: die Lösung der staatsrechtlichen Frage ist vertagt. Aber die ethische Frage schwelt, und aus dem Schwelen droht ein Brand. Warum erklären unsre Fürsten nicht endlich öffentlich und bindend: „gleichviel, ob wir Vorrechte aus alter Zeit her haben: nicht die oder jene staatsrechtliche Auslegung ist für uns entscheidend, sondern die *sittliche Forderung* — selbstverständlich also zahlen wir zu mindestens gleichen Sätzen wie jeder andere mit"? Warum immer noch nicht? Das fragen zu müssen, fängt an, peinlich zu werden. Es steht aber mehr auf dem Spiel, als eine Peinlichkeit. A

Ricarda Huchs „Großer Krieg"

Wer von den Bildern des Dreißigjährigen Kriegs kommt, die aus nächster Nähe und aus unmittelbarem Miterleben Grimmelshausen und Moscherosch entworfen haben, sieht mit Befremden heute zwei dichtende Frauen am Werk, diese Welt unbegrenzter Verrohung und in ihr eine Menschheit, die des Menschlichen sich ganz entwöhnt zu haben scheint, zum Gegenstand künstlerischer Formung zu erheben. Beide verzichten auf die Vorteile, die eine Darstellung aus der Vogelschau bietet, aber auch auf eine vornehme Stilisierung, die von vornherein nur die große Gebärde des einzelnen sieht und das entsetzliche Gebaren der Menge in einen schwach oder gar nicht beleuchteten Hintergrund zurückschiebt. Schiller wahrte in geschichtlicher Erzählung und in dramatischer Gestaltung die verklärende Entfernung. Auch „Wallensteins Lager", wohl das Gegenständlichste, was Schiller in seiner Reife gedichtet hat, verhält sich zu Grimmelshausens und Moscheroschs Zeitbildern wie Murillo zu Jan Steen. Konrad Ferdinand Meyer, dem das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation dauernd Stoff zu dichterischer Erfindung lieh, führte noch im „Jürg Jenatsch" den Zeichenstift in so großen und schlichten Zügen, daß vor solcher

Digitized by Google

Kunst die Ansprüche einer Wirklichkeit verstummen, die wohl außerordentliche Persönlichkeiten, aber auch Entfesselung der scheußlichsten Gelüste und Zernichtung der letzten Reste menschenwürdigen Daseins in sich barg. Die beiden Dichterinnen von heute, Enrika von Handel-Mazzetti und Ricarda Huch, sind zwei grundverschiedene Dichternaturen, getrennt durch Abstammung, Bildungswege, künstlerisches Temperament, Weltanschauung, Ausdrucksform, inneres Verhältnis zu dem Gegenstand ihrer Dichtungen, endlich durch einen unvereinbaren Gegensatz in der Selbstbestimmung, mit der ein Poet seinem Schaffen die Wege weist und seine Poesie kommandiert. Nicht nach ihrer gesamten Leistung sei die jüngere Österreicherin mit der Norddeutschen hier verglichen. Sie müßte sonst, da sie einen einzelnen Ton nachgerade etwas lange anhält, neben dem Formenreichtum Ricarda Huchs ohne weiteres zurückstehen. Nur die Gestalt, in die beide Frauen das 17. Jahrhundert bringen, sei erwogen. Der Sturm innerer Erregung, der sich in den geschichtlichen Romanen Enrikas austobt, bannt den Leser stark genug, um künstlerische Freude auch dem zu gewähren, der die meisterhafte innere Ruhe und Sicherheit Ricardas bestaunt. Darum sei nicht die eine gegen die andre ausgespielt, nur zu besserem Verständnis beider eine mit der andern zusammengestellt. Enrikas innerer leidenschaftlicher Anteil macht sie zum Anwalt fast aller Menschen, die sie schafft. Aus starkem Subjektivismus wird sie in der Gesamtwirkung beinahe objektiv. Denn wenn sie die Händel der Katholiken und der Protestanten oder Reformierten erzählt, nimmt sie, die katholische Dichterin, nur im Augenblick Partei und dann immer für den Menschen, den sie gerade zu gestalten hat. Echte Schöpferfreude läßt sie das Geschick eines jeden wie ihr eigenes Schicksal erleben; darum wird ihr jetzt eine katholische Dulderin und wenige Seiten später deren Gegner und Peiniger zu einem Gefäß, in das sie ihr eigenes Gefühl hineingießt, zu einem Menschen, dessen Erleben sie bis ins Kleinste miterlebt. Ganz ebenso hält sie es, wenn sie die Rollen der Glaubensbekenntnisse vertauscht. Fast immer hat sie von einem Peiniger und einer Gepeinigten zu erzählen, dann aber von dem Umschlag, durch den Dulden zum Sieg, Quälen zur Bestrafung gelangt, durch den indes zugleich auch eine innere Reinigung und seelische Vertiefung in dem bestraften Quäler sich auswirkt. Der machtvolle innere Anteil ruht überdies auf der ganzen Voraussetzung der Romane Enrikas: sie schränkt sich mit Absicht auf das enge, ihr heimatlich nahe und liebe Gebiet ein, das links und rechts der Enns gegen Linz und gegen Wien sich ausbreitet. Dieses Land und seine Menschen kennt sie nach Gesittung, Gesinnung, Wortbrauch und Gebärde; und wie sie die Geschichte dieses Landstrichs aus alten Urkunden schöpft, so erhebt sie als Künstlerin den Anspruch, in den ihr wohlbekannten Menschen, die heute den Landstrich bewohnen, die Menschen von einst zu entdecken, in ihnen wesentliche Züge vorzufinden, die durch Jahrhunderte unverändert geblieben sind. Der Bauer des Ennstals spricht und fühlt in ihren Romanen ganz so, wie er heute spricht und fühlt. Die Seele des Städters von einst sucht sie aus der Seele des Gegenwartsmenschen der Landschaft herauszulesen, so wie der Philologe die verblichenen Schriftzüge alter Pergamente erkennen möchte, die von buntgefärbten Buchstaben aus späterer Zeit überdeckt sind. Eine starke Liebe für diese

Digitized by Google

Welt trägt die Dichterin in ihrem Herzen; und das verwehrt ihr kühle Erwägung.

Ricarda Huch steht ihrem weit umfangreicheren Stoff innerlich viel ferner. Nicht einzelne Vorfälle aus der Geschichte der Kämpfe alter und neuer Religion, wie sie in einem entlegenen Winkel Österreichs sich abspielten, möchte sie berichten, sondern den ganzen Dreißigjährigen Krieg und seine Vorgeschichte vergegenwärtigen.* Mit der Andacht für das Kleinste, die Enrika eigen ist, mit der Ausführlichkeit, in der sie den einzelnen seelischen Vorgang, aber auch äußere Geschehnisse, Strich für Strich sorgsam auch dann abzeichnet, wenn in ihr alles vor Erregtheit zu fiebern scheint, ist eine Darstellung des ganzen Dreißigjährigen Kriegs nicht zu leisten, wenn anders sie künstlerisch bleiben soll. Doch Ricarda Huch mußte auch auf die Erzählungstechnik verzichten, die sie an die Geschichte Garibaldis vor kurzem gewendet hat. Sie mußte, um den fast unabsehbar großen Stoff zu formstrenger Gestaltung zu bringen, den stärkeren inneren Anteil, der ihr sonst wohl zu Gebote steht, zurückdrängen. „Wir wollen alte Lieder singen, um den Löwen der Insel zu beschwören": so kündigt sie die Geschichten von Garibaldi an. Lyrisch ist der Grundton dieser Hymnen auf die Welt des alten Löwen. Wie ein Weihegesang klingen die Romane von Garibaldi. Diesmal indes war Ricarda sich bewußt, daß nur ein rein epischer Stil der Aufgabe genügen könne. Noch mehr: nicht nur kein lyrisch gefärbter Roman, sondern ein streng erzählender, die Einheit des Romans verschmähender Bericht wird vorgetragen, der Anschein einer dichterischen Komposition fast mit Absicht gemieden. Sehr glücklich entgeht Ricarda Huch dadurch einer Gefahr, der noch ihre Geschichten von Garibaldi ausgesetzt waren. Eine ausführliche dichterische Darstellung der Lebensvorgänge allbekannter geschichtlicher Persönlichkeiten drängt leicht zu der neugierigen Frage des Lesers, wieweit die vorgetragenen Vorgänge und besonders die Reden und Gegenreden auf Überlieferung beruhen, wieweit sie Erfindung des Dichters sind. Nicht daß dem Dichter das gute Recht bestritten werden sollte, auch dort seine schöpferische Phantasie walten zu lassen, wo die Geschichtsforschung den wirklichen Vorgang urkundengetreu längst festgelegt hat. Allein erfolgreicher ist Dichtung gewiß dann, wenn sie einer minder bekannten Wirklichkeit gegenübersteht. Und weit weniger Hemmungen stellen sich beim Genuß der Dichtung ein, sobald der Dichter mit urkundlicher Geschichtschreibung nicht in Wettbewerb zu treten braucht, sondern seine Erfindungsgabe nur dort sprechen läßt, wo die Überlieferung gänzlich schweigt. Ähnliche Erwägungen schließt Ricarda Huchs „Großer Krieg" nicht ganz aus. Diese geschichtliche Erzählung ist auch Dichtung und mischt daher Dichtung mit Wahrheit. Sie erhebt indes nicht den Anspruch, Roman zu sein, sondern versucht nur die Wiederbelebung einer alten Form geschichtlichen Berichtes, die dem 19. Jahrhundert fremd geworden war, darum jedoch nicht für unmöglich gelten sollte. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Wissenschaft von heute die Darstellungsform Herodots nicht genügt, aber auch nicht die des Thucydides.

* Der große Krieg in Deutschland. Dargestellt von Ricarda Huch. Im Inselverlag zu Leipzig 1912. Bd. 1 und 2, 367 und 526 S. 8°. Ein dritter Band ist angekündigt.

Digitized by Google

Und wenn wissenschaftliche Darstellung der Geschichte heute der nachschaffenden Phantasie fast nichts übrig lassen will, so ist sie doch trotz solcher Selbstbeschränkung zu einer künstlerischen Abrundung und Durchbildung der Form gelangt, neben der für Werke kaum Platz zu sein scheint, die einen geschichtlichen Vorgang nicht nach dem Grundsatz ausschließlicher Wiedergabe des wissenschaftlich Beglaubigten, sondern in der Gestalt eines Kunstwerks und somit nach den Gesetzen künstlerisch schaffender Phantasie berichten wollen. Gleichwohl entspricht solche rein künstlerische Geschichtschreibung einem wohlberechtigten Bedürfnis: sie allein kann den geschichtlichen Vorgang in Anschauung umwandeln. Wenn in Ricarda Huchs Erzählung der Winterkönig und seine Gemahlin, die schöne Pfalzgräfin Elisabeth, in Böhmen einziehen, geleitet von Wenzel von Budowa, machen sie auf einer weiten Lichtung halt, die im festlichen Sonnenfeuer der ersten Oktobertage brennt. Budowa läßt ein ländliches Mahl rüsten. Bald dreht sich fettes Geflügel am Spieße über knisterndem Reisigfeuer, wird blitzendes Silberzeug auf schwerem Damast gedeckt und die kurfürstliche Familie lagert sich auf Teppichen. Da weist Budowa auf ein verödetes Dorf hin, in dem der Krieg gehaust hat, und zeigt die vertretenen Felder, aus denen schwarze Strünke von Rüben und wüste Halme starren. Zwischen diesem Gestrüpp bemerkt man plötzlich ein paar kriechende Geschöpfe, die in der Erde wühlen, und in denen bei schärferem Hinsehen menschliche Wesen zu erkennen sind. Gerade in diesem Augenblick will der Mann eine Wurzel oder einen Knollen zum Munde führen, als das Kind danach greift, worauf er es auf die Hand schlägt und es kreischend zurückweicht. Elisabeth fragt erstaunt, was für Wilde das wären, sie hätte sie zuerst für Hunde oder Schweine gehalten. Als ihre künftigen Untertanen werden sie ihr vorgestellt. Friedrich und Elisabeth lassen ihnen Geld reichen ... Ich weiß nicht, ob der Vorgang einer alten Überlieferung entstammt. Ich vermute, daß er frei erfunden ist. Konnte indes in einer knappen plastischen, scharf beleuchteten Szene das entsetzliche Elend, das schon in der Frühzeit des großen Kriegs bestand, eindringlicher verdeutlicht werden? Die Stelle hat zugleich eine symbolische Kraft, wie sie nur echter Kunst gelingt. Das freie dichterische Schaffen bekundet sich noch stärker, wo die geschichtlichen Persönlichkeiten in Rede und Gegenrede sich darstellen. Wie da etwa die Erzherzogin Maria mit ihrem Sohn, dem künftigen Kaiser Ferdinand II., sich bespricht, oder ein andermal die Herzogin-Mutter von Wolfenbüttel mit ihrem Lieblingssohn Christian: das sind Szenen von echter, oft drastischer, immer aus einem starken Dichtergemüt geschöpfter Seelenkunst, die in geschichtlicher Darstellung sich nur auf das Recht der Phantasie berufen darf, nicht aber auf Urkunden sich stützen kann, dafür indes aus der Überlieferung mit Schöpferkraft Leben erstehen läßt. Man wende nicht ein: es ist eben ein Roman! Traurig wäre es, wenn geschichtliche Erzählung, die auf die Urkundentreue strenger Wissenschaftlichkeit verzichtet, gleich zum Roman werden müßte. Vielmehr liegt die hohe Bedeutung von Ricarda Huchs „Großem Krieg“ in der Tatsache, daß die Dichterin hier eine Form gefunden hat, die nicht Roman ist, mindestens zwischen Roman und Wissenschaft die Mitte hält. Schon längst bewegte sich Ricarda Huch suchend um diese Stellen herum. Als sie den geschichtlichen Charakterbildern ihres „Risorgimento“ die Dichtung vom

Digitized by Google

Grafen Confalonieri folgen ließ, mag das Problem, das sie jetzt gelöst hat, ihr am greifbarsten geworden sein: in geschichtlicher Darstellung mit Bewußtsein und Absicht alle künstlerische Freiheit und damit alle künstlerischen Vorteile zu wahren, die einst einem Herodot zufielen, weil er ganz naiv die Dinge erzählte, wie sie ihm aufgegangen waren und wie sie von einem guten Erzähler im täglichen Leben vorgetragen werden, während die Aufgaben historischer Kritik ihm nur in allgemeinsten Umrissen dämmerten. Und wie Herodot nie daran dachte, seinem Bericht die fortlaufende Einheit eines Romanes zu geben, so löst sich Ricarda Huchs Darstellung auf den ersten Blick in eine Reihe unverbundener Episoden auf. Nur die zeitliche Abfolge hält sie im allgemeinen fest, sonst jedoch wendet sie sich in scheinbar ganz freiem Schweifen jetzt diesem, dann einem anderen zu, springt vom Kaiserhof Rudolfs II. hinüber zu den Sitzen deutscher Kurfürsten, kehrt dann wieder zurück zum Kaiser, weilt jetzt bei Gustav Adolf in Schweden und ist gleich darauf bei Wallenstein. Allmählich baut sich aus diesen wie willkürlich hingestreuten Einzelheiten im Bewußtsein des Lesers ein Ganzes auf. Doch die volle innere Gesetzlichkeit dieses Aufbaus, dieses steten sich Hin- und Herwendens, dieses Abschweifens und Zurückkehrens, dem auch eine ganz vereinzelte Episode, ein nur einmal auftretender Mensch schließlich zu einem unentbehrlichen Bestandteil wird, in ihrer vollen künstlerischen Bedeutung zu erfassen, die Technik dieser eigenwilligen Architektonik zu studieren, bleibe späterer Zeit vorbehalten, der die Leistung in ihrem ganzen Umfang vorliegen wird.

Künstlerisch stilisierte Annalen könnte man das Werk nennen, Annalen aber, in denen die einzelne Gestalt zu scharfgeprägter Wiedergabe gelangt und ebenso die ganze Zeit ein farbenreiches und farbenfrisches Abbild findet. Die schier unglaubliche Tatsache, daß dreißig volle Jahre hindurch diese Welt in fast zweckloser Selbstzerstörung rang und kämpfte, wird aus den Seelen der Menschen, die Ricarda Huch vorführt, sofort begreiflich: gleich eines der ersten ausführlicheren Charakterbilder, das Porträt des kaiserlichen Heerführers Rußworm, offenbart den seelischen Mittelpunkt der Generation in einer unstillbaren Kampf- und Raufluft. Ungebändigte und unbändige Kraft sucht nach Entladung. Aus solcher Stimmung rühmt Mansfeld einmal den Markgrafen Christian Wilhelm, den Administrator von Magdeburg, weil er, wenn er einmal im Zuge sei, so lange drauf haue, bis der Arm ihm vom Leibe falle. Gleich geartet ist die besinnungslose Tapferkeit der Buquoy und Pappenheim und Piccolomini. Und noch in Gustav Adolf herrscht dieser Grundzug, aber geläutert zu dem Bewußtsein, daß einem Heldenkönig nur in der Ewigkeit Ruhe zu finden gegönnt ist. In dieser Welt der Ruhelosen und von einem inneren Dämon Getriebenen erscheint schon Tilly wie ein Ausnahmefall: ein treuer Diener seines Herrn und seines Glaubens, nicht aus innerem Antrieb, sondern nur durch die Pflicht zu Tat und Untat gedrängt. Und ganz und gar ein Mensch für sich ist Wallenstein, der aus der Ferne seine Schlachten leitet, ein kluger und besonnener Rechner, ein Staatsmann, dessen Blick über die betörte Zeit wegschaut; er weiß, was dieser Zeit not tut, er möchte über die Habsburger, die Kurfürsten und auch über den Schwedenkönig weg dem deutschen Land wieder Frieden geben, freilich dabei seinem eigenen gren-

Digitized by Google

zenlosen Ehrgeiz genügen. Eine Napoleonnatur ersteht in Wallenstein unter der Hand der Dichterin, ein starker und wohlbedachter Organisator im Krieg wie in seinen eigenen Besitztümern. Ihm ist sie gerechter geworden, als Schiller, mindestens als der Historiker Schiller. Gustav Adolf, mit dessen Tod der zweite Band des „Großen Kriegs" ausklingt, fährt deshalb nicht schlechter als in Schillers Darstellung. Das aber ist der große Reiz der Kunst Ricarda Huchs, daß sie noch die Menschen, die ihr sichtlich wenig sympathisch sind, verständlich macht, selbst einen Kaiser Rudolf, der freilich in ihrer Zeichnung mit dem feinfühligen Grübler Grillparzers nichts gemein hat. Schillers großstilisierte Darstellung des Dreißigjährigen Krieges redet obendrein häufig nur über die Menschen und die Vorgänge, legt nur Gedanken über die Zeit vor; Ricarda Huch verschwindet hinter all dem, dafür läßt sie die Menschen und die Ereignisse selbst sich aussprechen. Lebendiger und anschaulicher wirkt darum ihr Buch als Schillers Werk. Und nicht nur, weil sie tiefer in das Wesen der Zeit eingedrungen ist und weil sie weit mehr Farbe aufwenden kann als Schiller. Sie führt in die Dinge hinein, während Schiller über ihnen steht. Darum glückt es ihr auch, die Eroberung Magdeburgs, deren Schilderung in Schillers Arbeit ein vielbewundertes Meisterstück darstellt, noch greifbarer und nachfühlbarer zu machen. Das sind Gewinne, die nicht nur der Dichterin gutzuschreiben wären, sondern überhaupt beweisen, um wieviel die Gegenständlichkeit dichterischer Darstellung seit Schillers Tagen in deutscher Literatur zugenommen hat. Freilich durfte solche Kunst, durch die Form der Wiedergabe dem Nacherleben entgegenzukommen, nur da walten, wo von vornherein nicht Absichten wissenschaftlicher Historik, und wäre es auch in dem beschränkten und bedingten Sinn von Schillers Geschichtswerk, walten sollten, sondern dichterische Vergegenwärtigungskraft über die Mittel anschaulicher und nacherlebbarer Darstellung restlos gebieten durfte. Am erschütterndsten kommt diese dichterische Kraft in Ricarda Huchs „Großem Krieg" da zur Entfaltung, wo ihre Phantasie den Menschen über die Grenzen des Erdenlebens hinaus geleitet. Die letzten Augenblicke des Bewußtseins, die dem Sterbenden gegönnt sind, die letzten traumartigen Vorgänge, die dieses Leben abschließen, hat selten ein Dichter gleich schlicht und gleich glaubhaft angedeutet. Wie schön ist der Tod dieser Ruhelosen, dieser dämonisch Gejagten und Getriebenen! Eben haben sie noch heißblütig mit gespannten Sinnen den Augenblick durchlebt und ausgekostet; und mit einem Male rückt von den zu Tode Getroffenen alles das weit ab. Was noch an ihr Bewußtsein rührt, scheint wie aus weiter Ferne zu kommen. Nicht Schmerzen bringt da der Tod auf dem Schlachtfeld, nur wie Erlösung wirkt es, wenn das Leben von dem Todwunden langsam fortfließt.

Dresden O. Walzel

Die gewerkschaftliche Bewegung der Schauspieler

Das Theater ist das Reich der starken Gegensätze und der starken Konflikte. An der romantischen Auffassung der Bühne, die bei jüngern Semestern üblich ist, ist immerhin soviel richtig, daß das Leben darauf sehr oft einen heißen Atem hat. Etwas von den starken Gegensätzen, etwas von dem Aufregenden und Unberechenbaren, etwas

Digitized by Google

von dem Unsoliden, um es einmal mit einem Wort des Philisters zu sagen, trifft man auch in den Einkommensverhältnissen des Schauspielers. Wie das Leben am Theater überhaupt von der Verzweiflung bis zum taumelnden Rausch alle Übergänge und Mischungen umschließt, so reicht auch die Einkommens-Skala des Schauspielers von der untersten Proletarierarmut bis zu dem mehrfachen Ministereinkommen der berühmten „Sterne", und die Schauspielerin berührt sich auf der Höhe mit dem Gothaer Almanach, während sie in der Tiefe das Freiwild von Garnisonsoffizieren ist. Da nun aller wirtschaftliche Zusammenschluß eines Standes in der Not seinen Ursprung hat, und da der Stand der Schauspieler zu großen Stücken bittere Not enthält, so gelang ihm, was den andern geistigen Arbeitern bis jetzt nicht gelungen ist — es gelang ihm, in der „Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger" eine Organisation zu schaffen, die alle Angehörigen des Standes umfaßte. War die Organisation aber einmal da, so verfügten die Schauspieler durch die Besonderheit ihres Berufes auch sofort über allerlei Mittel, ihre Kassen zu füllen. Sie konnten Feste veranstalten, die eben durch ihre Mitwirkung einen bestimmten Reiz erhielten; sie konnten Vorstellungen, Vortragsabende usw. herrichten, deren Erlös in die Genossenschaftskasse wanderte. So kam allmählich die Organisation zu starken wohlgefüllten Kassen. Im ersten Zustande ihres Daseins beschränkte sie sich auf eine sozusagen friedliche Standesarbeit: sie schuf Unterstützungskassen und verhandelte mit den Direktoren gemeinsam über die Standesinteressen der Schauspieler. Wir wollen diese friedliche Arbeit und diese Verhandlungen keineswegs unterschätzen, aber wer auch nur oberflächlich die Geschichte der gewerkschaftlichen Bewegungen kannte, wußte auch, daß die Stunde der Trennung kommen würde. Der einzelne Direktor, überhaupt das einzelne Mitglied eines Standes kann einen Standpunkt einnehmen, der sich über die engen Privatinteressen erhebt, wenn aber vom ganzen Stande die Rede ist, muß man mit den Standesinteressen als mit dem Ausschlaggebenden rechnen, und da nun die Standesinteressen der Direktoren und der Schauspieler sich in manchen Punkten feindlich treffen, so mußte notwendig auch die Stunde kommen, in der Schauspieler und Direktoren sich feindlich trafen. Der Konflikt entzündete sich in diesem Falle an den Verhandlungen über einen Vertragsentwurf; der Entwurf, den die vereinigten Direktoren angenommen hatten, stieß in den Kreisen der Schauspieler auf leidenschaftlichen Widerspruch. Da der Engagementsvertrag geradezu die Grundlage der wirtschaftlichen Lage des Schauspielers ist, begreift es sich leicht, daß der Kampf gerade hier zum Ausbruch kam. Die freundschaftlichen Beziehungen zu den Direktoren wurden abgebrochen, die Schauspieler gaben ihrem Fachorgan zum Zeichen des veränderten Kurses den Namen „Der neue Weg", und der Kampf begann. In wie großer Menge sich der Zündstoff angesammelt hatte, das ging am besten aus dem ungeheuren Jubel hervor, mit dem der Ausbruch des Kampfes vom ganzen Stande begrüßt wurde. Die Mitgliederzahl der Organisation schwoll mächtig an, die Kassen füllten sich wie nie vorher. So stehen wir nun einem organisierten Kampf der gesamten deutschen Schauspieler um ihre Lebenshaltung gegenüber, und zwar einem Kampf, der wie alle andern gewerkschaftlichen Kämpfe im Gegensatz zum Unternehmertum ausgefochten wird.

Digitized by Google

Zunächst mag eine unerquickliche Folge vermerkt sein. Jede erwachende gewerkschaftliche Bewegung ruft beim Gegner zunächst den Wunsch hervor, sie mit allen möglichen Mitteln in der Öffentlichkeit zu diskreditieren. Die Aktion der Schauspieler gegen den Theaterdirektor Zickel hat eine Reihe von Folgeerscheinungen hervorgerufen, die in dieses Kapitel gehören. Glücklicherweise ist diese ganze Periode der moralischen Diskreditierung nur eine der Kinderkrankheiten der gewerkschaftlichen Bewegungen, und da sie auch in diesem Falle bald vorüberging, können wir sie ruhig verlassen, nachdem wir sie erwähnt haben. Die nächste und natürlichste Folge wird weiter sein, daß die geistigen Arbeiter, die man Schauspieler nennt, ihre wirtschaftliche Lebenslage bessern werden. Was das für sie selber bedeutet, liegt auf der Hand, die Frage für uns aber lautet: „Was bedeutet das für uns andre?" Wer die jahrelange Arbeit kennt, die man daran gewandt hat, das Interesse der Schriftsteller für wichtige Standesfragen zu wecken, wird wissen, wie schwer es ist, gerade den geistigen Arbeiter für wirtschaftliche Vorschläge zu interessieren. Der Kampf der Schauspieler nun, der eines gewissen großen Zuges durchaus nicht entbehrt, bedeutet den ersten großen praktischen Schritt im wirtschaftlichen Kampf der geistigen Arbeiter. Das wirtschaftliche Erwachen des geistigen Arbeiters aber wird wiederum für die geistige Kultur von großer Bedeutung sein, weil solchen Herrschaften ein Gegengewicht geboten wird, die die geistige Kultur zu einem unsaubern Geschäft erniedrigen. Im besondern aber wird meines Erachtens die Theaterkultur aus der gewerkschaftlichen Bewegung der Schauspieler Nutzen ziehen. Jede gewerkschaftliche Bewegung reinigt die Betriebe der Unternehmer, und diese wirtschaftliche Reinigung wird ohne Zweifel eine künstlerische im Gefolge haben, schon weil sie viele gewissenlose Existenzen hinwegschwemmt, die zur Herabwürdigung der künstlerischen Zustände das Ihrige beitrugen. Die geschäftliche Solidität der Bühnen wird zunehmen. Das ist vom Standpunkt der Kunst aus mit hoher Genugtuung zu begrüßen — die geschäftliche Unsolidität nämlich, die nach großen unsichern Ramschgewinnen trachtet, ist der Todfeind aller künstlerischen Theaterkultur. Ist erst die Bewegung so weit fortgeschritten, daß sich geschäftliche und künstlerische Solidität als eine notwendige Folge ergeben, dann werden auch die anständigen Direktoren einsehen, daß eine starke Schauspielerbewegung ihnen manches Gute bringt. Und dann wird viel von der Bitterkeit schwinden, die sich gelegentlich noch in allerlei Zeitungsnotizen Luft macht.

Erich Schlaikjer

Deutsche Antiqua und Weltfraktur*

Im Streite um die Druckschrift wird viel Unwesentliches zur Hauptsache gemacht und Wichtiges zu wenig beachtet, Gefühle werden als Beweis angenommen und logische Beweise durch Gefühle abgelehnt. So gibt es kein gegenseitiges Überzeugen, auch in Einzelfragen nicht. Wer sich von einseitigen Vereinsbestrebungen in der Schriftfrage fern-

* Wissen Sie, Herr Leser, was der „Zwiebelfisch" ist? „Der?" Das zootypologische Wesen dieses Namens kommt sonst nur in der Mehrheit vor in Setzereien, wenn stehender Satz durcheinandergekollert ist.

Digitized by Google

gehalten, hat schon längst auf die Frage „Antiqua oder Fraktur?“ die Antwort gegeben: „Antiqua und Fraktur.“

Beim Vergleichen und Beurteilen der Schriftzeichen sind zwei Dinge scharf ins Auge zu fassen und streng zu unterscheiden. Die Grundform und die Ausdrucksform. Zwei Buchstaben können gleiche Ausdrucksformen aber ungleiche Grundformen haben (Abbildung 1, obere Reihe), sie können aber auch sowohl der Grundform wie der Ausdrucksform nach verschieden sein (mittlere Reihe). Eine dritte Möglichkeit: die sechs k-Formen der unteren Reihe sind in ihrem Äußern so verschieden als nur möglich, gehen jedoch auf die gleiche Grundform zurück. Dasselbe gilt auch von den sechs A-Formen. Wenn die Grundform eines Buchstabens einmal bekannt ist, machen neue Ausdrucksformen weder dem lernenden Kinde, noch viel weniger dem Erwachsenen irgendwelche Schwierigkeit im Erfassen des Zeichens.

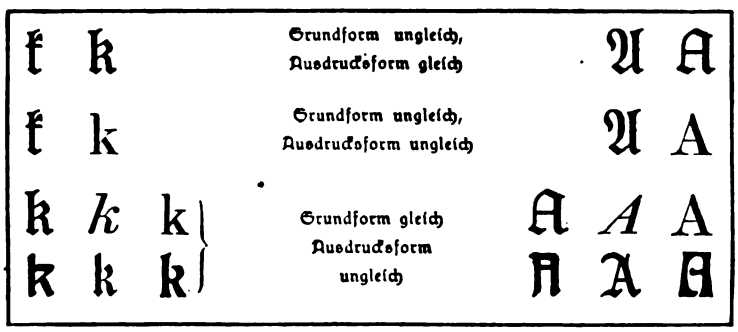


Abbildung 1

Unter den gegen das „Zweischriften“-System erhobenen Einwänden scheint der besonders ernst genommen zu werden: Für den geistigen Verkehr genügt eine Druckschrift, alles andere ist unnützer Ballast. Diese These beruht auf falscher Voraussetzung. In Wirklichkeit haben wir nur eine Schrift, die wir jedoch in mehreren Ausdrucksformen anwenden. Antiqua und Fraktur sind zwar die verbreitetsten, nicht aber die einzigen Arten unserer Druckschrift. Die Abbildungen 2 und 3 enthalten die Einzelzeichen mehrerer Schriften, die vor 1890 in Gebrauch

---

In Einzahl lebt es allein beim Hyperionverlage Hans von Weber zu München, und zwar als „eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und andern Dingen“. Es ist ein munteres Wesen, aufrichtig, höchst aufrichtig, mitunter ein bißchen schnippschnäbelig, wie's ja nach seinem Bildnis auch ausschaut, modern, aber mit einer unmodischen Sympathie für Sachlichkeit. Die Leser sollten mal proben, wie sie mit ihm auskommen, das kostet sie nur 3 Mark das Jahr. Unser Beitrag über Antiqua und Fraktur ist eine Probe daraus, er mag den Kunstwartlesern sagen, wie auch wir selbst ungefähr zum Thema denken. Übrigens kann man Sonderabzüge des Beitrages von Hans von Weber zu 20 Pfennigen das Stück beziehen. „Ausführlicher sind die hier berührten Fragen in der Monographie Spitzenpfeils »Die Grundformen neuzeitlicher Druckschriften« (Deutscher Buchgewerbeverein, Leipzig) behandelt.“

Digitized by Google

Abbildung 2

waren. Leicht ließe sich die Reihe vermehren. Die allermeisten Zeichen für den gleichen Laut gehen auf dieselbe Grundform zurück. Besonders die Kleinbuchstaben, die in der Schriftanwendung weitaus überwiegen, haben mit Ausnahme von a, d, g, k, r, y und z unter sich je die gleiche Grundform.

Die Frakturfreunde betonen, die Antiqua sei der deutschen Sprache nicht angepaßt und vermöge sie nicht genau wiederzugeben; in der Tat fehlen den älteren lateinischen Druckschriften ſ, ch, ck, tz und ß, zum Teil auch Ä, Ö, Ü. Die Anhänger der Antiqua entgegnen: Die Fraktur enthält Zeichen, die dem Ausländer fremd sind und daher den allgemeinen Verkehr stören; manche Großbuchstaben sind zu wenig voneinander unterschieden. Diese gegenseitigen Vorwürfe, die vor zwanzig Jahren berechtigt gewesen wären, erhebt man heute immer noch, obwohl neuzeitliche Schriften fast durchweg eine Besserung, wenn nicht gar die Beseitigung der

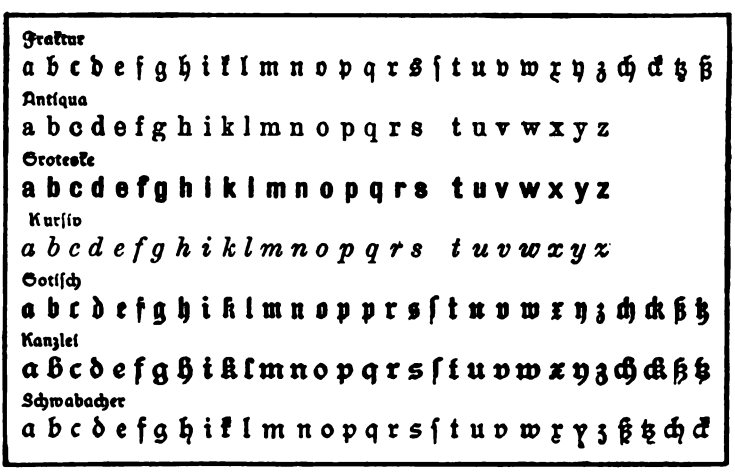


Abbildung 3

Digitized by Google

Abbildung 4

Übelstände gebracht haben. Die Änderung einer Buchstabenform betrachten wir nicht mehr als ein Verbrechen an der Kunst Gutenbergs. Weder die Fraktur noch die Antiqua oder sonst ein Schriftcharakter sind etwas Unabänderliches, für ewige Zeiten Feststehendes. Die Schrift muß sich wie alle Bestandteile unserer Kultur veränderten Verhältnissen anpassen.

Der Kunstfrühling am Ausgang des vorigen Jahrhunderts brachte auf allen Gebieten neue Ausdrucksmöglichkeiten. Gottfried Sempers Lehre, wonach die Formen kunstgewerblicher Erzeugnisse dem Gebrauchszweck, dem Material und der Technik entsprechen müssen, kam erst jetzt zu neuem Leben. Die Wiedergeburt der Gewerbekunst erstreckte sich auch auf die Druckschrift. Schon 1900 erschienen fast gleichzeitig vier moderne Schriften. In Abbildung 4 sind deren Buchstaben wiedergegeben.

Behrens, der tektonische Kunstgewerbler, dem die Geometrie die Mutter aller Kunst ist, schuf mit der stets gleich gehaltenen breiten Feder straffe und gebundene Formen unter Betonung senkrechter und wagrechter Züge. Eckmann, der malerische Kunstgewerbler, bedient sich

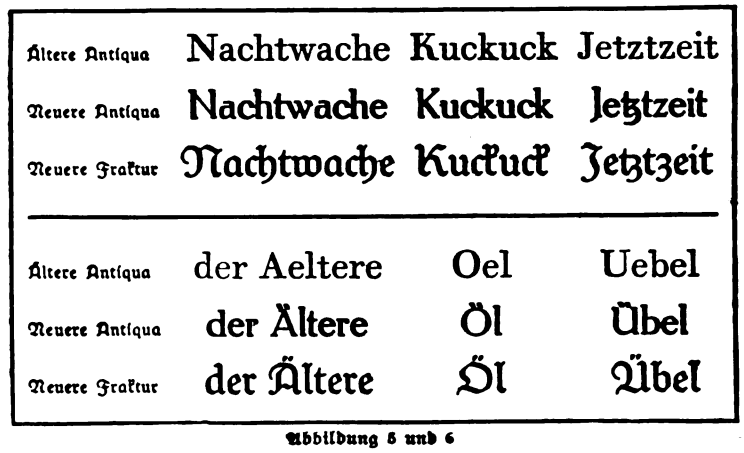


Abbildung 5 und 6

Digitized by Google

1. s ſteht für ſ und s: ?Versendung? ⟨Ver-ſendung oder Vers-endung⟩.
2. st ſteht für ſt u. s-t: ?Wachstube? ⟨Wach-ſtube od. Wachs-tube⟩.
3. sp ſteht für ſp und s-p: ?Verspare? ⟨Ver-ſpare oder Vers-pare, Vers-paare⟩.
4. sch ſteht für ſch und s-ch: ?Kreischen? ⟨Kreiſchen od. Kreis-chen⟩.
5. ss ſteht für ß, ß und s-ſ: ?durchlässig? = durchläſſig, ?plan-mässig? = planmäßig, ?aussichtslos? = ausſichtslos.
6. ß wird vielfach unrichtig wiedergegeben durch sz, ss, ſz, ſs: ?Maszende?, ?Schuszzeit? — ?Massende?, ?Schusszeit? — ?Maſzende?, ?Schulzzeit? — ?Maſsende?, ?Schuſszeit? — Richtig: Maßende, Schußzeit.

Abbildung 7

des Pinſels wie zur Bildung ſeiner Ornamente auch zur Erzeugung der Schriftformen, die etwas Weiches, Bewegtes, Flüſſiges an ſich haben. Hupp, der Heraldiker, gebraucht die Feder ſchreibend und zeichnend in beliebiger Haltung, und das Ergebnis ſind geſchriebene Formen mit zeichneriſchen Freiheiten. Schiller, der ehemalige Graveur der Reichsdruckerei, läßt ſeine Technik, die Kunſt des Stempelſchneidens, ſprechen und bringt dadurch herbe, etwas eckige Formen hervor. Behrens und Hupp lehnen ſich mehr an gotiſch-deutſche, Eckmann und Schiller mehr an Antiqua-Formen an. Seitdem hat die Schaffensfreudigkeit deutſcher Künſtler, der Wagemut deutſcher Schriftgießereien und die ſorgfältige Arbeit deutſcher Stempelſchneider eine Fülle neuer Druckſchriften hervorgebracht, die bald der Fraktur, bald der Antiqua näher oder ferner ſtehen. So verſchieden ſie auch äußerlich ſein mögen, die Annäherung der Grundformen iſt den allermeiſten gemeinſam. Aber da kommen die Stilnörgler, die am liebſten heute noch romaniſche Kapellen, gotiſche Kirchen, Renaiſſance-Rathäuſer und Barock-Schlößchen bauen wollen, und ſchelten die Ergebniſſe ernſter Arbeit „Baſtarde", als ob „Stil" nur in den Schriften der Alten zu finden ſei. Sie wiſſen ſcheint's nicht, daß die Antiqua aus einer Verbindung gemeißelter römiſcher Kapitalbuchſtaben mit der

Amtsstrassenmeister	Alte Schreibweiſe
Amtsstraſsenmeister Amtsstraßenmeister	Beide Schreibweiſen nach Duden „zuläſſig"
Amtsſtraſsenmeiſter	Weitere Möglichkeit
Amtsſtraßenmeiſter Amtsſtraßenmeiſter	Richtige Schreibweiſe
Amtsſtraßenmeiſter	Neuere Fraktur

Abbildung 8

Digitized by Google

den Federformen entsprechenden fränkischen Minuskelschrift entstammt, daß Fraktur und Schwabacher eine Vermittelung zwischen gotischer Textur und italienischen Renaissanceformen darstellen. Manche sehen den „Stil“ nur dann, wenn er hübsch registriert ist; gegen das blühende Leben rings um sie her scheinen sie blind zu sein. Das Schriftproblem, das unsere Zeit zu lösen hat, hängt innig zusammen mit dem gesteigerten Verkehr und besteht in der inneren Angleichung der äußerlich verschiedenen Schriftarten. Wie sich diese Bestrebungen zeigen, soll im folgenden kurz erörtert werden.

Die Antiqua bildet wie in der Fraktur ch, ck und tz als zusammenhängende Zeichen (Abbildung 5). Desgleichen werden die Umlaute in Fraktur und in Antiqua nicht mehr mit zwei Buchstaben, sondern mit einem Zeichen wiedergegeben (Abbildung 6).

Bezüglich der ſ-Frage herrscht ein verwirrendes Durcheinander, obwohl fast alle neueren Antiquaschriften ſ und ß haben, manche sogar mit Unterlängen ſ ß. Der S-Wirrwarr ist in der Abbildung 7 wiedergegeben und Abbildung 8 zeigt die Unsicherheit der Schreibung an ein und demselben Wort. Es ist doch komisch im höchsten Grade: Die Deut-

k statt k:	kein	kein	*kein*	kein
w statt w:	wer	wer	*wer*	wer
y statt y:	bayerisch	bay	*bay*	bay
x statt x:	Taxe	Taxe	*Taxe*	Taxe
g statt g:	gegen	gegen	gegen	

Abbildung 9

schen liegen sich in den Haaren wegen der Frage, ob regelmäßige geometrische Formen schöner seien als belebtere freie Züge, und sehen dabei solche Mißstände nicht. Mißstände, die bei einigem guten Willen von heute auf morgen abzustellen wären! Entweder: ſ und ß sind überflüssig, dann weg damit auch aus der Fraktur. Oder, was wohl richtiger ist: ſ und ß sind notwendig zu genauerem Ausdruck unserer Sprache und zur leichteren Lesbarkeit, dann aber völlig gleiche Behandlung in Fraktur und in Antiqua. Solange freilich die amtliche Rechtschreibung den sonderbaren Satz enthält: „In lateinischer Schrift steht s für ſ und ss für ſſ“ glauben manche Buchdrucker und Verfasser dem ſ oder im deutschen Satz den Eingang verwehren zu müssen. Man wende nicht ein, die ſ-Frage sei von untergeordneter Bedeutung. Die deutsche Sprache ist reich an langen zusammengesetzten Wörtern. Bei dem häufigen Zusammentreffen von Schluß-s und Anfangs-ſ kommen oft sonderbare Wortgebilde zusammen. Wenn auch nicht immer eine Verwechslung möglich ist, so wird doch das rasche Erfassen der Wortbilder erschwert, und viele kleine Hemmungen bewirken bei längerem Lesen eine raschere Ermüdung. Das gilt besonders für sprachlich weniger geschulte Leser. Die Abneigung weiterer Volkskreise gegen die Antiqua mag darin hauptsächlich begründet sein. Das Zeugnis von Ausländern, daß sie deutsche Bücher in Fraktur

Digitized by Google

lieber lesen als in Antiqua, beweist noch nichts gegen die Antiqua an sich, sondern mehr gegen die ungenaue Bezeichnung der deutschen Sprache durch die älteren Lateinschriften (Antiqua und Kursiv).

Merkwürdig ist das Verhalten mancher Frakturkämpfer, die in einem Atemzug an der Antiqua das Fehlen von ſ und ß bemängeln und sich der Einführung der beiden Zeichen in lateinischen Druckschriften mit allerlei halben Gründen widersetzen. Man muß annehmen, daß sie absichtlich die Mängel beibehalten wollen, um sie fortgesetzt als Kampfmittel gegen die Antiqua verwenden zu können. Der Einwand, als ob die Zeichen den internationalen Charakter der Antiqua „stören", ist recht hinfällig. Es handelt sich hier nicht um die Wiedergabe fremder Sprachen, sondern um den Ausdruck der deutschen. Die französische Antiqua hat längst ç und mehrere Akzentbuchstaben, die tschechische eine Menge diakritischer Zeichen. Bis vor etwa 50 Jahren wurden deutsche Bücher selten in Antiqua gedruckt. Bei ihrer mehr und mehr sich steigernden Verwendung haben wir die Pflicht, sie den Eigentümlichkeiten unserer Sprache anzupassen.

Die Abbildung 9 und 10 zeigen, wie mehrere Frakturbuchstaben an die Grundformen der Antiqua angeglichen werden. Das verkümmerte ſ

S statt S:	Segen	Segen	Segen
A statt A:	Acker	Acker	Acker
Y statt Y:	Yſop	Yſop	Yſop
R N statt R N:	Reſt	Reſt	Neſt	Neſt
B V statt B V:	Baſe	Baſe	Vaſe	Vaſe

Abbildung 10

wird durch eine der Antiqua entsprechende Form ersetzt. Beim w fehlt in älteren Frakturschriften vielfach die untere Verbindung zwischen den zwei ersten Grundstrichen; besser ist die unten ganz geschlossene Darstellung. Das y war unten offen und oben geschlossen, nun wird es dem lateinischen Schreibbuchstaben angenähert; dasselbe gilt auch vom großen Y. Das z verliert seine Unterlänge und erhält die Form des schrägen Kreuzes. Die spiralähnliche Gestalt des S wird allmählich durch einen dem Antiquabuchstaben entsprechenden Zug verdrängt. Das ältere Fraktur-A ist dem U zu ähnlich; in neueren Schriften erhält es die oben geschlossene, unten offene Form. R und N, sowie B und V werden durchwegs besser unterschieden. In der Antiqua findet man außer den schon besprochenen Änderungen (ch, ck, tz, ſ und ß) eine Angleichung des g an die Form der Fraktur und der Schreibschriften (Abbildung 9). Die angeführten Beispiele sind zugleich ein Beleg dafür, daß mit der inneren Annäherung noch keine äußerliche Gleichmacherei verbunden sein muß. Ihren besonderen Ausdruck gibt eine Schrift damit noch nicht auf. Solche Wandlungen der Grundformen sind in der Schriftgeschichte keine Seltenheit. Zugestanden wird, daß sich die Druckschriften seit ihrem Entstehen in den Grundformen nicht viel geändert haben. Doch darf nicht übersehen werden, daß die Verwendung der Druckschrift im letzten Men-

Digitized by Google

schenalter gegen früher einen ganz außergewöhnlichen Umfang angenommen hat.

Die Abbildung 11 verweist auf die Buchstaben J (i) und J (j), die in der älteren Fraktur durch das gleiche unter die Zeile reichende Zeichen wiedergegeben wurden. Neuere Frakturschriften stellen J (i) ohne Unterlänge, J (j) mit einer solchen dar. Ebenso ist es in der Antiqua. Das einfache I unterscheidet sich zu wenig vom l. Es wurde schon empfohlen, I durch J wiederzugeben, wenn l darauf folgt (Jlmenau). Das ist ein ungenügender Notbehelf. Besser ist es, dem Antiqua-J eine ausdrucksvollere Form ohne Unterlänge zu geben (Abbildung 11, 2. Zeile). Für den Versalsatz wird daneben die einfachere Gestalt bestehen bleiben (WIEN, nicht WJEN).

Die Unterlänge dient zur Unterscheidung von J und J. Sie spielt in der Schrift noch eine besondere Rolle. Die Herübernahme der gleich hohen römischen Kapitalbuchstaben in das Schrifttum hat es mit sich gebracht, daß in der älteren Antiqua mit Ausnahme des Qu und des J kein Großbuchstabe eine Unterlänge hat. Die Großbuchstaben der Fraktur

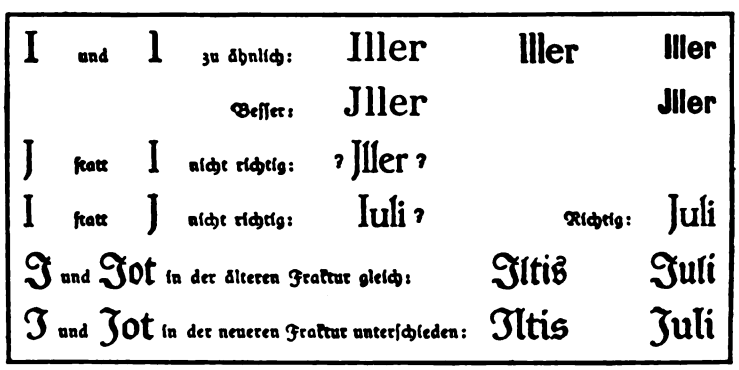


Abbildung 11

dagegen entwickelten sich meist aus den Kleinbuchstaben und so reichen F, H, J, P, Y und Z unter die Zeile. In neueren Antiquaschriften haben außer J noch P, Y und F, zuweilen auch H, S, Z und G eine Unterlänge erhalten. Im allgemeinen herrscht darin freilich noch große Buntheit und Unsicherheit. Als Grundsatz müßte gelten: Der Großbuchstabe richtet sich bezüglich der Unterlänge nach seinem Kleinbuchstaben.

Die Kleinbuchstaben mit Unterlängen teilen sich in zwei Gruppen. g, j, p, q und y haben immer eine Unterlänge; ihre Großbuchstaben sollten daher im gewöhnlichen Satz, in Verbindung mit Kleinbuchstaben, gleichfalls eine Unterlänge erhalten. f, ſ, h und z kommen teils mit Unterlängen, teils ohne solche vor. Aus den 16 möglichen Fällen, die in neueren Druckschriften vertreten sind, dürften drei zur Erzielung verschiedenartiger Zeilenführung vollauf genügen: 1. f, ſ, h, z; 2. f, l, h, z; 3. f, ſ, h, z. Auch hier sollten sich die betreffenden Großbuchstaben bezüglich der Unterlänge stets nach ihren Kleinbuchstaben richten. Die große Bedeutung der Unterlängen für die Charakteristik der Wortbilder erfordert aus praktischen Gründen, die Regelung dieser Frage ernstlich in Angriff zu nehmen. Die Abbildung 12 zeigt mehrere Großbuchstaben mit

Digitized by Google

Unterlängen. Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es nicht möglich, einen ins Einzelne gehenden Nachweis zu führen. Hierzu wäre das entsprechende Typenmaterial nötig, dessen Beschaffung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. In meiner vor kurzem vom Deutschen Buchgewerbeverein herausgegebenen Monographie „Die Grundformen neuzeitlicher Druckschriften" sind die in diesem Aufsatz behandelten Thesen mit weiteren Ausführungen und umfangreichem Anschauungsmaterial belegt.

Fassen wir das Ergebnis neuzeitlicher Bestrebungen auf dem Gebiete der Druckschrift zusammen: Die Antiqua paßt sich der deutschen Sprache an und wird dadurch zur deutschen Antiqua; die Fraktur wird durch Ausscheidung der den allgemeinen Verkehr hindernden Zeichen zur Weltfraktur.

In der Praxis hat sich die Herstellung der inneren Übereinstimmung unsrer Druckschriften noch nicht ganz vollzogen. Wir stehen mitten in der Bewegung. Sie ist der Ausdruck unsrer Zeit und vollzieht sich un-

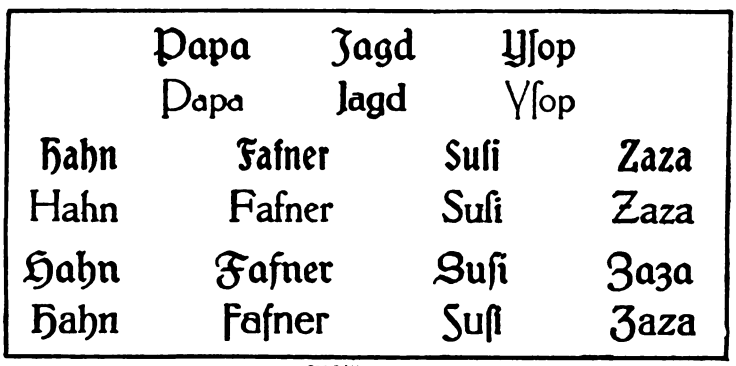


Abbildung 12

geachtet der Anstrengungen, die mit der Beseitigung der einen Druckschrift Totengräberarbeit am Kulturgut verrichten wollen. Aus ideellen und praktischen Gründen kommen wir in der Fraktur und in der Antiqua zu möglichst einheitlichen Grundformen. Freuen wir uns aber über die Vielgestaltigkeit frischen Lebens in den Ausdrucksformen und in der Anpassung an die besonderen Bedürfnisse. Das bewahrt uns vor geist- und phantasielosem Einerlei, vor künstlerischer Verarmung.

Wenn wir Besuche machen, tragen wir den Zylinder, auf der Wandertour tut's ein „Stoanklopfer" mit dem Tannenreis, bei der Arbeit im Hausgärtchen schützt der breitkrempige Strohhut vor Sonnenstrahlen, im D-Zug setzen wir die leichte Reisemütze auf, und der schwarze „Steife" verhilft uns dazu, im Meer der Allgemeinheit unterzutauchen. Bei aller Verschiedenheit haben diese Kopfbedeckungen doch etwas gemeinsam: eine länglichrunde Hohlung zur Bedeckung unsres Hauptes. Wer vermag nachzuweisen, welche die schönste und zweckmäßigste für alle Fälle sei? Es gibt keine absolute Schönheit und Zweckmäßigkeit. Alles zur rechten Zeit und am rechten Platz!

Gehe hin und tue desgleichen auch bei der Schrift!

Lorenz Reinhard Spitzenpfeil

Digitized by Google

Das gesetzlose Automobil

An einem Frühjahrssonntag waren wir im Vorortzug von Berlin zu den Havelseen hinausgefahren, um draußen einen Tag lang zu wandern. Tausende fluteten auf der Landstraße hin und her, alle hatte die Sehnsucht nach blühenden Kirschbäumen, nach den ersten Wiesenblumen, nach Wald und freier Luft herausgelockt. Aber sie wurden schwer enttäuscht. Staub in der Luft, so daß man keine zehn Schritt weit sehen konnte; dicker Staub auf dem ersten Grün am Landstraßensaum, so daß jeder Schritt durchs Gras weiße Wölkchen aufwirbelte. Denn ein Automobil jagte das andere. Bald vorn, bald hinten kreischten und heulten die Hupen, um die Menge an die Grabenränder zu scheuchen. Lange Streifen blauen Dampfes und Heeressäulen grauen Staubes folgten den Wagen und lagerten breit in der unbewegten Luft. Da zogen wir Tausende Volks durch die zur Wirklichkeit gewordene Hölle Dantes. Schweißtriefend kamen wir am Spätnachmittag heim, Mund und Nase mit Schmutz verklebt, die Haut mit einem zähen Teig überkrustet. Ironisch lächelt der Bürger, der „es sich leisten kann“: wer wird auch ausgerechnet am Sonntag in Berlin einen Ausflug machen? Wer? Alle, die sechs Tage der Woche in Kontor und Fabrik arbeiten, denen der Sonntag ein Festtag ist, auf den sie sich jedesmal von neuem sechs schwere Tage lang freuen. Und alle ihre Frauen und Kinder.

Ein andres Bild: um die Mittagstunde in einer süddeutschen Residenz. Aus den Läden und Handwerkstätten und Fabriken strömen die Leute zu ihren Vorortwohnungen. Zwischen Gärten voll Rosen und überhangendem wilden Wein wandern sie auf den Bürgersteigen dahin. Oben in der Linde jubelt eine Amsel, ein Buchfink schmettert vom Telegraphenpfahl. Tausende, die aus stickigen Räumen kommen, atmen auf. Da, ein Signal: um die Ecke saust ein Automobil, drüben ein zweites. Alles ist in Staub und Gestank gehüllt. Einige Menschen suchen sich in eine seitliche Parallelstraße zu retten. Aber auch dort rasen Automobile. Die Kontorluft war balsamisch gegen den schweren, heißen, zähen Straßenstaub, durch den die Menschen mißmutig heimwärts schleichen.

Auf einer köstlichen alten Allee in der weiteren Umgebung Dresdens zählte ich in einer halben Stunde nicht weniger als fünfzig Automobile. Fußgängern ward dadurch das Betreten der Allee geradezu eine Unmöglichkeit. Niemanden erfreuen nunmehr die mächtigen, lang schattenden Bäume. Auch die Autofahrer nicht, denn wer mit Schnellzugsgeschwindigkeit zwischen den Bäumen dahinfährt, der wertet sie nur als gefährliche Hindernisse, an denen der Chauffeur scheitern kann, wenn sein Auge oder seine Hand unsicher ist.

Freilich, lächelt man, aber der Fortschritt, mein Lieber, der Fortschritt! Jeder Fortschritt bringt seine kleinen Unbequemlichkeiten mit sich, das muß man eben hinnehmen. Vor dieser Gedankenbilligkeit kriecht fast unsre gesamte öffentliche Meinung ins Mauseloch. Also: da alle Welt dem Fortschritt Palmen streut: das Automobil ist ein bevorzugter Träger des Rückschritts.

Digitized by Google

Erstens: Kein anderes Fahrzeug schädigt in gleicher Weise die Volkshygiene. Denn keines erzeugt soviel Staub und Gas mitten zwischen den Wohnhäusern der Menschen, mitten auf den belebtesten Straßen. Jeder Handwerker, der ein Maschinchen aufstellt, muß sich eine „Konzession" vom Amt erkämpfen. Die Fabriken werden, um der Stadt Rauch und Lärm zu ersparen, draußen angelegt, wo das freie Feld beginnt. Daß aber tausend knatternde, pfeifende, Gas ausströmende, Staub erzeugende Maschinen tagtäglich ohne jede nennenswerte Beschränkung in der Stadt herumfahren, scheint niemandem erstaunlich. — Die Hygieniker führen einen Kampf gegen die Schleppen der Damenkleider, und sie predigen uns, wir dürften keinen Apfel von der Auslage unsrer Gemüsefrau verzehren, ohne daß wir ihn vorher von dem gefährlichen Straßenstaub gereinigt hätten. Aber die Schwaden, die hinter jedem Automobil minuten-, ja viertelstundenlang die Straße erfüllen und den Lungen der Menschen wer weiß was zuführen? So seihen wir geduldig Mücken und schlucken Jahr um Jahr Kamele. Ist die Gesundheit Unzähliger nicht wichtiger als die an sich ganz erfreuliche Tatsache, daß Herr Müller mit dem Automobil fünf Minuten schneller zum Bahnhof kommen kann als in der Pferdedroschke? Es wird Zeit, daß wir uns bewußt werden: das Automobil ist ein ernsthaftes Problem der öffentlichen Hygiene.

Zweitens: Das Auto widerstreitet den Interessen der modernen Volkserziehung. Ich meine damit nicht die bekannte Erscheinung, daß das Automobil den sozialen Haß der Armen gegen die Reichen aufreizt, denn das Vehikel als solches kann nichts dafür, daß es hin und wieder von Protzen mißbraucht wird. Sehr viel wesentlicher ist dies: wir bemühen uns, das Volk nach aller Möglichkeit wieder der Natur näher zu bringen, denn wir haben erkannt, daß es in den Steinwüsten der Großstädte auf die Dauer seelisch entartet. Da wir nun aber nicht ändern können, daß wir immer mehr Stadtvolk werden, suchen wir den uralten Wandertrieb wieder lebendig zu machen, damit die Menschen auf den Wanderungen das erleben, was sie in den Städten nicht erleben können und was doch notwendig zum vollen Menschentum gehört: die Natur. Und gerade jetzt beginnt wenigstens unsre Jugend, ihre Seele in die Fluren und Wälder, in die Ebenen und über die Berge zu tragen. Es ist etwas Gewaltiges, daß die Jugend eines Millionenvolkes mit tief eratmendem Gefühl in die freie Natur drängt. Das gibt uns Hoffnung für eine bessere Zukunft. Denn wem Wald und Bergeshöhe, Sternennacht und Sonnenaufgang wirkliche Erlebnisse geworden sind, der ist fest geworden gegen viel Unglück. Und da wir uns eben jetzt dessen freuen, erobert das Automobil die Landstraße und drängt die Wanderer beiseite. In der Nähe bekannter Ausflugsorte, in „landschaftlich hervorragenden Gegenden" sind die Fahrwege zu einer Qual für den Wanderer geworden. Ja, kaum eine der großen, wichtigen Landstraßen kann er noch benutzen, ohne empfindlich durch Automobile belästigt zu werden. Und je mehr ihre Zahl anschwillt, um so ärger wird's. Wir werden in zwei Jahrzehnten ein Volk haben, dem zum großen Teil das Fußwandern ein Lebensbedürfnis ist. Und diesen Millionen

Digitized by Google

gegenüber steht das Maschinenheer der Zehntausend. Hier gilt es, beizeiten dem Volk die Wege zum Wandern freizuhalten.

Endlich seien die, welche all dem gegenüber von der technischen Vollkommenheit der Automobile schwärmen, darauf hingewiesen, daß für dieses Fahrzeug bisher nur die eine Hälfte des Problems gelöst ist: der Wagen. Dagegen der Grund, auf dem der Wagen läuft, ist noch höchst unvollkommen. Wie aber zur Eisenbahn nicht nur Lokomotive und Wagenreihe, sondern auch der Schienenstrang gehört, so zum Automobil ein geeigneter Fahrdamm. An den Grund, den es braucht, sind viel verwickeltere Anforderungen zu stellen als an den der Eisenbahn; denn auf ihm bewegen sich auch Fußgänger und Wagen aller Arten. Man muß also nicht nur Rücksicht nehmen auf die Insassen des Fahrzeugs, sondern auch auf die Sicherheit und Bequemlichkeit der Umgebung. Das Automobil verlangt erstlich weithin übersehbare Strecken, da es nicht wie die Elektrische auf einer schmalen, klar abgegrenzten Bahn läuft und da seine Geschwindigkeit sich fast augenblicklich ändern läßt. Sein Herannahen muß aus einiger Entfernung sichtbar sein. Die Straßen unsrer Städte und Dörfer sind auf diese Forderung nur zum Teil eingerichtet. Es bleibt da also nichts übrig, als in ihnen eine solche Verlangsamung der Fahrt zu verlangen, daß der Weg des Automobils leicht abzuschätzen ist. Ferner gehört zur Vollkommenheit des Fahrgrundes für Automobile eine sehr starke Widerstandsfähigkeit gegen die Erschütterungen, die durch die Schnelligkeit der Räder hervorgerufen werden, und schließlich die Staubfreiheit. Man sucht die Bindung des Staubes teils durch häufigere Sprengung, teils durch Teerung zu erreichen, bisher noch ohne genügenden Erfolg.

Eins dürfte klar geworden sein: das Automobil ist für uns einstweilen noch eine Aufgabe. Zunächst müssen wir uns mit ihm so wie es ist, also mit seiner technischen Unvollkommenheit, abfinden. Das ist aber unmöglich ohne eine Automobilgesetzgebung. Seltsam genug: wir haben eine Eisenbahngesetzgebung, wir bekommen bereits ein Luftrecht, das Automobil allein darf sich zwischen all den neueren Verkehrsmitteln als zuchtloser Schlingel herumtummeln. Und doch haben hervorragende Volkswirtschaftler schon vor Jahren auf dem Katheder die Notwendigkeit eines Automobilgesetzes bewiesen.

Es soll damit nicht irgendeiner bösartigen Verfolgung der Automobile mit Paragraphen das Wort geredet werden. Dies Fahrzeug ist ja doch trotz aller Mißstände, die es einstweilen noch mit sich bringt, von größtem Nutzen für unsre Volkswirtschaft sowohl wie für unsre militärische Rüstung. Und solche Werte gibt man billigerweise für andere, und mögen sie noch so ideal sein, nicht gern in Kauf. Es ist durchaus verständlich, daß der Staat das Automobilwesen nach Kräften fördert: je mehr Fahrzeuge und je mehr ausgebildete Fahrer, um so stärker unsre Wehrkraft; denn Beweglichkeit ist im Kriege Stärke. Aber die Gesetzgebung kann dafür sorgen, daß die Entwicklung des Automobilwesens sich weniger schmerzhaft für die Allgemeinheit des Volkes vollzieht, daß es sich glatter in den Mechanismus des gesamten Verkehrs einfügt und daß es nicht unnötig

Digitized by Google

Interessen verletzt, die doch auch und im Grunde nicht einmal weniger Lebensinteressen sind als die des Verkehrs.

Mit Polizeiverordnungen ist freilich wenig getan. Damit kann man bestenfalls ein allzu schnelles Fahren an bestimmten Stellen verhindern, auch einen Druck dahin ausüben, daß die Technik mehr und mehr die Gasentwicklung beseitigt. Das ist aber auch alles. Was uns wirklich vorwärts bringt, kann nur durch ein Reichsautomobilgesetz gegeben werden.

Ein solches müßte zunächst eine Klassifikation der Automobile vornehmen. Das Wesen eines Fahrzeugs wird ja nicht bloß durch seinen technischen Bau, sondern auch durch seinen Zweck bestimmt. Das Automobil, in dem der Arzt seine Kranken besucht, ist volkswirtschaftlich etwas ganz andres als das, in dem ein Bankjüngling sein Verhältnis spazieren fährt. Man muß also die Automobile einteilen in solche, die bestimmten, sehr wertvollen Einzelzwecken dienen (der Krankenbehandlung, der Feuerwehr und dergleichen), in solche, die dem Personen- und Warenverkehr dienen, und endlich in Luxusfahrzeuge. Für die einzelnen Gruppen lassen sich dann verschiedene Bestimmungen schaffen, man kann die einen beschränken, ohne den andern die nötige Freiheit zu nehmen.

Weiter wären die Grundsätze festzulegen, nach denen die Staaten, Provinzen und Städte den Automobilverkehr zu regeln hätten. Für die Städte wird man darauf hinzielen müssen, Systeme von Parallelstraßen aufzustellen. Das will besagen: gewisse Straßen werden für jeden Automobilverkehr freigegeben. Möglichst neben jeder solchen „freien" Straße soll aber eine besonders gekennzeichnete derselben Richtung wenigstens für Luxus- und Verkehrsautomobile „geschlossen" werden. Diese bleibt den andern Fuhrwerken und den Fußgängern überlassen, die nicht von Staub und Gas belästigt sein wollen. Neue Stadtpläne müßten gleich auf dieses System hin bearbeitet werden. Straßenbau und Straßensprengung ließe sich gleichfalls danach differenzieren. Die Beschränkung wird für den Automobilbenutzer wenig ausmachen. Für die Ein- und Ausfahrt von Privatautomobilen in „geschlossenen" Straßen ließen sich leicht Ausnahmebestimmungen schaffen; man könnte sie unter der Bedingung zulassen, daß sie sich in diesen Straßen nicht schneller als andre Fahrzeuge bewegen.

Für das Land würden große Wegesysteme aufzustellen sein. Für Luxusautomobile sollte man nur gewisse „große Linien" freigeben. Auf beiden Seiten wären, einigermaßen staubsicher, besondere schmale Pfade anzulegen für die Fußwanderer. Sie könnten, je nach der Wind- und damit Staubrichtung, beliebig benutzt werden. Buschwerk täte ein übriges für den Schutz. Besonders wertvoll sind solche Nebenpfade sicherlich in den Wäldern. Hier und da gibt es heut ja schon diese kleinen, staubsicheren Waldwege. Das Straßennetz der Verkehrsautomobile könnte etwas enger gezogen werden. So weiß man, auf welchen Straßen man mehr oder weniger, und auf welchen man nur ganz selten belästigt wird und kann danach seinen Weg wählen.

Endlich könnte man noch den Rahmen zu einer Automobilabgabe aufstellen, die von den Kreisen, Provinzen oder Stadtgemeinden erhoben werden dürfte. Wenn jemand eine Eisenbahn-

Digitized by Google

fahrkarte kauft, so bezahlt er damit dem Staat oder der Bahngesellschaft nicht bloß seinen Anteil an dem benutzten Wagen, sondern auch an dem Schienenstrang, dem Bahnhof, dem Personal usw. Je mehr Bequemlichkeit, um so höher der Fahrpreis. Für das Erbauen und Erhalten der Straßen und Wege werden Abgaben erhoben. Nach bündigem Schluß soll der, welcher sich ein Automobil kauft, nicht nur diesen Wagen bezahlen, sondern auch ein Soviel mehr an Abgaben, als der höheren Inanspruchnahme der Straße, der Polizei usw., sowie der stärkeren Abnutzung der Straße entspricht.

Das sind nur einige kurze Hinweise, die anschaulich machen sollen, wie ungefähr der Stoff eines solchen Gesetzes aussehn würde. Es wäre gefährlich, das Automobilwesen noch weiterhin so wild wachsen zu lassen wie bisher. Man verkenne den Haß nicht, der in breiten Massen des Volkes sich heute schon gegen das Automobil aufgesammelt hat. Äußerungen über Automobilunfälle zeugen davon. Verbrechen gegen Automobile werden verheimlicht, weil man ihre suggestive Kraft fürchtet. Jener Haß ist ja ein günstiger Nährboden für die suggestive Wirkung solcher Untaten. Und der Haß wiederum hat seine Gründe in Mißständen, die man als solche anerkennen muß. Nur eine vernünftige Eingliederung des Automobils in das Leben unsres Volkes durch ein wohlabgewogenes Gesetz kann dieses Verkehrsmittel aus einer Plage zu einer Wohltat machen.

Wilhelm Stapel

Städtebauliche Einheitspläne

Ein Beitrag zur Veranschaulichung des Wissens

Das Aufblühen der exakten Wissenschaften im letzten Jahrhundert und die Fülle der Forschungen, welche von einem ganzen Heere von Gelehrten täglich zusammengetragen wird, haben den Wissensstoff unserer Zeit zu solchen Mengen anwachsen lassen, daß er für den Einzelnen täglich schwerer übersehbar wird. Selbst die Zusammenstellungen in den Enzyklopädien und Handbüchern und die Versuche, durch populäre Darstellungen die Ergebnisse der Wissenschaften den Gebildeten aller Nationen zu vermitteln, haben nicht ausgereicht, den vorhandenen Stoff zu bewältigen. Man kann wohl sagen, daß die Menge des Gedruckten die Menge des Gelesenen und vor allem des mit Verständnis und Nutzen Gelesenen um ein Vielfaches übersteigt und daß es ganze Teile in unsern Enzyklopädien und Sammelwerken gibt, die überhaupt von niemand ganz durchstudiert worden sind. Angesichts dieser Tatsache könnte uns die Verzweiflung ankommen, daß der Einzelne niemals zu einem Überblick über das menschliche Geistesleben, über die vielgestaltige Welt von heute gelangen wird. Trotzdem dürften wir es im Interesse einer einheitlichen Weltkultur nicht unterlassen, mit allen Mitteln nach einer Bewältigung und Klärung des Stoffes zu streben. Denn über die heutige Verständnislosigkeit für die Arbeiten anderer Fachrichtungen hilft uns keine Vereinheitlichung der äußeren internationalen Gesellschaftsformen hinaus.

Es müßte etwas erfunden werden, das schneller, anschaulicher und gedrängter als das Wort Wissen und Erkennen vereinte — eine Art Wissenskonserve, und mehr als das: ein Elixier, das, in langsamer

Digitized by Google

Flamme abbrennend, den Reichtum der vom Verfertiger eingeschlossenen Kräfte jedem Genießenden vermittelt, oder besser: es müßte versucht werden, das Wissen eines jeden Gebietes in ein Samenkorn einzuschließen, aus dem sich bei aufmerksamer Betrachtung die ganze Pflanze in ihrem Aufbau folgerichtig jedesmal neu entwickelte.

Da es nichts Neues unter der Sonne gibt, so ist auch dieses mystische Etwas schon lange vorhanden gewesen. Lange bevor Faust das Zeichen des Mikrokosmus auf sich wirken ließ, lag in heiligen Symbolen und Zeichen eine Fülle von Erkenntnis eingeschlossen. Die große Zeit der wissenschaftlichen Bildnerei aber wird erst jetzt anbrechen, nachdem wir unermeßliche Schätze von einzelnen Beobachtungen gesammelt haben, die der Ordnung und Zusammenstellung warten. Alle durch die Vorstellung von Raum und Zeit bedingten Erkenntnisse, alle durch den Intellekt hergestellten Beziehungen zwischen Dingen und Begriffen drängen nicht nach wörtlicher, sondern nach zeichnerischer Darstellung, denen dann die Farbe neben dem sinnlich eindrucksvollen Reiz noch weitere Unterscheidungsmöglichkeiten oder gar neue Gesichtspunkte in einer höheren Ebene hinzufügt. Es ist klar, daß es sich hier um Aufgaben der Darstellungskunst handelt, zu deren Lösung es jahrelanger Studien bedarf. Es gilt, zu entscheiden, wieviel dann auf einem Blatt vereinigt werden muß oder darf, um den höchsten Reichtum mit der größten Klarheit zu verbinden, um Gebilde zu schaffen, die trotz unendlicher Vielheit im Einzelnen einen schönen bleibenden Gesamteindruck hervorrufen.

Unsre heutigen graphischen Darstellungen sind mit ihrer oft banalen Volkstümlichkeit oder ihrer trockenen mathematischen Kurvenweisheit erst ein kleiner Anfang. Es fehlt ihnen an Tiefe und Reichtum der Beziehungen. Eine einfache Kurve sagt nichts, solange nicht die Bedingungen mit dargestellt sind, aus denen sie gewachsen ist, oder solange nicht andere Kurven hinzutreten, mit denen sie einen Wettlauf beginnen könnte.

So gibt es zum Beispiel Kurven des Geburtenüberschusses verschiedener Länder aus den letzten 50 Jahren. Sie erscheinen als Zickzacklinien nicht bedeutender als eine gewöhnliche Temperaturkurve, aber wenn Kriege und politische Schwankungen, Geschäftskonjunkturen und Gesundheitsverhältnisse mit verzeichnet sind, dann bieten sie eine Geschichte des betreffenden Volkes, wie sie kürzer und anschaulicher nicht geschrieben werden kann und eine Darstellung, die in ihrer Entwicklungstendenz für die Zukunft präziser vorgezeichnet werden kann, als es die ungezeichnete Idee vermöchte.

Die Große Berliner Straßenbahn hat eine Kurve der täglichen Verkehrsschwankungen für drei Jahre mit Bezeichnung aller Wochen-, Sonn- und Festtage und täglicher dreimaliger Wetterangabe aufgestellt, aus der Freude und Schmerz, Mut und Verzagtheit, Sehnsucht nach dem grünen Walde und geschäftiges Weihnachtstreiben der Berliner Bevölkerung herausleuchten, je länger man sie betrachtet. Es gibt solche Darstellungen, die ganze Bände von Erkenntnis enthalten, die neue Überblicke über die Welt der Wirklichkeit und des Wissens, über die Gedankenwelt der Philosophen und alle Bewegungen und Beziehungen des öffentlichen Lebens eröffnen. Solche Arbeiten sind wie die modernen Eisenbrücken, die Ströme und Klüfte überspannen, welche früher unüberwindbar schienen. Sind vielleicht diese gedrängten graphischen Kunstwerke der Zukunft dazu berufen, den Einzelnen wieder über die Arbeit der Gesamtheit zu orientieren und

Digitized by Google

das auseinanderstrebende Geistesleben wieder wie mit eisernen Bändern zu fassen?

In Folgendem sollen einige Darstellungen der besprochenen Art an Beispielen zeigen, worum es sich etwa handelt.

Die Frage der Bevölkerungsverteilung einer Stadt ist eine der wichtigsten Einzelfragen des Wohnwesens und der Hygiene. Viele Statistiken sind darüber erhoben worden und in langen Zahlentabellen niedergelegt. Wer diese Zahlenreihen liest, wird sich nur bei angestrengtem Sichversenken in die Bedeutung dieser toten Ziffern ein Bild und auch nur ein sehr unvollkommenes von den tatsächlichen Wohnverhältnissen einer Stadt machen können. Sofort übersichtlich aber und jedermann für jede Stadt ein neues abwechslungsreiches Bild gebend, wird eine Darstellung der Bevölkerungsdichte, sobald wir das Gefühl für Häufung und Verteilung von Massen in unsre Darstellung hineinbringen und an einem Planbild die Enge oder Breite des Wohnens mitempfinden lassen. Dies wurde schon früher erzielt, dadurch, daß man je 1000 Menschen durch einen Punkt ausdrückte und so durch die Häufung der Punkte, die Häufung der Tausende zum Ausdruck brachte. Für Mittelstädte zeigt sich aber eine Vertretung von 200 Einwohnern durch einen Punkt als das Zweckmäßigste. Das beigegebene Bild läßt mit großer Deutlichkeit die verschiedenen Wohndichten erkennen. Da jedem Dichtigkeitsgrad besondere Wohnweisen entsprechen, die unter dem Plan durch einige Beispiele erläutert sind, so läßt sich hieraus ein Bild der Wohnverhältnisse mit ziemlicher Deutlichkeit machen. Aber weit darüber hinaus zeigt der Plan den Grad von Wohn- und Lebenskultur, und wenn wir wissen, daß jeder dieser Punkte 200 Menschen darstellt, Menschen, die nicht zufällig zusammengelaufen sind, sondern die dort wohnen und leben, die dort ihre Kinderzeit verleben, lieben, leiden und sterben, wenn wir uns vorstellen, daß auch wir unter diesen Punkten sind und alle unsre Lieben, dann führt uns der Plan mitten in die brennende Frage des Wohnens und damit des menschlichen Lebens hinein. Die Stadt bietet hier ein neues charakteristisches Bild, und die schwarzen Stellen mahnen zur Linderung der dort herrschenden Wohnungsnot.

Wesentlich vielgestaltiger und reicher aber gibt sich der bunte Plan des öffentlichen Lebens als ein Mikrokosmus, wie es so bisher noch von keinem Menschen überschaut worden ist. Es handelt sich hier um eine Darstellung der öffentlichen Gewalten einer Stadt, um alle die vielen Einrichtungen, die dem jungen in seinen Idealen lebenden Menschen das Gleichgültigste von der Welt sind, die aber dem ernsten Manne als beherrschender Eindruck unserer heutigen Kultur erscheinen. In den gelben, durch Posthörner kenntlich gemachten Gebäuden strömt der Kleinverkehr des modernen Lebens. 300 Millionen Pakete werden jährlich von dem großen Postamt am rechten Rande des Bildes meist als Bücherpakete in alle Welt versandt. 200 Millionen Briefe und 300 Millionen Mark versendet und empfängt jährlich das andere große Hauptpostamt. Der Staat arbeitet ordnend und richtend in den mit schwarzen und grünen Ringen gekennzeichneten Gebäuden der Staatsverwaltungen (Stern), der Eisenbahnverwaltungen (Lokomotivzeichen), der Militärverwaltung (Helm) und der Gerichtsgebäude (Wage). Das Reichsgericht ist als Staatsgebäude erster Ordnung durch vier Ringe und durch seine gelbe Farbe als über den einzelnen Staatsverwaltungen stehendes Reichsinstitut gekennzeichnet. Durch die violette

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Farbe kennzeichnen sich Kirchen und Kirchenverwaltungen. In den silbergrauen Zeichen drücken die Gebäude der Finanzwirtschaft, Börsen, Banken und Lotterien die Größe ihres Umsatzes und ihrer Kapitalien aus, während das Ausland durch die vielen Konsulate in den Landesfarben gekennzeichnet ist. Den Mittelpunkt der städtischen Verwaltungstätigkeit bezeichnet das Rathaus mit dem Stadtturm und den 6 Ringen, die 600 000 Einwohner als Bevölkerung angeben. Der große rote Ring enthält im Original soviel Quadratzentimeter, als die Stadt 1000 Einwohner enthält, also in diesem Falle 600, und gibt so noch einmal ein genaues Bild der Bevölkerungszahl der einzelnen Städte vergleichbar wieder. Da der ganze Plan ein Viertel der gesamten bebauten Fläche der Stadt umfaßt, so bezeichnet das Verhältnis des roten Ringes zur Größe des ganzen Bildes die relative Bevölkerungsdichte in den einzelnen Städten so, daß bei einem kleinen Ring auf großem Felde eine weitwohnende Bevölkerung, bei einem großen Ring auf kleinem Felde eine dichte Bevölkerung lebt. Das Fluten der Menschen zu und von den Verwaltungsgebäuden macht die meisten benutzten Straßen zu wertvollen Verkehrsstraßen, deren untere Stockwerke sich immer mehr mit Verkaufsläden füllen. Der Plan zeigt die mit dunkel gelbbraun geränderten Straßen als solche an, die bereits eine geschlossene Ladenfront aufweisen, während die dunkel angelegten Blöcke der Innenstadt zeigen, daß es sich hier nicht um Läden im Erdgeschosse, sondern um eine völlige Durchdringung der ganzen Gebäude mit Verkaufs- und Lagerräumen handelt. Es gibt sich somit die alte Stadt Leipzig als ein einziges großes von Straßen durchzogenes Warenhaus zu erkennen, ein Eindruck, den jeder Fremde von dieser Stadt gewinnen muß. Alle auf den Rand gesetzten Signaturen liegen außerhalb der Stadtmitte und somit, soweit sie Zentralgebäude darstellen, die nur einmal in der Stadt vorkommen, ungünstig. Auch hier gibt wieder jede Stadt ein anderes charakteristisches Bild und ist mit einem Schlage als Militär-, Beamten- oder Handelsstadt zu erkennen. Das Wichtigste aber, was uns diese Pläne vermitteln, ist: daß wir durch diese Überblicke einsehen lernen, wie einerseits die Anordnung der öffentlichen Gebäude in unsern Städten willkürlich, ungeordnet und zerrissen ist und wie anderseits trotzdem gewisse Verwaltungen die Neigung haben, sich zu Gruppen zusammenzuschließen. So ist besonders das Zusammenliegen der Posten rechts auf dem Bilde, der Gerichtsgebäude unterhalb des Rathauses und vor allem das der Bankgebäude rechts vom Rathaus charakteristisch. Hier gibt der Plan Anregungen zu weiten Ausblicken in die Zukunft des modernen Städtebaues; wir sehen eine Zeit kommen, in der, wie früher die großen Kirchen, die als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens sich im Stadtbild künstlerisch hervorhoben, so später die Gewalten des öffentlichen Lebens, Rechtsprechung, Verkehr, Finanzwesen und Auslandsvertretung, Kunst, Wissenschaft und Gesundheitspflege sich zu machtvollen Gebäudegruppen an eindrucksvollen Plätzen zusammenschließen werden. Die Erkenntnis dessen, was eine Stadt an Leben jeder Art in sich birgt, wird den Künstlern der Zukunft ein Programm für neue Städtebauleistungen werden können.

Es sind im ganzen auf der Baufach-Ausstellung in Leipzig von dem Unterzeichneten solche Pläne nach 15 verschiedenen Gesichtspunkten ausgearbeitet worden. Die deutschen Städte haben sich in dankenswerter Weise durch bisher 482 Pläne beteiligt, die ein unvergleichliches Anschauungs-

Digitized by Google

material bieten und demjenigen, der sich die kleine Mühe gibt, die neue Sprache zu lesen, Kenntnisse über Städtebau und Städteleben vermitteln, wie sie selbst langes Studium aus Büchern kaum geben könnte. Wir sehen die Ausstattung der Städte mit Verkehrseinrichtungen jeder Art, die Stärke des Straßenbahnverkehrs in den verschiedenen Straßen und des Eisenbahnverkehrs auf den einzelnen Bahnhöfen, die Einteilung der Gewerbe und Industrien nach ihrer Art und die in jedem Werke tätige Arbeiterzahl. Wir sehen die Grünflächen und Spielplätze für die Jugend, die Einteilung der Gebäude für Unterricht, Gesundheit und geistiges Leben, die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung in den einzelnen Stadtteilen. Wir sehen die Einteilung der Wohnungen, je nachdem sie in Mietkasernen oder in Ein- und Mehrfamilienhäusern verteilt in den verschiedenen Stadtbezirken vorkommen. Ferner die Güte des Baugrundes auf dem ganzen Stadtgebiet und Darstellungen, welche das Wachstum der Stadt in den verschiedenen Jahrhunderten und Jahrzehnten gleich Jahresringen an einem Baume verfolgen lassen. Alles dies sind Darstellungen von wirklichen Verhältnissen, wie sie auch dem Oberbürgermeister der betreffenden Stadt und seinen technischen Beratern noch nicht so klar vor Augen standen, wie sie aber jetzt jedermann zur Belehrung offen liegen.

So groß aber auch die Welt von Kenntnissen ist, die sich in diesen Plänen dem Auge vermitteln, so ist sie doch nur ein kleiner Teil dessen, was an Erkenntnis und Wissen einer künstlerischen graphischen Darstellung dem Schauen zugänglich gemacht werden kann. Die neue Kunst verdiente es, als wesentliche Erleichterung unseres von Einzelwissen überlasteten Studiums auf Hochschulen und Universitäten als neues und doch entlastendes Lehrfach eingerichtet zu werden. Gustav Langen

Berthold Ottos Schulreformation

Reformen innerhalb des Schulwesens pflegen sich in doppelter Weise anzubahnen: durch werbende Reden und Schriften und durch reformerische Taten. Ob eine Neuerung wirklich berechtigt und lebensfähig ist, wird freilich immer erst die Zukunft lehren können, die zeigt, ob und wie sich die fortschrittlichen Gedanken im Schulbetriebe einleben. Es wird heutzutage viel über Schulreform gepredigt und geschrieben; es wird viel probiert und reformiert, was der Beachtung wert ist. Besonders da, wo beides zusammengeht: die Wirklichkeitserfahrung und die theoretische Begründung, wie das zum Beispiel Berthold Ottos vielerörterte Versuche und Ansichten zeigen. Ich will nicht leugnen, daß ich bisher vieles, was der Herausgeber des Hauslehrers und Leiter der Hauslehrerschule in Groß-Lichterfelde verkündete, mit Kopfschütteln gelesen habe und daß ich auch an seine neueste Schrift über „Die Reformation der Schule“ mit einer gewissen Skepsis herangetreten bin. Als ich jedoch das Heft aus der Hand legte, mußte ich mir sagen: Was der Verfasser hier vertritt und verficht, ist im Kern seines Wesens gesund und des Erstrebens wert. Ob die Mittel, die Berthold Otto vorschlägt, um sein Ziel zu erreichen, geeignet sind, ist mir freilich mehr als zweifelhaft. Manches, was sich in seiner Hauslehrerschule treiben läßt, würde zur Unmöglichkeit, wollte man es auf andre Schulgattungen übertragen. Das weiß Otto auch selbst recht wohl; wird er doch nicht müde, immer wieder zu betonen, er beabsichtige nicht etwa, alle Schulen so zu gestalten, wie

Digitized by Google

er die eigene gestaltet hat. Seine Schrift zeigt uns nicht die Reformation der Schule, sondern nur, wie sich vorwärtstreibende Gedanken in eines einzelnen Menschen Hirn und Lebenswerk spiegeln und äußern.

In vielem erinnerte sie mich an die Bildungsschriften des jungen Nietzsche, besonders an jene aus den Jahren 1869—1872, als sich der außerordentliche Professor in Basel mit Vorlesungen über klassische Philologie und mit dem Unterricht an den oberen Klassen des Pädagogiums befassen mußte. Damals entstanden die in den nachgelassenen Werken veröffentlichten Aufsätze „Homer und die klassische Philologie", „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten" u. a. Berthold Otto und Nietzsche sind einig in der Hochschätzung des künstlerischen Wertes der Antike und einig in der Verurteilung des philologischen Betriebs unsrer Gymnasien. Wenn sich Berthold Otto auch mit zuvorkommender Höflichkeit an die Herren Direktoren wendet und die Kollegen vom Fach nicht mit blutigem Hohne behandelt wie Nietzsche, so kann er doch nicht umhin, zu betonen, daß die große Mehrzahl der Gymnasiasten vom klassischen Altertum nur ein klein wenig genascht hat, daß vielen dieses Studium durch die Schulbehandlung ganz gründlich verekelt wurde und daß fast alle philologisch und die meisten gymnasial Gebildeten durchaus die Fähigkeit verloren haben, fremden Gedankengängen nachzugehen, andere Gedanken als die in der Jugend aufgenommenen überhaupt in sich zu erzeugen.

Die grundstürzenden Reformvorschläge Berthold Ottos beziehen sich denn auch auf eine Änderung des fremdsprachlichen Unterrichts: Latein beginnt erst in der Obertertia, wird also aus den vier unteren Klassen ausgeschaltet. Schüler, welche die ganze Volksschule mit gutem Erfolg durchgemacht haben, dürfen darum ohne weiteres in die Obertertia aufgenommen werden. Dem Gymnasium soll erlaubt sein, statt des Griechischen das Englische einzuführen. Umgekehrt dürfen alle Realgymnasien und Oberrealschulen wahlweise an Stelle eines ihrer Hauptfächer das Griechische* pflegen. Statt der neun Jahre langen „Grammatikpaukerei" zeigt das Reformgymnasium einen zweijährigen Vorbereitungskurs und einen dreijährigen Literaturkurs. In diesen Kursen soll die Sprache als etwas Organisches, nicht als etwas „mechanisch Zusammenflickbares" erkannt werden. Die Schüler sollen nicht zum blinden Autoritätsglauben, sondern zur Selbsttätigkeit erzogen werden. Sie sollen erfahren, daß die Wissenschaft nur darin besteht, daß sie in allen lebenden Volksgenossen immer aufs neue wieder erzeugt wird.

Berthold Otto glaubt nicht, daß beim Erlernen einer fremden Sprache Nennenswertes für die formale Bildung geleistet wird. Jede Sprachform der Fremdsprache muß zuerst als notwendiger Bestandteil der eigenen Sprache erkannt werden. Das Formalbildende liegt in der Erkenntnis der syntaktischen Struktur. Dieser ganze Gewinn kann durch Betrachtung der Muttersprache ebenso gut, ja besser gewonnen werden. Berthold Otto gesteht, daß er „mit sehr großem inneren Widerstreben" sich bei seinen philologischen Untersuchungen zu der „letzten Konsequenz" durchgerungen hat, daß die Erlernung der fremden Sprache zunächst keine Förderung, sondern eine Hemmung der formalen Bildung bedeutet. Aus dieser Erkenntnis fließt die hohe Einschätzung der Muttersprache. Das

* Mit dem Griechischen ist's unseres Erachtens eine besondere Sache. Wir sprechen darüber wahrscheinlich bald. K.-L.

Digitized by Google

Vertrauen auf den deutschen Geist. Aus seinem eigenen Geistesleben soll das deutsche Volk seine Bildung bestreiten. Die Deutschen sind ein Volk von Entwicklungsmöglichkeiten, die unendlich weit über all das hinausgehen, was Griechen und Römer unter günstigeren Bedingungen hätten leisten können. Suchende, Forschende, Lernende gilt es heranzubilden, nicht Alleswisser und Allesköner, wie das die Humanisten zu sein wähnen.

Das sind, wie bereits bemerkt, Gedanken, die schon der junge Nietzsche verkündete. Auch er hatte in seinem Groll gegen die Sprachverderber und in seinem Bestreben, die Muttersprache an den Anfang und in den Mittelpunkt aller Bildungsbestrebungen zu rücken, Vorgänger. Petrus Ramus im 16. Jahrhundert, Andreae und Schupp im 17., auch Ratichius und Comenius, besonders aber der junge Herder seien hier genannt. Gleich Berthold Otto rügte bereits Nietzsche, daß dem heranwachsenden Menschen Begriffe aus grauer Vergangenheit, leere Abstraktionen, nicht wirkliche Erlebnisse geboten werden. Nur durch die Muttersprache hindurch könne der Mensch zur klassischen Bildung gelangen. Vergessen müsse er, daß er ein Epigon, ein „Spätling des sinkenden Altertums" ist. „Formale Bildung" bezeichnete Nietzsche als Phrase. Die Gymnasiasten seien in ihrem Alter noch gar nicht fähig, die formale Seite der griechischen Kultur zu erfassen. Gleich Montaigne, gleich Rousseau, Pestalozzi, Fichte und gleich Berthold Otto wollte auch Nietzsche den neuen Menschen zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit erziehen. Zunächst müßten unsere Gymnasien deutsch werden, forderte er, nicht kosmopolitisch. Den deutschen Geist lieben lernen, den deutschen Genius erwecken, das galt schon ihm als einzige Möglichkeit für das tiefere Eindringen in eine fremde Welt.

Was Berthold Otto über die Verlegung des fremdsprachlichen Unterrichts und über die Umgestaltung seines methodischen Betriebs zu sagen weiß, ist demnach nicht neu. Dieser Umstand nimmt seinen Vorschlägen jedoch nichts von ihrer Berechtigung. Und vollauf berechtigt ist auch, was er über die Berechtigung zum einjährigen Dienst an scharfer Kritik veröffentlicht. Er nennt dieses Berechtigungswesen vom pädagogischen Gesichtspunkte aus eine „Ungeheuerlichkeit" und fordert, daß niemals eine unabgeschlossene Ausbildung die Grundlage zu irgendwelchen Berechtigungen sein dürfe. Berthold Otto verlangt, daß nur Absolventen einer Schule — seien es Absolventen eines Gymnasiums oder einer Lehranstalt von niederem Rang — die Einjährigenberechtigung erhalten sollen. Auch Handwerker, die sich künstlerisch auszeichnen, auch Fachschüler, auch Fortbildungsschüler mit besonders guten Abgangszeugnissen. Niemals aber Menschen, die sich an einer Schule, die eine höhere Ausbildung gewährt, eine unvollkommene Ausbildung angeeignet haben.

Weniger glücklich scheint nun Berthold Otto mit seinen Neuerungsvorschlägen da, wo er organisatorisch vorgehen möchte, besonders wo es sich um Leitung und Überwachung des Schulbetriebs handelt. Hierher rechne ich auch die vorgeschlagene Vertauschung der einzelnen Fächer. Der Kultur- und Bildungswert der einzelnen Sprachen kann doch nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden. Und dann ist der Schule nicht gedient, wenn irgendein Privatgelehrter, der zufällig am Orte wohnt, statt des Griechischen einzelnen Schülern Ägyptisch oder Assyrisch beizubringen sucht; denn die Kenntnis dieser Sprachen verbürgt noch nicht die Fähigkeit, sie in bildender Weise zu lehren. Ähnlich verhält es sich mit der

Digitized by Google

vorgeschlagenen Auflösung der Prüfungen in Teilprüfungen. Berthold Otto erklärt eigentlich jedes Examen für ein „Mißtrauensvotum des Staates gegen die pädagogische Kunst des Lehrers“. Trotzdem entwirft er ein ganzes System von Prüfungen, wodurch die verhaßte Prüferei noch viel differenzierter und zeitraubender werden würde als sie ohnehin schon ist. Weil das Examenswissen später wieder vergessen wird, sollen die meisten Fächer einzeln geprüft werden und zwar in größeren Zwischenräumen. Teilprüfungen werden zum Beispiel eingeführt für Wortschreibung, Satzschreibung, Fremdwörter, für schriftliches Rechnen — ganze Zahlen, Brüche, bürgerliche Rechnungsarten —, für Mathematik ebenfalls stufenweise, für Geschichte und für Erdkunde, auch in einer Reihe von Stufen. Hat man alle diese Teilprüfungen hinter sich, dann wendet man seine ganze ungeteilte Kraft dem Hauptexamen zu, das aber auch wieder drei Fächer verlangt, wovon eines die deutsche Muttersprache sein muß. Für diese Prüfung im Deutschen wird als Prüfungsaufsatz die eigene Lebensgeschichte verlangt und zwar im Umfange eines Buches. Für einzelne Fächer — für Geschichte zum Beispiel — werden besondere Paukkurse eingerichtet und was der Erleichterungen sonst noch sein mögen.

Ich halte diese Vorschläge ebenfalls für eine pädagogische „Ungeheuerlichkeit“. Es fehlt hier der Raum, eingehender Kritik zu üben. Nur ein paar Gedanken sollen der Erwägung anheim gegeben werden: Unsre Gymnasien und die übrigen höheren Schulen vermitteln doch allgemeine Bildung, nicht Fachbildung. Ist es da richtig, die Prüfung in dieser Weise nach Fachgesichtspunkten zu zerteilen? Geht nicht der ganze innere Zusammenhang verloren? Gehört nicht eine viel größere geistige Kraft dazu, gleichzeitig den Über- und Durchblick für eine ganze Reihe von Fächern zu haben, als sich auf ein einziges Fach einzupauken und das Eingepaukte sofort wieder zu vergessen, um sich für das folgende Fach zu präparieren? Betrachtet man gleiche Stoffe auf verschiedenen Entwicklungsstufen nicht mit verschiedenen Augen? Soll alles Gelernte mit der Prüfung auf immer abgetan sein? Wie kann Berthold Otto, der Feind alles Toten, derartige Forderungen stellen? Mit seiner Prüfungsmethode würde ein Bildungsproletariat schlimmster Sorte herangezüchtet werden; denn für die einzelnen Teilprüfungen, für den allgemein verbindlichen Prüfungsaufsatz und für die ganze Art der Prüfungsweise wäre von seiten der Prüflinge nicht allzuviel Intelligenz erforderlich. Die Lehrer aber kämen vor lauter Prüferei das Jahr über kaum mehr zu einem ungestörten Unterrichtsbetrieb.

Als ein Hauptglied seiner Reform erklärt Berthold Otto den sogenannten Gesamtunterricht. In ihm erblickt er das „Grundprinzip der Hauslehrerschule“. Berthold Otto versteht unter diesem Begriff nicht den Zusammenschluß, die Konzentrierung der gesamten Unterrichtstätigkeit um große Sachgebiete, sondern die Einstellung von einer oder von zwei Wochenstunden, in denen die Schüler selbst bestimmen dürfen, was behandelt wird, wie lange und in welcher Reihenfolge die Themata besprochen werden sollen. Es sind zwanglose Diskussionsstunden über alles Mögliche. Berthold Otto hält diesen „Gesamtunterricht“ „für das beste und wesentlichste Stück eines Unterrichts, der das selbständige Wachstum des Schülergeistes fördern will“. Die eigentliche Reformation der Volksschule besteht nach seinen Vorschlägen in der Hauptsache darin, daß täglich

Digitized by Google

eine halbe bis eine Stunde „Gesamtunterricht“ erteilt wird. — Ich kann in diesem „Gesamtunterricht“ überhaupt keine nennenswerte Neuerung erblicken. Ich halte es für empfehlenswert, den Schülern ein „unbeschränktes Fragerecht“ zu gewähren — und die moderne Schule tut es bereits — aber ich sehe keine Notwendigkeit, hiefür eigene Stunden einzuführen. Ich halte es für natürlicher, die Schüler fragen zu lassen, wo ihre Gemüter durch einen hochwertigen Unterricht zum Fragen angeregt wurden, aber nicht, durch bestimmte Stunden einen Fragezwang einzuführen. Zudem erscheint es mir sehr fraglich, ob in solchen Stunden jede vom Zaun gebrochene Frage eine treffsichere Antwort findet oder die Mehrzahl der Anwesenden überhaupt zu interessieren vermag.

Der eigentliche Leiter dieses „Gesamtunterrichts“ ist der sogenannte „Pädagoge“ im Gegensatz zum „Fachlehrer“. Was Berthold Otto über diese beiden Abarten der Lehrerpersönlichkeit sagt, halte ich für den unglücklichsten Teil seiner Reformvorschläge. Geradezu komisch scheint mir's, wenn ein Reformator, der großen Ideen zustrebt, die eigentlichen Probleme durch Titeländerungen zu lösen sucht. Der Direktor eines Gymnasiums soll zum Beispiel nicht Rektor genannt werden dürfen, weil man da an einen Volks- oder Gemeindeschulrektor denken könnte, sondern „Schulpräsident“! Der Titel „Oberlehrer“ wird für den Fachlehrer in „wohlwollende Erwägung“ gezogen, trotzdem er etwas an Oberkellner anklingt und den „ungeheuren“ Abstand zwischen akademischer und Seminarbildung nicht genügend kennzeichnet. Ältere Fachlehrer werden „Oberschulprofessoren“. Beide Lehrergattungen beginnen mit dem „Oberschulanwärter“. Der „Pädagoge“ kann es zum „Oberschulhelfer“ und endlich zum „Oberschulrat“ bringen. Zur Erledigung der schriftlichen Verwaltungsarbeiten ist dem Schulpräsidenten ein „Oberschulsekretär“ beigegeben. Der „Pädagog“ herrscht in den untern, der „Fachlehrer“ in den obern Klassen vor.

Der Fachlehrer ist wissenschaftlicher Spezialist. Er ist Gelehrter auf irgendeinem Gebiet, zum Beispiel Philolog, Naturwissenschaftler, Mathematiker. Der Pädagog hat eine andere Vorbildung erfahren. Sein „Hauptfach“ ist die Psychologie. Seine „Grundfächer“ heißen Anatomie und Physiologie, „ferner das, was man jetzt auf Universitäten Psychologie nennt und was sicherlich einige bemerkenswerte Ergebnisse hat, dann aber hauptsächlich Psychiatrie“. „Selbstverständlich“ „alle besonderen Fächer der Psychopathologie und die Unterrichtsweise bei geistig Zurückgebliebenen, bei Idioten“, „bei Blinden und Taubstummen“. Auch in Säuglingskrippen, Kindergärten und sonstigen Anstalten muß der Pädagog sich auskennen. Mit der „Wartung und Pflege der kleinsten Kinder“ sollte er „durchaus vertraut“ sein. — Ich sehe in derartigen Forderungen eine heillose Verwirrung der Begriffe. Man weiß am Ende nicht mehr, was Haupt- und was Grundfach ist: Psychologie oder Physiologie oder Psychiatrie; denn alles zusammen kann doch der Pädagog nicht gründlich studieren. Die Methoden des Blinden- und des Taubstummenunterrichts allein erfordern jahrelanges Studium und jahrelange Praxis, wenn sie nicht nur äußerlich angelernt werden sollen. Und dann würde ein Mensch mit einer derartigen Vorbildung keineswegs die Gewähr bieten, einen „Gesamtunterricht“ im Sinne Berthold Ottos zu leiten; denn dieser Leiter braucht vor allem stoffliches Wissen; die psychologische Bildung allein nützt hier nichts.

Digitized by Google

Überhaupt ist es falsch, die fachliche und die pädagogische Bildung streng zu scheiden. Wir fordern von jedem Fachlehrer auch pädagogische Bildung und Schulung, und wir können uns keinen rechten Pädagogen denken, der nicht auch eine gründliche Bildung in stofflicher Hinsicht sein eigen nennt. Zu den Grundwissenschaften der Pädagogik aber zählen nicht Psychopathologie und die Theorien einer Amme oder eines Kindermädchens, sondern außer Psychologie vor allem die philosophischen Normwissenschaften Ethik, Logik und Ästhetik. Was Berthold Otto in dieser Hinsicht vorzuschlagen hat, halte ich für Verirrungen.

Eher läßt sich hören, was er über Elternrat und Schülerorganisation zu sagen weiß. Daß derartige Einrichtungen jedoch nur relative Geltung beanspruchen können, habe ich bereits im Kunstwart gelegentlich eingehender erörtert (man vgl. den Aufsatz „Absolutismus oder Demokratie im Schulstaate?“ XXVI, 1). Auch Berthold Ottos Bericht über seine eignen Erfahrungen bestätigt, wie problematisch derartige Veranstaltungen sind, und daß es verfehlt wäre, sie auf dem Verordnungswege allgemein einzuführen.

An Stelle des fremdsprachlichen Unterrichts soll in den vier unteren Klassen der künftigen „Oberschulen“ — der höheren Schulen — „Arbeitsunterricht“ eingeführt werden. Diese Forderung ist mißverständlich. Berthold Otto denkt wohl an den sogenannten Werkstattunterricht, weil er an andrer Stelle von Hobelbank und Schlosserwerkstatt statt Lateindrill spricht. Wie er sich die Sache vorstellt, wird nicht ganz klar. Auf jeden Fall wäre ein derartiger „Arbeitsunterricht“ ebenfalls eine pädagogische Verirrung. Was ich darüber zu sagen hätte, habe ich auf der letzten Deutschen Lehrerversammlung in Berlin — Pfingsten 1912 — ausführlich begründet. Der „Manualismus“ wurde damals von der deutschen Lehrerschaft fast einstimmig abgelehnt.

Wenn ich zum Schlusse ein zusammenfassendes Urteil über Berthold Ottos „Reformation“ geben soll, so glaube ich mit folgender Formulierung das Rechte zu treffen:

Berthold Otto ist in pädagogischer Hinsicht Individualist. Auch Nietzsches Pädagogik zeigte in der Hauptsache individualistisches Gepräge. Aus diesem Individualismus aber entspringen seine Fehlschlüsse, seine Einzelforderungen, die allenfalls für seine Hauslehrerstelle Geltung beanspruchen können, keineswegs aber geeignet sind, „die Reformation der Schule“ anzubahnen. Wo jedoch Berthold Ottos gesunder Instinkt diese individualistischen Neigungen überwindet, wo sein Geist nach Einheit, nach innerem Zusammenschluß, nach einem Aufbau der deutschen Bildung auf eigener Kultur strebt, da trifft er das Rechte. Die „Einheitsschule“, die er darin erblickt, daß die deutsche Jugend schon auf der Schule „zu einer geistigen Gesamtheit geeinigt“ wird, muß kommen. Die nationale Not wird uns dereinst zur Ausnützung aller Kräfte zwingen. Und das Rechte trifft Berthold Otto auch da, wo er nach vollem Leben strebt. Bildung kann für ihn nur eine „Form des Lebens“ sein, niemals eine Form des Abgestorbenen. Auch hierin gleicht er Nietzsche, dem das Leben als oberster Kulturwert galt. Berthold Otto glaubt an den Sieg seiner Ideen, „wenn wir Recht haben“. Er setzt also das Leben selbst zum Richter ein. Und er hat recht, dies zu tun; denn nur das Leben, nur die Zukunft kann beweisen, was von diesem Gemisch alter und neuer Gedanken dauernden Wert hat und was unmaßgebliche Meinung eines Einzelnen war. Ernst Weber

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus Ricarda Huchs „Großem Krieg"

(Aus der Jugend Kaiser Ferdinands II.)

Während der junge Erzherzog Ferdinand von Steiermark zu Ingolstadt studierte, begab es sich an einem Festtage, daß er später als gewöhnlich zur Messe in die Kirche kam und den vorderen Stuhl, den er sonst inne hatte, von seinem Vetter Maximilian, dem Sohne des Herzogs von Bayern, besetzt fand. Indem er diesen mit freundlichem Anlachen begrüßte, blieb er wartend vor ihm stehen, und da Maximilian nicht Miene machte, ihm den Platz zu überlassen, forderte er ihn leichten Tones dazu auf. Er wisse nicht, daß das Ferdinands Stuhl sei, antwortete Maximilian zögernd und kühl; daß er ihn bisher gehabt hätte, hindere nicht, daß heute er, Maximilian, ihn behalte, da er ihm einmal zuvorgekommen sei. „Mein Platz ist es," entgegnete Ferdinand, „weil er als der vordere meinem Range gebührt, und lege ich auch als Freund und Vetter keinen Wert darauf, so bin ich es doch seit dem Tode meines Vaters meiner Würde schuldig, darauf zu bestehen."

Hätte er gewußt, sagte Maximilian, daß Ferdinand es so auffaßte, würde er ihm den Stuhl vorher nicht immer überlassen haben, was nur aus dem Grunde geschehen sei, weil er sich an der bayrischen Landesuniversität dem steiermärkischen Vetter gegenüber als Wirt gefühlt habe; nun werde ihm seine Höflichkeit als Unterwürfigkeit ausgelegt. Ein Herzog von Bayern sei so viel wie ein Erzherzog von Steiermark, vorzüglich auf bayrischem Gebiet, wo keinem Erzherzoge auch nur so viel wie eine Scheune oder ein Heustock gehöre.

Das könne man nicht wissen, entgegnete Ferdinand und lächelte; er gehöre zur kaiserlichen Familie und könne noch einmal Kaiser werden, wenn es Gott gefällig sei.

Der ältere Vetter, der, gerade gewachsen und sich steif haltend, auf den vor ihm stehenden, ein wenig schlotterigen Steiermärker herabzusehen schien, errötete vor Ärger, blieb aber kalt und sagte: „Ich etwa nicht? Es gibt kein Gesetz in der Güldenen Bulle, daß nicht auch ein Bayer zum Kaiser könnte erwählt werden."

Die beiden Hofmeister, die bisher vergeblich dem Wortwechsel zu steuern versucht hatten, drangen nunmehr durch, der bayrische, indem er Maximilian flüsternd an den Befehl seines Vaters erinnerte, stets höflich gegen Ferdinand zu sein und auf alle Fälle in gutem Vernehmen mit ihm zu bleiben, während der steiermärkische Ferdinand mit dem Zorn seiner Mutter schreckte, die ihm streng befohlen hatte, dem Herzog von Bayern, ihrem Bruder, wie einem Vater zu gehorchen und Maximilian wie einen älteren Bruder zu respektieren. Der Gedanke daran, daß seine Mutter schon mehrmals gedroht hatte, ihn von Ingolstadt fortzunehmen, wie es der Kaiser und dessen Brüder, Ferdinands Oheime, wünschten, schlug seinen Hochmut nieder, und er verstand sich dazu, Maximilian zu bitten, er möge ihm den Stuhl, abgesehen von der Rangfrage, aus vetterlicher Freundschaft überlassen, weil er sich an ihn gewöhnt habe. Maximilian gab mit kühler Herablassung, aber im Grunde

Digitized by Google

nicht ungern nach; denn inzwischen waren ihm Zweifel aufgestiegen, ob er nicht doch einem Habsburger gegenüber, der des Kaisers Neffe war, ein wenig zu weit gegangen sei. Während der kirchlichen Zeremonie gab sich Ferdinand ausgelassenen Späßen über einen der Geistlichen hin, der augenscheinlich den Schnupfen hatte und seine rotgeschwollene Nase mit dem reichgestickten Unterärmel seines Gewandes putzte; aber wie der Hofmeister seine Lustigkeit nicht zu dämpfen vermochte, so gelang es ihm nicht, Maximilian zum Lachen zu bringen.

An diesen Vorfall knüpfte sich ein langer, nicht unbeschwerlicher Briefwechsel zwischen Maximilians Vater, Herzog Wilhelm von Bayern, und dessen Schwester, der Erzherzogin Maria von Steiermark, Ferdinands Mutter, die sich herzlich liebten, obwohl die Heftigkeit der jüngeren Erzherzogin ihrem friedfertigen Bruder manche Nachgiebigkeit zumutete. Maria hielt ihre bayrische Familie für weit tüchtiger und verdienstlicher als die ihres Mannes, die sie im stillen herzlich verachtete; allein da ihre Kinder nun einmal Habsburger waren, trotzte sie auf deren Titel und Rechte und gebärdete sich sogar dem Herzog gegenüber zuweilen als die Höhere, deren Ansprüchen ein jeder zu weichen habe. Da von ihren fünfzehn Kindern die meisten kränklich und unbegabt waren, machte ihr die Erziehung viel zu schaffen, um so mehr als sie bei ihrem Manne wenig Unterstützung fand, im Gegenteil seine Trägheit, Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit beständig durch ihren Ernst und ihre Tatkraft ersetzen mußte. Wenn sie bedachte, wie sie ihn stets hatte stoßen und treiben müssen, damit er den Anmaßungen seines Adels standhielt, wie sie hatte wehren müssen, wo er nachgeben wollte, wie sie mit Drohen, Keifen, Predigen und Intrigieren allem Gegenwirken der Stände zum Trotz Jesuiten und Kapuziner ins Land gebracht hatte, daß sie nunmehr allenthalben das wahre katholische Leben sprießen und um sich greifen sah, so mochte sie sich füglich von ihrer Wichtigkeit und Machtfülle durchdrungen fühlen. Auch hätte keines von ihren Kindern gewagt, ihr den Gehorsam zu weigern; aber das konnte sie doch nicht hindern, daß etwas habsburgisches Unkraut selbst in ihres Ferdinand gute Anlagen, die er von bayrischer Seite mitbekommen hatte, hineinwilderte.

Als er das erstemal nach dem Tode des Vaters von Ingolstadt nach Hause kam, hoffte sie ihn etwas gereifter und männlicher zu finden; indessen mußte sie ihm schon beim Eintritt seine Lustigkeit und Scherze mit der Dienerschaft als dem Trauerhause unziemlich verweisen. Sie überraschte ihn mit einem Geschenk aus dem Nachlasse des Vaters, einer reich mit Perlmutter und Elfenbein eingelegten Büchse, die der Nürnberger Künstler Jamnitzer verfertigt hatte; denn er sollte sie künftig an Stelle des Vaters zur Jagd begleiten. Der sechsjährige Leopold, der auch zur Jagd zu gehen verlangte, wurde im Hinblick auf seine Bestimmung zum geistlichen Stande mit einem Rosenkranz aus böhmischen Granaten getröstet, der neben dem Bette des verstorbenen Vaters gehangen hatte. Dies gab Anlaß zu einer Rauferei, da Ferdinand den Kleinen auslachte und neckend sagte: „Lerne du nur fleißig beten, du kannst nicht zur Jagd gehen, denn du wirst Weiberröcke tragen und müßtest als ein Weib auf dem Sattel sitzen“, eine von den Anspielungen, mit denen die Geschwister den wilden Buben zu reizen liebten. In lautloser Wut stürzte sich Leopold auf den großen Bruder, warf ihn

Digitized by Google

mit dem ersten Anlauf zu Boden und schlug den jämmerlich Schreienden mit der Faust auf den Kopf, indem er schrie: „Ich will dir auf deinen dreckigen Grind beten!“ bis Marias feste Hand den Knäuel auseinanderriß. Sie gab Leopold zwei Ohrfeigen, die eine wegen seiner Versündigung am heiligen Gebet, die andere, weil er seinen älteren Bruder, dem er Gehorsam schuldig sei, verprügelt habe, dann sich plötzlich zu Ferdinand wendend, der bei der Bestrafung seines Bruders zu wehklagen aufgehört und lachend zugesehen hatte, versetzte sie auch ihm eine; denn er sei nicht minder schuldig als Leopold, insofern er mit unziemlichen Neckereien den Anfang gemacht habe, wo er doch vielmehr den künftigen Priester in seinem Bruder ehren sollte. Dann wischte sie Leopold die Tränen ab, der unter dem Schluchzen wütende Blicke auf seinen Bruder schoß, reichte ihm einen Apfel und führte ihn in ein anderes Zimmer, wo ihn die Schwestern mit neugierigen Blicken und Fragen empfingen. Von der Zurückkehrenden bat sich Ferdinand, halb dreist, halb ängstlich, auch einen Apfel aus; Leopold werde von ihr verhätschelt, und das sei der Grund, warum er ihm nicht gehorche, er wisse wohl, daß die Mutter ihm alles hingehen lasse, die Ohrfeigen habe sie ihm ja auch gleich vergütet.

Es verhalte sich ganz anders, sagte Maria streng; eigentlich hätte sie ihn, Ferdinand, allein strafen sollen, denn nicht nur, daß er als der Ältere der Verständigere sein und ein gutes Beispiel geben sollte, hätte er, der Große, sich von dem tapferen Kleinen wie ein Feigling zu Boden schlagen und verprügeln lassen, dazu noch Zeter geschrien. Frömmigkeit sei zwar für einen christlichen Regenten die Hauptsache, und auch die katholischen Wissenschaften und die Historie seien ihm nützlich; aber die ritterlichen Übungen und eine stattliche, kriegerische Haltung dürfe er nicht vernachlässigen. Die Verwandten machten ihr Vorwürfe, daß sie ihn zu lange auf der Universität lasse, wo er nichts als gelehrtes Silbenstechen und Disputieren lerne.

Ferdinand sagte maulend, er nehme Reit- und Fechtstunden und habe schon große Fortschritte gemacht. Der päpstliche Nuntius, der kürzlich durch Ingolstadt gekommen sei und ihn in der Fechtschule gesehen habe, habe ihn mit dem blitzeschleudernden Apollo verglichen. Was hätten sich auch seine Oheime, die Erzherzoge, einzumischen? Sie, die Mutter, hätte allein zu bestimmen und allenfalls ihr Bruder, der alte Herzog von Bayern, ihnen beiden wolle er gern gehorchen.

Ganz besänftigt hieß Maria ihren Sohn sich zu ihr setzen und sprach ihm vertraulich von ihren Sorgen und Plänen. Einen erbitterten Kampf habe sie führen müssen, bis man sie mit ihren Kindern im Schlosse zu Graz gelassen habe; man hätte sie am liebsten auf die Seite gestellt, nicht weil man an ihrer Kraft zweifelte, die Regentschaft zu führen, im Gegenteil weil man ihre Entschlossenheit fürchte. Der Kaiser und seine Brüder seien zwar gut katholisch, das wolle sie ihnen nicht abstreiten; aber es fehle ihnen der Mut, den allein das reine Gewissen verleihen könne. Das sei ein beständiges Paktieren und Feilschen mit den Ketzern! Dadurch, daß man sie fürchtete, würden sie fürchterlich. Jetzt freilich blähten sie sich auf und spritzten ihr Gift dahin und dorthin.

Aus einem Schubfach ihres Schreibtisches holte sie Briefe, die sie von ihrer Tochter Anna, der Gemahlin des Polenkönigs Sigismund,

erhalten hatte. Sigismund sei ein guter, frommer Mann, sagte sie, und ihr als Eidam wert, aber allzu sanftmütig und den boshaften Schweden nicht gewachsen, wie er denn ein feierliches Versprechen gegeben habe, die lutherische Religion in Schweden zu erhalten und zu schützen; denn sonst hätten ihm die unbotmäßigen Stände nicht huldigen wollen. Dahinter stecke niemand anders als Karl, sein Oheim, der, als ein echter Abkömmling der bösen, wölfischen Wasabrut, selbst auf den Thron spekuliere. Nachdem nun Sigismund das leidige Versprechen einmal gegeben habe, solle er sich wenigstens nicht daran gebunden halten; denn den Untertanen stehe keinerlei Recht zu, den ihnen von Gott gesetzten Herren Eide und Bündnisse abzunehmen, sondern als gottlose Räuber solle er sie einfach zu Paaren treiben. Auch sei Anna sehr traurig darüber, daß es so gekommen sei und daß sie sich von den lutherischen Affen hätte müssen krönen und salben lassen, welches doch nicht mehr zu bedeuten habe, als wenn man von einem Bader wegen eines Aussatzes oder anderen Schadens geschmiert werde. Könnte sie nur allen ihren Mut und ihre Überzeugung einflößen, so würden die Unruhen und Empörungen, das Geschrei der tollköpfigen Bauern um freie Religionsübung und das Lärmen der Prädikanten auf den Kanzeln einmal aufhören. Die Bauern gehörten an den Pflug, die Bürger in ihre Werkstatt und die Prädikanten an den Galgen; hielte man sich daran, so würde der liebe Friede und die alte Ordnung bald wiederhergestellt sein. Freilich müsse zuerst der übermütige Adel gebeugt werden, damit das ketzerische Volk keinen Rückhalt mehr an ihm finden könne.

Er wolle schon Ordnung schaffen, sagte Ferdinand, der sich bemüht hatte, aufmerksam zuzuhören; wenn er drei Jahre regiert hätte, solle keiner mehr im Lande sein, der nicht das Knie beugte, wenn die Prozession vorübergehe. Er wolle den großen Prahlhansen schon ein Gebiß ins Maul klemmen, die störrischen Ketzeresel sollten ihm Säcke in seine Mühle tragen.

Maria zählte einige Herren vom Adel auf, die ihr am meisten zu schaffen machten, die Näknitz, die Praunfalk und die Windischgrätz. Bereits hätten sie sich beim Alten, nämlich beim Kaiser, beklagt, daß sie sie Untertanen geheißen hätte; und doch müßten sie wohl Untertanen sein, wenn der Fürst der Herr sei. Sie steckten mit allen Ketzern und Aufrührern in Österreich, Schlesien und Mähren, ja auch in Böhmen und Ungarn zusammen, wo es an dergleichen nie gefehlt habe, und möchten etwa gar freie Schweizer oder Holländer sein. Ein hübscher Staat ohne göttliches und irdisches Haupt, eine schöne Ordnung, wo die Untertanen mit ihrem kurzen Verstande Gott und die heilige Kirche lästern dürften, ohne daß einer sie beim Schopfe nehme. Sie wisse auch im Reich draußen manch einen, der dabei sein möchte.

„Sie werden schon zu Kreuze kriechen, wenn der Ferdinand die Zügel führt", sagte dieser lachend.

Wenn sie nur erreichen könnte, meinte Maria, daß er ein paar Jahre früher mündig erklärt werde; die habsburgische Vormundschaft sei doch nur eine Mißwirtschaft. Es komme darauf an, daß er sich seinem Oheim, dem Kaiser Rudolf, persönlich vorstellen könne; der Rat Rumpf, der alles beim Alten vermöge, sei ein guter Freund von ihr und habe sich bereit erklärt, einen solchen Besuch zu vermitteln. Inzwischen müsse

Digitized by Google

Ferdinand sich in körperlichen Übungen vervollkommnen, damit er eine anständige Haltung bekomme, nicht wie ein Hampelmann einhergehe, müsse sich ein ernstes, aufrichtiges, bescheidenes Betragen angewöhnen, um auf Rudolf einen günstigen Eindruck zu machen; denn davon hänge nun einmal alles ab.

„Ich bin gut genug für den alten Unflat", sagte Ferdinand, indem er die lange Unterlippe hängen ließ, unterbrach sich aber sogleich, von der Mutter derb am Arme geschüttelt. Er hätte eine Maulschelle verdient, rief sie zornig; wie er so frech von der kaiserlichen Majestät reden dürfe! Wenn das seine jüngeren Geschwister gehört hätten!

Sie hätten es oft genug von ihr gehört, brummte Ferdinand, wie er es auch nicht aus sich selber habe. Sie habe gesagt, daß er sich Huren halte und mit gemeinen Leuten und Ketzern saufe und schändliche Künste treibe.

„Dir ziemt nicht, alles zu sagen, was mir ziemt," sagte sie unwirsch, „denn du kannst nicht unterscheiden, wo und wann du den Mund auftun sollst." Sie sei Rudolfs Freundin nie gewesen, aber er sei nun einmal der Kaiser und habe ihr Schicksal in seinen Händen, darum müsse Ferdinand sich Mühe geben, ihm zu gefallen.

Schließlich eröffnete Maria ihrem Sohne einen Ausblick in die Zukunft: Bis jetzt hätten weder der Kaiser noch seine lebenden Brüder einen Erben; er sowie Matthias, Ernst und Albrecht wären unvermählt, Maximilian dürfe als Deutschordensmeister nicht heiraten, der Sohn Ferdinands von Tirol sei als Kind der Welserin unebenbürtig, nur der jüngste Bruder, Karl, sein verstorbener Vater, habe Söhne in der Ehe erzeugt. Ersichtlich stehe das Haus unter der Maledikton Gottes, die es sich durch Lauheit im Glauben zugezogen habe, und so wäre es nicht unmöglich, daß noch einmal alle habsburgischen Länder auf ihn kämen. Wenn Gott es so füge, sei dabei jedenfalls seine Absicht, einen frommen Glaubenshelden an die Herrschaft zu bringen, der die katholische Kirche wiederherstellen werde, und obschon er natürlicherweise seinen Oheimen nichts Übles wünschen dürfe, vielmehr fortfahren solle, für ihre Gesundheit und Fortpflanzung zu beten, so müsse er sich doch im stillen auf sein großes Amt vorbereiten, falls Gott im Schilde führe, ihn dahin zu erhöhen.

Ferdinand war ein wenig rot geworden; aber er sagte leichthin, warum sollte denn der Kaiser nicht noch heiraten und Nachkommenschaft erzielen, da er doch Hurenkinder habe. Auch Matthias, Ernst und Albrecht wären noch in den Jahren, sich zu vermählen; mit so weitaussehenden Sachen wolle er sich nicht ernstlich abgeben.

Dank den Anweisungen, die sein Beschützer, Minister Rumpf, dem Knaben gab, wie auch durch seine natürliche Unbefangenheit und Schlauheit fiel Ferdinands Besuch am Kaiserhofe gut aus; überhaupt hatte der Kaiser an jungen Leuten, die sich ihm mit bescheidener Bewunderung und Ehrerbietung näherten, Wohlgefallen und liebte es, Späße mit ihnen zu machen, bei denen er eine anmutig überlegene Freundlichkeit entfalten konnte. Er kehrte nicht wenig gehoben nach Graz zurück und mußte sich manche Neckerei von seiten der Geschwister gefallen lassen, die das pomphafte Wesen an dem Dämel, wie sie Ferdinand nannten, der beim Spiel der Albernste war, nicht leiden konnten.

Digitized by Google

Obwohl Oxenstierna auf die Pläne seines Königs einging, so stellte er ihm doch häufig vor, wie schwierig ihre Ausführbarkeit sei. Die deutschen Fürsten, sagte er, ließen sich zwar neuerdings gern in Traktaten mit fremden Potentaten ein, solange es ihnen vorteilhaft schiene; aber sie wären hochfahrend und eigensinnig, duldeten nicht gern jemand über sich, an der Religion sei ihnen im Grunde wenig gelegen. Das Volk wolle nichts von Fremden wissen, niemand sei den Schweden hold außer des Vorteils wegen. Wenn dem König das Kriegsglück nicht beistehe, was dann aus ihm werden solle im Innern eines feindlichen Landes mit einer Handvoll bewehrter Bauern?

Hochfahrend wären die deutschen Fürsten wohl, entgegnete Gustav Adolf, allein auch feige und unterwürfen sich lieber einem Fremden als ihrem Kaiser. Freilich müsse er Macht haben sie zu zwingen, dürfe sich nicht auf ihren guten Willen verlassen; aber wenn er Geld von Frankreich bekäme, würde es ihm an Soldaten nicht fehlen, das Reich wimmle davon wie ein Stück faules Fleisch von Maden. Das Volk, soweit es evangelisch sei, fürchte die Papisten und werde ihm anhangen, weil er es bei der Religion schütze. Er könne allerdings scheitern, wenn das Kriegsglück ihn verließe, das sei aber nicht zu fürchten, es folge dem Kühnen, und wagen müsse jeder, der leben wolle. Seit die Eifersucht der Fürsten den Wallenstein verdrängt habe, sei keiner mehr im Reich, der ihm die Stirn bieten könne; vielleicht könne er sogar Wallenstein auf seine Seite ziehn, der des zugefügten Schimpfs wegen empfindlich sein würde. Tilly sei alt, verstehe von neumodischer Kriegführung nichts, habe zu viel Bedenken. Ihn treibe Gott, der wisse, wozu es gut sei.

Sicherer sei es, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben, meinte Oxenstierna.

Ob er denn das nicht tue? rief Gustav Adolf. Ob er nicht seit Jahren zuwarte, bedenke, vorbereite? Auch jetzt würde er nicht handeln, wenn er nicht überzeugt sei, daß so viel günstige Umstände und Zufälle nicht wieder zusammentreffen würden.

Den Heerzug so gut wie möglich auszurüsten, war der König unermüdlich tätig: Kleider, Schuhwerk, Waffen für die Soldaten mußten in Schweden angefertigt werden, und er bereiste selbst das Land, um die Arbeit zu begutachten und zu ermuntern.

Ein wichtiges Projekt betrieb der König schon seit Jahren mit dem Antwerpener Usselinx, der als ein Kalvinist seine Vaterstadt verlassen und im überseeischen Handel viele Erfahrungen erworben hatte, die er zur Bekämpfung und Vernichtung des Erzfeindes verwenden wollte. Seinen Plan zur Errichtung einer westindischen Handelskompagnie, die Spanien aus Amerika verdrängen sollte, hatte er zuerst den holländischen Staaten vorgelegt, dort aber aus gewissen Gründen keinen Beifall damit gefunden. Seiner Meinung nach sollte man nämlich nicht darauf sehen, möglichst viel Edelmetall einzuholen; so habe Spanien verfahren, das komme aber nur einzelnen reichen Handelsleuten zugute. Man solle auch nicht die Arbeit von eingeborenen Sklaven verrichten lassen; denn Sklavenarbeit sei nicht nur teuer, sondern auch kostspielig, da Sklaven unwillig arbeiteten, sich auch bekanntermaßen oft aus Desperation den Tod gäben. Vielmehr solle man den gemeinen Mann in Kolonien ansiedeln, der

Digitized by Google

freudig für eigenes Verdienst arbeiten und mit dem Mutterlande Handel treiben würde, so würde das Volk wahrhaft bereichert, es komme alles dem gemeinen Wesen zunutze, und infolge der Zölle, die man erheben könne, brauche der arme Mann daheim nicht mehr so stark besteuert zu werden.

Die Holländer, denen es mehr um rasche Einfuhr von Gold und Silber zu tun war, gingen auf die Ideen des Usselinx nicht ein, wohl aber ergriff sie Gustav Adolf, wenn es auch freilich schwer war, das nötige Kapital in dem armen Schweden aufzubringen. Eine weitere Hinderung bildete der Umstand, daß Schweden seinen reichen Ertrag an Kupfer in Spanien abzusetzen pflegte und deswegen die Handelsbeziehungen zu Spanien nicht aufgeben konnte; nun aber hoffte Usselinx, daß sich im Deutschen Reich sowohl das Geld zur Fundierung der Kompagnie finden würde, wie auch daß es ein neues Absatzgebiet für das schwedische Kupfer abgeben könne.

Auf einem Gutshof in der Nähe von Upsala hatte der König eine Zusammenkunft mit Usselinx; der Abend dämmerte schon, als er den alten Mann mit den leidenschaftlichen Augen nach langem Gespräch entließ. In angeregter Stimmung rief er Skytte, der ihn auf dieser Reise begleitete, um noch ein wenig im Freien mit ihm auf und ab zu gehen; sie erstiegen einen grasbewachsenen Hang, in dessen Schutz das Gehöft lag, und schritten dann zwischen unübersehbaren, stark duftenden Getreidefeldern hin, die das gezackte Band eines Tannenwaldes am Horizont begrenzte. Der Halbmond, der groß und gelbglühend darüber aufging, schüttete einen Strom fremden Lichtes über den steinigen Weg. „Wie schön ist mein Land," sagte der König, „und wie glücklich wird der Tag sein, wenn ich es wiedersehe."

Er sei zu alt, um auf diesen Tag zu hoffen, sagte Skytte; der König setze seinen Fuß auf ungewissen Boden, die undurchdringliche Zukunft verschlinge ihn, wer könne wissen, wann sie ihn wiederbringe.

So sei es freilich für diejenigen, die zurückblieben, sagte der König. Ihm sei anders zumute, er gehe winkenden Sternen entgegen, wie sie jetzt dem wachsenden Monde. „Die Ferne schimmert", sagte Skytte. „Kommen wir näher, so sehen wir, daß alles aus einerlei Lehm und Staub gemacht ist."

Nein, nein, sagte Gustav Adolf, das wären grämliche Theologenmeinungen; die Erde sei mannigfaltig, habe freilich überall Vorzüge und Mängel, aber in ungleicher Verteilung. Er wisse wohl, Schweden sei ein schönes Land, und keiner könne es mehr lieben als er, es bringe starke, kluge und treue Menschen hervor, sei aber hart und unergiebig. Warum sollten diese guten Menschen es schlechter als andere haben, weniger verdienen, ungelehrt und ungeübt in vielen Geschicklichkeiten bleiben? Gott habe die Blumen sich festwurzeln lassen, die Menschen aber beweglich gemacht, damit sie das Gute und Nützliche von allen Orten holten.

So hätten wohl auch die alten Wikinger geredet, sagte Skytte, die ausgezogen wären, um im Süden Gold und Überfluß und Üppigkeit zu suchen. Aber sie wären zugrunde gegangen oder hätten dort unten abenteuerliche Reiche gegründet; was für Vorteil aber Schweden davon gehabt hätte?

Er sei kein Abenteurer, rief der König zornig, indem er stehen blieb. Verließe er denn Schweden um seinetwillen? Gehe er nicht blutigen

Digitized by Google

Kämpfen, Anstrengungen und Gefahren entgegen? Tue er das nicht, um seinem Volke neue Wege für seinen Handel, einen Markt für seine Erzeugnisse, feinere Bildung zu erschließen? Wolle er nicht vor allen Dingen den wahren Glauben ausbreiten?

Ach, der sitze ja noch nicht einmal in Schweden fest, rief Skytte. Die Hälfte des Adels und zwei Dritteile der Priesterschaft würden wieder katholisch werden, wenn der Polenkönig den Thron erhielte. Warum Gustav Adolf nicht den Glauben und die Wohlfahrt in Schweden stärken wolle? Hier sei ein arbeitsames, williges Volk, das zu ihm aufblicke als zu seinem Hort und ihn mit schwerem und bitterem Herzen scheiden sehe. Warum er das verlassen wolle?

Er trat mit diesen Worten dicht an den König heran und legte beide Hände fest auf seine Schultern, als ob er ihn festhalten wollte. „Willst du deinem König Gewalt antun?" rief Gustav Adolf, indem er den Arm reckte und die Faust ballte. „Willst du deinen alten Lehrer schlagen?" entgegnete Skytte, worauf sie sich eine Weile mit zornblitzenden Augen gegenüberstanden.

Er wolle gern sein Leben lassen, sagte Skytte, als der König den Arm hatte sinken lassen, wenn er ihn nur zurückhalten könne. Er, der König, möge wohl glauben, daß er ausziehe, um seinem Volke teure Güter heimzubringen; aber dem sei nicht so, sein ungestümes Herz blase die Segel auf. Ob er schon bedacht hätte, wie es dann sein würde, wenn er zwei oder drei Siege erfochten hätte? wenn er Bündnisse mit zwei oder drei Fürsten abgeschlossen, wenn er selbst die alte Kaiserkrone sich aufgesetzt hätte? Ob er glaube, daß er dann Ruhe gefunden hätte?

Der König bedeckte die Augen mit der Hand und schwieg. „Ruhe finde ich wohl nur in der Ewigkeit", sagte er langsam.

Skytte liefen die Tränen aus den Augen. Er würde auf die Knie fallen, sagte er, wenn es nützte; aber er sehe nun wohl, man könne den König so wenig aufhalten wie das Meer oder den Sturm der Zeit.

Der König umarmte Skytte und lachte. Da er nicht werde glauben wollen, daß es der Teufel sei, der sein Herz unaufhaltsam bewege, sagte er, müsse es Gott sein, also solle er nicht sorgen. Es sei genug der Traurigkeit und der Zweifel; Zweifel sei für ihn Stickluft.

Sie waren inzwischen an einen breiten Graben gekommen, der verschiedene Felder voneinander trennte. Da wolle er hinüber, sagte der König, Skytte solle es ihm nachtun, wenn er könne; nahm einen Anlauf, sprang und hielt Skytte, von der Anstrengung keuchend, die Hand hin. Dieser nahm sie nicht an, sondern führte den Sprung ohne sichtliche Mühe aus, so daß der König ihn verwundert und ein wenig neidisch betrachtete und sagte, Skytte sei ja, obwohl zwanzig Jahr älter als er, sein Meister im Springen. Er fange an fett zu werden, das tauge nicht für einen König, und er müsse mehr Zeit an körperliche Übungen wenden. Jetzt gleich wolle er zu dem Gutshofe zurück und zu einem Tanz aufspielen lassen, Tanzen sei ihm nach der Schlacht der liebste Umtrieb, weil zugleich Musik dabei sei.

Knechte und Mägde waren schon in den Betten, mußten aber aufstehen, und auch eine Zither und eine Fiedel wurden hervorgeholt. Es sei kein guter Tanzboden, sagte der König, aber ein Schwede müsse sein Mädchen auch auf Stoppelfeldern schwingen können. Er tanzte mit

Digitized by Google

Majestät, Anmut und Leidenschaft, zuweilen den Takt mit dem Fuße angebend und in die Musik einstimmend. Im Tanzen sei er Skythe überlegen, rief er diesem triumphierend zu, Fett tanze und Mager springe besser. Als er genug hatte, ließ er sich die Zither geben und begleitete sich mit einigen Griffen zum Gesange, während jung und alt sich auf den Boden lagerte und lauschte. Diesem und jenem Mädchen zunickend, sang er kleine Reime von der Liebe: süß ist es, mit dir zu lachen, süß, dich zu küssen, ach und am süßesten, um dich zu weinen; und mehrere dergleichen, lustige und traurige. Plötzlich schien er die Gesellschaft zu vergessen, stützte träumerisch den Kopf in die Hand und sang ein aus dem Italienischen übersetztes Lied, das ihn einst seine Jugendgeliebte, Ebba Brahe, gelehrt hatte:

Der Tag verrinnt, alle Lichter ertrinken.
Einst wirst du ruhn, mein Herz,
Und in Nacht versinken.

Die Bauern hielten den Atem an, um den König nicht zu stören. Nach einer Weile hob er den Kopf, dankte allen, daß sie ihm zum Gefallen aufgestanden wären, winkte freundlich lachend mit der Hand und wünschte Gute Nacht.

(Magdeburgs Fall)

Zu Anfang April waren fast alle Außenwerke der Festung Magdeburg von den Kaiserlichen eingenommen. Zwei Ratsherren, deren einer Otto von Gericke war, gingen mit dem Marschall Dietrich von Falkenberg, den Gustav Adolf im November des vergangenen Jahres nach Magdeburg geschickt hatte, um als sein Vertreter die Leitung des Kriegswesens in die Hand zu nehmen, auf den südlichen Wall und versuchten, durch den stark und gleichmäßig fallenden Regen nach den Schanzen hinüberzusehen. Die Windmühle werde von den Schanzen aus bestrichen, sagte Gericke, es könne nicht mehr dort gearbeitet werden. „Um Geld finden sich wohl noch ein paar Waghalsige, die das Leben daransetzen," sagte Falkenberg, „das ist die kleinste Sorge. Brot haben wir noch eine Weile."

Gericke sagte, er hätte nicht gedacht, daß die Außenwerke so schnell fallen würden; freilich sehe er jetzt, daß sie nur aus Sand gemacht gewesen wären. Wie hätte er sie anders machen sollen, entgegnete Falkenberg, da die Zeit gedrängt hätte und niemand hätte arbeiten wollen. Die Zollschanze würde nun auch nicht mehr zu halten sein.

Die Ratsherren erbleichten: „Dann liegt die Stadt dem Feinde offen", sagte Gericke. Daß die Stadt im Süden unbefestigt sei, hätten sie ja doch gewußt, sagte Falkenberg. Es sei das beste, die Zollschanze gutwillig zu verlassen, wenn man sie doch nicht halten könne. „Herr Marschall," sagte Gericke, „so legen wir selbst das Haupt auf den Block." Ob man ein Werk halten könne, ohne zu schießen? rief Falkenberg heftig. So sei es aber; wenn es zum Sturme komme, würden sie kein Pulver mehr haben.

Nach einem langen Schweigen fragte Gericke, ob Falkenberg keine Botschaft mehr vom Könige gehabt habe. Nein, sagte Falkenberg, seit etwa vierzehn Tagen nicht mehr. Die Verheißungen des Königs seien aber so bestimmt gewesen, daß er immer noch auf Entsatz rechne.

Man möchte das Wort doch noch einmal bekräftigt haben, sagte der andere Ratsherr. Vielleicht wisse der König nicht, wie gefährlich ihre

Digitized by Google

Lage sei. Sie wollten alles aufbieten, um einen Boten zu ihm gelangen zu lassen, der ihm ihre Not vor Augen stellte.

Eine geeignete Person fand sich in dem Advokaten Hermann Cummius, einem leichtsinnigen, prahlerischen und unordentlichen Manne, der das Abenteuerliche dem Alltäglichen vorzog. Da er bei Nacht aufbrechen wollte, um sich in der Dunkelheit durch das feindliche Lager zu schleichen, brachte er den Abend im Gasthause mit guten Freunden zu, unter denen mehrere Geistliche und auch Frauen waren. Er trank viel und sagte, die Hauptsache sei, daß er einen ordentlichen Rausch habe; denn die Berauschten gingen so sicher wie die Nachtwandler. Er erzählte von vielen Gelegenheiten, wo er durch Trunkenheit einem Unfall entgangen sei; einmal, sagte er, sei er sogar im Rausch in das Schlafzimmer eines schönen Frauenzimmers herein- und vor Tagesanbruch wieder herausgekommen, ohne daß der Ehemann oder sonst jemand ihn erwischt hätte. Es wurde ihm denn auch eifrig zugetrunken, und als er aufbrach, wurde er mit Umarmungen, Tränen und Segenswünschen entlassen. Eine Frau drängte ihm als Amulett ein Fingerknöchlein von einer der 11 000 Jungfrauen auf, welches er zuerst nicht nehmen wollte, da er kein Papist sei, endlich aber doch ihr zuliebe behielt und um den Hals hängte.

Nach etwa acht Tagen kam er zurück und berichtete, er habe den König zu Frankfurt an der Oder selbst gesehen und gesprochen. Derselbe habe ihn freundlich aufgenommen und wegen seines Mutes hoch belobt, ihm auch eine stattliche Belohnung versprochen und gesagt, die Stadt Magdeburg solle nicht verzagen, er werde ihr königlichen Entsatz bringen und unfehlbar vor Anfang Mai da sein. So lange solle sie aushalten um jeden Preis. Dem Rat und dem Marschall von Falkenberg berichtete er insgeheim, er habe den König merken lassen, daß der Rat schnellerer Hilfe von ihm gewärtig gewesen sei, worauf er verlegen oder ungeduldig geantwortet habe, er habe sich das Ding auch anders vorgestellt, der Administrator habe alles überstürzt, ehe es reif gewesen, er müsse doch einen Schritt vor den andern setzen, könne nicht fliegen. Es habe ihm, Cummius, so scheinen wollen, als sei der König kein so verliebter Freier, wie die Jungfrau Magdeburg sich einbilde, sondern wolle vorher noch ein oder das andere Schäferstündchen abhalten, oder denke, sie könne ihm doch nicht entgehen. Er möchte nur wünschen, daß ihm nicht ein anderer zuvorkomme, der der Braut weniger willkommen sei.

Am 4. Mai brachte ein Trompeter aus dem feindlichen Lager Briefe Tillys an den Rat der Stadt Magdeburg, an den Marschall Falkenberg und an Christian Wilhelm, in denen er sie zum Gehorsam gegen den Kaiser ermahnte und gütlichen Akkord anbot. Wenn sie in ihrem Eigensinn und Ungehorsam verharrten, werde er zum Sturm schreiten müssen und wolle dann für die Folgen entschuldigt sein.

Das Ende des Monats sei nun vorüber, sagte der Ratsherr Gericke, und der König nicht gekommen. Sie würden nun, um die Stadt nicht dem Ruin auszusetzen, dennoch daran denken müssen zu akkordieren. Derselben Ansicht waren die anderen Ratsherren; der Bürgermeister Martin Braun meinte, sie könnten die Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen und der Hansestädte nachsuchen, darauf werde Tilly ein-

Digitized by Google

gehen, und es werde Zeit damit verfließen, so hätten sie eine Frist gewonnen, in der der König doch noch ankommen könne.

Zu später Abendstunde ging Christian Wilhelm zum Kloster der Liebfrauenkirche und suchte den Priester Sylvius auf, der nach der Restitution dort eingezogen war. Dieser empfing den Markgrafen freundlich und herzlich, schon vermutend, was er im Sinne hätte, sagte, daß ihm die Sendung des Trompeters wohlbekannt und daß er in Unruhe sei, ob die Stadt nun endlich zur Pflicht zurückkehre; denn sie müsse doch einsehen, daß sie von dem Schweden betrogen sei, und daß es jetzt um Leib und Leben gehe.

Ja, sagte Christian Wilhelm, die Lage sei böse, und er werde zu spät inne, daß er den Menschen zu viel vertraut habe. Da sei der Schneidewind, der abscheuliche Verräter, der sich gestellt habe, als wolle er Kaiserliche und Ligisten miteinander auffressen, und der nun zum Pappenheim übergegangen sei; da sei der Falkenberg, dem er sich immer bescheidentlich nachgestellt habe, als einem erfahrenen Manne, obwohl er doch ein Fürst sei, der halte mit seinen Gedanken zurück, niemand wisse seine wahre Meinung, außer daß er brause und koche wie ein speiender Berg, wenn man von Zweifeln oder Vernünftigkeit oder Akkordieren rede. Er, Christian Wilhelm, sei ein gerader deutscher Mann, der es gut mit jedem meine und immer das Rechte gewollt habe, und sei sich so vielfacher Bosheit und Untreue nicht vermuten gewesen. Da habe er Glück und Reputation an die Stadt Magdeburg gewagt, und nun sei er verachtet und verlassen und die Schuld des Unglücks werde ihm zugeschoben; die feige, wankelmütige Stadt sei eines solchen Opfers nicht wert.

Wenn er reden und raten dürfte, sagte Pater Sylvius, so wolle er nicht verhalten, daß der Markgraf geirrt habe, wenn auch aus großmütiger Gesinnung. Er hätte dem Kaiser, seinem Herrn, nicht ungehorsam werden und sich mit fremden Potentaten nicht einlassen sollen. Des Kaisers Clemenz sei weltbekannt, es sei noch immer nicht zu spät zur Umkehr, den Reuigen werde er mit offenen Armen empfangen, wovon so vielfaches Beispiel sei, als mit dem Fürsten von Anhalt und den Prinzen von Altenburg und Weimar, die die kaiserliche Gnade so schnöde mißbraucht hätten.

Das sei alles wahr, sagte Christian Wilhelm, und er habe den Kaiser auch stets geliebt und geehrt und in allen seinen Widerwärtigkeiten treu zu ihm gehalten. Um so mehr habe es ihn gekränkt, daß der Kaiser ihm sein Erzstift genommen habe, das ihm nach Recht und Billigkeit gehöre. Ob Sylvius glaube, daß der Kaiser ihn dabei belassen werde, wenn er jetzt Frieden mit ihm machte?

Das sei nun freilich eine schwierige Sache, sagte Pater Sylvius. Das Erzstift sei durch das Restitutionsedikt der Kirche wieder eingeräumt und sei dem Erzherzog Leopold verliehen. Es sei ja auch nicht einmal in des Kaisers Macht, etwas dazu zu tun, da dem Kapitel die Wahl zustehe. Aber der Kaiser würde ihn gewiß reichlich entschädigen, es fehle ja leider Gottes nicht an konfiszierten Rebellengütern im Reiche.

Das sei weit aussehend und dunkel, sagte Christian Wilhelm, indem er aufstand; wenn er schließlich doch leer ausginge, könne er ebensowohl bei seinen Glaubensgenossen bleiben. Er wolle es sich noch überlegen.

Auf dem Rückwege von dem Priester ärgerte er sich mehr und mehr,

Digitized by Google

daß er sich so weit herausgelassen hatte. Er hatte erwartet, Pater Sylvius werde voll Rührung und Dankbarkeit sein über die Aussicht, daß er zum Kaiser übertreten wolle, anstatt dessen hatte er ihn, so schien es ihm jetzt, nicht mit der Ehrerbietung behandelt, die einem Reichsfürsten zukomme.

Da er Falkenberg antraf, fragte er diesen, was denn seine Meinung sei, wie Tillys Brief zu beantworten wäre? Was ihn angehe, so wolle er nicht nachgeben; lieber wolle er als evangelischer Christ und Fürst sterben, als mit der verfluchten päpstlichen Rotte unterhandeln. Es sei wohl auch noch nicht so weit, daß man verzagen müsse; die Stadt sei ja fest, habe bisher jeder Belagerung widerstanden, und der König könne ja auch jeden Augenblick eintreffen.

Gewiß, sagte Falkenberg; ein Schuft sei, wer seinen Posten verlasse und mit dem Feinde traktiere.

Leider, sagte Christian Wilhelm, dächten nicht alle so. Es gebe viele Verräter in der Stadt. Da wären zum Beispiel die Mönche vom Liebfrauenkloster, die ständen in Verbindung mit den Belagerern, denn sie wüßten alles was draußen geschehe und berichteten auch gewiß heraus, wie es drinnen sei.

Dem wolle er sogleich ein Ende machen, sagte Falkenberg, wendete sein Pferd und ritt zum Liebfrauenkloster, trat unangemeldet ein und herrschte Pater Sylvius an, er unterhalte hochverräterische Verbindung mit den Feinden der Stadt.

Wer denn die Feinde der Stadt wären? fragte Pater Sylvius. Die Stadt beteuere ja beständig, daß sie gut kaiserlich sei, und Tilly sei des Kaisers General.

Er wolle nicht um Buchstaben streiten, sagte Falkenberg rauh, die Stadt werde belagert, und wer mit den Belagerern heimlich Brief und Nachricht wechsele, sei ein Hochverräter. Dabei begann er die Kasten, die im Zimmer standen, zu öffnen und die Fächer eines Schreibtisches zu durchwühlen.

Er spiele umsonst den Häscher, sagte Sylvius, werde nichts finden.

Er brauche nichts zu finden, um zu wissen, daß die Mönche Verräter wären, sagte Falkenberg mit einem drohenden Blick auf den unerschrockenen Priester; er werde sie alle in den Kerker werfen lassen, wo sie der Stadt keinen Schaden mehr zufügen könnten.

Von wem der Stadt Schaden widerfahre, werde die Zukunft lehren, entgegnete Sylvius.

„Du hast den Tod verdient", fuhr Falkenberg auf, indem er den Priester am Arm faßte, „und sollst ihn von meiner Hand leiden."

Sylvius lächelte und sagte, indem er freundlich an der hohen Gestalt Falkenbergs hinaufsah, das wäre freilich keine Kunst für einen großmächtigen Ritter, ein kleines wehrloses Mönchlein umzubringen.

Falkenberg ließ ihn los und lachte ein wenig. Nein, sagte er, Sylvius habe recht, er habe andere Taten zu tun. Die Mönche sollten immerhin ihren Gott und ihren Kaiser behalten; aber er warne sie, mit dem Feinde Korrespondenz zu führen, erfahre er das, werde er Maßregeln treffen müssen, sie zu hindern.

Das Volk, das den Marschall aufrecht, mit ernster Miene geradeausschend durch die Straßen reiten sah, schöpfte keinen Trost aus seinem

Digitized by Google

blassen Gesicht. Die Kunde von der Ankunft des Tillyschen Trompeters und dem Inhalt seiner Botschaft hatte Schrecken und Angst verbreitet; viele begannen zu ahnen, daß die Stadt in ernstlicher Gefahr schwebe. Im Hinblick auf diese Stimmung der Bürgerschaft sagte der Pfarrer der Ulrichskirche, Gilbert de Spaignart, der am eifrigsten für das schwedische Bündnis gestimmt hatte, eine besondere Predigt an, um die Wankenden aufzurichten.

Er habe vernommen, sagte er, daß die Stadt schwachherzig sei, daß sie aus Angst, Habe und Leben einzubüßen, sich der päpstlichen Tyrannei unterwerfen möchten. Es schmerze ihn bitter, zu denken, daß unter diesen Schwachmütigen auch seine Beichtkinder sein könnten. Wären das Gottes Kinder, die bei der ersten Prüfung irre würden? Wenn nun auch das Äußerste geschähe, die Feinde erstürmten die Stadt, die entmenschten päpstlichen Soldaten plünderten; was können sie denn verlieren? Gold und Goldeswert, Fleisch und Blut, nicht mehr als verweslichen Staub. Was aber setzten sie aufs Spiel, wenn sie mit den Päpstlichen unterhandelten? Ihre unverwesliche Seele. Wer könne da zögern? Aber es sei ja nicht an dem! Sie hätten ja Wort und Brief des Königs von Schweden, daß er sie königlich entsetzen wolle, was zweifelten sie? Sie wüßten ja, daß der Held nur ein paar Tagereisen von der Stadt entfernt sei; er werde schon den rechten Augenblick ergreifen, sich auf den Feind zu werfen und sie zu retten. Er, der Gottesstreiter, wage eine Krone, ein Reich, ein treues Volk, Weib und Kind, Glück und Leben, um seine bedrängten Glaubensgenossen im Reich, und sie wollten an ihm zweifeln! Schande über ihre Kleinmütigkeit! Ihr Ausharren werde gekrönt werden, der Held werde sein königliches Wort halten und sie herrlich erlösen.

Das glühende Auge, das aus dem gelben, spitzbärtigen Gesicht des Pfarrers herauszückend die Herzen der Gemeinde zu durchbohren suchte, feuerte die Zuhörer an, so daß sie sich ein wenig gehoben und getröstet fühlten; aber sowie sie zu Hause waren, bemächtigte sich ihrer die Unruhe wieder, die Männer gingen in die Schenken oder auf die Wälle, und auch die Frauen liefen hinaus, um etwas Neues zu hören und nicht allein zu sein.

In die Wirtschaft zur Eierwiese kam in der Frühe, nachdem die Nachtwache auf dem Walle abgelöst worden war, ein großer schwerer Mann und verlangte etwas Heißes zu essen. Während die Wirtin in das Haus ging, um eine Suppe zu holen, setzte er sich auf eine von den langen Holzbänken, die unter Birnbäumen und Pflaumenbäumen im Garten standen, stützte den Arm auf den Tisch und ließ den Kopf in die Hand fallen; dann aß er hastig und schweigend die Suppe, die ihm vorgesetzt wurde. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, über das Gras kroch feuchter, kühler Dunst, und man hörte das Zirpen der erwachenden Vögel. Allmählich füllte sich der Garten, einer stieß den schlafenden Mann an, der zuerst gekommen war, und hielt ihm einen Krug Bier hin. Der tat einen Zug und sagte, saufen, saufen sollte man jetzt, bald sei doch alles aus, was nütze die Schinderei, das Hungern und Nachtwachen? Es habe sich ihm in der Nacht angezeigt, daß Magdeburg hin sei. Nachdem er noch einen Zug getan hatte, wurde er vollends munter und erzählte, er habe um 10 Uhr abends die Wache am Südtor be-

Digitized by Google

zogen, sei eine Stunde auf und ab gegangen; habe sich dann auf einen Stein gesetzt, das Gewehr fest in der Hand, und nach der zerstörten Vorstadt Subenburg hinübergeblickt, wo er früher gewohnt habe. Über die schwarzen eingerissenen Mauern weg habe er die Lichter des feindlichen Lagers gesehen, allmählich sei es ganz dunkel geworden, fast als sitze er in einem Faß mit kleinen Löchern, das seien die Sterne gewesen, die am Himmel aufgezogen wären. Auf einmal habe er das Trappeln von Pferdehufen gehört, habe sich erschrocken aufgerichtet und um sich gespäht. Da sei zuerst ein schwarzer Hund vom Krökentore hergekommen, dem die Zunge aus dem Rachen gehangen habe, dann ein Reiter auf einem schwarzen Pferde. Er habe ein spanisches Hütlein mit roter Hahnenfeder getragen, sein Gesicht sei bleich gewesen, übrigens habe er eine krumme Nase und ein spitzes Kinn gehabt. Das ist der Tilly! habe er gedacht und ohne sich zu besinnen laut gerufen: Wer da? Eine hohle Stimme habe wie aus weiter Ferne geantwortet: Runde um Mitternacht! Da ihm das Wesen seltsam vorgekommen sei, habe er wiederum gerufen: Im Namen Gottes wer bist du? Da habe er ein häßliches Lachen wie von einer Eule gehört, und der Reiter sei vor seinen Augen verschwunden gewesen wie ein Rauch in der Luft.

Es war der Teufel, riefen einige, andere sagten, es sei Tilly leibhaftig gewesen, er verstehe die schwarze Kunst, noch andere, er könne auch gestorben sein, und es sei sein Geist gewesen.

Es sei gewiß und wahrhaftig der leidige Teufel gewesen, sagte der Mann. Aber das sei nicht das Ärgste gewesen. Er habe noch bestürzt und am ganzen Leibe zitternd nach der leeren Stelle gestarrt, da habe er plötzlich ein Sausen in der Luft gespürt, habe über sich geblickt und gesehen, daß es Vögel gewesen wären, die hätten sich aus der Stadt hinaus in das Land geschwungen. Erst wären es wenige gewesen, dann wären viele gekommen, Störche, Schwalben und Stare, und es wäre wie ein schwarzer Fluß über ihn hingezogen, daß die Luft kalt davon geworden wäre, bis es sich in der Ferne verloren hätte.

Das sei freilich ein gewisses Vorzeichen, sagte ein alter Schiffer; denn als er ein Kind gewesen sei, sei seinem Vater die Hütte abgebrannt, und da hätten in der Nacht vorher die Schwalben das Nest verlassen, das sie unter dem Dache seit vielen Jahren bewohnt gehabt hätten.

Nun, sagte einer, ob denn das Unglück so groß sei, wenn die Stadt erstürmt werde? Die Soldaten plünderten doch nur da, wo sie reiche Beute zu finden hofften, sie, die Armen, würden nicht davon betroffen, vielleicht fiele noch etwas ab für sie.

Gewiß wäre es eine gerechte Gottesstrafe für die Reichen, sagte der Mann, der das Gesicht gehabt hatte, weil sie die Vorstädte zerstört hätten unter dem Vorwande, daß sich sonst der Feind darin festsetze. Das sei nichts als Mißgunst gewesen, und unchristlicher könne der Feind auch nicht hausen.

Viele meinten, sagte ein Mann halblaut, das arme Volk würde sich sogar besser stehen, wenn durch den Kaiser eine gänzliche Reformation eintrete und das üble Wirtschaften des Rates abgestellt würde. Er wüßte es von solchen, die heimlich draußen im Lager gewesen wären, daß der Kaiser und Tilly es gut mit ihnen meinten.

Es gehe doch aber um die Religion, sagten dagegen andere, und es

Digitized by Google

sei auch nicht an dem, daß nur die Reichen geplündert werden würden, im Gegenteil, die kauften sich los, und die Armen müßten mit ihrer Haut zahlen. Ein Streit drohte auszubrechen, als die junge Wirtin, ein halbjähriges Kind auf dem Arme, unter die Lärmenden trat und zu plaudern anfing. Es verspreche ein gutes Obstjahr zu werden, sagte sie, indem sie zu den blühenden Bäumen aufblickte, eine so gute anhaltende Witterung sei seit Anno 1619 nicht dagewesen. Lachend hielt sie das Kind hoch, und über ihrem blonden Kopf schwebten die durchsichtigen, von Bienen umsummten Kronen wie ein Baldachin aus leichter weißer Seide. Was sie betreffe, sagte sie, so wären sie zufrieden, das Jahr lasse sich gut an für sie, und Gott werde schon alles zum Guten wenden. In diesem Augenblick trat ein schwedischer Leutnant ein, der einen Trupp Soldaten anführte, ließ sich Branntwein geben und fragte in herrischem Ton, indem er sich umsah, was die Männer hier trieben? ob sie nicht zur Wache zögen?

Einige schwiegen, andere sagten trotzig, sie gingen, wann sie Lust hätten, sie wüßten wohl, daß von den Reichen keiner käme, obwohl es doch alle gleich treffen sollte.

Der Leutnant entgegnete, das wären Ausreden, sie erhielten ihren ausgemachten Lohn dafür, den steckten sie ein und verzechten ihn in den Wirtschaften.

Nun wurden die Leute böse und schrien durcheinander, was das ihn angehe, das sei seine Sache nicht, die Soldaten hätten den Wall zu bewachen, dafür würden sie von der Bürgerschaft ernährt, sie sollten sich dazuhalten, oder sie würden ihnen Beine machen.

Sie sollten sich schämen, rief der Schwede in gebrochenem Deutsch, sie ließen sich von Fremden verteidigen und beschimpften sie noch. Er wisse wohl, daß die Schweden in der Stadt nicht gern gesehen würden, sie müßten hungern und sollten doch ihr Blut für die Stadt vergießen.

Nein, es sei umgekehrt, sagten die Magdeburger dagegen, die Schweden saugten ihnen das Blut aus; und es wäre trotz des gütlichen Zuredens der jungen Wirtin zu einer Rauferei gekommen, wenn der Marschall von Falkenberg nicht vorbeigeritten wäre und den Lärm gehört hätte. Die Soldaten, entschied er, gehörten auf die Wache und sollten sich in den Wirtshäusern nicht aufhalten. Aber ein schwedischer Offizier dürfe auch keine Schmähreden von den Bürgern dulden, sie müßten sich deswegen entschuldigen oder sollten bestraft werden. Endlich sollten auch die Bürger ihre Pflicht tun und rechtzeitig die Posten beziehen. Die Wirtin erzählte entschuldigend, was für ein Gesicht ein Mann diese Nacht auf dem Walle gehabt habe, und daß sie nun meinten, Magdeburg sei doch hin, und es nütze kein Wachehalten mehr. „Das sind Narrheiten", sagte Falkenberg streng. „Mein Helmbusch soll euch ein Zeichen sein, solange der flattert, steht Magdeburg.

Am 18. Mai schickte Tilly wieder einen Trompeter in die Stadt wegen der Kapitulation: es sei nun das letztemal, wenn die Stadt jetzt noch in ihrer Verblendung verharre, so müsse er das Gnadenpförtlein schließen und stürmen; dann könne er selbst die Stadt nicht mehr vor schwerem Schaden und Ruin retten. Der Rat versammelte sich und war einmütig darin, daß man kapitulieren müsse; verteidigen könne man die Stadt ja nicht, da es an Pulver fehle. Auch die Pfarrer der

Digitized by Google

Hauptkirchen traten zusammen, um einen Beschluß zu fassen. Es werde hoffentlich keiner unter ihnen sein, sagte Gilbert de Spaignart, der für die Übergabe spreche; denn das wäre Verrat an Gottes Wort.

Man müsse doch auch das Heil der Menschen bedenken, wandte der Domprediger ein, über die man zu wachen habe. Ob sie genugsam bedacht hätten, welches Los der Stadt zufiele, wenn sie erstürmt würde und sich dem Kaiser gänzlich unterwerfen müsse? Dann könne sie sich wegen der Religion nichts mehr reservieren, und bei der Plünderung würde nichts geschont, weder Geschlecht noch Alter, die Schwachen müßten am meisten leiden. Dann müßten sie das Geschrei der kleinen Kinder hören, die ihren Eltern entrissen, gespießt und ins Feuer geworfen würden, wie man dergleichen Greueltaten genug in diesem Kriege vernommen habe.

Wenn es sich um die Seelen handle, dürfe man des Leibes nicht achten, sagte Spaignart. Ob die ersten Christen auch so heikel gewesen wären, die man den Löwen vorgeworfen, in Pech gewälzt und angezündet hätte, daß ihre zuckenden Leiber weithin geleuchtet hätten? Das lese und höre man, als seien es Fabeln zur Unterhaltung; es seien aber Beispiele, die Christen zur Nacheiferung zu reizen.

Jene Christen, sagte Bake, hätten ihren Gott abschwören sollen; aber das werde von ihnen nicht verlangt. Tilly hätte deswegen gute Zusicherungen gegeben, und es sei auch noch nicht vorgekommen, daß die Lutherischen in ihren Ländern mit Gewalt von ihrem Glauben gezwungen worden wären.

Ja freilich, rief Spaignart zürnend, man kenne solche Lockmittel und betrüglichen Worte. Es sei doch bekannt, daß der Kaiser das Erzstift seinem Sohne gegeben habe, wie sich damit der evangelische Glaube reime? Versprechungen machten den Papisten nichts aus, da sie doch Ketzern das Wort zu halten sich nicht verpflichtet hielten.

Ja dann, sagte der Domprediger traurig, wenn man einander nicht Glauben schenke, dann müsse Handel und Wandel aufhören. Man solle doch nichts übereilen! Er sei in der Stadt geboren und aufgewachsen, ihr Kind und ihr anhänglich und treu. Er könne ihren Fall nicht ansehn. Sein Herz werde brechen, wenn er ihren Untergang erleben sollte. Gott verlange ein solches Opfer nicht, da er doch der Menschen Vater sei.

So? rief Gilbert de Spaignart mit flammenden Augen, ob Gott niemals schwere Opfer verlangt habe? Bessere Menschen als sie wären, hätten ihr Leben unter Martern aushauchen müssen; aber jetzt leuchte ihr Leib in der ewigen Glorie. Er glaube nicht, daß es Verräter unter ihnen gebe; aber schwache Seelen, die den eitlen irdischen Zauber allzu hoch anschlügen.

Nachdem Gilbert de Spaignart noch eine Weile so weitergeredet hatte, ohne daß ihm jemand etwas zu entgegnen wagte, verstummte auch der Domprediger. Sie gingen miteinander auf das Rathaus, wo Gilbert de Spaignart das Wort ergriff und den Rat ermahnte, nicht zu akkordieren. Sie wären ihre Beichtkinder und müßten ihre Stimme hören. Sie, die Pfarrer, wären für ihre Seelen verantwortlich. Der König von Schweden werde sicherlich kommen; wie sollten sie dann vor ihm bestehen, wenn sie trotz seiner vielfältigen Verheißungen nicht ausgeharrt hätten?

Am Nachmittage des folgenden Tages hielt Gilbert de Spaignart wieder eine Predigt. Von der Kanzel herunter sah er zu, wie seine

Digitized by Google

Zuhörer in die Kirche kamen, Männer, Frauen und Kinder waren schwarz gekleidet, die Frauen hielten die Gesangbücher auf einem weißen Tüchlein in der Hand, und sie suchten mit feierlichen Schritten ihre Plätze auf. Durch das geöffnete breite Portal und durch die hohen Fenster floß das Licht der Maisonne und rieselte über die vielen holzgeschnitzten und steinernen Figuren, mit denen die Kirche ausgeschmückt war. Da waren Engel mit Flöten und Trompeten, Heilige, die ihre Marterinstrumente trugen und lächelten, und die trauernden Gestalten der Verstorbenen auf den Grabmälern der vornehmen Geschlechter; sie glühten rosig und festlich wie große, seltsame Frühlingsblumen. Des Pfarrers schwarze Augen ruhten eine Weile auf den ernsten, stillen Menschen, die unter ihm auf den Bänken saßen, dann sagte er, es freue ihn, daß sie in Feiertagsgewändern gekommen wären; denn dies sei eine Prüfung, die Gott in Freude verwandeln werde. Es zieme sich, daß sie ernsthafte Gedanken über ihre Sünde und die Nichtigkeit alles Zeitlichen hätten; aber sie sollten nicht an dem König zweifeln, der ihnen Rettung zugesagt habe. Vielleicht sei er nicht mehr weit; vielleicht sähen die Wächter auf den Türmen schon den Staub, den seine fliegenden Rosse aufjagten.

Auf dem Rathause saßen die Ratsherren noch zusammen. Sie waren alle willens zu akkordieren, der Trompeter sollte sogleich an Tilly zurückgeschickt werden und ihre Bereitwilligkeit anzeigen. Da kam Falkenberg von den Wällen zurück und sagte, atemlos vom eiligen Ritt, sie sollten noch eine einzige Nacht warten; wenn der König bis zum Morgen nicht da sei, wolle er nicht länger wider die Kapitulation reden. Der Trompeter sei ja noch in der Stadt, also sei nichts Ernstliches zu besorgen, Tilly werde nicht stürmen, bis der Trompeter mit der Antwort zurück sei. Jetzt komme alles darauf an Zeit zu gewinnen. Darüber können sie den kostbarsten Augenblick verlieren, sagte einer der Ratsherren. Falkenbergs Gesicht zuckte vor verhaltener Erregung: sie wären wie jene Jünger, zu denen Christus gesagt hätte, könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?

Die Ratsherren wiesen diesen Vorwurf zurück. Sie müßten für das Wohl der Stadt sorgen, sagten sie, es wären böse Vorzeichen vorgefallen, ein Mann habe kürzlich bei Nacht den Tilly auf einem schwarzen Roß auf dem Wall erscheinen gesehn und dies mit einem Eide bekräftigt, auch wäre vom nördlichen Walle, wo Pappenheim liege und wo die größte Gefahr sei, Bericht gekommen, es würden heimliche Anstalten zum Sturme getroffen. Falkenberg erbot sich, mit einigen Ratsherren dorthin zu gehen und sich darüber zu vergewissern. Die Sonne war untergegangen, bis die Herren oben waren; wie sie sich im Zwielicht zum Unterwall hinunterbeugten, konnten sie Sturmleitern daneben liegen sehen, die augenscheinlich neuerdings von den Belagerern dorthin geschafft waren. Voll Schrecken wies der eine der Ratsherren darauf hin: die Feinde hätten sich's bequem gemacht, sagte er, daran könnten sie hinaufsteigen wie über eine Freitreppe. Die Leitern wären viel zu kurz, sagte Falkenberg, wer Erfahrung im Belagerungswerk hat, könne das sofort erkennen. Sie dienten den Feind zu täuschen, sonst zu nichts. Übrigens könne er nachts noch einen Ausfall unternehmen, um Pappenheim die Lust zum Sturm zu vertreiben. Er stand still mit

Digitized by Google

gesenktem Kopfe in einer Mauerlücke, während Fledermäuse mit unhörbarem Taumelfluge an ihm vorüberhuschten; sein Gesicht schimmerte matt in der Dämmerung.

Daß es auf einen Sturm in dieser Nacht nicht abgesehen sei, könne man annehmen, berichteten die Zurückkehrenden auf dem Rathause, es sei alles still drüben.

So wolle man denn in Gottes Namen noch einmal zuwarten, wurde beschlossen; sei aber die Nacht vorüber und der König nicht erschienen, wolle man kapitulieren. Um 4 Uhr wolle man sich wieder auf dem Rathause versammeln, bis dahin aber sich ein wenig des Schlafes getrösten. So wolle er um 4 Uhr sich auch einfinden, sagte Falkenberg, und die Befehle des Rates vernehmen.

Spät am Abend hielt Tilly Kriegsrat. Der Trompeter sei noch nicht zurückgekommen, sagte er, er besorge, es sei daraus zu schließen, daß die Magdeburger steif in ihrem Widerstande verharren wollten. Es sei nicht zu leugnen, daß nach allerlei aufgefangenen Nachrichten der Schwedenkönig etliche Stunden von hier, zu Saarmünd, stehe und also demnächst zum Entsatz anrücken könne, insofern dränge die Zeit, wenn man etwas unternehmen wolle. Andrerseits werde die Stadt sich gut vorgesehen haben, man laufe Gefahr, mit blutigen Köpfen abziehen zu müssen.

Als Tilly schwieg, fiel Pappenheim rasch ein, er halte es für seine Pflicht, den Sturm zu votieren, und zwar schleunig dazu zu schreiten, denn es sei schon allzuviel Zeit verloren. Die Stadt möge im Osten und Westen gut verwahrt sein, im Norden, wo er stehe, sei der Eingang frei. Auch habe er täglich Briefe aus der Stadt empfangen, die Stimmung sei schlecht, die Bürgerschaft verzagt und des Dienstes auf den Wällen müde. Man sei es dem Kaiser schuldig, mit Warten nicht die Gelegenheit zu verspielen.

Tilly entgegnete mit einem ernsten Blick auf Pappenheim, dieser habe die Belagerung einer starken Festung noch nicht mitgemacht. Das sei ein anderes Werk, als offene, von Bauern verteidigte Plätze einzunehmen, wie er in Unterösterreich getan habe.

Er sei allerdings jung, antwortete Pappenheim, habe nicht so viel Erfahrung wie Tilly, dem er sich deshalb auch stets untergeordnet habe. Aber einmal müsse er doch anfangen Erfahrung zu erwerben. Er habe den Festungskrieg gründlich studiert, sei auch in den Niederlanden gewesen und wisse, daß die Werke der Stadt Magdeburg nichts taugten. Er wolle stürmen, nicht weil er ein Hitzkopf sei, sondern um seine Pflicht gegen Kaiser und Kurfürsten zu erfüllen.

Daß auch er das zu tun gewillt sei, werde niemand bezweifeln, sagte Tilly. Es sei aber vielerlei zu bedenken. Magdeburg sei eine schöne, große, volkreiche Stadt. Bevor man Hand an sie lege, müsse man ihr Zeit lassen, sich zu bekehren. Der Trompeter, den er abgesandt habe, sei noch nicht zurückgekehrt.

Einige andere Offiziere meinten, dem Trompeter könne auch etwas zugestoßen sein. Die Staatsräson gehe schließlich über alles, es sei hochwichtig für den Kaiser, daß Magdeburg, der Schlüssel zum Elbepaß, nicht in Feindes Hand falle.

Digitized by Google

Wenn Tilly nicht jetzt sogleich stürmen wolle, schlug Erwitte vor, so könne man es ja in der Frühe des folgenden Tages tun, da man doch einmal einen Zeitpunkt festsetzen müsse. Damit erklärte sich Pappenheim einverstanden. In der Frühe sei auch im grauen Altertum Sagunt erobert worden; die Bürgerschaft pflege, nachdem sie die Nacht durchgewacht habe, sorglos zu werden und sei desto leichter zu überwältigen. Tilly willigte ein; doch solle niemand losbrechen, bis er selbst um 7 Uhr das Zeichen durch einen Kanonenschuß gegeben habe. Um 3 Uhr erwachte der General nach kurzem, unruhigem Schlummer und erteilte Befehle, wie es gehalten werden solle, wenn der Sturm mißglückte; in dem Falle wollte er von Magdeburg abziehen. Nachdem er dann eine Messe gehört hatte, kniete er lange vor dem Bilde des Gekreuzigten, das in seinem Zelte aufgestellt war, ohne daß das Gebet seinem Herzen Gewißheit gegeben hätte. Er sagte sich, daß Pappenheim im Rechte sei, wenn er es für erforderlich hielt zu stürmen, aber gleichzeitig beruhigte ihn der Gedanke, daß niemand beginnen dürfe, bis er selbst das Zeichen dazu gegeben hätte.

Um 4 Uhr kam Falkenberg auf das Rathaus, wo einige Ratsherren eben eingetroffen waren; sein braunes Haar, das an den Spitzen rötlich schimmerte, klebte an seiner blassen Stirn. „Ihr seht aus, als ob Ihr wenig geschlafen hättet", sagte Bürgermeister Braun zu ihm. Ein Kriegsmann müsse den Schlaf entbehren können, antwortete er. Was die Herren nun zu tun willens wären? Sie wären noch zu wenige, um einen Beschluß zu fassen, hieß es; worauf der Marschall erklärte, er wolle inzwischen die Wachen besichtigen, und fortritt. Als er zurückkam, wurde ihm mitgeteilt, sie wären entschlossen zu kapitulieren. Gott habe sie diese Nacht noch beschirmt, jetzt sei keine Zeit mehr zu verlieren, längeres Warten hieße Gott versuchen. Der Administrator, der anwesend war, sagte seufzend, er glaube auch, es müsse so sein. Gegen die Notwendigkeit solle der Vernünftige sich nicht stemmen. „Notwendig ist nur der Wille", sagte Falkenberg. Wo sei hier Notwendigkeit? Hätten die Belagerer stürmen wollen, so hätten sie es diese Nacht getan. Wenn sie jetzt kapitulierten, sei es unwiederbringlich. Eine Stunde, nur eine Stunde noch sollten sie warten. Von den Ratsherren standen mehrere ärgerlich auf, und einer sagte mit einem feindlichen Blick auf Falkenberg, es müsse jetzt ein Ende gemacht werden; sie könnten die Stadt nicht wegen der Hartnäckigkeit eines Fremden dem Untergang preisgeben.

In diesem Augenblick hörte man eilige Schritte auf der Straße, der Bürgermeister öffnete das Fenster und sah hinaus; gleich darauf kam ein Ratsdiener und meldete, der Türmer vom Johannesturm schicke seinen Buben, es sei große Bewegung im feindlichen Lager nach Norden zu, hinter Büschen und Mauerwerk lebe es von Reitern, es gehe etwas vor, er besorge, sie wollten stürmen. „Sie sollen kommen," sagte Falkenberg, „sie werden gut empfangen werden, die Wälle sind besetzt." „Aber wir haben ja kein Pulver mehr," schrie der Bürgermeister Kühlmann außer sich, „wenn sie kommen, so sind wir alle verloren." Falkenberg sagte, er wolle nach der südlichen Stadt und sein dort liegendes Regiment nach den bedrohten Mauern führen; er lief die Treppe hinunter, und man hörte das scharfe Aufschlagen der Hufe seines Pferdes auf das

Digitized by Google

Pflaster. Christian Wilhelm eilte ihm nach; nun sei ihm wieder wohl, da er kämpfen könne, rief er fröhlich, die verräterischen Schufte sollten sich an der heißen Morgensuppe die Kehle verbrühen. Indessen kamen Leute gerannt und jammerten, der Feind sei schon auf den Wällen, habe die Wachen überrumpelt und dringe in die Stadt; auf der Straße wurde durcheinandergelaufen und geschrien. Die großen Glocken fingen an Sturm zu läuten; heulend rasten die schweren Töne durch den heiteren Morgen. Die Ratsherren eilten nach ihren Häusern, um für ihre Familie und ihre Habseligkeiten zu sorgen, viele flüchteten zu denen, von welchen man wußte, daß sie mit den kaiserlichen Befehlshabern im Einvernehmen gewesen waren und Schutzwachen wegen der Plünderung von ihnen erhalten würden.

Zwischen 6 und 7 Uhr hielt ein Feldprediger auf dem nördlichen Walle die Frühpredigt. Er sagte, daß, wie Gott durch Simson die Philister geschlagen habe, so würde er auch den Antichrist Tilly und seine Horden treffen. Aber es wären nicht alle rechte Bekenner des Worts, die sich Evangelische nennten. Die Wölfe im Schafpelz, die Maulfrommen, die wären noch schlimmer als die Katholischen, und daß solche in der Stadt wären, wisse ein jeder, ohne daß er sie nennte. Während der arme Soldat sich Wurzeln suchte und um ein schmales Süpplein froh wäre, säßen sie an der Tafel voll Spanferkel, Würzwein und Marzipan, schickten geheime Brieflein an den Feind und steckten dafür das Geld in die Tasche, das dem armen Mann als Kontribution abgepreßt wäre. Sie meinten wohl, nur dem Feinde Brieflein verkauft zu haben; aber sie hätten dem bösen Feind Satanas ihre Seele verhandelt, wie sie dessen in der Todesstunde inne werden würden. Da stehe der Teufel an ihrem Kopfkissen und erwarte die ausschlüpfende Seele und fahre mit ihr kopfüber in die Hölle. Bei diesen Worten, die der Prediger mit gellender Stimme schrie, während er mit den Armen in der Luft herumfuchtelte, wurde er durch das laute Geschrei der anstürmenden Pappenheimer unterbrochen. Viele Soldaten waren so bestürzt, daß sie wie gelähmt stehen blieben und sich abstechen ließen, andere mit dem Prediger sprangen blindlings über Stock und Stein und kamen atemlos in die Stadt, das Unglück zu melden. Als Falkenberg an der Spitze seines Regiments angesprengt kam, waren die äußersten Straßen schon vom Feinde erfüllt; nach kurzem, wildem Kampfe fiel er und wurde von einem seiner Pagen sterbend in ein Haus geschleppt.

Während die Soldaten sich noch wehrten, rannten von den Bürgern die meisten nach Hause, um bei ihrer Familie und ihrer Habe zu sein. Hinter ihnen drein stürmten die Sieger, trunken von dem Wein, den ihnen Pappenheim, um sie anzufeuern, hatte reichen lassen, und von gieriger Ungeduld; denn es galt nun in den zwei Stunden, die ihnen zum Plündern zustanden, sich die lohnendste Beute zu verschaffen.

Als Tilly in die Stadt einritt, um zuerst den Pater Sylvius im Liebfrauenkloster aufzusuchen, sah er, daß aus einem Hause in der alten Stadt Flammen schlugen; steil und durchsichtig rein flog der Feuerspringbrunnen in den Frühlingshimmel. Der General spornte sein Pferd und rief den Soldaten, die hierhin und dorthin liefen, zu, mit ihm zu kommen und zu löschen; aber es hörte oder achtete niemand darauf.

Digitized by Google

Als er zur Stelle kam, brannten zwei Häuser lichterloh, und wenn nicht schleunig gewehrt wurde, mußten die benachbarten, ja mußte die ganze Straße ergriffen werden. Voll Schrecken gebot er den Offizieren, die in seiner Begleitung waren, Leute zum Löschen zusammenzubringen, sie sollten drohen und versprechen, damit der Brand nicht um sich greife und unsägliches Verderben verhindert werde. Feuriger Schein fiel auf das bräunliche Gemäuer des Johanneskirchturms und Schwärme von Funken rieselten, wie Samen von der Hand eines dämonischen Sämanns geworfen, auf das Dach des Langhauses.

In der Nähe der brennenden Straße sah Gilpert de Spaignart, der planlos umherirrte, um zu helfen und zu retten, eine ihm bekannte Kaufmannsfrau mit ihrer zwölfjährigen Tochter im aufgeregten Gespräch oder Streit mit einem auffallend herausgeputzten bärtigen Offizier. Er hatte, wie sich herausstellte, das kleine Mädchen am Arme gefaßt und suchte es unter dem Vorwande, er wolle es vor dem Feuer und der Roheit der gemeinen Soldaten schützen, mit sich fortzuziehen, das sich angstvoll an das Kleid seiner Mutter klammerte. Die Frau, die die Absicht des begierig blickenden fremden Mannes durchschaute, stürzte sich flehend auf den Pfarrer, der, um ihr beizustehen, auf den Offizier zuging, ihm höflich dankte und ihm erklärte, er kenne die Frau und werde sie schützen. Ohne das Kind loszulassen schrie der Offizier den Pfarrer an, was ihm einfalle sich einzumischen, er sei ein Pfaff und habe den Tod verdient. Flüchtende Bürger, die es hörten, blieben stehen und stimmten ein: ja, das sei der Verfluchte, der sie verführt und ins Verderben gestürzt habe; von allen Seiten geschlagen und gestoßen, wehrte er sich atemlos, die Augen fortwährend auf die Frau und das Kind gerichtet. Bevor er sich freimachen konnte, schlug der Offizier die Frau mit der Klinge seines Säbels vor die Brust und riß das kleine Mädchen mit sich. Spaignart sah das runde, rosenrote Gesichtlein unter der schwarzen Haube, das jetzt von verzweifelter Angst zerrissen war, und die weiche Kinderhand, die ohnmächtig nach der Mutter griff; in einem Augenblick erinnerte er sich, wie er das Neugeborene über die Taufe gehalten hatte, und wie das Kind ihn während des Unterrichtes anzusehen pflegte, ein wenig zögernd und trotzig, als wenn es lieber gespielt und sich draußen getummelt hätte, als seine Sprüche aufzusagen. Wütend riß er sich los, packte die halb ohnmächtige Frau und rannte, sie hinter sich herziehend, dem Entführer nach, den er bereits nicht mehr sah. Plötzlich fiel von einem Hause brennendes Gebälk auf die Straße und traf die Frau; ohne sich nach ihr umzusehen, taumelte er vorwärts, Staub und Qualm in den Augen, von Getöse und Gebrüll betäubt. Vor dem Rathause, wo er sich auf einmal fand, brach er, unfähig weiterzugehen, zusammen. Über den Stufen der Treppe sich windend, das Gesicht auf die Steine gepreßt, schrie er: Verflucht, wer sich auf Menschen verläßt! Er wünschte nichts weiter, als daß dies eine Kanzel wäre, und daß alles Volk in Magdeburg, nein, alle Menschen auf der Erde ihn hören könnten, wie er schrie: Verflucht, wer sich auf Menschen verläßt! und daß sie es verständen, wie er es jetzt verstand, und wie Gott es zur Warnung hatte ausgehn lassen: Verflucht, wer sich auf Menschen verläßt! Er versuchte, es zu schreien und zu heulen, daß es von allen Mauern widerhallte und fürchterlich zum Himmel aufstiege; aber es kam nur als ein trockenes Geflüster von seinen Lippen.

Digitized by Google

Indessen wälzte sich die Feuersbrunst weiter, obwohl an einzelnen Stellen Soldaten und Bürger unter der Anleitung von Offizieren zu löschen suchten; doch gelang es, durch Niederreißung von Häusern den Dom abzusperren. Als Tilly bei der Kathedrale ankam, die der singende Flammenkreis umgab wie ungeheure, im feierlichen Siegesjubel geschwungene Scharlachfahnen, und die dort versammelten Offiziere, die Hüte lüftend, glückwünschend an ihn heranritten, nahm auch er seinen Hut ab und faltete die Hände. Der Herr habe ihm vergönnt, sagte er, dies Heiligtum der wahren Kirche zurückgeben zu können; sein Herz sei voll des Dankes. Nach einer Pause, während welcher die Herren schweigend die Hüte in der Hand hielten, wendete der General sich ihnen zu und dankte ihnen für den Eifer, mit dem sie ihre Pflicht getan hätten. Pappenheims Valor und Unermüdlichkeit werde er dem Kaiser besonders rühmen; daß er das verabredete Zeichen zum Sturm nicht erwartet habe, schreibe er seinem löblichen Kriegseifer zu. Die Offiziere meldeten ihre geringen Verluste; ein so vollkommener und herrlicher Sieg sei seit Jahrhunderten nicht errungen worden. „Doch besorge ich," sagte Tilly mit verdüsterter Miene, „daß er sich in unsern Händen in Schimpf verwandelt. Wir werden statt einer Festung einen Aschenhaufen erobert haben, was wir vor dem Kaiser und aller Welt werden verantworten müssen." Gott möge es demjenigen verzeihen, setzte er langsam hinzu, der dies Verhängnis aus Übermut oder Unbedacht angestiftet habe. Pappenheim, der den vorwurfsvollen Blick des Generals aufgefangen hatte, warf den Kopf zurück und sagte mit lebhafter Empfindlichkeit, er hoffe, Tilly wolle nicht ihn solcher Barbarei und sträflichen Vorwitzes fähig halten. Er wisse, wieviel an der Konservation der Stadt gelegen sei. Der Brand sei wohl ein Strafgericht Gottes; viele meinten auch, und es sei leicht möglich, daß die frevelmütigen Rebellen das Feuer selbst angelegt hätten, um lieber unterzugehen, als in des Kaisers Hand zu fallen. Es sei jetzt nicht der Ort, darüber zu reden, antwortete Tilly, indem er Miene machte, wieder nach der brennenden Stadt umzukehren, jetzt müsse man nach Kräften Schaden zu verhüten suchen. Er bestimme den Dom zu einem Zufluchtsort für alle, jeder solle sorgen, daß seinen Befehlen nachgelebt werde. Der Freiherr von Schönberg ritt ihm nach und flüsterte ihm zu, ob er gestatte, daß er sich als Entgelt für gewisse Forderungen, die er an die Kriegskasse habe, einen Teil des Materials aus den abgebrannten Häusern, etwa das Kupfer, zueigne; jetzt greife jeder zu, am Ende bleibe dem Säumigen nichts übrig. Tilly sagte, er habe nichts dawider, wenn die Gelegenheit dazu da sei; vorerst sei Wichtigeres zu tun, und er hoffe, dabei werde sich niemand säumig finden lassen.

In einer engen Gasse scheute Tillys Pferd vor dem Leichnam einer Frau, der quer über das Pflaster hingestreckt lag; abspringend sah er, daß neben ihr, an ihre volle, blütenweiße Brust geklammert, aus der es kurz vorher gesogen haben mochte, ein kleines weinendes Kind kroch. Das Blut stieg ihm heiß ins Gesicht, und er bückte sich und zog mit einer ungeschickten Bewegung das Hemd über den Körper der Toten; dann sah er das Kind an, das einer schönen lebendigen Frucht gleich vor ihm lag und, sein Weinen unterbrechend, seinen stillen, großen Blick auf ihn richtete. Mit zitternden Händen nahm er es und wollte es in seinen Mantel einhüllen; aber er wußte es nicht anzustellen und winkte einem

Digitized by Google

seiner Diener. Ob er Kinder habe? fragte er ihn; so solle er das Kind sorgfältig zu sich aufs Pferd nehmen und bis zum Liebfrauenkloster tragen. Es sollten auch alle Kinder, befahl er, die elternlos weinend gefunden würden, nicht beiseitegelassen, sondern mitgenommen werden, denn er wolle ihr Vater sein. Im Weiterreiten gelobte er alle diese Kinder, die ihm verliehen sein würde, dem allgemeinen Untergang zu entreißen, Gott und der heiligen Jungfrau; sie würde mütterlich die hilflose Unschuld schirmen und einst vielleicht würden ihre reinen Herzen an Gottes Thron für ihn beten.

Um Mittag mußte die brennende Stadt verlassen werden; viele, die die Hoffnung auf Beute noch zurückhielt, kamen mit ihren Opfern in den Flammen oder unter einstürzenden Mauern und Fachwerk um.

Vom Heute fürs Morgen

Die Eidechse

Ein Verlag hatte mir geschrieben, er gäbe ein Sammelwerk heraus, als Einleitung brauch er einen Aufsatz „Der Mensch als Krone der Schöpfung", und es wäre ihm recht, wenn der Artikel möglichst „zügig" geschrieben werde . . .

Nun ist bestellte Arbeit nie begeisternd für Federn, die eigenwillig sind. Aber immerhin — der Mensch als Krone der Schöpfung? Ei, da muß sich doch was gutes schreiben lassen! Aus einem solchen Titel strömt ja von selbst Begeisterung, wenn man nur freundlich mit der Hand darüberstreicht!

Nur mit der Hand? Vor allem mit dem Stolze, daß man selbst ein Laubblatt an der Schöpfungskrone sei und drin rascheln dürfe, wenn . . . ja: wenn die Winde gehn. Hm, Wind war gerade nicht genug. Es mußte wohl auch Sturm sein, der bis an die Wurzeln rührte. Nur Stürme konnten Lieder singen von der Schöpfungskrone.

Also saß ich am Tisch vor meinem Fenster und wartete des innern Sturms. Der aber wollte nicht recht kommen. Vielleicht weil draußen eitel Sonne schien. Vielleicht weil mir auf einmal eine Frage durch den Kopf schoß, die Frage: Sind wir auch wirklich dieser Schöpfung Krone? Genug — ich weiß es nicht.

Ich weiß nur soviel, daß ich mit meiner Bleistiftspitze zwecklos Löcher in die weißen Blätter bohrte und übers Fenstersims ins Leere starrte. Da raschelte etwas an der Mauer. Ein dreieckiges Köpflein schob sich herauf und blinzelte. Ich hielt ganz still. Da schob es sich weiter herauf, und jetzt, nach einem blitzschnellen Schwung, saß eine schlanke Eidechse auf einem Fensterbrett des Hauses, welches sie im Dorf das Räuberhäuschen heißen.

Sie war ganz sonderbar grün. Wie aus Stein gemeißelt lag sie da in praller Sonne. Einen kleinen Schneller noch, so lag sie auf meinem Manuskriptpapier. Aber sie machte keinen mehr. Sie blickte mich nur unverwandt an. Weil ich mich nicht rührte, fürchtete sie sich nicht. Ich konnte sehen, wie sich unterm Kopf die feine Schüppchenhaut hob und senkte und wie die Äuglein glitzerten.

Von der Straße kam ein fernes Singen. Die Eidechse wandte das Köpflein hierhin, dorthin — sie horchte. Auf das Lied da drüben.

Digitized by Google

Das verklang, und mein Dechslein sah mir wieder schnurgerad ins Angesicht. Mein Auge war es, das sie fesselte. Glanz kam zu Glanz und senkte sich mit Staunen ineinander. Und eine Frage spielte Fangball zwischen mir und ihr: „Was denkt wohl dieses Ding da?“ Was meinen Sinn bewegte, war: „Der Mensch, der Schöpfung Krone.“ Und was im kleinen Kopf der Dechse vor sich ging? Vielleicht dasselbe: „Die Eidechse, die Krone der Schöpfung.“

Ich mußte lächeln, daß sich Eidechsen so was einbilden könnten. Dann fiel mir ein, daß sicher auch die Eidechse lächeln würde, könnte ich ihr mitteilen, daß wir der Schöpfung Krone seien.

Hatte sie nicht eben geblinzelt? Und auf einmal floß ein Strom lebendigen Verstehens zwischen mir und ihr. Auf einmal wußte ich, daß alles was lebendig ist auf dieser Welt, nicht oben und nicht unten steht. Daß alles Lebendige gleichwertig ist, in seiner Art ein jedes eine Krone alles Lebens.

Konnte es Vollkommeneres geben als eine Eidechse? Konnte es Vollkommeneres geben als einen Vogel? Konnte es Vollkommeneres geben als den Menschen?

Aber der Mensch hat allein Verstand, sagst du! Woher weißt du das? Und ist Verstand das Höchste? Ist er mehr als schwanke Oberfläche tieferer Gewalten?

Der Mensch allein hat aber eine Seele, sagst du! Glaubst du das, so bist du noch nie in dem Strom des Lebens mitgeschwommen, der stündlich um die Erde kreist.

Der Mensch allein kann Brücken bauen, Bücher schreiben und die Entfernung der Sterne in Millionen Meilen berechnen, sagst du! Das ist wahr, das kann er. Aber schau einem Tier ins Angesicht und wirf, wenn du's kannst, nur einen Ahnungsblick in seine Seele: Überkommt dich eine Ahnung alles dessen, was die Eidechse alles kann, das du nicht kannst? Weißt du, ob die Art und Weise, wie eine Dechse diese Welt ansieht, nicht besser ist als deine Art, sie durch Bücher hindurch zu sehn? Sag mal selbst, Dechslein . . .

Husch, war sie das Fensterbrett entlanggelaufen und in einem Mauerspalt verschwunden. Ich wollte, ich könnte auch in einem Mauerspalt verschwinden, wenn's mich freute oder wenn mich was nicht freute. Der Auftrag des Verlags zum Beispiel freut mich nicht. Ich weiß schon, was ich dem Verlage schreibe: „Der Mensch ist nicht die Krone aller Schöpfung, er ist nur ein Blatt mit tausend andern Blättern an dieser Krone.“

Fritz Züricher

Bücher für Jahrhundertfeiern

Mit einem schönen Vortrag ist's bei diesen Feiern nicht getan; denn diesmal dürfen wir weniger als je uns nur „erinnern“ an die Vergangenheit. Vor hundert Jahren war die Volksseele im Innersten aufgewühlt; es trat unmittelbar in den Lichtkreis vollen Bewußtseins, was in andern Zeiten nur leise von unten herauf durch die instinktive Richtung des Fühlens wirkt. In der Urwelt der Leidenschaft eines Volkes, zwischen Haß und Zorn und Liebe, erscheinen da ethische und religiöse Kräfte in einer Stärke, wie man sie am Alltag für unmöglich zu halten pflegt. Und das ist das Erhebende, daß sie nicht nur neben andern auch da sind, sondern daß sie herrschen und der Leidenschaft „vernünftige“ Ziele setzen. Was das heißt: einem Volk sind

Digitized by Google

die höheren Werte einer geistigen Entwicklung bis in das Urleben des Instinktes eingedrungen, das lernt man ermessen, wenn man den Volkskrieg von 1813 mit früheren Kriegen oder mit den Barbareien auf dem Balkan vergleicht. Freilich: Krieg bleibt Krieg. Den äußeren Formen nach unterscheiden sich Kriege nur gradweise. Aber nach Sinn und Ziel doch wesentlich.

Der Krieg von 1813 ist wegen seiner Triebfedern und Ziele nicht nur ein geschichtliches Geschehnis wie viele andere, sondern die sittliche Tat eines Volkes. Und darum ist seine Bedeutung nicht mit seinen nächsten ursächlichen Folgen in der Geschichte erschöpft, sondern sein Wert bleibt dauernd für die sittliche Erziehung unsres Volkes. Dieser Wert ist aber unmöglich in den äußeren Ereignissen zu finden, er liegt im „Geiste der Zeit". Natürlich ist, nach Faustens Wort, dieser Geist „im Grund" unser eigner Geist, wir erfassen nur, was wir von ihm überhaupt verstehen können. Aber daß wir an den Dokumenten einer gewaltigen Zeit uns in sie einzuleben suchen, das schon erweitert uns über unser enges Alltagsdasein hinaus, stärkt das gleich geartete, das, vielleicht noch unerweckt, in uns ruht, macht uns reif und fest, so daß wir, wenn auch uns ein ungewöhnliches Schicksal trifft, ihm gewachsen sind.

Alle Worte und Klänge der Jahrhundertfeier, aller Rauch und Rausch sind nichts, wenn wir nicht selbst geistig wachsen durch die „Erinnerungen". Wir feiern ja nicht, um Tote zu „ehren" — sie bedürfen dessen nicht —, sondern damit die Toten in uns Auferstehung halten, denn wir bedürfen ihrer. Was ist das Blut der Ahnen in unsern Adern, wenn auf seinen Fluten nicht auch ihr Fühlen und Wollen durch das Reich unsres Bewußtseins kreist? Worte sind die Träger des Geistes. Darum sollen die Worte der großen Toten in uns widerhallen, das ist die würdigste Feier. Sie sind um so viel wertvoller als jeder Vortrag, wie der Bibeltext wertvoller ist als eine Predigt.

Darum empfehlen wir vor allem die Bücher, die uns die unmittelbaren Worte der Zeit geben. Das beste von ihnen scheint uns Friedrich Schulzes „Franzosenzeit in deutschen Landen" (Voigtländer, Leipzig). Es ist in zwei Bänden für 20, in einem für 18 Mk. zu haben. Eine besondere Ausgabe der geistigen Urkunden der Jahre 1813 bis 1815 kostet in guter Ausstattung 6,50 Mk. Die Auswahl läßt gerade auch den seelischen Gehalt jener Jahre neben den äußerlichen politischen Vorgängen in Echtheit und Fülle hervortreten. Wertvoll ist auch das reiche zeitgenössische Bildermaterial. Gleich nach diesem Werke nennen wir zwei gute Auswahlen geringeren Umfangs: Tim Kleins „Die Befreiung 1813. 1814. 1815" (bei Langewiesche-Brandt für 1,80 Mk.) und Müsebecks „Gold gab ich für Eisen" (bei Bong, für 2 Mk.). Tim Kleins Zusammenstellung zeichnet sich durch eine vortreffliche und sehr selbständige Gliederung des Stoffes aus. Er bietet auch vor allen andern die geistigen Grundlagen der Zeit in so weitem Umfange dar, daß Kant, Schiller, Goethe mit geeigneten Stücken zu Wort kommen. Man wünschte wohl die verschiedenen Bücher nach dieser Seite viel weiter ausgebaut. Müsebeck hält sich enger an den politischen Verlauf und zieht auch die „Zeit der Not" von 1806 ab mit in

Digitized by Google

seinen Bereich. Endlich seien noch zwei Auswahlen genannt, die auch für die Jugend in Betracht kommen: das vom Leipziger Lehrerverein herausgegebene Gedenkbuch „Im Kampf um Freiheit und Vaterland“ (Hahns Verlag, Leipzig, 3 Mk.) und Capelles „Befreiungskriege“ (Teubner, Leipzig, zwei Bände zu je 1,75 Mk.). Beide halten sich mehr an das eigentliche geschichtliche Geschehen, ohne überall den tieferen und feineren geistigen Verflechtungen nachzugehn, sie sind daher für „Volk und Jugend“ „interessanter“.

Ein erfreuliches Zeichen ist, daß auch in den billigen Sammlungen immer mehr die ursprünglichen „Quellen“ erschlossen werden. Die Voigtländerschen „Quellenbücher“ bringen ein Heft prächtiger Blücher-Briefe und anderes wertvolle Material aus der Befreiungszeit. Im „Schatzgräber“ des Dürerbundes (Georg D. W. Callwey, München) findet man einiges, das man sonst vergeblich sucht: eine Auswahl aus Stein und die Selbstbiographie Steins, ferner Hefte von Arndt, Ludwig Richter, Immermann.

Wer sich die großen Gestalten der Zeit ganz vertraut machen will, der muß freilich doch zu wissenschaftlichen Darstellungen greifen. Sie können mehr, auch mehr Quellenmaterial geben als Auswahlen. Glücklicherweise besitzen wir solche, die nicht bloß „wissenschaftliche Leistungen“ sondern auch rechte Volksbücher für Gebildete sind. Max Lehmanns große Stein-Biographie muß da vor allen genannt werden, aber auch Droysens York und Delbrücks Gneisenau. Von den wissenschaftlichen Darstellungen der Gesamtgeschichte jener Jahre scheint uns Friedrich Meineckes „Zeitalter der deutschen Erhebung“ (Velhagen & Klasing, 4 Mk.) die in Bezug auf das wesentliche vollendetste. Wer etwas *über* die Zeit lesen will, der sollte nach diesem Buche zuerst greifen.

Wir kommen nun in die Tage, da man die großen entscheidenden Schlachten, insbesondere die Leipziger feiern wird. Da möchten wir die, die sich über den tatsächlichen Verlauf der einzelnen Kämpfe unterrichten wollen, auf die bei Köhler in Dresden erscheinenden „Deutschen Schlachtfelder“ hinweisen, die die Ereignisse zuverlässig und anschaulich darstellen. Ein solcher Anschauungsunterricht hilft *auch* vor der bloßen Phrase bewahren. Dargestellt sind bis jetzt: „In und um Dresden 1813“ von Artur Brabant (4 Mk.), die „Kämpfe an der sächsisch-böhmischen Grenze“ von Alexander Friedrich (3,80 Mk.), die „Schlacht an der Katzbach“ von Biereye und die „Völkerschlacht bei Leipzig“ von Seyfert. Dieser Band mit seinem klaren, zuverlässigen Bericht und dem beigegebenen geschichtlichen Kartenmaterial wird manchem zur Jahrhundertfeier am 18. Oktober willkommen sein.

Ob dieses Festjahr innerlich ertragreich sein wird für uns? Von allen Seiten werden uns phrasenhafte „Festspiele“ und „Festgedichte“ und Anleitungen zu „lebenden Bildern“, „Vivatbänder“ und Busennadeln, „patriotische“ Jubiläumsbilder, Postkarten und Zigarrenangebote zugesandt — zweifellos, das Geschäft „blüht“. Dürfte man nach denen urteilen, die dergleichen Zeug hervorbringen und kaufen, so ginge eine Flutwelle von Patriotismus durchs deutsche Volk. Wie zuweilen ein Gassenhauer alles Volk ergreift. Aber was wird bleiben? Wenn wir nur vergnüglich feiern und das große Erbe

Digitized by Google

nicht zu erwerben streben, um es zu besitzen, weniger als nichts: Ermüdung und Schwäche. St.

Nationalfestspiele des Schillerbundes

Alle zwei Jahre ruft der Deutsche Schillerbund die gereiftere deutsche Schuljugend — auch die draußen wohnende — in die Goethe- und Schiller-Stadt. Dann wird Deutschlands stillstes Kulturstädtchen, sonst nur das Reiseziel von Betrachtsamen, der widerhallende Tummelplatz unsrer feurig fühlenden Jugend. Sie drängen sich, wißbegierig und ehrfurchtdurchschauert, an den erinnerunggeheiligten Stätten; sie fluten, buntbemützt und buntbebändert, in bewegten Scharen über Markt und Straßen; sie ziehen in Reih und Glied in Fackelzügen auf und legen ein Gelöbnis der Treue zum Vaterlande vor dem Denkmal Goethes und Schillers ab, und ein Wall von dicht gewundenen Kränzen mit farbigfrohen Schleifen wächst um die Statuen der Dichter-Dioskuren empor. Drinnen aber, in weiten Versammlungssälen und im heiterglänzenden Hoftheater, wird die still-verhaltene Freude, die man auf den Straßen von den jungen Gesichtern ablesen kann, zu einem jubelnden Rausch.

So war alles auch dieses Jahr, da der Schillerbund zum dritten Male rief. Diese Jugend sitzt nicht wie sonstwer im Theater. Man gibt, mit Ausnahme eines einzigen Stückes, altbekannte, auch dieser Jugend bekannte Sachen: den Götz, den Tell, die waffenklirrende Hermannschlacht. Und man spielt, so herzhaft es gemeint ist, so taktsicher alles herauskommt, doch eben nur auf seelischen Oberflächen, mit Brüllkünsten vielfach und alles in den Superlativ erhebend; auch mischt sich unter die Hauptdarsteller allzuviel des dilettantischen Volks, dem die Bühne kein ausdrucksfähiges Instrument und keine beherrschte Sphäre ist. ... Aber dennoch: es wirkt. Wirkt auf Jünglingsherzen. Nach jedem Vorhang ein Sturm im Haus, der vom letzten Rang bis zum ersten Parkettsessel den Theaterraum durchrast. Und wenn der blonde Cheruskerfürst Hermann dem Verbündeten Marbod nach geschlagener Schlacht die Krone beut, oder wenn Tells Geschoß dem Landvogt zwischen die Rippen fährt, oder wenn Götzens trutziglicher Mund den Reichstruppen jenes nur durch Punkte wiederzugebende Wort zudonnert, darin sich der ganze Grimm und Gram seines deutschen Männerherzens zu ungeheurer Verachtung zusammenballt: dann ist es, als wolle der immer wieder losbrechende Jubel dieser Jungen, die mit ihren Helden leben und leiden, irgend etwas sprengen. Wohingegen der mannhafte Soldatentod des Varus, das zappelnde Ende des Geßler, das gequälte Sterben des Weislingen und das grauenvolle Fehmgericht an der Ehebrecherin Adelheid mit eisigem Schweigen aufgenommen wird — mag der Schauspieler noch so brav das Sterben spielen. Dies ist die Psychologie des Kunstgenießens unsrer Schillerbund-Jugend: sie erleben den Gegenstand, nicht seine Aufmachung, sie empfinden den blutigen Ernst, nicht das Spiel, sie sind erfaßt vom Freiheitsatem dieser großen Heldengedichte, nicht beglückt durch ihren Kunstgehalt.

Soll dies ein Mangel sein? — Doch wohl nicht. Wie fein sich in dieser freiheitfrohen Jugend der Instinkt fürs künstlerisch, also lebensvoll Echte mit dem Sinn für die Größe des Gegenstandes ver-

Digitized by Google

mählt, das bewies mir die um so vieles flauere Aufnahme des vierten Festspielstückes: „Väter und Söhne“ von Wildenbruch. Der Stoff dieses nur äußerlich bewegten Stückes ist dem Niedergangsjahr 1806 und dem Aufstiegsjahr 1813 entnommen, lag also den vaterlandfrohen Herzen ganz besonders nahe. Aber der Dichter, der die Niedergangszeichen von 1806 deuten und den befreienden Sturm von 1813 einfangen wollte, hat nur Theatralik gehäuft. Mit der Aufführung dieses Stückes hätte man das Andenken des uns als Menschen so teuren Wildenbruch besser nicht belastet. Man hat das Fest der Jugend dadurch zwar verlängert, aber auch gemindert.

Indessen, den großen Gesamtertrag der diesjährigen Nationalfestspiele des Schillerbundes kann ein wenig Theaterei nicht beeinträchtigen. Der Theaterrausch ist ja wohl nur der kleinere Gewinn, den die deutsche Jugend von ihrer Pilgerfahrt nach Weimar mit nach Hause bringt. Das große Erlebnis ist und muß sein ein Hochgefühl, an der Weihe des Ortes entzündet: das Spüren eines Hauchs vom Geiste der Großen, die hier wandelten und wirkten. Dies muß, mit heimgebracht, mit der Vertiefung in den Geist des Weimarer Riesengeschlechtes weiter wachsen und zur Flamme des Lebens werden. Adolf Teutenberg

Knoblauchs „Faun“

Münchner Theater

Die Verbildungen und Verlogenheiten der Kulturmenschheit dadurch an den Lachpranger zu stellen, daß man ein naives, von Europens Höflichkeit noch nicht übertünchtes Naturgeschöpf mitten unter sie versetzt und in Konflikt mit ihr geraten läßt, ist auf der Bühne gewiß nicht mehr neu; gerade darum aber versprach eine Neukostümierung des Motivs den großen Kassenerfolg. Edward Knoblauch, der in Neuromantik machende Autor des Ausstattungs-Traumspiels „Kismet“, ließ daher einen veritabeln Faun sich mit den Sitten und Anschauungen der „guten Gesellschaft“ — zunächst der englischen — räsonierend auseinandersetzen, bis schließlich das Rauhbein trotz seines tatenlustigen Wohlwollens vorzieht, der Kultur wieder Valet zu sagen. Die dreiaktige Komödie, deren deutsche Uraufführung die Münchner Kammerspiele im früheren Lustspielhause besorgten, ist mit sehr handwerksmäßigem, aber aller groben Wirkungsmittel sicherem Bühnengeschick verfertigt; der grellromantische Kontrast des antiken Halbgotts und der modernen Salonmenschen freut das Durchschnittspublikum natürlich weit mehr als bescheidenere und vernünftigere Einkleidungen des Gegensatzes, und da Knoblauch seinen Wald- und Wiesengeist auch als eifrigen Propheten naturgemäß-ungenierter Erotik in hochpoetischen Tiraden loslegen und eine spröde Suffragette unter Blitz und Donnerkrach küssen und lieben lehrt, fehlt aber auch gar nichts zum kitschigen Vollgenuß der Dutzendleute. Sie können sich wieder einmal so recht an dem gütlich tun, was ihnen als Geist, Satire, Dichterschwung und moderner Freisinn gilt, und merken nichts von all der Beschränktheit, die sich hinter der schiefen, auch alle schätzbaren Kulturwerte mitverneinenden Silvanen-Weisheit von Knoblauchs Gnaden verbirgt. Daß man ein so skrupellos seichtes, auch seine eigenen Absichten nur sehr dürftig verwirklichendes Theaterstück den immerhin komplizierten und witzigen

Digitized by Google

Gesellschaftssatiren Shaws an die Seite stellen konnte, ist ein neuer Beweis für die erschreckend um sich greifende Urteilslosigkeit.

Hanns von Gumppenberg

Snob im Kino

Provinzler-Gedanken

Einstens habe ich mich hoch und heilig verschworen, das Kino als künstlerische Erscheinung keinesfalls ernst zu nehmen, um nicht der Lächerlichkeit eines hämmelmordenden Don Quichotte teilhaft zu werden. Auf die Gefahr dieser Lächerlichkeit hin muß ich nun doch an die Kino-Kunst heran. Denn inzwischen hat sich auch der solange rückständige Apoll modernisiert und sich einen Pegasus mit surrenden Propellerschrauben beschafft. Man hat ja davon gelesen und in der Metropole gewiß schon viel gesehen — jetzt ist auch uns in der Provinz das Heil geworden, das Heil in Gestalt des gekientoppten Bassermann.

Erlauben Sie, daß ich disponiere:

1. der Dichter,
2. der Regisseur,
3. der Schauspieler.

Wenigstens durfte man, sofern man den Ruf der Zurückgebliebenheit nicht scheute, bisher so ordnen. Für den Dichter war das Theater da; der Regisseur diente seiner Herrschaft und bahnte ihm den Weg; der Schauspieler als das einzelne Werkzeug mußte sich um dieser Dichterstellvertretung willen der Regie unterordnen. Einstens, mein ich. Heute herrscht ja eigentlich im Theater der Regisseur, für den der Dichter ein Textbuch zu schreiben hat. Aber das ist schließlich nicht das Ende der Entwicklung; „dem Schauspieler das Theater" wird ja jetzt feierlich als Parole ausgegeben. In diesem wogenden Kampf hat die „Jetztzeit" die Entscheidung gebracht, und es ist erfreulich zu sehen, wie gerade Bassermann aus der veralteten Dichterbühne des Lessingtheaters über die Regiebühne des Deutschen Theaters nunmehr zu der endgültigen Schauspielerbühne der Flimmerwand fortgeschritten ist. Also nun heißt es:

1. der Schauspieler,
2. der Regisseur.

Das ist die neue Ordnung... Ja so, da hätt ich fast vergessen:

3. der Dichter.

Nämlich mit dem Dichter, das ist so eine Sache. Lindau: „Der Andere." Ich kenne das zugrunde liegende Stück nicht. So aber kann es jedenfalls nicht sein. Denn dies Textbuch erhebt sich in keiner Weise über den durchschnittlichen Kino-Schmarrn, den wir gewohnt sind. Von innerer Verknüpfung der Handlung keine Spur. Eine Liebesgeschichte und die Krankheitsgeschichte des Helden laufen unverbunden nebeneinander. Daß die Angebetete irgendwelchen seelischen Anteil an der Krankheitsentwicklung nähme — keine Rede davon. Sie ist dazu da, um im oberen Stockwerk unwissentlich durch ihr Klavierspiel den Trance-Zustand des Kranken hervorzurufen und am Schluß ihn durch die Verlobung, wie der einleitende Vortrag geschmackvoll sagt, zu „entschädigen". Von einer seelischen Verwicklung und Entwicklung keine Spur; der Mann stürzt vom Pferde, wird krank und wieder gesund — aus! Auch die äußere Dramentechnik ist von der rührenden Naivität der Kasperle- und Kino-Bühnen. Die entlassene Zofe der Angebeteten ist „ausgerechnet" Kellnerin in dem Bouillonkeller, in dem der Geistesgestörte seine Pläne ausheckt, und sie bringt dann als deus ex machina die Geschichte ans Tageslicht. Was also den Punkt „Dichter" betrifft, so bleibt es vorerst bei der Lächerlichkeit, von Kino-

Digitized by Google

Ästhetik überhaupt nur zu reden. Lindau hat seinen Namen dem Kunst-Unternehmen als Feigenblatt geliehen. Seine Dichtungen kennen zu lernen hat mich dieses Ereignis nicht gereizt. War dies der Zweck, so sollte eigentlich der Dichter sich die bezogene Tantieme wieder auszahlen lassen und das Recht auf Weitergebrauch seines Namens zurückziehen.

Der Regisseur dagegen hat seine Sache gut gemacht — seine Sache als Diener des Schauspielers nämlich. Die plumpen, grellen Unwahrscheinlichkeiten, die die technische Ungebundenheit der Filmfabrikation kennzeichneten, sind einer weisen künstlerischen Selbstbeschränkung gewichen. Die Leute benehmen sich nicht mehr so, wie man sich *nur* auf der Flimmerwand benehmen kann, sondern so wie man es im Leben tut mit denjenigen Abwandlungen, die die Kürze der Zeit verlangt. Den technischen Vorteil der unbegrenzt kurzen Szenenfolge nutzt die Regie geschmackvoll aus, um den sonst in Worten gegebenen Zusammenhang der Ereignisse zu schaffen. Den widerwärtigen begleitenden Vortrag hat man gestrichen; nach echter Pantomimenart reden die Schauspieler mit den Händen, ohne dabei exzentrisch zu werden. Notwendige Ergänzungen geben kurze an der Wand erscheinende Inschriften. Freilich ist mir nicht ohne weiteres der Vorgang überall klar geworden; hier muß die Regietechnik sich noch etwas entwickeln. Alles in allem: die Regie war zu loben.

Ein Kabinettstück geradezu bot die Schauspielkunst Bassermanns, der sich, ungehindert von einem seinen Intentionen nicht immer folgenden eigensinnigen Dichter, einmal ganz als Gesichtstechniker zeigen konnte. Was Ferdinand Bonn mit seinen plumpen Detektiv-Verkleidungen zu geben versucht hat, das gab hier Bassermann ohne irgendwelche äußeren Mittel einzig mit der gehorsamen Muskulatur seines bartlosen Schauspielergesichts. Es ist gar nicht zu bezweifeln, so und keine Spur anders muß man den temporär Geistesgestörten spielen.

Bassermann triumphans!

Aber der Erfolg?

Der Schauspieler ist seinem inneren Wesen nach Interpret des Dichters. Er kann sich nicht ungestraft empören. Was sagt mir hier Bassermanns glänzendes Spiel? Das sagt es: Wenn einmal ein Dichter einen zeitweis Geistesgestörten auf die Bühne stellt, dann soll ihn der Schauspieler so darstellen, wie es hier Bassermann tut. Aber das ist ja hier keinem Dichter eingefallen; also ist das Spiel günstigenfalls eine Übung für den Schauspieler und eine Probe für Bühnenfachmänner, aber gar nichts für das Publikum. Nein, meine Herren Schauspieler, denen eine nationale Erziehungsaufgabe anvertraut ist, hier muß man grob werden und Ihnen erklären: Grimassenschneiden ist nicht Theaterspielen. Eine des dichterischen Zwecks entkleidete Nachahmung irgendeines Menschentyps ist aber eine Grimasse.

Was ist der Erfolg?

In der Großstadt haben wir bereits verbreitet die Klasse der Theaterhabitués, die nicht von einem Dichter erschüttert werden, sondern eines Schauspielers eigenartige technische Mittel studieren wollen. Das sind Menschen, denen die Fähigkeit, von dem ganzen Kunstwerk gepackt zu werden, bereits abhanden gekommen ist. In ihrer Blasiertheit begutachten sie nun die technischen Einzelheiten, auf denen die — für sie gar nicht mehr eintretende — Wirkung des Kunstwerks beruhen

Digitized by Google

müßte. Von diesen technischen Einzelheiten verlangen sie nun immer neue „Auffassungen“; denn wo die ewig junge Kunst nicht mehr wirkt, da muß die Sensation an ihre Stelle treten. Das ist Snobismus.

Und nun trägt man das mit dem Kino in die Provinz und unter die Leute, die 20 Pfennig für einen solchen „Kunstfilm“ erübrigen können. Auf die Dauer wird das ja wirken. Und so schafft denn unser soziales Zeitalter einen Snob, den Proletarier, einen Snob in Peiskretscham. Das werden erfreuliche Abarten dieser erfreulichen Großstadtpflanze sein! S. Rauh

Frau Musicas Sommerresidenz

Die Berliner Musiksaison hat sich diesmal gegen alle Gewohnheit bis über den Juni hinausgezogen. Statt einer Abschwächung brachte das Frühjahr eine Steigerung des Konzert- und Theaterbetriebes, und wenn auch das Jubiläum des Kaisers und die Jahrhundertfeier für Richard Wagner hierfür als außergewöhnliche Ursachen in Betracht kommen, so ist doch unverkennbar, daß die Tendenz, das Ende der Spielzeit immer weiter hinauszuschieben und etwa nach dem Vorbilde Londons die Frühlingsmonate künstlerisch auszunutzen, in den Kreisen der Veranstalter im Wachsen ist. Der Ehrgeiz, Berlin als Fremdenstadt größere Repräsentationsfähigkeit zu verleihen, ist dabei nicht unwesentlich mit im Spiele. Ob solche Bestrebungen auf Erfolg rechnen können, ist vorläufig noch recht fraglich. Die von den Kinos hart bedrängten Theater machen schlechte Geschäfte — selbst die ausgezeichneten Jubiläumsvorstellungen des Opernhauses mußten, soweit sie nicht Hoffestlichkeiten waren, künstlich gefüllt werden —, und die schlechten Erträgnisse der Frühjahrskonzerte waren auch nicht gerade ermutigend. Man vergißt eben, daß Berlin im Winter musikalisch wie keine andere Weltstadt belastet ist; die dann eintretende natürliche Musikmüdigkeit kann aber selbst durch großen Fremdenzuzug nicht wettgemacht werden. Den besten Beweis dafür liefern die sogenannten Sommeropern. Während die größeren Theater sich emsig für die Ausbeutung Wagners vorbereiten, haben sich wieder zwei solcher pseudokünstlerischen Institute bei uns aufgetan. Das eine im alten, nun von der Hofoper aufgegebenen und bald niederzureißenden Krollschen Bau vegetiert nur noch und bedeutete von Anfang an, trotz einzelner namhafter Kräfte unter den Mitwirkenden, einen Tiefstand des modernen Theatergewerbes. Im andern, das im östlichen Schillertheater den Spuren der einstigen „Morowitzoper“ folgt, wird wenigstens anständig musiziert; aber es wendet sich an ein denkbar anspruchslosestes Publikum und gibt Meisterwerke in einer szenischen Aufmachung, die man schon vor fünfzig Jahren belächelt hätte. Viel gesünder sind die Bestrebungen, auf dem Gebiete der Orchestermusik während des Sommers dem Volke gediegene und vornehme Kost zuzuführen. Das zu diesem Zweck von der Stadt unterstützte Philharmonische Orchester hat seine volkstümlichen Symphoniekonzerte im Friedrichshain und in der „Neuen Welt“ zu Neukölln mit Glück wieder aufgenommen, und das Blüthnerorchester versucht das löbliche Beispiel in andern Vorstädten nachzuahmen. Da wird wenigstens ein wirkliches Bedürfnis befriedigt, und musikalische Kultur dringt so in Schichten, die sonst

Digitized by Google

aus wirtschaftlichen Gründen dem Konzertleben fernstehen.

Berlin hat bisher als Musikfestort keinerlei Rolle gespielt. Ganz natürlich eignen sich dazu mehr kleinere Städte, in denen weniger Übersättigung und größere Konzentrationsmöglichkeit vorhanden sind. Das Bach-Beethoven-Brahmsfest im April und das Beethovenfest im Juni waren denn auch lediglich geschäftliche Unternehmungen größeren Stils, das eine von materiellem Erfolg, das andere von krassem Mißerfolg begleitet. Anders lag die Sache bei dem „Musikfest" des Allgemeinen Deutschen Musikerverbandes, mit dem Ende Juni die Spielzeit heuer ausklang. Da wurde immerhin etwas Außerordentliches geboten, und der Wettstreit von 58 Orchestern, die zum Teil zusammenwirkten, erzeugte eine wirklich festliche Stimmung. Der Musikerverband umschließt fast die gesamten korporativen Orchestermusiker Deutschlands; alle Hof- und städtischen Orchester gehören ihm an. So bedeutet er eine nicht zu unterschätzende soziale Macht und vermag die Interessen des Standes mit Nachdruck zu schützen. Mancher Theaterdirektor hat dies bereits erfahren müssen. Man kann es begreifen, daß es die Herren gelüstete, auch einmal eine künstlerische Kraftprobe zu geben, und aus diesem Gedanken heraus entstand das „Deutsche Musikfest". Die Leistungen des Verbandes, der nun seit vierzig Jahren besteht und beständig emporgediehen ist, charakterisieren den Durchschnitt der deutschen Orchestermusik, und man muß sagen, daß er zurzeit auf beträchtlicher Höhe steht. Unter sich verglichen bewegten sich die einzelnen Darbietungen natürlich auf sehr verschiedener Höhe. In sieben Festkonzerten, in denen ein gewaltiges Programm von Bach bis zu Richard Strauß erledigt wurde, sah man einen stattlichen Heerbann an sich vorüberziehen, und diese Revue war um so interessanter, als auch die Führer beständig wechselten. Im ganzen traten vierzehn Dirigenten auf, neben bewährten Meistern wie Steinbach, Schuch u. a. jüngere Kräfte wie Scheinpflug (Königsberg), Abendroth (Essen), Dr. Suter (Basel), die bei dieser Gelegenheit zum erstenmal hier Lorbeeren ernteten. Ein Reichtum an künstlerischem Material, auf den wir stolz sein dürfen.

Der bleibende Gewinn aus diesen Massenveranstaltungen waren die Beobachtungen allgemeiner Natur, die sich anstellen und nachprüfen ließen. Unabhängig von der Verschiedenheit, die die akustischen Verhältnisse der Räume, in denen experimentiert wird, bedingen, kann man feststellen, daß sich die Klangwirkung keineswegs im Verhältnis zur Zahl der Mitwirkenden steigert. 24 Geigen klingen nicht anderthalbmal so stark wie 16, und ein Fortissimo selbst eines Orchesterkörpers von 200 Spielern überschreitet nicht wesentlich die Grenze des uns etwa bei halb so starker Besetzung Wahrnehmbaren. Es zeigte sich, daß auch im Tutti nicht nur die Schönheit sondern auch die Fülle und Schallkraft des Tones weit mehr von der Güte der Instrumente und Spieler abhängt als von ihrer Anzahl. Nicht unbedenklich sogar ist die Verdoppelung oder Verdreifachung der Bläser. Sie gibt der Linienführung leicht etwas Steifes, schwer Bewegliches, wo es sich nicht um bloße Füllstimmen handelt. Das alles gilt vornehmlich für die höheren Stärkegrade. Im piano gibt eine volle Besetzung dem Klange erfahrungsgemäß etwas Rundes und

Digitized by Google

Weiches, ja sogar größere Diskretion, da jeder Einzelne nur ein Minimum an Kraftentfaltung beizutragen braucht. In dieser Beziehung war die Posaunengruppe lehrreich; ihre Verstärkung ermöglicht ein piano von besonders reizvoller und schöner Wirkung. Was die Präzision des Zusammenspiels betrifft, so wird sie natürlich durch die Masse erschwert. Nur spezifisch begabte Dirigenten vermögen diese Schwierigkeit beinahe restlos zu überwinden.

Es versteht sich, daß Vorzüge und Nachteile der Massenwirkung auch mit dem Charakter der vorgeführten Werke wechselten. Eine Haydnsche Symphonie in starker Besetzung gleicht einer Entstellung der künstlerischen Absicht. Ein Brandenburgisches Konzert von Bach ohne Cembolo und von einem protzigen Streichorchester vorgetragen erscheint vergröbert und veräußerlicht. Dann gibt es Symphoniker wie Bruckner, Strauß, Hausegger, Stücke wie der Wagnersche Kaisermarsch, die wieder Unterstreichungen des Klanges sehr wohl vertragen, ja dadurch gewinnen. Freilich kamen auch da im Laufe der Abende Mißgriffe vor, und nicht in ihrer Gesamtheit und nicht überall vertragen die Modernen das „Monstreorchester", jene Häufung der Klangmittel, die unwillkürlich das Zarte robust, das Poetische materiell erscheinen läßt.

Wenn man bedenkt, wieviel Hindernisse überwunden, wieviel Opfer auf allen Seiten für das Zustandekommen gebracht werden mußten, so zeigt sich dies Fest noch in einem andern Lichte. Es hat zugleich mit dem Können wieder einmal aufs schönste den Idealismus der deutschen Orchestermusiker enthüllt, ohne den sie ihren oft recht sauren Beruf nicht mit so viel Begeisterungsfähigkeit ausüben könnten und der von jeher diese Menschenklasse dem Kenner der Verhältnisse so sympathisch machen mußte. L. S.

Wagneriana 1

Man pflegt von manchen Seiten her die literaturwissenschaftlichen Bücher unserer Tage anzugreifen; gerade im Kunstwart ist an den Grundsätzen, der Methode und allgemeinen Auffassung solcher Bücher jahrelang Kritik geübt worden. Aber noch selten fragt man nach dem allgemeinen Wert der musikwissenschaftlichen Literatur. Freilich ist diese auch noch nicht ein Zehntel so entwickelt wie ihre literarische Genossin. Aber mit dem Aufschwung der Musikwissenschaft im strengen Sinne, die heute fast nur als historische Wissenschaft blüht, ist doch auch auf diesem Felde ein reicheres Wachstum eingetreten, und es bringt jetzt schon Früchte genug, um Grundsätze, Methode und Allgemeinauffassungen „der" Bücher über Musik daran zu prüfen. Wirft man den heutigen Literaturgeschichten vor, daß es ihnen an einem inneren Verhältnis zum Kunstwerk, an Feingefühl und Darstellerkunst gebreche, so fragt sich's, ob die Musikgeschichte höher steht. Hat die Philologie die Werke unserer Klassiker durch geschmacklose Ausgabetechnik entstellt, so betrachten wir um so kritischer neue Ausgaben der großen Musikwerke (vgl. den Aufsatz „Klassiker der Tonkunst" im 21. Heft). Lassen uns Biographien und Monographien unserer Dichter wegen ihrer halbdilettantischen, halbwissenschaftlichen Art, wegen des Überwucherns der Gelehrsamkeit und des Stofflichen unbefriedigt — wie sehen musikalische Werke dieser Art aus? Eine ganz kurze Übersicht ergibt hier charakteristische Unterschiede und

Digitized by Google

Ähnlichkeiten. An große musikwissenschaftliche Werke kann man heute noch nicht die Ansprüche stellen, die in der Literaturwissenschaft Grundsätze bedeuten; an einer Musikgeschichte wie der Riemannschen ist ihr wissenschaftlicher Finderwert, die Erarbeitung umfassender neuer Erkenntnisse so wichtig, so ausschlaggebend, daß wir uns mit einer schwachen Darstellkunst begnügen müssen — und begnügen dürfen, denn eine Wissenschaft kann nicht in ihren ersten Jahrzehnten schon die höchsten Stufen der Entwicklung ersteigen. Die zahlreichen halb- und viertelwissenschaftlichen Musikgeschichten aber übertreffen die Literaturgeschichten kaum an Wert. Stoffliche Überlastung ist zwar nicht häufig, wenn auch — zum Beispiel in Köstlin-Nagels Werk — manchmal da. Aber hier fehlt es, wie in der Musikwissenschaft vielfach, vor allem an einer zweckmäßig gebildeten Sprache; die Musikschriftstellerei hat noch nicht viele Meister gehabt, deren Fähigkeit besonders auf eine Verfeinerung und Anpassung der Sprache an den Stoff hinwies. Begreiflich, da die Anlage der Musikschriftsteller gewöhnlich eine hauptsächlich musikalische war. So denkt denn die Sprache nicht für die Neueren, und ein reichlicher Gebrauch von Phrasen und vergleichenden oder annähernden Wendungen ist die Folge. Ein eigentlicher Musikphilologismus ist viel weniger öffentlich wirksam, und vielleicht kommt die Musikschriftstellerei überhaupt an den äußersten Ausschreitungen nach dieser Richtung vorüber: die musische „Begabung“ neigt ja hierzu etwas weniger. Daß er in den Ausgaben der Tonwerke nicht waltet, ist bekannt; es gibt sogar ihrer viele, wo etwas mehr Philologie, etwas mehr „Wortliebe“, nicht schaden könnte. Viel fruchtbarer als auf literarischem Gebiete ist auf unserm der Dilettantismus und zwar sowohl in der Breite wie in der Tiefe; jenes bedauern wir, dieses kann nur erfreuen. Die Überproduktion alberner und gehaltloser Bücher über Musik wirkt verstimmend aber kaum noch verbildend auf eine kommende Generation; die bedeutenden „Dilettantenwerke“ eines Chrysander, Glasenapp, Chamberlain oder mancher praktisch, doch nicht wissenschaftlich gebildeter Musiker erfahren vielleicht berechtigte Kritik, verunzieren aber gewiß keine Musikbibliothek. Je betriebsamer und klarer die Musikwissenschaft neben den geschichtlichen Aufgaben und denen des Herausgebens die wichtigeren ästhetischen und darstellerischen Aufgaben angreifen wird, um so unerläßlicher wird für künftige Dilettanten wissenschaftliche Vorbildung werden — und um so leichter. Diese Parallele zur Literaturwissenschaft ist auffallend. Die Achtung der Dilettanten, die heute der Fachwissenschaft vielfach noch fehlt, wird sie selbst zu erzwingen haben. Und mit ihr die Kritik — doch dies Kapitel der Musikpflege kann hier nicht geöffnet werden.

Das Kronland des Dilettantismus* ist die Wagner-Literatur. Wie Wagner selbst und seine drei Apostel Glasenapp, Chamberlain und M. Burrell, wie Nietzsche, Wolzogen, Thode und viele der kleineren Propheten, wie Golther, Prüfer, Koch und eine große Zahl der Philologen, die sich mit Wagner befaßt haben, so sind eigentlich fast alle

* Es versteht sich wohl, daß das Wort Dilettant hier nicht in schlechtweg abschätzigem Sinne gemeint ist wie heute oft; es betont nur den Gegensatz zu „musikwissenschaftlich gebildet“.

Digitized by Google

bedeutenden „Wagner-Schriftsteller“ Dilettanten. Dies ist überaus bezeichnend für die Lage der Musikbücherproduktion. Die Vertreter der Wissenschaft haben über ihrer Fach- und Forscherarbeit die Bedürfnisse des großen gebildeten Publikums jahrzehntelang versäumt. Sie haben schon ein immerhin unverächtliches Wissen erarbeitet, wenn es auch nach manchen Seiten der Erweiterung bedarf, aber dies Wissen für die Kultur, und nicht nur für die musikalische, fruchtbar zu machen, diese wichtigste Aufgabe haben sich die Wissenschafter zu großem Teil aus der Hand nehmen lassen. Dafür haben sie sich an den erfolgreichen „Dilettanten“ freilich oft genug durch erbitterte Kritik gerächt. Je wirksamer nun der wissenschaftliche Gedanke die neueren Buchveröffentlichungen durchdringt, wie das zum Beispiel in den Werken der Schule Kretzschmars sich ankündigt, um so höhere, strengere Anforderungen darf man an die Musikliteratur stellen; der Phrasen- und Schwatzdilettantismus, die wissenschaftliche „Fehlerhaftigkeit“ verlieren damit das bescheidenste Lebensrecht. Aber anderseits muß dem Musikwissenschafter auch der Zwang zur Form auferlegt werden; er muß, schon um außerhalb seines Faches überhaupt beachtet zu werden, schließlich so rein und fesselnd, so anschaulich und gehaltvoll, so zweckmäßig und stoffbeherrschend schreiben und darstellen können wie die guten, nicht wissenschaftlich gebildeten Kritiker unserer Zeit und die Verfasser der aus anständigen Gründen beliebten, im Ziel nicht rein fachwissenschaftlichen Werke. Daran fehlt es noch fast überall. Aufgaben locken dann allenthalben, von den monographischen Arbeiten, die über Meister wie Schubert, Gluck, Schumann, Liszt und viele andre noch ausstehen, über ästhetische und zeitlich oder gegenständlich begrenzte geschichtliche Themen. Ein paar jüngste Sprossen am Baum der Wagner-Literatur seien unter diesen allgemeinen Gesichtpunkten nun betrachtet. Die gesteigerte Teilnahme eines großen Kreises im Jubeljahr fordert doppelt dazu heraus.

Zu dem Dilettantismus, der sich heute eigentlich nur noch in Schwärmerkränzchen und enge Privatzirkel wagen dürfte, gehört Z. von Krafts „Kreuzweg nach Bayreuth“ (Reuß und Itta, Konstanz, 4,50 Mk.); auch wenn die Überschrift minder geschmackwidrig und der Einband nicht ins Abschreckend-Groteske ausgefallen wäre, würde die demütig himmelnde und verzückt poetelnde Abgrasung der Stellen, wo Wagner sich einmal aufgehalten hat, noch ins Gebiet jener allzu persönlichen Suggestionen gehören, welche die Öffentlichkeit eher scheuen als suchen sollten. Die — in Wahrheit ganz ausgezeichneten — Bilder jener zum Teil noch unbekannten Stätten hätten getrost dem nächsten Biographen des Meisters überantwortet oder ohne Schwulst herausgegeben werden können, wenn der Personenkult doch einmal bis zu solchem Grade überhitzt werden muß.

Ein Beispiel dilettantischer Arbeit ist Hans Webers (von dem verstorbenen Erich Kloß begonnene) Sammlung von „Aussprüchen des Meisters über sein Werk in Schriften und Briefen“: „Richard Wagner über den Ring der Nibelungen“ (Breitkopf & Härtel, 4 Mk.). Nicht genug, daß die Einteilung — 1. Aus den Schriften, 2. Aus den Briefen, 3. An seine Verleger — logisch schlechterdings sinnlos ist, es fehlt eingestandenermaßen an sehr Wichtigem; es wirkt ärgerlich, wenn so manche Lücke mit der ganz über-

Digitized by Google

flüssigen pädagogischen Absicht des Herausgebers verdeckt wird, „einbringlichst" zu den Quellen hinzuleiten. Verborgen bleibt, ob die Wiedergabe einer größeren Anzahl von ganz nichtigen geschäftlichen oder biographischen Sätzchen, die so wiederzusehen einen Mann von Wagners Kraft und Heiterkeit sehr hätte lachen machen, auch diesem Zweck dienen soll. Die Sammlung in dieser Gestalt dient jedenfalls keinem ernsthaften Zweck, höchstens einer sehr oberflächlich aufgefaßten „Erbauung".

Die literarhistorische Bearbeitung von Stoffen aus Wagners Leben und Schaffen hält noch immer an; vielfach fehlt ihr zu ihrem Schaden die musikwissenschaftliche Klarheit, so vor allem der großen Biographie von Koch, die kürzlich im Kunstwart besprochen wurde. Aber auch eine „Ansprache bei der Richard Wagner-Feier" in Leipzig, die A. Köster recht anspruchvoll herausgegeben hat (C. F. W. Siegel, Leipzig), erweist sich solchergestalt löcherig. Daß sie über einen wohlanständigen aber durchschnittlichen „Festredner-Ton" nicht hinauskommt, hat wohl vor allem den Grund: Köster, der Literaturhistoriker, sieht seinen Gegenstand mehr von der Seite, der Einblick in das musikalische Wesen Wagners fehlt. Daß auch des Literaturhistorikers Walzel „Jahrhundertbetrachtung": „Wagner in seiner Zeit und nach seiner Zeit" (Verlag Eugen Rentsch, München, 2 Mk.) solcher Sicht ermangelt, weiß der Verfasser selbst. Er strebt auch nicht nach ihr, sondern wagt etwas, was der heutige, einseitige Begriff von Wissenschaftlichkeit gern verpönt: eine Art wissenschaftlich unterlegte Philosophie der Geistesgeschichte, soweit Wagner in sie hineingehört. Der Stil solcher Betrachtungen ist uns fast verloren gegangen, um so fesselnder wirkt dieser Versuch, der dem Wesen des Künstlers durch die Betrachtung seiner Bedingtheit in der Zeit und seiner Unbedingtheit gegenüber der Zeit, durch ein paar Analysen, Vergleiche und Reduktionen so manchen neuen Anblick abgewinnt. Ernsthafte künftige Wagner-Schriftsteller sollten sich schon allein die Fragestellungen und die sprachlichen Formen dieses geistreichen Werkes anschauen; wir unserseits nehmen solche Jahrhundertbetrachtungen nicht ohne Widerspruch hin und betrachten sie noch weniger als erschöpfend, aber wir begrüßen sie doch mit starker Befriedigung, schon weil nur sehr überschauende, weit und tief blickende Betrachter sie mit Erfolg anstellen können. Neben dieser wertvollen Form literar- oder eigentlich zeitgeschichtlicher Arbeit über Wagner wird sich eine Weile noch halten die biographische Kleinarbeit. Da das Leben Wagners einmal zum Gemeingut gemacht worden ist, scheint es vielen unumgänglich, seine wichtigsten Zeiten ganz zu erhellen.* Vor allem wird dies in

* Nur im Vorübergehen sei O. Bournots liebenswürdige, leider mit einem zänkischen Ausfall gegen Nietzsche verunzierte Biographie über Wagners Stiefvater genannt („Ludwig H. Chr. Geyer", C. F. W. Siegels Verlag, 70 S.); die Aufhellung dieses reizvollen und menschlich sympathischen Charakters und Lebenslaufes ist kulturgeschichtlich nicht ohne Werte, wenn sie auch erst ein andrer als der mehr philologisch treue Verfasser recht ins Licht stellen wird. An Vollständigkeit und Gründlichkeit bis in ziemlich „Kleines" läßt das Buch weniger Wünsche offen als in der Überlegenheit der Darstellung. Wert legt der

Digitized by Google

der Richtung kritischer Ergänzung von Glasenapps Riesenwerk notwendig sein, wie sie sich schon unter Protest allenthalben ankündigt. Man beginnt den völlig unwissenschaftlichen Geist als solchen zu empfinden, der diesen fleißigen und geschickten Stoffinder zu einer einseitig beleuchteten, vielfach gereizt ausfälligen und tendenziösen Stoffdarstellung und zur Überladenheit seiner maßlos breiten Darstellung verleitet hat. „Richard Wagners Liebes-Tragödie mit Mathilde Wesendonk", diese Aufschrift eines 175 Seiten starken Buches von Hans Bélart (Verl. C. Reißner, Dresden) ist bezeichnend. „Die Wahrheit muß auf jeden Fall an den Tag kommen", so meint der Verfasser und seine Aktensammlung würde mit ihrer Genauigkeit, Vollständigkeit und Klarheit jedem Inquisitor Ehre machen. Die andauernde Polemik gegen die „offizielle Biographie" und gegen Chamberlain ist wie das ganze Buch nicht einmal taktlos oder anstößig geschrieben, aber sein Ziel scheint mir nicht hochgesteckt, sein Streben ein wenig subaltern. Gesetzt, er habe mit all seinen intimen Schilderungen, mit seinen Feststellungen und Schlüssen recht: im Jahre 1912 waren ehrgeizigere Schriftsteller wahrlich schon vom Ideal der Tatsachenmitteilung zu dem der Darstellung vorgedrungen, und Psychologie und Musikwissenschaft waren entwickelt genug, um über mühselige und umständliche Berichterstattung hinaus die Bedeutung des Erarbeiteten für das allgemeine und individuelle Innenleben und für Wagners Kunstschaffen zu erhellen. Wenn Bélart dies nicht wollte, dann konnte er sein Aktenbündel auf die Hälfte zusammenstreichen und in einer Zeitschrift veröffentlichen. Wollte er es aber, dann hat seine Kraft versagt. J. E. A.

Verfasser auf seine Beweismittel dafür, daß Geyer schwerlich Wagners natürlicher Vater und daß er keinesfalls Jude war.

Das neue Wilhelm Busch-Album,

das vor einiger Zeit bei Hermann Klemm in Berlin-Grunewald erschien, ist ein Seitenstück zum „Humoristischen Hausschatz" und ist das auch wieder nicht. Es faßt wie dieser Buschische Bücher zusammen: von größeren den „heiligen Antonius" und „Schnurrdiburr", von kleineren vor allem viel „Schnaken und Schnurren" und Bilderbogen, dann aber bringt es auch „Hernach", „Schein und Sein" und das freundliche liebevoll Leben und Kunst beschreibende Buch von Buschs drei Neffen, den Nölbekes. So spielt das Biographische hier eine Rolle, während es im Hausschatz keine spielt, und das Ästhetische hier eine größere als dort; das neue Busch-Album ist weniger populär und mehr für „Kunstleute" und für Freunde des Menschen im Künstler. Von letzterem bekommt man auch durch zahlreiche Skizzen und Studien und dann durch farbige Sachen eine ergiebigere Vorstellung. Sicher: wer von den Hausschatz-Besitzern nicht bloß den Jux sucht, sondern auch die Kunst und die Persönlichkeit, der sollte sich auch das Seitenstück zulegen. So gewiß Wilhelm Busch einer ist, dessen Bekanntschaft sich nicht bloß auf Grüßfuß lohnt.

Besser als kritische Schreiberei, gibt ein Strauß von Bildern vom neuen Busch-Album einen Schmack. Wer unsre Illustrationen vors Gesicht nimmt, wittert damit aus der Ferne das Ganze. Manches

Digitized by Google

kommt in dem großen Band ungemein erfreulich heraus für Leute, die an Entwicklungen Gefallen haben. Beispielsweis: wie aus dem damaligen Fliegende-Blätter-Münchnertum der fidelen Bierzeichnerei der besondere „Kerl" Wilhelm Busch auch fürs Auge des Beschauers herauswächst. Oder: wie sich Wilhelm Busch der Skizzierer zu Wilhelm Busch dem Buch-Zeichner verhält, der doch nach weitverbreiteter Ansicht auch „nur" skizzierte. Wir bringen zu diesen Themen ein paar schlagende Illustrationen.

Schwerlich hat irgendein andrer Künstler in Deutschland praktisch so viel getan, um im Volk Freude auch an der Zeichenkunst zu erwecken, wie Busch, mag das dem Volk auch ganz unbewußt sein. Bei seiner „Produktion" ist das nur ein „Nebenprodukt", aber wahr bleibt's doch. Das junge Geschlecht weiß nichts davon, das alte erinnert sich aber noch des Erstaunens beim Erscheinen der ersten Busch-Bücher: wie „flüchtig" das alles gezeichnet war. „Das ist ja noch gar nicht fertig, und doch wirkt es!" Busch war der erste Zeichner, der mit stilisierten Skizzen als „Illustrationen" kam. Denn das sind diese seine Sachen: stilisierte Skizzen. Nicht, wie man damals allgemein annahm und wie noch heut viele denken, wirkliche. Man vergleiche Entwürfe und Ausführungen des Mops- und des Hundefängerbildes in unserm Heft, und man sieht sofort das Stilisieren der Skizze. Obgleich auch die beiden Entwürfe aus dem Mopsschicksal schwerlich die ersten „Niederschriften" dieser Motive gewesen sind. Erste ihres Stoffes mögen die zwei köstlichen Entwürfe zum „Diebe" gewesen sein. Wie lange bei Busch Einfälle bis zur endgültigen Form reiften, die dann trotzdem dem Uneingeweihten schnell hingezeichnet erscheinen mag, dafür ein Beispiel mit dem Bauern im Teigtrog, der von dem Fliegenden-Blätter-Bild bis zur letzten Fassung seine dreißig Jahre gewachsen sein wird. Und doch hat selbst diese letzte Fassung noch nicht den Grad von Vereinfachung erreicht, bis zu dem es andre Busch-Bilder brachten.

Aber die Bedingungen der „Griffelkunst" war man sich in Buschs früheren Zeiten noch lange nicht so klar wie jetzt, und sehr viel hatte damals bekanntlich der Holzschneider mitzusprechen. Busch schaltete ihn mehr und mehr aus, bei seinen letzten Werken kam er dann überhaupt nicht mehr in Frage, denn da war die Zinkätzung erfunden. Frühere und spätere Gestaltung des Mannes im Trog zeigen schlagend, wie auch diese Entwicklung vom überflüssigen Gestrichel zum Beschränken aufs Wesentliche ging. Auch der Klaviervirtuos ist da lehrreich. Wie sich vor Aufregung das Taschentuch knotet, die Beine winden, wie die Ohren Ösen bekommen und die Arme sich vervielfältigen, das ist echt griffelkünstlerischer Humor. Aber wie der Holzschneider das mit nüchterner Schraffierung aus dem Vergeistigten wieder verkörperlicht, das zeugt von gänzlichem Nichtverstehn. Wer sich derlei in flüchtigen, übermütigen Strichen vorzustellen versucht (etwa wie beim „Diebe"), der weiß sofort, wie die Wirkung dadurch gewinnen mußte. Es ist schon schade, daß Busch diese alten Kostbarkeiten nicht nochmals vorgenommen hat. A

Eisenbahn auf die Kurische Nehrung?

Uns wird geschrieben: „Wie in den Zeitungen mitgeteilt wird, bereiste ein Ingenieur aus Königsberg die Ortschaften der Nehrung,

Digitized by Google

zwecks Baues einer Kleinbahn nach Schwarzort. Da der Verkehr auf der Kurischen Nehrung in den letzten Jahren gestiegen sei, so wäre die Rentabilität der Bahn zweifellos.

Die Ostseeküste mit der frischen und kurischen Nehrung ist etwas so Eigenartiges, wie es in der Welt nicht zum zweitenmal vorkommt. Ein dünner Sandwall an 100 Kilometer lang trennt das Wasser in Meer und Haff. Wasser und Wind haben diese Befestigung aufgebaut. Der Mensch hat sie besiedelt und wieder verlassen, wenn der Wind seine Hütten und heiligen Stätten im Sande begrub. Er rückte von neuem vor, versuchte den Stürmen zu trotzen und baute wieder auf, bis es ihm in den letzten Jahren gelang, den wandernden Dünensand mit Hilfe der Pflanze ganz in Fesseln zu schlagen. Auf der Kurischen Nehrung hat auch ein alter Kämpe der Vorzeit, der Elchhirsch, noch Zuflucht vor dem ihn vernichtenden Menschen gefunden. Der Landverkehr kann nur von einem Punkte aus diese Dünenhalbinsel erreichen, die Natur ist also stellenweise noch völlig unberührt, und alte Sitte, Tracht und Sprache sind hier geborgen. Die Nehrung hat auch ihre Sage und ihre geschriebene Poesie. Heute gilt als einer der schönsten und interessantesten Fußwanderungen die über die Nehrung.

Die Eisenbahn wird bald damit aufgeräumt haben. Sie soll nicht um der Nehrungsbewohner willen gebaut werden, sondern, weil bei dem steigenden Touristenverkehr eine sichere Rente des Anlagekapitals zu erwarten ist. Große Hotels, Kurhäuser mit Reklamebetrieb und obligatem Promenadenkonzert werden den bald lieblichen, bald romantischen Charakter der Nehrung gründlich vermodeln. Ja, wenn dieses Zukunftsbild auch nur immer ein Bild bleiben sollte, die Eisenbahn allein genügt schon hinlänglich, um den Zauber des Abgeschiedenseins von der rollenden Welt draußen gänzlich zu vernichten.

Niemals dürfte die Nehrung vom Schienenstrang unterjocht werden!"

Soweit der Einsender. Was er sagt, ist aus einem Gefühle heraus gesagt und sieht nur eine Seite, man wird sofort auf die Interessen der bequemeren Reisenden und die der Nehrungsbewohner selbst hinweisen. Aber man vergesse beim Abwägen nicht, daß auf der Nehrung tatsächlich einzigartige Werte in Frage stehn. Unsre Küste braucht schon deshalb besonderen Schutz, weil sie nur einen schmalsten Streif bildet, so daß ihre Schönheiten weit schneller „aufgebraucht" werden, als die auf den breiten Flächen der Binnenländer — die Nehrung aber ist noch eine Sache für sich. Im Kunstwart ist schon früher dringend befürwortet worden, wenigstens die Gegenden um die Vogelwarte, die großen Wanderdünen und die Elchreviere dort, am besten aber die ganze Kurische Nehrung zum Naturschutzgebiet zu erklären.

Popert und der „Zeitungsverlag"

Vor zwei Jahren auf der Alkoholgegner-Woche in Dresden hatte Popert, der bekannte Vorkämpfer der Abstinenz, behauptet, daß das Alkoholkapital die Unabhängigkeit der deutschen Presse bedrohe, und dafür Beweisurkunden angeboten. Julius Vollmer, der Redakteur des „Zeitungsverlags", bezeichnete diese Angriffe als „nichtswürdige Verleumdungen" usw. Popert verklagte ihn alsbald wegen „Beleidigungen, übler Nach-

Digitized by Google

rede und Verleumdung". Aber während des Hauptverfahrens trat Vollmer aus jener Redaktion aus. Da es Popert nicht um dessen Person zu tun war, ging er auf sein Vergleichsangebot ein. Man einigte sich auf eine Ehrenerklärung im „Zeitungsverlag", darin unter anderm stehen sollte: „Der »Zeitungsverlag« hat sich davon überzeugt, daß Herr Dr. Popert alle seine Erklärungen in Dresden (die Herr Dr. Popert auch jetzt allen Umfanges und ohne jede Abschwächung aufrecht erhält) auf Grund des in seinen Händen befindlichen Materials durchaus gutgläubig aufgestellt hat. Herr Vollmer nimmt deshalb den Vorwurf der »nichtswürdigen Verleumdung« mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück und trägt die gesamten Kosten des Verfahrens."

Aber der „Zeitungsverlag" druckte die Erklärung nicht ab. Er behauptete, der Vergleich sei nicht rechtsgültig zustande gekommen. Nur war aber nicht nur Vollmer von der Sache unterrichtet, sondern der Vergleich ist, wie aus Briefen seines Rechtsanwaltes hervorgeht, „in allen seinen Einzelheiten mit Vorwissen und Billigung des Vereins deutscher Zeitungsverleger (also des Herausgebers des »Zeitungsverlags«) geschlossen". Der „Zeitungsverlag" leugnet trotzdem ab.

Man vergleiche dazu, was das vorige Kunstwartheft vom Verhalten des Börsenvereins deutscher Buchhändler mitgeteilt hat. Gehen wir einer Zeit entgegen, da große Interessentenverbände kein Gewicht mehr auf andere Werte als eben auf die von ihnen vertretenen „Interessen" legen? St.

Veteranenpflege

Schloß Abenberg bei Nürnberg, ein bekannter alter Burgenbau, und insofern auch „Stammburg" der Hohenzollern, als die letzte Gräfin Abenberg den Burggrafen Friedrich II. geheiratet hat — soll zum „Veteranenheim" umgebaut werden. Praktisch genommen ist das, studentisch zu reden, eine „Kateridee". 200 000 M. soll's kosten, für 200 000 M. läßt sich irgendwo ein stattliches Veteranenheim errichten, das, auf den Zweck hin gebaut, den heutigen Anforderungen an Gesundheit und Wohnlichkeit entspräche. Aber freilich: dann würde nicht so nebenbei gleichzeitig wieder eine alte Burg „restauriert". Kommt's darauf an? So sage man das! Sonst sieht es aus, als brauche man die Veteranen als Mittel zum Zweck und womöglich gar als Dekoration für „altdeutsche" Romantik.

Aber der „Arbeitsausschuß der Kaiser Wilhelm-Jubiläumsstiftung Hohenzollernschloß Abenberg" arbeitet auch in der Methode merkwürdig. Die Herren Geistlichen sollen brav sorgen, daß Geld eingeht, aber sie bekommen auch was dafür. Die Namen der Spender werden dem Kaiser mit überreicht. Fleißige Helfer aber kriegen auch noch eine „bronzene Erinnerungsmedaille".

Beiläufig: die National-Pofligkeit gegen unsre Veteranen fängt an, zum Himmel zu mißduften. Hätten sich als bescheidene Zugabe zur Militärvorlage nicht auch die paar Millionen mit aufbringen lassen, die wir den Veteranen schulden und um die wir sie betteln lassen?

Digitized by Google

Ein Buch über die Mutterschaft

Aus einem Werke, das aus einer Hand hervorgeht, tritt uns die Stellung eines Menschen zu einem Problem in geschlossener Einheit entgegen. Von einem Sammelwerke werden wir nur dann einen ähnlichen geschlossenen Eindruck gewinnen, wenn die Mitarbeiter durch den Herausgeber mehr oder weniger auf einen gleichen Ton gestimmt sind. Die leitenden Gesichtspunkte, die bei Gruppierung des Stoffes maßgebend waren, treten dann in dem ganzen Buche klar und deutlich hervor. Ein Werk ist dann entstanden, das in seinen Einzelheiten von einem überschauenden Geiste zu einem geschlossenen Ganzen zusammengefügt wurde.

Ein solches Werk von einheitlichem Charakter hat uns Adele Schreiber in ihrem Sammelwerke über die „Mutterschaft" nicht geben wollen. Eine ganze Anzahl von Mitarbeitern denkt durchaus nicht daran, die Anschauungen der Herausgeberin zu teilen. Vielmehr: sie stehen oft in schroffem Widerspruch zu ihnen. Gleichsam kaleidoskopartig fallen uns aus den Aufsätzen der zweiundfünfzig Autoren, die um Beiträge ersucht wurden, die verschiedensten Ansichten entgegen. Minderwertiges steht neben Vollwertigem. Nahezu alles, was sich zu dem Problem „Mutterschaft" sagen ließ, wurde zusammengetragen, daneben ist auch mancherlei eingefügt, was wohl entbehrlich gewesen wäre, aber bei dieser Gelegenheit vor möglichst vielen erwähnt werden sollte. So die Prozesse, die die Herausgeberin gegen den Mutterschutzbund geführt hat. Deren breite Darlegung konnte unterbleiben. Aus diesen Gründen werden nur Leser, die selbständig unterscheiden, auswählen und auch ablehnen können, von dem Buch Gewinn haben. Auf andere wird es verwirrend einwirken. Für den kritischen Leser aber wird es als reiche, wenn auch ungeordnete Material- und Quellensammlung willkommen sein. Wertvoll ist das Werk auch deshalb, weil unter den zahlreichen Mitarbeitern eine Anzahl Persönlichkeiten von Geist und Erfahrung und hohem sittlichen Ernste sind.

Hier aber kommt es uns vor allem darauf an: wirkt dieses Buch veredelnd, aufbauend und kulturvertiefend? Das kann man leider nicht bei allen Aufsätzen bejahen.

Die Aufsätze der Herausgeberin erregen teilweise Befremden. In einer Zeit, da in unserm deutschen Volke der Wille zum Kinde gemehrt, nicht aber gemindert werden sollte, ist ihre Empfehlung der Frühehe mit Präventivverkehr, der junge gesunde Frauen hindern soll, Mutter zu werden, der unser Volk der Kinder zahlreicher jugendkräftiger Eltern berauben würde, scharf zurückzuweisen. Ohne den Einzelfall deswegen beurteilen und verurteilen zu wollen, sollte man der Hochzüchtung unsres Volkes wegen an lebenaufbauenden, nicht aber lebenzerstörenden Grundsätzen festhalten. Weiter wirkt es peinlich, daß die Herausgeberin und mit ihr auch Dr. jur. Anna Schultz den Wunsch nach vollständiger Beseitigung des § 218 (Verbrechen gegen das keimende Leben) nicht nur als ihre Privatmeinung aussprechen, sondern den Anschein erwecken, als stände die gesamte organisierte Frauenbewegung in dieser Frage auf diesem Standpunkt. Das ist ein Verschleiern von Tatsachen. Wenn Adele Schreiber eine Referentin vom Breslauer Bundestag über diesen Paragraphen ausführlich als Beleg für sich zi-

Digitized by Google

tiert, dabei aber hinzuzufügen versäumt, daß auf dieser selben Tagung des Bundes deutscher Frauenvereine die erdrückende Mehrheit der Bundesabgeordneten nach stundenlanger, ernster Aussprache und Erwägung wohl aller Für und Wider, es ablehnte, der Referentin zuzustimmen, daß diese Mehrheit für Milderung, aber nicht für Aufhebung des Paragraphen sich aussprach, so führt das Unorientierte irre. Ebenso, wenn Dr. Anna Schultz in ihrem Aufsatz „Frauenforderungen zur Gesetzgebung" immer zu sagen pflegt: „wir Frauen", und doch dabei die Anschauungen der Mehrheit der organisierten Frauen über den § 218 ebenfalls nicht im geringsten berücksichtigt.

Auch Müller-Lyers Ausführungen über die Ehe sind in verschiedenen Teilen anfechtbar und allzu einseitig verallgemeinernd. Ebenso verkennt Hulda Maurenbrecher die Bedürfnisse unsres Volkes nach Ausgestaltung eines gesunden Familienlebens in ihrem Beitrag über „die neue Auffassung von Mutterpflicht". Licht und Schatten verteilt sie zwischen Eltern und Lehrern durchaus willkürlich, skizziert dann ihr Zukunftserziehungsideal, nämlich die bewußte Auflösung der Familie und ihr Ersatz durch Anstaltserziehung, und übersieht dabei völlig die Werte, die in der Erziehung durch die Mutter liegen können. Wieviel feiner beobachtet Gertrud Woker in ihrem Beitrag „Mutterschaft und Beruf", wieviel mehr wird sie der Bedeutung der Mutterschaft gerecht als jene. Surrogat, so etwa kann man zusammenfassen, bleibt alles, was Muttererſatz bedeutet, weil die Imponderabilien der Mutterschaft nicht übersehen werden dürfen. Notbehelf ist es, aber als solcher tut Muttererſatz eben not. Denn nicht überall ist die Mutter befähigt und frei genug, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Wo die Mutter den Anforderungen, die von viel zu vielen Seiten, ganz besonders durch Vereinigung von Beruf und Ehe, an sie herantreten, nicht gewachsen ist, da muß Ersatz geschaffen werden. Aber, so betont nun wieder Ellen Key in ihrem feinsinnigen Beitrag „Mütterlichkeit": immer mehr Anstalten, immer weniger Persönlichkeiten, Fortfallen jeder Möglichkeit individueller Erziehung, wie sie nur ein Heim ermöglicht, in dem die Mutter sich „die Naturkraft der Mütterlichkeit" bewahrt, aber dieser Kraft „eine zielbewußte Kultur" gegeben hat, das ist kein lockendes Bild, das kann der Sinn der Entwicklung nicht sein. Die „Ruhe und die Schönheit" des Heims können Krippen und Horte niemals ersetzen, Veranstaltungen, in denen „selbst die vortrefflichste Frau mittelmäßig werden muß, wenn ihre Mütterlichkeit für Dutzende zarter Kinderseelen ausreichen soll".

Wir stehen hier vor einem Entweder — Oder: entweder Muttererſatz, zugleich Auflösung der Familie, Eintreten von immer mehr auch wohlhabenden Müttern ins Erwerbsleben (als zu erstrebendes Ziel), oder Rückkehr der Mutter ins Haus, zugleich Schulung dieser Mütter für ihre häuslichen Aufgaben, für ihren Mutterberuf. Für eine solche Schulung fordert Anna Plothow „Mütterabende und Mütterkonferenzen", Kathi Lotz „Erziehungsakademien". Auch Hedwig Bleuler-Waser „Erziehung zur Mütterlichkeit" ist in demselben Geist geschrieben. „Zusammensein mit den Kindern, das bleibt für alle Zeiten ein tiefes Glück für die Mutter", so urteilt auch Hedwig Dohm, die man sicher als durchaus moderne Frau

Digitized by Google

bezeichnen darf. Wie auch das Leben der Industriearbeiterin, der Frau in der Landwirtschaft oder der sonst berufstätigen Frau beste Werte einbüßt, weil sie alle Mutterſorge gegenüber der Sorge ums tägliche Brot zurückſtellen müſſen, das laſſen die Aufſätze von Roſa Kempf, Frieda Radel, Henriette Fürth u. a. erkennen. Strebt man, wie Adele Schreiber es tut, für die uneheliche Mutter Zuſammenbleiben von Mutter und Kind um des veredelnden Einfluſſes der Mutterſchaft und der geſicherten Aufzucht der unehelichen Kinder willen an, ſo iſt ſolches Zuſammenbleiben für die eheliche Mutter und ihre Kinder noch um ſo dringender zu fordern, als das geſchloſſene Familienleben doch auch dem Manne Halt und Kraft geben ſoll. Wie der Wunſch nach Garantie der Vaterſchaft den Mann zur Familiengründung führte, das heißt: zu geſetzlich geregelter, geſetzlich anerkannter, nach vorgeſchriebenen Formen geſchloſſener Ehe, zu dauerndem Zuſammenleben von Vater, Mutter und Kind, das legt Roſa Mayreder in „Mutterſchaft und doppelte Moral“ geiſtvoll dar. Ehe-Erſchwerung und Ehe-Verbot, wie ſie in katholiſchen Ländern herrſchen (weil geſchiedene Eheleute nicht heiraten dürfen), und allzu formloſe, allzu leichte Eheſchließung und Scheidung, wie angelſächſiſche Länder, zum Beiſpiel Amerika, Auſtralien ſie kennen, wirken gleichmäßig ungünſtig auf die Hochachtung der Frau als Mutter ein. Das geht aus den fünfzehn Aufſätzen hervor, welche die Verhältniſſe und Lage der Mütter im Auslaud darſtellen.

Beſondere Beachtung verdienen die Beiträge der mediziniſchen Mitarbeiter: Waldſtein: „Phyſiologie und Pathologie der Mutterſchaft“, Tugendreich: „Erſte Mutterpflichten“, Fleſch: „Zur Pſychophyſiologie der Mutterſchaft“, Eulenburg: „Kriſen im Frauenleben“ und die Darlegungen der Herausgeberin zu dem Problem des unehelichen Kindes, das ſie wie wenige andere ſtudiert hat und warmherzig und temperamentvoll behandelt. Klar und zuverläſſig in all ihren Angaben iſt, wie immer Henriette Fürth in der geſchichtlichen Darſtellung der Mutterſchaftsidee; neue Wege weiſt ſie in ihrem Aufſatz „Mutterſchutzſicherung durch Mutterſchaftskaſſen“. Eine Ergänzung dazu geben Alfons Fiſchers Darlegungen „Staatliche Mutterſchaftsverſicherung“. Von hohem ſittlichen Ernſt getragen iſt Marcuſes Aufſatz „Die ſexuelle Erziehung der männlichen Jugend in bezug auf die Fortpflanzung“. Wie fein aber Frauen ſelbſt über Frauenleben und ſeeliſche Werte zu ſprechen verſtehen, das zeigt neben Hedwig Dohms Plauderei: „Mutter und Großmutter“, Anſelma Heines Eſſay: „Die Mutter erwachſener Kinder“. Dieſe zwei Beiträge gehören neben dem Aufſatz Ellen Keys zu den feinſten und feſſelndſten der Sammlung.

Eine Fülle von Bildern, Wiedergaben alter und neuer Zeichnungen, Radierungen, Plaſtiken und Gemälde durchziehen und unterbrechen den Text. Erſchütternde Darſtellungen wie Käthe Kollwitz' „Bilder vom Elend“, daneben frivole, leichtfertige Bilder aus alter und neuer Zeit, Karikaturen ſo gut wie Bildwerke von ernſter, hoher Auffaſſung des Themas „Mutter“ reihen ſich aneinander. Sie verſtärken den Eindruck, den auch der Text hervorruft: es iſt Quellenmaterial für ſelbſtändig denkende Menſchen, kein Werk aber, das in jede Hand gehört. Als erſter Verſuch, noch nicht geklärte Pro-

Digitized by Google

bleme aneinanderzureihen, zu ihrem weiteren Erforschen anzuregen, hat es seine Bedeutung.

Elsbeth Krukenberg-Conze

Zur Hebung der Volksfeste

Eine Bitte des Dürerbundes

Der Dürerbund wird sehr oft um Ratschläge für die Veranstaltung von Festen angegangen. Kulturarbeiter an vielen Stellen bemühen sich — erfreulicherweise — neuerdings wieder, die so arg vernachlässigten Belustigungen wertvoller zu gestalten. Vor allem gilt's dabei, die modernen mechanischen Belustigungsmittel, bei denen der Besucher sich nur etwas vormachen läßt, nach aller Möglichkeit durch solche zu ergänzen oder zu ersetzen, bei denen der Vergnügte auch selber mitmacht. Von den Schießbuden, den „Watschenmännern" und Kraftmaschinen an bis zu gymnastischen Übungen und Wettkämpfen, Umzügen, Gesängen, Reigen und Aufführungen gibt es ja hundert Stufen solcher froher Beteiligung an einer gemeinsamen Freude, je nach den Bedürfnissen und Möglichkeiten. Seltsamerweise scheinen wir jetzt ärmer an solchen Volksvergnügen zu sein als andre Völker. Man muß etwa einmal ein schwedisches Volksfest auf Skansen gesehn haben, um zu empfinden, wieviel den deutschen Festen im allgemeinen fehlt; wie freudlos im Grunde der vom Alkohol inspirierte Rummel ist, in den sie zumeist ausarten. Nun ist an sehr vielen Orten das Verlangen nach Besserem entstanden, man hat ja auch bereits mit gutem Glück begonnen, die Reste alter Volksgeselligkeit, die besonders auf dem Lande noch hier und dort erhalten sind, neu zu beleben und vor dem Untergehn im Allerweltsrabau und Vorstadtgeschmack zu retten. Man muß nur praktisch, mit geschickter Anpassung an die örtlichen Bedürfnisse vorgehen. Zu einer möglichst reichen und bunten Auswahl solcher Belustigungen möchte daher der Dürerbund Vorschläge für volkstümliche Feste zusammenstellen und in einer Flugschrift darbieten. Er bittet alle, die hier raten und helfen können, das zu tun.

Zuschriften unter der Adresse „Dürerbund (i. S. Volksfeste), Dresden-Blasewitz".

Der Dürerbund

Der höhere Staatszweck

Der Staat, als bloßes Regiment des im gewöhnlichen friedlichen Gange fortschreitenden menschlichen Lebens, bedeutet nichts Erstes und für sich selbst Seiendes, sondern bloß das Mittel für den höheren Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in dieser Nation; allein das Gesicht und die Liebe dieser ewigen Fortbildung ist es, welche immerfort auch in ruhigen Zeitläuften die höhere Aufsicht über die Staatsverwaltung führen soll, und welche, wo die Selbständigkeit des Volkes in Gefahr ist, allein dieselbe zu retten vermag.

Fichte

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Das alte Genrebild damals „hochbeliebter" Art erzählte irgend etwas, wozu man sagte: nein, wie komisch!, oder: nein, wie gemütvoll! — aber das neue Künstlergeschlecht sagte dazu: nein, wie literarisch! und schob das alte Genrebild von seinem Großmutterstuhl in den Kunstvereinen herab. Selbst der Name „Genrebild" ward nun verpönt — obgleich sogar manche Bilder von Uhde dem Gehalt nach gute Genrebilder sind. „Gute", will sagen: solche, die dem Auge sagten, was sich dem Ohre nicht sagen ließ — denn da liegt doch wohl das einzige Kriterium aller künstlerischen „Berechtigungen": was sich auf irgendeine Weise am besten mitteilen läßt, dessen Mitteilung gehört dorthin. Unser Tiefdruck nach Karl Wentorf zeigt die feinen malerischen Werte auch, die in der dänischen Malerei so vornehm gepflegt werden, aber er vermittelt darüber hinaus Werte seelischer Charakteristik, die sich auch nur durchs Auge weitergeben lassen. Sie liegen im Wesen und im Verhältnis der zwei Menschen und des Menschleins hier. Geistiger Mittelpunkt ist das Kind, zu dem der Herr freundlich und väterlich und doch schon wie zu einer kleinen Dame spricht, während ihr Gesicht zwischen seinen Haarschnecken ebenso freundlich, und sehr ums Verstehen bemüht, zuhört. Vortrefflich das räumende Mädchen mit seiner diskreten Teilnahme. Zum Behagen an der Kunst kommt das Behagen am Stoff — aber heute predigt wohl keiner mehr, daß dies „verboten" sei.

Das „Bauernhaus in Wiedensahl" von Wilhelm Busch, das wir farbig geben, ist im neuen Busch-Album in größerem Formate zu finden — wir bringen's gleich dem Bauernmädel vor unserm Reiseheft in Ergänzung der andern Busch-Sachen. Es ist um 1860 gemalt und zeigt gleich dem Brannenburger Dirndl Busch den Maler von der Seite, von der er uns eigentlich lieber ist, als von seiner auffälligsten. Nicht als den etwas gewaltsamen Stilisierer des Kolorits, der alles auf ein paar überstarke Farben zwingt, sondern als liebevollen Nachfühler der farbigen Reichheiten in der Natur.

Von den 16 Seiten mit Zeichnungen und Holzschnitten nach Busch wird in einem Rundschaubeitrage gesprochen.

Der bunte zweiseitige Plan des öffentlichen Lebens der Stadt Leipzig gehört zu dem Aufsatz von Gustav Langen, dem wissenschaftlichen Leiter der Städtebau-Abteilung auf der Leipziger Ausstellung.

Das Lied des jungen Münchners Hellmut Kellermann, das wir in diesem Heft nach der Handschrift veröffentlichen, gibt ein schönes Gedicht Verhaerens in schmiegsamer, ganz vom Innenleben der Worte bestimmter Vertonung. Fern allem harmonischen Klügeln spricht die Musik hier die Sprache der Poesie, mit einer weiten, strömenden Leidenschaft sie beflügelnd, befreiend, erweiternd. In großen ernsten Melodien kündigt sich die Stille des Einsamen in der Natur an, volle Klänge schaffen ein inneres Gewicht. Erst auf dem leidenschaftlichen „und weiß dich Lüge —" kündigt sich bewegteres Innenleben, Zweifeln, Schwanken, Gedankenweben an, wie es die folgenden Zeilen beherrscht, wo immer neue Formen der „Begleitung" zu den bitteren Worten des unerlösten Sehnsüchtigen die seelische Zerrissenheit austönen. Auf die nachdrückliche

Digitized by Google

Phrase nach „Wahn!“ kehrt dann allmählich die ruhigere Stimmung des Eingangs wieder, in den der Schluß übergeht. — Es ist junge, unbestimmte Leidenschaft, die hier spricht, unbekümmert um „Formen“, wie sie eine anmaßende Ästhetik allzeit vorschreiben möchte, aber hingegeben an das innerste Leben, das nach Ausdruck ringt; nicht allzu häufig begegnet man unter der großen Ernte jährlicher „Liedproduktion“ soviel Ernst und künstlerischer Aufrichtigkeit. Daß Kellermann auch so, auf den künstlerischen Wegen Hugo Wolfs, schon einer eignen Sprache sich nähert, wird man nicht verkennen. Das Lied ist im Original zwei Gangtöne höher geschrieben. — Von ihm erschienen kürzlich „Fünf Gedichte von O. Borngräber, für eine Singstimme und Klavier, op. 8“, im Wunderhorn-Verlag, München; zus. 3 M.

Abrechnung 2

Allgemeine Vorwürfe gegen uns

Was wirft man Kunstwart und Dürerbund vor, warum ist das „Anwachsen unsrer Macht“ so schreckhaft „bedrohlich“? Heute möchte ich einmal über die allgemeinen Vorwürfe sprechen, aufs Besondere kommen wir doch noch zurück. Auch die „Mittelstelle für Volksschriften“ werde in diesem Hefte nur erwähnt, wo's nicht anders geht.

Was meine Arbeitsgenossen und ich unter Organisation der Bildung verstehen, auf diese Frage habe ich im zweiten Junihefte des Kunstwarts eine kurze Antwort versucht. Alles Werden der Kultur geht ins Unbekannte, schon was in hundert Jahren sein wird, weiß nur Gott. Unsre Aufgabe ist, nach Menschenmöglichkeit im Kräftespiel das Fälschen der Werte zu bekämpfen, das Hereinwirken des Unsachlichen zu beschränken, also für sachliche Bedingungen zu wirken. Das sind die Grundsätze, nach denen wir arbeiten, seitdem uns der Dürerbund-Gedanke überhaupt klar geworden ist. Und trotzdem hallt beim jetzigen Kampfe kein Dreiklang heller als der: Bevormundung! Literaturpapsttum! Kulturmonopol!

Nehmen wir an, alle, die so rufen, seien in gutem Glauben.

Also erstens heißt es gegen mich (denn immer heißt es, ich sei verantwortlich, und innerhalb meines Einflusses bin ich's auch): „Du willst eine Zensur.“ Nein, ich will keine. Als die Lex Heinze drohte, hab ich im Kampf gegen sie in vorderster Reihe gestanden, wenn der Plan heute wieder käme, so stünde ich heut wieder da, jede Zensur hab ich zu jeder Zeit bekämpft. Aber Zensur ist Entscheidung einer sachfremden Behörde nach außersachlichen Gesichtspunkten mit obrigkeitlich ausschließender Gewalt, dagegen, was ich will (und nur für Volks- und Jugendschriften) ist: Sicherung der Unmündigen und Unerfahrenen, die Gutes verlangen, vor der Geschäftemacherei mit Schund durch die Empfehlung geschäftlich unbeteiligter Sachkenner. Also dem Wesen nach ungefähr dasselbe, was das freieste Völkchen der Welt, was die Künstlerschaft bis zu den radikalen Sezessionen übt: Jury. Jury zudem, die sehr milde sein kann, denn sie hat nur aus dem Gröbsten zu sichten. Die Arbeit nimmt sie dem Buchhändler ab, der die Juroren mitwählt, und der unmöglich auch alle Volksschriften selber lesen kann, die engere Wahl hat er zu treffen, ganz nach seiner Meinung, seinen Neigungen, seinem Geschmack. Zudem haben wir uns bereit erklärt, sogar auf die Mitarbeit in diesem Prüfungs-

Digitized by Google

ausschusse zu verzichten, wenn sie nur von geschäftlich Unbeteiligten geleistet wird. „Wenn jemand weiß, wie man noch gründlicher auf jedes »literarische Papsttum« verzichten kann," schrieb dazu ein demokratisches Blatt, „soll er sein Wissen der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen." Trotzdem: der Unsinn vom „Oberzensurkollegium des Dürerbundes" und von der „literarischen Diktatur" blüht nach wie vor.

Befreien wir die bedrängten Tatsachen weiter aus dem Lärm der gespießten Ausruf- und geschwungenen Fragezeichen! Außer den Buchhändlern „bevormunden" wir durch Kunstwart, Ratgeber, Jahresbericht, Weihnachtskatalog, Flugschriften, Dürerbundkalender, Dürerbund-Korrespondenz, Volkskalender, Jugendschriften usw. die gesamte deutsche Kultur von heute. Mit andern Worten: wir halten es praktisch genau umgekehrt, als wir theoretisch behaupten. Nicht eigentlich wir: „Avenarius hat die Absicht", „Avenarius Censor", „Avenarius' Taktik" — ich bin es immer wieder, der „Literaturpapst", der „Denkertyrann" und „Kulturmonopolist", der wie der indische Gott mit soundso viel Armen, Beinen und Köpfen all diese Kunstwart- und Dürerbundsachen zugleich macht.

Wer meine Arbeit verdammt, man sollte meinen, der kenne sie — hat keiner der Verdammer bemerkt, daß der „Literaturpapst" seit sieben Jahren nicht einmal mehr Literaturkritiker ist? Im ganzen Jahr erscheint kein halbes Dutzend Rezensionen über Literatur von mir. „Aber er duldet keine Besprechungen, die andre Meinungen ausdrücken als seine." Wenn sich, wie einer entdeckerfroh betont, Besprechungen im Kunstwart und im Ratgeber widersprechen, wem von beiden Referenten habe ich dann meine päpstliche Gunst zugewendet? Aus dem Vorwort jedes Ratgebers und jedes Jahresberichts geht hervor, daß ich als Herausgeber ins Urteil der Mitarbeiter grundsätzlich mit keinem einzigen Worte dreinrede. „Aber er bestimmt doch die Rezensenten, die ihm genehm sind!" Beim Ratgeber und Jahresbericht nicht einmal das: wir bitten dort die verschiedenen Autoritäten, für ihre Fächer die Referenten zu bestimmen. Beim Kunstwart bestimme ich sie, gewiß. Aber wer soll denn sonst die Mitarbeiter berufen, wenn nicht der Redakteur? Und daß die Berufenen frei sind, hat eben erst wieder Prof. Haenel bewiesen, indem er den Breslauer Pölzig tadelte, den ich meinerseits nur gelobt hätte.

Mir scheint, so bleibt nur eine Möglichkeit, die Tiara für mich zu retten: alle diese meine Angaben sind falsch. Sie sind für die Öffentlichkeit, heimlich treib ich's anders. Aber es gibt ja ein einfaches Mittel, das festzustellen. Behaupte doch einer: „Sie lügen da." Dann ermitteln wir die Wahrheit vor Gericht. Glaubt man aber, was ich Wort für Wort zu beweisen bereit bin, so wird man zugeben müssen: ein Weiterreden von Literaturpapsttum würde, wo's ehrlich wäre, nicht eben von faustischem Erkennerdrang zeugen.

Aber ein „Monopol" erstrebe ich. Nicht nur die Bücher, sondern die moderne deutsche Kulturpflege überhaupt will ich an Dürerbundspalieren züchten. Man lese das freundlichst noch einmal, was ich über „Organisation der Bildung" im zweiten Juniheft gesagt habe: geht das für oder gegen ein Individualisieren, auf Herdenmenschentum oder auf Persönlichkeit, und dann: entspricht es der Dürerbund- und Kunstwartarbeit oder flunkert's nur? Vorwürfe im einzelnen: „Ihr ignoriert die

Digitized by Google

Konkurrenz." Wenn wir sie lobten, hieß es noch stets: „Lob auf Gegenseitigkeit", wenn wir sie ablehnten, so hieß es immer noch: „Brotneid!" — trotzdem beweist jeder Ratgeber und jeder Jahresbericht, daß uns all dieses Reden nicht abhält von einer Würdigung, deren Licht- und Schattenseiten ganz ausschließlich unabhängige Mitarbeiter verteilen. „Ihr unternehmt so viel, daß den andern nichts übrig bleibt." Warum unternahmt Ihr's nicht vor uns? „Ihr werdet überall vom Ansehn des Kunstwarts und Dürerbundes gestützt!" Kunstwart und Dürerbund haben *wir* begründet und hochgebracht, ihr Ansehen ist *unser* Ansehn. „Wir müssen rein geschäftlich arbeiten, ihr nicht." Ja, nun sind wir bei einem Hauptpunkt. Daß wir durch die Bürgschaft eines Mannes, der 15 Jahre lang die Kunstwartarbeit geprüft hatte, daß wir ferner durch meine und andrer Helfer unbezahlte Mitarbeit und durch die Organisation des Dürerbundes unternehmen können, was andre nicht wagen, das gibt in den Augen unsrer Gegner unsern Bestrebungen eine monopolisierende Gefahr. Ich weiß keinen andern Rat als: macht's ebenso. Wenn meine Angaben zutreffen (und es hat noch keiner eine als falsch erwiesen), so strebt zwar alle unsere organisatorische Arbeit auf gar nichts andres so entschieden hin, als auf ein Unmöglichmachen *jeder* Art von Papsttum und geistiger Monopolisierung, denn wie kann man auch diesen Mächten besser entgegenwirken, als durch Organisation zur Sachlichkeit! Aber immerhin: wir irren sicherlich soundso oft — besser wär es auf alle Fälle, wenn auch andre auf ihre Weise sich zu ähnlichen Organisationen der Bildung zusammenschlössen. Beim „Heimatschutze" und vielfach sonst geschieht das ja auch allerdings, wo immer es sachlich geschieht, in guter Freundschaft und in „Kartell" mit uns). Also: *Stiftet* unter Verzicht auf Kapital und Zinsen und ohne Augeln nach Orden, Titeln und Privatgeschäften für euch endlich mal reichlich sichernde Summen, *arbeitet* ganz oder zur Hälfte eurer Arbeitskraft ohne Entschädigung, *gründet* oder wenn das nicht geht: *entwickelt* aus den Bedürfnissen der Zeit Zeitschriften mit bestimmtem Wollen, wie der Kunstwart eine ist, *verwirklicht* über die Zeitschrift hinaus von dem, was sie fordert, so viel ihr könnt, *verbündet* euch zu neuen Verbänden, die der Kulturpflege nach eurer Auffassung dann besser entsprechen, und nochmals: *arbeitet* bei all dem, drittmals: *arbeitet*! Schafft das alles nicht in Kopien und Wiederholungen, versteht sich, die eurer unwürdig wären, schafft es nach neuen Gedanken, wie unsre Unternehmungen nach neuen Gedanken geschaffen worden sind. Wir raten das nicht etwa ironisch: seid ihr Respektes wert, so müßt ihr was *leisten*, statt daß ihr nur über unsre Erfolge barmt. Wir wünschen euch allen schon deshalb Glück dazu, weil wir dann unserseits mehr freie Zeit bekämen. Und würden's als Krönung unsrer Erfolge erachten, wenn wir überflüssig würden, weil die Organisation der Bildung außerhalb der Handelsgeschäfte in Idealen allgemein würde wie's Sonnenlicht. Da aber vorläufig das Verschwinden von Kunstwart und Dürerbund noch Löcher lassen könnte, so erlauben wir uns, noch weiterzuleben. Auf die Gefahr hin, dabei noch mehreren unbequem zu werden als bisher.

Daß wir das sind, ist zu natürlich, als daß wir's übel nähmen. Was unsre sachlichen Gegner anbelangt: noch ein paar Jahre, und wenn ihr uns dann noch nicht billigen werdet, so werdet ihr uns wenigstens verstehn. Vor allem: wir tun nicht nur, wir denken wirklich so, daß wir unbeschadet

Digitized by Google

aller Privatmeinung des Einzelnen als Bund keiner politischen, sozialen, kirchlichen Partei angehören wollen. Wir wünschen mit allem Ernste, Kulturfragen aus dem politischen Getriebe zu lösen und deshalb mit dieser oder jener oder auch mit keiner zu arbeiten. Sagt ruhig: so setzt ihr euch zwischen die Stühle. Man sitzt da wenigstens auf festem Boden, — übrigens kann man ja auch zwischen ihnen stehn und sieht dann unter Umständen besser, als die Sitzer. Wollt ihr uns aber bekämpfen, so tut's mit Gründen, damit man über wirkliche Schwierigkeiten der Organisationsfragen reden kann, wie zum Beispiel über die nichts weniger als kleine: Ortho- oder Anonymität der Kritik. Wie ihr's jetzt treibt, verzichte ich aufs Unterhalten mit euch, weil ich nur in den seltensten Fällen glauben kann, daß es euch um sachliche Aussprache geht. Warum ich's nicht kann? Ihr wißt, werte Herren, daß ich weder ein Dummkopf noch ein moralisch zweifelhafter Herr bin — weshalb tut ihr, als hieltet ihr mich für eins von beiden oder für beides? Weshalb redet ihr bald, als wär ich ein Reaktionär, bald, als wär ich ein Roter, bald, als wär ich ein Teutschtümler, bald, als wär ich ein Vaterlandsloser, und immer, als wäre das, was ihr gerade vorbringt, ja allbekannt, also: daß ich schwarz oder blau oder rot oder sonstwie waschecht sei, oder aber gerade ganz unwaschecht, bald Starrkopf, bald Kompromißler, bald Papst, Monopolist, Tyrann, bald Nachläufer nach allem Modischen, bald einer, den kein Gescheiter ernst nimmt, bald einer, mit dem so viele große Leute ganz unbegreiflicherweise gehn. Heut bin ich „Volksfeind", morgen „kompakte Majorität". Kein Kaleidoskop ist so bunt und keines so zitterig, wie das kritische Bild von Kw., Db. und F. A., das ihr aus Scherben alle Tage anders durcheinanderquirlt. Und dann: warum verdächtigt ihr mich unmoralischer Handlungsweise, da ihr ja selber nicht dran und da keiner dran glaubt, der unsre und meine Arbeit kennt? Keiner, der sie kennt — wie wacker habt ihr zum Beispiel im Dürerbund gegen mich gearbeitet, und doch: der Gesamtvorstand hat mich und die andern vom Arbeitsausschuß einstimmig wiedergewählt. Ist es ein „Fischen im Trüben" oder keins, wenn ihr ohne nachzuprüfen den Schwindel weitergebt, auch der Kunstwart ließe sich durch Annoncen fangen, oder den: ich mißbrauchte ideelle Zwecke für privates Geschäftemachen? Glaubt ihr etwa selber, es träte einer dem Buchhändler-Börsenverein, vor dessen geschäftlicher Macht den Bücher- und Zeitschriftleuten grauset, so entgegen wie ich, wenn es ihm ums Geschäft ginge? Glaubt ihr etwa selber, ich könnte euch allen trotzen, wenn's bei mir nicht nur zu verleumden, sondern zu entlarven gäbe? Treibt man's, wie man's gegen uns treibt, doppelt-, dutzend-, hundertfach, so wird das Gesamtbild das typische eines großen Interessentenkampfs gegen Störenfriede, wie er eben im kapitalistischen Zeitalter aussieht. Der Einzelne kann dabei ein ganz anständiger Mann sein, der, unter Massensuggestion, eine Weile lang sogar selbst glauben mag, was er redet. Das Ganze aber ist nichts anderes, als eine Erscheinung der Korruption.

So seh ich's in unserm Falle. Ob mit Recht, darüber wird der Leser nach unsrer nächsten „Abrechnung" sich seine Meinung bilden. A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

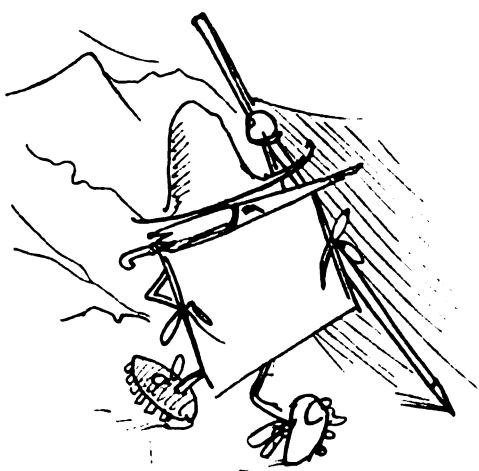
AUS DEM KUNSTWART

WILHELM BUSCH

Digitized by Google

Digitized by Google

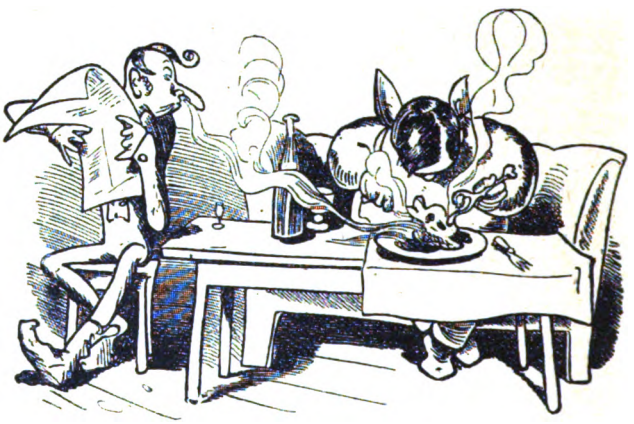
ZU DEM BEITRAGE: DAS NEUE BUSCH-ALBUM

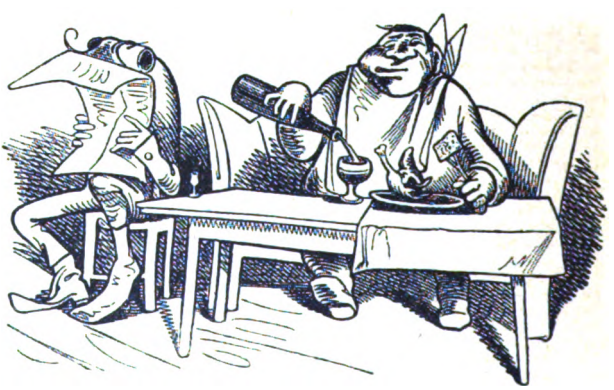


Wagner im Garten.

Stoeger

Digitized by Google





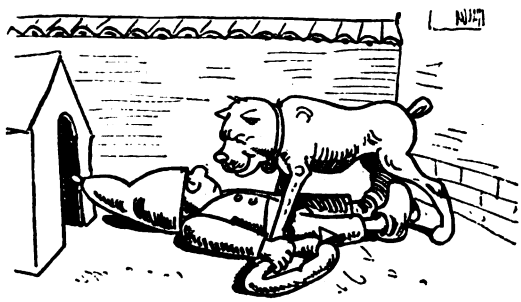
Digitized by Google

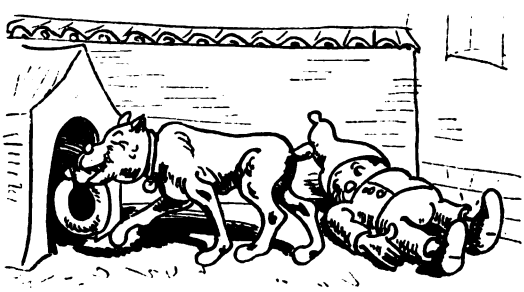
DER NEIDISCHE HANDWERKSBURSCH

Digitized by Google

DER HOHLE ZAHN

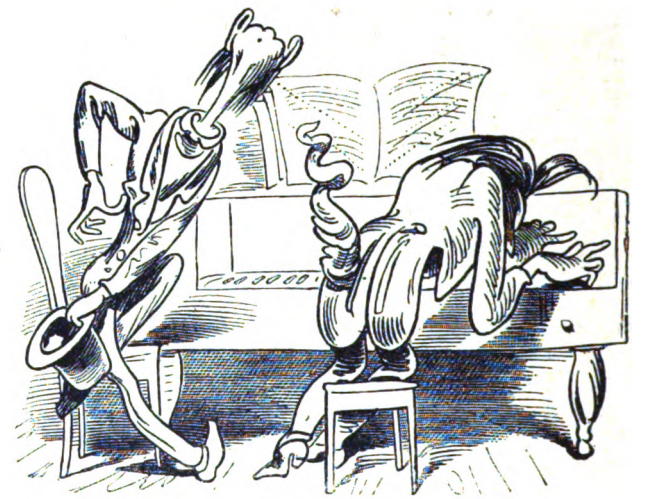
Digitized by Google



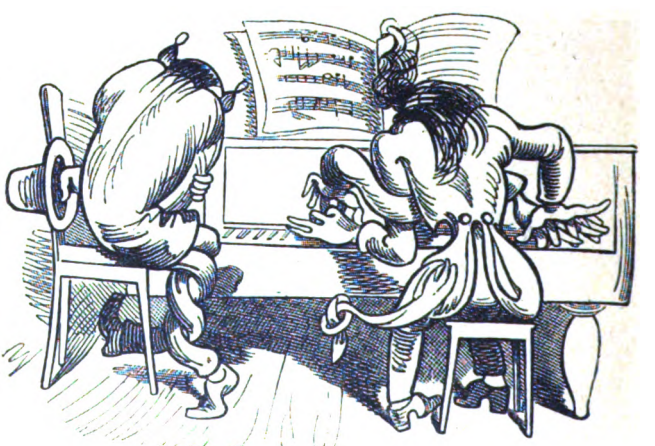


DER WURSTDIEB

Digitized by Google



PASSAGGIO CHROMATICO



FUGA DEL DIAVOLO

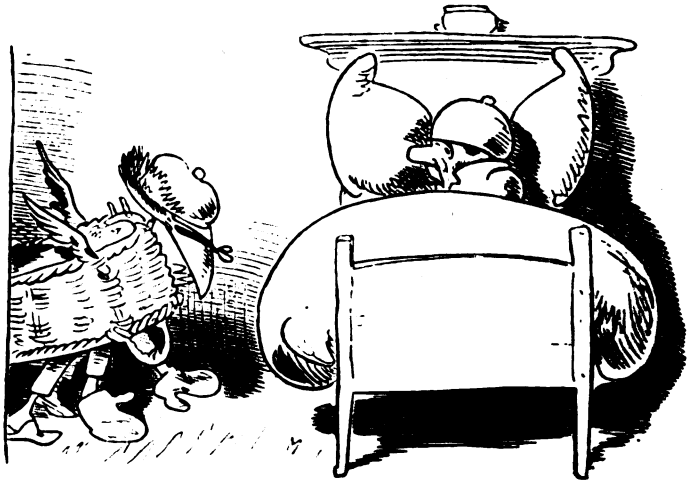
Digitized by Google

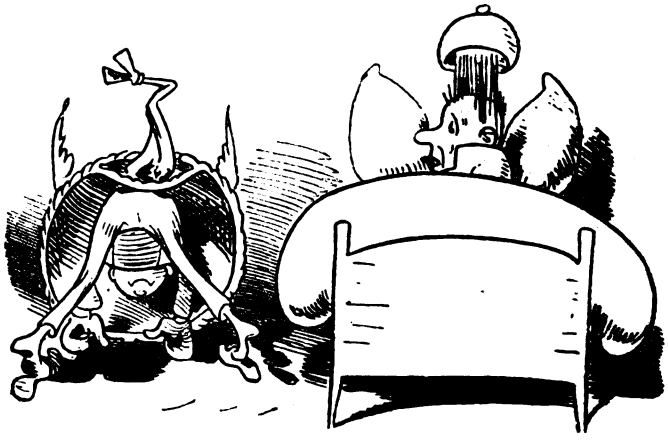
ADAGIO

MAËSTOSO

EIN NEUJAHRSKONZERT

Digitized by Google

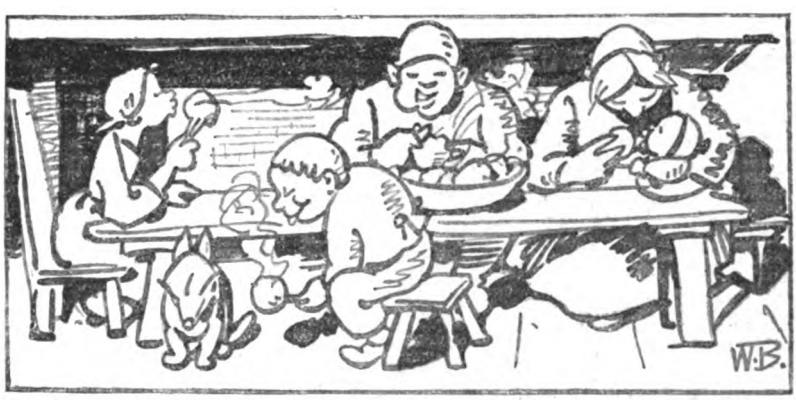




DAS UNTIER

Digitized by Google

KARL DER GROSSE



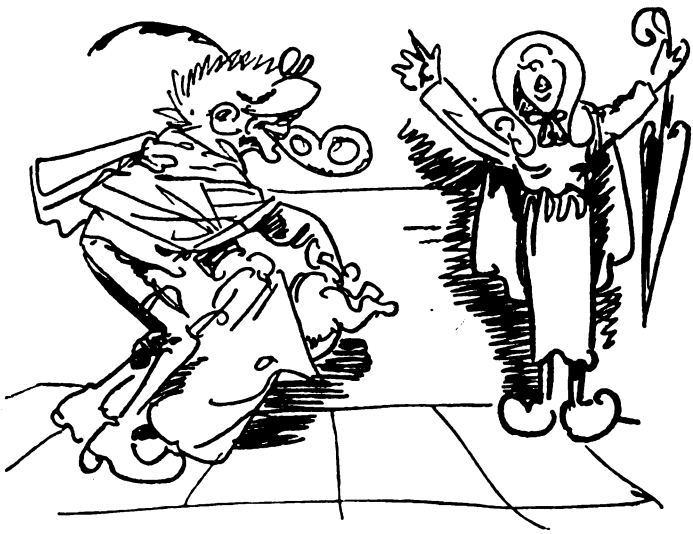
„KARTOFFELIDYLL“

Digitized by Google

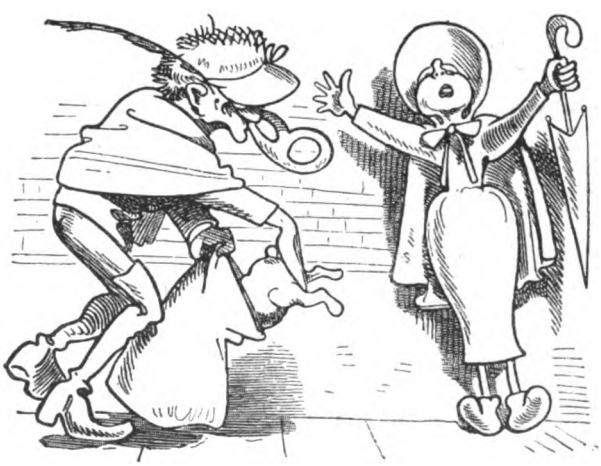
ENTWURF

AUSFÜHRUNG

Digitized by Google



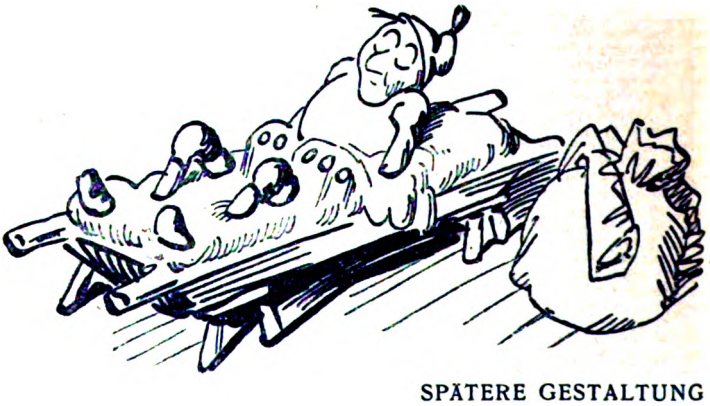
ENTWURF



AUSFÖHRUNG

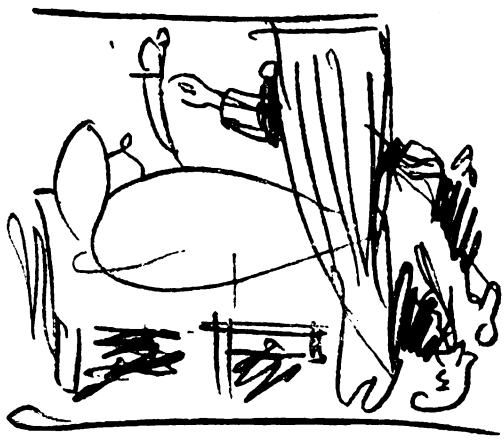
Digitized by Google

FRÜHERE GESTALTUNG



SPÄTERE GESTALTUNG

Digitized by Google



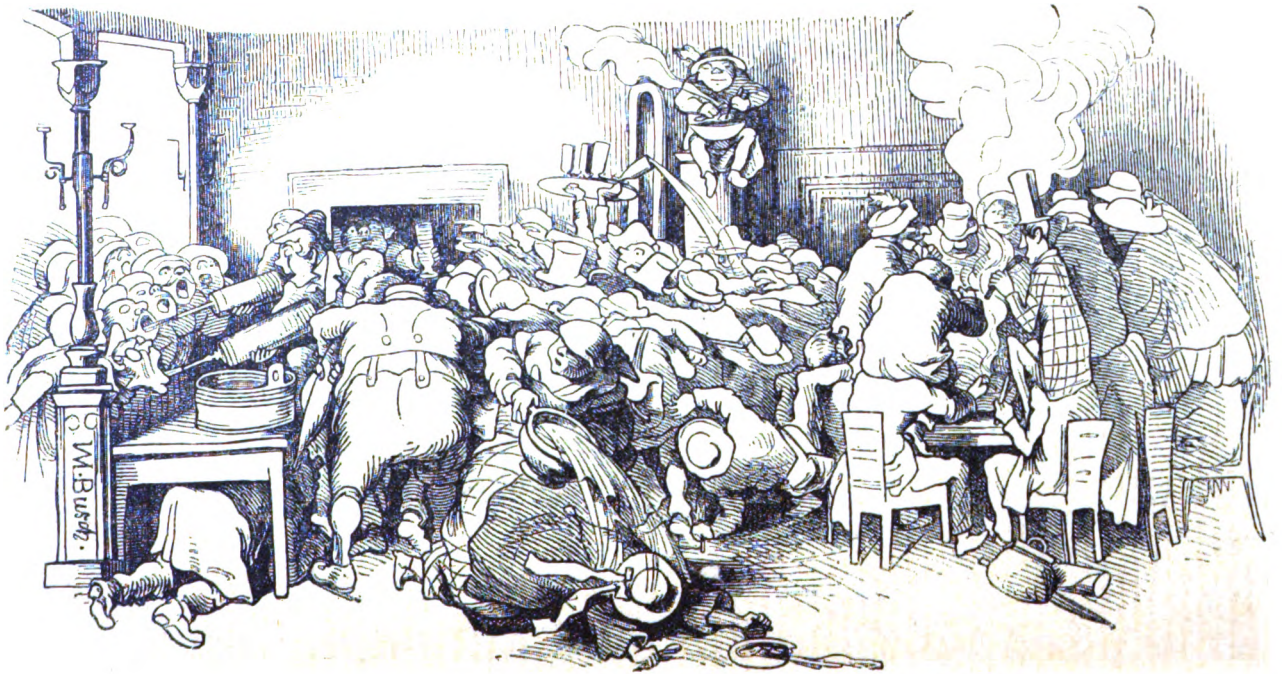
ENTWURF ZU KRÖKEL

INITIALE

Digitized by Google

Ein kluger Mann verehrt das Schwein;
Er denkt an dessen Zweck.
Von aussen ist es ja nicht fein,
Doch drinnen sitzt der Speck.

Digitized by Google



MITTAGESSEN IN ROSENHEIM

Digitized by Google

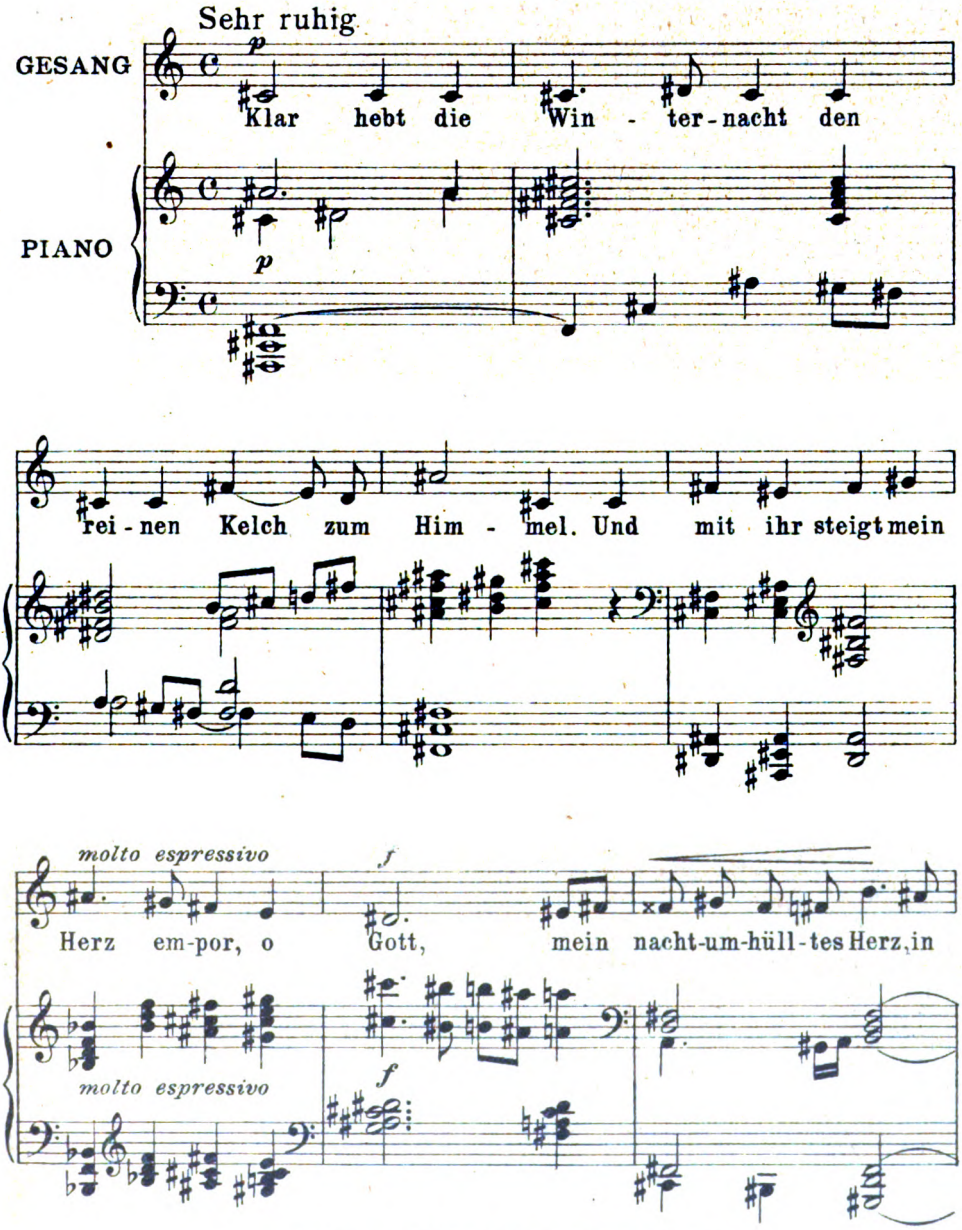
BEILAGE ZUM KUNSTWART

HELLMUT KELLERMANN

FROMM

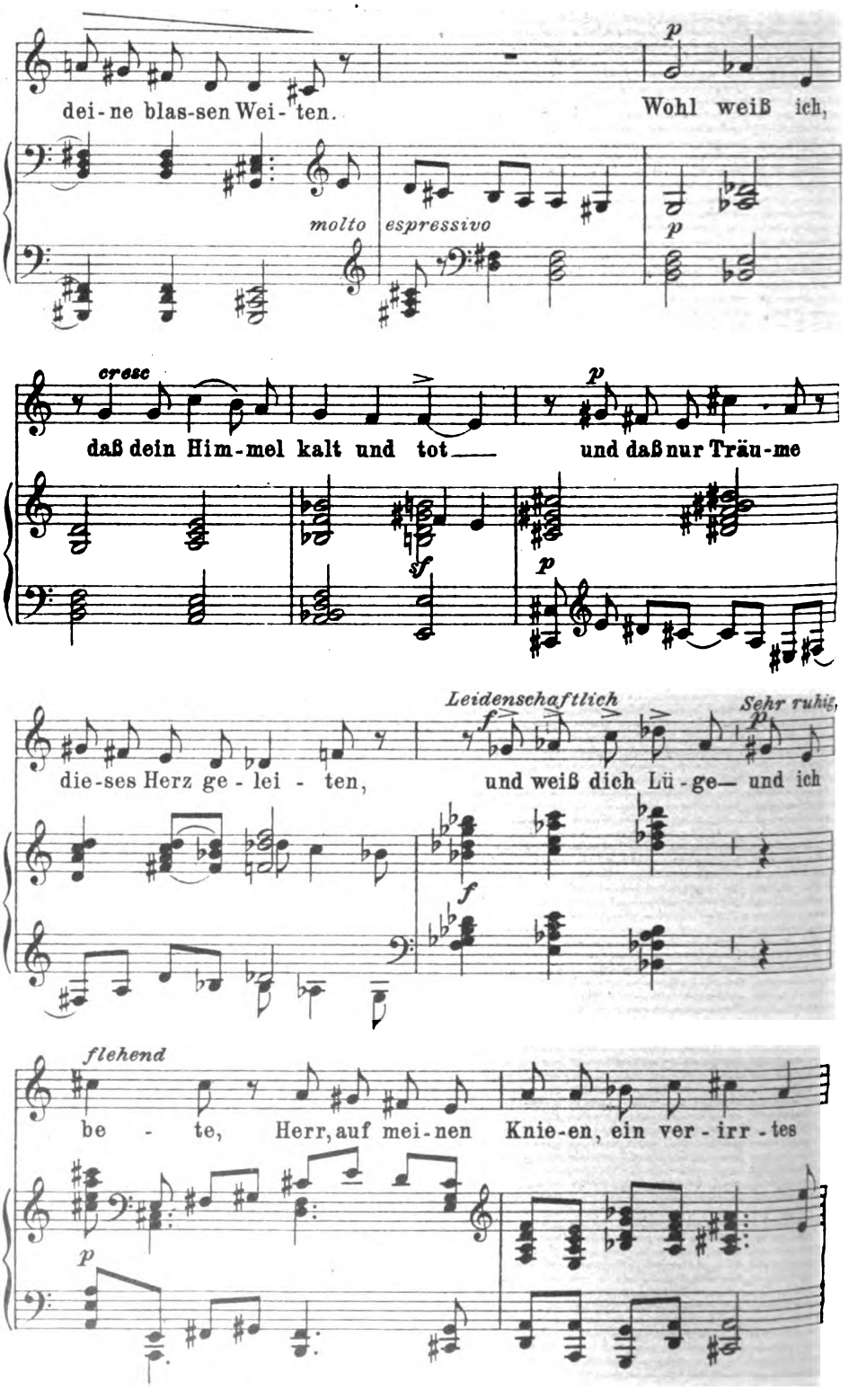
von EMILE VERHAEREN

Deutsch von ERNA REHWOLDT

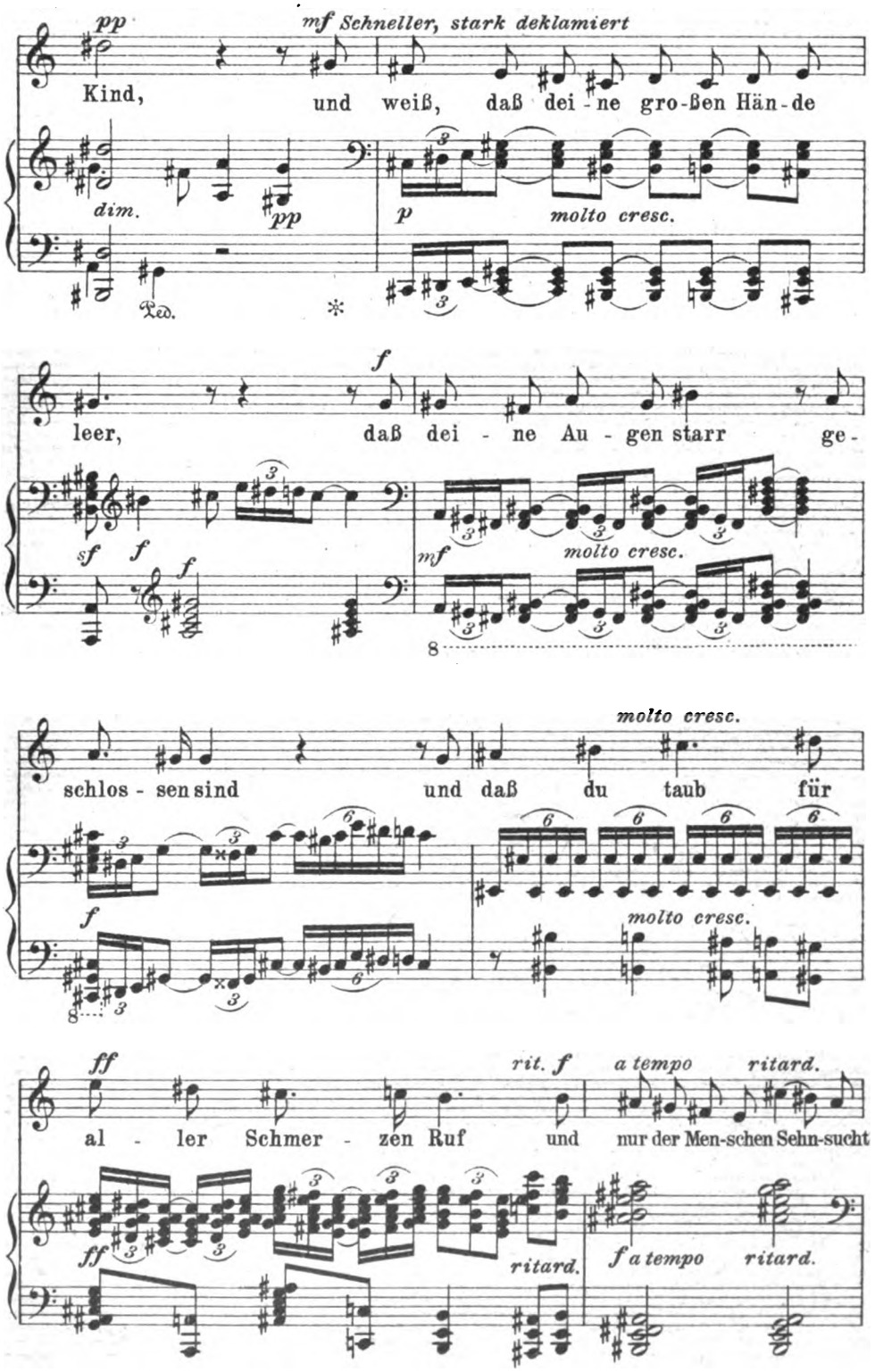


Verlag von GEORG D.W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

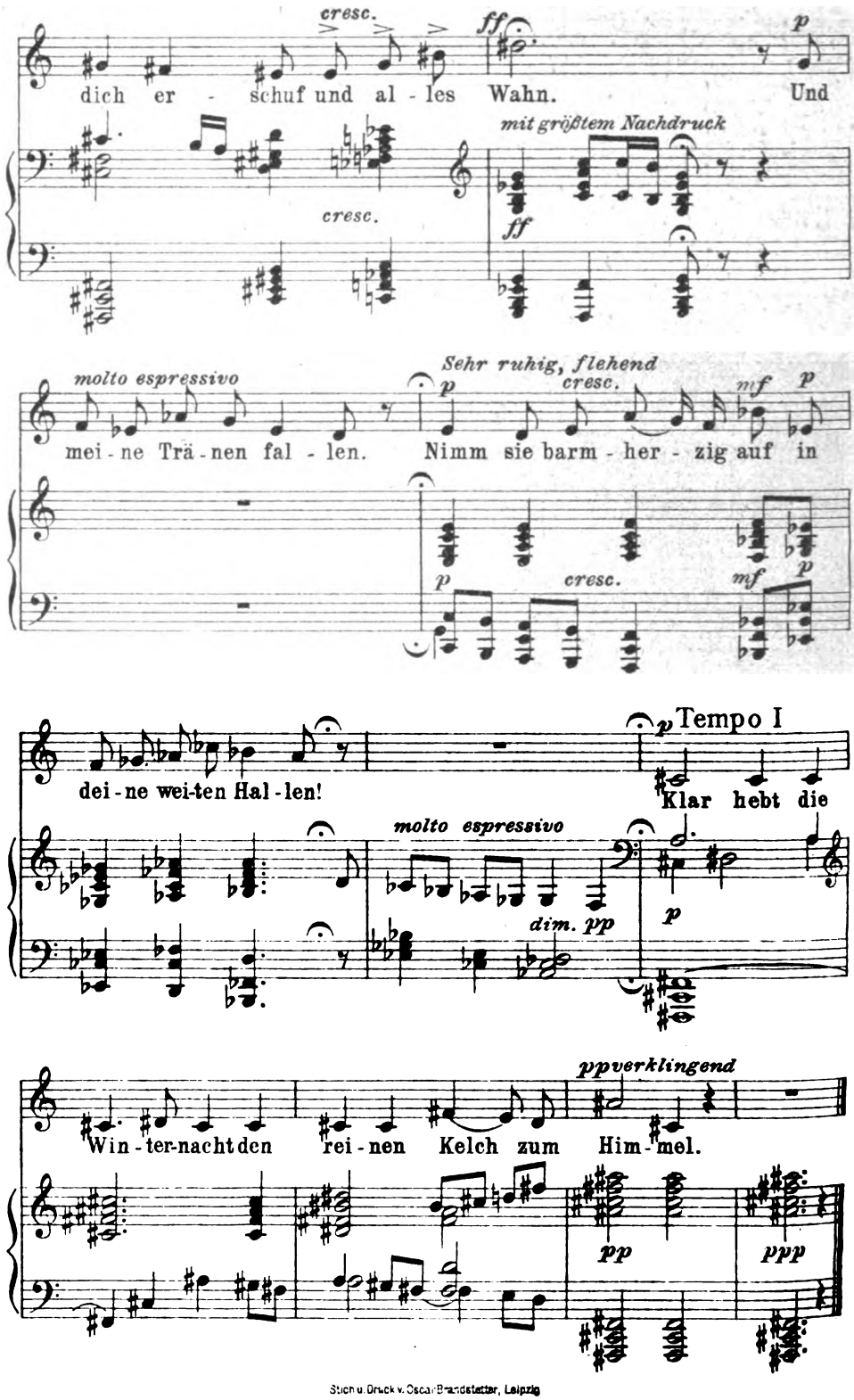
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Hans von Volkmann

Digitized by Google

Wieder daheim

Die Hauptarbeitzeit ist der Winter — diese Tatsache, die uns fast für alle Berufe der „besser“ Gestellten so gut wie selbstverständlich scheint, sie allein deutet auf eine Verschiedenheit zwischen Einst und Jetzt, die bis zum Grunde geht. Wir sind aus der Sommerfrische heimgekehrt, das „Ausspannen“ liegt hinter uns, nun umgibt uns wieder diese Sammlung von Arbeitstätten und Arbeitgelegenheiten: „die Stadt“, die von allen Seiten mit Menschen- und Maschinenstimmen auf uns einsurrt. Für den Soldaten und den Baugewerkler und für ein paar minder menschenreiche Stände ist zwar der Sommer noch heute „Hauptzeit“, aber nur der Landmann lebt in der Einteilung der Arbeit noch ähnlich, wie früher fast alle lebten, lebt wirklich noch in Wechselwirkung mit dem Kreislauf des Jahrs. Wir andern sind in hohem Maße von dessen Bewegungen „emanzipiert“, wir arbeiten nicht mehr doppelt soviel im Sommer als im Winter. Und immer noch mehr wird die Loslösung geschehen, wie der Weltverkehr mit seinem Austausch zwischen den Erdteilen die Jahreszeiten zu örtlichen Erscheinungen ohne zwingende Bedeutung für die Ernährung der Völker, und wie neue technische Erfindungen auch Arbeiten, wie das Bauen, vom Einfluß der Witterung freimachen. Unsre Wohnungen sind ja auch unvergleichlich „winterfester“ geworden; bei Wasserleitung, Zentralheizung und elektrischem Licht lächeln wir des heißen Sehnens nach Frühling, das uns aus alten Weisen schier herzerbarmend tönt — man muß schon unter arme Stämme in ferne rauhe Länder gehn, um sich noch recht drein versetzen zu können.

Unter ganz andern Bedingungen als denen des Heute hat sich das deutsche Verhältnis zur Natur gebildet, wie es aus unsern alten Mären und Sagen, wie es aus unsrer alten Kunst, das Wort Kunst im weitesten Begriff genommen, wie es noch aus der Literatur der Klassiker und des silbernen Zeitalters zu uns reden mag. Unser Verhältnis zur Natur formte sich im Beieinander des Ackerbauers, des Hirten, des Jägers und des Kriegers mit Wald, Feld, Heide, Berg, im Mitsammen mit allen Geschöpfen darauf, mit der Sonne, die sich schenkt und versagt, mit den Morgen, den mehrenden, und den Abenden, den abnehmenden, mit Regen und Wind, mit Schnee und Sturm, mit Nebeln und Nächten, die mit den gnädigen oder bösen Launen ihrer Geister vorüberschwebten, hereinwirkten, vorüberlebten. Alles, was sich bewegt, ist dem Urmenschen belebt; wenn heut der Poet in allen Dingen Seele sieht, so ist es nur der Anthropomorphismus des Ahnen, der zu und aus ihm spricht. Unausrottbar ist er; gerade, wenn wir unser Fühlen verfeinern, so tun wir oft weiter nichts, als daß wir uns und andern vernehmlich machen, was in den dunkeln Schichten unsres Ichs seit uralten Zeiten her immer noch im Traume spricht. Selbst das Streben des neuen Künstlers nach Stilgefühl —, was ist es sonst, als das Pflegen jenes uralten Vermenschlichens, das eine Seele gleich unserer in die Erscheinungen legt, damit wir uns

Digitized by Google

mit ihnen begegnen, vereinigen können? Stilgefühl verlangt vom Tisch, vom Stuhle, daß seine Gestalt vom Stoff und Zwecke, vom „Wesen", von der „Seele" des Dinges spreche, wie der Ahne das tat, wenn er seinem Gerät wohl gar eine Geistermaske gab und in sein Schwert Blutdurst und in seinen Pflug Freude am Frieden hineindichtete.

„Der Mensch weiß gar nicht, wie anthropomorphisch er ist", jeder Umblick bestätigt Goethes Wort. Wir wissen's wirklich nicht, achten wir aber erst darauf, so bemerken wir: überall vermenschlichen wir, und wie fein eine Regung der Kunst sei, sie weist sicher auf diese Quelle, sobald sie nur Seelisches hereinbezieht. Darum: im Wie ist kein Unterschied gegen das Einst. Aber im Was ist einer. Hier ist die ererbte Welt, welche unser Volk in sich weiterträgt, oft ohne daß es davon weiß: die Innenwelt aus seiner Bauern-, Hirten-, Jägerzeit, modische Leute sagen: die sentimentale Welt. Und daneben ist die Welt der „Moderne", also das, was wir heut aus den Dingen nehmen. Für den Bauern und manche andre mag es in vielem noch dasselbe Erleben sein, wie ehedem. Für den Hand- wie für den Kopfarbeiter in der Großstadt und um sie herum ist es sehr großen Teils etwas andres. Ist es eben „Großstadt", im eigentlichen und im übertragenen Sinne. Stadt mit des neuen Menschengeschlechts wichtigen und oft gewaltigen Zeugnissen von seinem Erobern und Dienenmachen der Stoffe und Kräfte. Aber Stadt auch mit der Mauerbeengung beim Ausblick. Stadt auch mit der Aufdringlichkeit und dadurch der Überbewertung des Heute, das überschnell verlischt, sobald es ein Gestern geworden ist. Stadt auch im Verzicht auf die Brüderlichkeit mit Wald und Feld. Stadt vor allem, insofern sich das Leben hier weit mehr in Spiegelungen zeigt, als unmittelbar. Du hörst und liesest von Hunderten und siehst Tausende von Namenträgern und Namenlosen, aber du kennst den Nachbarn auf deinem Flur nicht. Du siehst tausend Bilder in den Ausstellungen, aber für das, was sie zeigen, hast du besten Falles einmal zehn Blicke in der Sommerfrische gehabt. Miterlebt — ja, was erlebst du unmittelbar selber mit von all dem, was da an dir vorüberschattet? Und doch weißt du, daß nur das Miterleben ein Sichnähren der Seele ist. Schon das Anklingen des Gefühls, mitzuerleben, preist ja auch der Großstadtmensch als das Beste, was die Beglückerin Kunst zu bieten hat! Alles sehnt sich nach ihm, dem Miterleben, alles täuscht es vor, Wort, Bild, Ton — aber wo ist das gesunde, starke, wirkliche Miterleben, das den Bauern mit seinem Vieh, mit seiner Saat, mit seiner Scholle verbindet, den Schiffer mit dem Meer, den Jäger mit dem Wald, und das in früheren Zeiten das Leben der Natur tagtäglich gleichsam sich mit uns messen ließ? Die Naturkräfte sind unsre Diener geworden, aber wenn Wasser und Licht uns aus den Zimmerwänden aufwarten, so gibt es kein Werben, kein Ringen mehr um sie, das uns die Organe kräftigen kann. Wir reden vom „Hasten" in der Großstadt. Wir hasten in ihr auch, aber das schlimmste ist doch wohl, daß wir fast all die Güter des Innenlebens in ihr nur antupfen können, wenn man uns einbildet, wir erfaßten sie. Wir leben da wie in einem Spiegelsaal — keine Grenzen rings, scheint's, und doch sehn wir immer nur

Digitized by Google

dasselbe unter anderm Winkel und sehn es immer nur wieder als Schemen. Immer dasselbe: Stadt und Reflexe des Himmels auf Mauern und Straßen. Das meiste übrige ist *Mitteilung* von Erlebtem oder *Abbildung* von Erleben; wir lesen still davon oder hören laut seinen Lärm, aber *wir erfahren es nicht in uns selber*.

Wer Zivilisation von Kultur unterscheiden kann, wird schwerlich zweifeln, ob die „alte" oder die „moderne" Welt, die „ländliche" oder die „großstädtische" mehr von jenen Werten bietet, die Kultur aufbauen. Die äußere Menge tut's ja nie; erhöhe deine Gesichtskraft, und du ziehst aus einem Sternblinzeln eine Sonne in dein Hirn und eine Hunderttausendfältigkeit an Leben aus einem Tropfen. Leugnet noch einer, daß die Kultur im Kreise des Perikles mit ihrer Kenntnisarmut die unsrige mit ihrer so unvergleichlich größeren Kenntnisfülle übertraf? Aber ist denn die Voraussetzung solcher Gegenüberstellungen richtig? Geht es denn an, über das Kunstmittel abstrahierender Betrachtung hinaus „alt" und „modern" hier gegenüberzusetzen?

Im *Wie* geht es nicht, das sahen wir: sobald die Phantasie auch der Modernsten arbeitet, tut sie's in uralter Menschenweise, indem sie Bewegung als Leben setzt und Kraft als Seele — wenn sich unsre Künstler und Dichter in die modernsten Maschinen vertiefen, werden sie aus ihnen eine Mythologie der Maschinen schaffen. Und im *Was*? Es *sollte* dort nicht gehn: nur ein unserm Volk innerlich Fremder kann wünschen, daß das aufgespeicherte Erbe an Vorstellungen und Gefühlen verloren gehe, das uns von der Bauern- und Hirtenzeit her Gewinne aus unmittelbarem Zusammenleben mit der Natur aufbewahrt, die wir Heutigen gar nicht mehr erwerben könnten. Es sollte dort nicht gehn — und es *geht* auch nicht, und wenn alle Vielzuvielen meinen sollten, sie spürten von all dem Gesagten wenig. Sie hätten vor dreißig Jahren vielleicht geglaubt, noch weniger davon zu spüren, denn in dem Punkte war man zur Gründerzeit noch „moderner". Jeder Fink im Bauer, jeder Blumentopf im Fenster, jedes Landschaftsbild an der Wand, jedes Märchenbuch fürs Kind, jede gute Dichtung für Mann und Weib bedeutet etwas, wie ein Lächeln des Weltgeists über diese Art von „Modernen". Schon deshalb können wir die alten Vorstellungen nicht entbehren, weil es die sind, bei welchen wir *ausruhen*, und das besagt: bei welchen wir verlorene Kräfte des Gehirns ergänzen können. Aber sie sind es ja auch, die durch viel längere Zeiten sich mit inneren Erfahrungen des Menschengeschlechts verbunden haben, sie sind *Akkumulatoren der Gefühlskräfte* ohnegleichen. Wie frühere Geschlechter so manches, das sie hinzuerwarben, einfach an sie an- und in sie eingossen, so wird das auch unser Geschlecht mit Neuerweiterungen tun. Flugmaschinen und Antennengespräche werden sich ohne irgendwelchen störenden Anachronismus spätern Geschlechtern wohl ebenso gut ins Märchenreich einbürgern, wie das Christentum sich ins Heidenreich des Märchens eingebürgert hat.

Die „Großstadt" aber in dem Begriffe, wie wir ihn hier gebrauchten, wer weiß, ob auch nur das nächste Jahrhundert in diesem Begriffe die Großstadt noch kennt! Anschauungen, die man vor wenigen

Digitized by Google

Jahrzehnten noch als altmodisch belächelte, sind heute Gefühle der Modernsten. Und die Meinung gehört dazu: daß die heutige Großstadt aus Kasten und Lasten, aus Gestängen und Gedrängen der Menschheit unwürdig, daß sie als Kulturwerk — veraltet ist. Gerade das Moderne, das Zeitalter des Verkehrs beginnt die Großstadt zu entdichten und wird sie lösen. Es sind, in unserm Sinn, Gedanken nicht der Großstadt, sondern des „Landes", welche die Zukunft haben, es sind Gedanken des „Alten", die das Neue, es sind Gedanken des Bleibenden, die das Aufdringliche aber Flüchtige verdrängen, das den Modeleuten als modern erscheint. Neue Formen der Siedelung bereiten sich vor, die Freude- und damit die Kraftgeberin Schönheit beginnt mitzusprechen unter den „Interessen", und so sehr ist das Sehnen nach der Landschaft angewachsen, so sehr wächst es weiter, daß es vom Wunsche zur Forderung wird. Es ist nicht „sentimental" mehr, es wird „real". Da geht's wie in der physikalischen Welt: kommt erst Bewegen in die Weltkörper, so erwacht nach der zentripetalen Kraft die zentrifugale. Das Bewegen in dieser andern Welt ist erwacht. Kommende Jahrzehnte werden nach dem Zusammenpferchen das Loslösen, werden die große Dezentralisation erleben. Und damit werden die alten guten Kräfte sich den modernen guten Kräften organisch verbinden.

Als ich ein Knabe war, gab es für mich einen Augenblick, vor dem ich mich so fürchtete, daß mir der Gedanke daran die Ferienreise verderben konnte: das erste Auftauchen der Vorstadtstraßen Berlins bei der Heimkehr. Ich sah sie immer wie lange Reihen gefletschter Zähne, die leeren Baustellen als greuliche Lücken dazwischen, und mir schien, sie höhnten mich an: Nun bekommen wir dich wieder, nun lassen wir dich ein Jahr nicht mehr. Wie vielen Großstadtjungen mag es gegangen sein und noch gehn, wie damals mir! Unsre Kindeskinder werden es besser haben. Uns Altern aber macht doch wohl gerade das die Heimkehr leicht, daß wir jetzt wissen: dafür zu arbeiten, zeigen sich uns nun Wege. A

Briefe

In Artur Schnitzlers Novelle „Frau Beate und ihr Sohn" äußert eine Dame, sie lese überhaupt nur mehr Lebenserinnerungen und Briefe großer Männer; an Romanen und dergleichen fände sie kein Gefallen mehr. Es stellt sich dann weiter heraus, daß es den übrigen Anwesenden ebenso ergeht. Diese Beobachtung werden in unserer Zeit Viele bestätigen, und mancher wird daraus auf „Romane und dergleichen", wie sie so viel erscheinen, unliebsame Schlüsse ziehen. Dies jedenfalls steht fest: die Veröffentlichung von Selbstzeugnissen aller Art ist zum stehenden Gebrauch geworden, nicht nur die wissenschaftlichen Herausgeber, Bearbeiter, Auswähler befürworten sie, sondern auch die Teilnahme der Gebildeten trägt diese junge Art der Büchervermehrung; es hilft gar nichts mehr, den psychologischen Gewinn der größeren Leserschaft aus solchen Veröffentlichungen geringzuschätzen, es hilft nichts mehr, die Indiskretionen darin oder die vermutlichen Folgen der neuen Sitte für die Briefschreiberei von heute zu beklagen, das Recht der Öffentlichkeit auf jene

Digitized by Google

Persönlichkeiten oder das der Erben auf ihren Alleinbesitz zu erörtern. Wir können nur noch die Grundsätze für die Herausgabe und Auswahl zu klären suchen, die Lust an Herausgeben und Herausgegebenem ist auf keine Weise mehr einzudämmen.

Und müssen nicht auch die Gegner der jungen Sitte ihre Argumente dreifach prüfen angesichts des tief klangvollen und unermeßlichen Reichtums, der den neuartigen Schatzbehältern entströmt? Ich meine nicht nur die Berührung mit großen Persönlichkeiten, die man hier so unmittelbar und stark erlebt wie kaum im lebendigen Leben selbst, auch nicht allein die verborgeneren, schwerer zu fassenden Erkenntnisse des Sinnes und der Anlage dieser Persönlichkeiten. Je mehr Briefsammlungen uns durch die Hand gehen, um so deutlicher tritt ein mehr Inhaltliches hervor, das nicht geringer anzuschlagen ist. Wir besprechen hier die Briefe des jungen Björnson, der Mutter Anselm Feuerbachs, Alfred Rethels und Jakob Burckhardts. Alle diese gehören einer uns schon fremd gewordenen Zeit und Umwelt an, sie haben Landschaften und Städte gesehen, die sehr verändert und doch wiedererkennbar auf uns gekommen sind, sie haben Lebensformen gepflegt, welche die unsern vorbereiteten, von denen wir manches endgültig, manches vorübergehend verloren haben, manches wieder gewinnen möchten, sie haben Einrichtungen entstehen sehen, mitgeschaffen, mitgeformt, die wir vielleicht gern allzu rasch beurteilen, sie haben Künste und Wissenschaften mitgeschaffen und ihre Form mitbestimmt, die auch uns tief innerlich beschäftigen — und von alledem geben diese Briefe Spiegelungen, Widerklänge wie keine Dichtung und keine Kulturgeschichte sie schaffen kann, gespenstisch deutlich, seltsam „echt", gewinnend ursprünglich, überzeugend sicher. Irgendwie rinnt ein Strom durch diese Zeugenworte, der unser Sinnen und Fühlen berührt, beruhigt, klärt. Mögen wir über „Nutzen und Nachteil der Historie" noch so skeptisch denken, wir fühlen angesichts dieser Überlieferung ihre menschlichen Werte vielleicht am klarsten, am unwiderleglichsten, wenn das überhaupt möglich ist. Allein wie etwa aus dreien der hier genannten Bände das Bild der ewigen Stadt Rom, wie sie unsern Vätern galt, sich heraushebt, berückend und bannend, wie es noch unsrer jugendlichen Ahnung vorschwebte, das allein lohnt Eindringen und Vergleich. Und wie man einstens reiste, auf der einen Seite unbequem, verdrießlich, gefährlich, auf der andern so aufnahmebereit, so andächtig und planvoll; wie man wertete und wählte, Natur und Menschenwerk in inneren Verhältnissen ordnete, oder wie man, last not least, sich mitzuteilen wußte und trachtete, wie man Kraft und Denken auf den Brief wandte und ein seelischer Austausch durch ihn dem Einzelnen Leichterung schaffte; dies alles betrachten, heißt nicht unfruchtbar versinken in rückwärts gewandtes inneres Starren, — wenn es etwas wie einen „Geist der Zeiten" jenseits unseres eignen Geistes gibt, so weht er uns hier an, und etwa eine zu vielem berufene Wissenschaft wie die Soziologie wird kaum tiefere Quellen erschließen können, als die hier eröffneten.

Wir stellen Björnstjerne Björnsons „Briefe" voran, von denen ein erster Band, „Lehr- und Wanderjahre", erschienen ist (Verl. S. Fischer, Berlin). Die sehr knappe Auswahl umfaßt nebst einer ziemlich langen Einleitung nur 316 Seiten. Gerade von diesen Briefen könnte man kaum zuviel bekommen, denn die gesellschaftlich-politische Entwicklung Norwegens

Digitized by Google

um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die sich mit der literarischen so tief verquickte, hat eine einzigartige geschichtliche Bedeutung. Sie zeigt das Wesen „nationalen" Dichtens und Wirkens in seiner Reinheit und Größe wie in seinen beschränkenden Bedingungen. Und Björnson, zugleich ein leidenschaftlicher Teilnehmer an allen öffentlichen Angelegenheiten und ein anschaulicher, beredter Briefschreiber, vermittelt von den Entwicklungen der politischen, journalistischen, theatralischen Verhältnisse wie von so manchem Stadium der großen Reformkämpfe überaus durchsichtige Bilder.

Seine großen Reisen nach Deutschland, Italien und Frankreich, von denen er ausführlich berichtet, geben dazu einen weiteren Hintergrund. Daher sind diese Briefe, zusammen mit den allerdings nicht überall genügenden Anmerkungen der Herausgeber, ein ungemein willkommener Beitrag zur Kenntnis jener Zeit, welche so viele große Skandinaven werden sah. Es ist auch, aber es ist nicht allein ein wissenschaftliches Interesse, welches uns ihn freudig begrüßen läßt. Die junge norwegische Literatur, zu der Ibsen, also Deutschlands größter Lehrmeister, gehörte, hat etwas Vorbildliches, an ihr lassen sich so manche Fragen von tiefster und grundsätzlicher Bedeutung veranschaulichen. Dies geschieht schon in Briefen, wie den vorliegenden, zum Beispiel in der markanten Abhandlung über Ibsens „Brand", die wir im folgenden abdrucken. So ungünstig der Gesamteindruck von Ibsens Charakter aus diesen Briefen sich auch ergeben mag, so wertvoll ist doch eben dies. Scharfes Licht fällt auch auf G. Brandes' literarische Wirksamkeit, deren schlimme Seite Björnson vorzüglich trifft mit diesen Worten: „... den Dichter fördert nur, wer sich liebevoll neben ihn auf seinen Standpunkt stellt, — für alles andre ist der Dichter blind. Und es mag wohl das große Publikum interessieren, wie Sie da vor seinen Augen Tausende von Fäden auflösen, und es mag glauben, dabei zu gewinnen; aber kein Mensch, der gesund und gut ist, legt eine Kritik dieser Art ohne das Gefühl der Leere aus der Hand." „... wenn Sie das Amt des Kritikers ausübten, so müßten Sie dabei mehr unsere Kulturaufgaben betonen und weniger das Verhältnis des technischen Arrangeurs: jene Spionierjagd auf Kleinlichkeiten, jenes Aufgebot von Allen und Allem, was für und wider den Verfasser zeugen kann, — alles Dinge, die . . ., Gott steh mir bei, nichts bedeuten und keinen Nutzen stiften."

Nicht minder bedeutsam ist, was Björnson über so manche seiner eignen Werke, über die Jugenddramen und die frühesten Romane eröffnet, wie er sich mit manchmal beirrtem, aber immer leidenschaftlichem Enthusiasmus Goethe nähert, der neben Grundtvig sein Ideal verkörperte, oder wie er das Studium des Auslands betreibt. Sein Standpunkt ist jederzeit ein hoher, er hat den Blick für das Große und Ganze, und selten läßt er sich auf kleine Einzelzüge ein, außer wenn er erlebte Anekdoten wiedergibt. Sein Erkenntnistrieb ist auf ein Normalbild gerichtet, aber eines, das die ganze Welt umfassen soll, und dies verleiht ihm die Hoheit und Stärke, die ständige Überlegenheit über Ästheten, Parteilichkeiten, Empfindlichkeiten, Allzuzeitlichkeiten. Er wird maßlos und mit aller Verlogenheit und Kleinlichkeit der Selbstsucht und des Neides bekämpft, aber er erhebt sich darüber. Von seiner Höhe herab geht er im Guten und Bösen etwas unsanft, manchmal unerfreulich, meist aber gewinnend herzstark und überzeugend aufrichtig mit den Freunden und Gegnern um.

Digitized by Google

von denen ihm keiner gleiche Lebenskraft und Lebensfülle entgegensetzt. Das Bild seiner Persönlichkeit wird durch die Sammlung nicht im Wesentlichsten über das hinaus erweitert, was sich von den Werken abnehmen läßt; aber sehr viel einzelne Züge treten doch hinzu. Vor allem die geistigen Grundlagen seines Schaffens, seine der Skepsis vollkommen ferne Gläubigkeit, sein in breitem Maßstab, aber langsam sich vollziehendes inneres Lernen, seine starke tendenziöse Anlage erscheinen deutlich in ihren einzelnen Komponenten; Björnson wirkte schon als Mann in mittleren Jahren auf gewisse mehr ästhetisch abgestimmte Kreise unzeitgemäß, und je stärker er das künstlerische Schaffen anderen Zielen unterordnete, um so mißbilligender blickte man auf ihn. Aber wenn man sich jene Grundlagen vergegenwärtigt, möchte man ihnen fast eine längere Dauer, den Problemen seines Lebens fast eine größere Wichtigkeit beilegen als den literarisch so viel erörterten ästhetischen. Ein Mann mochte wohl in dem Bewegen so echter Lebenswerte aufgehen! Für das ganz Individuelle blieb dem Briefschreiber Björnson immer noch ein Überschuß an Kraft; wie er Liebe ausspricht und als Mann und Vater sich gibt, das hat den Ton starker Überlegenheit und geringer Überlegtheit; wenig ganz persönlich Gefärbtes, nichts menschlich Einmaliges steht gerade in diesen Briefen, deren Allgemeingültigkeit aber durch eine leidenschaftliche, freie, schöne Sprache und durch eine liebenswürdige Aufmerksamkeit auf die scherzhaften kleinsten Ereignisse des äußeren Lebens belebt wird. In den Jahren, mit denen dieser Band schließt, um 1870, hat er seine äußersten Höhen und Tiefen noch nicht erreicht. Aber die königliche Echtbürtigkeit des Genies gibt doch schon fast allem das Gepräge. Es wird köstlich sein, aus diesem Erdendasein kraftvollen Glückes mehr zu hören.

Wissenschaftlicher Sinn in der vornehmsten Ausbildung und jene glückliche einseitige Begabung — hier des Gesichtsinnes —, welche oft so hohe Leistungen ermöglicht, bezeichnen Jakob Burckhardts stärkste Seite. „Briefe an einen Architekten" schrieb er, der Augenmensch, der die Welt und die Dinge des Lebens am liebsten an ihren sichtbaren Zeichen ablas; er muß vollen Verständnisses und einer großen Gesinnunggleichheit sicher gewesen sein, da er nicht eben herzlich, auch nicht vertraulich, aber auch gar nicht kühl oder doktrinär spricht. Er „berichtet", von Tagesereignissen, eignen Gedanken, politischen Entwicklungen, vor allem aber vom Gesehenen, das er in allen Himmelsrichtungen reisend aufsuchte. Sein Wort ist dabei kurz und doch schmiegsam, in einer kargen und gemütlichen Weise ungemein witzig und schlagend; man merkt, daß er nur die Augen aufzutun braucht, um viel gewahr zu werden. Und wenn seine persönliche Teilnahme nicht leidenschaftdurchglüht ist, so ist er doch auch weit entfernt von unpersönlicher Scheinobjektivität: er hat das sapere audere. Es tut wohl, die Welt der siebziger und achtziger Jahre mit seinen Augen zu sehen, wenn in diesen Briefen auch nur ein sehr kleiner Ausschnitt davon erscheint, denn klarer, heller wird sie nirgends gezeigt. Burckhardt steht in der Welt der Wissenschaft wie ein Klassiker noch heute, überlegen, geistvoll, kühn und bedeutend, auf der andern Seite vorsichtig, feinfühlig, bewußt der höheren Zwecke und der menschlichen Grenzen. In diesen Briefen wird man seinen wissenschaftlichen Charakter finden und, ihm ebenbürtig und harmonisch zugeordnet, sein starkes, liebenswertes Menschtum.

Digitized by Google

Alfred Rethels „Briefe“ hätten wir am liebsten vor einem Jahre zusammen mit denen Feuerbachs und Schwinds besprochen. Ihre Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Künstlerpsychologie, deren Gehalt eigentlich nur durch Vergleiche herausgearbeitet werden kann. Das Lebensgeschichtliche tritt, auch durch die Auswahl, zurück; der Herausgeber der Briefe, Joseph Ponten, hat es in einem Bande der „Klassiker der Kunst“ vortrefflich gegeben, wie er auch diese Briefe geistvoll einleitet. Wer Werk und Leben Rethels überblickt, wird diesen düsteren Selbstzeugnissen manches Wichtige abgewinnen. Nicht so kraftvoll, nicht so zuchtvoll wie Feuerbach, unterliegt Rethel den Belastungen, die jener überwindet. Ein tiefer, religiöser Kunsternst beherrscht ihn, ohne ihm Freiheit zu geben. Dem Leben gehört er nur wenig an, seine Sprache — unsere Sprache — bleibt ihm fremd, zuletzt schreibt er sie fast unverständlich fehlerhaft. Fast nur dort, wo das Dasein ihm Willkommenes, seinem Künstlerschauen Wertvolles entgegenträgt, entlockt es ihm reichere Aussprache: in der Jugend die Natur, die er durchwandert, die leichte, fesselose Geselligkeit eines frohen Bürgertums, Rom, die Revolution, die er in Dresden belauscht. Ein bitteres Weh überdunkelt die letzten Briefe: Rethels krampfhafte Versuche, seinen Weg ins Lichte zu nehmen, scheitern an vielen, seltsam gehäuften, wie boshaft gewählten Unglückfällen, und die Trübe seiner Anlage zieht ihn allzufrüh hinab. Die wenigen Blätter des Buches ergreifen tief, wenn man bedenkt, welcher Große sie schrieb.

Den Namen Feuerbach, berühmt und fast schon symbolischen Klanges durch die große, ungewöhnliche Art der Angehörigen dieses Geschlechtes, trägt ein starker Band, der vor kurzem als bleibendes Denkmal einer wundersamen Frau erschien: Henriette Feuerbach, ihr Leben in ihren Briefen.* Nicht durch Geburt gehört sie zu den wundersamen Naturen der Feuerbachs, nicht einmal als leibliche Mutter, und doch trägt sie den Namen mit innerem Recht; sie zeigte sich an geistiger Kraft und sittlicher Größe wert, eines Feuerbachs Frau, und, was mehr ist, Anselm Feuerbachs Mutter zu sein. Es ist begreiflich, daß man sie zunächst im Lichte dieser Aufgabe sieht, und kein reinmenschlicher Anblick kann schöner sein als zu gewahren, wie sie allmählich, nicht sofort, aber früh genug, die große Natur im Sohn des bedeutenden, aber kränklich schwächlichen Vaters erkennt, ihrer immer gewisser wird und nun von Jahrzehnt zu Jahrzehnt alles Eigenleben immer entschiedener zurückdrängt, lautlos und in großartiger Entsagung, um dem Genie den Teil der Erdenlast zu nehmen, den Liebe für es tragen kann. So gelangt sie, die sich früh einem ungeliebten Manne gewidmet hat und die Fruchtlosigkeit jener Jahre kennt, durch ein zweites ebenso schweres aber fruchtbareres Opfer zu der selbstvergessenen Größe, welche sie über Anselm Feuerbachs Tod hinwegträgt in die hohe Stille und Einsamkeit arbeitreichen Alters, dessen Aufgabe Vollendung ihres äußern Lebenswerkes ist. Sie gelangt zur Erfüllung, wissend, daß ihr

* Es sei die Anregung erlaubt, daß uns einmal eine Monographie der Familie Feuerbach geschrieben werde, nachdem nun eine große Zahl einzelner Zeugnisse von deren Angehörigen vorhanden ist. Nicht leicht wird sich eine bedeutende Familie von so tiefem psychischen Gehalt und so weiter kultureller Bedeutung finden, deren weiterausgreifende Darstellung das allgemeine Interesse fesseln würde.

Digitized by Google

ungeheurer Einsatz ihr, ihr selbst, nicht mehr bringt als etwas Stille, etwas Freundschaft, etwas Genesung, bis sie vom Leben selbst genesen darf.

Doch schon, wenn man Henriette Feuerbach allein in ihrem tief eingewurzelten Verhältnis zu Anselm Feuerbach betrachtet, findet man in ihr mehr als Güte, Entsagung, Tatkraft. Ein Brief, wie der an Allgeyer über das Innenleben des Künstlers oder der über des jungen Anselm „Sieboldiade" zeigt ein eigentümlich scharfes und klares Überblicken der menschlichen Angelegenheiten, hinter dem tiefe Einsicht und Besonnenheit stehen muß. Und wirklich wächst das Bild der treuen Mutter in diesem Bande rasch hinein in das der bedeutenden Frau, die, zu Großem geboren, in unglücklicher Sympathie mit dem Geschlechte ihrer Lieben auch deren Lebensgeschick teilt. Mit gutem Rechte gibt sie sich selbst größere Bedeutung als einer Klara Schumann, hält sie Halbwertiges sich freimütig fern, urteilt sie wie aus großer Höhe über die Zeit der sie angehört. Im Anfang ihrer Ehe reiht sich Klage an Klage, während sie einem frühverstorbenen, verkannten Bruder mit tief aufgeschlossener Teilnahme das Leben erleichtert; bei aller „Freiheit" des Geistes und Herzens wirkt ihr Schreiben in seiner unerlösten Unklarheit und Schwärmerei damals fast unerfreulich, es erscheint noch möglich, daß sie mehr in sich glaubt als sie geistig besitzt. Doch ist sie kaum in die geistigere Luft Heidelbergs und in die Freiheit zu studieren versetzt, da fällt das Momentane von ihr ab, ihr Blick trotz aller Sorgen wird klarer, ihr Urteil deutlicher, es beginnt ihr geistiger Zusammenhang mit einem erlesenen Besitz von Kulturgütern, dessen vornehme Art für immer den Maßstab ihrer Auffassung bildet. In kluger, wenngleich wiederum entsagungvoller Arbeit erwirbt sie sich auch wissenschaftliches Urteil und damit eine formelle Grundlage für ihr Auftreten. Früchte hat ihre geistige Lebensarbeit nur spärlich getragen; Anselm Feuerbachs „Vermächtnis" und die zwei Bände seiner Briefe, die sie beide für die Veröffentlichung mustergültig vorbereitete, sind die wichtigsten davon. Der innere, moralisch-geistige Gewinn ist das fühlbarste Ergebnis, zusammen mit den schönen Freundschaften, die sie in mehreren Jahrzehnten schließen durfte. Die Familie Ribbeck, Johannes Brahms, Hermann Levi, Georg und Emma Herwegh, Konrad Fiedler, Graf Noer, J. V. Widmann, Mich. Bernays gehörten zu den ihr Nahestehenden. Obwohl sie die schwersten Leiden überwunden und die Grenzen des ihr Erreichbaren freiwillig weit innerhalb ihrer Begabung gesteckt hatte, konnte sie in spätern Jahren noch eine Kraft des Geistes, eine klare Reife der Sprache, eine gütige Sicherheit der Lebensführung bewähren, wie sie wenigen Frauen verliehen werden. Der starke Briefband, der ihre inneren Züge lebendig erhält, ist bestimmt, als ein Schatz edler Menschenart noch viele Jahre zu überdauern. Wolfgang Schumann

Zu Theodor Körners hundertstem Todestag

26. August 1813

Der lorbeerbekränzte Dichter Schlesiens, Gerhart Hauptmann, hat in seinem Jahrhundertfestspiel es unternommen, unsre erinnernden Gedanken über die zufälligen Träger einer von der Stunde geborenen nationalen Kriegslust hinauszuführen zu den ewigen Ideen des Eros, der rein seelischen Begeisterung, und des alle Völker- und Kulturunter-

Digitized by Google

schiede ausgleichenden Friedens. Er hat deshalb die Helden einer opfervollen Zeit zu bloßen Marionetten eines Puppenspiels herabgesetzt, die nach kurzem Auftreten wieder in den Kasten geduckt werden mit all ihren zeitgeschichtlichen Triebkräften, während nur das ewige „Vorwärts“ auf der Bühne des Lebens bleibt.

Ob der Dichter sich je tiefer versenkt hat in den Seelengehalt jenes Feldzugs-Taschenbuchs,* in das Theodor Körner sein kurzes Tagebuch, die Stationen seines Heerzuges und seine Kriegslieder eingetragen hat? Das ist doch der tiefste Grund für die leidenschaftliche Ablehnung des Jahrhundertfestspiels in weiten Kreisen, daß Gerhart Hauptmann für den Krieg, in dem die edelste Idee des Opfers des Individuums für das Volkstum triumphiert, offenbar keine Empfindung hat. Und eben das gibt jenem Kriegstagebuch des Jünglings mit der Leier und dem Schwert seinen ergreifenden Stil.

Karl Immermann hat das treffend ausgedrückt: „Die Freischar war die Poesie des Heeres, und so hat sie denn auch den Dichter des Kampfes in ihrem Schoße ausgetragen: Theodor Körner . . .“ Indem er den Kriegerrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab; er ist ein anderer geworden! Von Feldwache zu Feldwache, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm Lieder zu, eigene, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schätzen zählt; er dichtet sein Schwertlied, einem der höchsten Laute unserer Sprache. Da werben schon die Trompeten! Er wirft den Stift weg und ergreift die Braut, die er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glückes tritt ihn der Tod an, rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hat, und die Brüder geben ihm den Feuergruß in die erkämpfte Gruft. Er fehlt im Siegesheimzuge; aber er ruht, wie er wollte, und lebt im Volke:

„Denn, was berauscht die Leier einst gesungen,
Das hat des Schwertes freie Tat errungen.“

Ob wohl die Jugend unsrer Tage sich nicht mehr ergreifen läßt von den Worten, womit der selige Bräutigam der edelsten Braut, der zwanzigjährige „besoldete Theaterdichter ohne Brot“ von Wien aus dem Vater seinen Entschluß zur Teilnahme an dem großen Kampf mitteilt? „Deutschland steht auf; der preußische Aar erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! . . . Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann; jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt ist es mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. . . . Hat mir Gott wirklich etwas mehr

* Theodor Körners Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813, herausgegeben von Dr. E. Peschel, Freiburg 1893. — Vgl. auch Karl Bergers schöne, kongeniale Biographie Theodor Körners! — Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen, herausgegeben von Dr. Weldler, Leipzig 1910. — Ferner auch meine akademische Festrede: „Die Jugend von 1813“, Kiel 1913.

Digitized by Google

als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter seiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen; und fühl ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mächtige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern?"

Statt dessen hat er als Tyrtäus die Reihen seiner alles einsetzenden schwarzen Schar begleitet, sich selbst wie sie begeisternd zum Heldentod, zugleich die Summe ziehend von dem seelischen Gehalt des heiligen Befreiungs- und Rachekampfes. In das mit Blut getränkte Taschenbuch hat er aufgezeichnet, was von ihm ewig bleiben wird, wenn all die andern Kinder seiner flüssigen, unreifen Schillerschen Muse vergessen sein werden, selbst der doch jugendliche Herzen noch heute hinreißende Zrinyi, dies Selbstbekenntnis heiligen Opferdrangs. „Leyer und Schwert" umfaßt nicht alle, gibt sie nicht nach dem ersten feurigen Wurf; wer den und die ganze Glut, daraus er geboren, erleben will, lese das Kriegstagebuch! Wir bieten nur wenige Proben:

„An unsre verklärte Königin", dies „Heiligenbild für den gerechten Krieg", wendet sich ein schwärmerisches Lied, dessen Kern die Verse bilden:

„Es drängt dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und jeder wählt, und keinen siehst du beben,
Den freien Tod für ein bezwungnes Leben. . . .
Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache —,
Luise sei das Losungswort zur Rache."

Der religiöse Drang aber, das Vertrauen auf den gerechten Gott, der hoch über Feindes Leichen den Stern des Friedens aufgehen lassen wird, bricht mächtig hervor in dem „Jägerruf":

„Ins Feld, ins Feld, die Rachegeister mahnen."

Das ist auch der Grundgedanke des „Einsegnungsliedes", das, auf grünem Zettel gedruckt, in der Kirche zur Verteilung kam:

„Es soll der Freiheit heilge Glut in alle Herzen flammen. . . .
Und führt uns, wär's auch durch den Tod
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre."

Wohl am reinsten verkündet das heilige Recht des Krieges „Am Hedwigsbrunnen":

„Wie sprech ich's aus, was meine Brust durchzittert?
Der Freude wie der Wehmut Schwingen tragen
Das milde Herz zu liebefrohen Tagen.
Von keinem falschen Odemzug verbittert,
Wer hat mein freies Paradies umgittert?
Wer durfte mich in diese Fesseln schlagen?
Nur meine Pflicht, mein Wille konnt es wagen
Und meines Lebens Freudenbaum zersplittert.
Doch griff ich nicht mit rascher Hand zum Schwerte,
Daß Blut entsündigt aus der freien Erde
Ein heilig Werk jung und lebendig werde.
Es spricht's ein Gott im Rauschen dieser Wellen
Am Klippenherzen muß das Sein zerschellen
Und aus dem Tode soll das Leben quellen."

Digitized by Google

Derselbe, der „An das deutsche Volk“ den unvergänglich schönen Appell richtet:

„Frisch auf, mein Volk. Die Flammenzeichen rauchen.
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht.
Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte,
Drückt euch den Speer ins treue Herz hinein.
Brecht unserm Volk die Straße, wascht die Erde,
Die heilige, mit eurem Blute rein“ —

derselbe hat „an das Volk der Sachsen“ in der Leipziger Zeitung einen hinreißenden Aufruf gerichtet, der mit den überaus charakteristischen Worten anhob: „Durch dreifache Bande, des Blutes, der Sprache, der Unterdrückung an Euch gekettet, kommen wir zu Euch. Öffnet uns Eure Herzen, wie Ihr uns Eure Türen geöffnet habt; die lange Nacht der Schmach hat uns vertraut gemacht, die Morgenröte einer bessern Zeit soll uns verbunden finden.“ Da rauschen die Töne eines ungeheuren Hasses gegen die, „die ein fremdes, falsches Land gebar, die nicht Liebe und Recht, die Raubluft und viehische Begierde zu Euch brachte“. „Nein, du zauberst nicht, auch du wirst aufstehn und deine Ketten schütteln, und die welke Rose wird herrlich aufblühn zum Kranze der Freiheit!“ „Wir sind alle freie Männer, trotzen der Hölle und ihren Bundesgenossen, und wollen sie ersäufen, wär's auch mit unserm Blut.“ Man muß sich ergreifen lassen von dem echten, einheitlichen Stil dieser alles in ein Gefühl tauchenden Begeisterung; dann wird man unfähig, Blasphemien oder jüdischen Rachegeist zu finden in diesen flammenden Worten, die mit innerer Notwendigkeit in die Gebetssprache auslaufen: „Nun! so der Himmel will, es wird bald getan sein! Gott ist ja mit uns und die gerechte Sache, und eine feste Burg ist unser Gott! Amen.“

Wer das ewige, heilige Recht des Krieges auch für den Christen vertreten will, der halte sich an das von C. M. von Weber komponierte „Morgenlied“ mit seinem gewaltigen und wahrhaftigen Pathos — man beachte auch die Kraft, mit der die zugrunde liegende Weise: O sanctissima in den Dienst der Kriegsidee gezwungen ist! —

„Hör uns, Allmächtiger,
Hör uns, Allgütiger —
Himmlischer Führer der Schlachten,
Vater, dich preisen wir!
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten.

Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
Bricht das Gebäude der Lüge.
Führ uns, Herr Zebaoth,
Führ uns, dreieinger Gott,
Führ uns zur Schlacht und zum Siege.

Digitized by Google

Führ uns! Fall unser Los
Auch tief in Grabes Schoß,
Lob doch und Preis deinem Namen.
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind dein in Ewigkeit!
Führ uns, Allmächtiger! — Amen."

Die männliche und doch weiche Frömmigkeit des Dichters tritt besonders hervor in dem „Bundeslied vor der Schlacht" vom 14. Mai 1813, wo die überwundene Schmach und der Zukunft goldne Zeit einander gegenübergestellt sind:

„Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gibt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen,
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück."

Aber der Herbigkeit mischt sich die Milde bei:

„Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott."

Und dann noch der getroste Aufblick zur Ewigkeit:

„Alles Irdsche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf . . .
Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen.
Brüder hinein in den blitzenden Regen.
Wiedersehn in der besseren Welt."

Welch ein Rhythmus! welche Beredsamkeit! welche wunderbare Aufgeräumtheit der mit dem Ewigen einigen Jugendseele! So hat er die Besten mitgerissen mit dem „Gebet während der Schlacht": „Vater, ich rufe dich". Wie haben wir es gesungen nach der herrlichen Weberschen Melodie, da wir 1870 unsre Krieger durch die Schlachten begleiteten; wie hat es uns zur innersten Einheit von Vaterlandsliebe und Gottvertrauen geführt! Und wie erhaben schön ist die Bilderkraft!

„Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Wie im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn ich dich.
Vater, du segne mich.

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde,
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte,
Drum fallend und siegend preis ich dich.
Gott, dir ergeb ich mich."

Man hat oft geklagt über den „jüdischen Rachegeist", der viele seiner Schlachtlieder verunstalte. Körners „Lied von der Rache" geht freilich weit bis zur Blutgier:

„Sühnt Blut mit Blut! — Was Waffen trägt, schlagt nieder!
's ist alles Schurkenbrut!
Denkt eures Schwurs, denkt der verratnen Brüder,
Und sauft euch satt im Blut . . . .

Digitized by Google

. . . Laßt nicht des Mitleids feige Stimme siegen,
Stoßt ohn Erbarmen drein! . . . .
. . . Ha, welche Lust, wenn an dem Lanzenknopf
Ein Schurkenherz zerbebt,
Und das Gehirn aus dem gespaltnen Kopf
Am blutgen Schwerte klebt . . . . . .
. . . Damit kein Grab das deutsche Land vergifte
Mit überrheinschem Aas!"

Aber man wird diese große Rachsucht entschuldigen dürfen mit der Erinnerung an die von Körner oft, auch in diesem Rachelied geschilderte tiefe Schmach:

„Was sich der Nacht verpfändet,
Ist reife Höllensaat.
Wo ist das Recht, das nicht der Hund geschändet
Mit Mord und mit Verrat."

Für den Dichter war es eben

„Kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heilger Krieg.
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deutscher Brust gerissen."

So fehlt denn dieser Rachsucht alles Niedrige, ja sie singt mit bestem Gewissen zu Gott nach der Weise: Ich hasse ja, die dich hassen, ich hasse sie mit rechtem Zorn! Der Haß ist geboren aus der Liebe zum zertretenen Adel der Nation.

Mit großer Kühnheit, die eben unwiderstehlich hinreißt, verschmilzt Körner den Gedanken an die geliebte Braut mehr und mehr mit dem an das blutige Schwert. . . .

Schon im „Reiterlied" vom 13. Juni lesen wir:

„So geht's zum lustgen Hochzeitsfest,
Der Brautkranz ist der Preis,
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre ist der Hochzeitsgast,
Das Vaterland die Braut,
Wer sie recht brünstiglich umfaßt,
Den hat der Sieg getraut."

Welcher wunderbare Humor, alle Bitterkeit in tiefster Symbolik aufgelöst, welcher heilige Übermut erwächst aus der überwundnen tiefsten Leidenschaft, die auf dem Altar des Vaterlands geopfert ist:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?"

Das ist gewiß in keiner Literatur überboten, geheiligt durch die zwei Tage auf die Niederschrift folgende Übersetzung in die opfernde Tat. Dies Zwiegespräch mit der Eisenbraut, so spürbar aus Erinnerung trautester Stunden erwachsen, wen berührt es als künstlich oder übertrieben? Es ist die Vermählung seines künstlerischen mit dem vaterländischen Genius. Im „Abschied von Wien" hat Körner das selbst am besten ausgedrückt:

„Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernsten Drang.

Digitized by Google

Begreift die treue Richtung meines Strebens
So in dem Liede wie im Schwerterklang.
Es schwärmten meine Träume nicht vergebens,
Was ich so oft begrüßte im Gesang,
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben,
Laßt mich nun selbst um diese Krone werben.
Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten
Errungen mit des Liedes flüchtgem Mut.
Ein echtes Herz schlägt freudig nach dem Rechten.
Die ich gepflegt mit jugendlicher Glut,
Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten
Und gält es auch das eigne wärmste Blut.
Noch diesen Kuß, und wenn's der letzte bliebe,
Es gibt ja keinen Tod für unsre Liebe."

Aber auch im Verzicht auf ein Leben in der Kunst hat er der Kunst ein neues Gebiet des Lebens erworben. Denn mögen seine übrigen Geisteskinder die Spuren der Unreife, der leichten, tändelnden, nachahmenden Versschmiederei reichlich verraten, in diesem Gebiet ist er durch die einigende Macht des Lebensopfers auch künstlerisch Meister geworden: in der Verherrlichung des Sterbens für des Volkes Leben.

Kiel Otto Baumgarten

Emporkömmling Kino*

Emporkömmlinge, das heißt allzu rasch Emporgekommene ohne feine Manieren und gründliche Bildung, denen es nichtsdestoweniger herausfordernd gut geht — solche Leute waren in allen gesitteten Zeiten mißliebig und wenig angesehen. In unsern Tagen aber geht es so geschwind mit der Veredelung, daß leicht schon die zweite Generation (da die vermöglichen Emporkömmlinge ihr die „Kinderstube" schaffen konnten) als vollwertiges Patriziertum auftreten kann. Wird es so auch mit dem Emporkömmling Kino gehen?

Ganz so rasch, wie man heut vielfach glaubt, ist der Kino übrigens gar nicht obenauf gelangt. Es sind jetzt fast zwei Jahrzehnte her, seit wir in den beiden großen Berliner Spezialitätentheatern die ersten kinematographischen Lichtbilder sahen. Die „pikante" gestellte Szene erschien sehr bald auf der Bildfläche. Kinematograph oder Biograph wurde in der Mitte der neunziger Jahre die unentbehrliche Schlußnummer aller Spezialitätenabende. Auch der „Trickfilm" trat zu jener Zeit, namentlich in Gestalt schauerlich-komischer Geister- und Zaubererpantomimen, bereits vor die staunenden Augen der

* Die Arbeit ist bestimmt, den ersten Teil einer größeren Schrift „Kino und Bühne" zu bilden, die im Herbst bei der verdienstlichen Lichtbilderei M.-Gladbach erscheinen und außerdem die Abschnitte enthalten wird: „Die Bühne in Not?" und „Künstlerische Möglichkeiten des Lichtspiels". Das Gesamtergebnis faßt sich am knappsten in dieses Schlußwort zusammen: „Der Kino ist vollends zu entpöbeln, die Wortbühne endlich zu vervolkstümlichen. Und beides ist möglich."

Digitized by Google

Zeitgenossen. Daß man nicht minder für gesellige und kulturgeschichtliche Zwecke die Bedeutung des Kinos bei uns schon vor einer Reihe von Jahren erkannte, beweist u. a. eine Aufnahme des Berliner Presseballs von 1900, die nun, anno 1913, als „historischer Film" vorgeführt werden konnte. Im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts wurden auch schon vereinzelte Schausäle und Wanderbuden ausschließlich oder vorzüglich dem Kinematographen gewidmet. Die Voraussetzungen für das übermächtige Gedeihen des Kinos, das wir in diesen allerjüngsten Jahren miterlebten, waren also — sollte man meinen — schon vor beinah zwanzig oder mindestens fünfzehn Jahren gegeben.

Wenn trotzdem die Mehrung der Kinostätten bei uns erst jetzt so gewaltig überhand nahm, daß sie das jahrtausendalte Theater in Schrecken setzte und die allgemeine Aufmerksamkeit unausgesetzt beschäftigt, so liegt die Ursache (wie hier auch schon 1912 erörtert wurde) offen genug zutage. Auf der Grundlage der völlig gebrauchsfähig gewordenen Erfindung erwuchs erst im Ausland eine Industrie, die da lebende Lichtbilder einer sehr volkstümlichen Art erprobte und immer massenhafter in die Welt entsandte. Die Rückständigkeit der Deutschen ist in diesem Fall durchaus keine Erscheinung, deren wir uns zu schämen hätten, sondern im Gegenteil ein Beweis unserer höheren Kultur. Denn es war keine gute Volkstümlichkeit, die da im Kulturneuland Nordamerika und in den sonst recht steril gewordenen Romanenländern Frankreich und Italien erprobt und immer rücksichtsloser ausgebeutet wurde — bis das Maß des Blöden, Abgeschmackten, Scheußlichen erfüllt war und hauptsächlich von Deutschland aus der Rückschlag kam.

Das wollen wir uns doch hübsch ins Gedächtnis prägen: daß nur die unbekümmerte Spekulation auf niedrige Instinkte, wie sie bei uns denn doch nicht so ungehindert lebensfähig und üppig geworden wäre, im Ausland die Massenerzeugung „zugkräftiger" Lichtbildstreifen ins Werk setzte; und daß bei den Deutschen, trotz ihrer schwerfälligen Geduld gegenüber allen Auslandslaunen, sehr bald nach dem Eroberungzug der Sensationfilme die entschiedenste Abwehr vonseiten der Bildungträger, der sittlich-geistigen Führer und der Obrigkeiten in Schwung kam. Und zwar erfreulicherweise mit solcher Wirkung, daß die Machthaber der Kino-Industrie in ihrem herrlich skrupellosen Geschäftsbetrieb zum erstenmal innehalten, Rücksicht nehmen, auf Beschwichtigung sinnen mußten. Auch die fremdländischen Machthaber. Denn Deutschland war und ist noch ein glänzender Filmkunde.*

* Zum Beweis hier neuere statistische Angaben. Seit dem Jahr 1912 nämlich führt das Kaiserlich Statistische Amt Listen über Ein- und Ausfuhr der Lichtbildstreifen. Sie dürfen als zuverlässiger Messer des tatsächlichen Austauschs und besonders der Einfuhr gelten, da ja alle Filme durch die polizeiliche Prüfungstelle gehen müssen, bevor sie verwertet werden können. Nach dieser Statistik betrug im Jahre 1912 die Einfuhr von belichteten und unbelichteten Filmen zusammen 239 000 Kilogramm. Da ein Meter Kinofilm sieben Gramm wiegt, so entsprechen

Digitized by Google

Auf dem Gebiet des Kinowesens befindet sich Deutschland gegenwärtig in einer eigentümlichen und viel mißdeuteten Lage. Aus größerer Gewissenhaftigkeit, wirksamerem Bildungbewußtsein hat es sich später als andere Staaten an diese Arbeit gemacht (gezwungen durch den fremden Wettbewerb); aus diesem Grunde aber steht es heut in der technisch-artistischen Reife hinter den allerersten Könnern der ausländischen Filmzugstücksmache noch einigermaßen zurück. Es gehört wohl weder Prophetengabe noch nationale Voreingenommenheit dazu, nunmehr vorauszusagen, daß jetzt Anzeichen genug dafür sprechen, Deutschland werde in Bälde mit Anstrengung größeren Stils den Vorsprung einholen und dann auf Grund ebenbürtiger Beherrschung aller technischen Mittel vielleicht künstlerisch auch mit Leistungen, nicht mehr bloß mit der Kritik, vorangehen.

Doch braucht es uns auf die etwaige Nachwirkung beim Ausland hier, wo nicht vom Geschäft die Rede ist, gar nicht anzukommen. Das Wesentliche bleibt, daß das neuerdings von so vielen ersehnte bessere Filmspiel sich an die deutsche Kunst oder wenigstens an das deutsche Kunstgewerbe anschließe. Denn die Lichtbilder aus der Fremde tragen zum großen Teil — das sei bei dieser Gelegenheit gleich berührt — durchaus nicht das Gepräge der reizvollen Fremdartigkeit, aus der wir Genuß und Erweiterung unseres Weltverstehens schöpfen können; sie schmuggeln uns öfters vielmehr fremde Unart, fremde Verkommenheit oder auch undeutsche Physiognomien und Manieren als sozusagen normalmenschliche oder gar deutsche Dinge auf. Oft geben sie auch (z. B. die amerikanischen Wildwest-Sachen) eine stellenweise zwar recht reizvolle, aber im Volkskundlichen verlogene Fremde.

Selbstverständlich wäre es arge und unhaltbare Torheit, dem schaulustigen Publikum und namentlich dem bildunghungrigen Volk die Bekanntschaft mit den typischen Gestalten und Lebensäußerungen anderer Völker verleiden zu wollen. Was der Kino von Land und Leuten der Ferne zu erzählen weiß, gehört zum Schönsten und Wertvollsten, das er uns bringen kann. Es gibt auch manche fremde Leistung zu sehen, die uns vor Überheblichkeit zu bewahren oder zur Nacheiferung anzuspornen vermag. Und wenn uns beispielsweise

---

239 000 Kilogramm Filmgewicht einer Gesamtlänge von annähernd 35 000 000 Metern. Der Wert dieser Filmlänge wurde auf 35 850 000 M. angegeben. Die deutsche Filmausfuhr soll (unbegreiflich hoch im Verhältnis zu dem auffälligen Überwiegen der ausländischen Filme in unseren großstädtischen Lichtspielstätten) 144 500 Kilogramm, also etwa 20 000 000 Meter betragen. Demnach hat Deutschland immerhin beinah doppelt so viel Filme aufgenommen, als es weggab, und das Mehr an Bedarf ausländischer Ware macht, wenn man die Ausfuhr von der Einfuhr abzieht, noch nahezu fünfzehn Millionen Meter aus. Nach denselben Aufzeichnungen hätten im einzelnen aus Deutschland bezogen: Frankreich 42 800, Italien 36 300, Großbritannien 14 800, Österreich-Ungarn 11 000, Amerika 10 000, Rußland 8 300, Schweiz 5 400, Dänemark 3 400, andere Länder 12 300 Kilogramm. — Nach Deutschland wurden im Jahre 1912 ausgeführt aus: Großbritannien (und Amerika) 125 100, Frankreich 56 700, Italien 9300, Dänemark 8000, Schweiz 4500 Kilogramm.

Digitized by Google

in romanischen Romanbildern nach Victor Hugos „Elenden“ oder nach Sienkiewicz' „Quo vadis?“ zugleich mit der bestmöglichen Wiedergabe der Schauplätze ausgewählte Vertreter der geschilderten Rasse vorgestellt werden, so gibt das den bewegten Bildern einen unnachahmlichen Eigenreiz, eine gewisse innere Berechtigung, die unter Umständen auch zur Entschuldigung der psychologischen Unzulänglichkeit ausreichen kann. Aber was in platten Moritaten und Späßen der ausländischen Film-Fabrikation an wildfremden Fratzen und exotischer Unmanier vorgeführt wird, ohne Ortsbezeichnung, freilich auch ohne Ortsbedeutung und am liebsten mit Verwendung deutscher Personennamen, das spottet jeder Beschreibung.

Wenn ein typisch gallischer Hanswurst und sein urfranzösisch angetanes Eheweib ständig als Herr und Frau Lehmann bezeichnet werden, so braucht man das gewiß nicht als Verbrechen gegen die Würde der deutschen Nation zu bejammern; aber eine Geschmacklosigkeit, eine Irreführung (um über das aufdringlich unaufhörliche Vorführen französischer Nichtigkeiten hinwegzutäuschen), ein Emporkömmlingszeichen ist es doch. Neulich noch sahen wir in einem der allerfürnehmsten Berliner Lichtspielhäuser einen mittelmäßigen französischen Spaß („pikante Novelle“ flötete die Reklame), der offenkundig in und um Paris spielte, von namhaft gemachten französischen Mimen dargestellt war und von der Sehnsucht einer Koketten nach einem Zobelmantel handelte: das merkwürdige Ehepaar hieß Böhlau, der obligate Liebhaber Baron von Gleichen. Ist es ein Zufall, daß beides sehr angesehene Münchner Schriftstellernamen sind oder hat sich da jemand ein Scherzchen ohne Pointe machen wollen? Auf jeden Fall ist es sinnwidrig und läuft auf eine Mißachtung des Publikums hinaus, wenn die verantwortlichen Macher, seien es nun importierende Verleiher oder Kino-Leiter, dem Widerstreben des deutschen Publikums gegen den ewigen Auslandskram (den sie offenbar wittern) mit solchen kitschigen Verlegenheitmitteln abhelfen möchten, statt die deutsche Film-Erzeugung mit allen Mitteln zu fördern.

Unversehens haben wir uns nun bereits dem einen Gebiet des Filmreiches genähert, wo allein eine Klärung, eine Läuterung nötig ward. Es ist dasselbe, dem das Kinowesen und -unwesen sein beispiellos flottes Emporkommen zu danken hat. Darüber besteht ja kein Zweifel, daß das, was dem heutigen Kino die ungeheure Volkstümlichkeit gibt, die „Dramen“ sind. Von Anbeginn waren es vor allem die gröblich spannenden, aufregenden Sensationsdramen, die sich ja in ihrer Sünden Maienblüte schon den landläufigen Namen Schundfilm erobert haben. Der Lichtbild gewordene Hintertreppenroman ward die erste Ursache des Segens für die Kinokassen und ihre Hintermänner, des Unsegens für die benachbarten Bezirke des Theaters, für Jugend- und Volkserziehung.

Mit Vergnügen sei zugegeben, daß das heute schon nicht mehr so ganz unbedingt gilt wie noch vor wenig mehr als einem Jahr, da die deutsche Gegenbewegung der Gebildeten einsetzte. Aber für die breiteste Masse ist das Verhältnis zum Kino noch nicht *wesentlich* anders geworden. Und wenn eine Wandlung immerhin wahrzunehmen ist, so verdanken wir sie nicht sowohl einer Regung im (wenn das Wort

Digitized by Google

erlaubt ist) Herzen der Film-Industrie, als vielmehr dem Widerstand von außen, dem Einfluß der Presse, der Geistlichen, Lehrer, Kunstautoritäten auf die öffentliche Meinung, das heißt auf das Publikum und die Behörden. Die Spielpläne der allermeisten Kinos würden sich sofort wieder ganz anders ausnehmen, wenn nur die Zensur ihre vorbeugende Arbeit unterbräche.

Aufs Geratewohl greifen wir eines der Verzeichnisse heraus, in denen die Berliner Zensur regelmäßig über die Filmverbote berichtet. Es umfaßt die Zeit von Mitte August bis Ende September 1912 und enthält gegen vierzig Nummern. Eine kleine Auswahl aus den Titeln: Das Brandmal — Die schwarzen Damen — Der Fluch des Geldes — Die Mischlingstochter — Old Sleuth, der Detektiv — Sonja, die Abenteuerin — Nick Winter und das Brautgeschenk — Die blonde Venus — Die Zigeunerin — Das verschwundene Perlenhalsband — Am Scheideweg des Todes — Der Todeskuß... Aus den polizeilichen Randbemerkungen: Meuchelmord, Schauerroman schlimmster Art — Flucht eines Sträflings — Verschleppung eines Mädchens, Erpressung, Überfall auf den Verfolger — Verbrechergeschichten — Zusammenkunft der Anarchisten in einem Schlupfwinkel, Verpackung von Bomben, Verfolgung des Anarchisten durch den Detektiv, Kämpfe auf dem Leuchtturm, brennendes Zimmer, Tod des Anarchisten — Prügelszene zwischen zwei Brüdern — Unterschlagung, Verletzung des Briefgeheimnisses, Freiheitberaubung, Vergewaltigung — Schießszene — Prügelung eines Sklaven, Entwendung von Papieren, Ermordung des Sklaven, abermaliger Diebstahl von Papieren, Verkauf von Sklaven, Messerkampf mit tödlichem Ausgang — Entführung einer Millionärstochter und Befreiung durch Detektiv — Verbrecher- und Detektivroman schlimmster und gemeingefährlichster Sorte — Rohheitszenen, Totschlag ...

Gewissermaßen zu ihrer Rechtfertigung und zur Belehrung der Presse hat die Berliner Filmzensur unlängst in der Urania dem Verein Berliner Presse eine Anzahl beanstandeter „Dramen" und Stellen vorgeführt. Was wir da sahen, gab allen, auch sehr liberalen Journalisten die Überzeugung, daß diese Prüfungstelle unentbehrlich ist und daß sie bei den vorgeführten Szenen richtig gehandhabt ward. Natürlich gibt es Grenzfälle, über die sich streiten läßt. Gelegentlich kommt es sogar vor, daß die Berliner Zensur mit oder ohne Grund allzu großer Milde bezichtigt wird. Die Kino-Interessenten dagegen mißbilligen mit dem Brustton der Empörung alles, was die Polizei zur Hemmung eines skrupellosen (und recht mühelosen) Kino-Erwerbes unternimmt. In einzelnen Fällen mag die Zensur wieder etwas ängstlicher sein als unbedingt nötig wäre; auch denkt der gegenwärtige Berliner Zensor unseres Erachtens zu pessimistisch über die guten Möglichkeiten der Filmpantomime. Die grundsätzliche, sozusagen mechanische Verpönung aller kriminellen und „krassen" Motive läßt sich gegenüber dichterisch angelegten Lichtspielen nicht aufrechterhalten. Im ganzen jedoch dürfen wir sicher sein, daß die Kinoprüfung schon jetzt in berufenen Händen liegt, wenn sie auch (wie das neue württembergische Kinematographengesetz es bereits verwirklicht)

Digitized by Google

durch Angliederung eines weise auszuwählenden Sachverständigenkreises zu vervollkommnen wäre. Wer damals im Polizei-Kino die scheußlichen Blüten der Kin-Topp-Romantik sah, den verbrecherisch auf die Schienen gebundenen Mann und den heranbrausenden Zug, die Kindesmarter, die Erdrosselung des Schläfers und den übrigen wahnwitzigen Verbrecherkult, die wüste oder sentimental verschleierte Spekulation auf die niedere Sinnlichkeit — der denkt mit Grauen, wie der Kino betrieben würde, wenn keine Polizei da wäre.

Daß die robustesten der Kin-Topp-Beherrscher noch immer Lücken in der Überwachung suchen und zuweilen finden, davon geben (auch nach den eigenen Erläuterungen des Zensors) vornehmlich die kleineren Schaubuden manchen Beweis. Verbotene Stücke und Stellen werden im stillen doch vorgeführt, so lange die Obrigkeit nicht in Sicht ist. Kürzlich hatte ein Kino-Inhaber (der allerdings von den besseren Berufsgenossen alsbald abgeschüttelt wurde) sogar die Dreistigkeit, den Raubmörder Sternickel vorzuführen und durch ein raffiniertes Plakat den Glauben zu erwecken, das Berliner Polizeipräsidium habe dieses Schauspiel — noch dazu in einem der bedenklichsten Viertel von Berlin O — genehmigt. Als ein allzu unternehmerischer junger „Erfinder" mit seinem selbstverfertigten Fallschirm von der Siegessäule absprang und zerschmettert unten ankam, wurde die kinematographische Aufnahme des Ereignisses, die der Unglückliche hoffnungvoll vereinbart hatte, ungesäumt in einem Kin-Topp abgekurbelt, bis die Polizei aufmerksam ward und den Film in Verwahrung nahm.

Die schönen Verordnungen über die Jugendvorstellungen bedürfen dauernd der aufmerksamsten Nachhilfe durch eine Aufsicht, die gebildeten Beamten anvertraut werden muß. Wo es möglich ist, werden da heimlich immer noch „Dramen" für sehr handfeste Erwachsene eingefügt. In einem der neuesten und elegantesten Lichtspiel-Unternehmen von Berlin-Schöneberg fanden wir inmitten einer „Jugendvorstellung" als „Humor" einen grobschlächtigen Ehebruchsspaß. Der Reiz sollte allerdings hauptsächlich in den raschen Verkleidungen eines nicht sehr ansprechenden italienischen Komikers liegen (der es sich übrigens beim Mimen vor dem Flimmerapparat bequemer machen kann als der weiland leibhaftige Selbstverwandler Fregoli). Und die paar hundert Kinder, die den Raum bis aufs letzte Stehplätzchen füllten, hielten sich meist an die Zirkuskomik des Purzelns und Zusammenprallens und belohnten den unsäglich schalen Scherz mit hellem Jubel. Aber wie traurig, daß der Geschmack unserer Kinder selbst während der gesetzlich geschützten Jugendveranstaltungen im Keim verdorben werden darf und so einem Kinomann, der sich gewiß zu den erstklassigen rechnet, nichts Besseres zum Belustigen der Kleinen einfällt (oder geboten wird), als ein unschöner Komödiant, der sich als Weib verkleidet und den Liebhaber wissen läßt, der Ehemann sei verreist usw.

Bei Jugendvorstellungen muß einem auch auffallen, daß das Erklärertum oft von ganz untauglichen Elementen besorgt wird. Nichts komischer und im Hinblick auf die empfängliche Jugend betrüblicher, als so ein handfester Gesell, der da als Vertreter der Bildung neben

Digitized by Google

der Leinwand steht und etwa die hübschen Experimente mit flüssiger Luft dadurch erklärt, daß er mit derber Weißbierstimme die kargen Projektionszettel abliest, während die Zuschauerschaft sie selber vor Augen hat. Was für ein Wunder der technischen Wissenschaft die flüssige Luft sei und wie lange die Welt brauchte, bis sie solche Scherze mit Luft machen konnte, davon erfährt die aufhorchende Jugend nicht die Spur; der Herr Kino-Dozent verrät es nicht — aus gutem Grund . . .

All dies und die ganze Weltherrschaft des minderwertigen Lichtspiels ist nur denkbar, weil vielfach noch Emporkömmlinge ohne ausreichende Bildung, ohne irgendeine Beziehung zu künstlerischem oder sonstig geistigem Wesen den Emporkömmling Kino in der Gewalt haben. Es konnte bisher gar nicht anders sein, da eine rein industrielle Bewegung die Hochkonjunktur der Kino-Sache herbeigeführt hat. Fortan werden die rein geschäftsmännischen, teilweise nicht einmal geschäftsmännischen Persönlichkeiten allmählich von intelligenteren, geschmackvolleren Leuten verdrängt werden, soweit sie sich nicht Helfer solcher Art beigesellen. Das Großkapital hat in jüngster Zeit auch bei unsrem Kino-Gewerbe den maßgebenden Einfluß gewonnen. Es scheint zu begreifen, daß das Feld der gröbsten Sensationen so gut wie abgeerntet ist und das Heil nur in der Hebung der „Dramen“ und der Spielpläne liegt. Die großen Gesellschaften sparen nicht, wo es gilt, Intelligenz zu kaufen. Das wird allerdings augenblicklich noch recht äußerlich gehandhabt; wovon nachher noch die Rede sein soll. Die Umwandlung hat jedenfalls begonnen: die zweite Generation, die das Anrüchige des Emporkömmlingtums überwinden mag, scheint wenigstens in Sicht zu sein. Aber — wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß es noch eine gute Weile dauert, bis sie da ist. Bis die Umwandlung einigermaßen durchgeführt sein kann, sind außerordentlich zähe Hemmnisse zu überwinden. Ohne unablässige Mitarbeit der außen stehenden Bildungträger und Machtverantwortlichen würde eine bemerkenswerte Vervollkommnung nicht erreichbar sein. Wer daran noch — oder schon — zweifeln sollte, der braucht sich bloß die Erfahrungen vom Ersten Deutschen Kino-Kongreß zu Gemüt zu führen, der gegen Ende des Jahres 1912 in Berlin stattfand.

Es muß nun erst reine Bahn geschaffen werden. Es muß zunächst noch einmal festgestellt werden, daß kein vernunftbegabter Mensch, am allerwenigsten wohl ein streitbarer Vertreter der Bildung, irgend etwas gegen die herrliche Erfindung der lebendigen Lichtbilder auf dem Herzen haben kann, und daß Kinogeschäftsleute, die diese Tatsache verdunkeln, offenkundig (wenn auch mit mehr oder weniger geklärtem Bewußtsein) wider die Wahrheit verstoßen. Wenn die unbedingten Verteidiger der gegenwärtigen Kinowirtschaft die Verdienste der Lichtspielerei in naturwissenschaftlicher, kulturgeschichtlicher, erdkundlicher, polizeitechnischer Hinsicht noch immer betonen, so kann man ihnen nur raten, das ebenso eindringlich lieber in ihren Spielplänen, auf ihren Reklame-Vorrichtungen zu besorgen. Warum aber sieht man beim Gang durch unsere Städte ein so verdienstliches Verwerten der Erfindung nirgends auf den Anreißeplakaten

Digitized by Google

der Lichtspielstätten betont? Warum wird selbst an den Pforten teuerer Lichtspielhäuser, die sich vom gröbsten Unfug bereits freimachten, mit dem fettesten Druck etwa auf ein sensationelles „Drama aus der Gesellschaft von Berlin W“ oder auf eine „pikante Novelle“ hingedeutet, während sich's drinnen erweist, daß das wahrhaft Sensationellste für den Menschen mit gesunden Sinnen prachtvolle Bilder aus dem fabelhaften Tierleben der Meerestiefe oder aus dem exotischen Menschenmeer sind? Und warum sieht man so schöne Proben aus dem unendlichen Riesendrama Natur nicht öfter? Antwort unnötig.

Schon in den brutalen Lockbildern am Eingang der volkstümlicheren Kin-Töppe kommt übrigens wieder das fremde Fühlen oder vielmehr Nichtfühlen zum Ausdruck, eine schreiende dreiste Unkultur, die wir bei uns so ziemlich überwunden hatten — bis auf die gewöhnlichsten Rummelplätze. In der Tat können denn auch eine oder zwei solcher Kino-Außenwände einer ganzen vornehmen Straßenstrecke den Rummelcharakter aufdrängen. Daß diese Plakate (im Gegensatz zu den verdeutschten Personennamen auf den Programmzetteln) nicht einmal einen deutschen Text zu haben pflegen, das geschieht uns ja nur recht. Das Ausland und die undeutschen Vergnügung-Industriellen von Berlin samt deren Nachahmern behandeln die demütige auslandsfromme deutsche Öffentlichkeit wie sie es verdient. Diese tüchtigen amerikanischen, französischen, italienischen Geschäftsleute würden sich dergleichen nicht erlauben, würden vielmehr schleunigst Plakate mit deutschem Text und mit dem Können des hoch stehenden deutschen Kunstgewerbes von heut herstellen lassen, wenn sie nicht ganz genau wüßten, daß bei uns vielfach allem Ausländischen gegenüber eine Duldsamkeit, ja eine Vorliebe herrscht, die schließlich gleichbedeutend mit nationaler Unsauberkeit ist.

Die knalligen fremdländischen Aushängebilder und inwendig die rohen oder verlogen-sentimentalen Filmpantomimen der Fremde, die das draußen Versprochene treulich bis zur Grenze des Menschenmöglichen zu erfüllen trachten, all dies Fremdwesen miteinander übt fort und fort eine zwiefach schädliche Wirkung aus: erstlich verschlimmert es das Verschlampen des deutschen Empfindens in den Volksmassen und zweitens wirkt es kräftiglich all dem schönen Bemühen um ästhetische Volks- und Jugend-Erziehung entgegen. Auch der kolossale Großbetrieb der Schundliteratur war (obwohl seit Jahrzehnten Kolportage-Schmutz übergenug im Inland erzeugt wurde) vorzüglich dem Ausland, im besonderen dem anglo-amerikanischen, zu verdanken. Kaum war es dem bewundernswerten Zusammenarbeiten deutscher Bildungvertreter gelungen, den papierenen Schund einigermaßen zurückzudrängen, als er im Schundfilm hundertfach gefährlicher wiedergeboren und zunächst natürlich wieder von skrupellosen Einheimischen sklavisch nachgeahmt wurde. Nun müssen wir auch mit dem fertig werden. Und, wie gesagt, Anzeichen der Kinoschund-Dämmerung sind Gott sei Dank bereits vorhanden. Aber leicht ist es nicht, die wirkliche Ausrottung des Übels durchzusetzen.

Eine wichtige Frage ergibt sich dabei gleich im Anbeginn: Will denn das Volk den Schund? Ein unbedingtes Ja oder Nein

Digitized by Google

ist da schwer als berechtigt zu erweisen. Es gibt volksfremde Zweifler, die unbedenklich antworten, da das Volk den Schund in Unmengen hinunterschlinge, sei es offenbar eben darauf versessen, und den Schundfilm-Fabrikanten sei es also im Grunde nicht zu verargen, daß sie die Schwächen der Masse richtig erfaßten und ausbeuteten. Im Einklang mit vielen Kennern der Volksseele, auch der Kinovolksseele, sind wir entgegengesetzter Meinung.

Bewußt oder heimlich tief, fortreißend heftig oder geduldig ausdauernd, ist in jeder unangekränkelten Seele ein Trieb zur Lebensfülle stetig an der Arbeit, eine Sehnsucht aus der einzelmenschlichen Enge hinaus. Man könnte auch sagen: ein horror vacui, Schaudern vor innerer Leere, vor der Unzulänglichkeit des sterblichen Lebens in seiner nie völlig zu überwindenden Einsamkeit. Nennen wir den Trieb einfach Lebenshunger. Wem ein reiches Gemütsleben gegeben ist und — notabene — die Möglichkeit, sich ihm ohne viel Hemmung hinzugeben, der kann in der Religion oder in der Poesie, der Musik, in irgendeiner Art von Liebe so viel Lebensfülle erwerben, daß er vom äußern Leben fast nichts mehr braucht. Wer aber diesen stillen Besitz nicht oder noch nicht fand, so vor allem der Mensch der Masse, den harte mechanische Arbeit und endlose Sorge um das tägliche Brot nicht leicht zur ruhig freien Selbstbestimmung kommen lassen, und der jugendlich unfertige Mensch, der die Lebenswerte noch nicht zu sichten vermag, sondern in tunlichst allumfassendem Erleben das rätselreiche Leben erst kennen lernen will — kurz jeder, der noch Lebensenge sonderlich drückend, treibend empfindet, den drängt es ins äußere Leben, ins unbekannte, unwiderstehlich hinaus. Hat er die Möglichkeit, als Seefahrer etwa oder als weitwandernder Handwerksbursche, ein gut Stück abwechslungreicher Außenwelt zu erkennen, so wird ihn nicht sehr stark nach Büchern und Bildern verlangen. Ist ihm dagegen, wie es dem Mann aus dem Volk und dem Kind gemeiniglich geht, solche Bekanntschaft mit der weiteren Wirklichkeit versagt, so treibt ihn der Lebenshunger nach einer Ersatzwelt: zur Weltwiedergabe, wie er sie in Erzählungen (man denke an die Bedeutung des mündlichen Erzählers im Orient), in Büchern, im Theater und nunmehr auch im Kino findet.

Ein Urteil über den Wert der Wiedergabe, über Wahrheit und schöne Form der Ersatzwelt liegt zunächst gar nicht im Lebenshunger-Interesse und nicht im geistigen Vermögen des urwüchsigen Menschen. Er wird es nur da fällen (und wenn er Deutscher ist, zunächst nur innerlich), wo das Neue in Wort oder Bild seinen Erfahrungen und seiner angeborenen Logik erheblich gegen den Strich geht. Weshalb man denn auch von ganz einfachen Leuten nicht selten ein ausgezeichnet zutreffendes Urteil über allzu blödsinnigen Film- oder Papier-Schund hören kann. Der „gesunde Menschenverstand“ des „gemeinen Mannes“ bedeutet die erste natürliche Schranke, auf die der Schundverfertiger bei seiner gewissenlosen Ausdehnung ins Lebensunwahre stößt. Die Schranke wird seinem Treiben um so eher ein Ziel setzen, je mehr an kontrollierender Vernunft von Rasse wegen und an kontrollierendem Geschmack von Nationalkultur wegen in

Digitized by Google

einem einfachen Menschen steckt. Beides, Vernunft-Urteil und Geschmacks-Urteil, kann bis zu einem gewissen Grade geschult, verfeinert werden, auch durch die Lichtspiele selbst, hoffentlich — wenn die Inhaber erst selber hinreichend geschult, verfeinert sind. Im übrigen aber ist es klar: dem ursprünglichen Lebenshunger der Ungebildet-Unverbildeten dienen diejenigen Lebensabbilder am ehesten zur Befriedigung, die das Unbekannte (ausnahmeweise auch kühne, neue Variationen des wohlvertrauten Lebens) auf die zugleich spannendste und leichtestverständliche Weise darbieten.

Also: eine primitive Sehnsucht, die tief in der Lebenslage des primitiven Menschen wurzelt und folglich berechtigt ist, die nicht auf schlechtem, sondern auf reinem allgemeinmenschlichem Triebleben beruht und auf seelische Bereicherung ausgeht. Wer demnach der breitesten Masse überfeinerte, schwerverständliche Schaustücke bieten würde, die sie nicht in sich aufzunehmen vermag, der gäbe den Hungernden wohl statt des Brotes schöne Steine, die ihnen in dem derzeitigen Lebenszustand nichts helfen könnten. Wer aber aus Erwerbsgier den Unberatenen, die in ihrer redlichen Sehnsucht vertrauensvoll nahen, nur Befriedigung der dunklen Tier-Instinkte oder lächerliche Lügen gewährt, wer allen guten Drang der einfachen Mitmenschenseele unberücksichtigt läßt und lediglich das Niedere in ihr gewaltsam zu kräftigen sucht, der gibt den Hungernden giftiges Brot.

Die einzige Entschuldigung derjenigen, die das begehen, der gewerbsmäßigen Hersteller und Verschleißer wüsten Schundes, liegt darin, daß sie (ungeachtet aller Pfiffigkeit) zumeist nicht wissen, was sie tun. Wüßten sie es, sie müßten zusammenbrechen unter der Überlast der Verantwortung. Aber sie spüren nur, daß die Masse derbe Kost begehrt und daß schlechte, überwürzte Kost am bequemsten und wohlfeilsten zurechtzumachen geht. Sie ahnen kaum, daß auch lebhaft bewegte, stark spannende Lebensbilder mit Geschmack und ohne Verlogenheit zu schaffen sind. Oder wittern sie, daß dazu freilich die Arbeit berufener Könner gehört, eine Arbeit und ein Können, die ohne eine gewisse ungeschäftsmännische Liebe zur Sache nicht recht denkbar sind?

Doch, um den Abschnitt mit freundlicherem Ausblick zu schließen, sei es nochmals vermerkt: heut gibt es schon eine Reihe von Kinodramen und Kinos, die deutlich ein Ahnen und zuweilen sogar schon ein Erfassen des Besseren erkennen lassen. Und das Publikum versagt nicht. Emporkömmling Kino mausert sich sachte, sachte zum ehrengeachteten Bürger. Kostet bloß noch ein Stück Arbeit .....

Willy Rath

„Anekdoten-Malerei"

In programmatischer Bewußtheit oder schöpferischer Unbewußtheit war die Entwicklung der Malerei nach 1850 eine Überwindung der literarischen Malerei. Der Naturalismus Courbets und seiner deutschen Gefolgschaft, wie der französische und germanische Impressionismus entstanden als Gegenbild der novellistischen Malkunst. Man schwor sich von der akademischen Überlieferung los und wollte das lebendige, nicht arrangierte Leben zur Darstellung bringen. Der

Digitized by Google

Kulissenzauber der Haupt- und Staatsaktionen wich der großen Entwicklung des Naturalismus. Vom Reize der Allstündlichkeit entstand eine neue Schönheit, indem man die Schönheit des Neuen erkannte. Man sah auch die stolze Kraft der neuzeitlichen Technik, des neuzeitlichen Lebens. In unabsehbarer Fülle vermehrte sich so die Summe farbiger und formeller Werte, deren Dasein in der Außenwelt keiner zuvor beachtet hatte. Im Reichtum der Umgebung drohte sich das Ich zu verlieren. Aber wie in der Dichtung und Philosophie trat auch in der Malerei als notwendiger, dem Selbsterhaltungstrieb entsprungener Rückschlag die Besinnung und Beschränkung auf sich selber ein. In der Unabsehbarkeit und Unsicherheit der Außenwelt wollte man nun das eigene Ich als festen Punkt fixieren, wollte jeder malen, wie er es sah und die Farben und Formen der Dinge zum Ausdruck seines einzigen Gefühles machen. Mit verstärkter Wucht fiel jetzt die Verachtung auf den Künstler, der durch rein stoffliche, objektive Sujetelemente Wirkungen erzeugen wollte. Anekdote in der Malerei wurde zu einem Schlagwort, mit dem man jedes Werk erschlagen konnte. Der Begriff wurde veräußerlicht und aus dem Unkünstlerischen weit ins Künstlerische hineingespannt.

Man hatte ganz richtig beobachtet, daß das Gemeinsame der Nichtskönner das Arrangementkunststück sei, daß sie durch witzige, geistreiche oder rührende Anordnung des Dargestellten über die Bedeutungslosigkeit der Darstellung hinwegtäuschten und den Beifall der Menge anlockten. Allein nicht wegen solcher Stoffwahl, sondern wegen ihrer artistischen Unfähigkeit traf sie die Feindschaft der Künstler. Den dilettantischen, kunstfremden Laien aber war gerade wegen seiner Äußerlichkeit mit dem Ausdruck Anekdote in der Malerei ein bequemes Merkzeichen gegeben. Ihr erster Blick konnte es erkennen, durch dieses faßliche Merkzeichen konnten sie sich, wenn ihnen auch alles Verstehen malerischer Werte mangelte, leicht den Anschein der Kennerschaft geben. Der Irrtum, daß die „Anekdote“ als solche einem Bilde jeden Wert nehme, erstarrte zum Dogma. Eine Vertauschung von Ursache und Folge hatte diese unrichtige Vorstellung geschaffen: die Nichtskönner griffen zum Sujetwitz, weil sie nichts konnten, aber die novellistische Stoffgruppierung machte sie nicht zu Nichtskönnern. Nicht Farben und Formen waren auf ihren Bildern Ausdrucksträger der Empfindung, sondern das Beieinander und Zueinander der dargestellten Personen.

Auf Honoré Daumiers „Emeute“, die nichts zeigt als ein paar Volksgestalten, reißt die wild aufsteigende Linie der vorwärtsdrängenden Leiber mit, die von rechts unten nach links oben das Bild überquert. In diese En-avant-Geste ist der ganze Ausdruck des anstürmenden Volkes gepreßt. Die Linie allein spielt das künstlerische Gefühl auf den Beschauer über. Wer sich in irgendein Gemälde ganz versenkt, sich in sein Wesen völlig „einfühlt“, wird an sich nicht nur eine innere, sondern zuweilen sogar ansatzweise auch eine rein äußerliche, mechanische Nachbildung der hauptsächlichsten Linienmotive des Bildes wahrnehmen. Äußere und innere Nachahmung der Kurven übertragen in unmittelbarster Weise das Gefühl, das der Künstler zum Ausdruck bringen wollte. Ein Gleiches gilt von Farben und ihren

Digitized by Google

Verbindungen. Der Nichts-als-Anekdotenmaler wirkt weder auf diese, noch auf jene Art, weder zeichnerisch, noch malerisch; keine Kurve packt, keine Farbe bezaubert. Sein Bild wendet sich an den Verstand, es erzählt, und erst über den Umweg emporgerufener Assoziationen entsteht ein Gefühl. Freilich sind die Menschen im allgemeinen viel geschickter, solche Assoziationen in sich zu wecken, als unmittelbar durch den Anblick einer besonderen Farbe, einer besonderen Linie zu empfinden, denn unsere ganze Erziehung ist ja eine literarische, keine sinnliche. Großmutter, Mutter und Kind, die in dumpfer Stube beisammen sind, ergraute Bauern, denen der Gerichtsvollzieher die letzte Kuh vor den Augen wegführt, ein gekrümmtes Mütterlein, das den Sohn vor dem Krieg zum letztenmal in die Arme schließt: alle diese Szenen wecken an sich sofort eine Reihe melancholischer, trauriger, mitleidiger Empfindungen. Es ist derselbe psychologische Vorgang, den ein Dichter erregt, welcher um Goethes oder Kleists, Napoleons oder Nietzsches Gestalt eine Erzählung spinnt. Unwillkürlich springt unsere Seele bei dem Klang dieser Namen auf. Sie gibt von selbst eine Summe hoher Vorstellungen, eine Reihe reger Empfindungen her, die hinterrücks in das Dichtwerk einströmen, seine Wirkung steigern, ohne daß der Künstler zum Hervorbringen dieser erhöhten Wirkung mehr als die Nennung eines Namens getan hätte. Ein ähnlicher Gefühlsvorrat steigert auch den Eindruck eines Historienbildes, einer heimatlichen Vedute, die einem in der Fremde begegnet. In allen diesen Fällen tauchen Nebenvorstellungen auf, die außerhalb künstlerischer Erregungsmittel, außerhalb künstlerischer Bedeutung liegen.

Aber ein außerkünstlerisches Anklingen drückt als solches das Werk doch noch nicht zum Unkünstlerischen herab. Das ganz äußerliche Kriterium des Anekdotischen zeigt sich also als unzulänglich. Nirgends läßt sich eine sichre Umgrenzung dieses Begriffes ziehen, mit Zuverlässigkeit der künstlerische vom unkünstlerischen Stoffe sondern, weil für den Maler kein Stoff an sich künstlerisch oder unkünstlerisch sein kann. Der Naturalismus ließ sich's an der Darstellung des alltäglichen, unauffälligen Lebens genug sein. Aber wie man die Schönheit des Gewöhnlichen, den Reiz des Uninteressanten erwecken wollte, so vergaß man darüber, daß das Leben selber pathetische, geistreiche, lächerlich köstliche Szenen gruppiert. Das Schlagwort „Anekdote in der Malerei", das schließlich alles Stofflich-Interessante umgriff, verlor sich ins Grenzenlose und verhallte darum in der Unendlichkeit. Die Meinung, daß die literarische Malerei in der literarischen Zeit: in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden sei, wird durch eine richtige Erfassung dieses Begriffes zum Irrtum. Raffaels Schule von Athen, alle Darstellungen der Heiligen Familie müßten ihm hingeopfert werden. „Der Tod und der Holzhacker" von Millet, Manets „Erschießung Maximilians" und fast alle Werke von Waldmüller, manches von Leibl und vieles von Kalckreuth sänke unter das Maß künstlerischer Werte. Aber der anekdotische Vorwurf allein vermag einem Bilde nichts von seiner malerischen Bedeutung zu nehmen.

Jetzt beginnt man einzusehen, daß man mit diesem Schlagwort ein Kriterium ergriffen hat, das keine Urteilsklärung bringen kann. Und

Digitized by Google

gerade der gegenwärtige Augenblick fordert die Ausschaltung des falschen Maßstabes aus dem Verkehr der Meinungen. Überall zeigen sich Ansätze, die einen neuen Beginn der Monumentalkunst verkünden. Nach der Darstellung der flüchtigsten Augenblicksregung wendet sich die Sehnsucht der Stilkunst zu. An die Stelle der restlosen impressionistischen Wiedergabe räumlicher Phänomene will die ornamentale Schmückung treten. Und vielleicht wird das Historienbild in dieser Bewegung zum Monumentalen eine neue Größe erleben. Dem psychologischen Moment des Abwechslungsbedürfnisses, dem kunstökonomischen Motiv der Stofferschöpfung gesellt sich die rein merkantile Nötigung, vom Alltäglichen zum Überalltäglichen zurückzukehren: denn die Photographie konkurriert immer wirksamer mit dem Bildnis, die Ansichtskarten mit der Vedute. Die naturalistische Doktrin hatte das Historienbild verpönt, denn die programmatische Absicht war auf die Nachbildung des Gegenwartlebens gerichtet. Allein seit den Tagen, da zum ersten Male die Schilderung des Gegenwartdaseins gefordert wurde, seit den Tagen des jungen Deutschlands blieb die Verwechslung der Begriffe Gegenwartsgefühl und Gegenwartskostüm. Das neuzeitliche Bewußtsein klingt uns aber aus dem Leben Friedrich Hebbels sicherlich stärker wieder als aus dem verschollenen Dasein irgendeines Gebirgsbauern oder großstädtischen Spießers. In die elastische Spannweite eines uralten Mythus schmiegt sich das Gegenwartsgefühl eines Dichters oft leichter als in die Engbegrenztheit einer Tagesaktualität. Und warum sollte der Blick des Malers nicht in manchen Bewegungen der Vergangenheit die Gebärde unsrer Zeit erkennen? Nur daß er sie mit dem Auge unsrer Zeit sehen muß, das die Farbe anders empfindet als der Mensch der Renaissance oder der Aufseher einer Galerie, welcher die Nachdunkelung der Jahre für ursprüngliche Erscheinung hält. Der verpönte Sujetreiz wird in diesen Bildern wieder aufleben, wie er ja schließlich zu allen Zeiten in den Werken der Karikatur gewesen ist. Der novellistische Vorwurf wird zum Kunstwerk, wenn ohne Krücke des Titels, ohne Umweg über verstandesmäßige „Erinnerung“ Farben und Formen unmittelbar auf den Beschauer wirken.

Hans Wantoch

Soziale Settlements

„Um lieben zu können, müssen wir die Menschen kennen, die wir lieben sollen.“ Dieser Ausspruch des ehemaligen Leiters von Toynbee-Hall, dem ersten und bedeutendsten Settlement Englands, enthält in wenigen Worten die ganze Begründung der Settlement-Bewegung, die in den angelsächsischen Ländern unter den Bestrebungen zur Überwindung sozialer Klassengegensätze einen so hervorragenden Platz einnimmt. Es war der Gedanke Arnold Toynbees und anderer junger Gelehrter und Studenten, die unter dem Einfluß der von Oxford ausgehenden christlich-sozialen Bewegung standen, daß die gebildeten Schichten nur dann ihre Pflichten gegen die Besitzlosen erfüllen könnten, wenn sie deren Leben, deren Bedürfnisse, Gewohnheiten und Schicksale wirklich kennen lernen. Man muß sich zu ihnen gesellen, man muß mit ihnen zusammenkommen — nicht für kurze Augenblicke und Stunden; sondern man

Digitized by Google

muß unter ihnen *leben*, wenn man imstande sein will, ihnen wirklich wohl zu tun, ihnen zu einer besseren Lebenshaltung und zu höherer Kultur zu helfen.

In den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schlugen einige junge Männer in Ausführung dieser Ideen zuerst ihr Heim im Osten Londons, in einem der ärmsten Stadtviertel auf, mit der ausgesprochenen Absicht, dadurch die Kenntnisse zu erlangen, die zur Herbeiführung sozialer Reformen notwendig sind. Zur Erinnerung an einen der ersten unter ihnen, den eine tückische Krankheit nach wenigen Jahren erfolgreichster Tätigkeit hinraffte, wurde im Jahre 1885 *Toynbee Hall*, das erste Settlement, eröffnet, der erste organisierte Versuch, die gebildete Jugend zur Ansiedlung unter den Armen zu sammeln. Seitdem hat die Zahl der Settlements sich in England rasch vermehrt, und für die amerikanischen Staaten kann man sogar sagen, daß die Settlements die typische, verbreitetste und wirkungsvollste Form der sozialen Fürsorge geworden ist.

Aus den eigenartigen Verhältnissen der englischen Großstädte und mehr noch der von Einwanderern überschwemmten amerikanischen Staaten erklärt es sich, daß diese neue Form der sozialen Betätigung dort so schnell an Boden gewonnen hat, während sie auf dem europäischen Festland bisher kaum Wurzel gefaßt hat. *Settlements* — das heißt Ansiedlungen, Niederlassungen — sind Wohnstätten von Gemeinschaften gebildeter Menschen, die in den Arbeitervierteln der Großstädte angelegt werden, damit diese Gebildeten beim Leben unter den Arbeitern und Proletariern genaue Kenntnis der Lebensverhältnisse erwerben und auf Grund dieser Kenntnisse erfolgreich an der Lösung sozialer Fragen mitarbeiten können. Sie sind *Ausbildungsstätten für soziale Arbeiter einerseits und Mittelpunkte der Fürsorgetätigkeit* anderseits.

Derartige Mittelpunkte der Fürsorgetätigkeit sind natürlich in schnell entstehenden Großstädten mit starker proletarischer Bevölkerung besonders notwendig, weil in solchen häufig von seiten der Stadtverwaltung wenig für die notleidende Bevölkerung geschieht und weil es außerdem auch vielfach an den Wohlfahrtseinrichtungen fehlt, die bei einer ruhigen und allmählichen Entwicklung einer Stadt nach und nach zu entstehen pflegen. Es kommt aber noch ein andres hinzu. England und mehr noch die Vereinigten Staaten haben von jeher den Auswanderern aus andern Nationen eine Freistatt gewährt. Und so strömen dauernd Bevölkerungsgruppen in die großen Hafenstädte und auch in andere Industriezentren dieser Länder ein, die auf einer niedrigen Kulturstufe stehen und als Fremdkörper von der eingesessenen Bürgerschaft empfunden werden müssen. Diese *ausländischen Bevölkerungskreise zu heben* und für das Leben der Gemeinschaft, der Nation nutzbar zu machen, ist im Grunde genommen die vornehmste Aufgabe, die die Settlements sich allmählich gestellt haben.

Fast überall findet man die Settlements in den überfüllten Einwandererstadtteilen, wo sie einen Mittelpunkt für Bildung und Geselligkeit abgeben. In New York, in Chicago bestehen Settlements, die besonders von Galiziern und Italienern, Juden und Irländern, Böhmen und Griechen besucht werden, und in denen man versucht, diese alle zu brauchbaren amerikanischen *Bürgern* zu machen. Es soll ver-

Digitized by Google

hindert werden, daß diese Einwanderer niederer Rassen mit ihren geringeren Lebensansprüchen sich dauernd als Keil in die amerikanische Bevölkerung einschieben, als Fremdkörper, der die Lebenskraft und den Aufstieg der Nation bedroht, durch niedrige Lebenshaltung, billige Arbeit und Lohndrückerei, schlechte Gesundheit, Unsauberkeit und Seuchengefahr, Trunk und Laster. Es ist der aufs höchste entwickelte Gemeinsinn, der die Nation, der die Bürger einer Stadt als eine Gemeinschaft betrachtet, und die Gemeinschaft als solche auf ihrer Kulturstufe erhalten oder zu einer höheren emporheben möchte. Die Gemeinschaft kann solche Fremdkörper nicht vertragen, darum müssen sie assimiliert, müssen die Fremden auf die Höhe des amerikanischen Arbeiters gehoben werden. Es ist bezeichnend für die amerikanischen Settlements, daß weniger die Not des Einzelnen, die wohl überhaupt unter den Einwanderern im allgemeinen nicht annähernd so hart wie in ihrem Heimatlande zu sein pflegt, zum Ausgangspunkt der Arbeit wird; sondern daß solche Erwägungen sozialer Natur den Anstoß zu der Settlements-Arbeit, daß sie ihr Richtung und Ziel geben. Um der Gemeinschaft willen wendet man sich den Einzelnen zu, lehrt man sie, die Sprache des Landes zu sprechen, seine Gesetze zu verstehen; schützt man sie vor der Ausbeutung, die des Einwanderers in hunderterlei Gestalt harrt: durch den Stellenvermittler und Rechtskonsulenten, durch den Agenten, der alle Ersparnisse seiner „Bank" zu überweisen verspricht, durch den Landverkäufer, der ihn in unwirtliche Gegenden lockt oder ihm ein Anwesen „verkauft", über das er keinerlei Verfügungsrecht hat; durch den Wirt, der sein Bedürfnis nach Vergnügen und Abwechselung in Tanzsaal und Bar befriedigt. Ohne Kenntnis der Landesgewohnheiten, ohne Beherrschung der Sprache harrt der Einwanderer oft ein trauriges Geschick, wenn sie nicht Freunde finden, die sie schützen und sie fähig machen, die Gesetze und Einrichtungen des Landes zu kennen und zu nutzen.

Das bedeutendste der amerikanischen Settlements, Hull House, kann mit seinen Bestrebungen als typisch für die soziale Arbeit gelten, die in den amerikanischen Großstädten durch Settlements geleistet wird. Die dort angewendeten Methoden sind die gleichen, die man in andern Settlements findet. Die dort verwirklichten Reformen sind vorbildlich auch für die andern Settlements gewesen.

In einem Fremdenquartier Chicagos gelegen, das hauptsächlich von Juden und Italienern bevölkert ist, nachdem die Iren es mehr und mehr verlassen haben, soll der stattliche Gebäudekomplex, der allmählich aus bescheidensten Anfängen entstanden, „einen Mittelpunkt für ein höheres kommunales und soziales Leben bilden, pädagogische und philanthropische Unternehmungen ins Leben rufen, und die Lebensbedingungen der arbeitenden Bevölkerung Chicagos untersuchen und verbessern".

Mit verhältnismäßig einfachen Mitteln sind hier eine Fülle von sozialen Einrichtungen geschaffen worden, die in der Hauptsache der Belehrung und einer edlen Geselligkeit dienen. Die Klubs, Unterrichtsstunden und geselligen Veranstaltungen von Hull House werden wöchentlich von neuntausend Personen besucht: das ist eine Menschenmenge, die etwa der Hörerzahl der Berliner Universität entspricht. Nur werden alle diese Besucher von freiwilligen, unbezahlten Settlementsarbeitern unterhalten und belehrt, nicht in großen Hörsälen, wo Hunderte in mehr oder minder

Digitized by Google

großer Anteilnahme oder auch in Passivität irgendeinen wissenschaftlichen oder politischen Vortrag anhören, sondern in kleinen Gruppen, Klubs, in denen — einem lebendigen Organismus gleich — jedes Glied zur Aktivität, zur Nutzbarmachung und Entwicklung seiner Kräfte, zum Dienst für das Ganze gezwungen wird.

Der „Klub" ist das Hauptarbeitsgebiet der Settlements. Klubs für Männer, für Frauen, für Kinder, für Familien werden organisiert, die einmal wöchentlich oder auch öfter in den Räumen des Settlements zusammenkommen, um zunächst unter der Leitung eines der Mitarbeiter, sobald es angängig ist aber unter Beteiligung der Mitglieder an den Verwaltungsaufgaben in irgendeiner Form Bildung oder Unterhaltung zu finden. Da gibt es unter den Italienern Klubs zum Lesen der großen italienischen Dichter; unter den Frauen Klubs zur Hilfeleistung für erkrankte Nachbarinnen; Klubs zur Erlernung von Handfertigkeiten und Handwerken, es gibt Turnklubs und Billardklubs oder auch Klubs, die für eine gewisse Altersklasse bestimmt sind, über eigene Räume im Haus verfügen und Gelegenheit zu den verschiedensten Unterhaltungen und Beschäftigungen geben. Da sind andre Klubs, die rein gesellige Zwecke verfolgen oder literarische oder politische Fragen debattieren. Mehr oder weniger entsprechen diese Klubs den Bestrebungen, die in Deutschland von den verschiedensten Organisationen in die Wege geleitet werden. Sie verfolgen ähnliche Ziele wie unsre Kinderhorte und Fortbildungsschulen, Turnvereine und Volkshochschulkurse, Arbeiterinnenheime und christliche Vereine junger Männer und Jungfrauenvereine, Gewerkschaftshäuser und Haushaltungsschulen. Nur daß im Settlement die Nachbarschaft das verbindende Glied ist; daß das Settlement alle Bestrebungen für einen Stadtteil schafft und zusammenfaßt, und daß daher bei der Bodenständigkeit bestimmter Ausländergruppen in einem Stadtviertel ein Kind vom Kindergarten und Kinderklub allmählich in die andern für das reifere Alter bestimmten Einrichtungen hinübergleitet, daß ihm das Zentrum, in dem es Bildung und Unterhaltung und Geselligkeit sucht, während seines ganzen Lebens erhalten bleibt. Hier werden soziale Beziehungen geschaffen, nicht nur zwischen den Klubleitern und Mitgliedern, sondern auch zwischen diesen Mitgliedern, die alle dem Volk, dem Arbeiterstand angehören. Hier schließen sie Freundschaften, die Bestand für das Leben haben. Hier wird das natürliche Bedürfnis nach Abwechslung, nach Freuden, Unterhaltung und Genuß in gesunde Bahnen gelenkt. Was das besonders für die heranwachsende Jugend bedeutet, kann nur ermessen, wer die Schicksale junger Mädchen oder Burschen kennt, die der Sprache des Landes unkundig, nach harter Arbeit in „Bar" und Tanzsaal einkehren. Was an sich ein unschuldiges Vergnügen sein mag, ein besseres Mahl, ein Tanz — das wird hier, wo die Verführung der fremden, hilflosen, unerfahrenen Geschöpfe harrt, zum Verhängnis.

Ein besondres Kennzeichen der Settlementsarbeit ist schließlich, daß alle diese geselligen und pädagogischen Bestrebungen — von der demokratischen Verfassung des Landes beeinflußt — bewußt darauf hinarbeiten, die Bevölkerung zu brauchbaren Bürgern zu erziehen, sie für die Selbstverwaltung, für ihre bürgerlichen Pflichten und die Nutzung der demokratischen Rechte fähig zu machen. Das geschieht nun, dem praktischen Sinn des Amerikaners entsprechend, nicht durch Theorien, Vor-

Digitized by Google

träge oder politische Debatten, sondern indem schon die kleinen Kinder in den Klubs angeleitet werden, an den Verwaltungsaufgaben ihrer Organisation teilzunehmen.

Von den einfachsten Pflichten der Selbstverwaltung steigen sie dann allmählich zu höheren auf. In den Klubs für Erwachsene nimmt oft der vom Settlement bestimmte Leiter nur die Stellung eines ordentlichen Mitgliedes ein, dessen besondrer Rat gelegentlich erbeten wird, und der als Vertreter des Hauses Kenntnis von allen Veranstaltungen erhält.

Diese Teilnahme der Mitglieder an der Verantwortung und Verwaltung erscheint den Settlementsleitern als die beste Form einer „bürgerlichen", einer politischen Erziehung. „Denn im Klubleben", so sagt die Leiterin des College Settlement in New York, „lernen die jungen Leute manches Problem kennen, mit dem sie es später im politischen Leben zu tun haben. Sie lernen die Bedeutung von Gehorsam und Unterordnung unter Gesetze, die sie selbst mit geschaffen haben; sie lernen es, sich für das Betragen andrer mit verantwortlich zu fühlen und spüren in ganz konkreter Weise die Nachteile einer schlechten Verwaltung und Regierung."

Alle Belehrung, Erziehung, Geselligkeit, mit der das Settlement die Bewohner der Nachbarschaft versorgt, dienen im letzten Grunde diesem einen Ziele: der Gemeinschaft brauchbare Bürger zu gewinnen. Daß daneben eine ganze Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen, soziale Reformen angeregt werden, die nur mittelbar diesen Zweck fördern, ergibt sich dann eben daraus, daß die Settlementsbewohner die Bedürfnisse und Nöte des arbeitenden Volkes aus eigenem Miterleben kennen. Sie schaffen Badeeinrichtungen und Wohnhäuser für alleinstehende junge Arbeiter oder Arbeiterinnen, Krippen und Kindergärten. In Hull House hat man neuerdings den Versuch gemacht, die Traditionen von Handwerk und Volkskunst, die in den Einwanderern aus ihrer Heimat noch lebendig sind, durch Errichtung eines Ladens neu zu beleben, in dem solche Erzeugnisse verkauft werden. Ein kleines Museum, das die primitiveren Arbeitsmethoden der Textilindustrie zeigt, die in den verschiedenen südeuropäischen Ländern noch gebräuchlich sind und von den ältern Einwanderern noch geübt werden, sowie das mannigfaltige Material, das dabei Verwendung findet, soll der in Fabriken tätigen Jugend Interesse für die Entwicklung ihres Gewerbes, für seine technische Ausgestaltung geben, und ihr tägliches mechanisches Schaffen in Beziehung zur Vergangenheit und zu dem Werden und Gestalten der Dinge setzen, von denen sie selbst nur einen Teil in Händen halten.

Der Wert und die Bedeutung der Settlements für diese gesamte öffentliche Wirksamkeit liegt in der Kenntnis der praktischen Verhältnisse und Notwendigkeiten, die die Settlementsbewohner erwerben und besitzen. Wer in einem solchen Haus gewohnt und gearbeitet hat, so sagt eine der führenden Frauen New Yorks, kann niemals mehr „die Menschen als »Fälle« betrachten oder als Zahlen einer statistischen Aufstellung, sondern wird eingedenk sein, daß sie alle menschliche Wesen sind, mit derselben Fähigkeit, Gutes oder Böses zu vollbringen wie er selbst. Das Settlement hat seine Mission verfehlt, wenn es diese Überzeugung nicht in das Bewußtsein aller derer einprägt, die an seiner Arbeit teilnehmen, und wenn es nicht weiterhin zum Ausdruck bringt, daß alles, was es für das Volk verlangt,

Digitized by Google

in der einen Forderung umschlossen ist: Gleiche Chancen im Wettbewerb, Gleichheit der Möglichkeiten für alle."

Es ist sicherlich kein Zufall, daß in einer Bewegung, die von so starkem sozialen Geist erfüllt und getragen ist, Frauen in hervorragendem Maße mitarbeiten, geradezu eine führende Stellung einnehmen. Ging die Gründung der ersten Settlements auch ursprünglich von Männern aus, so stehen heute unter den Mitarbeitern Frauen nicht nur der Zahl nach, sondern auch auf Grund ihrer Leistungen an der ersten Stelle. Jane Addams in Chicago, Lillian Wald und Frau Symkhovitch in New York nehmen führende Stellungen in der Bewegung ein. Vielfach leiten Frauen — und das ist typisch amerikanisch — Settlements, in denen Männer und Frauen nebeneinander arbeiten, und auch in England ist die Bewegung erst durch den Eintritt der Frauen zu voller Blüte gebracht worden.

Es bedarf auch in einem Land, in dem die soziale Hilfsbereitschaft sich andere Formen geschaffen hat, keinerlei Begründung für diese Tatsache. Auch in Deutschland gewinnt der Glaube an die soziale Mission der Frauen immer neue Anhänger. Die weibliche Jugend ist allerwärts überzeugt und erfüllt davon, daß sie diesen Glauben durch ihr Tun erhärten und bestärken muß. Die führenden Persönlichkeiten der ausländischen Settlements werden ihr dabei Vorbild und Beispiel sein, und sie ermutigen, den Beweis der Lebensführung für die Kraft ihrer sozialen Ideale zu erbringen. Alice Salomon

Lose Blätter

Aus Briefen B. Björnsons, J. Burckhardts, A. Rethels, Henriette Feuerbachs

[Unsere Proben können schon des geringen Umfanges wegen nicht eine Spiegelung vom ganzen Wesen der Bände enthalten, denen sie entnommen sind. Das rein Persönliche tritt daher mehr zurück, vieles (zum Beispiel die Urteile über R. Wagner) ist hier abgedruckt, nicht weil darin ein endgültiges oder hochbedeutsames Urteil erblickt werden soll, sondern um die Aufnahme zu zeigen, welche so manche Ereignisse und Dinge der Kultur bei den bedeutenden Zeitgenossen fanden. Nachdenklich wird wohl jede solche Äußerung uns machen können, denn flach ist keine davon. Björnson holt im allgemeinen weit aus und gibt sich ganz in der Entwicklung seines Inneren. Burckhardt setzt eigentlich alles Persönliche voraus und packt mehr einzelne Züge. Rethels Briefe enthalten weniges im Einzelnen Wichtiges, ihr Wert liegt auf psychologischem Gebiet. Frau Feuerbach ist der meiste Raum gewidmet — unsere Proben mögen für das edle Wesen dieser Frau wie für ihre Lebenshaltung, aber auch für manchen Gedanken über Kunst und Künstler werben, den sie aussprach.

Björnsons Briefe erschienen bei S. Fischer in Berlin, Burckhardts „Briefe an einen Architekten" (272 S. mit einigen Bildnissen) bei Georg Müller und E. Rentsch in München, Rethels Briefe in Auswahl und mit Einleitung von J. Ponten, mit 11 Abbildungen und sehr schön ausgestattet (189 S.), bei Br. Cassirer in Berlin, „Henriette Feuerbach, ihr Leben

Digitized by Google

in ihren Briefen“ (an 500 Seiten), herausg. von Herm. Uhde-Bernays, bei Meyer & Jessen in Berlin. In demselben Verlag erschien, worauf hier aufmerksam gemacht sei, ein „Feuerbach-Denkmal“, 3 Bde. (geb. 20, in Leder 26 Mark), enthaltend eine Auswahl der im vorigen Jahre erschienenen Briefe Anf. F.s, die Briefe Henriette Feuerbachs und das berühmte „Vermächtnis“ in schöner, bildgeschmückter Ausgabe.]

Aus Björnstjerne Björnsons Briefen

(Über Goethe)

„Tasso“ gebührt wohl die Ehre, das einzige Buch zu sein, das einen Dichter zeichnet, wenn auch die meisten ein dichterisches Gemüt zeichnen. Das Spiel der Kräfte, das hier ins Leben tritt, ist auch so ziemlich das Interessanteste, was ich beobachtet habe, und trotzdem muß ich gestehen, daß die meisten Charaktere mehr dahindämmern als leben; aber plötzlich kommt dann wieder so eine Wendung, kraft deren sie gewissermaßen auf uns zutreten und wir ihren Atem unmittelbar an unserer Wange spüren. Worte darüber zu verlieren, wie das Ganze weiter nichts ist als ein Fechten in der Luft, ohne Schürzung und deshalb auch ohne Lösung eines Knotens, daß aber alles vor einem liegt, sobald man das Buch öffnet, — wäre höchst überflüssig, zumal wir auf Schritt und Tritt wahrnehmen, daß sich hier ein Dichter aus dem eigenen Ich lebendig heraus entfaltet. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß mich immer wieder in diese Ideen vertiefen, weil sie recht eigentlich der große Mahner sind an das, was an und für sich Leben heißt. Das Verhältnis ändert sich nie, weil die äußeren Handlungen und Begebenheiten sozusagen von bestimmten Zahlen umgeben sind, die bei bestimmter Behandlung eine bestimmte Summe ergeben: die Zahlen, das Sichtbare, gerade das ist die Lüge; Tassos Einbildungen, das Unsichtbare, sind die Wahrheit. Eigentlich geschieht auf der ganzen Welt außerhalb unseres Innern gar nichts. Das vergißt das ganze Geschlecht der Menschen und hat deshalb ewig und immer wieder dieselben Fehler zu korrigieren, dieselben Predigten zu halten. Die ausschließliche Bestimmung der Dichter ist: dies nie zu vergessen, und wer von ihnen zur Gestaltung eines Charakters nicht umhin kann, eine ganze Welt mit ihrer vielfarbigen Handlung und ihrem bunten Wortgepränge aufzubieten, der ist kein Dichter.

Erhaben ist, daß Antonio, der Repräsentant der Weltklugheit, „die andere Partei“, ein so braver Mann und ein so tüchtiger Mann ist. Zeig mir einen Kampf in der Umwelt der Dichter, wo es auch sei, und ich sage Dir, die Dichter haben unrecht gehabt. Die andere Partei ist zehnmal besser, weil sie niemals lügt — nicht einmal sich selbst belügt. Aber der Dichter lügt fürchterlich, — und an dem Tage, da er sich selbst nicht mehr belügen kann, da welkt er hin wie Goethe — ist fertig als Dichter und hat geendet als die „andere Partei“. Aber das ist wohl auch der Kreislauf.

Goethe ist immer ruhig, selbst in seinem Fühlen. Aber mit der Ruhe des Fühlens meine ich das Gegenteil von Einseitigkeit, nämlich Mannigfaltigkeit, — den Komplex vieler ungleichartiger Bestandteile, die sich gegenseitig neutralisieren. Goethe hat sich von keinem Mädchen ausschließlich aus diesem oder jenem Grunde getrennt, nein, halb aus diesem

Digitized by Google

und halb aus einem andern Grunde. Mit matter Hand greift er ins Leben, langsam und matt läßt er los; denn eigentlich gelebt hat immer nur der eine Teil seines Wesens; der andere hat in der Zwischenzeit das Leben ästhetisch umgedichtet, oder vielleicht richtiger: hat es kritisiert. Daher immer der Eindruck, als sei er der große Egoist, weil er die Beziehung abbrach, überall abbrach und zum eigenen Ich zurückkehrte. Aber das halte ich nicht für richtig; seine Schritte, ob sie nun zu einem Gegenstande hinführten oder sich von ihm entfernten — waren doch kaum von dem Gedanken an Gewinn bestimmt. Freilich gab er sich dabei, wie gesagt, Reflexionen hin, aber unwillkürlich. Er trat nicht an die Welt heran wie an eine Anatomieleiche. Er packte zu, weil seine breite Organisation an dieser oder jener Stelle bequem Eingang fand, er ließ ab, weil diese selbe Organisation entweder schon vier, fünf neue Stellen berührt hatte oder weil sie nun keinen dauernden Halt fand. Er war beschaffen, eine ganze Welt auszufüllen, und deshalb konnte er auch über eine ganze Welt schreiben.

(Rom 1860)

In einer Hinsicht wirkt indessen Rom wie kein anderer Ort Europas: beruhigend und versöhnend, eben weil hier alles so edel ist und unter der Zucht der harten Anfangsbedingungen steht, mit denen die Kunst hier zu kämpfen hatte. Und aus diesem Grunde wirkt auch jedes Kunstwerk hier auch so unauffällig und natürlich. Alles hat nämlich so harmonische Verhältnisse, daß kein einzelner Teil schreit: „ich bin bedeutend", sondern das Werk als Ganzes unser Auge allseitig anzieht, so daß man nicht überwältigt oder betäubt, sondern in liebende Umarmung genommen wird. Der Petersdom selbst macht äußerlich ungefähr einen Eindruck wie die größte Kirche Kopenhagens, ja, nicht einmal einen so großen, und sie umfaßt doch vielleicht hunderte solcher Kirchen. Er ist so unermeßlich hoch, daß er über die ganze Stadt hin und weit ins Land hinein sichtbar ist: dicht davor erscheint der Kopenhagener Rundturm höher. Die ungeheuren Kolonnaden, die den Hofraum umgeben, und an deren Sockel man nicht heranreicht, wenn man in der Mitte des Hofes steht, wirken ungefähr wie der Schloßhof in Kopenhagen oder die Säulen dort, und doch sind sie wohl fünfmal so hoch. Die Kunstwerke Raffaels, Thorwaldsens stehen in einem halbdunklen Winkel, gewissermaßen isoliert, ganz still, man muß dicht vor sie hintreten, um sie gewahr zu werden. So ist es mit allem. Und darin liegt etwas großartig Beruhigendes für jeden Arbeitskopf und etwas Vernichtendes für die geistige Zersplitterung, die Effekte sucht.

(Eignes Schaffen)

Ich schrieb Dir über den „fröhlichen Burschen", aber ich vergaß folgendes: Es gab eine Zeit (vor zwei Jahren), da hatte ich das Amt übernommen, eine Zeitung zu redigieren. Ich eignete mich wohl kaum dazu; es war in einer stürmischen Epoche und ich stand im Kampf für eine politische Partei, die zwar unterlag, der ich aber noch mit meinem ganzen Herzen anhänge. Ich hatte fast alle Blätter des Landes gegen mich; ich bekam Morgen für Morgen ganze Stöße Artikel, die meine Ehre und meinen reinsten Willen als Schweinefutter servierten, und das ging

Digitized by Google

monatelang so weiter; alle Hilfstruppen zogen sich zurück, ich schrieb auf Tod und Leben darauf los, mithin fielen meine Sachen oft matt aus, zumal ich keine Kenntnisse besaß, die mir eine gewisse Basis hätten geben können — und ich sah dies alles selbst ein.

Im Nebenzimmer lag meine Frau und rang jeden lieben Tag mit dem Tode: es war ein Wochenbettfieber, das Monate dauerte.

Damals schrieb ich den „fröhlichen Burschen" und ließ ihn als Feuilleton in meinem Blatt erscheinen.

(An H. C. Andersen)

Rom, 10. Dezember 1861

Lieber Andersen!

Zu einer Zeit, da meine Stimmung mir folgende Verse eingab, die vielleicht so vielsagend sind, daß ich nicht mehr zu sagen brauche,

„Wohl dem, der ernster Fährnis
Dankt seiner Kraft Bewährnis:
Je ferner das Ziel,
Desto schwerer das Spiel,
Doch herrlicher auch das Gelingen!
Zerbricht dein Stab in Stücke,
Und wird aus Freundschaft Tücke,
Ei, das geschieht,
Damit man sieht,
Du brauchest keine Krücke.
Wen Gott auf Erden
Allein gestellt,
Dem wird er selbst zur Stütze werden"

— zu einer Zeit, da ich, der Mann der Freundschaft, ja, ihr Produkt, in der Stimmung war, dies zu schreiben — da klang es mir ins Ohr wie ein Weihnachtspsalm in der Fremde, Sie hätten mir Ihre vier letzten Märchen gewidmet. Sie, der mich nur kannte von einer sommerlichen Begegnung, einer flüchtigen, unruhigen, von tausend fremden Eindrücken beherrschten, — Sie hatten das Herz, meiner zu gedenken, wo viele Freunde aus erprobten Zeiten es nicht hatten.

Das hat mich gerührt, auch meine Frau, und Ihnen lebten an jenem Tag in Rom zwei Menschen, die sich nicht begegneten, ohne von Ihnen zu reden und Ihnen alles erdenkliche Schöne und Wunderbare zu wünschen. Ich nahm Ihre Märchen vor, um zu sehen, welches ich wieder einmal lesen könnte, und da entdeckte ich zu meinem Erstaunen, daß es eines gibt, das ich noch nicht gelesen habe. Das mußte eine Art Fatum sein: als Theaterdirektor ließ ich einmal einen Schüler eine Reihe Stimmübungen machen und benutzte zu diesem Zwecke wie gewöhnlich Ihre Märchen und bei jener Gelegenheit zufällig dieses Märchen, bei dessen Vortrag der betreffende Schüler dermaßen stotterte, daß die Stimme und die Erinnerung daran etwas wie ein „Krötenpanzer" wurde, in dem des Märchens schöne Seele eingezwängt lag. Ich hatte Angst, dem Ding nahe zu kommen und den Zauberbann zu lösen, und diese Angst barg das Federkleid, mit dem ich eines Tages —

Gestern kam nun der Befehl, mich seiner zu bedienen, durch die Luft gesaust, liebender Erinnerung voll. Ich sprang hinzu, der Panzer fiel

Digitized by Google

ab, ich legte das Federkleid an und flog flügelrauschend davon mit Ihrer ganzen wundersamen heimatlichen und doch in die fernste Ferne des Gedankenreiches führenden „Storchenschar". Und nie hat sie mich so weit geführt — auch nie zu solchen Höhen. Das ist nicht allein Ihre beste Fahrt, auch eine Wehmut ist in ihr, ein großes kluges Himmelsauge, eine federleichte Vertrautheit mit dem Größten und dem Kleinsten, so geistig, daß ich die ganze Zeit an das denken mußte, was wir „Schwanengesang" nennen — etwas, das uns himmelwärts trägt — aber so hoch, — daß es das erste und einzige Mal bleibt. Und das steht fest: an dem Tage, da ich höre (ich hoffe, es geschieht erst in einer späten Zukunft), daß Sie uns nichts mehr von den Geheimnissen einer unsichtbaren Welt verraten können, sondern selbst Ihren Platz dort oben zwischen dem Ursprung und der Lösung aller Rätsel eingenommen haben, — an dem Tage nehme ich „Sumpfkönigs Tochter" zur Hand, küsse das Buch und lese das Märchen, langsam, wie wenn wir einen Toten zu Grabe geleiten unter Musik. Und wenn ich dort stehe, an des Grabes Rande, auf des Märchens Veranda, und ins Weite blicke, werden mir gewißlich die Tränen kommen, und ich ein Gefühl von Heimweh haben nach den Minuten der Ewigkeit. Als Kind konnte ich mir die Seligkeit immer nur als die bitterste Qual vorstellen, die es gäbe — nach der Hölle. Hier verspürte ich ihrer einen Hauch, so mächtig in seiner Unendlichkeit, daß alles Erlebte und Ersehnte ihren Herrlichkeiten gegenüber nicht einmal das Gewicht eines Strohhalmes hatte, und gerade d a s machte den Augenblick auf der Veranda zu einem meiner schönsten Lebensmomente. Die kurze Minute, da man eine Ahnung von der ewigen Seligkeit empfangen hat, geht über alle Freuden dieser Welt.

Hätte ich in Ihrer Nähe geweilt, als Sie dieses Märchen schrieben, so wäre mir angst geworden in der Überzeugung, Sie würden nie wieder etwas schreiben. Es ist mir auch ein Rätsel, welcher Eindruck es geschaffen haben kann. Ihr Talent, die besten Menschen und in diesen Menschen wiederum das Beste zu entdecken und nur diesem Ziel zu dienen, m u ß ja schließlich zum Höchsten führen, so gewiß das Gute mit Gott verwandt ist. Und dieses Ihr Talent gerade muß Sie ja in höhere Regionen des Verständnisses tragen, Gott näher, auf daß Sie ein Verkündiger sein können, im Gegensatz zu uns anderen, die wohl nach Erkenntnis ringen, sie aber wieder einbüßen in unreinerem Umgang, — in jenem prosaisch bleiernen, teils lasterhaften, teils vom Wege ab- und zu den Irrlichtern hinführenden Umgang, zu den Irrlichtern, die dahinflackern und uns winken.

Mögen Sie nun beschirmt von den Geistern jener Liebe, uns noch lange Bote und Verkünder sein des Höchsten! So zwar, daß Sie einmal der Literatur zehn Gedichte über das Paradies ersparen und überflüssig machen, ein andermal unsere geringfügigsten Erlebnisse mit dem Glanze des Höchsten durchleuchten, uns mit der Erde aussöhnen, nach dem Verlust des Paradieses, uns dem eignen Ich und der Familie entgegenführen und uns alle Wonnen des häuslichen Glückes kosten lassen, — dann wiederum so, daß, dank Ihnen, der Tempel des Höchsten gereinigt, daß wir aus unseren Gewohnheiten und unserer Tagesfrone herausgetrieben und verwiesen werden aus den Stätten, die heiliger Stille geweiht sind.

Ich bin mir bewußt, im Verständnis Ihres Wesens oft geirrt zu

Digitized by Google

haben, nämlich immer, wenn ich ein Märchen gelesen hatte, das mich beunruhigte, — und so empfinde ich jetzt oft das leidenschaftliche Bedürfnis, laut zu verkünden, wie ich zu liebendem Verständnis gelangt bin. Und da ich mir andererseits bewußt bin, Ihnen auch andere Dinge als gerade Ihre Tugenden und Verdienste vorgehalten zu haben, so bin ich überzeugt, nicht als Schmeichler zu gelten. Ja, Heil und Gruß, lieber, großer Dichter und Freund. Gott segne Sie!

(Ibsens „Brand")

[Kristiania,] 30. März 66

Lieber Petersen,

so will ich Dir denn meine Ansicht über Henrik Ibsens „Brand" sagen. Es ist keine Dichtung, und Ibsen ist kaum ein Dichter. War er mal ein Dichter (ganz gewiß hatte er große Anlagen, es zu werden), so ist sein Talent vernichtet worden durch Zweifel, Spitzfindigkeit, forcierte Geistesgymnastik und durch die Kluft zwischen Wort und Tat, die nunmehr sich so erweitert hat, daß die Poesie sie nicht überbrücken kann.

Es ist viel Machtvolles in diesem Buch, aber es ist nicht ausgeglichen, es beglückt nicht, höchstens an einer Stelle oder zwei, — folglich ist Brand keine Dichtung. Die Wahrheiten kommen mit wilden Gebärden daher, kreischend, lärmend à la Sören (Kierkegaard), sind aber zuweilen ziemlich wohlfeil; nie haben sie Fleisch und Blut und Bewegung aus sich selbst, — folglich sind sie nicht gedichtet. Das Ganze ist ein abstraktes Experiment, ist etwas wie eine Gedankenarmee im Manöver, und die Menschen stellen hier die Boote vor, in die alles zum Experiment Gehörige hineingeworfen wird, um ans Land gerudert zu werden. Der Vogt ist ein solches Boot, Ejnar ein zweites, der Doktor ein drittes usw.

Das ganze Buch hat mich dermaßen gelangweilt, daß ich es noch nicht ordentlich zu Ende lesen konnte; ich habe mich bis zum Schluß hin durchgeblättert. Tag für Tag bin ich immer nur ein paar Blatt vorwärtsgekommen, es ist auch — abgesehen von allem andern, — ganz töricht aufgebaut. Auf engem Grund errichtet und nicht größer als Manfred, hätte es vielleicht als etwas Sublimes seinen Eindruck auf mich nicht verfehlt; jetzt langweilt es mich fürchterlich. Ich weiß ja doch alle diese Dinge schon selbst, — mache er sie mir also lebendig!

Durch die grausig-schrille Tonart wird die Sache nämlich um kein Haar lebendiger; sondern dann erst, wenn klare Gestalten den Ideengehalt in den Opferschalen ihrer Seelen trügen, — wenn wir mit ihnen lachen, reden, weinen, mit ihnen sterben oder mit ihnen leben könnten. So aber wehren wir uns mit Händen und Füßen gegen die geistige Verirrung, gegen die Abstraktion, die die Menschlichkeit sprengt. Ich habe einen Haß auf dieses Buch! Seine Lektüre hat mich krank gemacht. Der Teufel hole solche Leute, die uns ihren geistigen Kuddelmuddel servieren und nicht warten können, bis er ausgegoren hat und ein erquickender Trunk für die durstige Menge geworden ist.

Aber was ist dieses Buch sonst, wenn nicht eine (oft mit den Riesenkräften eines Zwerges) gegen die Religion gerichtete Raserei? Ein krankhaft-religiöses Gemüt kann so was in die Welt schleudern, und dann stirbt der Mensch. Aber der Dichter kann nicht sitzen mit ironischen Vernichtungsgelüsten und dergleichen schreiben, ohne eine fürchterliche Sünde dadurch

Digitized by Google

zu begehen. Er hat ja sein eignes Buch nicht durchgedacht, wenn er nicht damit sagen will: Der Teufel hole alle Religion, — denn was ist nachher? Oder ist Brands Untergang so aufzufassen, daß die Wahrheit ihn überlebt? Nein, dafür reißt seine Gestalt bei ihrem Fall zu viel der Wahrheit mit sich: das hätte erst vor ihrem Untergang unzweideutig von ihr losgelöst werden müssen, wenn für uns etwas zurückbleiben sollte, an das wir glauben können. Der Doktor hätte wieder auftreten müssen. Agnes' Geistererscheinung vermehrt bloß die Verwirrung; denn was sagt sie eigentlich? Ich verstehe es nicht. Ich weiß schließlich, was deus caritatis an sich bedeutet; aber was es in dieser Gegenüberstellung bedeutet, das verstehe ich nicht. Bedeutet der Gegensatz die Befreiung von jeder Art Kampf und von Pflicht und Willen? Oder nur teilweise und bis zu welchem Teil, — oder wie? — Wo will Ibsen eigentlich hinaus?

Ja, ich könnte so weiter schreiben bis morgen, aber mein Haß ist noch so lebendig, daß ich lieber warten will. Dann schreibe ich Ibsen. Aber von Dir verlange ich, daß Du allerdings seinem Talent das Interesse verschaffst, das er offenbar um jeden Preis erregen will (denn Kreuzzugsgedanken hat er nicht!), — dann aber wirst Du dafür sorgen, daß wir in einer gesunden Gesellschaft weiter arbeiten und bauen können. Noch ein solches Buch, und keiner von uns kann mehr schreiben, was er will, sondern vielmehr was er muß.

Wäre ich in Ibsens Nähe gewesen, — dieses Buch hätte nie entstehen können. Und wäre ich nach der Vollendung gekommen und hätte nur gesagt: „Nun ist's wohl genug, die ganze Stoffmasse ist jetzt um- und umgegraben, jetzt, bitte, die Dichtung!" — so bin ich fest überzeugt, er hätte das Manuskript ins Feuer geworfen. Denn für ihn ist das Werk nur ein Experiment, als solches beurteilt und nicht gelobt, hätte es auch allen Wert für ihn verloren. — Ja, nun bitte die Dichtung! Ich habe „Hermann und Dorothea" hinterher gelesen.

Was ist also dieser Ibsen? Erst ahmt er in „Catilina" Victor Hugo nach oder wer es nun sein mag; dann Henrik Hertz, dann die Saga und mich, dann Paludan-Müller und Byron, — dann, mit einem Sprung, setzt er hinüber in die negative Philosophie Deutschlands und bringt etwas von ihrem Biergeschmack mit nach Hause.

„Nyhedsbladet" sagt heute, Brand sei eine Figur, die im Kampf gegen Halbheit und Dumpfheit zugrunde geht. Herr Gott im Himmel! — Ja, was werden wir nun nicht alles von den dänischen Schweizern (die Kaffeehaus-Müdigkeit, die gekitzelt wird) oder von den schwedischen Einfaltspinseln hören, die sich schmeicheln, für die Vernunft gegen die Pfaffen zu kämpfen; — daß ein Dichter solchen Leuten Unterstützung leihen würde, hätte ich in dem positiven skandinavischen Volk nicht für möglich gehalten.

Dein Björn

Nachschrift: ich glaube nicht, daß Ibsen das Buch ursprünglich als einen Angriff auf die Religion geplant hat; doch während der Arbeit hat es sich ihm unwillkürlich dazu gestaltet. Hat er sich wohl auch gedacht, daß Brand in die Irre ging, so hat er sich andererseits in diese fleischgewordene Unheimlichkeit dermaßen verliebt, daß Brand für ihn eine Siegesgestalt, ein Märtyrer geworden ist. — Pfui Teufel, dieser trunkene Paroxysmus, der uns mit der Konsequenz französischer Revolutionen und deutscher Alfanzereien beglückt!

Digitized by Google

Er hat jetzt eine solche Fertigkeit im Jonglieren mit Gedanken und Redewendungen, wie sie sich nur der erwerben kann, dem die Begriffe in die Brüche gegangen sind. Ein einzelner Kopf kann all das unmöglich fassen; manchmal glaube ich, er hat auch hinten Augen; denn zu gleicher Zeit zwei Dinge zu sehen, die auch nicht das geringste miteinander gemein haben, ist und bleibt ein widerwärtiges Kunststück, meines Erachtens.

Aus Jakob Burckhardts Briefen

(Rom)

Es freut mich vor allem, daß Sie das Gefühl haben, daß es wohlgetan gewesen, mit Rom zu beginnen. In einem gewissen Sinne wird Ihnen allerdings nachher „nichts mehr großartig genug sein", wie Sie es zum voraus ahnen. Es gibt an andern Orten ebenso große Bauten, aber nirgends mehr diese sich bis ins Geringste hinein verratende, sich von selbst verstehende Größe des Maßstabes, und nirgends mehr vollends so viele originelle Einzelerfindungen und Ideen.

(Rom 1875)

Was Rom für mich momentan besonders kennzeichnet, das ist die große Menge von Deutschen; heute in den Kaiserpalästen waren sie die beträchtliche Mehrzahl. Dieser Tage im Vatikan ging ich einer Partie Deutschen nach, welche einen alten ausrangierten Österreicher zum Cicerone hatten; Sie hätten hören sollen, was der ihnen erzählte! — Ganz rührend war's heute im großen Saal des Museo capitolino, wo die Zentauren stehen; es war Öffnungstag und auch armes Volk von Rom lief herum; eine gute alte Frau mit einem Kinde fragte mich ganz erschrocken, wo solche Kreaturen vorkämen? und ich mußte sie beruhigen, daß dies nur immaginazioni de' scultori seien, perchè, fügte ich weise hinzu, sarebbe di troppo l' intelligenza dell' uomo insieme colla forza del cavallo. Aber ist es nicht eine herrliche Sache, für ein Volk zu meißeln, das auch das Kühnste für wirklich hält? das vielleicht noch die allegorischen weiblichen Figuren für Sante persone hält? während ja im Norden jedes Kind a priori weiß, daß die Kunst nur Spaß sei.

(Rom 1875)

. . . als ich wieder nach S. Pietro in Montorio hinging, war es gegen Sonnenuntergang und die nähern Teile der Stadt schon im Dunkel, alles übrige aber, vom Pincio bis zum Lateran, in feuriger Sonnenglut, und in Frascati funkelten alle Fenster! Da habe ich doch heulen müssen. Es ist aber etwas Eigenes mit dieser römischen Landschaft; man sollte einmal mit dieser uralten Person ein ernsthaftes Wort darüber reden, was sie eigentlich für ein Privilegium hat, den Menschen zeitweise auf das Höchste aufzuregen und dann in Wehmut und Einsamkeit stehen zu lassen?

Im übrigen ist Rom noch in all seinen wesentlichen Teilen, ausgenommen die Gegend um S. Maria Maggiore, leiblich intakt und hat noch jene ganze Fülle vornehmer architektonischer Anblicke wie keine andere Stadt auf Erden; es ist gar nicht immer die klassische Schönheit des einzelnen Gebäudes, welche entscheidet, sondern ganze Gruppen sind

Digitized by Google

wie selbstverständlich in verschiedenen Zeiten nach einem gleichartigen großen Modell zusammengestellt worden. Freilich, wenn in einer Stadt der Weltherrschaft fünfundzwanzig Jahrhunderte in die Hände speien, kann schon was Stattliches herauskommen. (Hier fällt mir ein, daß fünfundzwanzig Jahrhunderte, welche in die Hände speien, kein schönes Gesamtbild abgeben, doch wenigstens ein kurzweiligeres als les quarante siècles censés de contempler l'armée française le jour de la bataille des pyramides.) Und auch das Neueste ist wenigstens so gut oder noch besser als anderswo. Der Bahnhof gefällt mir weiß Gott besser als in Paris die Gare du Nord mit ihrem Néogrec; Podestis Fresken im Vatikan sind besser als der meiste Kaulbach, und selbst das Denkmal der Immacolata auf Piazza di Spagna dürfte sich, abgesehen von seiner Bedeutung, künstlerisch noch immer sehen lassen, denn die Propheten sind gar nicht schlecht. Das lächerlichste Denkmal, das ich auf dieser Reise gesehen, ist unstreitig der Brunnen in Chambéry, wo aus einem Obelisken vier mächtige Elefanten hervorschreiten, die also innerlich im Obelisken zusammenhängen? Und nun denken Sie sich diesen gemeinsamen Stuhlgang! Es wird einem übel. Dafür wurde ich in Turin erquickt durch die herrlichste aller Reiterstatuen, den Emmanuele Filiberto.

(München 1877)

Das alte München König Ludwigs I. ist auch sehr abgestanden. Wenn man, wie ich, bei Antiquaren die Publikationen von damals, die frommzarten Konturstiche, die romantischen Künstlerporträts und die ganze damalige knotige Romantik in Bau-, Bildnerei und Malerei an den Augen vorübergehen sieht — wie gänzlich ist das alles vorbei! — Dieser Tage war ich abends in der Ludwigskirche; Cornelius imponierte mir in gewissen Sachen noch immer, aber das Gebäude ist von einer jammervollen Miserabilität, so daß man nur streiten kann, ob das Äußere oder das Innere schlechter sei. Wie herrlich dagegen die majestätische Theatinerkirche und St. Michael! Neben diesen beiden ist alle moderne Bauerei hier so matt und schwach, daß einem „relativ übel" wird. Doch nehme ich Triumphbogen und Propyläen und Alte Pinakothek aus. — Und während diese Neuern so wenig Großes vermögen, haben sie die Frauenkirche, die ich vor einundzwanzig Jahren noch mit ihren herrlichen Barockgittern an den Kapellen und mit dem köstlichen Triumphbogen über dem Grab des Kaisers Ludwig, mitten im Schiffe (und demselben zur schönsten und leichtesten Unterbrechung dienend) gesehen hatte — diese Kirche haben sie nun streng gotisch purifiziert; vor allem natürlich ein blaues Gewölbe mit Sternen, so daß sie nur noch halb so hoch wie früher aussieht, darunter die achteckigen Pfeiler jetzt cremegelb usw. — anstatt dem Himmel zu danken, wenn ein so mäßig ausgestattetes gotisches Gebäude vom heitern Barock ist in die Kur genommen worden.

Ihr Urteil über das Maximilianeum ist leider nur zu gerecht; es ist ein Kartonmachwerk, und wenn man die kümmerliche Rückseite sieht, wird einem vollends schwach. Ich habe nur deshalb einige Dankbarkeit für das Gebäude empfunden, weil es wenigstens äußerlich in die Formen der Renaissance hinüberleitet und den Geist von dem jämmerlichen Gotisch der Maximiliansstraße befreit.

Digitized by Google

(Wagner in Italien 1878)

Überhaupt habe ich auf dieser Reise an Konversation keinen Mangel gehabt und noch vorgestern in Fano von acht bis gegen Mitternacht auf der Piazza mit einem reichen Kaufmann aus Bologna konversiert, welcher in Deutschland und sonst überall gewesen und eifriger Wagnerianer war; Mariani, der verstorbene Operndirektor von Bologna, war sein intimer Freund und hatte ihm bei der Bologneser Aufführung des Lohengrin Eintritt in alle Proben verschafft! Hier zum erstenmal lernte ich einen gebildeten Italiener frevelhaft objektiv über Rossini, Bellini und Verdi reden, daß mir die Haare zu Berge standen. Den Wagner nahm er von einer mystisch-psychologischen Seite, man könne ihn nur genießen durch völlige Hingebung und Versenkung, das heißt durch das Gegenteil von dem, was sonst in Italien als Theatergenuß passiert. Und dabei schöpfte ich im stillen die tröstliche Hoffnung, daß sich die Italiener diese Vorbedingung schon nie werden gefallen lassen. Freilich wies er darauf hin, daß die jetzigen jüngern italienischen Komponisten bereits bei Wagner in die Schule gingen. Worauf ich im stillen wieder dachte: kein Wunder, daß kaum eine haltbare Oper per Jahr entsteht und alle nach einem kurzen succès de réclame wieder untertauchen, höchstens einige komische Opern ausgenommen. Überhaupt war ich innerlich gegen alle seine Reden gefeit, weil ich an jenem Donnerstag, da ich an Sie schrieb, die Norma noch einmal gehört hatte, und zwar vor wohl eintausendvierhundert lautlos stillen Zuhörern, sintemal Festtag (Assunta) war.

Architekturlied aus Italien (1878)

An manchem schönen Vestibül
Verstärkt ich schon mein Kunstgefühl,
An mancher schönen Stegen;
Es ist ein wahrer Segen.

Ich bin in Welschland wohlbekannt,
Jetzt durchgeschwitzt und hartgebrannt
Und tu mich nicht genieren,
Krummkrüpplich zu skizzieren.

Denn neben dir ist alles Tand,
O du, halb Dreck- halb Götterland,
Wo alles hoch und luftig
(Der Mensch bisweilen schuftig).

Und mein Programm ist bald gesagt:
An allem, was da schwebt und ragt,
Gebälk, Gewölb und Kuppeln
Mich noch recht vollzuschnuffeln,

Damit mir Atem übrig bleibt,
Wenn Basel mir den Angstschweiß treibt
Und enge Häuserreihen
Ob mir zusammen keien.*

* Mundartlich: fallen.

Digitized by Google

(London 1879)

Hier in London ahnt man wenigstens bei den leitenden Persönlichkeiten, welche die Ankäufe leiten, einen wirklich großen Sinn. Namentlich aber bei den Lenkern vom Southkensigton-Museum, welche rechnen: es müsse doch am Ende in ihrer hochbegabten und noch relativ frischen Nation ein Geist wach werden, der diese herrlichen Sachen sich zu eigen mache und auf seine Weise daran weiter spinne. — Ja, wenn nur nicht business allem voranginge, wenn nur nicht schon das Gewinnen des täglichen Unterhaltes so heillose Efforts nötig machte. Was da fehlt, ist die Muse, die Mutter aller Kontemplation und des daher stammenden Aufschwunges. Die stärkste Anstrengung hat sich ja die Kunst nie zu ersparen begehrt in ihren großen Zeiten, aber diese Anstrengung muß mit einer inneren Sammlung abwechseln, welche auf dieser Insel nur das Eigentum von the happy few sein kann.

(„Hochzeit")

In neun Tagen wird also X.' Sehnen erfüllt, und ich glaube, er hat die Beschwerden des Brautstandes satt bis zu oberst. Es gibt aber auch nichts, was einem vernünftigen Menschen den Ehestand so verleiden könnte wie die jetzige Gestalt des Brautstandes und der Hochzeit. Zwei oder drei Monate hindurch wird unter horriblem Wichtigtun und lautem Trompeten der Trousseau und das Mobiliar besorgt, indes die beiden Schlachtopfer von einer Brautgastierung zur andern geschleppt werden, — während doch zwei junge Leutchen ganz perfekt ohne allen Trousseau zusammen leben und denselben dann allmählich anschaffen könnten. Der stärkste Beweis hiefür ist die Hochzeitsreise, während welcher man ja den ganzen Trödel daheim ungebraucht läßt. Unter Vorwand dieser Vorbereitungen hat dann der arme Hund so lang warten müssen. Die Hochzeit selber ist in allen Zeiten und bei allen Nationen barbarisch organisiert gewesen und geblieben und steht in schreiendem Gegensatz zu aller delikatern Empfindung. Das Vorbild, wonach sich die Jahrtausende gerichtet haben, ist höchstwahrscheinlich die Hochzeit von zwei Personen aus verschiedenen barbarischen Stämmen der Urzeit, welch letztere bei solchem Anlaß unter möglichstem Pomp und unter heftiger Rivalität des Auftretens eine Art Annäherung oder Versöhnung zelebrierten. Und davon kommt es nun, daß noch im neunzehnten Jahrhundert n. Chr. selbst ein armer Teufel nur unter dem lächerlichsten Troß und Trödel und Aufwand Hochzeit machen kann, und die beiderseitigen Gäste sind der Abglanz großer feindseliger Stämme oder Clans der alten Welt. Goethe hat einmal gesagt, wenn irgend etwas in Stille und Bescheidenheit abgetan werden sollte, so wäre es die Hochzeit, aber freilich meinen nun die Spötter, er, Goethe, habe eben seine Ursachen gehabt, sich Anno 1806, zwei Tage nach der Schlacht von Jena, in aller Stille und Eile mit seiner alten Vulpia durch den Konsistorialrat Griesbach trauen zu lassen. Verzeihen Sie diesen Exkurs, ich habe eben niemanden mehr, mit dem ich schwatzen kann.

(„Fortschritt")

Was die Riviera betrifft, so müßte dieselbe, wenn die jetzigen Zeiten des Luxus der Reichen fortdauern könnten, in wenigen Jahren nichts

Digitized by Google

als ein vierzig Stunden langes Hotel werden, wo das ganze reiche und kränkliche Europa (die Davoser Leute ausgenommen) den Winter zubrächte. Sobald das Meer ruhig wäre, würde man nichts mehr als Husten hören. Es wird indes dafür gesorgt sein, daß auch diese Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es ist in Italien ähnlich wie in Frankreich: Anwachsen der Geschäfte und alles Materiellen bei starker Abnahme der politischen Sicherheit, welche zu solchen Geschäften und betreffenden Genüssen gehören würde; die guten liberalen und selbst radikalen Erwerblinge können lange vor den Volksführern auf die Knie fallen und sie anflehen, keine Dummheiten zu machen. Die Volksführer müssen eben, um wiedergewählt zu werden, die geschreilustigen Schichten der Volksmassen für sich haben, und diese verlangen, daß stets etwas geschehe, sonst glauben sie nicht, daß „Fortschritt" vorhanden sei. Aus diesem cercle vicieux kommt man beim suffrage universel überhaupt nicht mehr heraus. Eins nach dem andern muß geopfert werden: Stellen, Habe, Religion, distinguierte Sitte, höhere Wissenschaft — solange die Massen auf ihre meneurs drücken können und solange nicht irgendeine Gewalt drein ruft: Haltet's Maul! wozu vorderhand noch nicht die leiseste Aussicht vorhanden ist. Und (wie ich Ihnen schon längst geklagt) diese Gewalt kann beinahe nur aus dem Bösesten hervorgehen und haarsträubend wirken.

Ihren Abscheu gegen massenhafte technische Apparate bei Ausstellungen teile ich von ganzem Herzen. Ich glaube ja, daß man alles mögliche erfinden kann, will aber damit ungeschoren bleiben. Wenn man mir aber damit kommen will, daß mir die Resultate solcher Erfindungen, wie Eisenbahnen usw. doch auch schmeckten, so antworte ich, je älter ich werde, mit um so größerer Entschiedenheit: Als wir das alles noch nicht hatten, war die Welt glücklicher und zufriedener, die Ankenwecklein * besser und der Markgräfler so gut wie er nicht mehr ist. Die Oper in Basel war vor fünfundvierzig bis zweiundvierzig Jahren so gut als jetzt und nicht halb so teuer; wer aber reiste, sah sich die Sachen recht an, weil er nicht wußte, ob er wieder desselbigen Weges kommen würde, und die größten Kunstwerke existierten schon und die besten Bücher waren schon geschrieben. Ich könnte noch weiter fortfahren als laudator temporis acti.

(Wagner)

Ich war gestern nach dem Konzert in der Halle, ich mußte mich erquicken nach dem gräßlichen „Vorspiel der Meistersinger", welches sich teilweise anhörte wie Katzengeheul. Der Maestro defunto hatte enorm viel orchestrales Wissen, auch verrät er (unwillkürlich, versteht sich) tiefe Kunde von Weber, Beethoven und hier namentlich von des geschmähten Mendelssohns Marsch aus dem Sommernachtstraum, was er aber gar nicht verrät, ist irgendein Funke von eigenem Schönheitssinn.

(Realismus)

Idealismus — Realismus ... als ich anfangen wollte, nachzudenken, fand ich, daß mein ganzes Denkvermögen über lebende Kunst völlig eingerostet sei. So viel aber empfinde ich noch, daß ich die Exekration

* Die Butterschmeln

Digitized by Google

einer vielleicht gar nicht mehr fernen Zukunft gegen den ganz rohen Realismus voraussehe, mag derselbe mit noch so viel Talent vorgetragen sein. Die Photographie hat für Wiedergabe von gleichgültigen oder widrigen Gegenständen ja immer noch viel mehr Talent.

Bleiben Sie nur bei der idealistischen Richtung; nur ein Anblick, welcher einem Künstler hat irgendwie lieb werden können, wird auch andern auf die Dauer lieb sein. Nur solchen Werken läßt sich nachsinnen, während der Realismus seine Patronen sogleich verschießt; denn das Erstaunen vor dem rendu bei odiösen Gegenständen hält nicht lange vor, der Ekel aber bleibt. Auch braucht man keine Engel mit Fäckten* zu malen, um Idealist zu sein.

Aus Rethels Briefen

(Rom 1844)

Liebe Eltern!

Rom mit seiner Umgebung und seinen Kunstschätzen ist etwas Außerordentliches, jeder Gang ist belohnend, bietet etwas Großes, etwas Neues dar, aber das Volk paßt schlecht zu dieser Pracht der Landschaft. Ich habe es bis jetzt nur von erbärmlicher Seite kennen gelernt; darin steht Deutschland himmelhoch über Italien. Trotzdem habe ich herrliche Stunden erlebt, doch erst mit Ruhe genossen, als ich eine ordentliche Wohnung mit Atelier gefunden. Zur Arbeit ist bereits alles in der Ordnung und habe schon ein paar Studien gemalt, denn die hiesigen Kunsteindrücke spornen zur Arbeit, und in den Werken der alten Meister habe ich die Bestätigung gefunden, daß ich auf dem rechten Wege bin. Dies verdanke ich dem Veit. Dank aus voller Seele ihm! — Wahrhaftig, es ist etwas Mächtiges und Großes um die Kunst und ihre wahren Jünger! Jeden Donnerstag ist der Vatikan dem Publikum geöffnet; daß ich da nicht fehle, versteht sich von selbst. Zuerst das Gebäude mit seinen ungeheuern Räumen und seinen vortrefflichen Einteilungen; jede, sowohl die antiken wie die christlichen Kunstschätze sind in gewissenhafter Ordnung aufgestellt; unter den Antiken manches Original, welches ich in Gipsabguß schon bewunderte und kannte, aber um wieviel schöner und herrlicher! Ferner die ägyptische Sammlung, klein, aber prachtvolle Exemplare! Dann geht es allmählich zu den christlichen Kunstschätzen über, wo denn die prachtvollen Tapeten nach Kartons von Raffael den würdigsten Anfang machen. Dies sind bedeutungsvolle Werke des großen Meisters und verweile ich bei denselben fast am liebsten. Dann kommt die eigentliche Galerie, und zunächst begrüßt uns das Prachtbild von Raffael, die „Madonna von Foligno", die „Verklärung Christi", die „Himmelfahrt der Maria", beide von Raffael, auch ein großes Bild von Dominichino usw. Nachdem man auf diese Weise vorbereitet ist, kommt man in die vier oder fünf Säle, geschmückt mit den großen Fresken von Raffael — diesen Himmel der Kunst. Die Kompositionen waren mir längst bekannt, aber so ein Originalfreskobild von Raffael vor der Nase zu haben, so darin herumzuschwelgen, je länger je mehr, das hat etwas auf sich, dies sind Kapitalaugenblicke im Leben eines Künstlers, die nachhaltig sind und in bezug auf Freskomalerei für mich im höchsten Grade wichtig, denn eine solche Farbenwirkung und

* Flügeln

Digitized by Google

Stimmung habe ich nicht erwartet. Kommt man nun endlich ganz betäubt und ungewöhnlich erregt auf die Galerie der Logen hoch in der Luft wieder ins Freie, so schmettert der schönste und fast totale Anblick von Rom mit dem Albaner- und Sabinergebirge im Hintergrunde den Beschauer fast zu Boden. In den Logen selbst an der Decke wieder Bilder von und nach Raffael. Es ist zu viel; erst bei meinem letzten Besuche hatte ich einen wahrhaften Genuß. Der kolossale Nachbar des Vatikan, der Sankt Peter, der allerdings auch nur einmal in der Welt vorkommt, ist nicht nach meinem Geschmack. Seine ungeheuern Dimensionen verfehlen gewiß auf keinen ihren Eindruck, und besonders gut macht sich der Bau in Masse zur Stadt und Landschaft, aber ich hatte, wie ich durch dieses Meer von Reichtum und Pracht wandelte, kuriose Gedanken, und jede Basilika in der Stadt war mir doch noch lieber, und ich bedauerte im stillen, daß so viel Geld und guter Wille nicht in eine geschmackvollere Zeit gefallen. Ja, diese Basiliken sind ernste Bauten, da tritt man leise auf und gibt ernsten Gedanken Audienz. Überhaupt das ältere Rom und namentlich das antike, das ist mein Terrain. Ach, so einen leuchtenden Abend auf dem Forum romanum, vom Kapitol durch den Titusbogen längs dem Kaiserpalast nach dem Kolosseum, links und rechts himmelhohe, in den tiefsten Farben glühende Tempelüberreste, die alte Straße unter seinen Füßen, hier und da zwischen dem Heidengemäuer mit Benutzung der vorhandenen Reste Kirchen und Klöster mit einzelnen schlanken Palmen und schwarzen Zypressenalleen, und nun zwischen diesen pikanten Silhouetten blitzt entweder das nahe Albaner- oder ferne Sabinergebirge in ebenso scharfen Konturen und himmlischen Farben durch, so klar, daß man nicht allein die Ortschaften, sondern die in ihrer Nähe liegenden Villen der römischen Großen ganz deutlich erkennt. Ein solcher Abend macht einen neuen Menschen und man vergißt das ekelhafte moderne Rom mit seinem sehr ordinären Korso, wohlverstanden, hier ist nur von den Menschen die Rede. Der Korso als Straße ist ganz besonders, aber das Treiben darin gerade auf solchem Hintergrunde unverzeihlich, und ich vermisse in solchen Augenblicken eine mir liebe Gesellschaft. Was nun die hiesige moderne Kunstwelt anbelangt, so gefällt mir diese nicht, und ich hege ein recht heißes Verlangen nach meinem gewohnten Frankfurter Kunstkreis. Hier sind 500 Künstler, ohne Dilettanten, die vielleicht ebensoviel ausmachen, von allen gebildeten Nationen der Welt; der bei weitem größere Teil huldigt der modernen Kunst und spekuliert demnach auf den Fremden und mit Glück, ist aber bei diesem Manöver so verachtungswürdig, so aller Würde bar, und leider stehen da die Deutschen obenan, daß es ein Jammer ist. Wie ihr Sinn, so ihr Machwerk; räsoniert, schlecht gemacht, gelobhudelt, kritisiert wird untereinander, wie vielleicht beim Turmbau zu Babel. Im Gegensatz zu diesen, ganz extrem, sind diejenigen, so der rechten Kunst, der religiösen oder historischen, anzuhangen vorgeben, sind aber nicht viel besser, stellen sich auf einen ungeheuern moralischen Kothurn, sind bis obenan mit Gehässigkeit, was sie Konsequenz nennen, vollgestopft, leidenschaftlich in ihrem Benehmen und benehmen sich wirklich lächerlich. Dann ist ein kleiner Teil, der neben einem einseitigen Streben in der Kunst den hiesigen Aufenthalt als eine heitere, fidele Lustpartie ansieht, und alles, soweit es der Beutel erlaubt, mitmacht. Mit denen ist aber auch gar kein ernstes Wort zu reden, sobald sie von ihrer

Digitized by Google

Staffelei weg sind; mir sind sie aber trotzdem noch die liebsten und bin ich demnach, was mein geselliges Leben angeht, meist unter ihnen.

Aus Henriette Feuerbachs Briefen

(Liszt)

Nach all dem muß ich Deiner musikalischen Seele auch noch etwas ins Ohr rufen. Ich habe Liszt gehört! und ich rechne mir dies als ein Glück, nicht als einen Genuß. Du kennst mich genug von innen und außen, als daß Du nicht wissen mußt, daß mir die gewöhnliche Liszt-begeisterung der Damen, wie sie in Berlin oder sonst im Schwange war, ebenso fremd als widerwärtig ist, dennoch muß ich der Wahrheit die Ehre geben und zugestehen, daß man ohne etwas Verrücktheit kaum dabei wegkommt. Die Stimmen hier waren sehr geteilt, Herr v. Woringen, der die Kennerschaft repräsentiert, war als ein vielleicht parteiischer Freund von Mendelssohns Spiel gegen Liszt zum voraus eingenommen und suchte durch mancherlei persönliche Spöttereien den Eindruck zu schwächen. Alle die, welche auf musikalische Gründlichkeit Anspruch machten, sind seinem Urteil gefolgt, mit oder gegen ihre Empfindung, weiß ich nicht. Was mich betrifft, so gesteh ich auf Gefahr hier meinen echt musikalischen Sinn in Zweifel ziehen zu lassen, daß ich mich ganz und gar in dem Bann, den dieser musikalische Zauberer ausübt, gefangen habe. Es ist so etwas ganz Eigentümliches in diesem Spiel, daß man keine Worte dafür hat. Eine solche übermächtige Gewalt, solch ein zugleich liebliches und doch unheimliches Locken und Zittern, das Klavier hört auf, Klavier zu sein, alle Instrumente greifen ineinander, und dazwischen klingen Naturlaute wie Blättersäuseln und Donnerrollen. Kurz, wer ihn nicht gehört hat, der weiß nicht, was ich sagen will. Seine Fertigkeit ist übermenschlich, und die Art, wie er diese ungeheuren Schwierigkeiten ausführt, läßt jede Mühe und Anstrengung vergessen. Ich hatt einen guten Platz und konnte recht zusehen. Ganz unheimlich wurde mir's, es ist, als wenn er wie durch dämonische oder magnetische Kraft die Töne heraufbeschwöre und die Hände nur planlos nachlässig hin und her schleudere oder bewegungslos ruhen ließe. Zuweilen auch bei Kraftstellen fährt der ganze Mensch wieder in die Finger und zittert mit jedem Haar vor der Gewalt des eigenen Schaffens. Kurz, ich sage Dir, es ist gar nicht umsonst, daß man solch Aufhebens macht. — Es kann wirklich nicht mehr seinesgleichen geben. — Er ist kein Künstler im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern eine Erscheinung, ein Phänomen. Feuerbach hatte denselben Eindruck, und nun will ich Dir die Stücke noch erzählen. 1. Ouvertüre von Tell. Ganz in der kühlen Erwartung eines modernen Effekttaschenspielerstücks sitze ich da — da beginnt so einfach das Violoncello, die Glöckchen, endlich das Gewitter, dann Horngeschmetter pp. — da war alles Kunsträsonnement, was ich mir hochweise vorgesetzt hatte, verflogen, ich konnte kaum atmen, noch weniger kritisieren. Hierauf ein Andante aus Lucia Lammermoor — nicht gefallen. Abgerissenes, sentimental jämmerliches Zeug — dann Phantasie aus Don Juan. In Erinnerung geblieben „Gib mir die Hand mein Leben", das Zerlinchensgeplauder wunderbar — endlich das Champagnerlied schäumend und sprudelnd wie der Champagner selbst. 3. Variationen von Beethoven (As-dur-Sonate) höchste Einfachheit, kein Vorschlag, kein

Digitized by Google

Nötchen mehr — kein Dehnen und Ziehen der modernen Art, ohne allen Effekt, nach neuer Methode, nichts als die Komposition in vollkommener Vollendung. Einiges hab ich in dieser Sonate anders gefühlt, und bleib auch noch dabei, dennoch läßt sich nichts Schönres denken. — Hierauf Mazurka von Chopin. Endlich — Erlkönig von Schumann. Darüber läßt sich eigentlich gar nichts sagen, weil man sich im Grauen der Geisterwelt selber fängt und sich fürchtet, wie das arme Kind. — Hier sind die verschiedenen Stimmen wie gesprochen, zuletzt geschrien, dazwischen die flüsternde Geisterstimme, und das Leben der Begleitung, bald im Sturmestoben, bald wie Blättergelispel. Der Schluß hat mich trotz der absoluten Vollendung des Vortrags oder des Erschaffens, denn so macht es sich geltend, verkrüppelt, ich kann den Rezitativschwanz nicht leiden. — Zuletzt kam ein chromatischer Galopp, der dann alle mechanische Kunst und Kunststudie in einer gefälligen Piece vereinigt. Wer Liszt als einen gewöhnlichen Klavierspieler gelten läßt, irrt sich arg. Dieser Geist und dieses Feuer sind Genie im eigentlichsten Sinne des Wortes. Auch das Materielle ist Genie, da bleibt nichts Gelerntes übrig.

(„Parsifal")

Ich habe inzwischen eine große Tat getan und den Parsifal gehört, da ich ohnehin mit meinem Neffen zu reden hatte und zwei Freibilletts erhielt. Es ist eine wundersame Sache, über die ich heute nicht ausführlich genug schreiben kann. Zuerst muß ich sagen, daß Levis Orchester Wagner zu Wagner macht. Bei einer solchen fast überirdischen Schönheit der Wiedergabe ist die Wirkung kein Wunder. Der zweite Akt ist häßlich trotz einer meisterlichen Komposition und der über Lob erhabenen Interpretation, aber im dritten Akt ist eine Szene, über die man nicht hinauskommt, und die man nicht vergessen kann, wenn man sie gehört und mehr noch, gesehen hat. Es ist die in der Kritik am meisten getadelte Fußwaschung. Ich denke mir die Wirkung ähnlich, wenn auch verfeinert, wie in Oberammergau. Die Musik besteht von Anfang bis Ende aus Motiven, die so ineinandergearbeitet sind, daß sie den Gedankengang nicht nur musikalisch, sondern erzählend vergegenwärtigen. Man hört durch die ganze Oper stets dieselben Klänge, einzeln, verbunden, ganz, halb, taktweise, in andern Tonarten, dur, moll: unsere Klassiker hätten dies nicht tun können, denn sie wären sonst an ihrem Reichtum erstickt, aber in dieser halb menschlich gedachten, halb künstlerisch verarbeiteten Darstellungsweise liegt, glaube ich, der Zauber, welcher diejenigen unterjocht, die ihm verfallen. Was mich betrifft, so glaube ich das Werk besser als manche andere verstanden zu haben, weil der Kapellmeister es mir den Tag zuvor aus der Partitur vorgespielt hat, so wie es eben nur ein Kapellmeister wie Levi kann. Dann habe ich selbst den Klavierauszug vorgenommen. Dies alles hat mich sehr aufgeregt. Die Aufführung aber habe ich ganz in Frieden angehört, wie ein Bekanntes, das erstemal ganz, das zweitemal den dritten Akt. Dann kam ich nach Hause, bereichert und mit doppelter Liebe zu meinen alten Göttern, weil ich das Große und Schöne, was mir außerhalb begegnete, mit Verständnis und Dankbarkeit zu ihnen heimbringe und das Störende vergesse.

Der Parsifal ist ein würdiger Abschluß. Wenn W. noch eine Oper schreibt, so wird sie abwärts gehen. Es ist eine religiöse Tat, eine Sünder-

Digitized by Google

erlösung, die *er für sich selber gebraucht hat*, und sie ist so ernst gemeint, daß man nicht an Theater und Entweihung denkt.

Der Parsifal ist, nachdem ich den Klavierauszug in die Hand bekommen, seines sinnlichen Zaubers beraubt, vor meinen Augen in einen Abgrund versunken, aus dem ich ihn nicht herausziehen will für mich, sondern ich gebe ihm eine Grabschrift, die heißt „musikalische Armut", und so wird es recht sein. Wie man die Einleitung als Konzertstück spielen kann, ist kaum zu begreifen, denn sie ist eben nichts; drei „Leitmotive" und dazwischen gebrochene Akkorde in derselben Tonart auf und ab. Das einzige interessante alte Motiv ist aus einer alten Messe, die man in Dresden beim Abendmahl in der Kirche singt. Wagner ist alt und sollte nicht mehr schreiben.

Da ist Brahms ein anderer Mann im Reichtum der Bearbeitung und harmonischen Erfindung. Ich habe in diesem Jahre etwas Brahms studiert und so viel gelernt, daß ich sehr dankbar bin. Demohngeachtet faßte mich nach monatelangem Lernen plötzlich die Sehnsucht nach der C-Moll-Phantasie von Mozart, und ich habe in ihr meine arme Seele reingewaschen von allem Raffinement der neuen Zeit.

(Rahel Varnhagen)

Seit einigen Tagen fühl ich mich geistig wieder ein wenig, das macht, das Christkind hat mir einen Blasbalg gebracht, der die abgebrannte Asche wegweht. Ich meine Rahels Briefe, nach denen ich schon seit lange schmachte. Ich hatte freilich noch kaum Zeit, recht hinein zu sehen, doch spricht mich das wenige ganz vertraut an, und was die Hauptsache ist, regt mich auf, was ich notwendig brauchen kann. Müßte man die Geistesperlen doch nicht so mühsam aus dem holprigen Stil herausklauben. Sie schrieb unsäglich nachlässig und stolpert fast bei jedem Schritt. Die Rahel ist gerade das Gegenstück von Bettina. Nichts Fliegendes, nichts Phantastisches, lauter Reflexion, auflösende, fast vernichtende und zerstörende Reflexion, geistige Anatomie. Manchmal tut das Zerlegen wohl, manchmal weh, immer aber ist es auf das höchste interessant. Indes, wenn ich sagen sollte, daß mir's an einer Frau gefiele, müßt ich lügen. Diese bis auf die Spitze getriebene Aufrichtigkeit kann ordentlich das Schamgefühl verletzen. Ich meine, es muß auch am Geist manches verhüllt bleiben. Es sind aber wunderschöne Sachen darin, und ich werde gelegentlich einen kleinen Auszug oder später die drei Bände selbst schicken. — Nun muß ich noch etwas im Vertrauen sagen. Ich fühl mich trotz dem, was mich geniert, in der Art der Denkweise mit dieser Rahel verwandt. Man kann die Menschen nach geistigen Farben und diese wieder in Schattierungen einteilen. So bin ich der erste Anflug von blasser Schattierung, während sie von dem lebhaftesten Feuer derselben Farbe angeglüht ist. Ich bin aber doch zufrieden und möchte keine stärkere Farbe haben, denn ich seh's an der Rahel, wie die Weiblichkeit (ich meine nicht die Reinheit) daran zu Trümmern geht, das Sich-hin-geben-können. Jede ganz selbständige Richtung, dünkt mich, macht die Frau zum Egoisten. So kann auch die Rahel von nichts sprechen als sich. Bezeichnend ist es völlig, wie sie einen Brief anfängt. „Ich will wieder einmal so aufrichtig sein, daß es eine Schande ist."

Digitized by Google

(Gelehrsamkeit)

Anselm* hängt an seinen Kollegienheften — diese Altertumskunde ist doch ein recht verstaubtes und verkrumpfeltes Studium — das weiß Gott — vor lauter Gelehrtenwust und Dampf kann man die Kunst am Ende gar nicht mehr dahinter sehen. Gott erhalte jedem seine freie Lebens- und Weltanschauung, solches Studieren ist ein langsamer Selbstmord. Lieber mit der Hände Arbeit sein Brot verdienen, als so aus der Mitwelt ausgestoßen, ohne in das Leben und seine Bedürfnisse lebendig einzugreifen, in wurmzerfressenen Abgründen wühlen und dann, wenn's Glück gut ist, ein paar kleinliche Novitäten zutage fördern, die die Schönheit nicht schöner, die Klugheit nicht klüger und die Dummheit nicht dümmer machen . . .

(Frauenberuf)

Ich meine aber immer, in einem gewissen Alter sollte man wissen, was man will, und einen Weg sich vorgezeichnet haben, klar und hell von innen heraus, wenn er auch äußerlich im Dunkel sich verliert. Das hab ich recht gelernt in meinem Leben, und es reicht aus, wenn ich auch sonst nichts wüßte, nur was man sich selbst ist, kann man auch andern sein. Ich habe auch einst am verkehrten Ende angesponnen, und träumte ein Paradies von Selbstaufopferung und Hingebung, ach Gott, so frommlich und sentimental und wirklich so herzensgut, aber das ist alles Täuschung, und eine gewisse süße Faulheit, in der man noch mit dem wohlgefälligsten Gewissen von der Welt untertaucht und meint, man hat was Großes getan. Nun, das ist auch vorbei, und das Kissen ist mir unter dem Kopf weggezogen. Nun möchte ich meine Erfahrung allen denjenigen predigen, die noch darauf ruhen, weil gerade durch diesen Wahn den edelsten und besten Menschen am meisten Unglück geschieht.

(Anselm Feuerbach 1846)

Anselm war acht Wochen hier, und das war eine recht glückliche Zeit, obschon auch manch Schweres und Bitteres sich hineinmischte und ich auch wieder recht meine Unfähigkeit zu genießen tief und schmerzlich empfinden mußte. — Es geht eben nicht, wenn der Mensch mehr tragen soll, als er kann — da gibt es innerliche Schäden, die keine Zeit mehr ausheilen kann. Ich möchte Ihnen von dem jungen Menschen viel erzählen, und es ist auch viel von ihm zu sagen, doch wär's mir lieber, Sie kennten ihn selbst, was Ihnen Freude machen würde. Er ist sehr schön geworden, ganz antik, und sieht aus wie ein junger Apoll, sein Kopf paßte auf eine griechische Statur, dabei sehr gewandt und elegant, eine frische, ganz freie, ganz selbständige Natur — trotzig, kühn, weich, wild, zart, stolz, demütig, heftig, ungeduldig, rücksichtslos, und doch im ganzen gleichmäßig artig, anständig, die angenommenen Formen des Lebens skrupulös einhaltend, übermütig lustig, ernst und tief melancholisch, feurig leidenschaftlich, und doch Maß haltend in allem, ein echter, gesunder Mensch an Leib und Seele, mit allem, was die Jugend herrlich und unbequem macht, so erschien er mir, nachdem ich im stillen die ungeheure Veränderung zu überschauen vermochte, die in anderthalb Jahren mit ihm vorgegangen war.

* Der Vater des Malers, auf den sich die ferneren Briefe beziehen.

Digitized by Google

(Anselm Feuerbach 1847)

Seine Entwickelung ist geistig und körperlich herrlich vorgerückt, auch hat er große Fortschritte in seinem Studium gemacht, doch ängstigte mich eines kläglich, nämlich der Beginn des Feuerbachschen „seiner Laune nachgeben“ — sich mit melancholischen Stimmungen umhertragen, ohne rechte Willenskraft, tüchtig dreinzuschlagen, um die Nebel zu verjagen. Später, als ich ihn näher kannte, denn in einem Jahr muß man ein solch junges Naturkind immer wieder von neuem studieren, beruhigte ich mich drüber, weil ich fand, daß diese traurige Stimmung dennoch nur großenteils von unserm häuslichen gedrückten Leben und so manchem Mangel an Bequemlichkeit oder einer kleinen Eleganz herrührten, an die er gewöhnt ist, und sie um desto schmerzlicher für uns in den hiesigen Verhältnissen vermißte. Die letzten Wochen seines Aufenthaltes hier waren ganz eigentümlich reizend. Es fiel ihm zum erstenmal ein, einen kleinen Roman zu spielen, und selbst noch völliges Kind, suchte er sich ein anderes Kind von vierzehn Jahren, nicht hübsch gerade, aber sehr lebhaft, originell, mit großen schwarzen Augen, die ganz verwundert in die Welt gucken. Sie erinnern sich vielleicht noch dunkel der kleinen Antonie Siebold, die aussieht wie eine Kreolin und scheu und flink wie ein Reh über Stock und Stein springt. Die beiden Kinder waren so reizend zusammen, so rührend unschuldig und lächerlich naiv, daß man kein lieblicheres Gedicht ersinnen könnte. Zum Glück war der etwas philisterhafte Herr von Siebold in Venedig bei den Naturforschern, und seine Frau, eine nachsichtige Mama, die zu meiner Verwunderung fein und nobel genug fühlte, um die Schönheit und Anmut dieses ganz duftig feinen Verhältnisses zu begreifen. Sie tat alles, was sie Anselm nur an den Augen absehen konnte, hätschelte, schmeichelte ihm auf alle Weise und half dadurch ihrem eignen Töchterchen aus aller Verlegenheit und Grübelei. Wir waren drei Wochen lang — denken Sie, drei Wochen lang, fast täglich zusammen, und die Mamas ertrugen ihren Opferlammsberuf so geduldig, als hätten sie selbst ihre größte Freude dran, was freilich auch eigentlich der Fall war. Ich freute mich, weil ich Anselm täglich heiterer und blühender sah, das Bild der jugendlichen Kraft und Gesundheit, und Frau von Siebold ihrerseits war sehr eitel, daß das junge Ideal, wie sie ihn nannte, ihr Töchterchen auszeichnete; sie wußte nicht süße Namen genug für ihn zu ersinnen. So tanzten die Kinder zusammen, sprangen und rannten auf Spaziergängen über Hecken und Gräben, und des Abends wußte es Anselm geschickt zu berechnen, daß er die Kleine vorauskriegte; dann führten sie die naivsten Gespräche, die den Müttern zu Hause wiedererzählt wurden. Ein paarmal gab Frau Siebold in ihrem hübschen Saal kleine Tanzgesellschaften. Da führten die jungen Leutchen Märchen auf. — Antonie machte die Prinzessin Dornröschen, die hundert Jahre am Spindeltisch schläft — Anselm war der Königssohn; der sah mit Federbarett und blankem Schwert wunderbar schön aus, und es war der kleinen Prinzessin nicht zu verdenken, daß sie gerne aufwachte und aus ihren rosa Gazeschleiern herausschlüpfte. Sie war auch so vergnügt, als wäre sie *keine* Prinzessin. Nachher nannte sie Anselm halb schelmisch graziös „Dornröschen“, darauf schafften sie das „Herr Feuerbach“ und „Fräulein Antonie“ ab, und zuletzt im Eifer und Wirrwarr des Spieles kam gar manchmal ein kindliches *Du* heraus. — Der Abschied wurde

Digitized by Google

durch die Rückkehr des Papas etwas gestört, ging aber doch ganz lustig vonstatten, ohne alle Sentimentalität von beiden Seiten. — Ein Sträußchen, von Heidelberg gesendet, war die Schlußzeile dieses echten Frühlingsgedichtes. Anselm genoß die ganze Episode mit doppeltem Bewußtsein. Im Moment war er mit all seiner Lebenskraft glückliches, ausgelassenes Kind, und zu Hause, dann mußte er selbst über sich lachen und fand seine Kinderei zugleich komisch und köstlich. Er konnte in einer Stunde die tiefsten Gespräche führen wie ein Mann, der nur von seinem Beruf erfüllt und begeistert ist, und dann in der nächsten vor dem Spiegel seine Scharadenkostüme mit derselben Wichtigkeit probieren. Heine in Germersheim (Ihr lieber Mann kennt ihn) beurteilte ihn auch so. — Er schrieb mir: „Er habe Anselm nach verschiedenen Seiten hin genau beobachtet und in ihm eine ganz neue und bedeutende Erscheinung gefunden. Ein kindliches Herz bei der Gereiftheit und Klarheit eines Mannes, eine Künstlernatur vom echten und reinsten Schlag, und den wunderbarsten Reiz im Äußern und Benehmen.“ Ich wollte, Sie hätten das alles mit angesehen, es hätte Ihnen Freude gemacht, und auch die Kleine, die zuletzt nichts mehr wünschte, als übers Jahr ein Knabe zu sein, damit sie Anselms Freund werden könnte, was doch viel hübscher sei, wäre Ihnen selbst lieb geworden.

(Anselm Feuerbach, Brief an Allgeyer 1866)

Anselm weiß sehr oft nicht, was er schreibt und was er spricht, nicht einmal, was er denkt. Er tobt sich aus, wie eine Naturgewalt, die eben trifft, wo sie trifft. — Sein einzig ausgebildetes Offenbarungsorgan ist die künstlerische Hand, und sein Geist und sein Gemüt geht auf in der künstlerischen Empfindung. — Forderungen an ihn als Menschen sind nicht statthaft, ihm etwas übelzunehmen, ganz vergeblich — denn da er seiner inneren Intentionen in menschlicher Denkweise nicht Meister ist, so kann er verletzen auf einer Seite, während sein Verdruß die entgegengesetzte trifft.

Daß Sie sich betroffen fühlen durch solche Äußerungen, ist mir ein Zeichen, daß Sie ihn noch nicht ganz kennen. — In solchen Dingen muß man ihn, wenn man richtig handeln will, nehmen als ein gutes, aber schrecklich ungezogenes Kind, das ungebärdig ist, wo es dankbar und freundlich sein sollte. — Die Ungebärdigkeit geht ihm selbst spur- und erinnerungslos vorüber, und die Güte und Liebenswürdigkeit bleibt als Sonne am Himmel, wenn die Wolken sich verzogen haben.

Ich denke, Sie werden jetzt ruhig sein, sonst müßte ich mich sehr grämen über meine Unvorsichtigkeit. Was ich jetzt alles andeutete, das lag unausgesprochen hinter der Übergabe der Briefe, von der Sie natürlich Anselm nichts sagen müssen. — Liebster Allgeyer — Sie müssen Anselm gegenüberstehen wie ich. — Man hat sehr viel an ihm, wenn man nichts fordert, nichts erwartet. Sprechen wir mit Goethe: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang!“ Was wir an ihm pflegen und lieben ist das, was ewig ist. — Ein Mensch aber, in welchen ein solch ewiger Geistesgehalt niedergelegt ist, der gezwungen ist, durch seinen Genius diese ewige Idee zu individualisieren, der ist von dämonischer Kraft getrieben und nicht Herr seiner selbst. Sie können nichts tun, als mit selbstvergessender Liebe stets die Schlacken ablösen und immer aufs neue beseitigen, damit der

Digitized by Google

Glanz des Genius rein und ungetrübt erhalten bleibe; dazu ist nötig tiefe Einsicht und nimmermüde Geduld.

(Nach Anselm Feuerbachs Tod, Ausstellung in Berlin)

Erzählen möchte ich Ihnen viel, aber ich habe nicht die Kraft dazu. In Berlin habe ich die irdische Unsterblichkeit Anselms mit Augen gesehen. Die Ausstellung ist über alle Beschreibung schön, nach Inhalt wie nach Einrichtung. Die Bilder jeder Epoche beisammen mit den dazu gehörigen Skizzen und Zeichnungen, dazwischen Palmen und Lorbeergruppen, plätschernde Brunnen — alles leuchtet und lebt in wundervollem, ich möchte sagen raffiniertem Lichte, so geht man allgemach durch die Säle, drei große, neun kleine (die Mitte nimmt Medea, Amazonenschlacht, die beiden Iphigenien ein), bis an das Ende der Galerie, wo in einer Türverkleidung still und heilig das Konzert steht. Büsten (eine Wiener schlechte) mit Lorbeeren, zwei Gemälde (das Profilbild und Aquarellkonzert ist nahe dem Konzert), sonst nichts.

Lieber Herr Allgeyer! Ich habe Anselms Unsterblichkeit mit Todesschmerzen erschaut. Für mich ist das Leben vorbei, ich denke nur und schaue die Zukunft und in ihr als leuchtende Sterne Anselms Werke. Ich habe in Berlin zum erstenmal mein eigenes Empfinden, welches mir oft verhüllt ist, weil die Kraft mangelt, es in Bewußtsein zu fassen, ganz erschöpft — und erfaßt. Es war die größte Erschütterung und Erhebung, deren meine Natur überhaupt fähig ist. Jetzt bin ich ins Dunkel zurückgekehrt, was gar nichts ausmacht. Ich existiere überhaupt gar nicht, auch der Sohn ist nicht, sondern *ganz allein der Künstler*.

(Alter und Einsamkeit, 1880)

Den Egoismus der Schmerzen habe ich überwunden. Ich sehne mich nach der Versöhnung im Ganzen und Vollen, werde sie aber nicht völlig erringen, weil ich meinen Schmerz als eine persönliche Erinnerung und als einzige menschliche Berechtigung liebe und hege. Aber es ist hie und da ein bis zur letzten Grenze dringender verklärender Gedanken vorderhand schon genug. Man muß nicht zu viel verlangen. Ich war neulich einen Tag in Grüneberg, dem Stromerschen Gut an der kleinen Salzach; ein altes Feudalschloß mit sieben Fuß dicken Mauern, Giebeln, runden Scheiben und zweihundertjährigen Linden in einer Waldeinsamkeit, wie ich noch keine gesehen habe. Ich blieb die halbe Nacht an meinem Fenster sitzen, rings ganz nahe Waldmauern, ein kleines Stück Himmel mit Mond und Sternen, Baum und Wasserrauschen und der heiße Duft von Heliotrop und Rosen aus dem kleinen Garten. — In dieser Nacht hatte ich einen solchen Verklärungsmoment, den stärksten, den ich bis jetzt empfand. Die Natur hatte mich überwältigt. Die Unendlichkeit in der engsten Begrenzung, die Stille, die mit tausend Zungen redet, das ewige Leben in Zeit und Tod. In jener Nacht habe ich meine Seele in aller Wahrheit mit vielen Tränen Gott hingegeben, und ich fühle, daß diese Stunde eine Stufe aufwärts war.

Mit dem ersten Frühjahr gehe ich nach Noer und dann soll das Meer mir zur zweiten verhelfen.

Dies ist ein Geburtstagsbrief, liebe Sophie, den Du in Ehren halten magst. Man kann nicht immer so die Wahrheit sagen . . .

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1914 (Berlin, Fritz Heyder)

AUS DEM KUNSTWART

HANS VON VOLKMANN: HERBSTREGEN

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

(Aus dem Tagebuch)

Alte Leute, mit denen die Jugend gerne verkehren mag, werden dies stets mit herzlicher Liebe und warmem Danke erwidern, denn das Alter hat nicht selten von der Jugend mehr zu lernen als die Jugend vom Alter.

Stille sein ist ein großes Glück, eine große Gnade. Wenn die Affekte weichen, dann wird alles eben und der Geist Gottes schwebt auf der ruhigen Fläche.

Herrschaft über Empfindungen und Launen macht den sittlichen Menschen.

Wer nicht Kraft hat zum Entsagen, der hat auch nicht Kraft zum Genießen.

Sorgen und Kummer sind ein Berg, der auf der See liegt, und den die Zeit nach und nach abträgt. Die Zeit leidet keinen fortwährenden Schmerz, drum duldet sie auch kein dauerndes Glück.

Ach, ein Herz, das lieben kann, dem wird es nie fehlen, in der weiten, reichen Welt an einem Gegenstande, welchem es sein Leben liebend hingeben und durch die Hingabe die Vervollständigung der eigenen Natur erringen kann: die Vollendung, welche der Mensch nur im Menschen zu erreichen vermag. Was Liebe gibt, das gewinnt sie zehnfach und wächst und wächst bis in die Unendlichkeit hinein, wo Schöpfer und Geschöpf in einem einzigen Gedanken zusammenfallen und wir mit einem liebenden Blick die ganze Welt umfassen.

Die Schmerzen sind Lebensgut, aber sowohl und oft noch besser als die Freude; wenn wir den geistigen Inhalt nicht aus jeder der vorüberfliehenden Stunden zu ziehen und als errungenes Vermögen zu bewahren vermöchten: was wäre dann unser Dasein?

Vom Heute fürs Morgen

Jakob Grimm

Wenn wir jetzt Jakob Grimms gedenken, der am 20. September 1863 starb, so treibt uns dazu, was wir ganz nüchtern so ausdrükken wollen: wir möchten, daß recht viele diesen Mann recht lieb haben. Nicht nur die Märchen, die er zusammen mit seinem Bruder Wilhelm herausgab, auch eine Auswahl aus seinen Schriften sollte jeder von uns auf dem Bücherbrett haben und fleißig benutzen, auch zum Vorlesen für die Seinen.

Jakob Grimm war viel mehr als ein „großer Gelehrter", als der „Begründer der Germanistik". Daß er, der tüchtige, von Savigny geschätzte Jurist, just diese Wissenschaft begründete und in welcher Weise er es tat, das ist nur ein Ergebnis der Kräfte, deren Gesamtergebnis eben seine Persönlichkeit ist. Und der gegenüber kann man wirklich von „Vorbildlichkeit" sprechen, ohne sich einer Phrase schuldig zu machen.

Bei ihm waltet, und damit kommen wir wohl der Bezeichnung seines Wesens am nächsten, auch in den feinsten Verzweigungen des Denkens eine ursprüngliche, stille, starke Volkskraft. Wie Ludwig Richters Bilder trotz aller Besonderheiten doch etwas in sich haben, das wir als typisch für unser Volk emp-

Digitized by Google

finden, so tun das auch die wissenschaftlichen Arbeiten Jakob Grimms. Darum sind so viele darunter, die jeder Laie mit Gewinn lesen kann. Wenn man von Jakob Grimm zu modernen Philologen und Historikern kommt, die vielleicht nicht weniger große Gelehrte sind als er, so ist's, als träte man aus einem Sommerwald in ein Museum. Bei Jakob Grimm ist die Sprache als Ausdruck — wir zweifeln, ob wir sagen sollen: ein Ergebnis der allerhöchsten persönlichen Kultur oder einfach eine Fortsetzung der Volkssprache. Seine Sprache ist mit Anschauung so gesättigt, ist so verhalten ehrbar und schalkhaft zugleich, so lebhaft in zartesten Bewegungen des Gedankens und Gefühls, daß fast alles, was sich heut ganz besonders für „Sprachkultur" ausgibt, sehr fade daneben erscheint. Wie quillt das von Bildern bei Jakob Grimm und wie gewinnen die abgegriffensten Wörter plötzlich das ursprüngliche Leben wieder, das sie einst überhaupt erst geschaffen hat! Und all das erscheint nicht als eine auffallende „Kunst", sondern selbstverständlich wie die Natur.

Jakob Grimm spricht einmal von der Aufgabe der Fakultäten, den „Sinn und das Bedürfnis der Jugend für das Heilige, Einfache und Wahre zu stimmen und zu stärken". Dieser Dreiklang gibt klar seine Gesamtrichtung in Wissenschaft und Leben wieder. Eine selbstverständliche, ruhige Frömmigkeit, eine Neigung, alles schlicht zu nehmen, in jener eigentümlichen Mischung von nüchternem Wirklichkeitsinn und wirklichkeitsicherem Traumsinnen, eine unverwirrbare Wahrhaftigkeit, die für das als recht und wahr Erkannte mutig alles aufs Spiel setzt, heben ihn stets über die Wirrungen und Trübungen des Lebens hinaus. Im ruhig dahinfließenden Alltag mag sein zurückgezogenes Leben unbedeutend ausgesehn haben, nur das feinere Auge mag da die edle und tiefe Kraft dieser Seele erkannt haben, in Zeiten der Kämpfe wird es plötzlich offenbar, wie hoch er über die bloß gelehrten Köpfe hinausragt. Während andere aufgescheucht durcheinanderschreien und hin und her schwanken, geht er sicher seinen Weg: ich will nicht meineidig werden vor dem Lande. So wird er als einer der „Göttinger Sieben" Landes verwiesen. Es verstand sich ihm schlicht von selbst, daß die Lauterkeit des Gewissens schwerer wog als königliche Anerkennung und als eine „gesicherte Stellung". Seine Gesinnung zeigen besser als alles die Schlußworte seiner Rechtfertigungsschrift: „Nun liegen meine Gedanken, Entschlüsse, Handlungen offen und ohne Rückhalt vor der Welt. Ob es mir fruchte oder schade, daß ich sie aufgedeckt habe, berechne ich nicht; gelangen diese Blätter auf ein kommendes Geschlecht, so lese es in meinem längst schon stillgestandnen Herzen. Solange ich aber den Atem ziehe, will ich froh sein, getan zu haben, was ich tat, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde."

Diesen Mann, an dem alles fest und lauter ist, dessen Wort und Werk echt ist im Tiefsten und im Äußerlichsten, ihn sollten wir ins deutsche Haus fleißiger zu Gast laden. St.

„Helenas Heimkehr" von Emil Verhaeren*

Der moderne französische Lyriker schafft in diesem vieraktigen

* Vier Akte. Dem unveröffentlichten Manuskript nachgedichtet von Stefan Zweig. (Insel-Verlag).

Digitized by Google

Drama die große antike Buhle um zu einer an ihrer Schönheit unsäglich Leidenden. Nicht Lebens- und Liebesdurst hat sie aus den Armen des Menelaos in die gierigen Hände der Troer geführt, nur Mangel an widerstrebender Kraft, an Stolz, an echter Leidenschaft. „Schön und verträumt" kehrt sie „nach zwanzig Jahren unbegehrter Liebe" zu ihrem greisen Gatten in das spartanische Königshaus zurück, nur den einen Wunsch im Herzen: auszuruhen von den „mörderischen Nächten", wo „fühllos sich ihr Leib der fremden Wollust fügte". Hier nun brechen in ihrer Umgebung wie Fieberdünste aus sumpfigem Boden die Begierden auf: ihr Bruder Kastor verzehrt sich nach ihr und aus Elektrens Haß wird sündhafteste Brunst. Menelaos der Gütige fällt Kastors Eifersucht zum Opfer, Elektrens Eifersucht tötet den Mörder. Pollux, Helenas ältester Bruder, ein überaus kluger und hinterlistiger Thronprätendent, will sich mit der Schwester verbünden, sie weist ihn zurück und rettet sich endlich vor dem Ansturm der Angreifer, denen sich der Chor der Satyre, Najaden und Bacchantinnen gesellt, in den Himmel ihres Vaters Zeus. Der aber schilt sie — in breiten Trimetern, die zu dem Blankvers und den freien Rhythmen charakteristisch kontrastieren — ob ihrer Halbheit, ihrer Schwäche und nimmt sie nur auf, damit sie in andrer, kraftvollerer Form neu geboren werde.

Wieder steht wie so oft in den zeitgenössischen Dramen ein passiver Held — Helena — im Mittelpunkte des Dramas, und so bleiben wiederum die gewaltigen Kämpfe aus, die der großen Tragödie wesentlich sind. Aber dem Dichter ist trotzdem eine Reihe lebensprühender Szenen gelungen, die er auf knappem Raume zu vereinigen gewußt hat. Um Helena herum ist nichts als Aktivität, und so gleicht sich in den tätigen Gestalten des Pollux, Kastor und der Elektra das undramatische Wesen Helenas bedeutungsvoll aus. Verhaerens Lyrik ist so breit wie tief, feierliche Klänge verkünden mystisches Empfinden; hier im Drama hat er die Vorgänge viel enger zusammengedrängt, ohne doch an der Oberfläche der Seelenkunde zu bleiben, und diese weise Beherrschung des Stoffes, dessen klare weiche Form mit dichterischen Reizen über und über geschmückt ist, die Fähigkeit, Menschen zu schaffen, die sich rasch enthüllen, scheint mir einen Bühnenerfolg zu versprechen. Ich weiß nicht, ob die deutschen neuromantischen Stücke und Bearbeitungen auf Verhaeren irgendeinen Einfluß geübt haben, weiß nicht, ob vielleicht gar Goethes Helena mit ihrer Klage:

Wehe mir! Welch streng Geschick
Verfolgt mich, überall der Männer Busen
So zu betören, daß sie weder sich
Noch sonst ein Würdiges verschonten —

die neue Helena mitbestimmt, aber daß hier ein schönes dramatisches Werk vorliegt, das seine Gesetze in sich trägt, das voll ist von intimen Verknüpfungen und starkem Atem, dem auch in Stefan Zweig ein ausgezeichneter Übersetzer zur Seite gestanden, das werden hoffentlich recht bald mit mir auch die Bühnen einsehen, seien es auch nur die freien oder literarischen Vereinsbühnen.

Ferdinand Gregori

Die Anekdote

Kaum kann heute bei uns die Anekdote gedeihen. Zu viel ist dazu erforderlich, was zu beachten,

Digitized by Google

zu erweisen, nicht mehr üblich scheint: Maß und Ordnung, Klarheit und Sicherheit; der gesetzmäßigen Handhabung der Worte zu geschweigen, einer Fähigkeit, die, so unentbehrlich sie manchem dünken will, längst nicht einmal am Schriftsteller vermißt wird, obwohl auch er sie, wenigstens bis zu einem gewissen Durchschnittsmaß, immerhin in der Schule sich hätte aneignen können und sie übend sogar hätte ausbilden müssen (freilich fehlt's ja schon in der Schule am rechten Sinn dafür; auch das Lehrbuch, das die Regeln vermittelt, drückt sich nicht viel besser aus, als die Belehrten, Gelehrte und Ungelehrte, es später tun).

Die Anekdote scheint nur Mitteilung einer Begebenheit. Aber nicht der Stoff ist das Wesentliche — wenn er auch von Belang bleibt; es muß ja wirklich etwas geschehen sein —, sondern die Form entscheidet über ihren Wert. Sonst wäre jeder Reporter Anekdotenerzähler. Die Anekdote ist nicht bloß ihr Inhalt, sondern seine knappe, dabei erschöpfende Darstellung. Nur ein Meister bewältigt diese scheinbar bescheidene Aufgabe. Was wäre unserer bei aller Eilfertigkeit schwatzhaften Zeit schwieriger als solche Sparsamkeit? Die Zeitung lebt von Begebenheiten. Aber ist es etwa ihre Absicht, sie in der knappen Mitteilung zu erschöpfen? Nein, sie tritt sie breit, wiederholt sie in zahllosen Wendungen, dehnt das Überflüssige. Und öffentliche Erklärungen, Reden, Erlässe? Wo ist sinnvolle Ökonomie, wo der gerade Weg zum Ziel, der Mitteilung? Es mangelt allenthalben die Grundfähigkeit, einem Gedanken klaren Ausdruck zu geben. Dieser Mangel hat in der Literatur die Skizze gefördert.

Die Skizze, in ihrer vermeintlichen Kürze vielleicht die geschwätzigste literarische Form, jedenfalls die bequemste, daher die geläufigste, erstrebt nicht Zusammenhalt durch scharfen Umriß, sondern verflüchtigt festes Tatsachenmaterial. Sie hat ihren künstlerischen Sinn in der Farbe. Meister der Skizze, Andersen, Turgenjew, Dickens, erfassen den Tonwert, die Stimmung von Zuständen. Begebenheiten skizziert nur der hastige Literat, und er greift, wie immer, daneben.

Die Anekdote ist Zeichnung. Sie verlangt den reinen, sichern Strich. Undeutlichkeit ist gegen ihren Geist. Die Silhouette steht zwischen der Anekdote, mit der sie den unbedingten Umriß gemein hat, und der Skizze, da sie wie diese die Fläche füllt. Aber die Skizze hebt Flecken tonig hervor, die Silhouette koloriert gleichsam den Umriß. Die Anekdote hat keine Zeit zur Psychologie, sie zeigt bloß, was da ist: alles geht im Zug auf.

An Johann Peter Hebels klassischem „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" (vor kurzem wieder von Emil Strauß in der Fischerschen Tempelausgabe mit Liebe und Verständnis [durch ein Lebensbild in Briefen Hebels bereichert] herausgegeben) mag man es sich zu Gemüte führen, was deutsch erzählen heißt. Die unbefangene Ehrlichkeit dieser bescheidenen Geschichten enthüllt sich dem Verständigen als große Künstlerschaft, wenn anders als ein Künstler in Worten der gelten kann, der die Worte nach ihrem Wert sicher und verständig zu verwenden und mit ihnen die gewollte Wirkung zu erzielen vermag.

Richard Schaukal

Parsifal im Kino

„Immer herein, meine Herrschaften. Sie werden staunen! Sie werden tief ergriffen sein von den

Digitized by Google

Wundern, die man Ihnen hier zeigt. Sie werden überwältigt von der hehren Musik! — Davon werden Sie noch in den spätesten Zeiten Ihren Enkeln erzählen!"

Ich erzähle keinen schlechten Witz. So, wirklich so rief er, der fette Kerl in protziger Livree vor den Lichtspielen. Und drinnen drängte sich die Menge begeistert. Eine Riesen-Weltattraktion! Was gab's? „Ein geraubtes Kind?" „Aus dem Sumpf der Großstadt?" — Nein, das Kino ist ja heute „Kulturfaktor"! Hinweg mit dem Schundfilm! Man bietet jetzt: „Parsifal, Handlung in 3 Aufzügen. Musik von Richard Wagner"!

Zu Hause finde ich, eine viertel Seite hoch, in der Abendzeitung die vierspaltige Reklame, einen Artikel des „Dramaturgen": „Wer in der Hof- und Staatsbibliothek in München mit ehrfurchtsvollem Schauder die Handschrift „Parzival" des Herrn (Herrn!) Wolfram von Eschenbach betrachtet, die so sorgfältig geborgen im Glasschrein ruht, — dem strahlt es wie ein magischer Zauber von dem vergilbten Buche entgegen, der wie im Fluge die hehre Gralssage vor das geistige Auge rückt. — Jede Kunst ist und bleibt mitteilsam, sie will gefühlt, gehört und geschaut sein. Die Bearbeitung Wolframs hat viele Nachfolger gefunden, bis in unsere Zeit hinein, wo Richard Wagner in seinem unsterblichen Bühnenweihfestspiel »Parsifal« den Schlußstein gelegt hat. — In Wort und Schrift hat man Propaganda gemacht für die Parsifal-Freigabe. Aber nicht genug damit, auch der Film der Lichtspielhäuser sorgt für das Allgemeininteresse an der »Parsifal«-Frage. Die heilige Gralsprozession eröffnet das Bild. — Amfortas wallt im Zuge, er wird heute als Gralskönig die Gralswunderkraft erproben. — Doch nur ein »törichter Reiner« darf Heiltumschützer sein. Klingsor, der von den Gralsrittern zurückgewiesen worden war, legte sich einen Wonnegarten (!) an, den er mit teuflisch schönen Frauen bevölkerte, welche die Gralsritter von ihrer Reine abtrünnig machen sollten! — Amfortas, von Schmerzen gepeinigt und tief zerknirscht über seinen Sündenfall fleht den heiligen Gral um ein Zeichen an. — Da wurde ihm die Verheißung, daß nur ein »törichter Reiner« Errettung bringen könnte. Die Gebetserhörung offenbart sich in einer mystischen Vision, in der sie den Parsifal, einen kühnen Heldenknaben, auf sonniger Waldwiese erblicken. Der Engel des Herrn erscheint dem mutigen Knaben und verkündet ihm seine hehre Lebensaufgabe. — Doch er besiegt das todbringende Zauberschwert und die verdammende Lockungslust (so) der Kundry. — Parsifal tritt ein, der Bischof-Primat kennt ihn von der gottgesandten Traumerscheinung her. — Amfortas brennende Wunden sind für immer geheilt, er huldigt dem gottgesandten »Parsifal«."

„Die Direktion hat keine Kosten gescheut. Die in bestem Ansehen stehende Theaterkapelle ist erheblich verstärkt und wird Teile aus Richard Wagners »Parsifal« zu Gehör bringen. Wenn man weiß, daß der »Parsifal«-Film nahezu 400 000 Mark Herstellungskosten erforderte, so kann man versichert sein, welch ungemein tiefe Wirkung diese »lebenden Bilder«, umrahmt von der mystischen »Parsifal«-Musik Wagners erzielen müssen. Die Direktion hat in ideeller Weise die Bestimmung des Lichtspielhauses gehoben." — E. F.

Digitized by Google

Wagneriana 2

Das geistvollste und ergreifendste, widerspruchreichste und persönlichste Buch über Wagner von so ziemlich allen aus dem letzten Jahrzehnt stammt wiederum von einem „Dilettanten". Christian von Ehrenfels, von Beruf Philosophieprofessor, hat es geschrieben; es heißt „Richard Wagner und seine Apostaten" (Wien, Hugo Heller), umfaßt nur 60 Seiten und doch eine ganze Anzahl neuer, erstaunlicher, tief erbohrter Hypothesen über recht im Mittelpunkt liegende Fragen. Hier wird Moral, Psychologie des Genusses und des Schaffens, Musikästhetik und Kunstphilosophie befruchtet in einer eignen, starken, leidenschaftlichen Sprache, zu Gedankenfolgen, die Licht und Schatten haben und manchmal bis zum Peinigenden anschaulich werden. Es würde sich lohnen, eine Gegenschrift vom dreifachen Umfang wider diese zwei Vorträge zu setzen, und sie brauchte weder lehrhaft noch langweilig zu sein. Es sollten diese bestechenden Glanzhypothesen nicht ohne verständnisvollen Widerspruch bleiben! Ich persönlich glaube nicht, daß auch nur einer von Ehrenfelsens Hauptgedanken sich in vollem Umfang bewahrheiten ließe, aber es ist sehr schwer, das Geschick seiner Dialektik, die überspitzten Wendungen seiner „ausgewählten Beweisstücke" zu durchschauen. Die bedeutendsten, aber auch die gefährlichsten Weisen einer hochgebildeten Sophistik leben darin wieder auf. Ein paar Worte zum Inhalt: Ehrenfels betont die rein symphonische Bedeutung der Wagnerschen Musik, zu deren musikalischem Wesen das Drama sich verhalte wie ein „hineinkomponiertes Programm". Ein letztes, reifstes Stadium des Verständnisses entbehre im tiefruhigen Genuß der Symphonik gern jenes Programms. Diese nicht neue aber neu gefaßte Wagner-Interpretation contra Wagner führt den Verfasser zu ungemein hellhörig erfaßten Aufstellungen über die bislang kaum beobachtete Verwandtschaft mancher Motive und von da zu deren psychoanalytischer Begründung. Wenn er aber diese Aufstellungen nicht nur zu ein paar Stellen, sondern gleichsam Takt für Takt oder Einheit für Einheit durchführen sollte, würde er nicht zum Ziele kommen; nicht einmal so gelingen sie ohne Hilfe des „Programms", wenn man auch vielleicht manchmal die hilfebringenden außermusikalischen Assoziationen später vergessen mag. Seltsam übereifrig wirkt es nun gar, wenn Ehrenfels die ungenügende Musikalität eines Gegners daraus schließt, daß er eine jener Verwandtschaften nicht gehört habe. Wer da etwas minder gereizt einblickt, findet wohl noch andre Tatsachen zur Erklärung! — Die „Apostasie" von Wagner erklärt Ehrenfels allgemeinhin aus sexueller Übersättigung und Überreizung durch den Genuß Wagnerscher Werke; dies ist nun gleichzeitig sehr spitzfindig, ja bedeutsam und anderseits doch auch wieder plump. Was nämlich Ehrenfels über den sexualpsychologischen Gehalt und die psychologische Wirkung Wagnerscher Kunst vorbringt, reizt durch seine Treffsicherheit stark zu weiterem Ausbau und tieferer Erforschung — mir scheint es sehr lichtvoll und sicher. Aber gerade für die Erklärung des „Abfalls" von Wagner reicht es keineswegs aus; es geht doch nicht an, die sachlichen Einwände, welche Männer von recht ansehnlicher geistiger Bildung, ästhetischer Erziehung und psychologischer Selbstkenntnis gegen Wagner und sein Werk erhoben haben, mit einer Handbewegung als Schutz-

Digitized by Google

gedanken, entstanden aus physiologischer Überreizung, beiseitezuschieben. Es ist nicht wissenschaftlicher, ja nicht einmal psychologischer Geist, der so daherkommt — doch ich will der Ehrenfelsschen Methode nicht folgen und keine Hypothese über die psychiatrische Herkunft seiner Hypothesen aufstellen. Daß nun gar Nietzsche, auf den Ehrenfels mit sensationeller Hetzpeitschenpolemik loszieht, an jener Überreizung durch Wagnermusik gelitten habe, dafür unterläßt Ehrenfels den Beweis kaum aus einer Überfülle an Argumenten.* Wie schrankenlos individuell Ehrenfels gelegentlich vorgeht, dafür bietet sich ein seltsames Beispiel. Das Buch Emil Ludwigs, das den Kunstwartlesern vor einiger Zeit vorgestellt wurde, reizt ihn zu ausführlichem, grimmig vernichtendem Widerspruch. Vor allem empört ihn Renoirs, dem Buche vorgesetztes, Bildnis Wagners. Einen „feisten Schlemmer, mit zusammengekniffenen Schlitzäuglein, aufgedunsenen Wangen und schmatzenden Lippen" sieht er darin; nur der blinde Haß könne es gewählt haben. Wagner selbst fand das Bild 1882 „einem evangelischen Pastor ähnlich", obwohl er kaum das tertium comparationis zwischen ihm und diesem Stand in Schlemmerfeiste und Schlitzaugen gesehen hätte. Und daß Renoir einer der glühendsten Verehrer Wagners war, ist nun auch bekannt!

Hat man Ehrenfelsens aufregende Schrift in ihrem Hauptinhalt verarbeitet, so legt man sie vielleicht nicht ohne einige Verstimmung beiseite. Gerade diese Art von Subjektivismus, wenn auch meist in minder bedeutender Durchführung, spielt in der Musikliteratur, vor allem in der Wagner-Literatur, eine so verhängnisvolle Rolle. Es ist als ob vor einem solchen Gegenstand keine Ruhe eintreten dürfe, als ob sich eine Reihe von diesen Problemen hartnäckig und aufreizend der wissenschaftlichen Behandlung entziehen wollten, und diese brauchte doch gar nicht unpersönlich trocken zu sein. Das Material zu dem größten Apostaten-Fall hat wiederum H. Bélart gesammelt („Friedrich Nietzsches Freundschaftstragödie mit R. Wagner und Cosima Wagner-Liszt", Dresden, C. Reißner), in der gekennzeichneten Weise seines Wesendonkbuches. Aber merkwürdig: kommt man von Ehrenfelsens sprühenden Ergüssen in diese Luft temperamentfreier Schilderung und dokumentarischer Beweisführungen, so hat der Übergang doch etwas Erleichterndes. Man ist wenigstens nicht genötigt, hinter jedem dritten Satz einen Scheinbeweis, eine Notzucht der Logik oder einen Seiten-

* Natürlich ist für Ehrenfels auch Nietzsche gar nicht sehr „musikalisch"! Fast zu gleicher Zeit mit seiner Schrift gab Dr. H. Daffner als 1. Band einer „Deutschen Musikbücherei" (Verl. Gust. Bosse, Regensburg) mit geschmackvollem verbindendem und erläuterndem Text „Nietzsches Randglossen zu Bizets »Carmen«" heraus. Die kleine Schrift geht nicht nur Carmen- und Nietzsche-Freunde an; treffend bemerkt Daffner, daß mancher Musikschriftsteller von Beruf Nietzsche „um die Schlagkraft seines Ausdrucks und die Sicherheit seines Einfühlens beneiden" dürfte. Der Begriff „musikalische Begabung" ist letzten Endes so weitreichend, daß man sie Nietzsche nur unter künstlicher Verengung seines Inhalts absprechen kann — einige wesentliche musikalische Eigenschaften besaß er unzweifelhaft.

Digitized by Google

hieb oder einen Riesensprung zu vermuten. Überdies ist die Sammlung der sehr zahlreichen Beweissätze zu diesem Buch (vor allem aus Nietzsches Schriften) eine mühsame und dankenswerte Arbeit gewesen. Das Hauptergebnis enthält schon der Titel: neben geistigen Gründen wird ein schmerzliches Verhältnis Nietzsches zu Frau Cosima wahrscheinlich gemacht. In einem Vorwort „Rückblick auf meine Wagnerperiode" eröffnet Bélart übrigens durch eine Reihe kurioser Selbstindiskretionen einen eigentümlichen Einblick in das Innenleben eines echten, tiefsuggerierten Wagnerianers. Zu diesen gehört wohl auch Paul Kürsteiner, der dieses Jahr mit einem seltsam anachronistischen Werkchen hervortritt. Oder hält es wirklich wohl jemand für notwendig, für Wagner — Propaganda zu machen? Die kleine Schrift „Das tragische Kunstwerk von Bayreuth" (Basel, E. Finckh) ist nicht mehr und nicht weniger als eine Werbeschrift für den Meister, der darin selbst reichlich zu Worte kommt und den Verfasser geistig bis zur völligen Unselbständigkeit, auch im Sprachstil, unterdrückt. Ein paar fragwürdige Sätze wie die Behauptung, daß Wagner „ein überzeugter Protestant, ein unerschrockener, durch nichts sich beirren lassender Vorkämpfer eines Christentums der Tat" gewesen sei, fallen wenigstens stilistisch nicht heraus. Daß von der Erstaufführung „der durch so goldnen Humor sich auszeichnenden »Meistersinger«" mit diesen Worten berichtet wird, geht aber wohl über das erlaubte Maß von Kindlichkeit hinaus.

Philologische Arbeit mit Kritik, Chronikalem, Kleinigkeiten und Bücherangaben enthält der vierte Band des Wagner-Jahrbuchs, das Ludwig Frankenstein (im Hausbücher-Verlag, Berlin; 10 M.) herausgibt. Ein recht charakteristisches Werk. Schon daß die literarische Philologie, besonders in der Gestalt der unfruchtbaren, mühsamen und meist recht überflüssigen „Quellenkunde" — das Wort beleidigt eigentlich die quellende Schöpferkraft der Schaffenden! — fast ganz die musikalische Behandlung überwiegt, ist nicht ohne Bedeutung. Solange die eigentlichen Wagner-Forscher, wie Koch, Seidl, Altmann, Wolzogen usw. diese derart bevorzugen, werden wir an eine Hebung der Produktion kaum denken können. Die werthaften Probleme, von denen keines ohne Beiziehung der Musik gelöst werden kann, werden ja so geradezu verdeckt. Man weiß wohl auch zur Genüge, daß nicht allein über Wagner, sondern häufig auch sonst in Musikerbiographien diese Betrachtungart vorkommt. Gern sei zugestanden, daß einzelne der Arbeiten dieses Sammelbandes sich in jedem nach heutigen Begriffen strengwissenschaftlichen Archiv sehen lassen könnten. Neben solchen finden sich Muster der auf Worte und Halbwahrheiten aufgebauten Betrachtungen, die man heute nur noch in musikalischen Kreisen für ernsthafte Arbeit nimmt und auch unverkennbares „Janertum" mit seiner starren Dogmatik und seiner in aller Einfalt sehr unduldsamen ausfälligen, beleidigenden Antikritik.

Einer der Mitarbeiter, Kurt Singer, hat eine Reihe seiner Aufsätze „stilistisch und inhaltlich zweckentsprechend geändert und ergänzt", in Buchform herausgegeben und mit einer Widmung „Meiner Mutter und meinen Geschwistern" versehen (Berlin, Morawe & Scheffelt). Singer kann als „gemäßigter Wagnerianer" bezeichnet werden, er findet freund-

Digitized by Google

liche Tadelworte gegen Pfohls „Süßlichkeit“ und spricht von unausstehlichen Hetzmanieren der Nachbeter Wagners. Anderseits bedeutet Wagner für ihn eine heilige Welt, in der mit Glauben und Liebe zu leben höchster Gewinn ist. Das Ziel wissenschaftlicher Forschung steht beiseite, die „intellektuelle Anschauungsweise“, die mit ziemlich primitiver Psychologie der „Gemütsauffassung, einer Art Mitgefühl und Mitdurchleben“ entgegengesetzt wird, „genügt“ nicht. Geschichtlich, so meine ich, ist dies die Auffassung, die überwunden werden muß, ehe wir vorankommen können. Mögen ihre Vertreter, wie etwa Singer, noch so bemerkenswerte Einzelheiten aufbringen, noch so ernsthaft um gedanklichen Gehalt ringen — hier liegt eine Quelle des ewig Unzulänglichen, des logisch Schwachen, und es ist *ein* Schritt von hier zum baren Dilettantismus. Niemand bekämpft natürlich die Forderung nach intensivstem Nacherleben, denn das Nacherleben ist das Erste, ist die unerläßliche Vorbedingung alles weiteren, aber jenseit dessen, auf Grund dessen setzt erst die fruchtbare wissenschaftliche Arbeit ein, und erst diese „genügt“ dann. Singer spricht von der Überflüssigkeit künftiger Wagner-Biographien. „Wo doch das Lebensgeschichtliche in Glasenapps meisterhafter Ganz-Arbeit, die Philosophie seines Kunstwerks in Chamberlains und Dingers großzügigen Werken, die Quintessenz seines geistig-kulturellen Lebens in den verdienstvollen Schriften von Seidl, Koch, Wolzogen, Louis, Sternfeld und manchen andern ihren beredten Ausdruck gefunden hat. Es kann viel Selbständiges, viel Eigenes durch das Stoffgebiet selbst vorläufig nicht mehr zutage treten; die Form allein bestimmt das Geschick all dieser neuen mehr oder weniger tendenziös auftretenden Werke und Schriften. Wer in Wagner groß geworden, wer die Wagner-Biographie kennt, der wird unschwer zu allen Fragen die rechten Auslegungen, zu allen Problemen die besten Darstellungen, zu allen Taten seiner Kunst die klarsten und vollständigsten Buchbelege schon herausgefunden haben. Das Problem des Künstlers und Menschen Wagner ist reichlich ausgeschöpft.“

Ich für mein Teil habe selten etwas so Verblüffendes, ein so aufrichtiges Zeugnis beruhigter Rechtgläubigkeit und ehrlicher Selbstbescheidung gelesen. Dieses ganze Bekenntnis eines gebildeten Mannes, dessen Religion bei Wagner steht, gehört zum Wertvollsten aus den hier genannten Büchern. Es ist nicht nur drollig, daß zum Beispiel Ehrenfels fast genau das Entgegengesetzte bekennt; wir sehen an solchen beinahe naiven Äußerungen, welche Anstrengungen die Wissenschaft noch zu machen haben wird, um den ihr gebührenden Boden zu erringen, wie viele Jahrzehnte der Entwicklung zwischen gleichalterigen Männern fortgeschrittenen und stehengebliebenen geistigen Strebens heute liegen können. Wie wunderlich kommt es uns doch an, einem Zeitgenossen erwidern zu sollen, daß wir das Lebensrätsel nicht für gelöst, mithin *keines* der Ziele für erreicht halten, die er in den Händen zu halten glaubt. Selbst der orthodoxeste Theologe dürfte uns darin beipflichten, daß eine neue Bibeltheologie nicht allein „in der Form“ ihren Wert zu haben braucht. Aber selbst von der weltgeschichtlichen und philosophischen Seite abgesehen — was man von der Bibel *vielleicht* sagen könnte, von Wagner gilt es auch im Entferntesten nicht. Hier kann jetzt

Digitized by Google

möglicherweise der Anfang zu einer geistig überlegenen Behandlung der Probleme gemacht werden, und die von Singer Genannten bedeuten dazu nicht mehr als bescheidenste Vorarbeiter!

Einen solchen Anfang, eine „Aufklärung über Wagners Lebensanschauung“ versucht neuestens Erich Friedrich („Die Siegfriedtragödie im Nibelungenring“, W. Markgraf, Breslau). Mit einer geschickten Polemik gegen Nietzsches Überkürze und Chamberlains Oberflächlichkeit gewinnt sich dieser logisch feste Verfasser zunächst Sympathie. Wie er dann durch strenges und genaues Vergleichen der Entwürfe mit dem Hauptwerk dem tiefsten Sinn auf die Spur zu kommen sucht, das sieht wie die allergewisseste und meistversprechende Methode aus; zweifellos gelangt Friedrich auch im Einzelnen zu neuen und sehr beachtenswerten, vielfach, wenn man so sagen darf, „erweislich richtigen“ Ergebnissen. Im Ganzen erwartet er aber offenbar von seinem intellektuell „durchgreifenden“ Vorgehen zu viel. Ohne die Beachtung der Musik, nur durch Aushorchen des Wörtlichen, mit engstherzigem Sichanklammern an ein einziges Werk kann man nicht zu „Wagners Lebensanschauung“ vordringen. Mag Wagner „naturrechtliche“ und Rousseausche Ideen gelegentlich, jahrelang, sporadisch, in einem Werk oder in mehreren vertreten haben, dieser Gedanke besticht, und Friedrich führt geistreich so manches dafür an, aber ein vielseitiges, wandlungreiches, ohne Ängstlichkeit sich widersprechendes Genie wie er kann nie für ein System, kaum für eine bedeutsame, große Folge einheitlicher Gedanken wirklich voll in Anspruch genommen werden. Um ein Bild der geistigen Inhalte zu schaffen, die in ihm und in seinen Werken beschlossen sind, werden wir auf alle Formeln und auf irreführende Synthesen verzichten müssen. Eine vielempfängliche, phänomenologische Haltung kann uns allein zu einem Gesamtbild solcher gewaltiger Erscheinungen führen, und sie mit kurzen Worten darstellen zu wollen, ist ein dilettantisches Beginnen, in dem das Wesen des Künstlers, der „nur Künstler, einzig und allein Künstler“ sein wollte, vergewaltigt wird.

Auch Henri Lichtenberger meint in seinem bedeutenden Buch („Richard Wagner“, Dresden, Reißner), daß Wagner den philosophischen Formeln, in die er sein Denken kleidete, nicht immer entscheidenden Wert zumaß. Dies Buch des geistvollen Franzosen könnte für K. Singers beruhigte Meinung einen Prüfstein bilden. Wenn wirklich die Scheidung eines Werturteils über die „Form“ von einem über den „Inhalt“ vollziehbar wäre, so müßte es wohl „formal“ einen allerersten Rang erhalten, denn die Glätte und Sicherheit seiner Sprache überrascht ebenso angenehm wie die kundige, dem Wertgehalt der Materien entsprechende Einteilung der Kapitel. Beides hängt aber tief mit der vornehmen, Abstand wahrenden geistigen Haltung des Verfassers zusammen. Lichtenberger gelangt so keineswegs überall auf den Grund der Probleme (dies ist, zumal im Musikalischen, auch offensichtlich nicht seine Absicht), anderseits verfällt er weder in geschmackloses Sichselbstaufgeben noch in apostolische Propaganda und nicht einmal in den Fehler, tiefste Gründe und letzte Formeln oder Zusammenhänge oder Zusammenfassungen dort künstlich zu erwirken, wo einmal keine sind. Unter den mir bekannten Büchern über Wagner gebe ich dem seinigen unbedingt

Digitized by Google

den Vorzug. Mit seiner zweifellos aufrichtigen Liebe zu Wagner wird es auch dem gebildeten Laien vielleicht das angenehmste Bild von Wagners Wesen und Schaffen vermitteln, das man ihm empfehlen kann.

Auch Prof. Lichtenberger ist nicht Musikwissenschafter von Fach. Und so ist auch zu der wichtigen Aufgabe, eine denkerisch ernsthafte populäre Einführung in Wagners Welt zu schaffen, die berufene Sachverständigkeit zu spät gekommen. Alle diese Vorgänge und Tatsachen geben zu denken. Indem wir dieser Sachverständigkeit den gebührenden Einfluß wünschen, müssen wir gleichzeitig wünschen, daß sie endlich in geschickter und wirksamer Weise an all den Punkten einsetze, wo sie bis heute versagt hat. Unsere Übersicht über einen wichtigen Teil der gegenwärtigen Musikschriftstellerei sollte zeigen, daß diese Punkte im wissenschaftlichen Forschunggebiet und auch jenseit seiner Grenzen bis hin zu dem der moralischen Kräftigung zu finden sind.

J. E. A.

Franzosen im Liede

Viel später als in Deutschland ist in Frankreich das Lied zu musikalischer Bedeutung gelangt. Das hängt damit zusammen, daß die Konzertmusik überhaupt sich hier nicht zu gleich früher und üppiger Blüte entwickelte wie bei uns, und wie bei allen romanischen Völkern wurde die Lyrik der Franzosen zum guten Teil von ihrem Drama aufgesaugt. Zu einer Zeit, wo das deutsche Lied bereits seine Großmeister gefunden hatte, war noch immer die in den Salon verpflanzte leichte volkstümliche Chanson beliebt (der man Anmut und scharf ausgeprägte Züge allerdings nicht absprechen wird) und selbst die Lieder eines Gounod, eines Massenet stehen auf keiner viel höheren Ebene. Der begleitete lyrische Einzelgesang tieferen Charakters aber war eine seltene Erscheinung und führte ein kümmerliches Dasein. Seit einiger Zeit ist das anders geworden.

Der Anstoß dazu ging wie zu so vielem andern von César Franck, dem Vater der modernen französischen Schule, aus. Franck ist zwar auf dem Gebiete des Liedes nicht selbständig hervorgetreten, aber er war es, der die französische Musik ernster, tiefer machte. Trotz des mancherlei Sensationellen, das neuerdings versucht wird, ist ihm bis heute keiner gleich gekommen, was Einfluß und Kraft der Initiative anlangt. Die Wendung, die die Dinge durch César Franck nahmen, war nicht möglich ohne eine Annäherung an das germanische Ideal. Man darf diesen deutschen Einschlag nicht mit dem plötzlich erwachten Eifer der Franzosen für Richard Wagner verwechseln. Dieses Wagnertum ist eine Modesache; es wurzelt nicht tief und wird niemals bodenständig werden. Die Aufführungen Wagnerscher Werke in Paris liefern den besten Beweis, daß nur eine äußerliche Übertragung stattgefunden hat, und daß das eigentliche Wesen Wagners nach wie vor dem nationalen Geiste zuwiderläuft. Ganz anders verhält es sich mit den Einflüssen der deutschen Klassiker und Romantiker, seitdem César Franck Schule gemacht hat. Der moderne französische Musiker ist nicht mehr so ausschließend wie seine Vorfahren. Er hat sich mit deutscher Musik beschäftigt und hat mancherlei von ihr gelernt, ohne daß der musikalische Nationalismus (siehe Vincent d'Indy) dadurch Schaden gelitten hätte. Längere Zeit war Robert Schumann der erkorene Liebling und der Inbegriff des

Digitized by Google

„Deutschen" für die Franzosen. Nachdem die Garnier mit einem Vokalquartett für Brahms Propaganda gemacht hatte, stieg bald auch der Komponist des „Deutschen Requiems" in der allgemeinen Wertschätzung. Die Tonsprache des Halbfranzosen Liszt fand aus natürlichen Gründen Eingang, und jetzt ist selbst die Musik eines Richard Strauß, eines Reger für unsre Nachbarn kein Geheimnis mehr. Auch die Kreise, die den importierten Wagnerkult als etwas Antinationales ablehnen und eine Gegenbewegung hervorrufen, leben in einer musikalischen Sphäre, die mit ausländischen Elementen — zu den deutschen kommen russische und allerhand exotische — reichlich geschwängert ist. Unter all diesen Einflüssen ist die französische Musik ernster, schwerer, komplizierter, spiritueller geworden, als sie von Haus aus war. Sie hat sich Formen, Darstellungsgebiete, Stimmungen und Ausdrucksmittel erobert, die ihr vordem fremd gewesen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei den modernen Franzosen auch das Lied eine andere Gestalt annahm. Schon der internationale Konzertbetrieb mußte dafür sorgen. Bezeichnenderweise ist das Wort „Lied" vom Ausland, das der deutschen Lyrik nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hatte, einfach adoptiert worden. Weder die italienische Kanzone noch die französische Chanson noch der englische „song" entsprechen dem, was wir seit Beethoven und Schubert unter einem „Liede" verstehen: ein unbegrenztes Gefäß für eine Welt von Empfindungen, bald sinnig, bald leidenschaftlich bewegt, alle Höhen und Tiefen erschöpfend, der an keine Konvention mehr gebundene freie Ausdruck des Allerpersönlichsten. Doch wenn auch das Wort fehlt, der Begriff hat sich eingestellt. Die moderne französische Lyrik kennt diese musikalische Bekenntnisform, die nicht mehr den Effekt der Wohlgefälligkeit noch den Geschmack der Menge berücksichtigt, die nicht fürs Haus, sondern für den Konzertsaal geschaffen wird und sich im Klavier einen der Singstimme ebenbürtigen Bundesgenossen herangebildet hat. Einer der feinsten und interessantesten Köpfe, Claude Debussy, ist der in Deutschland am meisten bekannt gewordene Vertreter dieser Richtung, die bereits viele, unter sich freilich sehr verschiedenartige Anhänger zählt.

Unsre Notenbeilage vereinigt Proben aus Liederzyklen, die vor kurzem bei Adolph Fürstner (Berlin-Paris) herausgekommen sind. Gewiß haben wir es nicht mit Meisterwerken der Gattung im höchsten Sinne zu tun, auch sind es keine Schulbeispiele für die oben gekennzeichnete große Wandlung. Immerhin ist es interessant aus diesen Proben zu ersehen, wie mannigfache Richtungen dieser Zeit in Frankreich nebeneinander bestehn, wie Altes unbekümmert neben Neues tritt, und in wie verschiedenem Grade der Individualismus Verbindungen mit nationalen Elementen eingegangen ist.

Das erste Stück ist dem Zyklus „Amour d'hiver" von André Messager, dem Komponisten graziöser Opern und Operetten, dem langjährigen famosen Dirigenten der Opéra comique und dem jetzigen Direktor der Großen Pariser Oper entnommen. Messager hält sich als Liedkomponist etwa in der Mitte zwischen der alten und der neuen Schreibweise. Sein Empfinden ist modern, aber er hat den Zusam-

Digitized by Google

menhang mit der Tradition nicht aufgegeben; Extravaganzen und die Absicht kühner Neuerungen liegen ihm fern. Seine Melodie ist gesanglich und klar gegliedert, aber sie ist keine Chanson, sondern eine sorgfältig deklamierende Vertonung der Textworte. Seine Harmonik geht nicht auf neue Kombinationen aus, sie ist ungesucht, doch nicht uninteressant; die Klavierbegleitung zeigt den feinen, geschmackvollen Musiker, ohne die Singstimme je zu erdrücken. Die romantische Stimmung ist durch die Gedichte Armand Sylvestres gegeben, der darin, wie der Titel des Zyklus andeutet, das Erblühen und Absterben einer kurzen Liebesleidenschaft schildert. Nummer 1 „Ce fut au temps du chrysanthèmes" schlägt den elegischen Grundton an. Messager gibt ihm zarte Farben in einer getragenen Weise, deren chromatisch aufsteigender Anfang im Nachspiel verwertet ist. In Nummer 2 „Je porte sur moi ton image" bricht die Leidenschaft hervor. Sie ist musikalisch nicht tief gefaßt; ein für den Sänger dankbares Lied mit effektvollem Schluß. Im dritten Gesange („Que l'heure est vite passée") ist das Liebesglück schon zum Erinnerungstraum geworden. Sehr fein ist zu der melancholischen A-moll-Melodie die wiegende Begleitung ausgearbeitet. Das dichterisch tief empfundene „Ne souffre plus" (Nummer 4) enthält harmonisch hübsche Züge, aber trotz der interessanteren Aufmachung kann der Komponist nicht verbergen, daß er hier in eine sentimentale Mignon-Lyrik geraten ist. In keinem anderen Stück der Sammlung tritt uns so deutlich der Franzose in ihm entgegen. In Nummer 5 („Quand tu passes, ma bien aimée") hellt sich die Stimmung noch einmal auf. Dies Stück paßt nicht recht in den psychologischen Verlauf und ist in der Erfindung das schwächste. Auch hier verrät der Effektschluß wieder, daß sich Messager bei seinen im Grunde vornehmen Tendenzen nicht immer von einer gewissen flachen, salonmäßigen Manier freimachen kann. Das Schlußlied „L'hiver de cet an est si doux" knüpft in seiner Art wieder an das erste Lied an. Ernst, betrachtsam, voll verhaltener Empfindung, bei aller Gewähltheit natürlich und überzeugend im musikalischen Ausdruck schließt es mit einem letzten Wunsch für die Geliebte den Zyklus ab. Wir haben es als charakteristisches Beispiel für Messager und für diese Gattung der modernen französischen Lyrik in unsre Notenbeilage aufgenommen.

François de Breteuil, der dort an zweiter Stelle steht, hat vier Gedichte aus dem 15., 17. und 18. Jahrhundert „im alten Stil" komponiert. Er macht in seiner etwas steifen und allzu vorsichtigen Art mehr den Eindruck eines Dilettanten als eines Fachmusikers, trifft aber ungefähr den Ton des musikalischen Rokoko. Sein op. 3 mag als Beweis gelten, daß auch in Frankreich neben den extremsten Richtungen des Fortschritts die Neigung zu altertümelnder Einfachheit besteht. Die Sächelchen, deren einziger Reiz sozusagen im historischen Kostüm besteht, würden wohl kaum ediert sein, wenn sie nicht ihr Publikum fänden. Wir haben Nummer 3 „Douce Plainte" gewählt, einen graziösen Zweitakt nach Art einer Gavotte, der nach Einschiebung eines Minore (Mollteiles) in der üblichen Weise wiederholt wird. Die Struktur ist die denkbar einfachste; die Singstimme kann von jedem Kinde bewältigt werden.

Das dritte Notenbeispiel führt

Digitized by Google

uns auf den äußersten linken Flügel, in das Lager der musikalischen Sezession. Ferdinand Ochsé, ein junger Komponist, der seit kurzem in Paris von sich reden macht, ist ein ins Französische übersetzter Arnold Schönberg. Vielleicht lehnt er sich sogar bewußt an den deutschen Kollegen an, dem er freilich an technischem Können und musikalischem Gehalt nicht gleichkommt. Aber wie dieser will er durchaus etwas Neues. Er rüttelt an der Grundlage des Liedes: sein Melos ist kein Gesang mehr. Es ist ein psalmodisches Deklamieren, das jedoch auf die Ausdruckskraft der weiteren Intervalle gelegentlich nicht verzichtet, bald geschrien, bald geflüstert, meist nur gesprochen, und soll doch im Vortrag die Einheit poetischen Empfindens nicht vermissen lassen. Eine sonderbare Mischung von Realismus und Symbolismus. Eine völlig neue und nicht leichte Aufgabe für den Sänger. Die Klavierbegleitung skizziert das Bildliche und die Grundstimmung mit den Mitteln des musikalischen Impressionismus. Sie ist absichtlich dünn gehalten; die Motive sind mager, aber oft konsequent durchgeführt. Der Zyklus „Le parc", dem unser Beispiel „Sur l'herbe" entnommen ist, versucht auf diese Weise den Poesien Paul Verlaines aus den „Fêtes galantes" beizukommen. Mit welchem Erfolg, mag der Leser je nach seinem eignen Geschmack und Standpunkt entscheiden. Ein Zusammenhang zwischen der Zerrissenheit dieser Musik und den schnell nacheinander folgenden Stimmungsmomenten der Gedichte, die den Charakter von Improvisationen vortäuschen, wird sich nicht bestreiten lassen. Dagegen sucht man die Schönheit und Kraft der Sprache Verlaines und den Reiz seiner Rhythmen vergebens in der Nachdichtung des Musikers. Übrigens vermeidet Ochsé (darin unserm Schönberg ungleich) das geradezu Häßliche; die Kakophonie ist ihm kein Ausdrucksmittel an sich. Gern verwischt er dagegen die Konturen seiner Gedanken, und in „Les Ingenus" bewegt sich die Stimme des Vortragenden überhaupt nicht mehr in einer musikalisch bestimmten Tonhöhe.

Unsere Auslese ist nur ein Griff in das volle Leben der Gegenwart. Man sieht: es blüht auf den verschiedensten Gebieten, und die musikalische Lyrik in Frankreich hat neuerdings eine Entwicklung genommen, die die generellen Unterschiede von der unsrigen mehr und mehr aufzuheben beginnt. L. S.

Vom Nackten in der Kunst

hat kaum Carl Neumann gesprochen, so kommen auch schon Briefe: das sei doch unerhört einseitig, wie wir so etwas bringen könnten. Erstens ist's Neumann gar nicht eingefallen, das Nackte aus unsrer Kunst „verbannen" zu wollen, wie einer schreibt, zweitens habe ich selber mitgeteilt, daß die Sache für den Kunstwart durch diesen Aufsatz noch *nicht*, erledigt ist, und drittens habe ich selber im Kunstwart schon wiederholt in *anderm* Sinne als Neumann geschrieben. Aber was ist das für eine Auffassung: „Der Mann denkt anders, also darf er an dieser Stelle nicht sprechen!" Wenn wir in der Kunstpolitik überhaupt zu einer Anzahl von Ergebnissen gekommen sind, über die eine Übereinstimmung der Denkenden herrscht und an deren Verwirklichung wir deshalb arbeiten können — so kamen wir dadurch so weit, daß wir die gescheitesten Andersdenkenden auch bei uns reden ließen und

Digitized by Google

dann durch Aussprache eine Verständigung erstrebten. Glauben die Anhänger einer ausschließlichen Nackt-Plastik und einer Bekämpfung der Plastik „in Gewand", daß sie überzeugen können, ehe sie sich mit den Denkenden von der andern Seite auseinandergesetzt haben? Wenn einer, den an Bedeutung in der heutigen Kunstwissenschaft kein einziger überragt, Bedenken ausspricht, ein Mann zudem, dessen Werke doch wahrhaftig die Abwesenheit jeder Prüderie beweisen, so müssen, scheint uns, diese Bedenken verarbeitet werden. A

Vom Jäger in Kurpfalz

haben wir in den letzten Tagen viel gelesen, seit das kleine lustige Denkmal enthüllt ist, das ihm der Kaiser hat setzen lassen. Wir können in Kunstdingen so selten mit dem Kaiser „mit", wir halten auch das Frithjof-Denkmal und seine Aufstellung am Fjord für einen so schweren ästhetischen Irrtum, daß wir uns um so mehr freuen, vor dem steinernen Jager aus Kurpalz auch unsre vergnügte Reverenz machen zu können. Der Künstler hat die gute Absicht durchaus verstanden und ist „dementsprechend verfahren". Aber, was sagen nun die Bürger dazu? Die einen schlagen allen Ernstes vor, was etwa noch von den Gebeinen des seligen Utsch unvermodert sei, unter das Denkmal zu „überführen". Abgesehen davon, daß kaum noch einige Knöchlein da sein werden — ist dem Manne das Denkmal ob seiner Verdienste, ist es überhaupt dem einst gelebt habenden Menschen Utsch errichtet worden oder der lustigen Liedergestalt? Die andern aber brömmeln verstimmt: kann man nicht mit demselben Recht dem Fräulein Kunigunde am Regensburger Strudel oder dem Annchen von Tharau oder dem Enderle von Ketsch oder dem lustigen Musikanten mit seinem Krokodil am Nil ein Denkmal errichten? Kann man! Und sollte man!! Ach, daß man einige Dutzende Bronzesoldaten umschmölze in Annchen, Enderle, Kunigunden, Musikanten, Krokodile und weiteres vergnügtes Getier, und wenn das Rüssel-Chamäleon aus dem neuen Aquarium dabei wäre! Denn es stehet nirgends geschrieben, daß „monumentale" Plastik ausschließlich unterm Zeichen des Mopses verweilen solle.

Bei dieser Gelegenheit: als ich neulich den Beitrag vom „Weißen Rössel" aufnahm, hab ich mich übereilt, denn ich hatte das Saarbrücker Denkmal noch nicht gesehn. Sonst hätte ich bemerkt, daß sich's auch anders auffassen lasse. Mir gefällt's. Ich komme darauf zurück. A

Das neue Berliner Aquarium

In dieses Sommers denkwürdiger Saurierei werden wir vielleicht alle noch für das Aquarium reif werden. Die Kinder sollen schon, wenigstens hier in Berlin, wo ja die Anpassungsfixigkeit besonders entwickelt ist, mit Kiemen und Schwimmhäuten zwischen den Zehen zur Welt kommen, und auch wir so ziemlich Ausgewachsenen sehen manchmal bedenklich nach unsern Extremitäten, ob sie sich nicht von der ewigen Nässe schon echsenmäßig verzogen haben.

Einen Vorteil hätte man aber, wenn man als sehenswürdiges Amphibium in das Aquarium gesetzt würde: man brauchte diesen preiswürdigen Bau nicht täglich von draußen zu sehen. Drinnen hat er hübsche Glaskästen, in denen es sicher sehr gemütlich ist, kleine hei-

Digitized by Google

tere helle Schaukästen die Gänge entlang, schlicht in die Wände gelassen, bloß sachgemäß ausgestattet. Aber von draußen! Man erschrickt in der Tiefe seines ästhetischen Gemütes, wenn man diese riesengroßen Ungeheuer über die kleinen Wandflächen kriechen sieht, umrahmt von allem möglichen aquarisch-antiquarischen Kleingetier. Zwar wissen wir, daß diese vorsintflutlichen Riesensaurier ganz gewiß tot und Stein sind, aber sie sehen so erschrecklich naturalistisch aus, daß wir nur mit gesträubten Haaren an ihnen vorüberkommen. Oberhalb dieser Monstrositäten-Monumental-Ornamentik finden sich die Wände der Fassade mit Monumentalmalereien bedeckt, desgleichen auch innen das Treppenhaus. Außen sind die Fresken aus Kacheln zusammengesetzt, innen aber sind sie richtige Malerei.

Auch die zoologische Station in Neapel hat Wandgemälde; sie sind allerdings ein wenig anders als diese hier, sie sind von Hans von Marées. Die Fresken des neuen Berliner Aquariums aber „stehen" dafür, wie der gedruckte Führer von ihnen rühmt, „auf dem Boden wissenschaftlicher Sachkunde".

In dem „Führer" wird das Aquarium ein Schmuckbau genannt. Diese Bezeichnung könnte indessen dem Verdacht Vorschub leisten, daß die Erbauer in sträflichen künstlerischen Absichten diese Ungeheuer-Architektur oder diese architektonischen Ungeheuerlichkeiten geschaffen hätten. Dem ist aber nicht so, nur durchaus wissenschaftliche Absichten haben ihnen als Leitsätze gedient. Denn dieses Gebäude sei ein zoologisches Gebäude, sagte der eine Redner bei der Eröffnung, und es diene der Belehrung, sagte er, der Belehrung des Volks. Wer das Volk belehren wolle, müsse auf die Straße gehen. Und das Volk müsse schon durch den äußeren Anblick wissenschaftlich interessiert und in zoologische Stimmung versetzt werden. Darum also hat man den Bau nicht wie sonst üblich aus Steinen und solchen Baumaterialien errichtet, sondern aus fossilen Neosauren und Plesiosauren mit Seesternen und Quallen und andern Weichtieren als Bindemittel. Sozusagen: dieser Bau sei kein Schmuckbau, er sei ein — Zweckbau. Damit sind die nörgelnden Ästhetiker mit ihren eigenen Waffen geschlagen, denn auch sie haben doch den Zweckbau gepredigt! Die Architektur ist hier durchaus zur Dienerin der Volksbelehrung geworden, als welch letztere unzweifelhaft der Zweck eines Aquariums ist.

Die ganze, so außerordentlich sympathische, in ihren üppigen Kostümexotismen, ihren unterhaltend belehrenden Milieu- und Motivrahmenstilismen und neckischen Attrappen so reizvolle Architektur des Berliner Zoologischen Gartens hat ja ihre Gestalt aus diesen so überaus logischen Gedankengängen erhalten, wie auch die überall reichlich vorhandene ornamentale Plastik. Auch die Elefanten-, Löwen- und sonstigen Tierskulpturen hier dienen nur der Belehrung. Sie belehren jeden, der sie im ersten Augenblick als Kunst anzusprechen sich verirrte, sofort, daß sie ganz und gar keine Kunst, sondern daß sie zoologisches Anschauungsmaterial und Stimmungsmittel für die zoologische Lernbegierde sind. Daher der Naturalismus. Wenn der Aufsichtsrat und Vorstand des Zoologischen Gartens ein steinernes Pferd als Anschauungsmaterial aufzustellen beschließt, so nimmt er dazu eben ein Pferd und beileibe keinen — Gaul, von dessen Vorhandensein, da er ja doch kein zoo-

logisch richtiges Unterrichtsmaterial zu liefern vermag, der Vorstand des Zoologischen Gartens natürlich überhaupt keine Ahnung hat ....

Ich hatte die Absicht, über das neue Aquarium eine ernsthafte Kritik zu schreiben, aber es gibt kein anderes Mittel als den Spott, um sich gegen solche Monstrositäten zu wehren. Das einzig Ernsthafte, was ich auszusprechen habe, ist das Bedauern, daß dieser Bau, der in seinem inneren Ausbau, wo die Tatsachen die Macht hatten, so zweckvoll, einfach und gut gehalten ist, mit seiner grotesken Volksunterhaltungsfassadenarchitektur alle inneren Tugenden zuschanden macht. Des weiteren dürfte vielleicht dieser Wunsch als ernsthaft aufgefaßt werden: Es gehört in Berlin W schon zum guten Ton, Aktionär des „Zoo" zu sein, es sollte nun auch zum guten Ton gehören, als Aktionär endlich einmal gegen die ästhetischen Barbareien, die immer üppiger werden, aufzutreten.

Und nun noch eine kurze Anmerkung, Häckels „Kunstformen in der Natur" betreffend, nach welchen Tafeln das Bildmaterial für die farbigen Glasfenster mit solcher Genauigkeit in Farbe und Form verwendet worden ist, daß, wie der Eröffnungsredner stolz rühmte, man sogar die lateinischen Namen hatte zusetzen können. Es ist ein außerordentliches Verdienst Häckels, uns mit diesen Tiefseegebilden näher bekannt gemacht zu haben, deren Farben- und Formenreize jedem Auge erkennbar sind und die dem ornamental begabten Künstler sehr viel Anregung zu geben vermögen; — und eine Bereicherung an Stoff ist immer zu begrüßen, da er auch die gestaltende Phantasie zu erweitern und zu bereichern durchaus nötig ist. Wenn aber Häckel diese Naturformen ohne weiteres schon als Kunstformen hinstellt, so begeht er damit etwa denselben Irrtum, mit dem er seinen biologischen Naturalismus für Philosophie erklärte.*

Erich Vogeler

Zur Wahl des „Städtebauers" im Zweckverbande Groß-Berlin

Fast in allen illustrierten Zeitschriften erschien das Bild des neugewählten Städtebauers für Groß-Berlin mit einigen knappen Angaben zu seinem Werdegang, die zeigten, daß die Wahl einen tüchtigen Fachmann getroffen haben muß. Leider ist bei diesem intensiven Verbreiten in der Öffentlichkeit verschwiegen worden, daß es sich bei der Wahl nicht um einen Architekten, sondern um einen Ingenieur handelt, und daß damit im Gegensatz zu dem bisherigen Zustand ein Überwiegen der rein technischen Richtung bei den städtebaulichen Fragen für Groß-Berlin zu befürchten ist.

Man weiß, daß der zu früh verstorbene, hochbegabte Stadtbaurat Kiehl sich im Kampf mit den widerstreitenden Interessen der Terrainspekulanten aufgerieben hat. Er war Architekt, hatte in der Verwaltung Neu-Kölln's die Schäden der Berliner Bodenpolitik kennen gelernt und suchte ihr eine bessere Richtung zu geben. Die Auffassung, daß nur vom Architekten dem Wohnwesen die erforderliche Beachtung bei Abwägung aller Fragen geschenkt werden könne, daß nament-

* Von der Unsinnigkeit, von Kunstformen der Natur zu reden, ist in diesen Blättern schon wiederholt ausführlicher gesprochen worden.

Digitized by Google

lich ihm die künstlerische Zusammenfassung der weit auseinanderliegenden städtebaulichen Grundbegriffe zuzuweisen sei, ist in den Fachkreisen allgemein; sie wurde auch vor der Entscheidung kräftig vertreten. Trotzdem wählte man von den drei Bewerbern den Ingenieur. Die beiden Architekten, der bekannte Städtebauer Jansen und der Schöneberger Magistratsbaurat Wolf, die mit zur Wahl standen, waren nach den Erfahrungen mit Kiehl den Vertretern der Bodenspekulation nicht genehm. Wie stehen nun im Zweckverband die Aussichten für den großzügigen und weitsichtigen Städtebau? Neben dem Verbandsdirektor, der natürlich Jurist sein mußte, stehen als Berater der Sachverständige für das Verkehrswesen, ein Ingenieur, und der Städtebauer, ebenfalls ein Ingenieur; auch im engeren Verbands-Ausschuß ist kein Architekt. Es werden also bei wichtigen Vorbereitungen für die Aufstellung von Plänen keine Architekten zur Bearbeitung oder auch nur zur Beratung da sein! Zu verdanken ist das der Vertretung des Kreises Teltow, der die südliche Hälfte von Groß-Berlin umfaßt, durch die Kommerzienräte Haberland und von Krottenauer — beide bekannte Vertreter der Bodenspekulation — in dem Wahlausschuß, der die Entscheidung zu treffen hatte. Hirsch

Ernte im Haus

Auf dem Boden über der knarrenden Holztreppe liegen Äpfel, und ein starkwürziger Duft von ihnen zieht durch das ganze Haus. An den Dachsparren hängen in Bündeln Zwiebeln und Mohnstengel. In der kalten Fremdenstube liegen über Holzböcken und Brettergestellen riesige Kürbisse und auf den Boden geschüttet die braunen Nüsse, die so lärmvoll rascheln, wenn sie ins Kollern kommen. Auf Tüchern über dem Bett und dem abgeräumten Waschtisch häufen sich kleine Berge von Bohnen und Erbsen. Auf einer langen Stange, die vom Ofen zum Spinde läuft, sind Wedel aufgereiht, an denen sich dicke Bündel knolliger Tomaten mit leuchtendem Rot überziehen. Und in einem flachen Korbe, der über zwei Stühle gelegt ist, liegen schwere, sorgfältig abgenommene Trauben, die darauf warten, als Herbstgrüße an die versandt zu werden, die im Sommer das Fremdenzimmer beherbergt hat. Auf einem rohgezimmerten Regal an der Wand auf Brettern, die sich in der Mitte biegen, Gläser mit Pergament verbunden und mit Aufschriften von ungeübter Hand: „Firsiche“, „Jurkgen sauersieß“ usw. Kleine Beutelchen, die am Kleiderriegel und da und dort an den Bildernägeln hängen, bergen getrockneten Thymian, Majoran und was weiß ich noch für starkriechende Würze.

Ich freue mich über die geborgenen Schätze. Habe mir's auch nicht nehmen lassen, möglichst viel davon selber von ihren Ästen zu schütteln, von Zweigen und Stengeln zu pflücken.

Nachbar Gutsbesitzer fuhr an meinem Zaune vorüber, hinter ihm die hochgetürmten, lastschwankenden Erntewagen tagelang einer um den andern in langen Reihen. Überlegen hat er gelächelt, wenn er mich, das Sammellaken um die Schulter, auf der Leiter im Garten sah und seine Ernte mit meiner verglich. Überlegen hab ich ihm sein Lächeln zurückgegeben.

Jetzt rattert bei ihm auf dem Hofe die Dampfmaschine, Stroh wird gebunden, Säcke werden geschnürt und zum Speicher geschleppt. Er führt lange Lohnlisten und liest täg-

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1914 (Berlin, Fritz Heyder)

AUS DEM KUNSTWART MAX LIEBERMANN: LESENDES MÄDCHEN

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

lich voll Aufregung die Kurse der Produktenbörse. Meine Ernte ist mir lieber. Sie bleibt im Hause und steht bei lieben Freunden und Verwandten so hoch im Werte, wie niemals die Früchte an irgendeiner Produktenbörse der Welt.

Ich steige oft hinauf nach dem Boden und in das Fremdenzimmer und berausche mich an dem Duft der Äpfel und am Farbenspiel meiner vegetabilischen Stilleben.

Man wird wohl kindisch, wenn man so weit ist, daß man erntet.

Aber das ist kein Wunder! Man hat in der Gluthitze des Sommers so viele Eimer Wasser geschleppt, hat geharkt und gejätet, hat gebangt um Maifröste und Hagelschläge, um Raupenfraß und Diebstahl. Es hat so lange gedauert, so viele Mühen gekostet, so viele Gefahren hat man überstanden, bis man das bißchen erntete, und jetzt liegt schon an jedem Morgen der Reif auf den kahlen Stauden und unter der Schuhsohle knakken die ersten dünnen Eisdecken kleiner Wegpfützen. Ein paar Tage noch, dann ist alles tot und starr. Zeigt sich die sterbende Natur nicht selber „kindisch"? Malt sie, was sie fallen läßt, nicht mit den leuchtendsten Farben? Mit Flammenrot und Goldgelb putzt sie den runzligen, blutleeren Leib noch einmal auf, wie sie den saftvollen, knospenden Körper mit Blumen und Blüten schmückte — dereinst im Mai.

Und es hat so viele Jahre gedauert, bis man zu einem Dachboden steigen konnte, auf dem duftende Äpfel liegen! Nun ist es wohl nicht mehr weit bis zu des Lebens Torschluß. Der Spiegel verrät, daß der Reif des Herbstes auch auf unsern Scheitel gefallen ist. Kein graues Haar wird mehr braun. „Unweigerlich und unabänderlich bevorstehend" heißt das Motto für uns Alte, die wir ernten.

Also: Laßt uns ein bißchen kindisch werden und zu den Dachböden steigen, um uns über ein paar Sack Äpfel und Nüsse zu freuen, als wären das Reichtümer. Mühelos ist auch das Ernten nicht. Es will alles fein säuberlich hingebreitet sein, so daß Luft und Licht dazu können, es will genau und sorgsam ausgedacht sein, wo wohl ein Plätzchen noch wäre. Gerüste sind noch zu zimmern und luftige Kisten zu suchen, und täglich ist nachzusehen, ob nicht ein fauler Geselle die ganze Sippschaft bedroht.

Gönnt uns die Freude an der Hausernte, genießet sie mit uns und nennt uns selbst dann nicht kindisch, wenn wir es sind!

Wilhelm Brönner

Der 18. Oktober ein deutscher Baumpflanztag!

Das deutsche Volk hat sich in den vergangenen Jahrzehnten „verwirtschaftlicht", es hat sich mehr als sonst jemals dem Erwerbsleben zugewandt. Währenddem ist ein Raubbau mit den Schätzen unsres Vaterlandes getrieben worden. Raubbau haben wir auch an unseren Laubwäldern geübt. Viele Waldungen erlagen der Axt, ohne daß wieder aufgeforstet wurde. Dadurch aber und durch das Trockenlegen unsrer Moore haben wir dem Lande vielfach zugleich jene Wasseransammlungen entzogen, welche die Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft regeln. Der Boden des Laubwaldes saugt ja ebenso wie der Moorboden das Regen- oder Schmelzwasser auf und hält es fest, um es allmählich wieder an die Luft abzugeben. Dadurch wird die Luft ziemlich gleichmäßig feucht erhalten. Darum herrscht in den Laubwäldern und in ihrer Nähe im Sommer meist eine erfrischende Kühle. Der Nadelwaldboden hat

Digitized by Google

diese Eigentümlichkeit nicht. Nur spärliches Gras, Moose und Flechten siedeln sich auf ihm an. Das Wasser dringt in den Boden ein und geht der Luft größtenteils verloren. Gerade die Beständigkeit der Luftfeuchtigkeit bedeutet aber für das Klima sehr viel. Unsre einheimischen Pflanzen gedeihen nur gut in feuchter Luft. Schroffe Temperaturwechsel, die durch Trokkenheit der Luft entstehn, schaden ihnen.

Die Folge des Raubbaus an unseren Laubwäldern und daneben der nicht immer zweckmäßige Trokkenlegung der Moore lassen sich heute schon feststellen. Wir geraten immer mehr in ein Steppenklima hinein. Professor Udo Dommer hat kürzlich ausgesprochen, daß die Steppenpflanzen infolge der Entwaldung immer weiter nach Westen vordringen. Haben aber diese zähen Pflanzen erst einmal Fuß gefaßt, dann wird es unsern einheimischen kaum mehr möglich sein, das Gebiet wieder zu erobern. Die wirtschaftlichen Schäden, die durch all das entstehen, können gewaltig sein. Fast alle Bodenerzeugnisse unsrer Landwirtschaft müssen reichlich Feuchtigkeit haben, sollen sie vollwertig ausreifen. Ferner: die Schneeschmelzwasser im Frühjahr zerstören vieles, wenn die Flußbetten sie nicht halten können; die Höhen und Hügel werden entbodet, da das Wasser das Erdreich mitreißt. Also gilt es, aufzuforsten. Und zwar nicht Nadelwald, sondern Laubwald.

In den Vereinigten Staaten hat man schon seit langem gegen die Ausrodung der Wälder gearbeitet. Man hat einen „Nationalfeiertag" eingerichtet, einen „arborday", an dem Kinder und Eltern hinausziehn, um Bäume zu pflanzen. An einem Tag im Jahr soll einmal die Sorge des Alltags, der Gedanke ans Erwerben beiseitegedrängt, soll uneigennützig für die ferne Zukunft gesorgt werden.

Wie, wenn wir Deutschen den 18. Oktober zu einem solchen Baumpflanztag machten? Den Tag, den schon Ernst Moritz Arndt zur Erinnerung an die Befreiung zu einem dauernden Volksfeiertag erheben wollte?

Die beste Zeit zum Pflanzen fällt ohnehin in den Oktober. Nur auf nassem, schweren Boden dürfte es besser sein, im Frühjahr zu pflanzen. Darum schlug mir Professor Udo Dommer vor, für diesen Tag zu sprechen.

Welche Bäume zu pflanzen wären? Je nach der Bodenart und dem Klima kommen nach Dommer in Frage Linden, Ahorn, Esche, Rüster, Eiche, Eberesche, Weißbuche, stellenweise auch Akazie, Birke, Nußbaum, diese aber nur in milden Gegenden. Und die praktische Durchführung? Wenn der Gedanke in unserm Volk Wurzel schlägt, so müßte man sich an die Forstbehörden wenden, damit sie die Wege des „Wie" und „Wo" weisen. Und dann Eingaben an alle Ministerien, diesen Tag des „Baumpflanzens" als deutschen Volksfeiertag gelten zu lassen!

Ferdinand Goebel

Natürlich sollte sich der Baumpflanztag nicht etwa auf die Waldergänzungen beschränken. Pflanzt auch Einzelbäume, pflanzt Gruppen, pflanzt Haine! Gedenkt der Flußufer, die an vielen Stellen den Schmuck der Büsche und Bäume noch nicht wiedererhalten haben, welche die Schönheit des Flußlaufs im großen oft erst wieder in landschaftliche Erscheinung bringt und dabei eine Fülle von malerischen Einzelbildern schafft! Und

Digitized by Google

wo ihr euch hier nicht sicher fühlt, wie und mit welchen Bäumen die Sache gemacht werden sollte: fragt auch Künstler oder die Ortsgruppen des „Heimatschutzes“ um Rat. K.-L.

„Patriotismus“ im Nachtlokal

Nachdem der „Patriotismus“ — nämlich der in Gänsefüßchen, den unsre Leser ja kennen — seine Zugkraft in der Industrie der Liebhabertheaterei und der Quarklektüre, der Öl- und Lichtdrucke, für die der Kaiser und die kaiserliche Familie herhalten müssen, in der Fabrikation von schauerlichen „Erinnerungsgaben“-„Schlagern“ sowie in der Filmindustrie geschäftlich glänzend bewährt hat, tritt er nun auch seinen Siegeszug durch die Tingeltangel und Nachtlokale an. In den „Monatlichen Mitteilungen des Hamburger Volksheims“ finden wir folgende Reklame eines Hamburger Nachtlokals aus einer „Artistischen Monatsrevue“ tiefergehängt:

„Der Ernst des Lebens kommt ja doch von selber, und glücklich ist der, der auch ihm eine heitere Seite abzugewinnen weiß. Das verstehen nun die prächtigen Tänzerinnen ganz ausgezeichnet, die als »Unsere blauen Jungens« militärische Tanzevolutionen mit ebensoviel schneidiger Präzision wie anmutiger Grazie vorführen. Wir leben ja noch in der freudigen Begeisterung, die die Jahrhundertfeier der großen Zeit von 1813 geweckt hat. Und der Anblick der glitzernden Uniformen dieser bildhübschen Amazonen ist so herzerfreuend, ihre Darbietungen sind so jugendfrisch, exakt und elastisch, daß man ihnen statt des sonst üblich rauschenden Beifalls am liebsten ein dreifach donnerndes Hurra darbringen möchte. Auch in diesem kindlichen Spiel liegt ein tiefer Sinn; es könnte gemahnen an den Opfermut der deutschen Jungfrauen, die vor hundert Jahren ihr Geschmeide oder ihr wallendes Prachthaar auf dem Altar des Vaterlandes opferten oder gar furchtlos in die Reihen der Freiheitskrieger traten. Wahrhaftig, wir könnten heute ruhigen Herzens singen: »Lieb Vaterland magst ruhig sein!«“

Schneidige Präzision, freudige Begeisterung, große Zeit von 1813, donnerndes Hurra, Altar des Vaterlandes — es ist alles da. Im Zuschauerraum summt's mit: „Wer kann dafür, wer kann dafür?“

Wird man endlich die Warnung verstehn: daß unserm Volk ein schwerer Schaden daraus erwächst, daß der „vaterländische Gedanke“ alle möglichen Geschäftserzeugnisse gegen Kritik „tabu“ machen soll?

Vom Tabakrunks

Eine Sorte von Runks hat Schliepmann nicht mitbesprochen: den Tabakrunks. Wie kommt der dazu, mich zu zwingen, seine unsauberen Erzeugnisse in mich aufzunehmen, wenn ich notgedrungen mit ihm an einem Ort sein muß? Ich will in diesem Zusammenhang gar nicht einmal die gänzliche Enthaltung vom Tabak fordern, die mir persönlich aus sozialen und hygienischen Gründen erforderlich scheint. Aber das scheint mir doch ein billiges Verlangen, daß jeder Raucher nur dort rauche, wo er nicht andere Menschen mit der Tabakluft und dem Tabakgeruch belästigen kann.

Die Straße gehört den Rauchern, ebenso der Bahnhof und das öffentliche Lokal. Man sucht ein Nichtraucherabteil auf, und gleich darauf zieht einem Tabakduft in die Nase. Der Vater hüllt sich und

Digitized by Google

seine Familie in Rauchschwaden ein. Wagt der Nichtraucher eine Bemerkung, so heißt es: das ist doch Tuerei — „können Sie denn gar nichts vertragen?“ Oder man bekommt vom Rauch-Runks noch Grobheiten zu hören, weil man im Nichtraucherabteil die Herren Raucher in ihrem „Genuß“ stört. In Bayern zum Beispiel ist derlei leicht zu erleben. Mir will scheinen, daß man auch gegen diese Runks-Gattung Front machen sollte. Sie eignen sich vielleicht gut zum Anfangen wegen der vielen, die mehr oder weniger nur aus Gedankenlosigkeit zu ihnen gehören, weil sie sich nicht vorstellen, daß andre Leute gegen Tabakrauch empfindlicher sein können, als sie. Einmal gewonnen, würden sie vielleicht auch auf andere „Fälle“ besser aufmerken und Mitstreiter gegen das Geschlecht der Runkse überhaupt werden. Sv.

Letztmals Rechtsanwälte und Schuldnernot

Uns wird vom Verfasser unsres ersten Aufsatzes in dieser Sache (Kw. XXVI, 18) geschrieben:

Allmenröder behauptet in seiner Entgegnung (Kw. XXVI, 21): es sei Tatsache, daß fast in jedem einzigen Falle von den Schuldnern, auch wenn sie Einwendungen nicht erheben können, gegen den Zahlungsbefehl zunächst Widerspruch erhoben wird. Wäre das der Fall, dann würde allerdings die Anwendung des Mahnverfahrens nur eine zwecklose Verzögerung bedeuten. Die Statistik lehrt aber, daß nur etwa gegen den vierten bis dritten Teil der Zahlungsbefehle Widerspruch erhoben wird. Bei geeigneter Aufklärung der Schuldner würde sich überdies die Zahl der unnützen Widersprüche noch erheblich weiter verringern.

Daraus ergibt sich aber, daß es durchaus nicht eine „Zurücksetzung seines eigenen Vorteils“ ist, wenn der Anwalt unter Vermeidung des Mahnverfahrens gleich klagt. In den Fällen des Widerspruches erhöht sich allerdings seine Gebühr durch das Mahnverfahren um drei Zehntel. Dafür entgeht ihm aber wieder die Verhandlungsgebühr in allen den zahlreicheren Fällen, in denen es nicht zur Verhandlung kommt, weil Widerspruch nicht erhoben wird. Im übrigen habe ich aber den Anwälten durchaus keinen Vorwurf daraus gemacht, daß sie sofort klagen. Wenn einmal ein Anwalt beauftragt wird, dann ist der Kostenunterschied zwischen Klage und Zahlungsbefehl nicht mehr sehr groß, und mit Rücksicht auf den möglichen Widerspruch handelt der Anwalt im großen und ganzen richtig, wenn er sofort klagt. Es ist auch nicht zutreffend, daß ich darin die Ausnützung der gebotenen Erwerbsmöglichkeit gesehen hätte.

Daß die Anwälte bei erweiterter Anwendung des Mahnverfahrens ohne Anwaltsvertretung sehr leiden würden, habe ich ja selbst betont. Es fragt sich nur, welches Übel für die Gesamtheit das kleinere ist. Die Herabsetzung der Gerichtsgebühren, die ich natürlich auch für wünschenswert halte, wird den Schuldnern nicht viel helfen. Die größere Last werden — namentlich bei kleineren Streitgegenständen — immer die Anwaltskosten bilden, und es bleibt eine Unbilligkeit, diese den zahlungswilligen Schuldnern aufzubürden, bloß zu dem Zwecke des Ausgleiches der zu niedrigen Gebühren in streitigen Sachen. An eine gesetzliche Änderung ist kaum zu denken, dazu ist der Einfluß des Anwaltsstandes in allen Parlamenten und in der Presse viel zu

Digitized by Google

groß. Deshalb müssen eben Gläubiger und Schuldner sich selbst helfen und zu diesem Zwecke aufgeklärt werden. Dazu sollte der Aufsatz im Kunstwart beitragen. G.

Gute Zeichen

Das erste, was wir als gut an dieser Stelle verzeichnen möchten, knüpft sich an den ernsten Anlaß von Bebels Tod. Bebels Gedanken gehören zu denen, die nach dem Programm unserer Zeitschrift hier nicht zu erörtern sind, aber das Wie dieses Menschen gehört zu den wenigen ästhetischen Erscheinungen der Öffentlichkeit, die kein Schilderer unserer Zeit vernachlässigen dürfte, ohne die Ähnlichkeit des Zeitbildes selbst zu fälschen. In meinen Knabenjahren hab ich dem Jubelrausch beigewohnt, als die Nachrichten vom Falle Sedans durch Berlin wogten, seitdem aber habe ich auch auf vaterländischen Feiern keine einzige gleich urwüchsige Begeisterung mitangesehn, wie die, wenn Bebel in guter Stunde zu seinen Genossen sprach. Da stand der Prophet, und um ihn lebte die Zukunft, wie er sie sah. Weil er sie sah, stand sie vor allen den Seinigen hier im Saal wie eine leibhafte, strahlenden Auges lächelnd segnende Gestalt. Die Wirklichkeit ward aus Bebels Traum durch die Kraft seines Glaubens daran. Klarer und richtiger gedacht als er haben auch unter seinen Parteigenossen manche. Aber keiner konnte den Genossen das ehrliche Feuer mitgeben, wie er.

Bebels Tod nun ist von der gesamten deutschen Presse in einer Weise besprochen worden, die früher kaum möglich gewesen wäre. Man erinnere sich zum Beispiel des Nachrufs, mit dem die „Deutsche Tageszeitung“ den Toten und sich selber ehrte — wäre dergleichen in früheren Jahrzehnten angegangen, ohne daß man das konservative Blatt unsicherer Gesinnung verdächtigt hätte? Wär's überhaupt früher angegangen, daß man in den Kreisen rechts sozialdemokratische Gesinnung als solche nicht schon für ausreichenden Grund zu moralischer Minderbewertung nahm? Und doch gibt es nichts, was den Riß durch unser Volk fortdauernd so vergrößert, wie der Anspruch des einen Teils, die drüben seien auch ethisch geringer zu achten, eben schon deshalb, weil sie drüben stehn. In andern Kulturländern ist man diese politische Kinderkrankheit längst los, mögen die Stimmen am Sarge Bebels die Heilung auch bei uns ankündigen!

Ein zweites erfreuliches Zeichen der Zeit sehen wir in der Raschheit, mit der die Regierung den Entwurf eines § 110a zur Ergänzung des Militärstrafgesetzbuchs eingebracht hat, der bei minder schweren Fällen von militärischem Aufruhr usw. eine wesentliche Strafermäßigung vorsieht. Das „Archiv für Militärrecht“ selbst nennt die Entstehung dieser „lex Erfurt“ einen „in der Geschichte unsres Parlamentarismus noch nie dagewesenen Fall“. Am 28. Juni kam das Erfurter „Bluturteil“ im Reichstag zur Sprache, am 30. Juni wurde ein Militärantrag in allen drei Lesungen angenommen, und ein paar Wochen darauf war die Vorlage da. Aber nicht im Tempo liegt das erfreuliche Neue, das Tempo wäre eher bedenklich. Sondern in dem energischen „Ja — also“ liegt es, das bei einem wirklichen Mangel auch der Sozialdemokratie zugab: wir haben etwas versäumt, machen wir's schleunigst gut.

Das dritte gute Zeichen der Zeit sehen wir darin, daß in Sachen des Hamburger „wilden Streiks“

Digitized by Google

trotz allen Klagen und aller Erregung im großen Genossenkreise die Gewerkschaften fest blieben, wie der eiserne Landgraf. Um eine wie ernste Machtprobe sich's dabei handelte, das wissen auf unsrer Seite nicht viele. Wir haben alle Ursache, nicht nur die Gewerkschaften, sondern die Allgemeinheit zu beglückwünschen, daß diese Machtprobe zugunsten der Besonnenheit und der selbstgesetzten Zucht entschieden ist. Gerade die Ereignisse hier haben zwar bewiesen, was jeder Kenner der Verhältnisse längst weiß, daß die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie nicht etwa „dasselbe" sind. Aber der Einfluß der Gewerkschaften auf die Sozialdemokratie ist ungefähr so groß, wie der von Praktikern am Leben auf Politiker aus Programmen zu sein pflegt. Ungefähr — der Vergleich hinkt natürlich auch. Fest aber steht, daß im Interesse der allgemeinen Kulturentwicklung eine Stärkung der Gewerkschaften innerhalb der sozialdemokratischen Partei liegt und daß der Kampf um den „wilden Streik" solche Stärkung erbracht hat.

Drei gute Zeichen aus dem öffentlichen Leben, die alle irgendwie unser Verhältnis zur Sozialdemokratie betreffen. Sie geben Posten auf die Hat-Seite, die wir nicht zu verrechnen vergessen wollen, wenn auf der Soll-Seite von den „roten" oder den „blauen" oder den sonstwie gefärbten Stiften wieder soundso viel Unerquickliches geschrieben wird.

Die deutschen Kirchen und das amerikanische Deutschtum

Professor O. E. Lessing von der Illinois-Universität hatte in seinem Aufsatz über das Deutschtum in Amerika in unserm zweiten Februarheft bedauert, daß die deutsche Kirche sich auf die Pflege der deutschen Sprache zu kirchlichen Zwecken beschränkte und nicht auch zu einer Hauptträgerin der deutschen Kultur im Westen überhaupt wurde. Pfarrer Grisebach vom Evangelischen Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen schrieb uns daraufhin, daß ihm diese Kritik der deutsch-amerikanischen Kirchen „hart und nicht ganz gerecht" erschiene. Sie hätten doch tatsächlich für die Erhaltung deutscher Sprache und für die Pflege deutscher Kultur eine große Bedeutung. Ihm seien zahlreiche deutsch-amerikanische Pastoren bekannt, die „den Zusammenhang mit der deutschen Kultur aufs wärmste pflegen und auch ihren Gemeindegliedern diesen Zusammenhang mit der alten Heimat und deren Kultur zu wahren suchen". Professor Lessing antwortet: die deutschen Kirchen hätten zwar manches für die Erhaltung der Heimat sprache getan, aber sie wären leider zu wenig über das Lesen von Bibel und Katechismus hinausgegangen. Man müsse der Jugend auch die Sprache als einen Zugang zu unsrer Kulturwelt lieb machen. Die Folge der Einseitigkeit sei, daß schon die zweite Generation nichts Deutsches mehr lese und darum auch nicht mehr deutsch spreche. „Da Katholiken wie Protestanten denselben Gott auch englisch anbeten können, so bleibt der besondere Zweck einer deutschen Kirche nur im Hinblick auf die Alten noch verständlich." So komme man allmählich zu englischem Gottesdienst in deutschen Kirchen, und das Überlaufen gebildeter deutscher Lutheraner zur „English Lutheran Church" werde

Digitized by Google

immer stärker. „Wir haben jahraus jahrein Studenten von deutschen Kirchenanstalten. Soweit sie etwas von deutscher Literatur wissen, verdanken sie es dem zufälligen Interesse daran in ihren Familien. Oder aber, wenn sie etwa von Goethe, Schiller usw. in der Gemeindeschule oder im Seminar gelernt haben, so muß es auf der Universität um gelernt werden, denn die Klassiker werden einseitig in ihrer Beziehung zur protestantischen Orthodoxie erläutert." Den Übergang zur English Lutheran Church sucht nun aber Pfarrer Grisebach zu erklären durch die „angeborene Neigung des Deutschen, Standesunterschiede zu machen, die dem Amerikaner eigentlich fremd ist". Die kirchlichen Deutschen seien meist schlichte Leute oder Deutsch-Russen, unter denen sich der „gebildete" Deutsche nicht wohlfühle. Und wenn die deutschen Kirchen drüben sich gegen die Kunst und Literatur der Heimat abschlössen, so darum, weil ihnen die Kirchen Deutschlands schlechthin als „liberal" gelten. Man fürchte den liberalisierenden Einfluß der deutschen Literatur. In den liberalen deutschen Kirchenkreisen drüben beschäftige man sich daher viel mehr mit der heimatlichen Literatur als in den orthodoxen.

Diese Punkte des Meinungsaustausches erscheinen uns wertvoll genug, um sie zu veröffentlichen. Was sie besagen, ist im Grunde beschämend für uns Deutsche: Bildungsdünkel bei den einen, ängstliche Enge bei den andern als Mitursachen der Zerstreuung deutscher Volksgenossen in der Fremde und der allmählichen Auflösung des Deutschtums! Goethe und Schiller haben umsonst gelebt, soweit sie sich nicht in orthodoxe Gedankengänge einpassen lassen. Die gewaltige Gottesoffenbarung des deutschen Idealismus darf draußen ihre Macht an unserm Volke nicht bewähren, weil man ihren „liberalisierenden Einfluß" fürchtet. Wohin wollen wir denn steuern, wenn Dünkel hier und Engherzigkeit dort uns auseinandertreiben? „Die Kirchen auf!", hier und drüben, damit das reiche, freie, lebendige deutsche Volksleben durch sie hinflute und die Weihe erhalte, die die Kirche ihm schuldig ist!

Selbstverwaltung von Kasernenkantinen

Ich kenne zwei Kompagnien, die mit Hilfe von Spenden der Offiziere und Einjährigen ihre Kantinen selbst einrichteten und in Verwaltung nahmen. Einkauf, Kasse, Kontrolle übernahmen ein Offizier, ein Feldwebel und zwei Unteroffiziere; als Bedienung wurden zwei Ordonnanzen von der Kompagnie abgeteilt.

Die Erfolge stellten sehr zufrieden.

Einerseits zeichneten sich diese Kantinen durch Billigkeit, Güte der Waren und Reinlichkeit aus, anderseits bot die Zusammensetzung der Verwaltung Gewähr für reellen Betrieb und Berücksichtigung aller vorliegenden Bedürfnisse. Dann aber: es stellte sich nach Amortisation der Einrichtung sehr bald ein Überschuß ein, der monatlich in Form von Gutscheinen an die Mannschaften zur Verteilung kam.

Gerade wegen der zum Besten der Mannschaften zu verwendenden Gewinnanteile sind diese Versuche sehr beachtenswert. Werden sie im Heer an vielen Stellen gemacht?

Franc Helmut Schmolck

Digitized by Google

Der pädagogische Fachmann

Auf keinem Gebiet beruflicher Arbeit rät und redet die Allgemeinheit mehr mit als auf dem der Pädagogik. Mit einem guten Teil Recht. Jeder erwachsene Mensch in Deutschland hat irgendeine Schulbank gedrückt, hat Lehrer geliebt und gehaßt, bewundert und verachtet, kennt den Betrieb aus eigener Erfahrung, hat seine Folgen am eigenen Leibe gespürt. Und nun hat man selbst wieder Kinder, ist also sehr praktischer „Schulinteressent", kennt zudem seine Jungen und seine Mädel wahrscheinlich genauer als bei der großen Zahl seiner Schüler der Lehrer selbst. Warum sollte also die große Menge nicht mitreden können, wo immer es sich um Erziehungs- und Unterrichtsfragen handelt?

Auf andern Gebieten scheint's freilich etwas anderes zu sein. Handwerker, Künstler und Gelehrte aller Art müssen verstehen und können, was in der Regel nicht von jedem Menschen erlernt und getrieben wird. Man flickt sich mal in der Not einen abgerissenen Hosenknopf an, aber man schneidert sich keine Hose zurecht. Man schlägt wohl hin und wieder einen Nagel in die Wand, aber man macht sich keinen Schrank, keine Kommode. Man versteht sich zwar etwas auf Hausmittel; in ernsten Fällen aber ruft man doch den Arzt; in kritischer Lage läuft man doch zum Juristen, zum Techniker, zum Fachmann.

In pädagogischen Angelegenheiten hingegen fühlt man sich selbstherrlicher. Man „weiß" ohne langes Nachdenken, was recht und was verkehrt ist. Auch der Jurist, auch der Theologe fühlen sich hier als Fachleute und können als Schulaufsichtsbeamte fungieren, kennen sie doch die Angelegenheit, um die es sich handelt, so gut aus eigner Erfahrung wie der sogenannte Pädagoge selbst.

Stimmt das alles oder stimmt etwas nicht? Und gereicht die landesübliche Meinung der Sache selbst zum Vorteil oder zum Nachteil?

Vom „Fachmann" pflegt man in der Regel zweierlei zu fordern: daß er sein Fach von Grund aus *verstehe* und daß er etwas darin *leiste*. Die beiden Eigenschaften können sich gegenseitig durchdringen und verstärken; sie können aber auch getrennt vorhanden sein.

Wir können uns vorzügliche Kunstkenner denken, die doch keine ausübenden Künstler sind. Und schaffende Künstler, die sich keinerlei Mühe geben, über ästhetische Gesetze, denen sie doch unbewußt folgen, irgendwie klar zu werden. In reiner Züchtung aber werden die Nur-Theoretiker und die Nur-Praktiker selten vorkommen. Goethe und Schiller, Hebbel und Otto Ludwig, Leonardo da Vinci und Dürer, Richard Wagner — und wie viele Kleinere waren Theoretiker und Praktiker zugleich.

„Wer ist Lehrling? — Jedermann. — Wer ist Geselle? — Der was kann. — Wer ist Meister? Der was ersann." Also dichtete das Volk, sobald es selbst zu überlegen begann.

Der Spruch gilt auch für den Pädagogen. Auch bei ihm muß unterschieden werden zwischen einem Verstehen und einem Können und zwar in doppelter Hinsicht. Alle pädagogische Tätigkeit ist ihrem Wesen nach ein Wirken von Mensch auf Mensch. Unmittelbare Einwirkung der Seelen aber gibt es nicht. Alles Seelische bedarf

Digitized by Google

eines Mediums, um Zugang zu andern Seelen zu gewinnen, braucht ein neutrales Zwischenfeld, auf dem sich Seelen begegnen und finden, braucht einen Stoff, der geboten und erfaßt sein will.

Darum werden sich alle pädagogischen Einwirkungen unmittelbar auf den Stoff und mittelbar durch den Stoff hindurch auf den werdenden Menschen beziehen müssen. Für beide Verhältnisse aber — für das unmittelbare wie für das mittelbare — sind ein Verstehen und ein Können nötig.

Wer zum Beispiel seinen Schülern ein Stück aus der vaterländischen Geschichte bieten will, der muß zunächst diese Geschichte selbst kennen: er muß Historiker sein. Aber mit dem bloßen Kennen ist es nicht getan. Er muß den Stoff auch wiedergeben können, er muß ein Gestalter sein. Wissen allein reicht nicht aus; ein Können muß ergänzend hinzutreten. Wer beides vermag, ist der historische Fachmann, der Forscher, der Gelehrte.

Für den Pädagogen reicht auch dieses nicht aus. Neben den Rücksichten auf den zu gestaltenden Stoff werden für ihn die Rücksichten auf das zu gestaltende Kind, auf den zu bildenden Menschen maßgebend. Er muß die Natur des Kindes kennen. Er muß wissen, was ihr gemäß ist. Er muß Psychologe, im besonderen Kinderpsychologe sein.

Und weiterhin muß er jenes stoffliche Wissen und Können von dieser psychologischen Erkenntnis derart beeinflussen lassen, daß seine Darbietung, seine pädagogische Tat, modifiziert, umgewandelt wird eben durch die Rücksicht auf das zu bildende Kind. Erst dann ist — um im Beispiel zu bleiben — der historische Fachmann auch Pädagoge.

Diese zuletzt genannte Tätigkeit gewinnt eine starke Verwandtschaft mit jener des Künstlers, des Dichters. Auch das Volk will zum Beispiel seine Geschichte dichterisch gestaltet, nicht wissenschaftlich gelehrt dargeboten erhalten — genau wie das Kind. Schon Heine hat darauf verwiesen: „Seltsame Grille eines Volkes!“ schrieb er, „es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Tatsachen, sondern jene Tatsachen wieder aufgelöst in die ursprüngliche Poesie, woraus sie hervorgegangen. Das wissen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenlust modeln sie willkürlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung stolztrockener Historiographen und pergamentener Staatsarchivare. Ist denn dies aber wirklich ein Fehler? Soll man den Dichtern wegen dieser Fälschung gleich den Prozeß machen? Nein, denn ich leugne die Anklage. Die Geschichte wird nicht von den Dichtern verfälscht. Sie geben den Sinn derselben ganz treu, und sei es auch durch selbsterfundene Gestalten und Umstände.“

Ähnliches findet sich auf allen Gebieten unterrichtlicher Darbietung: der zu vermittelnde Stoff folgt nicht nur den eigenen, sondern auch kinderpsychologischen Gesetzen.

Nach vierfacher Richtung hin wollen pädagogische Maßnahmen beurteilt sein. Wissen um den Stoff allein macht es nicht. Darum sind auch Theologen, Mediziner, Naturwissenschaftler, Juristen nur Laien auf pädagogischem Gebiete, keine Fachleute. Selbst wenn sie ihren Stoff zu gestalten vermögen. Selbst wo

Digitized by Google

ein Wissen um die psychologischen, ethischen und ästhetischen Gesetze der Stoffvermittlung durch philosophisch-pädagogische Studien hinzugekommen ist, zum eigentlichen Pädagogen fehlt immer noch das pädagogische Können.

Jene fachwissenschaftlichen und pädagogischen Kritiker vermögen wohl theoretisch manches recht zu beurteilen, aber nicht wirklich vorzuerleben. Sie können vielleicht beaufsichtigen, aber nicht leiten. Erst wo das Können, die lebendige Praxis im Dienste des Kindes, hinzutritt, kann von pädagogischen Fachleuten gesprochen werden. Praxis allein tut's freilich auch nicht. Wer ein Nur-Praktiker ist, ohne sich um die Wissenschaft seiner Tätigkeit ernstlich zu kümmern, ohne sich von den wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritten des zu vermittelnden Stoffes beeinflussen zu lassen, der wird zuletzt zum Taglöhner, zum Handwerker, dem jahrzehntelange Tätigkeit wohl eine gewisse Routine, aber keine fachmännische Qualität zu geben vermag.

Auf diesem Standpunkte stehen die meisten Eltern, die sich wohl praktisch mit Erziehung und Bildung ihrer Kinder befassen, aber ohne sich um die übrige Angelegenheit des Stoffes und der Formung sonderlich zu kümmern. Auf einem noch tieferen Standpunkte finden wir eine Anzahl von kinderlosen Laien, die auf Grund eigener Kindheiterfahrung wohl gerne in pädagogischen Fragen mitzureden pflegen, durch die Art ihres Urteils aber beweisen, daß hier die eigentlichen Probleme noch gar nicht zu Problemen geworden sind.

Der rechte Fachmann ist kein Viertels- und kein halber Pädagoge, sondern ein Vollmensch nach der vierfachen Richtung hin, die ihm die Eigenart seines Berufes zu pflegen auferlegt.

Ernst Weber

Zum neuen Gesundbrunnen

Wer den neuen Dürerbundkalender (1914) genau durchsieht, wird bemerken, daß es sich auch bei ihm nicht nur um eine Zusammenstellung von allerlei hübschen Sächelchen handelt, sondern daß hinter ihm ein bestimmter Wille steht. Das fröhliche bunte Büchlein ist tatsächlich ein Ergebnis recht viel ernsthafter Arbeit, wie sie wohl kaum an einen andern Volkskalender gewendet werden kann. Es wird nicht nur das ganze Jahr über von der engeren Redaktion gesammelt, sondern der Arbeitsausschuß hält eine beträchtliche Anzahl gemeinsamer Sitzungen allein des Gesundbrunnens wegen ab. Alle Vorschläge werden wiederholt geprüft, alle Beiträge mehrmals gelesen; der Grundgedanke des Ganzen und die Anordnung innerhalb des Grundplans werden eingehend erwogen. Dann erst geht's an das Bearbeiten des Einzelnen. Unser „Kalendermann" hat keinen leichten Stand.

Es ist vielleicht einmal gut, hier davon zu reden, was wir denn eigentlich bei der Bearbeitung des Kalenders im Auge haben. Das sind Dinge, die vielen sicherlich unmodern vorkommen, die aber, wie wir überzeugt sind, wieder höchst modern werden. Wenigstens wär's schlimm um unsre Volkskultur bestellt, würden sie's nicht.

Zunächst: wir nehmen es sehr genau mit dem Volkskalender; denn wir rechnen zum Volk den berühmtesten Universitätsprofessor und den schlichtesten Taglöhner. Sie alle sollen den Kalender mit Ver-

Digitized by Google

gnügen, aber sie alle auch wirklich mit Gewinn lesen können. Darum streben wir, zunächst, nach einer Sprache und einer literarischen Form, in der die gemeinsamen Interessen auch wirklich gemeinverständlich ausgedrückt werden können, ohne an Tiefe und Klarheit zu verlieren. Das muß möglich sein, es muß neben den Sprachen der verschiedenen „Fächer“ und der verschiedenen Bildungskreise eine im echten Sinne „volkstümliche“ Sprache geben, in der sich alle verständigen können, ohne dabei das Gefühl zu haben, sich entweder herabzulassen oder sich mühsam emporzuarbeiten. Wir arbeiten im Gesundbrunnen, so gut wir's vermögen, an der Erhaltung und Stärkung einer deutschen Gemeinsprache mit.

Ferner: ein Kalender fürs ganze Volk muß die Werte herausheben, die unabhängig von Partei und Konfession sind. Das ist nicht leicht. Meinen doch manche, man könnte alle gemeinsamen Interessen nur in der besonderen Form behandeln, in der sie von Parteien und Konfessionen vertreten werden. Was jenseits liege, sei „nebelhaft“ oder „verwässert“. Nun prüfe man unsern Kalender daraufhin, ob etwas darinsteht, was nicht völlig frei von allen Sonderkreisen gedacht und erstrebt werden kann, und weiter: ob es deshalb saft- und kraftlos ist. Mancher wird vielleicht überrascht sein, daß es bei aller Parteizersplitterung doch soviel Gutes und Starkes gibt, das zu wollen nicht konservativ oder liberal oder sozialdemokratisch, nicht protestantisch oder katholisch, sondern ganz einfach deutsch ist. Es handelt sich nicht um Kompromisse, nicht um „goldene Mittelstraßen“, sondern um einen klaren, bestimmten Weg, der uns eben von unserm Volkstum, man möchte fast sagen: vorgezeichnet wird. Ihn zu finden, ist schwer. Liegt er aber vor uns, so erscheint er selbstverständlich. Da will der Gesundbrunnen Pfadfinderdienste leisten.

Im heurigen Kalender haben wir zwei große Erscheinungen miteinander vereinigt: den Geist der Befreiungszeit und den Geist Ludwig Richters. Eine gewagte Zusammenstellung: dort das Ringen und Streiten mit allen Kräften Leibes und der Seele, hier das friedvolle Ausruhn in stiller Freude. Aber man nehme es zusammen, wie dann eins das andre umgrenzt und hebt und wie das trotz allem in den tiefsten Kräften Gemeinsame fühlbar wird! Wer von diesem Gesamtgeist berührt wird, der hat etwas Unverlierbares gewonnen. Wir meinen daher, dieses Büchlein hat einen besonderen Wert für die „Volkserziehung“, dieses Wort im tieferen Sinne gebraucht als gewöhnlich. Der Dürerbund

Aus Jakob Grimms Schriften

Erste Schule

Muß denn der Mensch zu Schule gehn? Das Insekt, sobald es aus der Larve geschloffen ist, reckt einige Augenblicke seine Flügel und schwingt sich dann leicht und gewandt in die Lüfte. Zwar heißt's, der Vogel lehre seine Jungen fliegen, der Adler führe sie der Sonne entgegen, was doch die Naturgeschichte unbestätigt läßt. Wer lauscht, wird gewahren, wie die flüggen, dem Flaum entwachsenen Nestlinge eigenmächtig ihr Gefieder rühren und nach geringem Flattern mit den Alten um die Wette ihre Bahn durchschneiden. Dem anfangs unbeholfnen, langsam gedeihenden, zum Bewältiger aller Tiere und der ganzen Welt ausersehnen Menschen stärkt sich dennoch jede Leibes-

Digitized by Google

kraft von freien Stücken und bedarf nur selten des Gängelbandes. Einfache Speise bringt ihn empor, und fast mit der Füße erstem Treten auf den Boden beginnt ihm auch seine wunderbarste, dem Tier versagte, dem erwachenden Denkvermögen innig verwandte Fähigkeit, die der Sprache, wie anzuwachsen. Gleich dem vernommenen Wort haftet sodann in des Kindes reinem, unversehrtem Gedächtnis alles, was es Eltern, Geschwistern, Nachbarn abzusehen oder abzuhören vermag, mit der schnellen, aber zähen Gewalt des Beispiels. Wie nun, seit das Kind den Tag von der Nacht, Gutes von Bösem unterscheidet, sollen sich ihm nicht auch Tugend und Sitte gleich Handgriffen einüben, die vor seinen Augen gemacht werden? Wie der Vater sein Söhnlein die rechte Hand gebrauchen lehrt, ihm die Zahlen an den Fingern vorsagt, wird er auf der Stelle Lüge und Ungehorsam an ihm strafen und ihm bei jedem Anlaß den Namen Gottes mit Ehrfurcht aussprechen. Des Lernens Kraft eilt auch hier schon der Lehre zuvor und reicht über sie hinaus, dem Kind wächst die Seele von innen, der Leib von außen, und das ist die schönste, leichteste und sicherste Erziehung, die dem sich öffnenden und faltenden Verständnis und Fassungsvermögen des Kindes von Eltern und Hausgenossen unvermerkt und ungesucht dargeboten wird. Der Ackermann nimmt seinen Sohn mit aufs Feld, der Schiffer aufs Wasser, der Hirt auf die Weide, und gibt ihm erst kleine Geschäfte auszurichten, über welchen allmählich er auch die schwereren lerne. Wo Stand und Lebensart sich wenig oder nicht verrücken, ist nichts natürlicher, als ein so unmittelbarer Übergang der Gaben von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter, und den sich ablösenden Geschlechtern wird alle wesentliche Unterweisung dadurch gleichsam von selbst verliehn.

Lehren und Lernen

Fragt es sich im allgemeinen nach dem Boden, wo jede einzelne Wissenschaft wie alle zusammen wurzeln, was sie zeuge, nähre und sättige? so wird beständig auf eine innere und äußere Ursache zu weisen sein, die fast unzertrennlich ineinandergreifen und kaum ohne einander zu denken sind, ich meine den Trieb des Lernens und Lehrens. Auch sind beinah in allen Zungen bedeutsam die Wörter des Lernens und Lehrens unmittelbar voneinander gebildet, und entweder wird das Lehren als ein Übertragen des Gelernten, als ein Wissenmachen oder das Lernen als ein Gelehrtwerden und Sich-selbst-Lehren, überhaupt aber als ein Weise-und-Gewißwerden erfaßt. Wer nun wollte, sofern man beide Fähigkeiten getrennt abwägt, nicht dem Lernen den Rang lassen vor dem Lehren? Wie dem Hören ein innerer Sinn des Vernehmens, dem Sprechen ein Denken, dem Singen ein Dichten, muß notwendig dem Lehren ein Lernen vorausgegangen sein. Im Lernen waltet unschuldiges Behagen und größere Freiheit; die Lehre erscheint im Geleite einer von ihr unzertrennlichen und dem freien Wissen Eintrag tuenden Autorität, je mehr der Mensch lernen kann, desto gelehrter mag er werden, nicht aber gilt das Umgedrehte, daß, je mehr er gelehrt werde, er desto mehr auch lerne, und bloßer Gelehrsamkeit haftet ein Nebenbegriff des Angelernten bei, während die eigentliche Wissenschaft vorzugsweise aus sich selbst hervorgestiegen ist. Das Lernen ist findend und schöpferisch, die Lehre nur festigend und gestaltend; nimmer

Digitized by Google

würde sogar die trefflichste Lehre ihr Werk verrichten, träte ihr nicht aus dem Lernenden ein empfängliches und mitfruchtendes Verständnis gegenüber.

Diese Worte entnehmen wir einer Vorlesung Jakob Grimms, die er 1849 in der Berliner Akademie der Wissenschaften über „Schule, Universität, Akademie“ gehalten hat. Mögen die Tatsachen, auf die sie sich bezieht, „veraltet“ sein, ihr Geist tut uns heut so not wie nur je, man kann sie ihrem wesentlichen Gehalt nach geradezu „aktuell“ nennen. Eine sehr gute Sammlung „kleinerer Schriften“ erschien bei Meyer & Jessen in Berlin, auch beim Gutenberg-Verlag und bei Hendel in Halle erschienen Sammlungen dieser Schriften.

Unsre Bilder und Noten

Der Steindruck nach Hans von Volkmann wirkt „ausgesprochen altmodisch“? Daß wir eine solche Behauptung nicht mehr ohne weiteres als eine Bemängelung empfinden, das glaube ich, ist eine der guten Folgen unsrer Entwicklung. Wir wissen wieder, wie viele Werte uns verloren gegangen sind, die den Großvater erfreuten, als er die Großmutter nahm, und wissen auch alle, daß weit über Bauen und Wohnungseinrichten hinaus das „Biedermeiern“ zwar auch Mode ist, aber trotzdem sein Gutes hat. Volkmanns Abendbild gehört zu den edeln Stilisierungen der Stille, von denen er uns schon mehrere geschenkt hat. Artistisch erinnert es an die besten der alten Lithographien. Vier Platten, von denen die eine zeichnet und drei nur Flächentöne geben — und doch ist farbiger Raum da. Aus der Ferne, aus dem windwolkenüberwölbten goldigen Himmel, an dem die Sonne gesunken ist, kommt ein warmes Hereinleuchten zu uns her in die kühle Ruhe vorn. Ganz leicht hin ist das Kunstmittel gebraucht, das Schwind und seine Zeitgenossen so liebten: die menschliche Gestalt blicken zu lassen, wie man den Blick des Beschauers geleitet wünscht. Die Herde ein grasendes, friedliches Gewusel, munter der Hund, der Hirt aber sehend wie wir, und vielleicht mit „seligen Augen“, wie der Türmer Goethes.

Hans von Volkmanns „Herbstregen“ wird man gern mit seiner schönen Abend-Lithographie vergleichen. Was er da gibt, hätte sich mit einigem genialischen Getu ungleich effektvoller geben lassen — gerade das kennzeichnet die Persönlichkeit dieses Echten und macht sie liebenswert: daß sie sich niemals in Szene setzt. Wer sie einmal fühlt, dem ist sie ja trotzdem in allen seinen Bildern gegenwärtig, wie sie aus dem ruhig glücklichen Betrachten ihrer tiefen Liebe zur deutschen Landschaft in jedem Werk und in jedem Werkchen wiederleuchtet.

Bei Max Liebermann fesselt uns dagegen der Geist. Nicht der „Geist“, bei Liebermann ist das Geistreich-Sein echt. Nur beim Gesicht dieses Backfischs hier hat seine Hand ein wenig verweilt, aber da lebt auch wirklich das ganze Persönchen auf, höchst gespannt in einer Na-warte!-Stimmung bei der Sache. Das „Brustbild“ war das erste, die Hände kamen nur so zum Buchhalten dazu, nein, zum Runden gehörte noch mehr, es macht den Eindruck, als sei die untere Hälfte nachträglich zugesetzt. Ganz flüchtig, aufs Einzelne ganz unaufmerksam, und gerade dadurch so höchst

Digitized by Google

lebendig und für die — man möchte fast sagen: Fingerphantasie bezeichnend.

Diese beiden Bilder sollen wieder auf den Heyderschen Abreiß-Kalender „Kunst und Leben“ hinweisen, sie sind aber dort noch nicht erschienen. Sie kommen erst in der neuen Ausgabe, für 1914, die im Oktober zu haben sein wird.

Die Morgenstimmung am Marienplatze zu München von Charles J. Palmié, dem früh Verstorbenen, ist fast in Allem ein Gegensatz zu Volkmanns Abendbild. Morgen gegen Abend, Stadt gegen Land, fast pointillistisch moderne Hellmalerei gegen eine Technik, die bewußt alte Einfachheit zu wecken sucht. Der „Altmodische“ muß sich vielleicht eine Weile „festsehen“, bis er über den Eindruck einer gewissen Künstlichkeit dieser neuen Farbengebung wegkommt. Auch muß er das Blatt so fern von sich halten, daß er die Flecke nicht mehr als Flecken und daß er die Luft nicht mehr zittern sieht. Der Kurzsichtige ist da vor dem Fernsichtigen im Vorteil. Ihm sind schnell die besonderen Werte da, um die Palmié sich mühte. Mit jubelndem Lichtgesang triumphiert der junge Tag über die besiegte Nacht: die Herzen hoch!

Dorothea Mildes „Stille Gasse“ geben wir als ein weiteres Beispiel für ein Übersetzen von Flächen durch Striche. Das Stückchen alte Gasse mit dem bißchen Laternenschein auf Pflaster und Haus bietet ja in Wahrheit nur helle oder dunkle Flächen. Da kommt nun die Feder und zieht für jedes Tönlein soundso viel Striche —, aber das tut sie hier an jeder Stelle anders. Auf der Straße unten in sittsamen Parallelen, die keine Störung leiden. Bei dem hellsten Fleck an der Wand in noch loseren —, aber was ganz Feines strichelt dazu quer. Rechts davon, gleichfalls im ersten Stock, wirrt's dann beinah wie Roßhaar. Darüber im Dach wird's auf einmal ganz schwarz — nein, ein weißes Gepunktel ist darin. In der Wirklichkeit wäre keines da, denn auch die Ziegel, die es andeutet, würden in dieser Beleuchtung nicht so blitzen. Warum stört uns das nicht? Wie kommt's überhaupt, daß wir diese im Grunde doch ganz unrealistische Technik gar nicht als unrealistisch empfinden? Warum nehmen wir sogar diesen Nachthimmel aus Trapezen und sonstigen Vielecken nicht nur widerspruchslos sondern gern hin? Es handelt sich eben gar nicht um Naturkopie, es handelt sich nicht um Zeichnung im Sinne von genauer Übertragung von Lichtwerten, sondern um Griffelkunst, jenes „andre Reich“, das zuerst Klinger ganz bewußt als ein Zwischenreich zwischen Malerei und Poesie umschrieben hat. Wer ein Kunstwerk genießt, dichtet ja immer nach. Ist es ein ganz schlechtes „Kunstwerk“, so geht die Phantasie nur dem Wirklichkeitsbilde nach, je besser es ist, je mehr auch dem „Temperamente“ des Künstlers. Beim intimen Genusse eines guten Griffelkunstwerks hat die Phantasie des Genießenden sozusagen die „Übersetzer“-Feder selbst in der Hand.

Die Verkleinerung nach einem Fensterbilde von Minna Saalwächter soll auf eine Verwendung der Schattenrisse aufmerksam machen, die, bei uns noch wenig im Brauch, doch da sehr am Platze sein kann, wo keine gute Aussicht zu verdecken ist und wo wenig Licht gebraucht wird. Am schönsten wirken Schattenbilder auf Transparenten von Ölpapier, Seide, Leinwand oder dergleichen; das Haarnetz hat natürlich nur den Zweck, die feineren Schnittformen zu schützen. Minna Saalwächters

Digitized by Google

MINNA SAALWÄCHTER: FENSTERBILD

Digitized by Google

„Stärke“ sind die Pflanzen, nicht die Tiere. Immerhin ist auch die hübsche Mäuschenkette von ihr, die unser Heft abschließt.

Nach Alt-Westfalen führen dann ein paar Beilagen dieses Heftes den Leser. Westfalen ist keine Einheit, der Wiener Kongreß hat da ungemein verschiedenartige Landschaften zusammengebunden, deshalb ist Westfalen für den, der selbständig außerhalb der allgemeinen Modewege zu reisen versteht, vielleicht die an Abwechslung reichste preußische Provinz. Es hat aber noch die Eigenheit, daß eine baukünstlerische Kultur außer in Staats-, Stadt- und Kirchen-Gebäuden dort seit langen Jahrhunderten geblüht hat und noch weiter blüht, von der wenige sprechen und wenige wissen. „Tief versteckt in Wirrsal von Hecken, Busch und Baum“, so schreibt der Freiherr von Kerckerinck, „träumen rings verstreut, meist nur den Freunden der besitzenden Familien bekannt, die Edelsitze und landesherrlichen Schlösser. In breiten, schilfumkränzten Wassergräben spiegeln sich die Ziegelmauern und die hohen Dächer. Bei großen Sitzen treten häufig noch Umwallungen und ein zweiter, ja dritter, sogar vierter Wasserring hinzu. Diese Landsitze des Adels und der Fürsten bildeten sich seit dem Ausgange des Mittelalters zu kleinen Kulturzentren aus, in denen Jahrhunderte hindurch die künstlerische Seele der Zeit in ihren edelsten Ausstrahlungen ihren Niederschlag gefunden hat.“ Auf diese Burgen möchten wir die aufmerksam machen, die abseits von den Moden gehn. Man sehe sich unser Bild vom Schloß Gemen an, dem wichtigsten Vertreter der alten Wasserburgen im Lande, oder die ovale Wasserburg Vischering, oder die Westfassade der berühmten Abtei Corvey oder das Schloß Raesfeld, das Michael von Gent gebaut hat, oder den Blick auf Havixbeck, oder die wundersam malerischen Blicke auf das Kornhaus und die Vorburg des Schlosses Borg bei Rückerode im Münsterland. Bauliche Zeugnisse verschiedener Epochen und doch ein und derselbe vornehme Geist! — Wie reich Westfalen auch sonst an baulichen Schönheiten ist, das bezeugt das Buch „Altwestfalen“ der Herren Kerckerinck und Klapheck, das uns zu unserm Hinweise veranlaßt und auf das unsre Bilder und diese paar Worte ihrerseits hinweisen sollen. Die westfälische Kommission für Heimatschutz hat es herausgegeben, und dem Heimatschutz mag es dienen. Ein vortrefflicher Text unterstützt die Bilder und ihre Wirkung — wir wünschten allen deutschen Gauen einen derartigen schönen Band. Dieser ist bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen. — Ich erlaube mir, die Leser darauf aufmerksam zu machen, wie unsere Beilagen gedruckt sind. Eine ähnliche weiche Schönheit des Tons ist wohl in gleicher Technik noch nicht mit solcher Klarheit der Einzelheiten verbunden worden. Man prüfe zum Beispiel auf „Schloß Havixbeck“ den Hintergrund, dann auf den Bildern von Haus Borg die Wasserflächen und auf Schloß Gemen das Gemäuer. Es ist wieder ein technischer Fortschritt dabei.

Nun sei noch ein Pudel aus unsern Gehegen verwiesen, ehe denn die Jahrgangstüre schließt. Der Bilderdrucker des kraftvollen Farbenholzschnitts nach Roseggers Geburtshaus hatte recht und nicht der bessernde Textverfasser: das Bild ist von Erwin Müller, nicht von Emma Müller von Sechof. A

Das letzte der sechs Lieder von André Messager, die unter dem Titel „Amour d'hiver“ (Winter-Liebe) erschienen sind, geben wir mit deutschem Texte. Der Verlag Adolph Fürstner (Berlin-Paris), mit dessen freundlicher

Digitized by Google

Genehmigung wir es veröffentlichen, hat dem Originale auch eine englische Übersetzung hinzugefügt. Die deutsche Übersetzung rührt von Ludwig Karpath, dem bekannten Wiener Kritiker und Musikschriftsteller, her und gibt die Dichtung Armand Sylvestres frei und doch ziemlich sinngetreu wieder. Sie schmiegt sich der Musik im ganzen geschickt an, nur ist, zugunsten des Reims, die sorgfältige Deklamation des Komponisten zuweilen geopfert. So in dem vorliegenden Liede „Der Winter ist mild dieses Jahr" bei der Stelle „für uns ist es gar" (Takt 16—17). Ein erfahrener Sänger wird indessen über solche Unebenheiten durch die Art des Vortrags hinwegzuhelfen wissen.

2. Die Sammlung „Quatre chansons dans le genre ancien" (op. 3) von François de Breteuil enthält außer der hier wiedergegebenen „Douce plainte" (Text nach Segrais, 1624—1701), eine Komposition des Gedichtes „Pour vos yeux si doux" von Jean de Thizy (18. Jahrhundert), ferner das Madrigal „Belle Philis" (Text nach M. de Bouillon † 1662) und das Rondeau „Encore lui fait-il grand bien" (Text von Charles d'Orléans, 1391—1465).

3. Der Vortrag der Gesänge aus „Le parc" von Fernand Ochsé erfordert die Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten. Der Sänger muß eine biegsame Stimme vollkommen in seiner Gewalt haben, sicher intonieren und seine Aufmerksamkeit ganz auf die Einpassung der einzelnen Nuancen in die jeweilige Grundstimmung des Gedichtes richten. Um sich in diesen Stil einzuleben, beginnt man am besten mit dem Liede „Cortège", das sehr drollig den sonderbaren Aufzug schildert, in dem die Geliebte dahergeht, und das noch verhältnismäßig einfach und übersichtlich gehalten ist; oder mit „Colombine", das durch das eingeflochtene „do, mi, sol, mi, fa" die herzlose Gleichgültigkeit der Kokette charakterisiert, die lachend und singend die Herde ihrer Liebhaber nasführt. Das hier zum Abdruck gelangte „Sur l'herbe", in dem der vom Zyperwein berauschte Pierrot unter wirren Vorstellungen einschläft, ist ein kleines Kabinettstück kecker Charakterisierung und vereinigt zugleich am deutlichsten die stilistischen Merkmale dieser neugearteten Lyrik. L. S.

Abrechnung 3

Die Verbündeten

Mit der heutigen dritten „Abrechnung" wollt ich den Lesern einen Überblick über diesen ganzen Feldzug der Verbündeten gegen Kunstwart und Dürerbund ermöglichen, der nach meiner Behauptung nichts weiter ist als ein Feldzug gegen das unabhängige Wort. Da aber die Grundlagen meiner Darstellung vollkommen unanfechtbar sein müssen, so warten wir besser, bis die Gerichte gesprochen haben. Ich habe zudem den Vorstand des „Börsenvereins deutscher Buchhändler" aufgefordert, seinerseits mich zu verklagen, damit auch jede meiner Beschuldigungen von unparteiischen Gerichten nachgeprüft werde.

Beschäftigen wir uns also für diesmal mit einigen Bundesgenossen derer, die den Boykott gegen Kunstwart und Dürerbund und ihre Unternehmungen betreiben.

1. Den ersten halb öffentlichen Versuch, die Gegner unsres Blattes unter den Schriftstellern gegen uns aufzumuntern, unternahm die „Allgemeine Buchhändler-Zeitung", indem sie Umfragen nach der Stel-

Digitized by Google

lung der Autoren zur Mittelstelle verbreitete. Überschrift: „Gefahr in Sicht! Eine Abwehr gegen neue Zensurgelüste." Frage: „Woher leitet er (Avenarius) für sich das Recht ab, ein Aichamt für eine bestimmte Gattung von Büchern einzuführen?" Schlagwörter: „Offenkundige Bevormundung", „demütigendes Zensurverfahren", „Parteidoktrin", „Schematismus", „Clique", „Literaturpapst", „empfindliche materielle und ideelle Schädigung eines großen Teils der deutschen Schriftsteller" usw. Schließlich: ob man den „Krebsgang" mitmachen wollte? So informierte man die Schriftsteller über die Mittelstelle für Volksschriften! Es ist ein gutes Zeichen für ihre Überlegenheit, daß der Plan trotzdem mißlang, denn wie ich hier geschildert wurde, kam ich mir selbst als ein solcher Höllteufel mit Hörndeln vor, daß ich in Versuchung kam, nach meinem Abbild das Tintenfaß zu werfen. Und dennoch und trotz all der guten Hasser unter den Literaten muß die ABZ selber über Äußerungen auf ihre Rundfrage klagen, „welche jene Mittelstelle enthusiastisch begrüßen". Weiter: ich habe stichprobenweis bei fünf Namhaften unter denen angefragt, die gegen uns gesprochen hatten, indem ich ihnen unsern Plan ohne Buchhändler-Zeitungs-Herrichtung unterbreitete. Von einem steht die Antwort noch aus, von den übrigen vieren stehe das Wesentliche hier. Otto Ernst hält einige Bedenken aufrecht und schlägt vor, den Ausschuß zu je einem Drittel aus Schriftstellern, aus Buchhändlern und aus gebildeten Laien zu ernennen (womit ich sehr einverstanden wäre), aber „die Mittelstelle wäre ganz einwandfrei, wenn sie von einem Manne versehn werden könnte und dieser von der Art Avenariussens wäre". Grabein: „Wenn der Dürerbund in der mir gekennzeichneten Weise vorgehen und ohne Ausübung einer Zensur, auf das Gutachten unabhängiger Beurteiler gestützt, wertvolle Volksliteratur und Jugendschriften weiten Schichten unsres Volkes zugängig machen will, so kann ich hierin weder eine Gefahr für die deutschen Schriftsteller noch für den deutschen Buchhandel erblicken." Johannes Schlaf: „Staffeleien und Automaten mit guter und billiger Volkslektüre sind ja gewiß ganz gut und ich sage ganz und gar nichts dagegen, daß man sie aufstellen will." Max Halbe: „(Ich) stehe nicht an zu erklären, daß ich daraus (aus dem Dürerbund-Schriftstück) einen wesentlich andern und günstigeren Eindruck über die Pläne des Dürerbundes zur Verbreitung guter Volks- und Jugendschriften gewonnen habe." Das waren Gegen-Zeugen gegen uns. Und der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" hat seine Mitglieder noch ausdrücklich davor gewarnt, auf diese Umfrage auch nur zu antworten.

2. Zweiter Bundesgenosse: „Die neue Rundschau". Der bin ich „heute unbestritten der Kunst- und Kulturpapst unsrer geistigen Mittelklassen. Niemand darf ihm dieses Verdienst streitig machen; denn es ist ein großes." Aber ach, „das große und charaktervolle freie Menschentum fehlt" und „der Dürerbund ist Ferdinand Avenarius selbst, die Wertmarke des Dürerbundes ist Ferdinand Avenarius' eigener Geschmacksstempel; der deutsche Buchhändler, bisher eine seiner Verantwortung bewußte Persönlichkeit, der überwiegenden Mehrzahl nach gebildet und bildsam" — der soll „bevormundet" werden! Zwar hat jüngst erst dieselbe „Allgemeine Buchhändler-Zeitung", welche die Schriftsteller gegen mich mobil machen wollte, gelegentlich Liliencrons und Holzens über geistige Arbeit so ge-

Digitized by Google

sprochen, daß der Vorstand des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller bis zur öffentlichen Abwehr empört ward, aber dem kleinsten Sortimenter sollte man durch selbstmitgewählten Ausschuß zumuten dürfen, was der größte Künstler sich von seiner Jury ohne weiteres bieten läßt? Unerhörte Bevormundung! Schluß: „Ich bedaure nur, daß der Rembrandtdeutsche, Herr Langbehn, dem doch gewissermaßen auch die deutsche Kultur am Herzen lag, diese Tat nicht erlebt hat: er hätte dann sicher seine nicht eben schmeichelhafte Meinung über des Kunstwärters feine Beflissenheiten gründlich revidiert.“ Wo hat der Rembrandtdeutsche „seine nicht eben schmeichelhafte Meinung“ über meine „feinen Beflissenheiten“ denn eigentlich geäußert? Langbehn hat unser Blatt so bewertet, daß er noch bis kurz vor seinem Tode aus seiner tiefen Versteckheit heraus unter anderm Namen beim Kunstwart mitarbeitete und nur bei ihm.

3. Das „Hochland“ kennzeichnet seine Stimmung, indem es schon in die Überschrift die Frage setzt: „Geschmacksdiktatur?“ Dann geht's gegen den Ratgeber erstens wegen des Tons, zweitens wegen der Anonymität. Was den Ton betrifft, guten Teils mit Recht: auch ich habe mich mehr als einmal darüber geärgert, daß unsre geistigen Führer den guten Ton nicht immer zu wahren wissen, aber ich rede grundsätzlich in kein Urteil eines Sachverständigen mit einem Worte drein und muß mich jedes Jahr auf Bitten in diesem Punkte beschränken. Was die Anonymität betrifft, mit Unrecht, wieso, darüber sprech ich ein andermal für sich. Heut genüge der Hinweis darauf: daß das „Hochland“ seine Klage über die Anonymität der Ratgeber-Beiträge in einem „von einem namhaften Leser zur Verfügung gestellten“, also anonymen Beiträge bringt.

Dann erst spricht die Redaktion selber. Vom „Oberzensurkollegium“, und davon, daß „Avenarius mit seinem Dürerbund und 129 Prüfungsausschüssen die Volks- und Jugendschriften beaufsichtigt“. Also: auch das „Hochland“ nimmt die früher gekennzeichnete falsche Darstellung aus Buchhändlerzeitungen ohne Nachprüfung als sichere Unterlagen an. Ohne Nachprüfung und also ohne Einschränkung und Widerspruch auch den Unsinn aus der „Allgemeinen Buchhändler-Zeitung“ von „Privatzensur“ usw. Weiter: ich hatte gelegentlich gemeiner Verdächtigungen in unsrer Rundschau geschrieben: „So versucht man's (die anständigen Polemiken bleiben bei dieser Betrachtung natürlich aus dem Spiel) gegen den Kunstwart von allen Seiten her. Der kann seine Freude dran haben wie der Kammerjäger, wenn die Schwaben aus den Ritzen kriechen.“ Dazu schreibt das „Hochland“: „Er teilt die Welt in „anständige Leute“ (das sind die Kunstwartfreunde) und in Schurken (das sind die Kunstwartfeinde).“ Dann wird von uns behauptet, wir trumpften auf „mit uns — der kompakten Majorität“. Der Kunstwart, der in diesem Kampf einer gegen soundso viel Dutzend steht, als „Vertreter der kompakten Majorität“. Schließlich: „Im Text des Kunstwarts, zu Dresden, wurde ein barockes Reklame-Preisausschreiben dieser Wochenschrift („Zeit im Bild“) mit wuchtiger Entrüstung gebrandmarkt — und gleichzeitig bemühte sich die Geschäftsstelle zu München, die Anzeige jenes Preisausschreibens als Inserat zu bekommen! Wie gesagt: eine angenehme und ersprießliche Arbeitsteilung zwischen Dresden und München!“ Dabei hat sogar die uns so feindliche „Allgemeine Buch-

Digitized by Google

händler-Zeitung" längst berichtigen müssen, daß die ganze Verdächtigung von „Zeit im Bild" haltlos war. Es ist auch von München aus überhaupt keine Inserataufforderung an „Zeit im Bild" geschickt worden.

4. Wir kommen zum „Türmer". Er wagt es, uns gegenüber vom „metallischen Beiklang" sogar der „Mittelstelle" zu sprechen. Hat es „metallischen Beiklang" oder nicht, wenn er den nach unserm Prozesse schweigend geschlossenen Frieden gerade jetzt bricht, wo Sortimenter den Kunstwart-Boykott planen und also Ersatz brauchen? Alles, was er sachlich gegen uns auf dem Herzen hatte, galt doch alle diese Jahre her auch, und doch schwieg er!

Auf den Inhalt seines ganzen ersten Aufsatzes gegen uns brauche ich deshalb nicht einzugehn, weil ich den Türmer-Lesern darauf im Türmer selber durch Berichtigung geantwortet habe. Nun aber tat der „Türmer" zweierlei. Daß die Herren Verbündeten alle gegenseitig ihre Artikel abdrucken, damit sie „Resonanz" bekommen, versteh ich, aber das versteh ich nicht: wie man ohne Einschränkung und Vorbehalt Stimmen aus einer Interessentengruppe seinen Lesern vorsetzen kann, als verträten sie das allgemeine Interesse. Selbst das geflissentlichste Werben um die Sortimentergunst kann nicht entschuldigen, daß auch Storck die Stimmen aus gegnerischen Buchhändler-Zeitungen als objektive Feststellungen abdruckt. Ausgelesen sind sie sämtlich daraufhin, was uns bei den Türmer-Lesern diskreditieren könnte. Wie Nicht-Interessenten über den Kunstwart denken, Herr Storck, Männer aus allen Parteien und allen Richtungen, das können Sie aus dem neuen Prospekte des Kunstwarts sehen. Führende Blätter sprechen da, meine Herren vom „Türmer", nicht die „Gmünder Zeitung" und ein „Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel", von dem unsereiner nichts weiß, — wie Sie sie mit Marktschreierdruck auf der ersten Seite dieses Ihres Prospektes sprechen ließen, mit dem Sie in Wettbewerb zur 25 des Kunstwart-Jubiläums als Rekord in der Jubiläohistorien-Komik eine umkränzte 15 einführten.

Ich werde „persönlich"? Wenn Sie's so nennen wollen: ja. Denn ich sehe keinen Grund, gegenüber dem Gewimmel persönlicher Verdächtigungen durch den „Türmer" nicht darauf hinzuweisen, woher das stammt und worauf es hinaus will. Ich habe den „Türmer" seinen Weg in Frieden gehen lassen, weil ich seine Vorarbeit für nützlich hielt. Und als Sie angriffen, habe ich, wie sich's versteht, rein sachlich und versöhnlich geantwortet, obgleich er Verdächtigungen brachte. Aber statt darauf einzugehen, antworten Sie mit neuen Verdächtigungen meiner guten oder schlechten, jedenfalls aber meiner ehrlichen Arbeit — und dann mit einer Unterstellung. Sie hatten behauptet: ich leiste mit dem ideellen Ansehen, das sich der Kunstwart erworben habe, „den geschäftlichen Unternehmungen des Verlags Vorspanndienste", ich hatte darauf hingewiesen, daß die Kunstwart-Unternehmungen von der Redaktion veranstaltet würden, daß also das ideelle Ansehn des Kunstwarts ihnen durchaus mit Recht zugut käme, denn „Auswahl, Redaktion und technische Herstellung" habe nach dem Vertrage ich, der Kunstwart-Redakteur, zu bestimmen. Und nun reden Sie Ihren Lesern vor: das gäbe „die schärfste Bestätigung" dessen, was Sie gesagt hatten: ich

Digitized by Google

sei auch der geschäftliche Verleger (das geschäftlich unterstreichen Sie). Weder auf noch zwischen einer Zeile steht das, es ist rein von Ihnen erfunden. Eben der geschäftliche Verleger bin ich nicht, das ist, wie angegeben, Callwey, von dem ich für meine Arbeit genau auf dieselbe Weise entschädigt werde, wie jeder andre Autor von seinem Verleger. Mit Ihren Behauptungen fallen natürlich auch alle Ihre Schlüsse daraus.

Aber da wir beim Abrechnen sind, rechnen wir noch ein Stück weiter! Sie wissen so gut wie ich, Herr Storck, daß erst jetzt wieder nicht etwa ein Freund des Kunstwarts, sondern ein gemeinsamer Gegner von uns beiden, Kerr, den „Türmer" als das „Surrogatblatt für den Kunstwart" bezeichnet und die „Monatsschrift für Gemüt als Pflanze geschäftlichen Wettbewerbs wider den Kunstwart" wegen ihrer Nachahmereien hinter uns her verspottet hat. Sie wissen ebenso, daß ich meinerseits den „Türmer" nie wegen dieser Dinge verspottet oder angegriffen habe, obgleich die Belege Register füllen würden. Nochmals: weil ich den „Türmer" als einen Vorerzieher für die Kunstwart- und Dürerbund-Arbeit betrachte, dessen Wirken ich trotz allem in der Hauptsache für nützlich halte und also nicht stören will. Aber wenn Sie auch das Nachahmen bestreiten werden —, daß Sie uns kennen, können Sie nicht bestreiten, denn woher nähmen Sie sonst das Recht, Ihren Lesern von uns zu sprechen? Wohl: die ganze Kunstwart- und Dürerbund-Arbeit beackert dieselben Felder wie Sie — und von keiner einzigen Kunstwart-Unternehmung, weder von den Meisterbildern, noch von den Künstlermappen und Vorzugsdrucken, noch von der Hausmusik, noch von der Bunten Bühne, noch von unsern Büchern, auch von keinem Dürerbund-Unternehmen, weder vom Ratgeber und Jahresbericht, noch vom Gesundbrunnen, noch von den 120 Flugschriften, noch vom „Schatzgräber" oder „Heb mich auf!", noch von unsern Preisausschreiben, unsern Ausstellungen usw. ist je im „Türmer" berichtet worden, noch von irgendeiner Betätigung des Dürerbundes sonst. Oder irre ich mich? Wir haben, wie sich's ganz von selber versteht, von dem wenigen, was der „Türmer" herausgegeben hat, sowohl im „Kunstwart" wie in den Dürerbund-Katalogen gesprochen, und zwar empfehlend. Sie haben Ihren Lesern die Kenntnis der ganzen Kunstwart-Arbeit und der ganzen Dürerbund-Bewegung, also der größten Bewegung auf Ihrem eigensten Arbeitsgebiet schlechthin verheimlicht. Wüßten ihre Leser davon nicht anderswoher, sie wüßten überhaupt nicht davon. Das ist Türmer-Sachlichkeit, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt".

Und wie könnten wir zum Wohle der Sache zusammenarbeiten!

Der vorige Jahrgang hat in der Feierstimmung der Rückschau geschlossen, dieser schließt unter so heftigen Kämpfen, wie Kunstwart und Dürerbund trotz all ihrer „Schlachten" noch keine geschlagen haben. Ich kann nicht sagen, wie's mich freut, daß wir endlich dabei sind! Denn kommen mußt es, wenn wir nicht schlapp oder feig waren, und was in diesen Kämpfen siegen wird, darüber ist heute schon gar kein Zweifel mehr. Ich muß es den Lesern überlassen, ob sie bei irgendwelchen Zeichen des heimlichen Boykotts gegen uns zu den andern Buchhändlern gehn wollen, die treu zu unsrer Sache stehn: es sind solcher Männer auch unter den Buchhändlern genug, und die Irrgeführten unter seinen

Digitized by Google

wirklichen Kulturarbeitern werden sehr bald wieder zu uns kommen. Der Kunstwart hat nun das Glück, beweisen zu können, daß er auch die stärkste geschäftliche Schädigung nicht scheut, wenn's gilt, zu seiner Sache zu stehn. Das verpflichtet wieder seine Freunde, gerade jetzt mit dem empfehlenden Worte fester und tätiger als je zu ihm zu stehn. Wir bitten nicht erst, wir wissen, daß wir uns auf die Unsern verlassen dürfen.

Die weitere Abrechnung also, nachdem die Gerichte gesprochen haben. Und nun wieder zur positiven Arbeit! A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 6 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

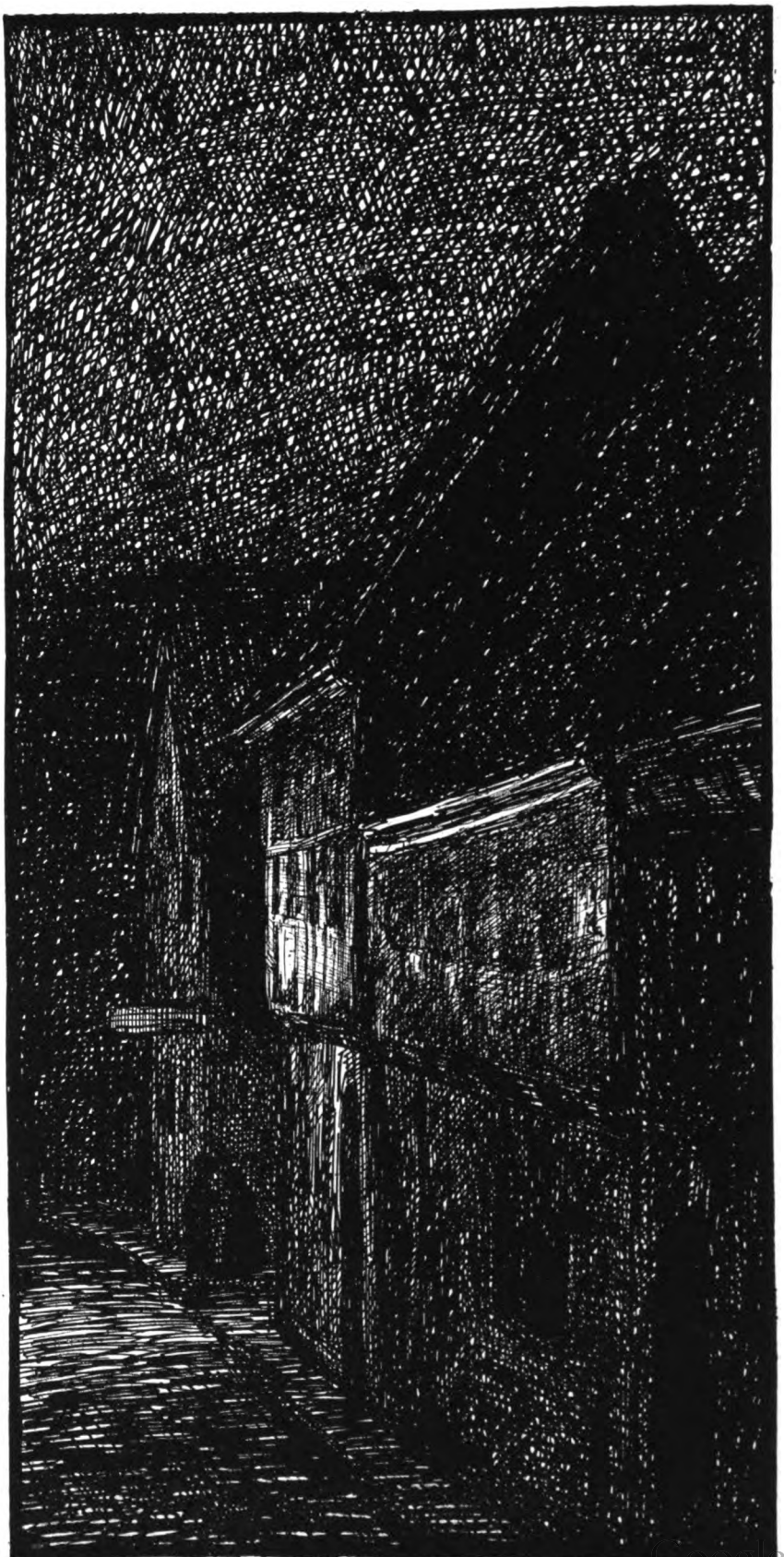
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

CHARLES J. PALMIÉ: MORGENSTIMMUNG AM MARIENPLATZ ZU MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google



DOROTHEA MILDE: STILLE GASSE

Digitized by Google

Digitized by Google

lich voll Aufregung die Kurse der Produktenbörse. Meine Ernte ist mir lieber. Sie bleibt im Hause und steht bei lieben Freunden und Verwandten so hoch im Werte, wie niemals die Früchte an irgendeiner Produktenbörse der Welt.

Ich steige oft hinauf nach dem Boden und in das Fremdenzimmer und berausche mich an dem Duft der Äpfel und am Farbenspiel meiner vegetabilischen Stilleben.

Man wird wohl kindisch, wenn man so weit ist, daß man erntet.

Aber das ist kein Wunder! Man hat in der Gluthitze des Sommers so viele Eimer Wasser geschleppt, hat geharkt und gejätet, hat gebangt um Maifröste und Hagelschläge, um Raupenfraß und Diebstahl. Es hat so lange gedauert, so viele Mühen gekostet, so viele Gefahren hat man überstanden, bis man das bißchen erntete, und jetzt liegt schon an jedem Morgen der Reif auf den kahlen Stauden und unter der Schuhsohle knacken die ersten dünnen Eisdecken kleiner Wegpfützen. Ein paar Tage noch, dann ist alles tot und starr. Zeigt sich die sterbende Natur nicht selber „kindisch"? Malt sie, was sie fallen läßt, nicht mit den leuchtendsten Farben? Mit Flammenrot und Goldgelb putzt sie den runzligen, blutleeren Leib noch einmal auf, wie sie den saftvollen, knospenden Körper mit Blumen und Blüten schmückte — dereinst im Mai.

Und es hat so viele Jahre gedauert, bis man zu einem Dachboden steigen konnte, auf dem duftende Äpfel liegen! Nun ist es wohl nicht mehr weit bis zu des Lebens Torschluß. Der Spiegel verrät, daß der Reif des Herbstes auch auf unsern Scheitel gefallen ist. Kein graues Haar wird mehr braun. „Unweigerlich und unabänderlich bevorstehend" heißt das Motto für uns Alte, die wir ernten.

Also: Laßt uns ein bißchen kindisch werden und zu den Dachböden steigen, um uns über ein paar Sack Äpfel und Nüsse zu freuen, als wären das Reichtümer. Mühelos ist auch das Ernten nicht. Es will alles fein säuberlich hingebreitet sein, so daß Luft und Licht dazu können, es will genau und sorgsam ausgedacht sein, wo wohl ein Plätzchen noch wäre. Gerüste sind noch zu zimmern und luftige Kisten zu suchen, und täglich ist nachzusehen, ob nicht ein fauler Geselle die ganze Sippschaft bedroht.

Gönnt uns die Freude an der Hausernte, genießet sie mit uns und nennt uns selbst dann nicht kindisch, wenn wir es sind!

Wilhelm Brönner

Der 18. Oktober ein deutscher Baumpflanztag!

Das deutsche Volk hat sich in den vergangenen Jahrzehnten „verwirtschaftlicht", es hat sich mehr als sonst jemals dem Erwerbsleben zugewandt. Währenddem ist ein Raubbau mit den Schätzen unsres Vaterlandes getrieben worden. Raubbau haben wir auch an unseren Laubwäldern geübt. Viele Waldungen erlagen der Axt, ohne daß wieder aufgeforstet wurde. Dadurch aber und durch das Trockenlegen unsrer Moore haben wir dem Lande vielfach zugleich jene Wasseransammlungen entzogen, welche die Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft regeln. Der Boden des Laubwaldes saugt ja ebenso wie der Moorboden das Regen- oder Schmelzwasser auf und hält es fest, um es allmählich wieder an die Luft abzugeben. Dadurch wird die Luft ziemlich gleichmäßig feucht erhalten. Darum herrscht in den Laubwäldern und in ihrer Nähe im Sommer meist eine erfrischende Kühle. Der Nadelwaldboden hat

Digitized by Google

diese Eigentümlichkeit nicht. Nur spärliches Gras, Moose und Flechten siedeln sich auf ihm an. Das Wasser dringt in den Boden ein und geht der Luft größtenteils verloren. Gerade die Beständigkeit der Luftfeuchtigkeit bedeutet aber für das Klima sehr viel. Unsre einheimischen Pflanzen gedeihen nur gut in feuchter Luft. Schroffe Temperaturwechsel, die durch Trokkenheit der Luft entstehn, schaden ihnen.

Die Folge des Raubbaus an unseren Laubwäldern und daneben der nicht immer zweckmäßige Trokkenlegung der Moore lassen sich heute schon feststellen. Wir geraten immer mehr in ein Steppenklima hinein. Professor Udo Dommer hat kürzlich ausgesprochen, daß die Steppenpflanzen infolge der Entwaldung immer weiter nach Westen vordringen. Haben aber diese zähen Pflanzen erst einmal Fuß gefaßt, dann wird es unsern einheimischen kaum mehr möglich sein, das Gebiet wieder zu erobern. Die wirtschaftlichen Schäden, die durch all das entstehen, können gewaltig sein. Fast alle Bodenerzeugnisse unsrer Landwirtschaft müssen reichlich Feuchtigkeit haben, sollen sie vollwertig ausreifen. Ferner: die Schneeschmelzwasser im Frühjahr zerstören vieles, wenn die Flußbetten sie nicht halten können; die Höhen und Hügel werden entbodet, da das Wasser das Erdreich mitreißt. Also gilt es, aufzuforsten. Und zwar nicht Nadelwald, sondern Laubwald.

In den Vereinigten Staaten hat man schon seit langem gegen die Ausrodung der Wälder gearbeitet. Man hat einen „Nationalfeiertag" eingerichtet, einen „arborday", an dem Kinder und Eltern hinausziehn, um Bäume zu pflanzen. An einem Tag im Jahr soll einmal die Sorge des Alltags, der Gedanke ans Erwerben beiseitegedrängt, soll uneigennützig für die ferne Zukunft gesorgt werden.

Wie, wenn wir Deutschen den 18. Oktober zu einem solchen Baumpflanztag machten? Den Tag, den schon Ernst Moritz Arndt zur Erinnerung an die Befreiung zu einem dauernden Volksfeiertag erheben wollte?

Die beste Zeit zum Pflanzen fällt ohnehin in den Oktober. Nur auf nassem, schweren Boden dürfte es besser sein, im Frühjahr zu pflanzen. Darum schlug mir Professor Udo Dommer vor, für diesen Tag zu sprechen.

Welche Bäume zu pflanzen wären? Je nach der Bodenart und dem Klima kommen nach Dommer in Frage Linden, Ahorn, Esche, Rüster, Eiche, Eberesche, Weißbuche, stellenweise auch Akazie, Birke, Nußbaum, diese aber nur in milden Gegenden. Und die praktische Durchführung? Wenn der Gedanke in unserm Volk Wurzel schlägt, so müßte man sich an die Forstbehörden wenden, damit sie die Wege des „Wie" und „Wo" weisen. Und dann Eingaben an alle Ministerien, diesen Tag des „Baumpflanzens" als deutschen Volksfeiertag gelten zu lassen!

Ferdinand Goebel

Natürlich sollte sich der Baumpflanztag nicht etwa auf die Waldergänzungen beschränken. Pflanzt auch Einzelbäume, pflanzt Gruppen, pflanzt Haine! Gedenkt der Flußufer, die an vielen Stellen den Schmuck der Büsche und Bäume noch nicht wiedererhalten haben, welche die Schönheit des Flußlaufs im großen oft erst wieder in landschaftliche Erscheinung bringt und dabei eine Fülle von malerischen Einzelbildern schafft! Und

Digitized by Google

wo ihr euch hier nicht sicher fühlt, wie und mit welchen Bäumen die Sache gemacht werden sollte: fragt auch Künstler oder die Ortsgruppen des „Heimatschutzes“ um Rat. K.-L.

„Patriotismus“ im Nachtlokal

Nachdem der „Patriotismus“ — nämlich der in Gänsefüßchen, den unsre Leser ja kennen — seine Zugkraft in der Industrie der Liebhabertheaterei und der Quarklektüre, der Öl- und Lichtdrucke, für die der Kaiser und die kaiserliche Familie herhalten müssen, in der Fabrikation von schauerlichen „Erinnerungsgaben“-„Schlagern“ sowie in der Filmindustrie geschäftlich glänzend bewährt hat, tritt er nun auch seinen Siegeszug durch die Tingeltangel und Nachtlokale an. In den „Monatlichen Mitteilungen des Hamburger Volksheims“ finden wir folgende Reklame eines Hamburger Nachtlokals aus einer „Artistischen Monatsrevue“ tiefergehängt:

„Der Ernst des Lebens kommt ja doch von selber, und glücklich ist der, der auch ihm eine heitere Seite abzugewinnen weiß. Das verstehen nun die prächtigen Tänzerinnen ganz ausgezeichnet, die als »Unsere blauen Jungens« militärische Tanzevolutionen mit ebensoviel schneidiger Präzision wie anmutiger Grazie vorführen. Wir leben ja noch in der freudigen Begeisterung, die die Jahrhundertfeier der großen Zeit von 1813 geweckt hat. Und der Anblick der glitzernden Uniformen dieser bildhübschen Amazonen ist so herzerfreuend, ihre Darbietungen sind so jugendfrisch, exakt und elastisch, daß man ihnen statt des sonst üblich rauschenden Beifalls am liebsten ein dreifach donnerndes Hurra darbringen möchte. Auch in diesem kindlichen Spiel liegt ein tiefer Sinn; es könnte gemahnen an den Opfermut der deutschen Jungfrauen, die vor hundert Jahren ihr Geschmeide oder ihr wallendes Prachthaar auf dem Altar des Vaterlandes opferten oder gar furchtlos in die Reihen der Freiheitskrieger traten. Wahrhaftig, wir könnten heute ruhigen Herzens singen: »Lieb Vaterland magst ruhig sein!«“

Schneidige Präzision, freudige Begeisterung, große Zeit von 1813, donnerndes Hurra, Altar des Vaterlandes — es ist alles da. Im Zuschauerraum summt's mit: „Wer kann dafür, wer kann dafür?“

Wird man endlich die Warnung verstehn: daß unserm Volk ein schwerer Schaden daraus erwächst, daß der „vaterländische Gedanke“ alle möglichen Geschäftserzeugnisse gegen Kritik „tabu“ machen soll?

Vom Tabakrunks

Eine Sorte von Runks hat Schliepmann nicht mitbesprochen: den Tabakrunks. Wie kommt der dazu, mich zu zwingen, seine unsauberen Erzeugnisse in mich aufzunehmen, wenn ich notgedrungen mit ihm an einem Ort sein muß? Ich will in diesem Zusammenhang gar nicht einmal die gänzliche Enthaltung vom Tabak fordern, die mir persönlich aus sozialen und hygienischen Gründen erforderlich scheint. Aber das scheint mir doch ein billiges Verlangen, daß jeder Raucher nur dort rauche, wo er nicht andere Menschen mit der Tabakluft und dem Tabakgeruch belästigen kann.

Die Straße gehört den Rauchern, ebenso der Bahnhof und das öffentliche Lokal. Man sucht ein Nichtraucherabteil auf, und gleich darauf zieht einem Tabakduft in die Nase. Der Vater hüllt sich und

Digitized by Google

seine Familie in Rauchschwaden ein. Wagt der Nichtraucher eine Bemerkung, so heißt es: das ist doch Tuerei — „können Sie denn gar nichts vertragen?“ Oder man bekommt vom Rauch-Runks noch Grobheiten zu hören, weil man im Nichtraucherabteil die Herren Raucher in ihrem „Genuß“ stört. In Bayern zum Beispiel ist derlei leicht zu erleben. Mir will scheinen, daß man auch gegen diese Runks-Gattung Front machen sollte. Sie eignen sich vielleicht gut zum Anfangen wegen der vielen, die mehr oder weniger nur aus Gedankenlosigkeit zu ihnen gehören, weil sie sich nicht vorstellen, daß andre Leute gegen Tabakrauch empfindlicher sein können, als sie. Einmal gewonnen, würden sie vielleicht auch auf andere „Fälle“ besser aufmerken und Mitstreiter gegen das Geschlecht der Runkse überhaupt werden. Sv.

Letztmals Rechtsanwälte und Schuldnernot

Uns wird vom Verfasser unsres ersten Aufsatzes in dieser Sache (Kw. XXVI, 18) geschrieben:

Allmenröder behauptet in seiner Entgegnung (Kw. XXVI, 21): es sei Tatsache, daß fast in jedem einzigen Falle von den Schuldnern, auch wenn sie Einwendungen nicht erheben können, gegen den Zahlungsbefehl zunächst Widerspruch erhoben wird. Wäre das der Fall, dann würde allerdings die Anwendung des Mahnverfahrens nur eine zwecklose Verzögerung bedeuten. Die Statistik lehrt aber, daß nur etwa gegen den vierten bis dritten Teil der Zahlungsbefehle Widerspruch erhoben wird. Bei geeigneter Aufklärung der Schuldner würde sich überdies die Zahl der unnützen Widersprüche noch erheblich weiter verringern.

Daraus ergibt sich aber, daß es durchaus nicht eine „Zurücksetzung seines eigenen Vorteils“ ist, wenn der Anwalt unter Vermeidung des Mahnverfahrens gleich klagt. In den Fällen des Widerspruches erhöht sich allerdings seine Gebühr durch das Mahnverfahren um drei Zehntel. Dafür entgeht ihm aber wieder die Verhandlungsgebühr in allen den zahlreicheren Fällen, in denen es nicht zur Verhandlung kommt, weil Widerspruch nicht erhoben wird. Im übrigen habe ich aber den Anwälten durchaus keinen Vorwurf daraus gemacht, daß sie sofort klagen. Wenn einmal ein Anwalt beauftragt wird, dann ist der Kostenunterschied zwischen Klage und Zahlungsbefehl nicht mehr sehr groß, und mit Rücksicht auf den möglichen Widerspruch handelt der Anwalt im großen und ganzen richtig, wenn er sofort klagt. Es ist auch nicht zutreffend, daß ich darin die Ausnützung der gebotenen Erwerbsmöglichkeit gesehen hätte.

Daß die Anwälte bei erweiterter Anwendung des Mahnverfahrens ohne Anwaltsvertretung sehr leiden würden, habe ich ja selbst betont. Es fragt sich nur, welches Übel für die Gesamtheit das kleinere ist. Die Herabsetzung der Gerichtsgebühren, die ich natürlich auch für wünschenswert halte, wird den Schuldnern nicht viel helfen. Die größere Last werden — namentlich bei kleineren Streitgegenständen — immer die Anwaltskosten bilden, und es bleibt eine Unbilligkeit, diese den zahlungswilligen Schuldnern aufzubürden, bloß zu dem Zwecke des Ausgleiches der zu niedrigen Gebühren in streitigen Sachen. An eine gesetzliche Änderung ist kaum zu denken, dazu ist der Einfluß des Anwaltsstandes in allen Parlamenten und in der Presse viel zu

Digitized by Google

groß. Deshalb müssen eben Gläubiger und Schuldner sich selbst helfen und zu diesem Zwecke aufgeklärt werden. Dazu sollte der Aufsatz im Kunstwart beitragen. G.

Gute Zeichen

Das erste, was wir als gut an dieser Stelle verzeichnen möchten, knüpft sich an den ernsten Anlaß von Bebels Tod. Bebels Gedanken gehören zu denen, die nach dem Programm unserer Zeitschrift hier nicht zu erörtern sind, aber das Wie dieses Menschen gehört zu den wenigen ästhetischen Erscheinungen der Öffentlichkeit, die kein Schilderer unserer Zeit vernachlässigen dürfte, ohne die Ähnlichkeit des Zeitbildes selbst zu fälschen. In meinen Knabenjahren hab ich dem Jubelrausch beigewohnt, als die Nachrichten vom Falle Sedans durch Berlin wogten, seitdem aber habe ich auch auf vaterländischen Feiern keine einzige gleich urwüchsige Begeisterung mitangesehn, wie die, wenn Bebel in guter Stunde zu seinen Genossen sprach. Da stand der Prophet, und um ihn lebte die Zukunft, wie er sie sah. Weil er sie sah, stand sie vor allen den Seinigen hier im Saal wie eine leibhafte, strahlenden Auges lächelnd segnende Gestalt. Die Wirklichkeit ward aus Bebels Traum durch die Kraft seines Glaubens daran. Klarer und richtiger gedacht als er haben auch unter seinen Parteigenossen manche. Aber keiner konnte den Genossen das ehrliche Feuer mitgeben, wie er.

Bebels Tod nun ist von der gesamten deutschen Presse in einer Weise besprochen worden, die früher kaum möglich gewesen wäre. Man erinnere sich zum Beispiel des Nachrufs, mit dem die „Deutsche Tageszeitung“ den Toten und sich selber ehrte — wäre dergleichen in früheren Jahrzehnten angegangen, ohne daß man das konservative Blatt unsicherer Gesinnung verdächtigt hätte? Wär's überhaupt früher angegangen, daß man in den Kreisen rechts sozialdemokratische Gesinnung als solche nicht schon für ausreichenden Grund zu moralischer Minderbewertung nahm? Und doch gibt es nichts, was den Riß durch unser Volk fortdauernd so vergrößert, wie der Anspruch des einen Teils, die drüben seien auch ethisch geringer zu achten, eben schon deshalb, weil sie drüben stehn. In andern Kulturländern ist man diese politische Kinderkrankheit längst los, mögen die Stimmen am Sarge Bebels die Heilung auch bei uns ankündigen!

Ein zweites erfreuliches Zeichen der Zeit sehen wir in der Raschheit, mit der die Regierung den Entwurf eines § 110a zur Ergänzung des Militärstrafgesetzbuchs eingebracht hat, der bei minder schweren Fällen von militärischem Aufruhr usw. eine wesentliche Strafermäßigung vorsieht. Das „Archiv für Militärrecht“ selbst nennt die Entstehung dieser „lex Erfurt“ einen „in der Geschichte unsres Parlamentarismus noch nie dagewesenen Fall“. Am 28. Juni kam das Erfurter „Bluturteil“ im Reichstag zur Sprache, am 30. Juni wurde ein Militärantrag in allen drei Lesungen angenommen, und ein paar Wochen darauf war die Vorlage da. Aber nicht im Tempo liegt das erfreuliche Neue, das Tempo wäre eher bedenklich. Sondern in dem energischen „Ja — also“ liegt es, das bei einem wirklichen Mangel auch der Sozialdemokratie zugab: wir haben etwas versäumt, machen wir's schleunigst gut.

Das dritte gute Zeichen der Zeit sehen wir darin, daß in Sachen des Hamburger „wilden Streiks“

Digitized by Google

trotz allen Klagen und aller Erregung im großen Genossenkreise die Gewerkschaften fest blieben, wie der eiserne Landgraf. Um eine wie ernste Machtprobe sich's dabei handelte, das wissen auf unsrer Seite nicht viele. Wir haben alle Ursache, nicht nur die Gewerkschaften, sondern die Allgemeinheit zu beglückwünschen, daß diese Machtprobe zugunsten der Besonnenheit und der selbstgesetzten Zucht entschieden ist. Gerade die Ereignisse hier haben zwar bewiesen, was jeder Kenner der Verhältnisse längst weiß, daß die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie nicht etwa „dasselbe" sind. Aber der Einfluß der Gewerkschaften auf die Sozialdemokratie ist ungefähr so groß, wie der von Praktikern am Leben auf Politiker aus Programmen zu sein pflegt. Ungefähr — der Vergleich hinkt natürlich auch. Fest aber steht, daß im Interesse der allgemeinen Kulturentwicklung eine Stärkung der Gewerkschaften innerhalb der sozialdemokratischen Partei liegt und daß der Kampf um den „wilden Streik" solche Stärkung erbracht hat.

Drei gute Zeichen aus dem öffentlichen Leben, die alle irgendwie unser Verhältnis zur Sozialdemokratie betreffen. Sie geben Posten auf die Hat-Seite, die wir nicht zu verrechnen vergessen wollen, wenn auf der Soll-Seite von den „roten" oder den „blauen" oder den sonstwie gefärbten Stiften wieder soundso viel Unerquickliches geschrieben wird.

Die deutschen Kirchen und das amerikanische Deutschtum

Professor O. E. Lessing von der Illinois-Universität hatte in seinem Aufsatz über das Deutschtum in Amerika in unserm zweiten Februarheft bedauert, daß die deutsche Kirche sich auf die Pflege der deutschen Sprache zu kirchlichen Zwecken beschränkte und nicht auch zu einer Hauptträgerin der deutschen Kultur im Westen überhaupt wurde. Pfarrer Grisebach vom Evangelischen Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen schrieb uns daraufhin, daß ihm diese Kritik der deutsch-amerikanischen Kirchen „hart und nicht ganz gerecht" erschiene. Sie hätten doch tatsächlich für die Erhaltung deutscher Sprache und für die Pflege deutscher Kultur eine große Bedeutung. Ihm seien zahlreiche deutsch-amerikanische Pastoren bekannt, die „den Zusammenhang mit der deutschen Kultur aufs wärmste pflegen und auch ihren Gemeindegliedern diesen Zusammenhang mit der alten Heimat und deren Kultur zu wahren suchen". Professor Lessing antwortet: die deutschen Kirchen hätten zwar manches für die Erhaltung der Heimat sprache getan, aber sie wären leider zu wenig über das Lesen von Bibel und Katechismus hinausgegangen. Man müsse der Jugend auch die Sprache als einen Zugang zu unsrer Kulturwelt lieb machen. Die Folge der Einseitigkeit sei, daß schon die zweite Generation nichts Deutsches mehr lese und darum auch nicht mehr deutsch spreche. „Da Katholiken wie Protestanten denselben Gott auch englisch anbeten können, so bleibt der besondere Zweck einer deutschen Kirche nur im Hinblick auf die Alten noch verständlich." So komme man allmählich zu englischem Gottesdienst in deutschen Kirchen, und das Überlaufen gebildeter deutscher Lutheraner zur „English Lutheran Church" werde

Digitized by Google

immer stärker. „Wir haben jahraus jahrein Studenten von deutschen Kirchenanstalten. Soweit sie etwas von deutscher Literatur wissen, verdanken sie es dem zufälligen Interesse daran in ihren Familien. Oder aber, wenn sie etwa von Goethe, Schiller usw. in der Gemeindeschule oder im Seminar gelernt haben, so muß es auf der Universität umgelernt werden, denn die Klassiker werden einseitig in ihrer Beziehung zur protestantischen Orthodoxie erläutert." Den Übergang zur English Lutheran Church sucht nun aber Pfarrer Grisebach zu erklären durch die „angeborene Neigung des Deutschen, Standesunterschiede zu machen, die dem Amerikaner eigentlich fremd ist". Die kirchlichen Deutschen seien meist schlichte Leute oder Deutsch-Russen, unter denen sich der „gebildete" Deutsche nicht wohlfühle. Und wenn die deutschen Kirchen drüben sich gegen die Kunst und Literatur der Heimat abschlössen, so darum, weil ihnen die Kirchen Deutschlands schlechthin als „liberal" gelten. Man fürchte den liberalisierenden Einfluß der deutschen Literatur. In den liberalen deutschen Kirchenkreisen drüben beschäftige man sich daher viel mehr mit der heimatlichen Literatur als in den orthodoxen.

Diese Punkte des Meinungsaustausches erscheinen uns wertvoll genug, um sie zu veröffentlichen. Was sie besagen, ist im Grunde beschämend für uns Deutsche: Bildungsdünkel bei den einen, ängstliche Enge bei den andern als Mitursachen der Zerstreuung deutscher Volksgenossen in der Fremde und der allmählichen Auflösung des Deutschtums! Goethe und Schiller haben umsonst gelebt, soweit sie sich nicht in orthodoxe Gedankengänge einpassen lassen. Die gewaltige Gottesoffenbarung des deutschen Idealismus darf draußen ihre Macht an unserm Volke nicht bewähren, weil man ihren „liberalisierenden Einfluß" fürchtet. Wohin wollen wir denn steuern, wenn Dünkel hier und Engherzigkeit dort uns auseinandertreiben? „Die Kirchen auf!", hier und drüben, damit das reiche, freie, lebendige deutsche Volksleben durch sie hinflute und die Weihe erhalte, die die Kirche ihm schuldig ist!

Selbstverwaltung von Kasernenkantinen

Ich kenne zwei Kompagnien, die mit Hilfe von Spenden der Offiziere und Einjährigen ihre Kantinen selbst einrichteten und in Verwaltung nahmen. Einkauf, Kasse, Kontrolle übernahmen ein Offizier, ein Feldwebel und zwei Unteroffiziere; als Bedienung wurden zwei Ordonnanzen von der Kompagnie abgeteilt.

Die Erfolge stellten sehr zufrieden.

Einerseits zeichneten sich diese Kantinen durch Billigkeit, Güte der Waren und Reinlichkeit aus, anderseits bot die Zusammensetzung der Verwaltung Gewähr für reellen Betrieb und Berücksichtigung aller vorliegenden Bedürfnisse. Dann aber: es stellte sich nach Amortisation der Einrichtung sehr bald ein Überschuß ein, der monatlich in Form von Gutscheinen an die Mannschaften zur Verteilung kam.

Gerade wegen der zum Besten der Mannschaften zu verwendenden Gewinnanteile sind diese Versuche sehr beachtenswert. Werden sie im Heer an vielen Stellen gemacht?

Franc Helmut Schmolck

Digitized by Google

Der pädagogische Fachmann

Auf keinem Gebiet beruflicher Arbeit rät und redet die Allgemeinheit mehr mit als auf dem der Pädagogik. Mit einem guten Teil Recht. Jeder erwachsene Mensch in Deutschland hat irgendeine Schulbank gedrückt, hat Lehrer geliebt und gehaßt, bewundert und verachtet, kennt den Betrieb aus eigener Erfahrung, hat seine Folgen am eigenen Leibe gespürt. Und nun hat man selbst wieder Kinder, ist also sehr praktischer „Schulinteressent", kennt zudem seine Jungen und seine Mädel wahrscheinlich genauer als bei der großen Zahl seiner Schüler der Lehrer selbst. Warum sollte also die große Menge nicht mitreden können, wo immer es sich um Erziehungs- und Unterrichtsfragen handelt?

Auf andern Gebieten scheint's freilich etwas anderes zu sein. Handwerker, Künstler und Gelehrte aller Art müssen verstehen und können, was in der Regel nicht von jedem Menschen erlernt und getrieben wird. Man flickt sich mal in der Not einen abgerissenen Hosenknopf an, aber man schneidert sich keine Hose zurecht. Man schlägt wohl hin und wieder einen Nagel in die Wand, aber man macht sich keinen Schrank, keine Kommode. Man versteht sich zwar etwas auf Hausmittel; in ernsten Fällen aber ruft man doch den Arzt; in kritischer Lage läuft man doch zum Juristen, zum Techniker, zum Fachmann.

In pädagogischen Angelegenheiten hingegen fühlt man sich selbstherrlicher. Man „weiß" ohne langes Nachdenken, was recht und was verkehrt ist. Auch der Jurist, auch der Theologe fühlen sich hier als Fachleute und können als Schulaufsichtsbeamte fungieren, kennen sie doch die Angelegenheit, um die es sich handelt, so gut aus eigner Erfahrung wie der sogenannte Pädagoge selbst.

Stimmt das alles oder stimmt etwas nicht? Und gereicht die landesübliche Meinung der Sache selbst zum Vorteil oder zum Nachteil?

Vom „Fachmann" pflegt man in der Regel zweierlei zu fordern: daß er sein Fach von Grund aus *verstehe* und daß er etwas darin *leiste*. Die beiden Eigenschaften können sich gegenseitig durchdringen und verstärken; sie können aber auch getrennt vorhanden sein.

Wir können uns vorzügliche Kunstkenner denken, die doch keine ausübenden Künstler sind. Und schaffende Künstler, die sich keinerlei Mühe geben, über ästhetische Gesetze, denen sie doch unbewußt folgen, irgendwie klar zu werden. In reiner Züchtung aber werden die Nur-Theoretiker und die Nur-Praktiker selten vorkommen. Goethe und Schiller, Hebbel und Otto Ludwig, Leonardo da Vinci und Dürer, Richard Wagner — und wie viele Kleinere waren Theoretiker und Praktiker zugleich.

„Wer ist Lehrling? — Jedermann. — Wer ist Geselle? — Der was kann. — Wer ist Meister? Der was ersann." Also dichtete das Volk, sobald es selbst zu überlegen begann.

Der Spruch gilt auch für den Pädagogen. Auch bei ihm muß unterschieden werden zwischen einem Verstehen und einem Können und zwar in doppelter Hinsicht. Alle pädagogische Tätigkeit ist ihrem Wesen nach ein Wirken von Mensch auf Mensch. Unmittelbare Einwirkung der Seelen aber gibt es nicht. Alles Seelische bedarf

Digitized by Google

eines Mediums, um Zugang zu andern Seelen zu gewinnen, braucht ein neutrales Zwischenfeld, auf dem sich Seelen begegnen und finden, braucht einen Stoff, der geboten und erfaßt sein will.

Darum werden sich alle pädagogischen Einwirkungen unmittelbar auf den Stoff und mittelbar durch den Stoff hindurch auf den werdenden Menschen beziehen müssen. Für beide Verhältnisse aber — für das unmittelbare wie für das mittelbare — sind ein Verstehen und ein Können nötig.

Wer zum Beispiel seinen Schülern ein Stück aus der vaterländischen Geschichte bieten will, der muß zunächst diese Geschichte selbst kennen: er muß Historiker sein. Aber mit dem bloßen Kennen ist es nicht getan. Er muß den Stoff auch wiedergeben können, er muß ein Gestalter sein. Wissen allein reicht nicht aus; ein Können muß ergänzend hinzutreten. Wer beides vermag, ist der historische Fachmann, der Forscher, der Gelehrte.

Für den Pädagogen reicht auch dieses nicht aus. Neben den Rücksichten auf den zu gestaltenden Stoff werden für ihn die Rücksichten auf das zu gestaltende Kind, auf den zu bildenden Menschen maßgebend. Er muß die Natur des Kindes kennen. Er muß wissen, was ihr gemäß ist. Er muß Psychologe, im besonderen Kinderpsychologe sein.

Und weiterhin muß er jenes stoffliche Wissen und Können von dieser psychologischen Erkenntnis derart beeinflussen lassen, daß seine Darbietung, seine pädagogische Tat, modifiziert, umgewandelt wird eben durch die Rücksicht auf das zu bildende Kind. Erst dann ist — um im Beispiel zu bleiben — der historische Fachmann auch Pädagoge.

Diese zuletzt genannte Tätigkeit gewinnt eine starke Verwandtschaft mit jener des Künstlers, des Dichters. Auch das Volk will zum Beispiel seine Geschichte dichterisch gestaltet, nicht wissenschaftlich gelehrt dargeboten erhalten — genau wie das Kind. Schon Heine hat darauf verwiesen: „Seltsame Grille eines Volkes!“ schrieb er, „es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Tatsachen, sondern jene Tatsachen wieder aufgelöst in die ursprüngliche Poesie, woraus sie hervorgegangen. Das wissen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenlust modeln sie willkürlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung stolztrockener Historiographen und pergamentener Staatsarchivare. Ist denn dies aber wirklich ein Fehler? Soll man den Dichtern wegen dieser Fälschung gleich den Prozeß machen? Nein, denn ich leugne die Anklage. Die Geschichte wird nicht von den Dichtern verfälscht. Sie geben den Sinn derselben ganz treu, und sei es auch durch selbsterfundene Gestalten und Umstände.“

Ähnliches findet sich auf allen Gebieten unterrichtlicher Darbietung: der zu vermittelnde Stoff folgt nicht nur den eigenen, sondern auch kinderpsychologischen Gesetzen.

Nach vierfacher Richtung hin wollen pädagogische Maßnahmen beurteilt sein. Wissen um den Stoff allein macht es nicht. Darum sind auch Theologen, Mediziner, Naturwissenschaftler, Juristen nur Laien auf pädagogischem Gebiete, keine Fachleute. Selbst wenn sie ihren Stoff zu gestalten vermögen. Selbst wo

Digitized by Google

ein Wissen um die psychologischen, ethischen und ästhetischen Gesetze der Stoffvermittlung durch philosophisch-pädagogische Studien hinzugekommen ist, zum eigentlichen Pädagogen fehlt immer noch das pädagogische Können.

Jene fachwissenschaftlichen und pädagogischen Kritiker vermögen wohl theoretisch manches recht zu beurteilen, aber nicht wirklich vorzuerleben. Sie können vielleicht beaufsichtigen, aber nicht leiten. Erst wo das Können, die lebendige Praxis im Dienste des Kindes, hinzutritt, kann von pädagogischen Fachleuten gesprochen werden. Praxis allein tut's freilich auch nicht. Wer ein Nur-Praktiker ist, ohne sich um die Wissenschaft seiner Tätigkeit ernstlich zu kümmern, ohne sich von den wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritten des zu vermittelnden Stoffes beeinflussen zu lassen, der wird zuletzt zum Taglöhner, zum Handwerker, dem jahrzehntelange Tätigkeit wohl eine gewisse Routine, aber keine fachmännische Qualität zu geben vermag.

Auf diesem Standpunkte stehen die meisten Eltern, die sich wohl praktisch mit Erziehung und Bildung ihrer Kinder befassen, aber ohne sich um die übrige Angelegenheit des Stoffes und der Formung sonderlich zu kümmern. Auf einem noch tieferen Standpunkte finden wir eine Anzahl von kinderlosen Laien, die auf Grund eigener Kindheiterfahrung wohl gerne in pädagogischen Fragen mitzureden pflegen, durch die Art ihres Urteils aber beweisen, daß hier die eigentlichen Probleme noch gar nicht zu Problemen geworden sind.

Der rechte Fachmann ist kein Viertels- und kein halber Pädagoge, sondern ein Vollmensch nach der vierfachen Richtung hin, die ihm die Eigenart seines Berufes zu pflegen auferlegt.

Ernst Weber

Zum neuen Gesundbrunnen

Wer den neuen Dürerbundkalender (1914) genau durchsieht, wird bemerken, daß es sich auch bei ihm nicht nur um eine Zusammenstellung von allerlei hübschen Sächelchen handelt, sondern daß hinter ihm ein bestimmter Wille steht. Das fröhliche bunte Büchlein ist tatsächlich ein Ergebnis recht viel ernsthafter Arbeit, wie sie wohl kaum an einen andern Volkskalender gewendet werden kann. Es wird nicht nur das ganze Jahr über von der engeren Redaktion gesammelt, sondern der Arbeitsausschuß hält eine beträchtliche Anzahl gemeinsamer Sitzungen allein des Gesundbrunnens wegen ab. Alle Vorschläge werden wiederholt geprüft, alle Beiträge mehrmals gelesen; der Grundgedanke des Ganzen und die Anordnung innerhalb des Grundplans werden eingehend erwogen. Dann erst geht's an das Bearbeiten des Einzelnen. Unser „Kalendermann" hat keinen leichten Stand.

Es ist vielleicht einmal gut, hier davon zu reden, was wir denn eigentlich bei der Bearbeitung des Kalenders im Auge haben. Das sind Dinge, die vielen sicherlich unmodern vorkommen, die aber, wie wir überzeugt sind, wieder höchst modern werden. Wenigstens wär's schlimm um unsre Volkskultur bestellt, würden sie's nicht.

Zunächst: wir nehmen es sehr genau mit dem Volkskalender; denn wir rechnen zum Volk den berühmtesten Universitätsprofessor und den schlichtesten Taglöhner. Sie alle sollen den Kalender mit Ver-

Digitized by Google

gnügen, aber sie alle auch wirklich mit Gewinn lesen können. Darum streben wir, zunächst, nach einer Sprache und einer literarischen Form, in der die gemeinsamen Interessen auch wirklich gemeinverständlich ausgedrückt werden können, ohne an Tiefe und Klarheit zu verlieren. Das muß möglich sein, es muß neben den Sprachen der verschiedenen „Fächer" und der verschiedenen Bildungskreise eine im echten Sinne „volkstümliche" Sprache geben, in der sich alle verständigen können, ohne dabei das Gefühl zu haben, sich entweder herabzulassen oder sich mühsam emporzuarbeiten. Wir arbeiten im Gesundbrunnen, so gut wir's vermögen, an der Erhaltung und Stärkung einer deutschen Gemeinsprache mit.

Ferner: ein Kalender fürs ganze Volk muß die Werte herausheben, die unabhängig von Partei und Konfession sind. Das ist nicht leicht. Meinen doch manche, man könnte alle gemeinsamen Interessen nur in der besonderen Form behandeln, in der sie von Parteien und Konfessionen vertreten werden. Was jenseits liege, sei „nebelhaft" oder „verwässert". Nun prüfe man unsern Kalender daraufhin, ob etwas darinsteht, was nicht völlig frei von allen Sonderkreisen gedacht und erstrebt werden kann, und weiter: ob es deshalb saft- und kraftlos ist. Mancher wird vielleicht überrascht sein, daß es bei aller Parteizersplitterung doch soviel Gutes und Starkes gibt, das zu wollen nicht konservativ oder liberal oder sozialdemokratisch, nicht protestantisch oder katholisch, sondern ganz einfach deutsch ist. Es handelt sich nicht um Kompromisse, nicht um „goldene Mittelstraßen", sondern um einen klaren, bestimmten Weg, der uns eben von unserm Volkstum, man möchte fast sagen: vorgezeichnet wird. Ihn zu finden, ist schwer. Liegt er aber vor uns, so erscheint er selbstverständlich. Da will der Gesundbrunnen Pfadfinderdienste leisten.

Im heurigen Kalender haben wir zwei große Erscheinungen miteinander vereinigt: den Geist der Befreiungszeit und den Geist Ludwig Richters. Eine gewagte Zusammenstellung: dort das Ringen und Streiten mit allen Kräften Leibes und der Seele, hier das friedvolle Ausruhn in stiller Freude. Aber man nehme es zusammen, wie dann eins das andre umgrenzt und hebt und wie das trotz allem in den tiefsten Kräften Gemeinsame fühlbar wird! Wer von diesem Gesamtgeist berührt wird, der hat etwas Unverlierbares gewonnen. Wir meinen daher, dieses Büchlein hat einen besonderen Wert für die „Volkserziehung", dieses Wort im tieferen Sinne gebraucht als gewöhnlich. Der Dürerbund

Aus Jakob Grimms Schriften

Erste Schule

Muß denn der Mensch zu Schule gehn? Das Insekt, sobald es aus der Larve geschloffen ist, reckt einige Augenblicke seine Flügel und schwingt sich dann leicht und gewandt in die Lüfte. Zwar heißt's, der Vogel lehre seine Jungen fliegen, der Adler führe sie der Sonne entgegen, was doch die Naturgeschichte unbestätigt läßt. Wer lauscht, wird gewahren, wie die flüggen, dem Flaum entwachsenen Nestlinge eigenmächtig ihr Gefieder rühren und nach geringem Flattern mit den Alten um die Wette ihre Bahn durchschneiden. Dem anfangs unbeholfnen, langsam gedeihenden, zum Bewältiger aller Tiere und der ganzen Welt auserfehnen Menschen stärkt sich dennoch jede Leibes-

Digitized by Google

kraft von freien Stücken und bedarf nur selten des Gängelbandes. Einfache Speise bringt ihn empor, und fast mit der Füße erstem Treten auf den Boden beginnt ihm auch seine wunderbarste, dem Tier versagte, dem erwachenden Denkvermögen innig verwandte Fähigkeit, die der Sprache, wie anzuwachsen. Gleich dem vernommenen Wort haftet sodann in des Kindes reinem, unversehrtem Gedächtnis alles, was es Eltern, Geschwistern, Nachbarn abzusehen oder abzuhören vermag, mit der schnellen, aber zähen Gewalt des Beispiels. Wie nun, seit das Kind den Tag von der Nacht, Gutes von Bösem unterscheidet, sollen sich ihm nicht auch Tugend und Sitte gleich Handgriffen einüben, die vor seinen Augen gemacht werden? Wie der Vater sein Söhnlein die rechte Hand gebrauchen lehrt, ihm die Zahlen an den Fingern vorsagt, wird er auf der Stelle Lüge und Ungehorsam an ihm strafen und ihm bei jedem Anlaß den Namen Gottes mit Ehrfurcht aussprechen. Des Lernens Kraft eilt auch hier schon der Lehre zuvor und reicht über sie hinaus, dem Kind wächst die Seele von innen, der Leib von außen, und das ist die schönste, leichteste und sicherste Erziehung, die dem sich öffnenden und faltenden Verständnis und Fassungsvermögen des Kindes von Eltern und Hausgenossen unvermerkt und ungesucht dargeboten wird. Der Ackermann nimmt seinen Sohn mit aufs Feld, der Schiffer aufs Wasser, der Hirt auf die Weide, und gibt ihm erst kleine Geschäfte auszurichten, über welchen allmählich er auch die schwereren lerne. Wo Stand und Lebensart sich wenig oder nicht verrücken, ist nichts natürlicher, als ein so unmittelbarer Übergang der Gaben von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter, und den sich ablösenden Geschlechtern wird alle wesentliche Unterweisung dadurch gleichsam von selbst verliehn.

Lehren und Lernen

Fragt es sich im allgemeinen nach dem Boden, wo jede einzelne Wissenschaft wie alle zusammen wurzeln, was sie zeuge, nähre und sättige? so wird beständig auf eine innere und äußere Ursache zu weisen sein, die fast unzertrennlich ineinandergreifen und kaum ohne einander zu denken sind, ich meine den Trieb des Lernens und Lehrens. Auch sind beinah in allen Zungen bedeutsam die Wörter des Lernens und Lehrens unmittelbar voneinander gebildet, und entweder wird das Lehren als ein Übertragen des Gelernten, als ein Wissenmachen oder das Lernen als ein Gelehrtwerden und Sich-selbst-Lehren, überhaupt aber als ein Weise-und-Gewißwerden erfaßt. Wer nun wollte, sofern man beide Fähigkeiten getrennt abwägt, nicht dem Lernen den Rang lassen vor dem Lehren? Wie dem Hören ein innerer Sinn des Vernehmens, dem Sprechen ein Denken, dem Singen ein Dichten, muß notwendig dem Lehren ein Lernen vorausgegangen sein. Im Lernen waltet unschuldiges Behagen und größere Freiheit; die Lehre erscheint im Geleite einer von ihr unzertrennlichen und dem freien Wissen Eintrag tuenden Autorität, je mehr der Mensch lernen kann, desto gelehrter mag er werden, nicht aber gilt das Umgekehrte, daß, je mehr er gelehrt werde, er desto mehr auch lerne, und bloßer Gelehrsamkeit haftet ein Nebenbegriff des Angelernten bei, während die eigentliche Wissenschaft vorzugsweise aus sich selbst hervorgestiegen ist. Das Lernen ist findend und schöpferisch, die Lehre nur festigend und gestaltend; nimmer

Digitized by Google

würde sogar die trefflichste Lehre ihr Werk verrichten, träte ihr nicht aus dem Lernenden ein empfängliches und mitfruchtendes Verständnis gegenüber.

Dieses Worte entnehmen wir einer Vorlesung Jakob Grimms, die er 1849 in der Berliner Akademie der Wissenschaften über „Schule, Universität, Akademie“ gehalten hat. Mögen die Tatsachen, auf die sie sich bezieht, „veraltet“ sein, ihr Geist tut uns heut so not wie nur je, man kann sie ihrem wesentlichen Gehalt nach geradezu „aktuell“ nennen. Eine sehr gute Sammlung „kleinerer Schriften“ erschien bei Meyer & Jessen in Berlin, auch beim Gutenberg-Verlag und bei Hendel in Halle erschienen Sammlungen dieser Schriften.

Unsre Bilder und Noten

Der Steindruck nach Hans von Volkmann wirkt „ausgesprochen altmodisch“? Daß wir eine solche Behauptung nicht mehr ohne weiteres als eine Bemängelung empfinden, das glaube ich, ist eine der guten Folgen unsrer Entwicklung. Wir wissen wieder, wie viele Werte uns verloren gegangen sind, die den Großvater erfreuten, als er die Großmutter nahm, und wissen auch alle, daß weit über Bauen und Wohnungseinrichten hinaus das „Biedermeiern“ zwar auch Mode ist, aber trotzdem sein Gutes hat. Volkmanns Abendbild gehört zu den edeln Stilisierungen der Stille, von denen er uns schon mehrere geschenkt hat. Artistisch erinnert es an die besten der alten Lithographien. Vier Platten, von denen die eine zeichnet und drei nur Flächentöne geben — und doch ist farbiger Raum da. Aus der Ferne, aus dem windwolkenüberwölbten goldigen Himmel, an dem die Sonne gesunken ist, kommt ein warmes Hereinleuchten zu uns her in die kühle Ruhe vorn. Ganz leicht hin ist das Kunstmittel gebraucht, das Schwind und seine Zeitgenossen so liebten: die menschliche Gestalt blicken zu lassen, wie man den Blick des Beschauers geleitet wünscht. Die Herde ein grasendes, friedliches Gewusel, munter der Hund, der Hirt aber sehend wie wir, und vielleicht mit „seligen Augen“, wie der Türmer Goethes.

Hans von Volkmanns „Herbstregen“ wird man gern mit seiner schönen Abend-Lithographie vergleichen. Was er da gibt, hätte sich mit einigem genialischen Getu ungleich effektvoller geben lassen — gerade das kennzeichnet die Persönlichkeit dieses Echten und macht sie liebenswert: daß sie sich niemals in Szene setzt. Wer sie einmal fühlt, dem ist sie ja trotzdem in allen seinen Bildern gegenwärtig, wie sie aus dem ruhig glücklichen Betrachten ihrer tiefen Liebe zur deutschen Landschaft in jedem Werk und in jedem Werkchen wiederleuchtet.

Bei Max Liebermann fesselt uns dagegen der Geist. Nicht der „Geist“, bei Liebermann ist das Geistreich-Sein echt. Nur beim Gesicht dieses Backfischs hier hat seine Hand ein wenig verweilt, aber da lebt auch wirklich das ganze Persönchen auf, höchst gespannt in einer Na-wartel-Stimmung bei der Sache. Das „Brustbild“ war das erste, die Hände kamen nur so zum Buchhalten dazu, nein, zum Runden gehörte noch mehr, es macht den Eindruck, als sei die untere Hälfte nachträglich zugesetzt. Ganz flüchtig, aufs Einzelne ganz unaufmerksam, und gerade dadurch so höchst

Digitized by Google

lebendig und für die — man möchte fast sagen: Fingerphantasie bezeichnend.

Diese beiden Bilder sollen wieder auf den Heyderschen Abreiß-Kalender „Kunst und Leben“ hinweisen, sie sind aber dort noch nicht erschienen. Sie kommen erst in der neuen Ausgabe, für 1914, die im Oktober zu haben sein wird.

Die Morgenstimmung am Marienplatze zu München von Charles J. Palmié, dem früh Verstorbenen, ist fast in Allem ein Gegensatz zu Volkmanns Abendbild. Morgen gegen Abend, Stadt gegen Land, fast pointillistisch moderne Hellmalerei gegen eine Technik, die bewußt alte Einfachheit zu wecken sucht. Der „Altmodische“ muß sich vielleicht eine Weile „festsehen“, bis er über den Eindruck einer gewissen Künstlichkeit dieser neuen Farbengebung wegkommt. Auch muß er das Blatt so fern von sich halten, daß er die Flecke nicht mehr als Flecken und daß er die Luft nicht mehr zittern sieht. Der Kurzsichtige ist da vor dem Fernsichtigen im Vorteil. Ihm sind schnell die besonderen Werte da, um die Palmié sich mühte. Mit jubelndem Lichtgesang triumphiert der junge Tag über die besiegte Nacht: die Herzen hoch!

Dorothea Mildes „Stille Gasse“ geben wir als ein weiteres Beispiel für ein Übersetzen von Flächen durch Striche. Das Stückchen alte Gasse mit dem bißchen Laternenschein auf Pflaster und Haus bietet ja in Wahrheit nur helle oder dunkle Flächen. Da kommt nun die Feder und zieht für jedes Tönlein soundso viel Striche —, aber das tut sie hier an jeder Stelle anders. Auf der Straße unten in sittsamen Parallelen, die keine Störung leiden. Bei dem hellsten Fleck an der Wand in noch loseren —, aber was ganz Feines strichelt dazu quer. Rechts davon, gleichfalls im ersten Stock, wirrt's dann beinah wie Roßhaar. Darüber im Dach wird's auf einmal ganz schwarz — nein, ein weißes Gepunktel ist darin. In der Wirklichkeit wäre keines da, denn auch die Ziegel, die es andeutet, würden in dieser Beleuchtung nicht so blitzen. Warum stört uns das nicht? Wie kommt's überhaupt, daß wir diese im Grunde doch ganz unrealistische Technik gar nicht als unrealistisch empfinden? Warum nehmen wir sogar diesen Nachthimmel aus Trapezen und sonstigen Vielecken nicht nur widerspruchslos sondern gern hin? Es handelt sich eben gar nicht um Naturkopie, es handelt sich nicht um Zeichnung im Sinne von genauer Übertragung von Lichtwerten, sondern um Griffelkunst, jenes „andre Reich“, das zuerst Klinger ganz bewußt als ein Zwischenreich zwischen Malerei und Poesie umschrieben hat. Wer ein Kunstwerk genießt, dichtet ja immer nach. Ist es ein ganz schlechtes „Kunstwerk“, so geht die Phantasie nur dem Wirklichkeitsbilde nach, je besser es ist, je mehr auch dem „Temperamente“ des Künstlers. Beim intimen Genusse eines guten Griffelkunstwerks hat die Phantasie des Genießenden sozusagen die „Übersetzer“-Feder selbst in der Hand.

Die Verkleinerung nach einem Fensterbilde von Minna Saalwächter soll auf eine Verwendung der Schattenrisse aufmerksam machen, die, bei uns noch wenig im Brauch, doch da sehr am Platze sein kann, wo keine gute Aussicht zu verdecken ist und wo wenig Licht gebraucht wird. Am schönsten wirken Schattenbilder auf Transparenten von Ölpapier, Seide, Leinwand oder dergleichen; das Haarnetz hat natürlich nur den Zweck, die feineren Schnittformen zu schützen. Minna Saalwächters

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

MINNA SAALWÄCHTER: FENSTERBILD

Digitized by Google

„Stärke“ sind die Pflanzen, nicht die Tiere. Immerhin ist auch die hübsche Mäuschenkette von ihr, die unser Heft abschließt.

Nach Alt-Westfalen führen dann ein paar Beilagen dieses Heftes den Leser. Westfalen ist keine Einheit, der Wiener Kongreß hat da ungemein verschiedenartige Landschaften zusammengebunden, deshalb ist Westfalen für den, der selbständig außerhalb der allgemeinen Modewege zu reisen versteht, vielleicht die an Abwechslung reichste preußische Provinz. Es hat aber noch die Eigenheit, daß eine baukünstlerische Kultur außer in Staats-, Stadt- und Kirchen-Gebäuden dort seit langen Jahrhunderten geblüht hat und noch weiter blüht, von der wenige sprechen und wenige wissen. „Tief versteckt in Wirrsal von Hecken, Busch und Baum“, so schreibt der Freiherr von Kerckerinck, „träumen rings verstreut, meist nur den Freunden der besitzenden Familien bekannt, die Edelsitze und landesherrlichen Schlösser. In breiten, schilfumkränzten Wassergräben spiegeln sich die Ziegelmauern und die hohen Dächer. Bei großen Sitzen treten häufig noch Umwallungen und ein zweiter, ja dritter, sogar vierter Wasserring hinzu. Diese Landsitze des Adels und der Fürsten bildeten sich seit dem Ausgange des Mittelalters zu kleinen Kulturzentren aus, in denen Jahrhunderte hindurch die künstlerische Seele der Zeit in ihren edelsten Ausstrahlungen ihren Niederschlag gefunden hat.“ Auf diese Burgen möchten wir die aufmerksam machen, die abseits von den Moden gehn. Man sehe sich unser Bild vom Schloß Gemen an, dem wichtigsten Vertreter der alten Wasserburgen im Lande, oder die ovale Wasserburg Vischering, oder die Westfassade der berühmten Abtei Corvey oder das Schloß Raesfeld, das Michael von Gent gebaut hat, oder den Blick auf Havixbeck, oder die wundersam malerischen Blicke auf das Kornhaus und die Vorburg des Schlosses Borg bei Rückerode im Münsterland. Bauliche Zeugnisse verschiedener Epochen und doch ein und derselbe vornehme Geist! — Wie reich Westfalen auch sonst an baulichen Schönheiten ist, das bezeugt das Buch „Altwestfalen“ der Herren Kerckerinck und Klapheck, das uns zu unserm Hinweise veranlaßt und auf das unsre Bilder und diese paar Worte ihrerseits hinweisen sollen. Die westfälische Kommission für Heimatschutz hat es herausgegeben, und dem Heimatschutz mag es dienen. Ein vortrefflicher Text unterstützt die Bilder und ihre Wirkung — wir wünschten allen deutschen Gauen einen derartigen schönen Band. Dieser ist bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen. — Ich erlaube mir, die Leser darauf aufmerksam zu machen, wie unsere Beilagen gedruckt sind. Eine ähnliche weiche Schönheit des Tons ist wohl in gleicher Technik noch nicht mit solcher Klarheit der Einzelheiten verbunden worden. Man prüfe zum Beispiel auf „Schloß Havixbeck“ den Hintergrund, dann auf den Bildern von Haus Borg die Wasserflächen und auf Schloß Gemen das Gemäuer. Es ist wieder ein technischer Fortschritt dabei.

Nun sei noch ein Pudel aus unsern Gehegen verwiesen, ehe denn die Jahrgangstüre schließt. Der Bilderdrucker des kraftvollen Farbenholzschnitts nach Roseggers Geburtshaus hatte recht und nicht der bessernde Textverfasser: das Bild ist von Erwin Müller, nicht von Emma Müller von Sechof. A

Das letzte der sechs Lieder von André Messager, die unter dem Titel „Amour d'hiver“ (Winter-Liebe) erschienen sind, geben wir mit deutschem Texte. Der Verlag Adolph Fürstner (Berlin-Paris), mit dessen freundlicher

Digitized by Google

Genehmigung wir es veröffentlichen, hat dem Originale auch eine englische Übersetzung hinzugefügt. Die deutsche Übersetzung rührt von Ludwig Karpath, dem bekannten Wiener Kritiker und Musikschriftsteller, her und gibt die Dichtung Armand Sylvestres frei und doch ziemlich sinngetreu wieder. Sie schmiegt sich der Musik im ganzen geschickt an, nur ist, zugunsten des Reims, die sorgfältige Deklamation des Komponisten zuweilen geopfert. So in dem vorliegenden Liede „Der Winter ist mild dieses Jahr" bei der Stelle „für uns ist es gar" (Takt 16—17). Ein erfahrener Sänger wird indessen über solche Unebenheiten durch die Art des Vortrags hinwegzuhelfen wissen.

2. Die Sammlung „Quatre chansons dans le genre ancien" (op. 3) von François de Breteuil enthält außer der hier wiedergegebenen „Douce plainte" (Text nach Segrais, 1624—1701), eine Komposition des Gedichtes „Pour vos yeux si doux" von Jean de Thizy (18. Jahrhundert), ferner das Madrigal „Belle Philis" (Text nach M. de Bouillon † 1662) und das Rondeau „Encore lui fait-il grand bien" (Text von Charles d'Orléans, 1391—1465).

3. Der Vortrag der Gesänge aus „Le parc" von Fernand Ochsé erfordert die Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten. Der Sänger muß eine biegsame Stimme vollkommen in seiner Gewalt haben, sicher intonieren und seine Aufmerksamkeit ganz auf die Einpassung der einzelnen Nuancen in die jeweilige Grundstimmung des Gedichtes richten. Um sich in diesen Stil einzuleben, beginnt man am besten mit dem Liede „Cortège", das sehr drollig den sonderbaren Aufzug schildert, in dem die Geliebte dahergeht, und das noch verhältnismäßig einfach und übersichtlich gehalten ist; oder mit „Colombine", das durch das eingeflochtene „do, mi, sol, mi, fa" die herzlose Gleichgültigkeit der Kokette charakterisiert, die lachend und singend die Herde ihrer Liebhaber nasführt. Das hier zum Abdruck gelangte „Sur l'herbe", in dem der vom Zyperwein berauschte Pierrot unter wirren Vorstellungen einschläft, ist ein kleines Kabinettstück kecker Charakterisierung und vereinigt zugleich am deutlichsten die stilistischen Merkmale dieser neugearteten Lyrik. L. S.

Abrechnung 3

Die Verbündeten

Mit der heutigen dritten „Abrechnung" wollt ich den Lesern einen Überblick über diesen ganzen Feldzug der Verbündeten gegen Kunstwart und Dürerbund ermöglichen, der nach meiner Behauptung nichts weiter ist als ein Feldzug gegen das unabhängige Wort. Da aber die Grundlagen meiner Darstellung vollkommen unanfechtbar sein müssen, so warten wir besser, bis die Gerichte gesprochen haben. Ich habe zudem den Vorstand des „Börsenvereins deutscher Buchhändler" aufgefordert, seinerseits mich zu verklagen, damit auch jede meiner Beschuldigungen von unparteiischen Gerichten nachgeprüft werde.

Beschäftigen wir uns also für diesmal mit einigen Bundesgenossen derer, die den Boykott gegen Kunstwart und Dürerbund und ihre Unternehmungen betreiben.

1. Den ersten halb öffentlichen Versuch, die Gegner unsres Blattes unter den Schriftstellern gegen uns aufzumuntern, unternahm die „Allgemeine Buchhändler-Zeitung", indem sie Umfragen nach der Stel-

Digitized by Google

lung der Autoren zur Mittelstelle verbreitete. Überschrift: „Gefahr in Sicht! Eine Abwehr gegen neue Zensurgelüste." Frage: „Woher leitet er (Avenarius) für sich das Recht ab, ein Aichamt für eine bestimmte Gattung von Büchern einzuführen?" Schlagwörter: „Offenkundige Bevormundung", „demütigendes Zensurverfahren", „Parteidoktrin", „Schematismus", „Clique", „Literaturpapst", „empfindliche materielle und ideelle Schädigung eines großen Teils der deutschen Schriftsteller" usw. Schließlich: ob man den „Krebsgang" mitmachen wollte? So informierte man die Schriftsteller über die Mittelstelle für Volksschriften! Es ist ein gutes Zeichen für ihre Überlegenheit, daß der Plan trotzdem mißlang, denn wie ich hier geschildert wurde, kam ich mir selbst als ein solcher Höllteufel mit Hörndeln vor, daß ich in Versuchung kam, nach meinem Abbild das Tintenfaß zu werfen. Und dennoch und trotz all der guten Hasser unter den Literaten muß die AVZ selber über Äußerungen auf ihre Rundfrage klagen, „welche jene Mittelstelle enthusiastisch begrüßen". Weiter: ich habe stichprobenweis bei fünf Namhaften unter denen angefragt, die gegen uns gesprochen hatten, indem ich ihnen unsern Plan ohne Buchhändler-Zeitungs-Herrichtung unterbreitete. Von einem steht die Antwort noch aus, von den übrigen vieren stehe das Wesentliche hier. Otto Ernst hält einige Bedenken aufrecht und schlägt vor, den Ausschuß zu je einem Drittel aus Schriftstellern, aus Buchhändlern und aus gebildeten Laien zu ernennen (womit ich sehr einverstanden wäre), aber „die Mittelstelle wäre ganz einwandfrei, wenn sie von einem Manne versehn werden könnte und dieser von der Art Avenariussens wäre". Grabein: „Wenn der Dürerbund in der mir gekennzeichneten Weise vorgehen und ohne Ausübung einer Zensur, auf das Gutachten unabhängiger Beurteiler gestützt, wertvolle Volksliteratur und Jugendschriften weiten Schichten unsres Volkes zugängig machen will, so kann ich hierin weder eine Gefahr für die deutschen Schriftsteller noch für den deutschen Buchhandel erblicken." Johannes Schlaf: „Staffeleien und Automaten mit guter und billiger Volkslektüre sind ja gewiß ganz gut und ich sage ganz und gar nichts dagegen, daß man sie aufstellen will." Max Halbe: „(Ich) stehe nicht an zu erklären, daß ich daraus (aus dem Dürerbund-Schriftstück) einen wesentlich andern und günstigeren Eindruck über die Pläne des Dürerbundes zur Verbreitung guter Volks- und Jugendschriften gewonnen habe." Das waren Gegen-Zeugen gegen uns. Und der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" hat seine Mitglieder noch ausdrücklich davor gewarnt, auf diese Umfrage auch nur zu antworten.

2. Zweiter Bundesgenosse: „Die neue Rundschau". Der bin ich „heute unbestritten der Kunst- und Kulturpapst unsrer geistigen Mittelklassen. Niemand darf ihm dieses Verdienst streitig machen; denn es ist ein großes." Aber ach, „das große und charaktervolle freie Menschentum fehlt" und „der Dürerbund ist Ferdinand Avenarius selbst, die Wertmarke des Dürerbundes ist Ferdinand Avenarius' eigener Geschmacksstempel; der deutsche Buchhändler, bisher eine seiner Verantwortung bewußte Persönlichkeit, der überwiegenden Mehrzahl nach gebildet und bildsam" — der soll „bevormundet" werden! Zwar hat jüngst erst dieselbe „Allgemeine Buchhändler-Zeitung", welche die Schriftsteller gegen mich mobil machen wollte, gelegentlich Liliencrons und Holzens über geistige Arbeit so ge-

Digitized by Google

sprochen, daß der Vorstand des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller bis zur öffentlichen Abwehr empört ward, aber dem kleinsten Sortimenter sollte man durch selbstmitgewählten Ausschuß zumuten dürfen, was der größte Künstler sich von seiner Jury ohne weiteres bieten läßt? Unerhörte Bevormundung! Schluß: „Ich bedaure nur, daß der Rembrandtdeutsche, Herr Langbehn, dem doch gewissermaßen auch die deutsche Kultur am Herzen lag, diese Tat nicht erlebt hat: er hätte dann sicher seine nicht eben schmeichelhafte Meinung über des Kunstwärters feine Beflissenheiten gründlich revidiert." Wo hat der Rembrandtdeutsche „seine nicht eben schmeichelhafte Meinung" über meine „feinen Beflissenheiten" denn eigentlich geäußert? Langbehn hat unser Blatt so bewertet, daß er noch bis kurz vor seinem Tode aus seiner tiefen Versteckheit heraus unter anderm Namen beim Kunstwart mitarbeitete und nur bei ihm.

3. Das „Hochland" kennzeichnet seine Stimmung, indem es schon in die Überschrift die Frage setzt: „Geschmacksdiktatur?" Dann geht's gegen den Ratgeber erstens wegen des Tons, zweitens wegen der Anonymität. Was den Ton betrifft, guten Teils mit Recht: auch ich habe mich mehr als einmal darüber geärgert, daß unsre geistigen Führer den guten Ton nicht immer zu wahren wissen, aber ich rede grundsätzlich in kein Urteil eines Sachverständigen mit einem Worte drein und muß mich jedes Jahr auf Bitten in diesem Punkte beschränken. Was die Anonymität betrifft, mit Unrecht, wieso, darüber sprech ich ein andermal für sich. Heut genüge der Hinweis darauf: daß das „Hochland" seine Klage über die Anonymität der Ratgeber-Beiträge in einem „von einem namhaften Leser zur Verfügung gestellten", also anonymen Beiträge bringt.

Dann erst spricht die Redaktion selber. Vom „Oberzensurkollegium", und davon, daß „Avenarius mit seinem Dürerbund und 129 Prüfungsausschüssen die Volks- und Jugendschriften beaufsichtigt". Also: auch das „Hochland" nimmt die früher gekennzeichnete falsche Darstellung aus Buchhändlerzeitungen ohne Nachprüfung als sichere Unterlagen an. Ohne Nachprüfung und also ohne Einschränkung und Widerspruch auch den Unsinn aus der „Allgemeinen Buchhändler-Zeitung" von „Privatzensur" usw. Weiter: ich hatte gelegentlich gemeiner Verdächtigungen in unsrer Rundschau geschrieben: „So versucht man's (die anständigen Polemiken bleiben bei dieser Betrachtung natürlich aus dem Spiel) gegen den Kunstwart von allen Seiten her. Der kann seine Freude dran haben wie der Kammerjäger, wenn die Schwaben aus den Ritzen kriechen." Dazu schreibt das „Hochland": „Er teilt die Welt in „anständige Leute" (das sind die Kunstwartfreunde) und in Schurken (das sind die Kunstwartfeinde)." Dann wird von uns behauptet, wir trumpften auf „mit uns — der kompakten Majorität". Der Kunstwart, der in diesem Kampf einer gegen soundso viel Dutzend steht, als „Vertreter der kompakten Majorität". Schließlich: „Im Text des Kunstwarts, zu Dresden, wurde ein barockes Reklame-Preisausschreiben dieser Wochenschrift („Zeit im Bild") mit wuchtiger Entrüstung gebrandmarkt — und gleichzeitig bemühte sich die Geschäftsstelle zu München, die Anzeige jenes Preisausschreibens als Inserat zu bekommen! Wie gesagt: eine angenehme und ersprießliche Arbeitsteilung zwischen Dresden und München!" Dabei hat sogar die uns so feindliche „Allgemeine Buch-

Digitized by Google

händler-Zeitung" längst berichtigen müssen, daß die ganze Verdächtigung von „Zeit im Bild" haltlos war. Es ist auch von München aus überhaupt keine Inserataufforderung an „Zeit im Bild" geschickt worden.

4. Wir kommen zum „Türmer". Er wagt es, uns gegenüber vom „metallischen Beiklang" sogar der „Mittelstelle" zu sprechen. Hat es „metallischen Beiklang" oder nicht, wenn er den nach unserm Prozesse schweigend geschlossenen Frieden gerade jetzt bricht, wo Sortimenter den Kunstwart-Boykott planen und also Ersatz brauchen? Alles, was er sachlich gegen uns auf dem Herzen hatte, galt doch alle diese Jahre her auch, und doch schwieg er!

Auf den Inhalt seines ganzen ersten Aufsatzes gegen uns brauche ich deshalb nicht einzugehn, weil ich den Türmer-Lesern darauf im Türmer selber durch Berichtigung geantwortet habe. Nun aber tat der „Türmer" zweierlei. Daß die Herren Verbündeten alle gegenseitig ihre Artikel abdrucken, damit sie „Resonanz" bekommen, versteh ich, aber das versteh ich nicht: wie man ohne Einschränkung und Vorbehalt Stimmen aus einer Interessentengruppe seinen Lesern vorsetzen kann, als verträten sie das allgemeine Interesse. Selbst das geflissentlichste Werben um die Sortimentergunst kann nicht entschuldigen, daß auch Storck die Stimmen aus gegnerischen Buchhändler-Zeitungen als objektive Feststellungen abdruckt. Ausgelesen sind sie sämtlich daraufhin, was uns bei den Türmer-Lesern diskreditieren könnte. Wie Nicht-Interessenten über den Kunstwart denken, Herr Storck, Männer aus allen Parteien und allen Richtungen, das können Sie aus dem neuen Prospekte des Kunstwarts sehen. Führende Blätter sprechen da, meine Herren vom „Türmer", nicht die „Gmünder Zeitung" und ein „Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel", von dem unsereiner nichts weiß, — wie Sie sie mit Marktschreierdruck auf der ersten Seite dieses Ihres Prospektes sprechen ließen, mit dem Sie in Wettbewerb zur 25 des Kunstwart-Jubiläums als Rekord in der Jubiläohistorien-Komik eine umkränzte 15 einführten.

Ich werde „persönlich"? Wenn Sie's so nennen wollen: ja. Denn ich sehe keinen Grund, gegenüber dem Gewimmel persönlicher Verdächtigungen durch den „Türmer" nicht darauf hinzuweisen, woher das stammt und worauf es hinaus will. Ich habe den „Türmer" seinen Weg in Frieden gehen lassen, weil ich seine Vorarbeit für nützlich hielt. Und als Sie angriffen, habe ich, wie sich's versteht, rein sachlich und versöhnlich geantwortet, obgleich er Verdächtigungen brachte. Aber statt darauf einzugehen, antworten Sie mit neuen Verdächtigungen meiner guten oder schlechten, jedenfalls aber meiner ehrlichen Arbeit — und dann mit einer Unterstellung. Sie hatten behauptet: ich leiste mit dem ideellen Ansehen, das sich der Kunstwart erworben habe, „den geschäftlichen Unternehmungen des Verlags Vorspanndienste", ich hatte darauf hingewiesen, daß die Kunstwart-Unternehmungen von der Redaktion veranstaltet würden, daß also das ideelle Ansehn des Kunstwarts ihnen durchaus mit Recht zugut käme, denn „Auswahl, Redaktion und technische Herstellung" habe nach dem Vertrage ich, der Kunstwart-Redakteur, zu bestimmen. Und nun reden Sie Ihren Lesern vor: das gäbe „die schärfste Bestätigung" dessen, was Sie gesagt hatten: ich

Digitized by Google

sei auch der geschäftliche Verleger (das geschäftlich unterstreichen Sie). Weder auf noch zwischen einer Zeile steht das, es ist rein von Ihnen erfunden. Eben der geschäftliche Verleger bin ich nicht, das ist, wie angegeben, Callwey, von dem ich für meine Arbeit genau auf dieselbe Weise entschädigt werde, wie jeder andre Autor von seinem Verleger. Mit Ihren Behauptungen fallen natürlich auch alle Ihre Schlüsse daraus.

Aber da wir beim Abrechnen sind, rechnen wir noch ein Stück weiter! Sie wissen so gut wie ich, Herr Storck, daß erst jetzt wieder nicht etwa ein Freund des Kunstwarts, sondern ein gemeinsamer Gegner von uns beiden, Kerr, den „Türmer" als das „Surrogatblatt für den Kunstwart" bezeichnet und die „Monatsschrift für Gemüt als Pflanze geschäftlichen Wettbewerbs wider den Kunstwart" wegen ihrer Nachahmereien hinter uns her verspottet hat. Sie wissen ebenso, daß ich meinerseits den „Türmer" nie wegen dieser Dinge verspottet oder angegriffen habe, obgleich die Belege Register füllen würden. Nochmals: weil ich den „Türmer" als einen Vorerzieher für die Kunstwart- und Dürerbund-Arbeit betrachte, dessen Wirken ich trotz allem in der Hauptsache für nützlich halte und also nicht stören will. Aber wenn Sie auch das Nachahmen bestreiten werden —, daß Sie uns kennen, können Sie nicht bestreiten, denn woher nähmen Sie sonst das Recht, Ihren Lesern von uns zu sprechen? Wohl: die ganze Kunstwart- und Dürerbund-Arbeit beackert dieselben Felder wie Sie — und von keiner einzigen Kunstwart-Unternehmung, weder von den Meisterbildern, noch von den Künstlermappen und Vorzugsdrucken, noch von der Hausmusik, noch von der Bunten Bühne, noch von unsern Büchern, auch von keinem Dürerbund-Unternehmen, weder vom Ratgeber und Jahresbericht, noch vom Gesundbrunnen, noch von den 120 Flugschriften, noch vom „Schatzgräber" oder „Heb mich auf!", noch von unsern Preisausschreiben, unsern Ausstellungen usw. ist je im „Türmer" berichtet worden, noch von irgendeiner Betätigung des Dürerbundes sonst. Oder irre ich mich? Wir haben, wie sich's ganz von selber versteht, von dem wenigen, was der „Türmer" herausgegeben hat, sowohl im „Kunstwart" wie in den Dürerbund-Katalogen gesprochen, und zwar empfehlend. Sie haben Ihren Lesern die Kenntnis der ganzen Kunstwart-Arbeit und der ganzen Dürerbund-Bewegung, also der größten Bewegung auf Ihrem eigensten Arbeitsgebiet schlechthin verheimlicht. Wüßten ihre Leser davon nicht anderswoher, sie wüßten überhaupt nicht davon. Das ist Türmer-Sachlichkeit, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt".

Und wie könnten wir zum Wohle der Sache zusammenarbeiten!

Der vorige Jahrgang hat in der Feierstimmung der Rückschau geschlossen, dieser schließt unter so heftigen Kämpfen, wie Kunstwart und Dürerbund trotz all ihrer „Schlachten" noch keine geschlagen haben. Ich kann nicht sagen, wie's mich freut, daß wir endlich dabei sind! Denn kommen mußt es, wenn wir nicht schlapp oder feig waren, und was in diesen Kämpfen siegen wird, darüber ist heute schon gar kein Zweifel mehr. Ich muß es den Lesern überlassen, ob sie bei irgendwelchen Zeichen des heimlichen Boykotts gegen uns zu den andern Buchhändlern gehn wollen, die treu zu unsrer Sache stehn: es sind solcher Männer auch unter den Buchhändlern genug, und die Irrgeführten unter seinen

Digitized by Google

wirklichen Kulturarbeitern werden sehr bald wieder zu uns kommen. Der Kunstwart hat nun das Glück, beweisen zu können, daß er auch die stärkste geschäftliche Schädigung nicht scheut, wenn's gilt, zu seiner Sache zu stehn. Das verpflichtet wieder seine Freunde, gerade jetzt mit dem empfehlenden Worte fester und tätiger als je zu ihm zu stehn. Wir bitten nicht erst, wir wissen, daß wir uns auf die Unsern verlassen dürfen.

Die weitere Abrechnung also, nachdem die Gerichte gesprochen haben. Und nun wieder zur positiven Arbeit! A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

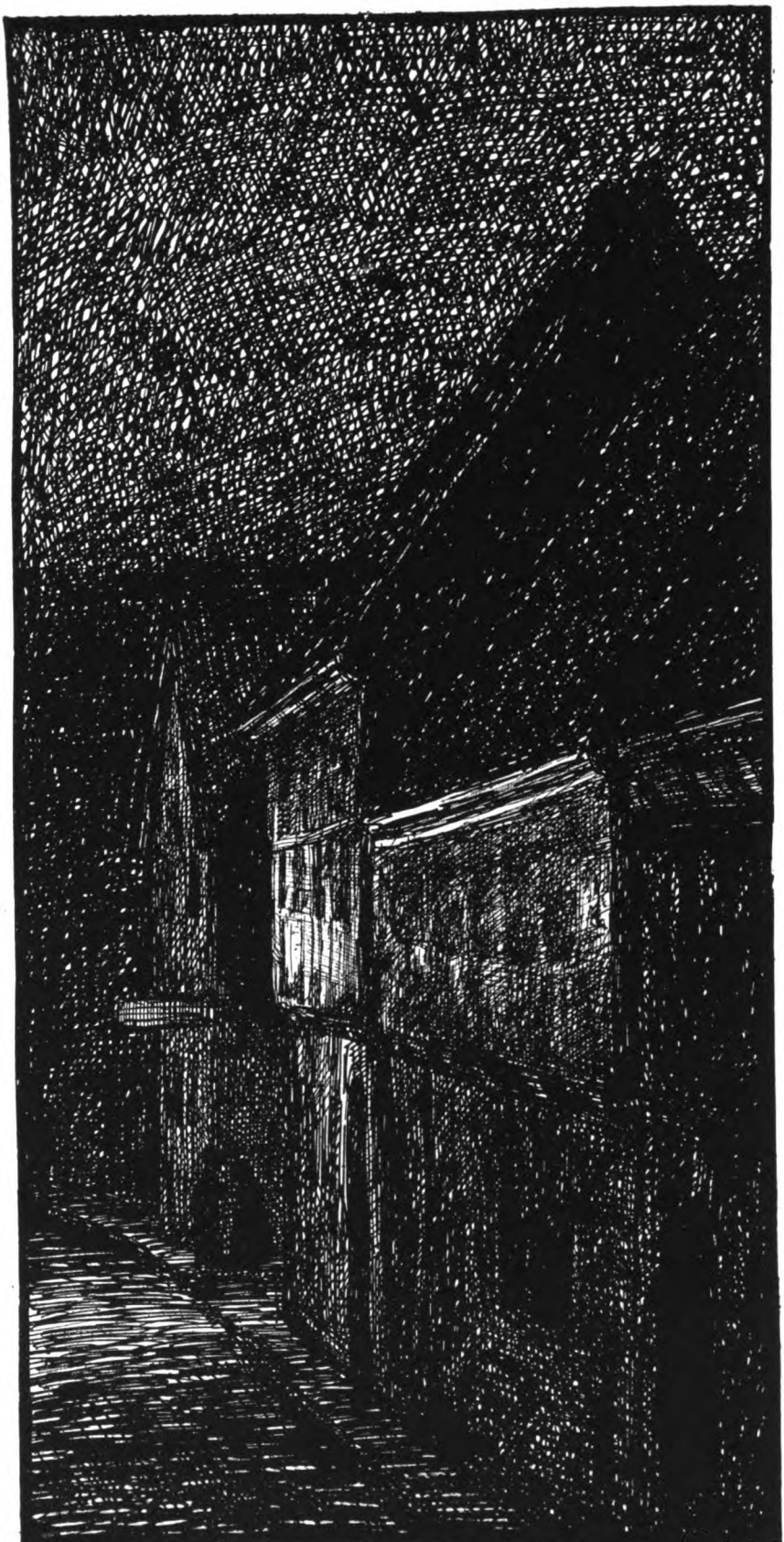
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

CHARLES J. PALMIÉ: MORGENSTIMMUNG AM MARIENPLATZ ZU MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google



DOROTHEA MILDE: STILLE GASSE

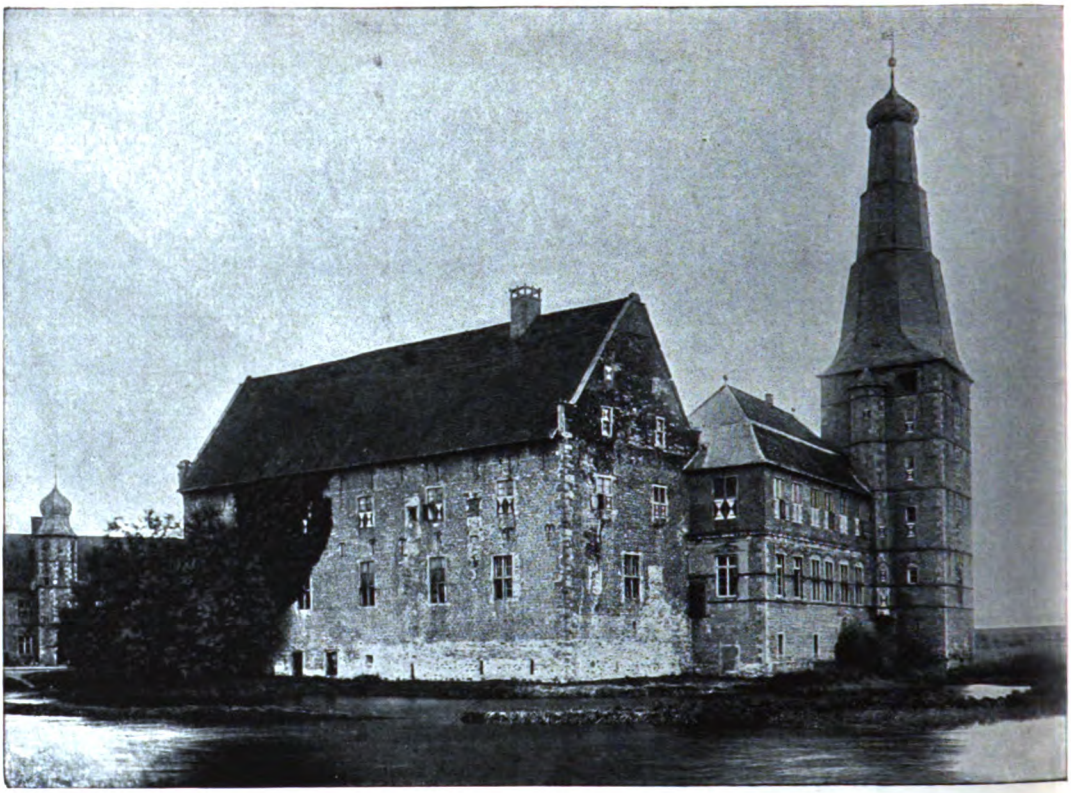
Digitized by Google

Digitized by Google

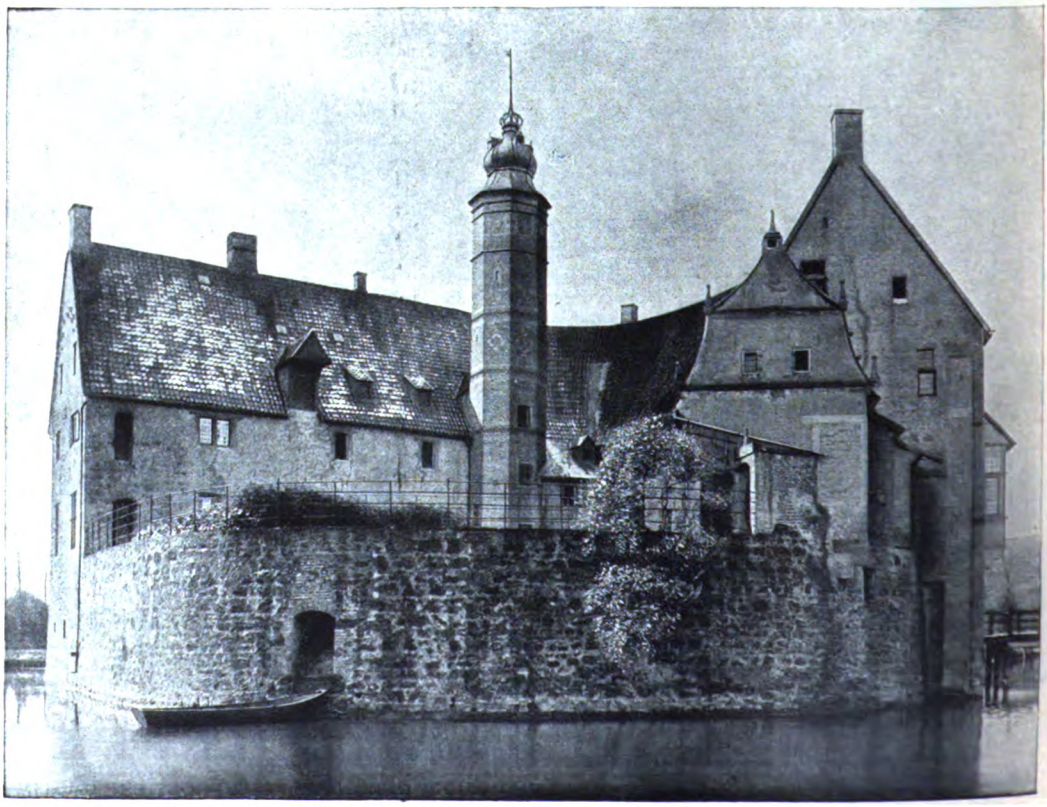
AUS DEM KUNSTWART

SCHLOSS GEMEN (OVALE WASSERBURG): DER GELÄNDETEIL LINKS ERBAUT UNTER HEINRICH VON GEMEN 1411, ANFANG DES 17. JAHRHUNDERTS UNTER HEINRICH VON SCHAUENBURG-HOLSTEIN UMGEBAUT

Digitized by Google



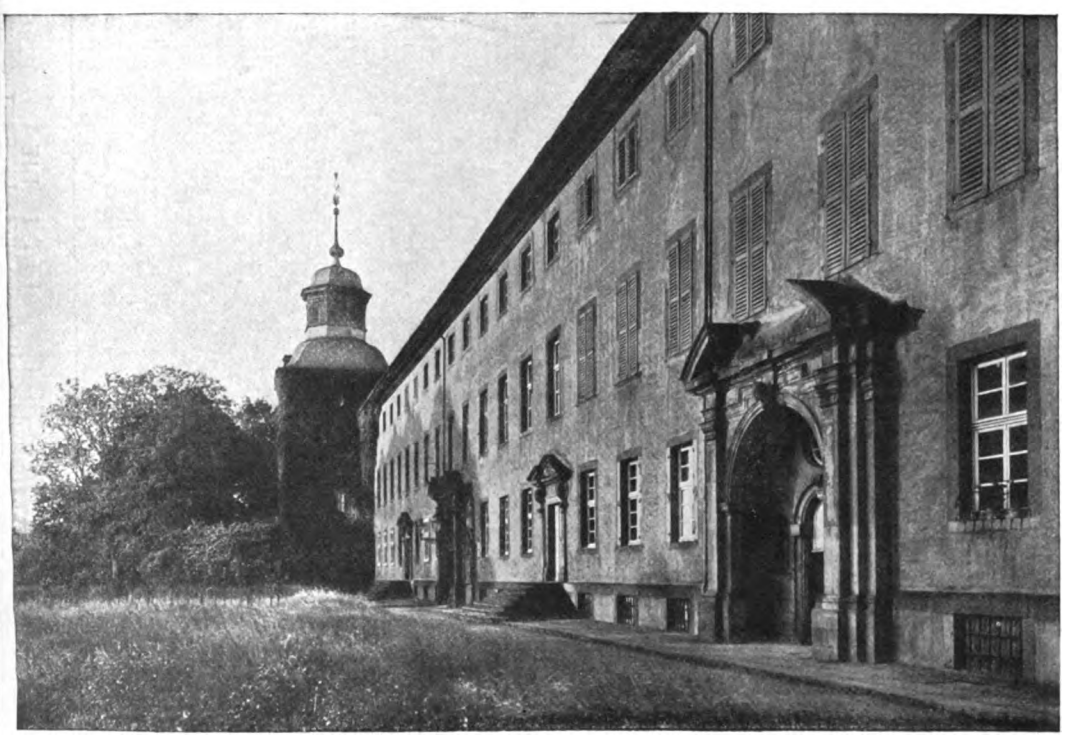
SCHLOSS RAESFELD:
ERBAUT VON MICHAEL VON GENT 1642–1650



BURG VISCHERING (OVALE WASSERBURG), „DER OBERE PLATZ":
BEREITS IM 13. JAHRHUNDERT GENANNT. HEUTIGER ZUSTAND AUS DER ZEIT UM 1550 UND GUT KONSERVIERT

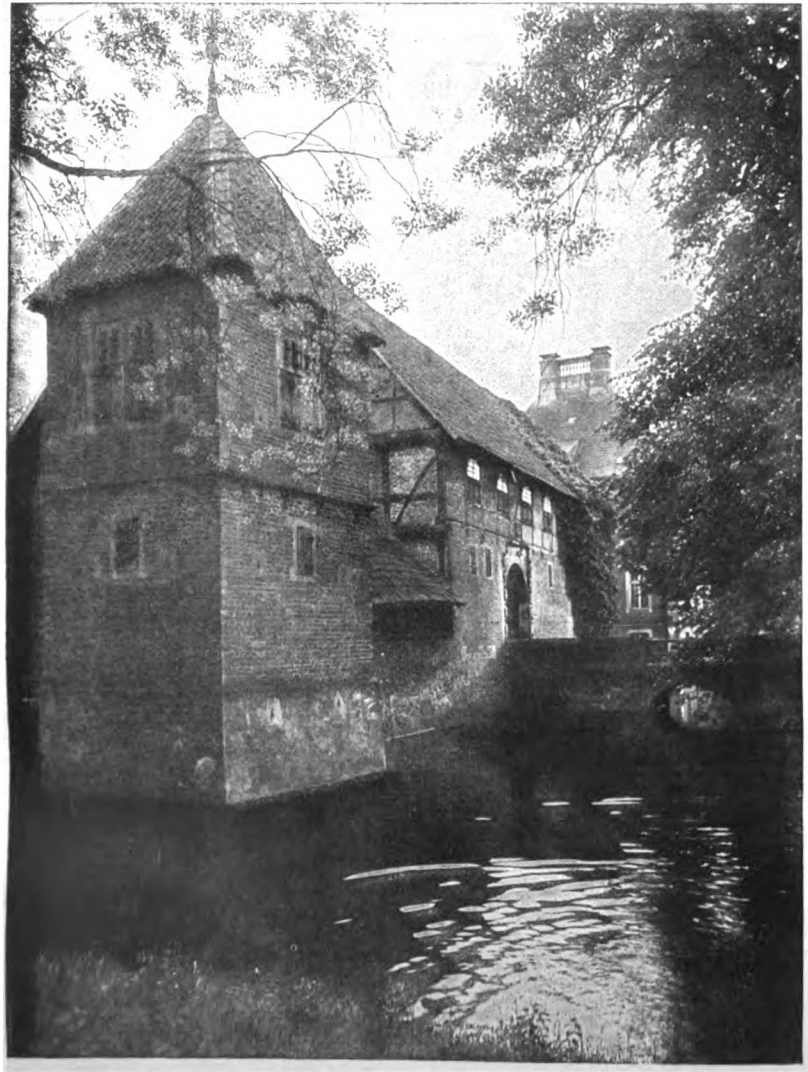
Digitized by Google

HAUS HAVIXBECK:
HERRENHAUS 16. JAHRHUNDERT,
TORPFEILER 18. JAHRHUNDERT

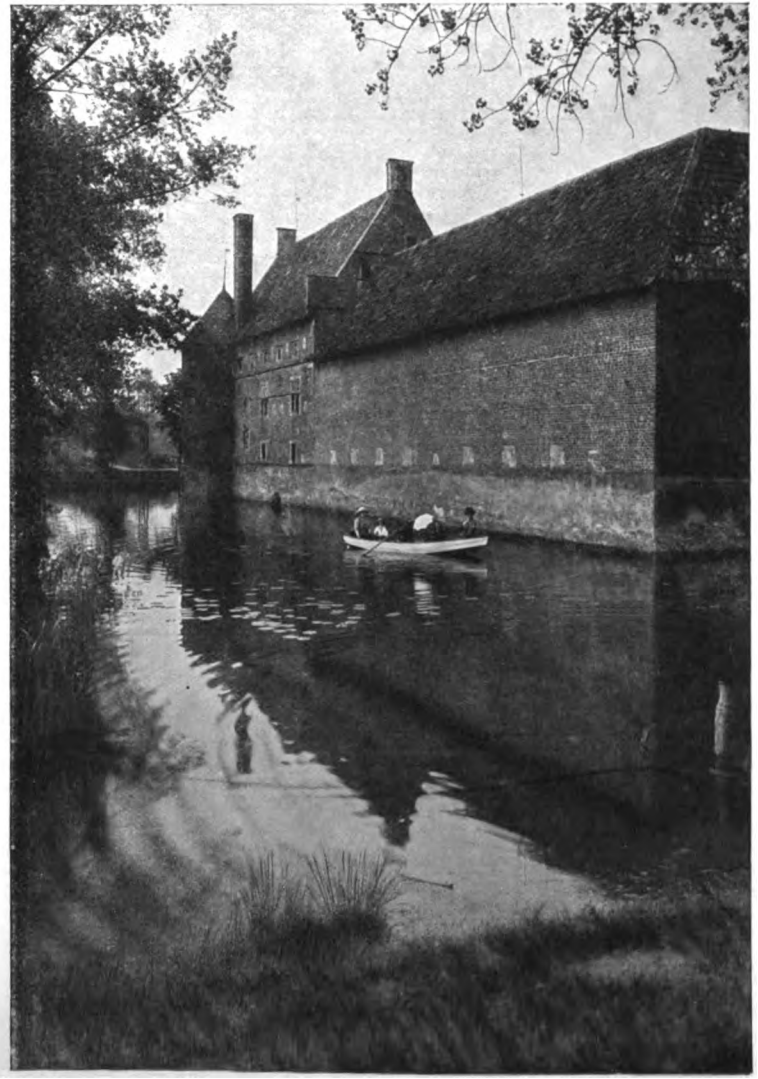


ABTEI CORVEY (WESTFASSADE):
113 m LANG, VOLLENDET ZWISCHEN 1714 UND 1721

Digitized by Google



HAUS BORG (EINFAHRT IN DIE VORBURG):
ECKTURM 1618, TORHAUS 1604, IM HINTERGRUNDE
DER ANBAU DES HERRENHAUSES VON 1719



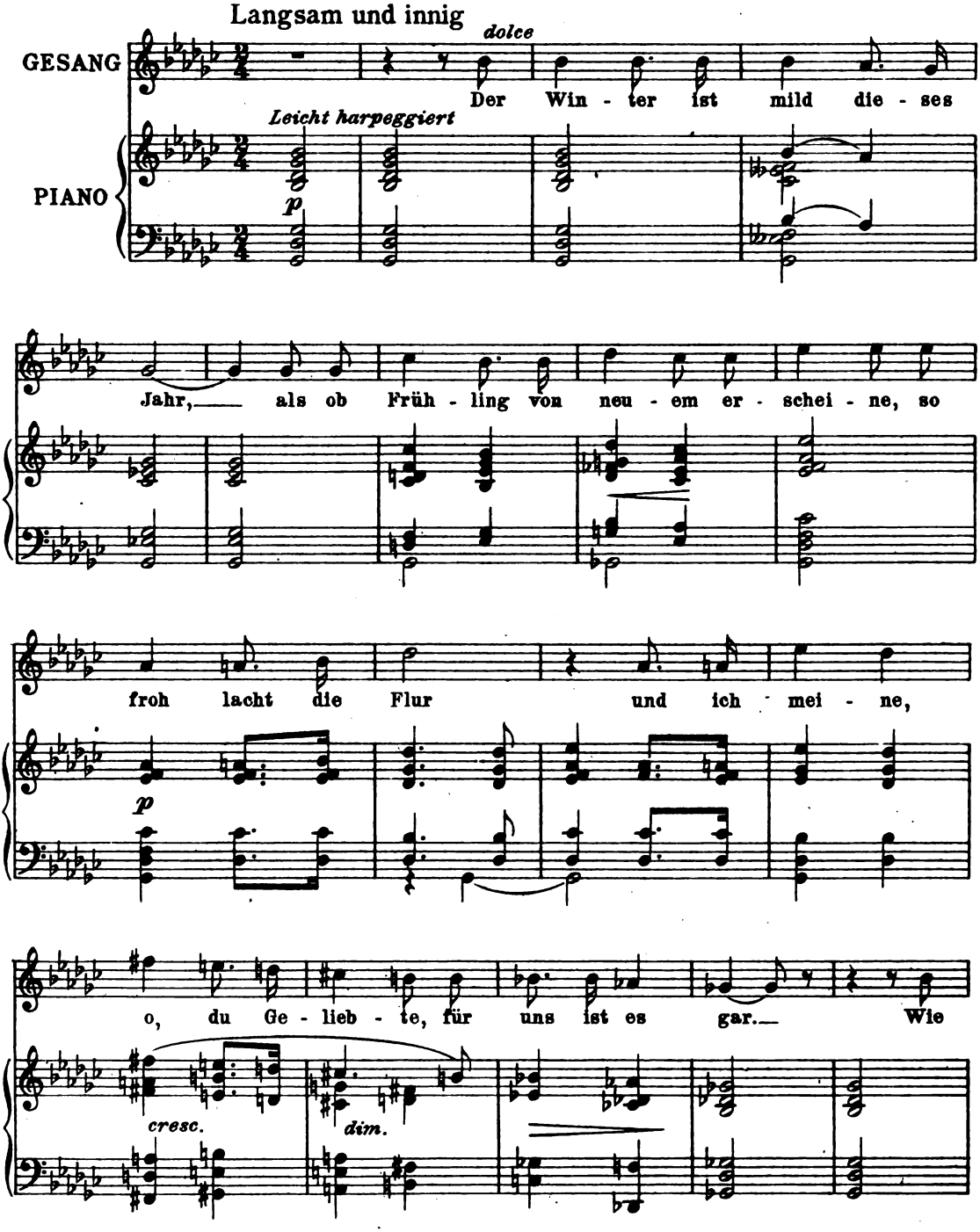
HAUS BORG (UNTERGEBÄUDE, „KORNHAUS"):
10. JAHRHUNDERT

Digitized by Google

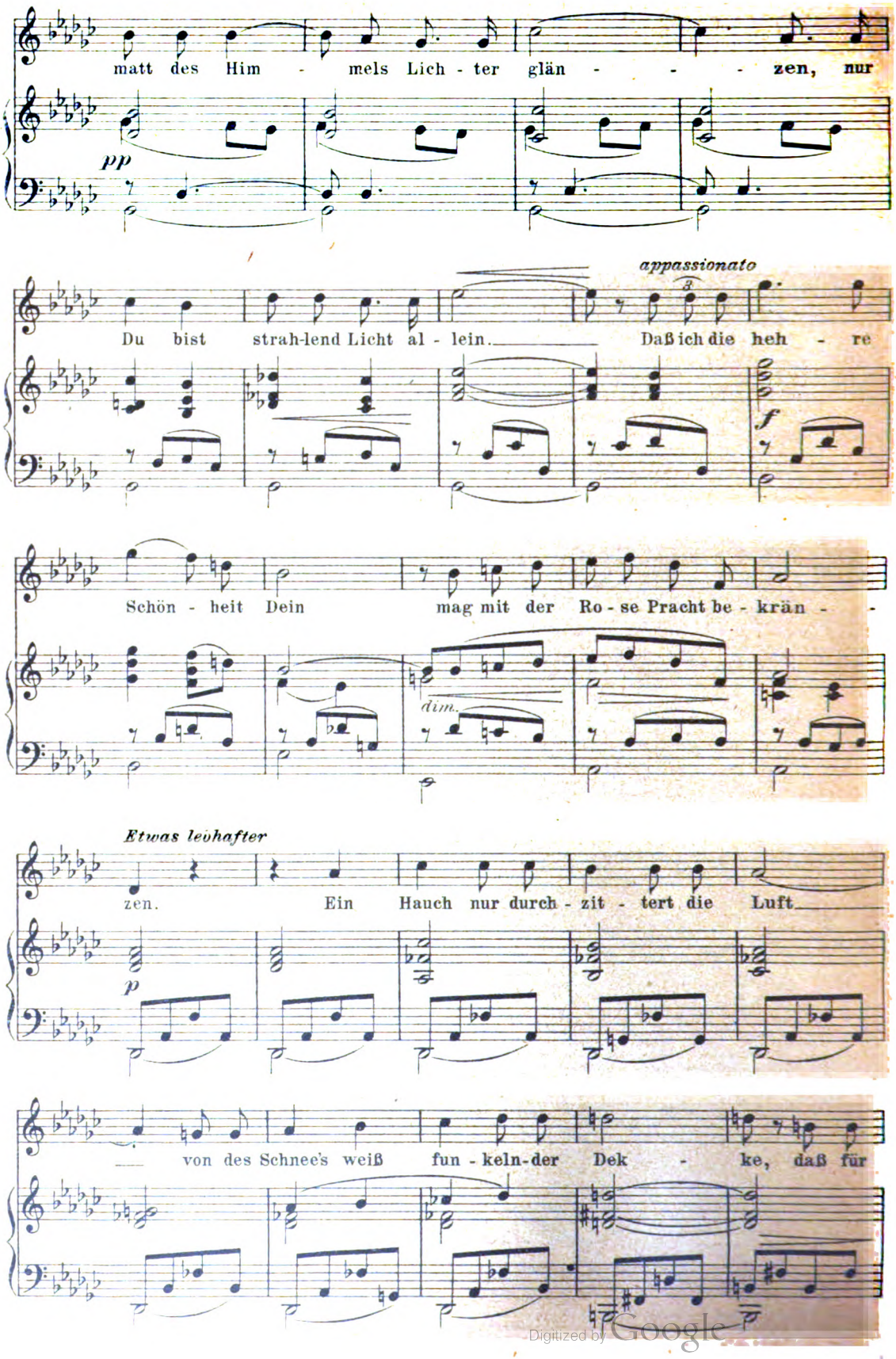
André Messager

DER WINTER IST MILD DIESES JAHR

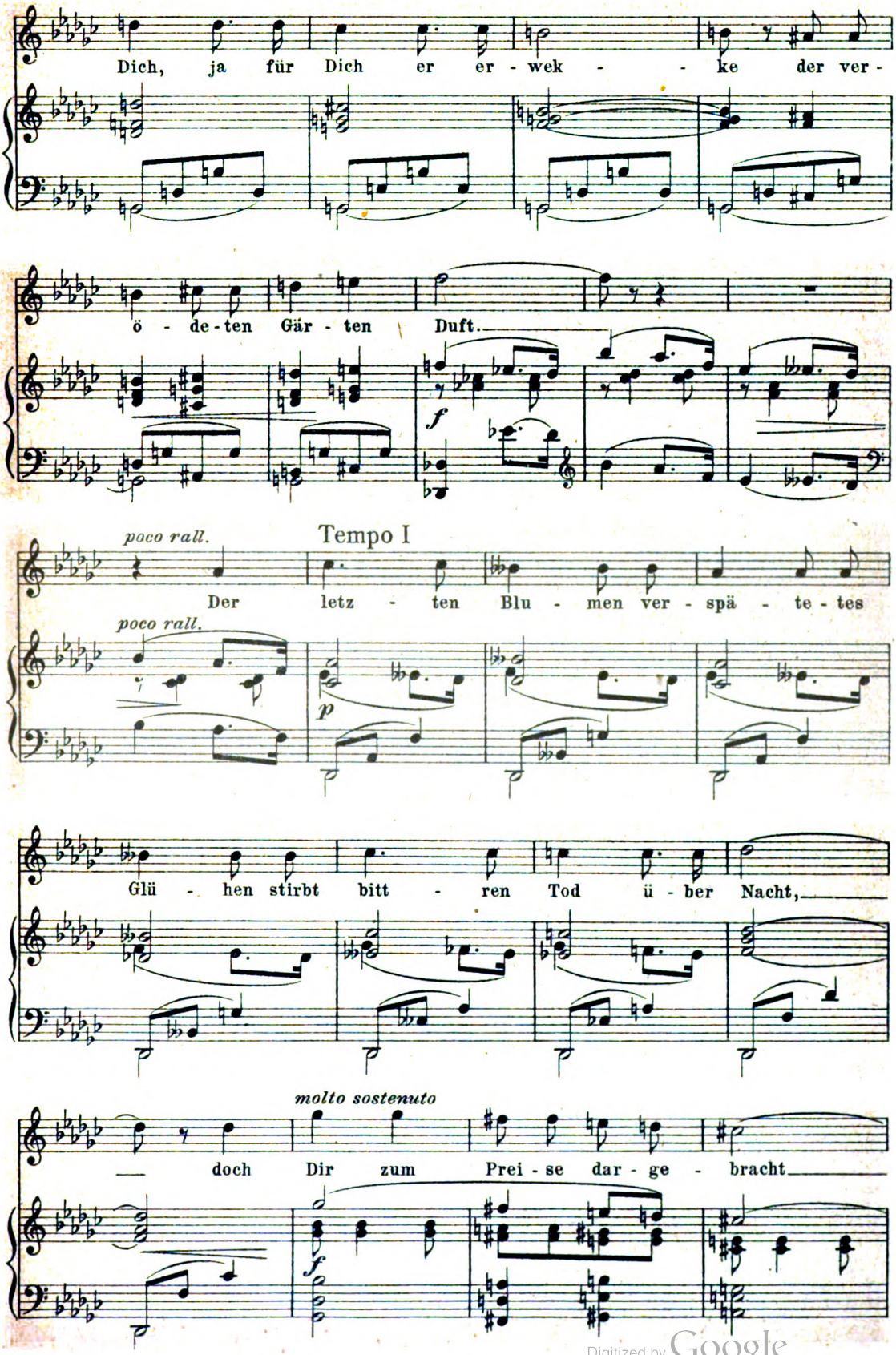
aus: „Amour d'hiver" (Winterliebe)



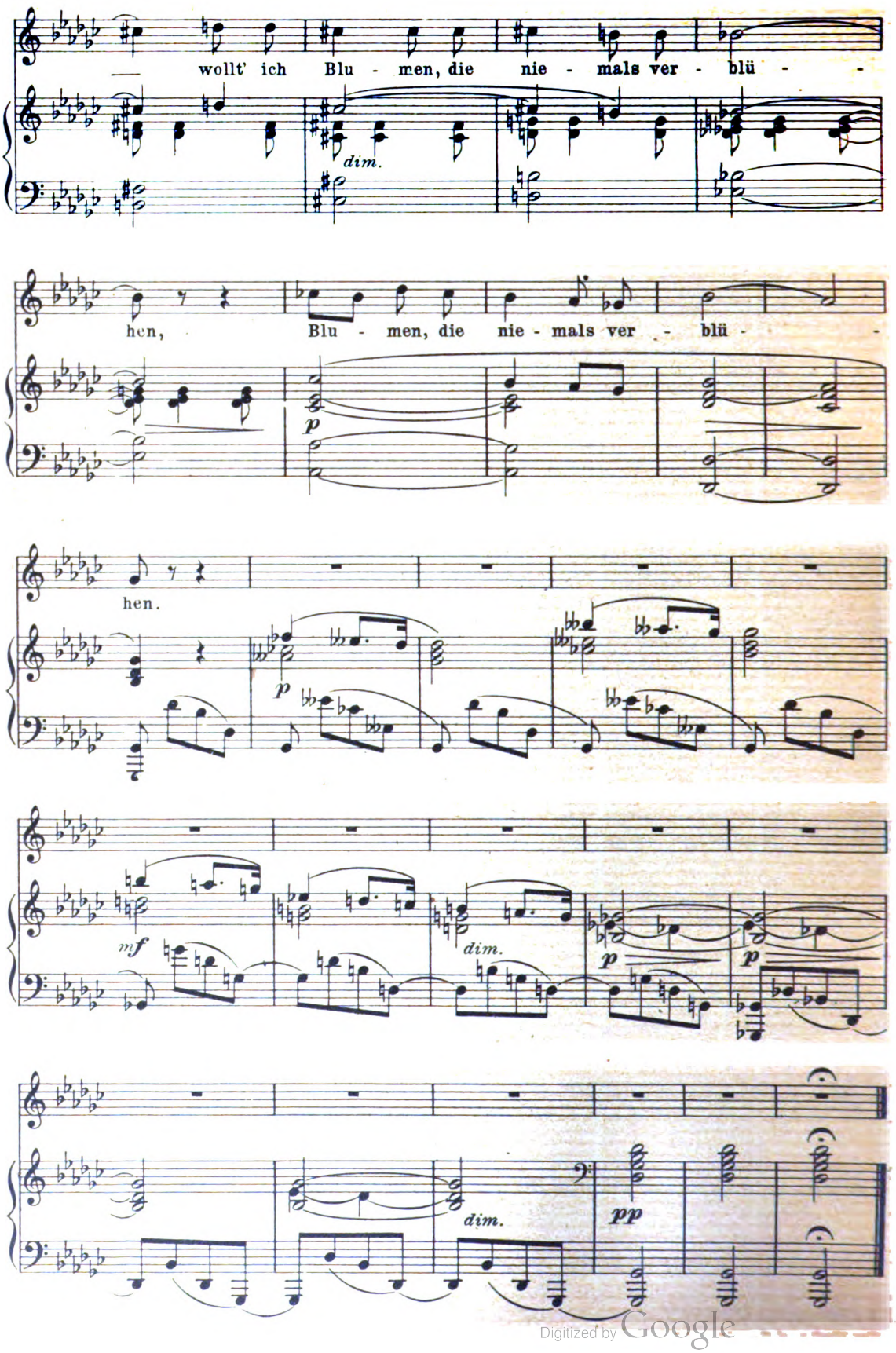
Vervielfältigung mit Genehmigung der Firma Adolph Fürstner, Berlin W. – Paris IX
Copyright 1911 und 1912 by Adolph Fürstner, Paris
Digitized by Google
Tous droits d'exécution, de représentation, de reproduction, de traduction et d'arrangements réservés pour tous pays



Digitized by Google



Digitized by Google



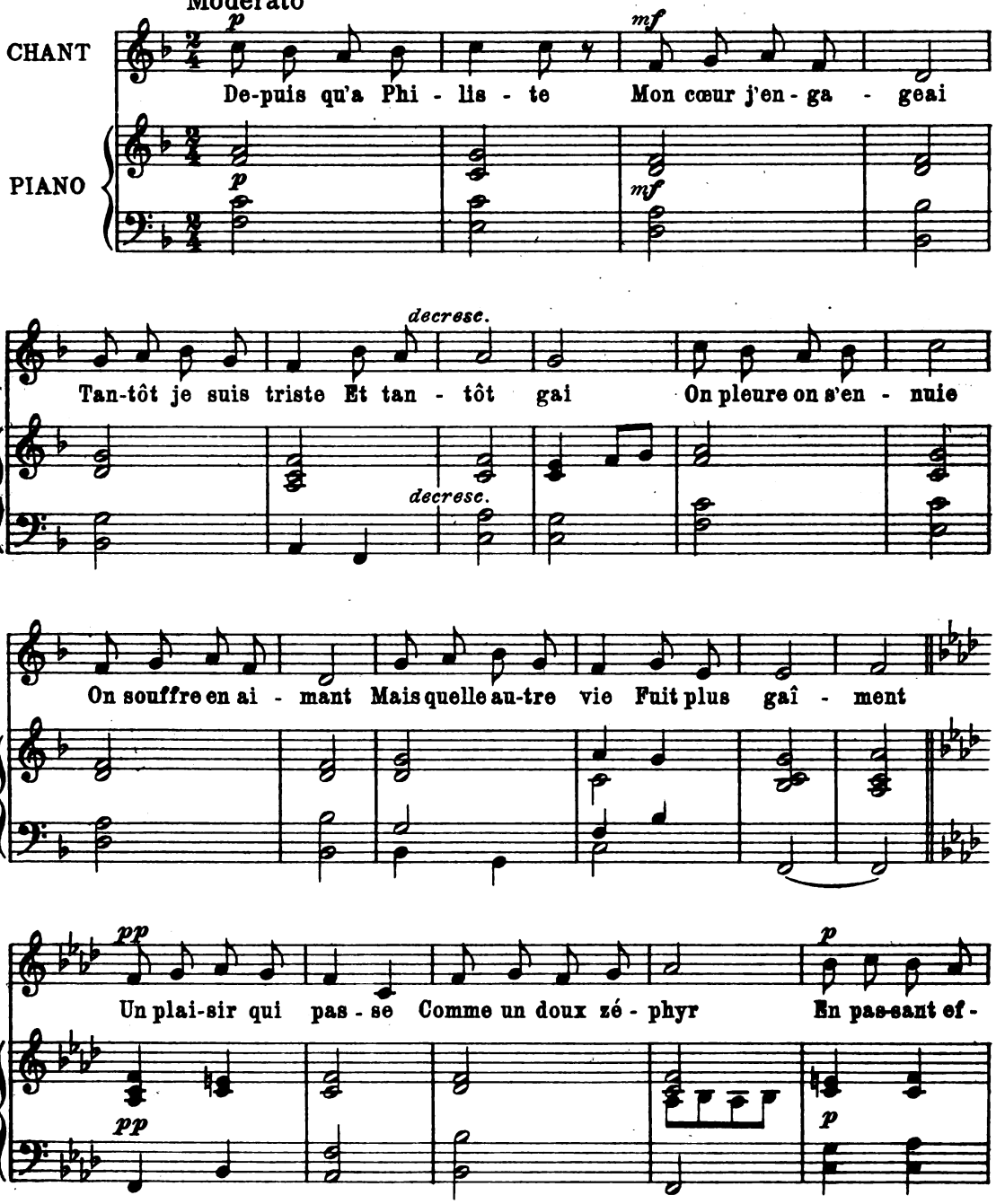
Digitized by Google

François de Breteuil

Op. 3 No. 3

DOUCE PLAINTE

Paroles d'après SEGRAIS
(1624-1701)

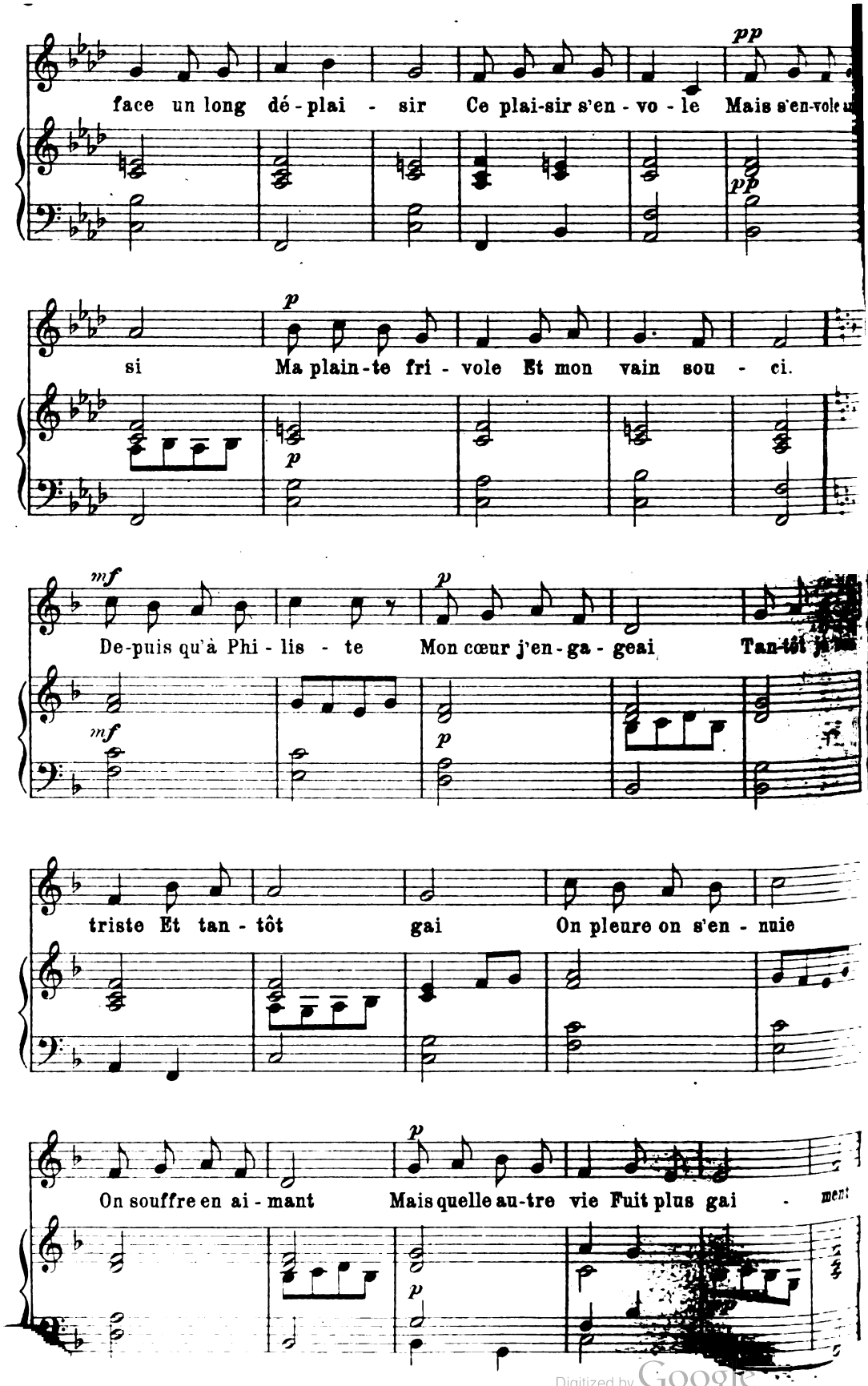


Vervielfältigung mit Genehmigung der Firma Adolph Fürstner, Berlin W.— Paris IX

Copyright 1911 by Adolph Fürstner, Paris

Tous droits d'exécution, de représentation, de reproduction, de traduction et d'arrangements réservés pour tous pays

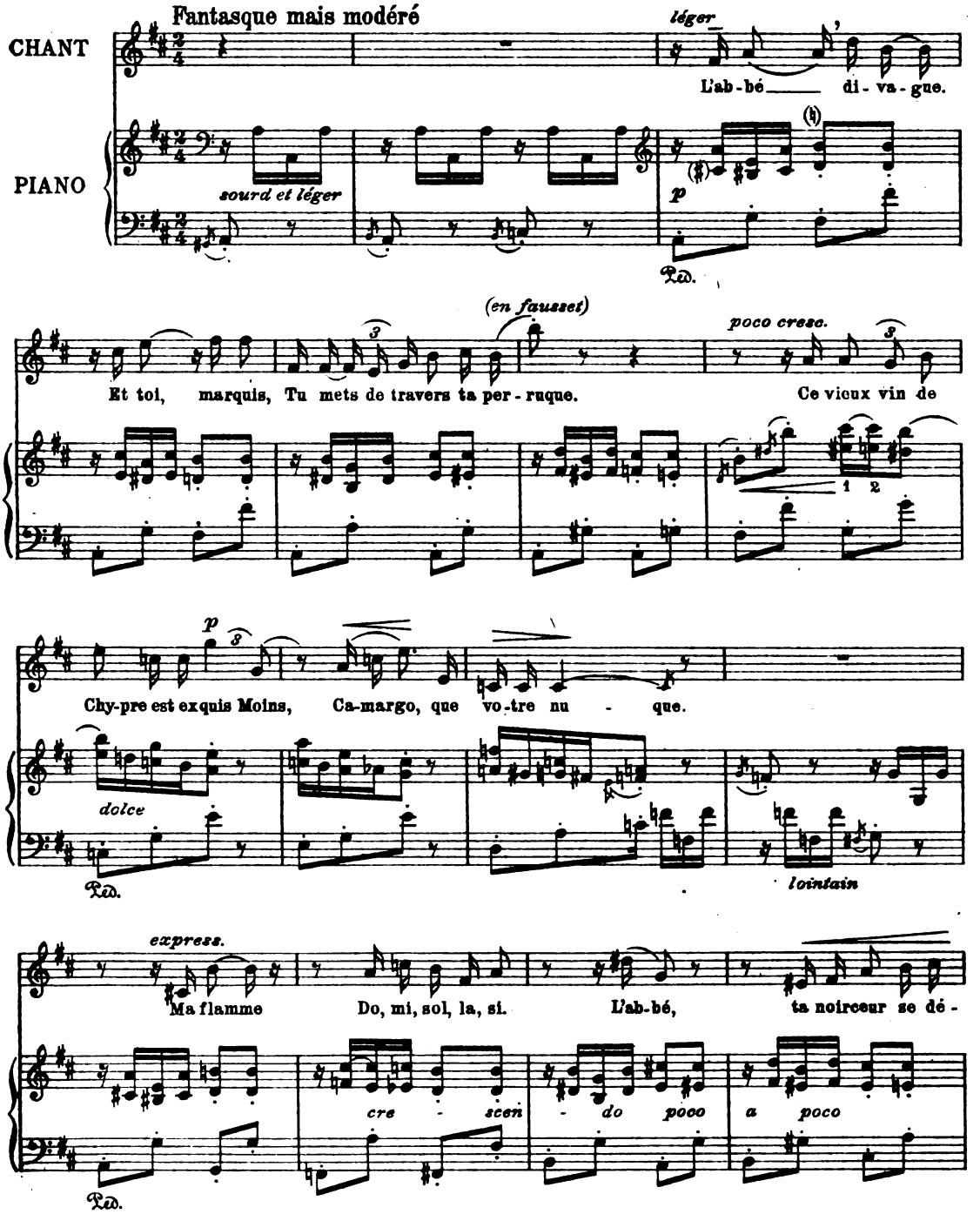
Digitized by Google



Digitized by Google

FERNAND OCHSÉ

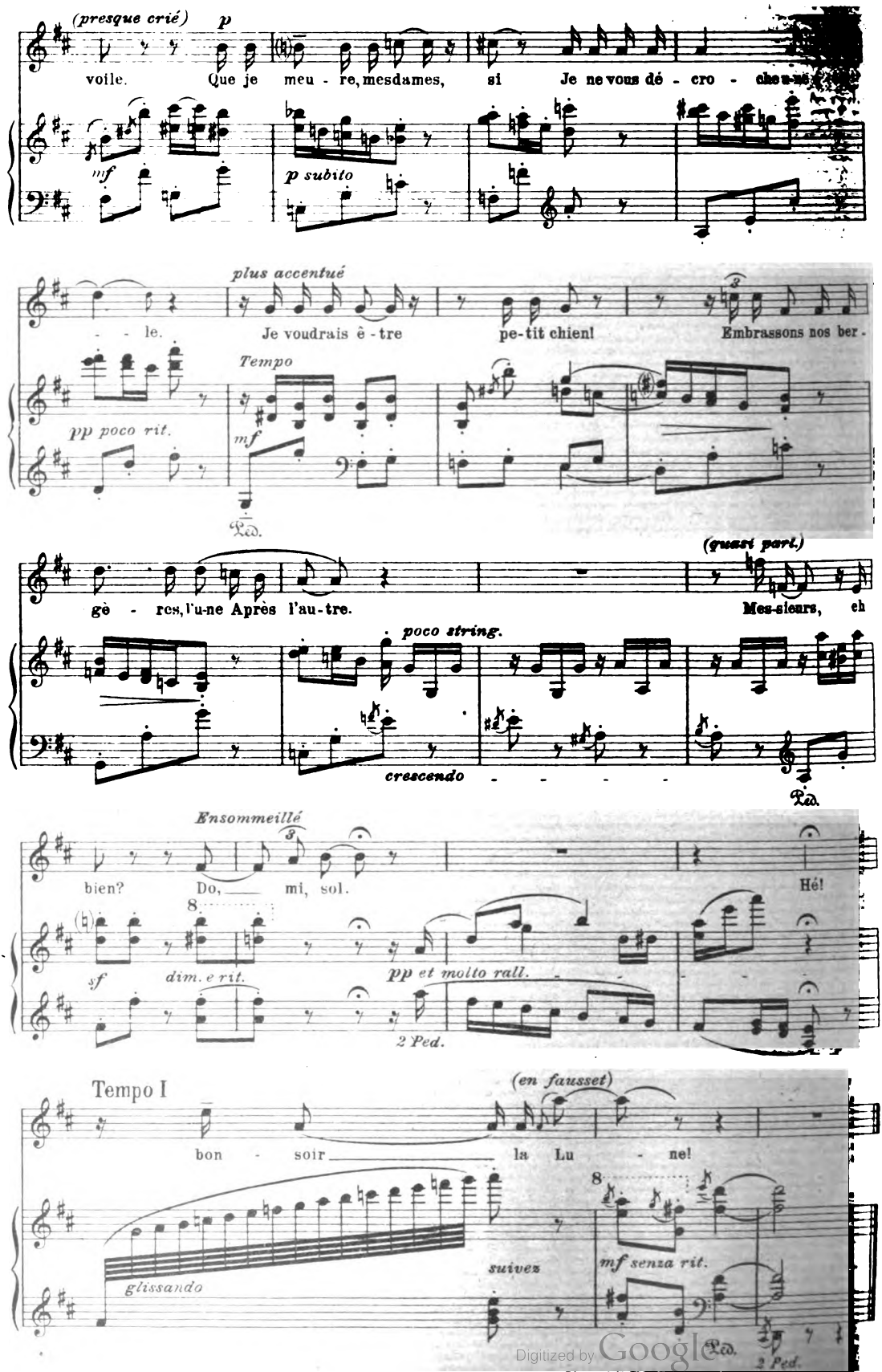
SUR L'HERBE*)



*) Il faut conserver à travers la diversité des intonations et des répliques de cette mélodie un sentiment d'unité et de poésie

Vervielfältigung mit Genehmigung der Firma Adolph Fürstner, Berlin W.– Paris IX
Copyright 1918 by Adolph Fürstner, Paris

Tous droits d'exécution, de représentation, de reproduction, de traduction et d'arrangements réservés pour tous pays



Digitized by Google

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter Leipzig